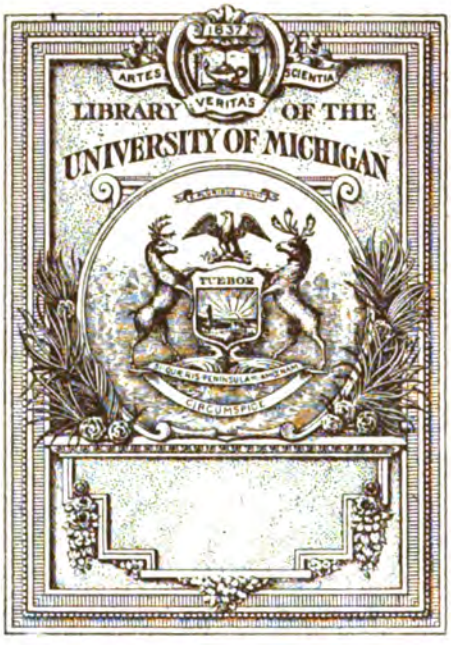
B 409659


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

HX
6
.N5

SEP

Nr. 1 38. Jahrgang · 2. Band 2. April 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Der preußische Verfassungsentwurf.** Von Heinr. Cunow.

**Das jungtürkische Lausanner Programm.** Von Dr. Fr. Schrader. I.

**Kunstlehrbücher.** Von Dr. John Schikowski.

**Die Entwicklung des Erbbaurechts.** Von Friedr. Kleeis (Halle a. d. Saale).

**Literarische Rundschau:** Professor Dr. Otmar Spann, **Vom Geist der Volkswirtschaftslehre.** Dr. Max H. Meyer, **Die Weltanschauung des Zentrums in ihren Grundlinien.** Franz Karl Endres, Major a. D., **Reichswehr und Demokratie. Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches.** Gustav E. Pazaurek, **Die Schönheitswerte der Postmarken.** Franz Gräffer, **Aus dem Wien des Kaisers Joseph.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

**Stuttgart**

**Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.**

# An unsere Leser!

Mit dem 1. April 1920 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

**◆ 75 Pfennig ◆**

**bei Vierteljahrsbezug 9 Mark 75 Pfennig.**

Wir hätten mit dieser Erhöhung bereits vor Jahr und Tag beginnen sollen, haben aber damit gezögert, da wir auf eine Verbilligung der Herstellungskosten hofften, — diese ist aber in weite Ferne gerückt, so daß wir mit dem Beginn des zweiten Halbjahrbandes ab 1. April zu diesem Schritt gezwungen worden sind.

Hochachtungsvoll

**Der Verlag der Neuen Zeit**

---


### Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.


---


# Einbanddecken zur Neuen Zeit

**38. Jahrgang, 1. Band**

in Halbleinen M. 4.50 sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt durch die Expedition der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Von der Anfertigung von Decken in Halbfranz muß wegen des starken Preisaufschlags bis auf weiteres abgesehen werden.


---

## Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Below, Georg v.,** Soziologie als Lehrfach. Ein kritischer Beitrag zur Hochschulreform. München, Duncker & Humblot. 60 S. Geh. 3,50 Mk.

**Bergsträßer, L., Kriegsnöte der Siegerstaaten.** Die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Ententeländern. Berlin, Zentralverlag. 24 S. Geh. 50 Pf.

**Betcke, Br.,** Der kaufmännische Stil. Leipzig, Hesse & Becker. 219 S. Geh. 4,50 Mk.

**Brod, Jakob,** Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung. Zweiter Teil. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 89 S. Geh. 3,50 Kronen.

**Broh, J.,** Entwurf eines Programms der U. S. P., verfaßt im Auftrag der Politischen Kommission des Aktionsrats Charlottenburg, sowie Kritik des Aktionsprogramms. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 71 S. Geh. 3 Mk.

**Das Programm der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki).** Angenommen auf dem achten Parteikongreß 1919. Leipzig, Frankes Verlag. 28 S. Geh. 50 Pf.

**Der Abgrund des Staatsbankrotts,** Wesen, Ursachen, Wirkung. Folge von Staatsbankrotten aller Zeiten und Völker mit ihren wertvollen Lehren für die Gegenwart. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 48 S. Geh. 2,40 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
**Heinrich Cunow**

*

Achtunddreißigster Jahrgang
Zweiter Band

Stuttgart 1920
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

# Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)


## I. Revolution und Zeitgeschichte

### A. Politische Zeit- und Streitfragen

#### 1. Allgemeines

Barth, E., Kompromisse oder nicht? A 59
— San Remo. A ... 97
— Spaa. A ... 385
— Das Resultat von Spaa. A ... 416
Birnbaum, W., Geistiges Manko! A 189
Blos, A., Die Frau in der Politik. A 592
Cunow, Heinr., Das Ergebnis von San Remo u. die politische Lage. A 121
— Wohin geht die Fahrt? A ... 265
— Die Notwendigkeit d. Umlernens. A 289
— Genf und der Ententeimperialismus. A ... 481
Fehlinger, H., Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen. R 23
— R. Pollak, Volksvertretung. R.. 312
— E. L. Bogart, Direct and indirect cost of the great world war. R. 358
Feydt, Dr., Hindenburgs »Kriegserinnerungen«. A ... 368
Guske, Wilh., Demokratisierung der Verwaltung. A ... 221
— Arbeiter-, Angestellten-, Beamten-, oder einheitliches Arbeitnehmerrecht. A ... 542
Hist, J., G. Brandes, Der Tragödie zweiter Teil: Der Friedensschluß. R 119
Hurwicz, E., Der Föderalismus. A.. 112
H., J., E. Herbst, Für Menschheitskultur! R ... 359
Kranold, Albert, Die politischen Beamten im neuen Staat. A ... 538
Rausch, Bernh., Die Entwaffnung Deutschlands. A ... 102
— Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie. A ... 313 345
Red., Die Verteilung der Kriegsbeute. N ... 72
— Schulden der Ententestaaten unter sich. N ... 383
— Europas nächste Zukunft. N .... 384

#### 2. Revolution

Cunow, Heinr., Militärischer Gegenrevolutionarismus. A ... 25
E., H., K. Brammer, Fünf Tage Militärdiktatur. R ... 216
Fehlinger, H., R. Scheu, Wanderungen durch Böhmen am Vorabend der Revolution. R ... 167
Heichen, A., H. Marx, Handbuch der Revolution in Deutschland. R... 501
Laufkötter, Fr., Goethe und die Revolution. A ... 465
Rausch, B., Von Kiel bis Kapp. A.. 486

#### 3. Afrika

Schrader, Fr., Die ägyptische Frage. A 172

#### 4. Balkan

Jugowitsch, P., Jugoslawische Politik. A ... 158 205
— Sozialismus und Kommunismus in Jugoslawien. A ... 559
Schrader, Fr., Das jungtürkische Lausanner Programm. A ... 631

#### 5. Deutschland

Altmaier, J., Von Allenstein bis Tauroggen. A ... 440
Cunow, Heinr., Der preußische Verfassungsentwurf. A ... 1
Guske, W., F. K. Endres, Reichswehr und Demokratie. R ... 23
Herbert, Fr., Pommern, ein Hort der Reaktion. A ... 139
Laufkötter, Fr., P. Hirsch, Kommunalpolitische Probleme. R ... 239
Osterroth, N., Der Kampf um Oberschlesien. A ... 529
Rausch, Bernh., Was soll geschehen? Zur Reform der Reichswehr. A 49
Red., Die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland. N ... 408
Schmidt, Th. A., Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands. A.. 235

#### 6. England

Barth, Erwin, Gefährdeter Kriegsgewinn Englands in Persien. A. 319
Red., Englands wirtschaftlicher Wiederaufbau. N ... 528
Staudinger, F., Die britische Genossenschaftsbewegung. A ... 506

#### 7. Frankreich

Nossig, A., Der französische Nationalsozialismus. A ... 248
Riebke, P., Die französischen Sozialisten und die deutsche Republik. A 177
— Der Heerbann der französischen Bourgeoisie. A ... 518

#### 8. Japan

Fehlinger, H., P. Ostwald, Deutschland und Japan. R ... 528
Pagel, Erich, Die wirtschaftliche Entwicklung Japans. A .... 390 421 443
Red., Japans Rüstungen. N ... 120
— Japans Handelsflotte. N ... 504

#### 9. Rußland

Heichen, Osteuropa-Institut Breslau, Die Gesetzgebung d. Bolschewiki. R 287
Lwoff, A., Die Agrarpolitik der Sowjetregierung. A ... 217

### 10. Tschechoslowakei

Stein, Hans, Die Tschechoslowakei als Wirtschaftsgebiet. A..... 374

## B. Wirtschaftspolitik und -lage

### 1. Zur Wirtschaftsentwicklung

Barth, Erwin, K. Kleefeld, Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaues. R..... 455
Beyer, A., Die gegenwärtige Lage der deutschen Eisenindustrie. A.. 169
— Akkord- oder Zeitlohn? A..... 457
Cunow, Heinr., Valutastand u. Preisabbau. A..... 241
Fehlinger, H., W. A. Wilhelm, Wirtschaftsdemokratie der Zukunft. R 477
Heichen, A., Probleme des Messewesens. A..... 126
— Der deutsche Ausverkauf. A.... 146
— Zum internationalen Wirtschaftskongreß in Frankfurt a. M. A. 193
— Gleitende Löhne. A..... 307
— Zum Währungsstreit. A..... 332
— Sozialismus und Auslandsverschuldung. A..... 461
Jöhlinger, O., Eine literarische Tat. A 342
Laufkötter, Fr., Othmar Spann, Vom Geist der Volkswirtschaftslehre. R..... 20
— J. Plenge, Stammformen der vergleichend. Wirtschaftstheorien. R 70
— Die seelischen Wirkungen einer sozialistischen Wirtschaftsweise. A..... 585
Red., Der Stand des deutschen Außenhandels im Jahre 1919. N..... 167
Sachs, M., Gesellschaft für soziale Reform, Die gesunkene Kaufkraft des Lohnes. R..... 286
Schmidt, Th. A., Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands. A.. 235
Tesessy, Fr., Löhne und Weltmarktpreise. A..... 349

### 2. Verstaatlichung und Sozialisierung

Ellinger, A., Zur Sozialisierung des Bau- u. Wohnungswesens. A 81 107
Laufkötter, Fr. A., Ellinger, Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens. R..... 165
lp., E. Fischer, Gemeinwirtschaftliche Regelung d. Milchversorgung. R 45

### 3. Genossenschaftswesen

Laufkötter, Fr., Die deutschen Konsumgenossenschaften nach d. Weltkrieg. A..... 162
Maier, K., Grundsätzliches zur Verfassung der eingetragenen Genossenschaft. A..... 63
Staudinger, F., Die britische Genossenschaftsbewegung. A..... 505

## C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

### 1. Allgemeines

B., H., H. Studders, Das Taubesche System d. Ziehkinderüberwachung in Leipzi. R..... 502
— Fr. Wolff, Die Rechtsstellung des unehelichen Kindes im Bürgerl. Gesetzbuch und ihre Reform. R.. 250
— P. Frank, Wohlfahrtspflege im Volksstaat. R..... 526
Crodel, H., Die Erwerbslosenfürsorge. A..... 400
Cunow, H., J. F. Bray, Die Leiden der Arbeiterklasse und ihre Heilmittel. R..... 599
Fehlinger, H., G. Frey, Bilder aus d. Gesundheitswesen in Polen. R 575
Hift, J., J. Braunthal, Die Sozialpolitik der Republik. R..... 44
— L. Brügel, Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848 bis 1918. R.. 44
— P. Mayet, Uneheliche Mütter. Ihre Not und Rettung. R..... 166
Kleeis, Fr., Die Neugestaltung unserer Armenpflege. A..... 40
Laufkötter, Fr., L. v. Bortkiewicz, Bevölkerungswesen. R..... 525
Lehmann, Henni, Zur Frage der Mutterschaft. A..... 570
Red., Der Achtstundentag in Norwegen. N..... 168
— Die Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen im preußischen Bergbau. N..... 264
Sachs, M., Gesellschaft für soziale Reform, Die gesunkene Kaufkraft des Lohnes. R..... 286
Seidel, Karl, Die Regelung der Nacht- u. Sonntagsarbeit in der deutschen Binnenschiffahrt. A..... 234

### 2. Wohnungspolitik

Ellinger, A., Zur Sozialisierung des Bau- u. Wohnungswesens. A 81 107
— Das Siedlungsproblem als Zentralproblem unseres Wiederaufbaues. A..... 577
Hift, J., Robert Adolph, Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe. R 47
Kleeis, Fr., Die Entwicklung des Erbbaurechts. A..... 16
Sachs, M., G. Haberland, Wie kommen wir aus der Wohnungsnot heraus? R..... 263
— J. Brod, Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung. R..... 263

### 3. Steuerfragen

Hirsch, P., Das Steuerrecht der Gemeinden im neuen Deutschland. A 433
Kranold, Alb., Über einen Fehler in den Vermögenssteuergesetzen. A 270


335762

## II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

### Arbeiterbewegung

#### 1. Geschichte des Sozialismus


Conrady, A., Friedrich Engels in seinen Jugendjahren. A .... 276 293
Heichen, A., M. Beer, Allgemeine Geschichte des Sozialismus. R .. 46
— Der Marxismus Lenins. A ..... 596
Korn, K., Reichsgründung und Kommune. A ..... 210


#### 2. Theorie des Sozialismus


Cunow, Heinr., Marx und die Diktatur des Proletariats. A ..... 152
— Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms. A ..... 361
— W. Blos, Marx oder Bakunin? — Demokratie oder Diktatur? R .. 405
— Marx, Engels und Feuerbach. A 409
— Der Meinungskampf im Lager der U.S.P.D. A ..... 553
Dietz, Ed., Der Katholizismus und die neue Zeit. A ..... 114 135
Hoppe, K., Preußentum und Sozialismus. A ..... 395
Schwarz, Joh., Betriebswirtschaftslehre und Sozialismus. A ..... 534


#### 3. Gesellschafts- und Staatslehre


Izzerman, A. W., Referendum und Volksinitiative. A ..... 55 92
Laufkötter, Fr., K. Binding, Zum Werden und Leben der Staaten. R 454


#### 4. Sozialistische Arbeiterbewegung


Cunow, Heinr., Emanuel Wurm †. A 145
Groger, M., Die geistige Beeinflussung der Massen. A ..... 566
Laufkötter, Fr., Innere Zwietracht in der sozialistischen Bewegung. A 337
Sachs, M., Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms. A ..... 491 512


#### 5. Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung


Laufkötter, Fr., A. Weber, Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. R.. 356


#### 6. Rätesystem


Harz, H., Der Entwurf eines Betriebsbilanzgesetzes. A ..... 450
Moeglich, A., Bilanzverschleierung und Betriebsräte. A ..... 68


## III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst

#### 1. Bildungswesen


Berger, H., W. Hausenstein und A. Kranold, Der deutsche Student. R 430
Bournot, O., Sozialdemokratie und Kulturpolitik. A ..... 78
Buchenau, A., Ein Vierteljahrhundert Sozialpädagogik. A ..... 329
Busemann, E., Freie Bahn dem Fachbegabten! A ..... 300
Guske, W., Die Berufsbildung der Verwaltungsbeamten. A ..... 87
Laufkötter, Fr., G. v. Below, Soziologie als Lehrfach. R ..... 406
Lehmann, Henni, Universität und Studenten. A ..... 547
Lohmann, R., Reichsschulkonferenz und Schulreform. A ..... 73
L. L., Arbeiterbildung. R ..... 501
Marckwald, H., Eine Frankfurter Arbeiterakademie. A ..... 352
Quarck, Max, Die Reichsschulgesetzgebung. A ..... 182
Vorländer, K., Neue sozialpädagogische Literatur. R ..... 141
— M. Weber, Wissenschaft als Beruf. R ..... 453
Witte, E., Das Hamburger Gesetz über die Selbstverwaltung d. Schulen. A 310


#### 2. Philosophie


Hift, J., P. Kammerer, Lebensbeherrschung. R ..... 191
Hurwicz, E., Die »Weisheitsschule«. A 251
Laufkötter, Fr., Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung. A... 199 228
Schikowski, J., Eine neue Geschichtsphilosophie. A ..... 322
Vorländer, K., Max H. Meyer, Die Weltanschauung des Zentrums. R 21
— Philosophiegeschichtliches. A .... 259
— Thom. v. Aquino—Locke—Hegel. A 475
— Sozialidealismus (P. Natorp). A 497


#### 3. Literatur


Cunow, H., L. Lessen, Ein Wanderbuch. R ..... 525
Fehlinger, H., A. Dirr, Kaukasische Märchen. R ..... 524
— Th. Koch-Grünberg, Indianermärchen aus Südamerika. R ..... 524
Feydt, Dr., Hindenburgs »Kriegserinnerungen«. R ..... 368
ge., Wilh. Reimes, Durch die Drahtverhaue des Lebens. R ..... 118
Hift, J., Fr. Gräffer, Aus dem Wien des Kaisers Joseph. R ..... 24
— Rom. Rolland, Les Précurseurs. R 71
— F. Kürnberger, Briefe eines politischen Flüchtlings. R ..... 144
— A. Latzko, Der wilde Mann. R. 383
— P. Metternich-Sándor, Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. R..... 431
— H. Barbusse, La lueur dans l'abîme. R ..... 478
— E. Hoeflich, Feuer im Osten. R.. 503
H., J., L. Rubiner, Kameraden der Menschheit. R ..... 456

H. J. Upton Sinclair, Jimmie Higgins. R. ... 527
Kliche, Jos., Literaturgeschichtschreibung. A ... 35
— Vom niederdeutschen Schrifttum. A 283
— Wilhelm Holzamer als Erzähler und Poet. A ... 334
— Tagore. A ... 573
Kl., K. Busse, Aus verklungenen Stunden. R ... 192
— G. Hermann, Kleine Erlebnisse. R 192
— M. Kretzer, Wilder Champagner. R 192
— A. Eloesser, Die Straße meiner Jugend. R ... 192
— F. Hollaender, Salomons Schwiegertochter. R ... 312
— R. Greinz, Der Garten Gottes. R 358
— M. Glaß, Die entfesselte Menschheit. R ... 382
— Kl. Viebig, Das rote Meer. R .. 407
— G. Leutelt, Hüttenheimat. R .... 432
— A. Bock, Der Schlund. R ..... 504
— Br. Wille, Der Glasberg. R .... 527
— Max Ludwig, Der Statthalter. R 552
— H. M. Elster, Walter v. Molo und sein Schaffen. R ... 575
— R. J. Kreutz, Die einsame Flamme. R ... 600
Lessen, L., Neue Gaben zweier Arbeiterdichter. A ... 470
L. L., Ernst Zahn, Der sinkende Tag. R 552
— H. Thurow, Butu Simbas Mission. R 576
ln., S. Dembitzer, Über die Liebe. R 480
Schipfmann, Maria, M. Bruch, Märchenritt! Wer kommt mit? R ... 240
— Br. Schönlank, Sonniges Land. R 240

### 4. Kunst

Schikowski, J., Kunstlehrbücher. R. 11
— G. E. Pazaurek, Die Schönheitswerte der Postmarken. R ... 23
— Max Klinger †. A ... 426

## IV. Geschichte, Länder- und Völkerkunde

bs., L. M. Hartmann, Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. R ... 479
Fehlinger, H., A. Knabenhans, Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen. R ... 48
— Schriften und Karten zu den Friedensverträgen. A ... 213
— Die neue Landkarte Europas. N 359
— W. Sorge, Geschichte der Prostitution. R ... 456
— Neue Literatur über Kultur und Politik außereuropäischer Völker. A ... 522

## V. Technik

Fehlinger, H., Der Rhein—Donauschiffahrtsweg. A ... 130
— Die Neckarkanalisierung. A ..... 378

# Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

### 1. Artikel

Altmaier, J., Von Allenstein bis Tauroggen ... 440
Barth, Erw., Kompromisse oder nicht? 59
— San Remo ... 97
— Gefährdeter Kriegsgewinn Englands in Persien ... 319
— Spaa ... 385
— Das Resultat von Spaa ... 416
Birnbaum, W., Geistiges Manko! .. 189
Beyer, A., Die gegenwärtige Lage der deutschen Eisenindustrie ... 169
— Akkord- oder Zeitlohn? ... 457
Blos, A., Die Frau in der Politik ... 592
Bournot, O., Sozialdemokratie und Kulturpolitik ... 78
Buchenau, A., Ein Vierteljahrhundert Sozialpädagogik ... 329
Busemann, E., Freie Bahn dem Fachbegabten! ... 300
Conrady, A., Friedrich Engels in seinen deutschen Jugendjahren. 276 293
Crodel, H., Die Erwerbslosenfürsorge 400
Cunow, Heinrich, Der preußische Verfassungsentwurf ... 1
Cunow, Heinr., Militärischer Gegenrevolutionarismus ... 25
— Das Ergebnis von San Remo und die politische Lage ... 121
— Emanuel Wurm † ... 145
— Marx und die Diktatur des Proletariats ... 152
— Valutastand und Preisabbau .... 241
— Wohin geht die Fahrt? ... 265
— Die Notwendigkeit des Umlernens 289
— Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms ... 361
— Marx, Engels und Feuerbach ... 409
— Genf u. der Ententeimperialismus 481
— Der Meinungskampf im Lager der U. S. P. D. ... 553
Dietz, Ed., Der Katholizismus und die neue Zeit ... 114 135
Ellinger, A., Zur Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens .. 81 107
— Das Siedlungsproblem als Zentralproblem uns. Wiederaufbaus 577
Fehlinger, H., Der Rhein—Donauschiffahrtsweg ... 130
— Schriften und Karten zu den Friedensverträgen ... 213

Fehlinger, H., Neckarkanalisierung. 378
— Neue Literatur über Kultur und Politik außereuropäischer Völker 522
Feydt, Dr., Hindenburgs »Kriegserinnerungen« 368
Groger, M., Die geistige Beeinflussung der Massen 566
Guske, W., Die Berufsbildung der Verwaltungsbeamten 87
— Demokratisierung d. Verwaltung 221
— Arbeiter-, Angestellten-, Beamten-, oder einheitliches Arbeitnehmerrecht 542
Harz, H., Der Entwurf eines Betriebsbilanzgesetzes 450
Heichen, A., Probleme des Messewesens 126
— Der deutsche Ausverkauf 146
— Zum internationalen Wirtschaftskongreß in Frankfurt a. M. 193
— Gleitende Löhne 307
— Zum Währungsstreit 332
— Sozialismus und Auslandsverschuldung 461
— Der Marxismus Lenins 596
Herbert, Fr., Pommern, ein Hort der Reaktion 139
Hirsch, P., Das Steuerrecht der Gemeinden im neuen Deutschland 433
Hoppe, K., Preußentum und Sozialismus 395
Hurwicz, E., Der Föderalismus und seine Bedeutung für Krieg und Frieden 112
— Die »Weisheitsschule« 251
Ijzerman, A. W., Referendum und Volksinitiative 55 92
Jöhlinger, O., Eine literarische Tat 342
Jugowitsch, P., Jugoslawische Politik 158 205
— Sozialismus und Kommunismus in Jugoslawien 559
Kleeis, Fr., Die Entwicklung des Erbbaurechts 16
— Die Neugestaltung unserer Armenpflege 40
Kliche, J., Literaturgeschichtschreibung 35
— Vom niederdeutschen Schrifttum 283
— Wilhelm Holzamer als Erzähler und Poet 334
— Tagore 573
Korn, Reichsgründung u. Kommune 210
Kranold, Albert, Über einen Fehler in den Vermögenssteuergesetzen 270
— Die politischen Beamten im neuen Deutschland 538
Laufkötter, F., Die deutschen Konsumgenossenschaften nach d. Weltkrieg 162
— Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung 199 228
— Die innere Zwietracht in der sozialistischen Bewegung 337
— Goethe und die Revolution 465
Laufkötter, F., Die seelischen Wirkungen einer sozialistischen Wirtschaftsweise 585
Lehmann, H., Universität u. Studenten 547
— Zur Frage der Mutterschaft 570
Lessen, L., Neue Gaben zweier Arbeiterdichter 470
Lohmann, R., Reichsschulkonferenz und Schulreform 73
Lwoff, A., Die Agrarpolitik der Sowjetregierung 217
Maier, K., Grundsätzliches z. Verfassung d. eingetragen. Genossenschaft 63
Marckwald, H., Eine Frankfurter Arbeiterakademie 352
Moeglich, A., Bilanzverschleierung und Betriebsräte 68
Nossig, A., Der französische Nationalsozialismus 248
Osterroth, N., Der Kampf um Oberschlesien 529
Pagel, E., Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit 390 421 443
Quarck, Max, Die Reichsschulgesetzgebung 182
Rausch, Bernh., Was soll geschehen? Zur Reform der Reichswehr 49
— Die Entwaffnung Deutschlands 102
— Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie 313 345
— Von Kiel bis Kapp 486
Riebke, P., Die französischen Sozialisten und die deutsche Republik 177
— Der Heerbann der französischen Bourgeoisie 518
Sachs, M., Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms 491 512
Schikowski, J., Kunstlehrbücher 11
— Eine neue Geschichtsphilosophie 322
— Max Klinger 426
Schmidt, Th. A., Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands 235
Schrader, Fr., Das jungtürkische Lausanner Programm 6 31
— Die ägyptische Frage 172
Schwarz, Joh., Betriebswirtschaftslehre und Sozialismus 534
Seidel, K., Die Regelung der Nacht- und Sonntagsruhe in der deutschen Binnenschiffahrt 254
Staudinger, F., Die britische Genossenschaftsbewegung 506
Stein, Hans, Die Tschechoslowakei als Wirtschaftsgebiet 374
Tejessy, Fr., Löhne und Weltmarktspreise 349
Vorländer, K., Neue sozialpädagogische Literatur 141
— Philosophiegeschichtliches 259
— Thomas v. Aquino – Locke – Hegel 475
— Sozialidealismus (Paul Natorp) 497
Witte, E., Das Hamburger Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen 310

## 2. Rezensionen


Adolph, Rob., Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe (Hift) ..... 47
Apel, M., Die Volksschule als Einheitsschule (Vorländer) ..... 141
— Die Volkshochschule im neuen Deutschland (Vorländer) ..... 141
Apelt, O., Platons Dialog Parmenides (Vorländer) ..... 259
Auer, P. v., Das Pariser Völkerbundsabkommen (Fehlinger) ..... 215
Barbusse, H., La lueur dans l'abîme (Hift) ..... 478
Bartels, A., Weltliteratur (Kliche) .. 31
Barthel, M., Arbeiterseele (Lessen) 470
Beer, M., Allgemeine Geschichte des Sozialismus (Heichen) ..... 46
Below, G. v., Soziologie als Lehrfach (Laufkötter) ..... 406
Bieler, Ad., Brasilien (Fehlinger) .. 524
Binding, K., Zum Werden und Leben der Staaten (Laufkötter) ..... 454
Blands, J. O. P., Men, Manners and Morals in South Amerika (Fehlinger) ..... 524
Blos, W., Marx od. Bakunin? — Demokratie oder Diktatur? (Cunow) 405
Bock, A., Der Schlund (Kl.) ..... 504
Bödewadt, J., Zwischen zwei Meeren (Kliche) ..... 285
Bogart, E. L., Direct and indirect cost of the great world war (Fehlinger) 358
Borkiewicz, L. v., Bevölkerungswesen (Laufkötter) ..... 525
Brammer, K., Fünf Tage Militärdiktatur (H. C.) ..... 216
Brandes, G., Der Tragödie zweiter Teil: Der Friedensschluß (Hift) .. 119
Braun, Ad., Der Friede v. Versailles (Fehlinger) ..... 213
Braun, Fr., Die Ostmark (Fehlinger) 213
Braunthal, J., Die Sozialpolitik der Republik (Hift) ..... 44
Bray, J. F., Die Leiden der Arbeiterklasse und ihre Heilmittel (H. Cunow) ..... 599
Brod, J., Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung (Sachs) ..... 263
Bröger, K., Flamme (Lessen) ..... 470
Bruch, M., Märchenritt! Wer kommt mit? (Schipfmann) ..... 240
Brügel, L., Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848 bis 1918 (Hift) 44
Buchenau, A., Pestalozzis Sozialphilosophie (Vorländer) ..... 141
Busse, K., Aus verklungenen Stunden (Kl.) ..... 192
Conrady, A., Reichsgründung und Kommune (Korn) ..... 210
Dembitzer, S., Über die Liebe (In.) .. 480
Dirr, A., Kaukasische Märchen (Fehlinger) ..... 524
Ellinger, A., Sozialisierung des Bau- u. Wohnungswesens (Laufkötter) 165
Eloesser, A., Die Straße meiner Jugend (Kl.) ..... 192
Elster, H. M., Walter v. Molo und sein Schaffen (Kl.) ..... 575
Endres, F. K., Reichswehr und Demokratie (Guske) ..... 23
Fischer, E., Die gemeinwirtschaftliche Regelung d. Milchversorgung (Ip.) 45
Frank, P., Wohlfahrtspflege im Volksstaat (H. B.) ..... 526
Frey, G., Bilder aus dem Gesundheitswesen in Polen (Fehlinger) 575
Fürth, O., Träume auf d. Asphodelosinsel (Vorländer) ..... 260
Gerstmeyer, J., Deutschlands wirtschaftliche Lage (Fehlinger) .... 214
Gesellschaft für soziale Reform, Die gesunkene Kaufkraft des Lohnes (Sachs) ..... 286
Glaß, M., Die entfesselte Menschheit (Kl.) ..... 382
Gräffer, Fr., Aus dem Wien des Kaisers Joseph (Hift) ..... 24
Greinz, R., Der Garten Gottes (Kl.) .. 358
Haberland, G., Wie kommen wir aus der Wohnungsnot heraus? (Sachs) 263
Hartmann, L. M., Weltgeschichte in gemeinverständl. Darstellung (bs.) 479
Hausenstein, W., und A. Kranold, Der deutsche Student (Berger) ..... 430
Herbst, E., Für Menschheitskultur! (J. H.) ..... 359
Hermann, G., Kleine Erlebnisse (Kl.) 192
Hindenburg, Kriegserinnerungen (Feydt) ..... 368
Hirsch, P., Kommunalpolitische Probleme (Laufkötter) ..... 239
Hoeflich, E., Feuer im Osten (Hift) .. 503
Hollaender, F., Salomons Schwiegertochter (Kl.) ..... 312
Holzamer, Wilh., Erzählungen und Dichtungen (Kliche) ..... 334
Kammerer, P., Lebensbeherrschung. (Hift) ..... 191
Keynes, J. M., Die wirtschaftl. Folgen des Friedensvertrags (Jöhlinger) 342
Keyserling, H., Reisetagebuch eines Philosophen (Hurwicz) ..... 251
— Was uns not tut; was ich will (Hurwicz) ..... 251
Kiesling, H. v., Rund um den Libanon (Fehlinger) ..... 522
Kittler, J. J., Völkerkarte d. Balkanhalbinsel (Fehlinger) ..... 216
Klabund, Literaturgeschichte in einer Stunde (Kliche) ..... 38
Kleefeld, K., Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaues (Barth) 455
Knabenhans, A., Die politische Organisation bei d. australischen Eingeborenen (Fehlinger) ..... 48

Koch-Gründberg, Th., Indianermärchen aus Südamerika (Fehlinger) 524
Kretzer, M., Wilder Champagner (Kl.) 192
Kreutz, R. J., Die einsame Flamme (L.) 600
Kürnberger, F., Briefe eines politischen Flüchtlings (Hist) ..... 144
Lasson, G., Hegel: Die orientalische Welt. (Vorländer) ..... 259
— Hegel: Die griechische und die römische Welt (Vorländer) ..... 475
Latzko, A., Der wilde Mann (Hist) .. 383
Lessen, L., Ein Wanderbuch (Cunow) 525
Leutelt, G., Hüttenheimat (Kl.) ..... 432
Litten, Wilh., Persien (Fehlinger) .. 523
Ludwig, Max, Der Statthalter (Kl.) 552
Martin, O., Locke: Über d. richtigen Gebrauch des Verstandes (Vorländer) 475
Marx, H., Handbuch der Revolution in Deutschland (Heichen) ..... 501
Mayer, G., Friedrich Engels in seiner Frühzeit (Conrady) ..... 276 293
Mayet, P., Uneheliche Mütter. Ihre Not und Rettung. (Hist) ..... 166
Melchior, K., Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag (Fehlinger) ..... 214
Metternich-Sándor, P., Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes (Hist) ..... 431
Meyer, M. H., Die Weltanschauung des Zentrums (Vorländer) ..... 21
Michelis, H., Staat, Kirche und Schule (Vorländer) ..... 141
Militärgeographisches Institut, Wien, Karte der böhmisch-slowakischen Republik (Fehlinger) ..... 215
Natorp, P., Pestalozzi (Vorländer) 141
— Der Idealismus Pestalozzis (Vorländer) ..... 141
— Sozialidealismus (Vorländer) ... 497
Noske, G., Von Kiel bis Kapp (Rausch) 486
Oehlke, W., Geschichte der deutschen Literatur (Kliche) ..... 35
Osteuropa-Institut, Die Gesetzgebung der Bolschewiki (Heichen) ..... 287
Ostwald, P., Deutschland und Japan (Fehlinger) ..... 528
Pazaurek, G. E., Die Schönheitswerte der Postmarken (Schikowski) .... 23
Plenge, J., Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie (Laufkötter) ..... 70
Pohle, R., und H. Heyde, Völkerkarte von Osteuropa (Fehlinger) ..... 216
Pollak, Volksvertretung (Fehlinger) 312
Quenzel, K., Grundriß der deutschen Literaturgeschichte (Kliche) ..... 37
Ratzenhofer, G., Der Friedensvertrag von Saint-Germain (Fehlinger) . 215
Reimes, Wilh., Durch die Drahtverhaue des Lebens (ge.) ..... 118
Rein, G. K., Abessinien (Fehlinger) 524
Reinhardt, K., Die Neugestaltung des deutsch. Schulwesens (Vorländer) 141
Ritter, Emil, Die Volksbildung im deutschen Aufbau (Vorländer) .. 141
Rolfes, E., Die Philosophie des Thomas v. Aquino (Vorländer) .... 475
Rolland, R., Les précurseurs (Hist) 71
Rosthorn, A. v., Das soziale Leben der Chinesen (Fehlinger) ..... 523
Rubiner, L., Kameraden der Menschheit (J. H.) ..... 456
Scheu, R., Wanderungen durch Böhmen (Fehlinger) ..... 167
Schmidt, Rich., Das alte und das neue Indien (Fehlinger) ..... 523
Schönlank, Bruno, Sonniges Land (Schipfmann) ..... 240
Sinclair, Upt., Jimmie Higgins (J. H.) 527
Soergel, A., Dichtung und Dichter der Zeit (Kliche) ..... 36
Sorge, W., Geschichte der Prostitution (Fehlinger) ..... 456
Spann, Otmar, Vom Geist der Volkswirtschaftslehre (Laufkötter) .... 20
Spengler, O., Der Untergang des Abendlandes (Schikowski) ..... 322
— Preußentum und Sozialismus (Hoppe) ..... 395
Steffen, H., Westpatagonien (Fehlinger) ..... 524
Störring, G., Die sittlichen Forderungen (Vorländer) ..... 260
Strecker, R., Fichte: Zurückforderung der Denkfreiheit (Vorländer) ... 260
Studders, H., Das Taubesche System der Ziehkinderüberwachung in Leipzig (H. B.) ..... 502
Swet, K., Volkshochschulfragen (Vorländer) ..... 141
Thurow, H., Butu Simbas Mission in Europa (L. L.) ..... 576
Tzschirner-Tzschirne, H. E. v., In die Wüste (Fehlinger) ..... 522
Valentin, Veit, Geschichte des Völkerbundgedankens (Fehlinger) ... 215
Viebig, Klara, Das rote Meer (Kl.). 407
Weber, Adolf, Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit (Laufkötter) 356
Weber, M., Wissenschaft als Beruf (Vorländer) ..... 453
Weitblick, A., Die tschechoslowakische Frage (Fehlinger) ..... 215
Wilhelm, W. A., Wirtschaftsdemokratie der Zukunft (Fehlinger) .. 477
Wille, Br., Der Glasberg (Kl.) ..... 527
Wolff, Fr., Die Rechtsstellung der unehelichen Kinder im Bürgerlichen Gesetzbuch und ihre Reform (H. B.) 502
Zahn, Ernst, Der sinkende Tag (L. L.) 552

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1 | Ausgegeben am 2. April 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der preußische Verfassungsentwurf

Von Heinrich Cunow

Der verunglückte Kapp-Lüttwitzsche Militärputsch, dessen Verlauf an den Marxschen Ausspruch im »Achtzehnten Brumaire« erinnert, daß weltgeschichtliche Tatsachen sich oft das erste Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce ereignen, hat nicht nur eine Reihe blutiger Opfer gefordert und Deutschlands wirtschaftliche Notlage noch mehr verschlechtert, sondern auch wichtige, der Erledigung harrende parlamentarische Arbeiten unterbrochen. Darunter die preußische Verfassungsarbeit. Recht lange hat es gedauert, bis die preußische Regierung der Landesversammlung Preußens ihren Verfassungsentwurf hat zugehen lassen. Immer mehr zogen sich die Vorbereitungsarbeiten im Ministerium des Innern in die Länge. Endlich war der Entwurf fertig und bereits festgesetzt, daß sofort nach der Wiedereröffnung der Beratungen des preußischen Parlaments am 16. März die Vorlage zur Beratung kommen sollte, als in der Nacht vom 12. bis 13. März die Lüttwitzschen Truppen in Berlin eindrangen und die öffentlichen Gebäude besetzten. Zwar herrscht in der Landesversammlung die Absicht vor, die lange hinausgeschobene Verfassunggebung möglichst zu beschleunigen; es dürfte aber fraglich sein, ob sich jetzt in der noch ungeklärten, die schwierigsten Probleme aufwirbelnden politischen Zwischen- oder richtiger Umstellungsperiode für eine sorgfältige Durchberatung die nötige Zeit finden wird, und ob nicht das neugebildete Ministerium zu der Erkenntnis kommen wird, daß es besser sei, die Vorlage zurückzuziehen und umzuarbeiten.

Meines Erachtens ist solche Umarbeitung der Vorlage durchaus nötig; *denn sie trägt allzu deutlich die Spuren einer bureaukratisch-juristischen Amtsarbeit an sich*, der man zwar eine gewisse äußerliche formale Korrektheit nicht absprechen kann, die aber in dieser ihrer steifen Korrektheit sehr nüchtern und ernüchternd wirkt. Jede Gefühlsbetonung, jeder demokratisch-politische Schwung ist streng vermieden. Genau abgemessen reihen sich die 69 Paragraphen des Entwurfs aneinander. Doch dieser Mangel mag als formelle Äußerlichkeit gelten, weit fehlerhafter scheint mir, daß der preußische Verfassungsentwurf in seiner Fassung das vermissen läßt, was gerade in der heutigen Zeit der wiedererwachten Separationsbestrebungen und des Voranstellens lokaler Sonderinteressen das Wichtigste sein sollte: *die starke Betonung des deutschen Einheitsgedankens*.

Sicherlich, der Entwurf verstößt nirgends gegen das Streben nach einem deutschen Einheitsstaat. Die frühere Auffassung des Deutschen Reiches als eines Bundes souveräner Staaten kommt an keiner Stelle zum klaren Ausdruck. Korrekt heißt es im ersten Paragraphen der Vorlage: »Preußen ist

eine Republik und Glied des Deutschen Reiches«, aber dennoch wird man bei der kritischen Durchsicht des Entwurfs den Eindruck nicht los, daß bei der Abfassung der die Staatsgewalt, das Staatsministerium und das Finanzwesen betreffenden grundgesetzlichen Bestimmungen den Ausarbeitern noch immer das alte staatsrechtliche Verhältnis der deutschen Einzelstaaten zum deutschen Bundesstaat vor Augen geschwebt hat. Jedenfalls fehlt in diesem als Grundgesetz des preußischen Gliedstaats gedachten Entwurf jeder Hinweis, jede erkennbare Absicht, sich frohgemut der Entwicklung zum deutschen Einheits- und Nationalstaat einzufügen, eine Entwicklung, die trotz aller gegenteiligen lokalen Auflehnungsversuche einiger süddeutscher Staaten, besonders Bayerns, keineswegs, wie heute manche Partikularisten zu glauben scheinen, schon zum Stillstand gekommen ist. Bisher hat die Notwendigkeit, die Existenz des Deutschen Reiches zu verteidigen und Niedergebrochenes wieder aufzurichten, bereits dazu geführt, den Aufgabenkreis des Reiches stetig zu erweitern, Eisenbahnen, Wasserstraßen, Post, Telegraph, Wehrmacht und vor allem den größten Teil des Steuerwesens unter die Obhut des Reiches zu stellen, und diese Übertragung bisher einzelstaatlicher Funktionen auf das Reich muß sich mit innerer Konsequenz immer weiter ausdehnen, sobald sich erst in der zur Besinnung gekommenen deutschen Bevölkerung kräftiger das Bestreben regt, aus der heutigen traurigen Notlage herauszukommen und sich der Bedrohung der inneren Selbständigkeit durch fremde Mächte zu erwehren, ist es doch ganz unmöglich, daß die dazu nötigen Maßnahmen von den einzelnen Gliedstaaten für sich auf ihren Gebieten gesondert durchgeführt werden können. Bekanntlich hat sich im Dezember vorigen Jahres die Preußische Landesversammlung mit 211 gegen 35 Stimmen für die Herstellung eines deutschen Einheitsstaats erklärt. Auf den Verfassungsentwurf hat dieser Beschluß nicht den geringsten Einfluß ausgeübt.

Verstärkt wird dieser Eindruck, die Ausarbeiter der preußischen Verfassungsvorlage seien darauf bedacht gewesen, zwar gegen die Weimarer Reichsverfassung nicht zu verstoßen, im übrigen aber Preußens staatliches Eigenrecht möglichst zu konservieren, noch dadurch, daß der Verfassungsentwurf keinerlei eingehende Bestimmungen über die innere Verwaltung Preußens, besonders über die Selbstverwaltung der preußischen Provinzen und ihr Verhältnis zum preußischen Staat enthält. Die Vorlage begnügt sich in den § 58 und 59 kurzweg mit der jeglicher Deutung fähigen Zusicherung:

»Den politischen Gemeinden und Gemeindeverbänden wird das Recht der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten unter der gesetzlich geregelten Aufsicht des Staates gewährleistet.

Der Ausbau wird besonderer Gesetzgebung vorbehalten.«

Irgendwelche Garantie für eine Durchbrechung des bisherigen zentralistischen Prinzips und eine verfassungsrechtliche Verselbständigung der preußischen Provinzen ist dadurch nicht gegeben; denn unter dem verheißenen »Recht der Selbstverwaltung« können ganz verschiedene Rechtsverhältnisse verstanden sein. Es mag heute aus gewissen Gründen, besonders des Standes der Vorarbeiten zur preußischen Verwaltungsreform, untunlich sein, dem Verfassungsentwurf einen besonderen längeren Abschnitt mit ausführlichen Einzelbestimmungen über die provinzielle Selbst-

verwaltung einzugliedern, die Grundzüge der geplanten Selbstverwaltungsreform hätten aber unbedingt in der Verfassung festgelegt werden müssen.

Einen noch seltsameren Eindruck macht die in den § 50 bis 57 enthaltene Forderung der Errichtung eines preußischen Finanzrats, dem nicht nur die Überprüfung und Begutachtung finanzieller Vorlagen, sondern auch ein Vetorecht gegen wichtigere von der Landesversammlung beschlossene Steuern und Ausgaben zustehen soll — eine Wiederherstellung des alten Herrenhauses »im kleinen« mit beschränkten Rechten. Nach der Vorlage ist nämlich die Zustimmung des geplanten Finanzrats in folgenden Fällen einzuholen:

1. Wenn der Landtag Ausgaben beschließen will, die über den von der Staatsregierung vorgeschlagenen oder bewilligten Betrag hinausgehen.
2. Für neue Steuern.
3. Für die Aufnahme von Anleihen und Übernahme von Bürgschaften.
4. Für Ausgaben, für die noch keine Deckung vorhanden ist oder für die die Deckung durch Anleihen erfolgen soll.

Erklärt sich der Finanzrat mit den solche finanziellen Angelegenheiten betreffenden Beschlüssen der Preußischen Landesversammlung einverstanden, dann gelten sie als Gesetz, beanstandet er hingegen die Beschlüsse, so hat er diese innerhalb zweier Wochen dem Landtag mitzuteilen und innerhalb weiterer zwei Wochen schriftlich zu begründen. Die Angelegenheit unterliegt alsdann erneuter Beschlußfassung des Landtags. Beschließt der Landtag mit Zweidrittelmehrheit, an seinem früheren Beschluß festzuhalten, so hat es bei letzterem sein Bewenden, sofern nicht die Staatsregierung von dem Recht der Auflösung des Landtags Gebrauch machen will.

In Anbetracht der jetzigen wirtschaftlichen Notlage, der tief in das Budgetrecht eingreifenden finanziellen Versailler Friedensbestimmungen und der Neigung aller Parteien, nicht zum wenigsten der gegenrevolutionären, aus agitatorischen Gründen alle möglichen Forderungen, die aus den hinter ihnen stehenden Kreisen ihrer Anhängerschaft kommen, zu bewilligen, ohne immer die Frage der Deckungsmöglichkeit sorgfältig zu prüfen, mag heute die Einschaltung eines gewissen hemmenden Moments in die Finanzgesetzgebung noch nötiger sein als in früheren, wirtschaftlich besseren Zeiten.

Tatsächlich schaltet denn auch die Deutsche Reichsverfassung nicht nur ein, sondern sogar zwei solcher Hemmnisse in die Gesetzgebung ein. Außer dem zum Einspruch berechtigten Reichsrat steht auch dem Reichspräsidenten ein gewisses Vetorecht zu. Er kann nämlich, falls es sich um den Haushaltsplan, ein Abgabengesetz oder eine Besoldungsordnung handelt und der Reichstag nicht den Einspruch des Reichsrats durch einen erneuten, mit einer Zweidrittelmehrheit gefaßten Beschluß erledigt, entweder das beanstandete Gesetz der Volksentscheidung unterbreiten, das heißt eine Volksabstimmung darüber veranlassen, oder er kann, indem er auf solche Anrufung des Volkswillens verzichtet, einfach das betreffende Gesetz zu Fall bringen. Da derartige Korrektiven in Preußen völlig fehlen und heute als hemmendes Moment nur übrigbleibt, daß der Finanzminister der Landesversammlung erklärt, er vermöge aus finanziellen Gründen der Annahme des betreffenden Gesetzes nicht zuzustimmen und werde daher sein Amt nieder-

legen, so erscheint es angebracht, auch in Preußen für gewisse Fälle ein verfassungsrechtliches retardierendes oder hemmendes Moment zu schaffen. Aber muß das notwendig ein Finanzrat reaktionären Charakters sein, wie ihn der Verfassungsentwurf vorschlägt? Nach § 50 der Vorlage soll nämlich dieser Finanzrat aus den von den preußischen Provinzialverwaltungen bestellten Mitgliedern des Reichsrats, dem Präsidenten der preußischen Oberrechnungskammer, der Seehandlung (Staatsbank), der Zentralgenossenschaftskasse und der Hauptverwaltung der Staatsschulden bestehen sowie ferner aus so vielen vom Landtag zu wählenden Mitgliedern, daß deren Zahl die Hälfte der Gesamtmitglieder des Finanzrats ausmacht. Es würde also nach dieser Bestimmung der geplante Finanzrat stets eine konservativ-liberale Mehrheit haben, denn auch unter den von der Regierungskoalition der Landesversammlung gewählten Mitgliedern werden sich wohl immer mehrere im wesentlichen konservativ gerichtete Finanzpolitiker befinden.

Nach meiner Ansicht läßt sich der gewünschte Zweck einer genauen Nachprüfung der Frage, ob die beschlossenen Gesetze nicht der Finanzlage widersprechen, auch durch die Einsetzung eines von der Landesversammlung erwählten, nicht öffentlich beratenden besonderen Finanzprüfungsausschusses erreichen, der durch eine von der Regierung hinzugewählte Anzahl von Finanzsachverständigen vervollständigt werden könnte. Falls aber ein solches Korrektiv nicht als ausreichend erscheinen sollte, muß unbedingt der Finanzrat demokratischer ausgestaltet, das heißt seine Zusammensetzung verändert werden, zum Beispiel dadurch, daß nicht die preußischen Reichsratsmitglieder ohne weiteres auch Mitglieder des preußischen Finanzrats werden, sondern an ihre Stelle aus allgemeinen demokratischen Provinzialwahlen hervorgegangene Sachverständige treten. Dagegen scheint mir die Bestimmung, daß in den Finanzrat gewählte Landtagsabgeordnete mit ihrer Wahl in den Finanzrat aus dem Landtag ausscheiden, durchaus angebracht; denn bleiben sie Mitglieder ihrer Fraktionen, so unterstehen sie auch deren Zwang und werden schwerlich gegen Ausgaben stimmen, die ihre Fraktion in öffentlicher Sitzung angenommen hat. Eine solche Bestimmung, daß kein Abgeordneter zugleich Mitglied des Finanzrats sein darf, bedingt freilich, daß die Finanzratsmitglieder dieselben Anwesenheitsentschädigungen erhalten wie die Landtagsabgeordneten, denn im anderen Falle wird schwerlich ein Abgeordneter geneigt sein, sein Landtagsmandat, das ihm ohnehin ein weit größeres politisches Betätigungsfeld, eine größere Wirkungsmöglichkeit und einen größeren Einfluß sichert, mit einem Sitz im Finanzrat zu vertauschen.

Überdies enthalten die auf den Finanzrat bezüglichen Paragraphen des Entwurfs verschiedene Lücken. So bestimmt zum Beispiel wohl der § 57, daß, wenn der Finanzrat gegen ein Gesetz Einspruch erhebt, die Landesversammlung diesen Einspruch dadurch aufheben kann, daß sie in erneuter Beschlußfassung mit Zweidrittelmehrheit bei ihrem ersten Beschluß beharrt. Wie aber, wenn eine Zweidrittelmehrheit nicht zustande kommt, wenn also bei der neuen Abstimmung sich wohl eine ansehnliche Mehrheit, aber doch keine Zweidrittelmehrheit ergibt? Soll dann das betreffende Gesetz als erledigt gelten? Nach der Reichsverfassung (§ 74) kann in solchem Falle, das heißt, wenn der Reichstag bei der erneuten Abstimmung über ein vom Reichsrat abgelehntes Gesetz keine Zweidrittelmehrheit zusammenbringt,

der Reichspräsident den Volksentscheid anrufen. In dem preußischen Verfassungsentwurf fehlt jede derartige Bestimmung. Meines Erachtens ist durchaus nötig, daß ein ähnlicher Artikel — die Befugnis zur Anordnung eines Volksentscheids könnte in diesem Falle dem Landtagspräsidenten übertragen werden — auch in die preußische Verfassungsvorlage Aufnahme findet, sonst erhält der Finanzrat ein noch größeres Einspruchsrecht, als es im Reich der Reichsrat besitzt.

Wie die jetzt geltende preußische Notverfassung kennt auch der neue Verfassungsentwurf keinen Staatspräsidenten, der Artikel 25 bestimmt kurzweg: »Das Staatsministerium besteht aus dem Ministerpräsidenten und den Staatsministern.« Dieser Verzicht ist durchaus berechtigt, denn wie nun einmal ihrer historischen Entwicklung nach die Verhältnisse liegen, würde das Nebeneinanderresidieren eines Reichspräsidenten und eines preußischen Staatspräsidenten in Berlin entweder zu einer Verkoppelung der preußischen Angelegenheiten mit den Reichsangelegenheiten führen, die in Süddeutschland auf lebhaften Widerspruch stoßen würde, oder aber zu einem Rivalitätskampf zwischen den beiden Präsidenten, der vielfach die Erledigung der dringlichsten Fragen hemmen könnte.

Freilich ergibt sich infolge des Wegfalls eines Staatspräsidenten die nicht ganz einfache Frage: »Wer soll, da ein Staatspräsident fehlt, den Ministerpräsidenten ernennen? In den süddeutschen Staaten wird der Ministerpräsident nach vorheriger Verständigung unter den Mehrheitsparteien vom Landtag gewählt. Der neue preußische Verfassungsentwurf schlägt einen anderen Ausweg vor: er erteilt dem Landtagspräsidenten das Recht, den Ministerpräsidenten zu ernennen. § 26 lautet: »Der Präsident des Landtags beruft den Ministerpräsidenten und auf dessen Vorschlag die übrigen Staatsminister.« Die besondere Machtstellung, die dadurch der Landtagspräsident in Preußen erhält, wird insofern noch besonders nach außen hin gekennzeichnet, als ihm der § 15 zugleich die Befugnisse eines Staatsministers verleiht.

Dieses Ernennungsrecht des Landtagspräsidenten ist aus der Notverfassung herübergenommen; als eine praktische Lösung der Frage vermag ich es aber nicht anzusehen. Es mag in Zeiten ruhiger Entwicklung allenfalls zur Aufrechterhaltung der Staatsverwaltung ausreichen, kann aber in Zeiten eines stürmischen Kampfes zwischen den Parteien und der Regierungsgewalt zu verwickelten Konflikten führen. Nehmen wir zum Beispiel an, die Mehrheitsparteien des Landtags wären mit dem Staatsministerium unzufrieden und beabsichtigten, diesem durch Mehrheitsbeschluß das Vertrauen zu entziehen, das Staatsministerium käme aber einem solchen Mißtrauensvotum zuvor, indem es kurzweg den Landtag auflöst — was dann? Dann ist der Landtag mattgesetzt; er besitzt zwar die Befugnis, für die Zeit zwischen der Auflösung des alten und dem Zusammentritt des neuen Landtags einen ständigen Ausschuß einzusetzen, dieser hat aber nach § 21 nicht das Recht, an Stelle des aufgelösten Landtags zu handeln; er hat nur »die Rechte eines Untersuchungsausschusses«. Auch können nach § 14 zwischen zwei Tagungen oder Wahlperioden der Präsident und die Vizepräsidenten des Landtags »ihre Geschäfte« weiterführen; doch dürfen sie nicht in die eigentlichen Regierungsgeschäfte eingreifen. Es entsteht also ein Konfliktszustand, in welchem das nicht mehr das Vertrauen des Landtags und vielleicht auch nicht der

Volksmehrheit besitzende Staatsministerium nach seinem Belieben fortwirtschaften und seine Vorbereitungen für die Neuwahlen treffen kann.

Vielleicht wird man sagen, daß hier Verhältnisse als gegeben angenommen werden, die nur ganz ausnahmsweise vorkommen dürften. Das gebe ich zu; aber eine Verfassung *soll* auch solche Ausnahmefälle berücksichtigen. Ich möchte deshalb die Aufnahme eines Artikels in die neue preußische Verfassung empfehlen, der in solchen Konfliktsfällen den Reichspräsidenten zum Eingreifen berechtigt, vielleicht im Einverständnis mit dem ständigen Ausschuß des Landtags.

Der neue Verfassungsentwurf enthält demnach nicht nur verschiedene Artikel, die, vom demokratischen Standpunkt aus betrachtet, ernste Bedenken erregen, sondern auch Lücken, die ausgefüllt werden müssen. Am besten wäre daher, das neugebildete Staatsministerium zöge die vom alten Ministerium eingereichte Vorlage zurück und legte sie in neuer Fassung wieder vor.

## Das jungtürkische Lausanner Programm

Von Dr. **Friedrich Schrader**

I

Die letzten Wahlen in der Türkei sind, wenn man den darüber verbreiteten Nachrichten glauben darf, zugunsten derjenigen Partei ausgefallen, die die Losung »Einheit und Fortschritt« auf ihr Banner geschrieben hat. Es ist das dieselbe politische Gruppe, die, nachdem sie im Jahre 1908 durch eine revolutionäre Bewegung die Anerkennung der Verfassung von 1878 durchgesetzt hatte, mit einigen Unterbrechungen bis zum Zusammenbruch des Orientkriegs im November 1918 die Geschicke der Türkei geleitet hat. Das Ziel ihrer Politik war die Umwandlung des alten theokratischen Staates mit seinen nationalen Einschachtelungen in einen nationalen Einheitsstaat. Die Partei beging dabei den ungeheuren Fehler, daß sie das historische Werden des Osmanischen Reiches, seinen in keiner Weise einheitlich-nationalen Charakter, die durch die Sultane selbst mittels Fermane bestätigten Grundrechte der nichttürkischen oder nichtmohammedanischen Bevölkerungselemente des Reiches durchaus übersah und diese wirtschaftlich wie kulturell viel weiter als die Türken selbst fortgeschrittenen Elemente in den Rahmen eines Staates einspannen wollte, der wegen seiner morschen und korrupten Verwaltung sowie seines geringen Verständnisses für die Anforderungen moderner staatlicher Kultur dem Begriff eines Rechtsstaats nicht entsprach. Die Jungtürken oder Unionisten, wie die französische Presse von Pera sie nannte, waren beim Sturz des Absolutismus mit den freiheitlichen Elementen der nichttürkischen Nationalitäten gemeinsam vorgegangen. Aus den Kämpfen, die jungtürkische Offiziere in dem letzten Jahrzehnt des Absolutismus in Mazedonien mit bulgarischen und serbischen Banden zu führen hatten, hatte sich eine Verständigung zwischen beiden Seiten ergeben. Die jungtürkischen Verschwörer hatten sich für die revolutionäre Praxis die armenischen Organisationen zum Muster genommen. Als es aber nach dem Jahre 1909 offenbar wurde, daß die Jungtürken zu großen Gefallen an der Herrschaft gefunden hatten, um die von ihnen gegebenen Versprechungen zugunsten der Nationalitäten zu erfüllen und diese zur Teilnahme

an der Verwaltung heranzulassen, trat bei den früheren »Rajahs« eine allgemeine Ernüchterung und Abwendung von der herrschenden Partei ein.

Durch die vielen Zeichen einer drohenden Katastrophe nicht gewarnt, setzte diese ihre geradezu wahnsinnig zu nennende zentralistische Politik weiter fort. Die Partei als solche herrschte allerdings nicht und konnte auch infolge ihrer buntscheckigen, schwerfälligen Zusammensetzung nicht herrschen. Dieser Umstand war es, der sie in den ersten Jahren ihres Bestehens ohne ein eingehendes Programm wirken ließ, da es schlechterdings unmöglich war, die in ihr bestehenden gegensätzlichen politischen Ansichten in eine Formel zu bringen. Die türkische Unionspartei handelte vielmehr nach den Beschlüssen ihres Zentralkomitees, dem die früheren revolutionären Führer angehörten. Aus ihrer Zahl aber waren schon alle liberal gesinnten Politiker in den Jahren 1908/09 ausgetreten, da sie die nationalistische und militärische Gewaltpolitik der Partei nicht mitmachen wollten. Infolge dieser Reinigung der Partei entstand dann die liberale Gruppe der Osmanischen Kammer, die vor dem Balkankrieg und während desselben zur Herrschaft kam, ohne indessen außer einem phrasenreichen Programm etwas Positives zu leisten. Die Nationalitäten hegten den liberalen Staatsschwärmern gegenüber dasselbe Mißtrauen wie gegenüber den unionistischen. Der Fortschrittswille und die Reformfähigkeiten des türkischen Staates erschienen ihnen durchaus fragwürdig.

Trotzdem brachte es die Unionspartei, nachdem sie im Januar 1913 wieder zur Herrschaft gekommen war, zur Herstellung eines Programms, das auf den Parteitagen der folgenden Jahre ergänzt, abgeändert und erweitert wurde. In diesen Programmen nimmt der türkische Einheitsstaat, von allen theokratischen Fesseln befreit, eine immer deutlichere Form an; nur hütete man sich aus Rücksicht auf die konservative Gesinnung der türkischen Volksmassen, schon von einer Trennung von Kirche und Staat sowie von der Beschränkung der Rechte des Scheichs ul Islam zu sprechen. Dagegen war ein großer Nachdruck auf die Bildungsfrage gelegt. Die Forderung nach einer leistungsfähigen allgemeinen Volksschule war schon damals in den Programmen erhoben. Auch wurden den Rechten der Nationalitäten auf dem Boden des Einheitsstaats einige unverfängliche Zugeständnisse gemacht. Zu all den schönen Worten dieses Programms stand aber die Praxis in üblem Gegensatz. Die jungtürkische Partei jener Jahre beraubte die Nation ihrer verfassungsmäßigen Freiheiten, vor allem aber der freien Ausübung des Wahlrechts. Es wurde viel von Schul- und Gemeindereform gesprochen; auch an der Verwaltung wurde viel herumgedoktert. Aber der positive Wert dieser Reformarbeit blieb gleich Null, vor allem, weil der Hunger der jungtürkischen Politiker nach einflußreichen Stellungen größer war als ihre Arbeitsfreudigkeit.

Der Weltkrieg erst gab dem jungtürkischen Zentralkomitee Gelegenheit, dem Lieblingsgedanken seiner Politik, der Beseitigung aller Spuren der Theokratie näherzutreten. Den Anstoß dazu gab die Beseitigung der sogenannten Kapitulationen, jener mit den europäischen Staaten abgeschlossenen alten Verträge, die diesen die weitestgehenden und, wie gesagt werden muß, die Würde und Selbständigkeit jedes Staates, der etwas auf sich hält, auf das empfindlichste antastenden Rechte verlieh. In weiterer Ausführung dieses Beschlusses kam es dann zu dem Abschluß der deutsch-türkischen

Rechtsverträge, in denen das Deutsche Reich sein Einverständnis mit dem Aufhören des Rechtes der Einmischung in das türkische Gerichtswesen erklärte, aber unter der Voraussetzung, daß die Türkei ihren Übergang in einen Rechtsstaat ehrlich und aufrichtig vollzog. Es wurde daher durch ein provisorisches Gesetz dem Scheich ul Islamat seine richterliche Tätigkeit in bezug auf das Familienrecht entzogen. Die Zivilehe wurde eingeführt und ebenso das Standesamt. Dagegen sollte die kulturelle und rein geistliche Tätigkeit des Scheich ul Islamats eine Verstärkung und Vertiefung erfahren. Das war alles recht gut. Auf dem Papier nahm sich das alles herrlich aus, und die Verteidigung dieser Reformen, die ein Mitglied des Zentralkomitees, Sia Gök Alp, in den Spalten des unionistischen Hauptblattes, des »Tanin«, führte, indem er sich gegen die Verunstaltungen des heiligen Rechtes auf die ursprüngliche Form berief, konnten vielen Anhängern des Alten und Überlieferten sehr plausibel erscheinen. Aber der Widerstand, den dieser entscheidende Schritt zur Einführung eines Einheitsstaats in den Kreisen der Nichtmohammedaner fand, war geradezu fanatisch. Die griechische und armenische Geistlichkeit sollte die Rechtsprechung in Familienangelegenheiten verlieren und sie einem Staate anvertrauen, der bisher noch keinen Beweis dafür gegeben hatte, daß er die Fähigkeit und die Absicht hatte, seiner neuen Aufgabe gerecht zu werden. Diese Zweifel mögen vielleicht nicht berechtigt gewesen sein, aber man versteht sie, wenn man den üblen Willen berücksichtigt, den frühere unionistische Regierungen den Nichtmohammedanern gegenüber an den Tag gelegt hatten, sowie die traurigen Ereignisse in Anatolien und die Mißhandlung der armenischen und griechischen Bevölkerungen, zu der dieser unheimliche Krieg Veranlassung gegeben hatte. Diese Proteste der osmanischen Nichtmohammedaner fanden in dem ententistischen Europa ein weithallendes Echo.

Die Evolution des unionistischen Programms war mit dieser Reform einen guten Schritt weitergekommen. Die Grundlagen des Einheitsstaats waren gelegt. Dem alten System der Staaten im Staate, wie es durch die religiösen Gemeinden der Nichtmohammedaner dargestellt wurde, war die Axt an die Wurzel gelegt. Aber die Organisation der herrschenden Nation, wie sie für die neue Rolle, die diese in dem reformierten Staate zu spielen hatte, unerläßlich war, zeigte nicht nur die größten Schwächen, sie stand der Entwicklung des türkischen Elements geradezu im Wege. Zwar war auf dem Wege der Gesetzgebung die Landgemeinde (Nahijé) geschaffen worden. Aber im übrigen hatte es der türkische Islam nicht einmal dazu gebracht, religiöse und Schulgemeinden zu bilden, wie sie die Nichtmohammedaner schon längst besaßen. Ferner lag ein beträchtlicher Teil des Nationalvermögens, die Güter der Toten Hand, durchaus brach. Es hätte der Absicht der Stifter entsprochen, daß man bei der Verwendung der Einkünfte den Wechsel der Zeiten und Verhältnisse in Anrechnung gebracht hätte. Das war keineswegs geschehen, obwohl einsichtige Männer schon längst die Verwendung der Wakufeinkünfte für die Gründung von Volksschulen gefordert hatten.

Ferner verlangten die traurigen Zustände in der Landwirtschaft, die zum großen Teil durch das mangelhafte und veraltete Bodenrecht und die unmittelbare Folge davon, die unsicheren Besitzverhältnisse, hervorgerufen waren, gebieterisch eine Änderung. Sowohl der Staat wie die Verwaltung

der Güter der Toten Hand (Ewkaf) besitzen riesige Ländereien, die nur in einer Art von erblichem Pachtverhältnis von Privatleuten besessen werden können, aber beim Fehlen männlicher Erben an den Fiskus oder Ewkaf als erledigtes (mahlul) Lehen zurückfallen.

Neben diesen Miri- und Wakufländereien war der Privatbesitz (mülk) sehr beschränkt. Aber auch dieser wandte überall dort, wo er in größerem Umfang vorhanden war, das Pachtsystem an. Die Feldbebauung fand also dadurch so gut wie keine Ermutigung. Dazu kam der Mangel eines ordentlichen Grundbuchs mit regulären Flurkarten. Das Grundbuchamt in Konstantinopel war die einzige und äußerst unbeholfene Behörde für Besitzfragen. Zu dem Elend in den landwirtschaftlichen Verhältnissen, die doch die Grundlage des türkischen Agrarstaates waren, gesellte sich der Mangel an Chausseen und Eisenbahnen, an sanitären Einrichtungen und vor allem an Schulen. Alle diese tiefen Schatten entgingen nicht den sorgenvollen Blicken patriotischer Jungtürken. In Anatolien hatte seit dem Balkankrieg eine Bewegung eingesetzt, die in allen diesen Punkten Wandel schaffen und das nationale Bewußtsein im Volke wecken wollte. Sie hatte auch eine Presse zur Verfügung, die namentlich durch die Zeitungen »Babalyk« in Konia und den »Köilü« in Smyrna vertreten war. Die breiten Volksmassen hatten vorderhand noch kein Verständnis für diesen Weg zur Rettung, den man ihnen zeigte. Sie waren sich wohl ihres Elends bewußt, aber die Agitation, die unter ihnen eingeleitet wurde, drang noch nicht sehr tief in diese rückständige Masse ein. Sie fühlte nur das Unhaltbare ihrer Lage und die drückenden Lasten des Krieges. Sie mißtraute den Konstantinopeler Lenkern der jungtürkischen Politik mit dem instinktiven Mißtrauen, das die langen Jahre der Mißwirtschaft bei ihr gegen jede Regierung hervorgerufen hatten.

Nun kam der Zusammenbruch, der trotz aller Versicherungen eines Endsiegs von der großen Mehrheit des türkischen Volkes befürchtet worden war. Die jungtürkische Regierung, jenes kleine Komitee der Partei »Einheit und Fortschritt«, brach ebenfalls zusammen. Aber die gesunden Ideen, die diese Partei gehabt hatte, überlebten ihren Sturz. Als es sich darum handelte, den Vernichtungsabsichten der Entente Widerstand entgegenzusetzen, war es wieder eine jungtürkische Partei, der diese Aufgabe zufiel. Denn der türkische Liberalismus zeigte wieder einmal, daß er nur zu negieren verstand und zu positiven Leistungen nicht fähig war. Während unter Mustafa Kemal Pascha und seinen Gesinnungsgenossen die türkische Armee in Anatolien eine die Entente, die Griechen und die schlaffe liberale Regierung bedrohende Haltung einnahm, traten die in der Schweiz weilenden unionistischen Türken im Mai 1919 zu einem Kongreß in Lausanne zusammen, auf dem ein neues Programm beraten wurde, das dem Wiederaufbau des zertretenen Vaterlandes zugrunde gelegt werden sollte. Der leitende Gedanke darin ist der eines türkischen Nationalismus auf der Grundlage der Rasse. Man will im türkischen Volke einen Patriotismus wecken, der ihm bisher fremd gewesen ist. Als der Balkankrieg vorüber war, gab der tapfere türkische Major Bekir Bei ein Buch heraus, das großes Aufsehen machte. Denn es enthielt die dokumentarische, schmerzliche Feststellung, daß dem türkischen Volke der Vaterlandsgedanke so gut wie fremd sei. Hunderte von Vorgängen jenes katastrophalen Krieges hatten das bewiesen. Nicht die jungtürkische Partei als solche, aber zahlreiche tür-

kische Intellektuelle gaben dem Fehlen des Rassebewußtseins daran die Schuld. Man bemühte sich, durch die Schule und durch öffentliche Vorträge dem Volke das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit allen Stämmen türkischer Zunge, von der blauen Woge des Ägäischen Meeres an bis zu den mittelasiatischen Steppen und den Höhen des Altai und des Himalaja, beizubringen. Ich sehe aus Äußerungen in der deutschen Presse, daß man bei uns der Ansicht ist, der pantürkischen Agitation sei diese Volkserhebung zuzuschreiben, und diese habe es verstanden, »im türkischen Volke das Bewußtsein seiner Eigenart und Einheit zu wecken«. Das trifft aber keineswegs zu. In einem zum größten Teil analphabetischen und ungebildeten Volke kann die komplizierte Idee der ethnographischen Zusammenhänge nicht so leicht Verständnis finden. Dazu gehören noch lange Jahre erzieherischen Wirkens und eine beträchtliche Hebung seiner geistigen Kultur. Anatolien ist nicht das Land der Schulen. Die Intellektuellen und die nur halbwegs Gebildeten sind dort sehr dünn gesät. Für die Erklärung der Erhebung genügt die einfache Tatsache, daß Konstantinopel, der Sitz des Kalifats, in die Hände des Feindes gefallen war, daß dieser im Begriff steht, das Osmanische Reich zu zerstückeln, es seiner Selbständigkeit zu berauben und wirtschaftlicher Knechtschaft zu unterwerfen. Wenn aber in diesem Augenblick der neue türkische Rassenpatriotismus auch noch nicht zum Gemeingut der Nation geworden ist, so wird er in einem Menschenalter dazu werden. Mit dieser Aussicht haben diejenigen, die sich anmaßen, über die Geschicke des Orients zu entscheiden, sicher zu rechnen. Der Patriotismus, das Alltürkentum, ist ein Glaube, der eher der Zukunft als der Gegenwart angehört.

Das jungtürkische Programm beschäftigt sich sodann mit der Schulfrage. Ich habe seinerzeit im »Osmanischen Lloyd« mit Nachdruck darauf bestanden, daß Deutschland dem Türkischen Reich nicht nur militärisch hilft, sondern ihm auch bei der Gründung einer Volksschule Beistand leistet. Wir waren bis zu einem gewissen Grade beschämt darüber, daß es dem deutschen Militarismus allein beschieden sein sollte, bei der Festigung des Türkischen Reiches mitzuwirken. Die deutsche Zeitung Konstantinopels hat daher schon seit 1911 immer wieder und wieder die Notwendigkeit hervorgehoben, der neuen türkischen Kultur durch die Gründung einer Volksschule ihre natürliche Grundlage zu geben. Das Deutsche Reich hat auch in der Erkenntnis dieser Notwendigkeit einen höheren Unterrichtsbeamten in die Türkei gesandt, der, mit außergewöhnlichem Takt begabt, der türkischen Unterrichtsverwaltung wirkungsvolle Hilfe geleistet hat. Da die türkischen Lehrer- und Lehrerinnenseminare in den letzten zehn Jahren gut gearbeitet haben, so wird nun auch das nötige Unterrichtspersonal für die neuen Schulen vorhanden sein. Die Gelder für die Gründung der türkischen Volksschule werden voraussichtlich zum größten Teil den Ewkafeinkünften entnommen werden.

Die Verbreitung der Bildung in der Türkei soll von der Erleichterung der Schrift abhängig sein, da die seit dem Übertritt der Türken zum Islam gebräuchliche arabische Schrift lange Zeit für ihre Erlernung erfordert. Das ist eine schon seit 1908 oft besprochene Frage. Dem Lausanner Programm nach will man sie jungtürkischerseits durch die Einführung der lateinischen Schrift lösen. Wenn man sich an den Widerstand erinnert, den vor dem

albanesischen Aufstand von 1911 gewisse jungtürkische Kreise der Einführung der lateinischen Schrift für die lautlich den arabischen Buchstaben noch mehr als die türkische widerstrebende albanesische Sprache entgegensetzten, wird der Wechsel der Zeiten so recht offenbar. Heute treten Jungtürken im Interesse eines Anschlusses ihrer Nation an das europäische Kulturgebiet selbst für die Einführung des lateinischen Alphabets ein. Doch glaube ich, daß diese Frage, die mit dem religiösen Leben des Volkes eng zusammenhängt, noch große Kämpfe auslösen dürfte. Daß die arabischen und persischen Ausdrücke nach Möglichkeit durch rein türkische Wörter ersetzt werden sollen, ist eine schon seit der Verfassung und mit der Zunahme der alltürkischen Bewegung immer folgerichtiger beobachtete Praxis. (Schluß folgt)

## Kunstlehrbücher

Von Dr. John Schikowski

Kunstschaffen und Kunstgenießen sind Angelegenheiten des Gefühls. Aus dem Gefühl heraus wird ein Kunstwerk geboren, und mit dem Gefühl allein kann es aufgenommen werden. Wer der Kunst mit dem Verstand beizukommen sucht, dem wird ihr Eigentlichstes, ihr Letztes und Höchstes verborgen bleiben. Jede Kunsttheorie, jede Kunstkritik und Kunstlehre kann daher immer nur einen relativen Wert haben. Sie kann das Wesentliche nicht erfassen, sondern sie kann es im günstigsten Falle nur umschreiben oder andeuten. Dieser Beschränkung unterliegen alle Versuche, die darauf hinzielen, zum Kunstverständnis anzuleiten. Sie müssen sich auf die Formulierung von faßbaren Begriffen einstellen, während sie in Wirklichkeit rein Gefühlsmäßiges vermitteln wollen, das sich in Worte nicht fassen läßt.

Die Kunstgeschichte freilich ist verstandesmäßig lehrbar und erlernbar. Man kann sich die Namen von Künstlern und Kunstwerken, die Zeit ihres Lebens beziehungsweise ihrer Entstehung einprägen, man kann sich auch mit den äußeren Kennzeichen des Stils sowohl der einzelnen Schaffenden als ganzer Richtungen vertraut machen und sich auf diese Weise in den Stand setzen, jedes Kunstwerk nach Zeit und Herkunft zu »bestimmen«. Aber man kann ein perfekter gelehrter Kunsthistoriker sein und braucht trotzdem noch nicht eine Spur von wirklichem Kunstgefühl zu besitzen. Auf den Lehrstühlen unserer Hochschulen sitzen leider zahlreiche Vertreter dieses Genres.

Auch die Grundlehren der sogenannten Ästhetik kann man mit dem Verstand aufnehmen. Man kann sich über den Begriff des Schönen, über die Gefühle der Lust und Unlust, über die Merkmale des ästhetischen Erlebnisses, über die Stufen und Arten der Kunst theoretisch vollkommen klar werden. Aber ein lebendiges Kunstempfinden hat man dadurch noch nicht gewonnen! Ja, man darf sogar sagen, daß der Laie, der der Kunst auf dem Umweg über die Ästhetik beizukommen sucht, sich dadurch mancherlei Hindernisse schafft, denen er nicht begegnet, wenn er direkt auf sein Ziel losgeht.

Der beste Weg, zum künstlerischen Empfinden und Erleben zu gelangen, ist die beobachtende Teilnahme am künstlerischen Schaffen. Aber zum Verkehr mit Künstlern hat nicht jedermann Gelegenheit. Die übergroße Mehrzahl, die

das Entstehen eines Kunstwerks nicht miterleben kann, wird sich daher mit dem Erleben des fertigen Werkes begnügen müssen. Und auch dieser Weg führt zum Ziel. Kunst sehen, immer wieder sehen und sich in sie mit allen Sinnen vertiefen und verlieren, ist ein unfehlbares Mittel zur Erweckung und Erziehung des Kunstgefühls. Die Museen und Ausstellungen sind für die große Masse derer, die zur Kunst gelangen wollen, die besten Lehrstätten, das Kunstwerk selbst ist der eindringlichste Lehrmeister.

Aber dieser Lehrmeister spricht oft eine Sprache, die dem Neuling nicht geläufig ist und nach einem Interpreten verlangt. Und hier ist nun der Punkt, wo eine von außen kommende kunsterzieherische Tätigkeit erfolgreich einsetzen kann. Nicht durch geschichtliche Unterweisung und nicht durch Erörterung allgemeiner theoretischer Lehren und Begriffe, sondern allein in Anknüpfung an das einzelne, konkrete Werk kann der Laie zur Kunst geführt werden. Ihn ein Kunstwerk sehen lehren, ist der erste Schritt. Der größte Teil des Publikums begnügt sich beim Ausstellungs- und Museumsbesuch mit ein paar flüchtigen Blicken. Eine Arbeit, zu deren Herstellung ein Künstler Wochen, Monate, Jahre gebraucht hat, meint man in wenigen Minuten übersehen, ergründen und beurteilen zu können. Wem einmal an einem einzigen Beispiel zum Bewußtsein gebracht wird, welche unerschöpfliche Fülle von Qualitäten oft im anscheinend schlichtesten Kunstwerk verborgen ist, der hat zur Pflege seines Kunstsinns schon die wertvollste Handhabe gewonnen. Es gilt also, zunächst die Aufmerksamkeit auf die mannigfachen in Betracht kommenden Punkte zu richten, etwa auf die Empfindung oder Stimmung, die einem Gemälde zugrunde liegt, auf die Naturgegenstände, in denen sie sich äußerlich verkörpert, auf die Linien, Formen und Farben, die das Gefühl in die Sprache der Kunstmittel übersetzen, auf die organische Gestaltung dieser Kunstmittel in der Komposition, auf die Eigenart des Malkörpers, den Farbenauftrag, die Pinselführung usw. Auf diese Weise kann der Laie an der Hand eines sachkundigen Führers das Entstehen des Kunstwerks erleben, das er fertig vor Augen hat und das vielleicht vor Jahrhunderten geschaffen wurde. Er kann das in sich aufnehmen, was vom künstlerischen Schaffen sich verstandesmäßig erklären und vermitteln läßt.

Es ist selbstverständlich, daß diese Art der Anleitung am wirksamsten vor den Originalwerken vonstatten gehen wird. Museums- und Ausstellungsführungen stehen also als kunsterzieherische Mittel an erster Stelle. Aber sie haben den Nachteil, daß sie immer nur einen relativ kleinen Kreis von Teilnehmern erfassen können. Die Zahl von 30, höchstens 40 Personen darf, wie die Erfahrung lehrt, in der einzelnen Gruppe nicht überschritten werden, wenn nicht der Zweck illusorisch werden soll. Sammelt sich eine größere Menge vor dem besprochenen Kunstwerk an, so kann ein Teil es nicht deutlich zu Gesicht bekommen. Will man weitere Kreise beteiligen, so dienen Lichtbildervorträge als ein freilich nicht vollgültiger Ersatz. Sie knüpfen an Reproduktionen an, die, abgesehen von den fehlenden Farben, meist so vergrößert und vergröbert erscheinen, daß sie keine richtige Vorstellung von den Originalen geben.

An ein der Zahl nach unbeschränktes Publikum wenden sich die gedruckten Kunstlehrbücher, die unter Umständen dieselbe Wirkung tun können wie die mündlichen Museumsführungen. Vorausgesetzt nämlich, daß ihre

Erörterungen an die Kunstschätze einer bestimmten, allgemein zugänglichen Sammlung anknüpfen und daß sie von ihren Lesern beim Besuch dieser Sammlung benutzt werden. Als mustergültige Beispiele dieser Art können die beiden vor kurzem erschienenen Publikationen von Ludwig Justi dienen, von denen die eine (»Deutsche Malkunst im neunzehnten Jahrhundert«) durch die Gemäldesammlung der Berliner Nationalgalerie, die andere (»Deutsche Zeichenkunst im neunzehnten Jahrhundert«)[1] durch die Sammlung der Handzeichnungen als Führer gedacht ist. Beide bedienen sich der Lehrmethode, die ich oben kurz skizziert habe. Sie verzichten prinzipiell auf geschichtliche und allgemeinästhetische Erörterungen. Der Band, der die Malerei behandelt, gliedert zum Beispiel den Stoff nicht nach historischen Gesichtspunkten, sondern nach den wichtigsten Arten der künstlerischen Absicht. Justi unterscheidet zunächst ein Schaffen für »äußere Zwecke« (Museums- oder Salonbilder) und ein solches »aus innerem Zwang«. Das Hauptgewicht wird erklärlicherweise auf das letztere gelegt, dem der größte Teil des Buches gewidmet ist. Auch hier werden die Prinzipien der Einteilung nicht von außen herangeholt, sondern aus der Sache selbst gewonnen. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt des schaffenden Künstlers und macht das, was diesem bei seiner Produktion — bewußt oder unbewußt — als das Wichtigste erschien, zu kennzeichnenden Faktoren der Gruppierung. Er findet deren fünf: »Aufbau«, »Sachlichkeit«, »Rhythmus«, »Malerei« und »Ausdruck«, und rubriziert unter jeden die durch ihn charakterisierten Künstler, nicht in vollzähliger Anhäufung, sondern in sorgfältiger Auswahl. Besonders hervorgehoben werden die Werke, die, abgesehen von ihrem Kunstwert, als Lehrmaterial brauchbar erscheinen. Aber ebensowenig wie es sich bei der Gliederung um trockene Begriffe handelt, erhält das Lehrhafte jemals den Ton und Charakter des Schulmeisterlichen. Klar, eindrucksvoll und lebendig steigen die einzelnen Künstler und Künstlergruppen vor uns auf. Die frommen Nazarener und die strengen Meister des klassischen Landschaftsbildes, in deren Schaffensart der »Aufbau«, die kompositionelle Gliederung des Bildes in feste Flächen, die wichtigste Rolle spielt. Die Berliner Krüger und Menzel, die Vertreter der »Sachlichkeit«, die mit der Akribie des wissenschaftlichen Forschers sich in alle Einzelheiten des Naturbildes hineinbohren und ihre Detailfunde schließlich zu gerundeten, lebensvollen und geistreichen Kunstwerken zusammenzuschweißen wissen. Die Deutschrömer Feuerbach, Böcklin, Marées, die mit der magischen Gewalt des »Rhythmus« ihrer Linien- und Farbengedichte zur Seele des Beschauers dringen. Die modernen Impressionisten und Pleinairisten Manet, Leibl, Liebermann, die eine radikale Umwälzung der malerischen Technik anbahnten und in deren Schaffen daher die »Malerei« als das Kennzeichnende erscheint. Und schließlich die Stimmungspoeten, die in der Gestaltung des Gegenständlichen (Kaspar David Friedrich) oder der Linien, Formen und Farben (Erich Heckel) vor allem den »Ausdruck« tiefinnerlicher Gefühle und Empfindungen geben wollen. Sie alle werden in charakteristischen Werken, deren Reproduktionen auf Bildtafeln beigefügt sind, vorgeführt und in einem Stil und Ton besprochen, dessen temperamentvolle Eindringlichkeit sich mehr der Form des mündlichen Vortrags als dem der üblichen Schriftsprache nähert.

[1] Beide Bücher im Verlag von Julius Bard, Berlin, erschienen.

Im Laufe der Erörterungen ergibt sich dann, daß die fünf Kategorien »Aufbau«, »Sachlichkeit« usw. nicht nur für die einzelnen Künstlergruppen gelten, sondern eine viel allgemeinere Bedeutung haben. Sie bezeichnen nämlich zugleich die verschiedenen Standpunkte, von denen aus jedes malerische Kunstwerk betrachtet und genossen werden kann. In jedem Gemälde spielt der kompositionelle Aufbau, die Sachlichkeit in der Wiedergabe des Naturvorbildes, der Rhythmus der Linien und Farben, die malerische Technik und der erstrebte und erreichte Ausdruck eines inneren Erlebens eine gewisse Rolle. Man kann daher auch zum Beispiel in einem Werke Liebermanns, in dessen Schaffen die »Malerei«, die technische Gestaltung des Malkörpers das entscheidende Element bildet, den Aufbau, die Sachlichkeit, den Rhythmus und den Ausdruck suchen und genießen. Nachdem der Leser diese verschiedenen Einstellungsmöglichkeiten, die beim Anschauen von Gemälden in Betracht kommen, an charakteristischen Beispielen kennengelernt hat, ist er zugleich in den Stand gesetzt, jedes beliebige Gemälde von allen künstlerischen Gesichtspunkten aus zu sehen und zu befragen. Er wird vor Einseitigkeit bewahrt und jedem Werk, jedem Künstler und jeder Kunstrichtung gerecht werden. Wie eine solche erschöpfende Betrachtung und Prüfung vorgenommen sein will, zeigt Justi am Schlusse seines Führers in einer Analyse der Arbeiten von Hans Thoma, die er — ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben — als besonders kennzeichnende Beispiele für die Verschmelzung der verschiedenen Qualitäten auffaßt.

In der Bekämpfung jeder Voreingenommenheit, in der Erziehung zur Objektivität, die jedes Kunstwerk von allen Seiten beklopft und behorcht und die Seite, auf die es dem Künstler (nicht dem Beschauer) ankommt, entdeckt, werket und genießt, liegt meines Erachtens der besondere Wert der Justischen Methode. Sie wird natürlich nicht nur im Führer durch die Gemäldesammlung, sondern mit entsprechenden Modifikationen auch bei den Handzeichnungen zur Anwendung gebracht. Der Laie, etwa der Berliner Arbeiter, der ein Vierteljahr hindurch jeden Sonntag den Sammlungen in der Nationalgalerie und im Kronprinzenpalais einen ein- bis zweistündigen Besuch abstattet und sich an der Hand der beiden Führer in die betreffenden Kunstwerke vertieft, hat eine absolut sichere Grundlage für sein künstlerisches Sehen gewonnen. Wie weit er während dieser Zeit vom richtigen Sehen zum lebendigen Kunstempfinden gelangt ist, das hängt freilich von seiner persönlichen Veranlagung ab. Denn das, worauf es ankommt, ist eben nicht lehrbar, sondern Sache des Gefühls, und dieses wird bei dem einen früher, bei dem anderen später und beim dritten überhaupt nicht geweckt werden. Es darf nämlich — das ist für alle kunsterzieherischen Versuche wichtig — nicht übersehen werden, daß es nicht nur unmusikalische, sondern auch unbildnerische Menschen gibt. Und wie die ersteren nie zu einem lebendigen Musikempfinden gelangen können, so muß den letzteren das Höchste in der Malerei oder Bildhauerkunst schlechterdings ein ewig mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben. Aber auch im Kreise der bildnerisch Empfänglichen gibt es mannigfaltige Abstufungen. Der eine wird nur für diese, der andere nur für jene Kunstrichtung ein mitfühlendes Verständnis haben, und manchen vermag nur ein Künstler oder ein Kunstwerk zum wirklichen Erlebnis zu werden. Und der Laie, der sich mit dem engen Kreis begnügt, in

dem sein Kunstempfinden und -genießen sich echt und ehrlich auswirkt, tut recht daran. Er gewinnt durch diese Beschränkung eine wertvollere Basis für seine allgemeine Kultur, als wenn er sich mühen wollte, in Sphären einzudringen, in denen er seinen Anlagen gemäß nie heimisch werden kann. Um aber den Punkt finden zu können, auf den er stoßen muß, in dem sich seine Empfindungs- und Genußfähigkeit konzentriert, ist es freilich notwendig, daß er erst einmal alle seine Sinne geweckt und erprobt hat. Und dazu bietet die Methode, wie sie Justi anwendet, meines Erachtens das beste Mittel.

Neben den beiden Schriften des Direktors der Nationalgalerie ist vor kurzem ein anderes Werk erschienen, das ähnliche Ziele verfolgt. Es nennt sich »Die Malerei im neunzehnten Jahrhundert«, und sein Verfasser ist Max Deri,[2] ein Mann, der einem Teil der Berliner Arbeiterschaft seit Jahren bekannt ist aus den kunsttheoretischen Vorträgen, die er für die Mitglieder der Freien Volksbühnen zu halten pflegt. Seine Methode ähnelt äußerlich der Justischen, bei näherem Zusehen aber erkennt man, daß die Ausgangspunkte und daher auch die Resultate prinzipiell verschieden sind. Deri baut seine beschreibenden und kritisierenden Analysen der Werke, Künstler und Richtungen auf der breiten Basis psychologischer Erörterungen auf. Er betont mit Recht nachdrücklichst, daß in Sachen der Kunst das Gefühl alles, der Verstand nichts bedeutet. Aber aus seinem persönlichen Kunstempfinden leitet er dann Grundsätze und Forderungen ab, die er zur Bedeutung allgemeingültiger Lehren erhebt. Da er nun zu den Leuten gehört, deren Kunstgefühl auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt ist, so lehnt er mehr oder weniger kategorisch alles ab, was außerhalb dieses Kreises liegt. Seine Ausführungen über den malerischen Naturalismus, besonders soweit er sich im modernen Impressionismus und Pleinairismus manifestiert, sind schlechthin meisterhaft und in ihrer Art unübertrefflich. Gegenüber dem Klassizismus und der Romantik versagt er in entscheidenden Punkten, und seine Bemühungen, in den Geist des Expressionismus einzudringen, führen ihn schließlich in eine Sackgasse ungeheuerlicher Irrtümer. Seine ausschließliche Einstellung auf das Gegenständliche verleitet ihn, in Arbeiten Picassos und Kandinskys, die lediglich mit den reinen Kunstmitteln wirken wollen, nach Naturvorbildern zu suchen, die, selbst wenn sie sich zufällig entdecken ließen, für den Sinn und den Wert der Werke ohne jede Bedeutung wären. Vor einer so gewaltigen Künstlerpersönlichkeit wie Edward Munch steht Deri völlig hilflos da, und Erscheinungen wie Christian Rohlfs, Schmidt, Rottluff, Heckel, Nolde, Feininger, Hölzel, Kirchner werden mit bloßer Namennennung abgetan. Sie passen nicht in sein Schema, nach dessen Maßgabe schließlich Ferdinand Hodler als der »einzige rein expressionistische Maler der neuen Zeit« hingestellt wird.

Auf diese Weise wird der Leser nicht zu unbefangenem Kunstempfinden geleitet, sondern es wird ihm eine Brille aufgesetzt, die alle außerhalb eines kleinen Gesichtskreises liegenden Erscheinungen völlig verzerrt darstellt. Wer seiner persönlichen Veranlagung nach auf die Kunst des Impressionismus eingestellt ist, der wird in Deris Buch eine Fülle wertvoller Anregung und Belehrung finden. Wer aber in den Geist des Expressionismus einzudringen wünscht, den wird dieses Buch, trotz aller ehrlichen Bemühungen

[2] Verlag von Paul Cassirer, Berlin.

seines Verfassers, rettungslos auf Irrpfade führen. Und das ist besonders bedauerlich, weil das Bedürfnis nach einem populären Leitfaden durch die Geheimnisse der modernsten Kunst heute in weiten Kreisen rege ist und von Tag zu Tag wächst. Auch Justis Führer können in dieser Hinsicht nicht allen Ansprüchen genügen; denn sie beschränken ihre Erörterungen fast ganz auf den Kreis der ehemaligen Dresdener »Brücke« und lassen die besonderen Probleme des Kubismus, des Futurismus und der sogenannten absoluten Malerei unbeachtet. Was aber von älterer Literatur für dieses Gebiet vorhanden ist, das ist teils veraltet (Paul Fechter, »Der Expressionismus«), teils allzu oberflächlich (Hermann Bahr, »Expressionismus«), teils nur für den engeren Kreis der Eingeweihten bestimmt (Herwarth Walden, »Einblick in Kunst« und »Die neue Malerei«), teils in einer Sprache geschrieben, die für die Mehrzahl der Leser schwerer verständlich ist als die Kunst, die sie erklären will (Fritz Burger, »Einführung in die moderne Kunst«, Ludwig Coellen, »Die neue Malerei«, Max Raphael, »Von Manet zu Picasso« und die Schriften von Wilhelm Hausenstein). Hier ist eine Lücke vorhanden, die die Kunstlehrbücher der nächsten Zukunft hoffentlich ausfüllen werden.

## Die Entwicklung des Erbbaurechts

Von **Friedrich Kleeis** (Halle a. S.)

Wie sich überlebte »Gesetze und Rechte« fortzuerben vermögen, zeigt die Entwicklung des Erbbaurechts. Anscheinend eine neuzeitliche Einrichtung, hat es seinen Ursprung schon im alten römischen Recht. Bereits in diesem kannte man ein gegen einseitig nicht ablösbare Rente (Entschädigung) eingeräumtes erbliches, veräußerliches und verpfändbares Nutzungsrecht an fremden Grundstücken. Es wurde durch Vertrag oder Vermächtnis geschaffen und gewährte volle Nutzungsfreiheit, die nur eingeschränkt wurde durch das Verbot der Verschlechterung des Grundstücks. Im deutschen Mittelalter kannte man ebenfalls ein dingliches Nutzungsrecht an einem Grundstück, das im Eigentum eines anderen verbleibt. Der Erbpächter (Erbzinsmann, Grundholde, Erbmeier, Erbrechter usw.) war zur Zahlung bestimmter Abgaben oder zur Leistung von Diensten verpflichtet. Zur Sicherung der ausbedungenen Leistungen durfte das Grundstück nur mit Genehmigung des Obereigentümers, meist auch der Regierung, geteilt werden und ging im Erbgang ungeteilt auf den Nacherben über. Starb die Bauernfamilie aus, fiel das Gut an die Grundherrschaft zurück. Schlechte Wirtschaft des Erbpächters, jahrelange Versäumnis der Zinszahlung usw. konnten den Obereigentümer berechtigen, den Bauern zu entsetzen.

Die Gesetze der einzelnen Länder der neueren Zeit haben diese Rechte vielfach umgestaltet. Das preußische Landrecht unterschied zwischen Erbzins- und Erbpachtgütern. Durch das mittelalterliche Feudalsystem war der ursprüngliche freie Bauernstand fast zugrunde gegangen, und der leibeigene, mit Frondiensten und Abgaben überlastete Landmann war nicht in der Lage, der Scholle leibliche Erträgnisse abzuringen. Er zeigte deshalb wenig Anhänglichkeit an die heimischen Felder. Die Erbpacht wurde daher vielfach dazu benutzt, die Bauern wieder ansässig zu machen. Sie war nicht selten

nur eine Zwischenstufe zur völligen Freiheit des Grundbesitzes. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden wir bereits größere Versuche, die Fronbauern der Domänen zu freien erblichen Nutznießern der Fluren zu machen, die sie bisher für die Grundherrschaft bestellt hatten. Auch Friedrich der Große förderte den Versuch, die Domanialbauern zu Erbzinsleuten zu machen. Fremde Kolonisten wurden herangezogen und auf den parzellierten Domänen in Erbpacht angesiedelt.

Nachdem die große Französische Revolution die Feudallasten beseitigt hatte, erwachte allenthalben das Bestreben, dem Grundbesitzer die veralteten Lasten der Gutsunterthänigkeit abzunehmen und ihm möglichst ungehinderte Verfügungsfreiheit über die eigene Scholle zu gewähren. Diesem Trachten fiel die Erbpacht in den meisten Fällen zum Opfer. Die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 gewährleistet die Ablösbarkeit der Grundlasten, und das Gesetz vom 2. März 1850 schließt geteiltes Eigentum aus. Es gestattet nur, feste Geldrenten aufzuerlegen, deren Höhe und Dauer begrenzt ist. Auch in den anderen Staaten, wie Sachsen, Hannover usw., wurde die Erbpacht beseitigt und unmöglich gemacht. Nur in Mecklenburg blieb sie bestehen. Doch wurde sie hier reformiert durch Beseitigung aller lästigen Beschränkungen, wie sie in den älteren Erbpachtkontrakten vorhanden waren. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts wurden in Mecklenburg mehr als 5300 gutfundierte bäuerliche Erbpachtstellen geschaffen. Daneben bestehen zahlreiche kleinbäuerliche Besitzungen, die sogenannten Büdnereien, die nach altrömischem Recht einen ablösbaren »Kornkanon« zahlen und hinsichtlich des Grundstücksverkaufs usw. bestimmte Verpflichtungen haben. Dasselbe gilt von Tausenden von Häuslern, die ihren Hofplatz und ihr Gartenland in derselben Weise in Erbpacht besitzen.

Seit einigen Jahrzehnten läßt sich wieder ein Meinungsumschwung in der Richtung konstatieren, die Erbpacht in verbesserter Form, frei von allen ihrem Wesen fernen Beschränkungen, erneut einzuführen. Namentlich um dort, wo noch unsichere Besitzrechte einer bäuerlichen Bevölkerung bestehen, diese zu klären, vor allem aber um Kolonisation und Ansiedlung zu erleichtern. Das Wesen dieser reformierten Erbpacht erblickt man darin, daß Grundstücke gegen feste, einseitig nicht ablösbare Rente zu erblicher Nutzung gegeben werden, die frei veräußerlich und verschuldbar (vielleicht unter Einhaltung bestimmter Regeln) sind und nicht ohne Genehmigung des Verpächters geteilt oder mit anderen Grundstücken zusammengelegt werden dürfen. Die Verteidiger der reformierten Erbpacht betonen namentlich den Nutzen der leichteren Erwerbung eines Grundstücks, die unkündbare Benutzung und Rente. In einigen Gliedstaaten des Reiches, in denen durch Verfassungsbestimmungen die Begründung geteilten Eigentums ausgeschlossen war, hat man denn auch durch Schaffung sogenannter Rentengüter die Vorteile der reformierten Erbpacht auszunutzen versucht.

Unter Rentengütern versteht man solche Grundstücke, die mit einer festen Geld- oder Körnerrente belastet sind. Im Zusammenhang mit der Bauernbefreiung tatsächlich beseitigt, hat die Einrichtung in Preußen und einigen anderen Staaten neuerdings nach langer Pause als ein Mittel zur Förderung der wieder aufgenommenen inneren Kolonisation Bedeutung erlangt. Sie unterscheidet sich von der Erbpacht dadurch, daß sie a l l e nicht vertragsmäßig abgetretenen Befugnisse des Eigentümers einschließlich des

Jagdrechts umfaßt, dagegen von allen Lasten und Folgen des Obereigentums, wie namentlich den Besitzveränderungsabgaben, dem Heimfallsrecht, allen Dienstpflichten usw. freibleibt. In Preußen ist ein Gesetz über Rentengüter vom 27. Juni 1890 ergangen. Es gestattet wiederum die Eigentumsübertragung eines Grundstücks gegen Übernahme einer festen Geldrente, deren Ablösbarkeit von der Zustimmung beider Teile abhängt, das heißt für beliebige Zeit ausgeschlossen werden kann.

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich wurde zu einer Zeit geschaffen, in der man sich noch mit dem Abbau feudaler Einrichtungen (als welche man kurzerhand die frühere Erbpacht ansah) beschäftigte, während andererseits das Streben nach einer neuzeitlichen Gestaltung des Erbpachtrechts noch nicht so weit entwickelt war, um in dem Gesetz einen Niederschlag zu finden. Die deutschen Bodenreformer, die besonders die Einführung einer reformierten Erbpacht auf ihre Fahne geschrieben haben, erlangten erst nachträglich einige Bedeutung. So kommt es, daß unser bürgerliches Recht über die Erbpacht überhaupt keine Bestimmungen enthält. Sie ist nur in Artikel 63 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch erwähnt, wo es heißt: »Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über das Erbpachtrecht mit Einschluß des Büdnerrechts und des Häuslerrechts in denjenigen Bundesstaaten, in welchen solche Rechte bestehen. Die Vorschriften des § 1017 des Bürgerlichen Gesetzbuchs finden auf solche Rechte entsprechende Anwendung.« In Wirklichkeit sind solche Erbpachtrechte lediglich in den beiden Mecklenburger Landen vorhanden. Nur in Oldenburg besteht noch ein ähnliches Gesetz, betreffend das nutzbare Eigentum an Grundstücken vom 25. April 1899. Daraus ergibt sich, daß, von diesen Ausnahmen abgesehen, für das Erbpachtrecht mit Einschluß des Büdnerrechts usw. die sich auf Grundstücke beziehenden Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs gelten, namentlich für den Erwerb des Eigentums und die Ansprüche aus dem Eigentum. In dem angezogenen § 1017 ist nur die Rede davon, daß ein Grundstück in der Weise belastet werden darf, daß jemand dasselbe benutzt, auf ihm gewisse Handlungen nicht vorgenommen werden und gewisse Rechte aus dem Eigentum ausgeschlossen werden dürfen.

Dafür aber konstruiert das Bürgerliche Gesetzbuch ein neues, der Erbpacht verwandtes Recht, nämlich das Erbbaurecht. Es ist inzwischen oft von Sozialpolitikern zur Bodenreform und zur Besserung der Wohnungsverhältnisse empfohlen worden und besteht in dem »vererblichen und veräußerlichen Recht, auf oder unter der Oberfläche eines fremden Grundstücks ein Bauwerk zu haben«. Das Erbbaurecht ist daher nur ein Nutzungsrecht; es beschränkt sich nur auf das Haben eines Bauwerks. Ein alleiniges Recht auf Pflanzungen ist unzulässig; das Erbbaurecht kann indessen auf die Benutzung eines für das Bauwerk nicht erforderlichen Teils des Grundstücks erstreckt werden. Der Erwerber eines Erbbaurechts, welches in das Grundbuch eingetragen wird, ist also nicht Eigentümer des Grundstücks, das im privatrechtlichen Sinne nicht bezahlt wird. Es wird nur dessen Benutzung vergütet. Grundstück (und vielleicht auch Bauwerk) fallen je nach den Vereinbarungen nach einer bestimmten Zeit oder beim Eintritt bestimmter Umstände an den Eigentümer zurück oder gehen in den Besitz des Erbbauberechtigten über. Die Einrichtung hat daher den Zweck und die Wirkung, daß jemand, ohne über große Mittel zu ver-

fügen, ein Grundstück sich verschaffen und sich selbst eine Heimstätte bauen kann.

Im Bürgerlichen Gesetzbuch ist das Erbbaurecht in den § 1012 bis 1017 nur notdürftig geregelt. Viele Fragen sind unklar, so daß bisher nicht nur oft Streit entstand, sondern auch das Erbbaurecht zu praktischer Anwendung ungeeignet war. Die Unzulänglichkeiten bestanden vor allem in zwei Punkten: in der rechtlichen Stellung des Erbbauhauses und in der Schwierigkeit der Beleihung des Erbbaurechts. So war schon zweifelhaft, wer Eigentümer des Baues war. Das Verlangen nach Verbesserung der Einrichtung hatte zur Folge, daß im Mai 1918 der Entwurf eines Reichsgesetzes über das Erbbaurecht veröffentlicht wurde. Er fand viele Beachtung und Erörterung, namentlich im Hinblick auf die zweckmäßige Ansiedlung von Kriegsbeschädigten. Da der alte Reichstag die Vorlage nicht erledigte, veröffentlichte die Volksregierung sie mit geringen Änderungen als Verordnung über das Erbbaurecht vom 15. Januar 1919. Sie trat mit dem 22. Januar 1919 in Kraft und fand die nachträgliche Zustimmung der Nationalversammlung. Die Verordnung hat die einschlägigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs erheblich ausgestaltet.

Nunmehr ist der Inhalt des Erbbaurechts nicht nur gesetzlich bestimmt, sondern er kann auch vertraglich bestimmt werden. Es können Vereinbarungen über verschiedene Fragen und Vorgänge getroffen werden, über die Verwendung und Instandhaltung des Grundstücks, die Tragung von Lasten usw.

Diese Vereinbarungen sind in das Grundbuch einzutragen und gelten sodann auch gegen jeden Rechtsnachfolger. Eine wichtige Neuerung ist weiter in der rechtlichen Behandlung des Bauwerks zu finden. Es ist nicht mehr Bestandteil des Grundstücks, gleichviel, ob es erst auf Grund des Erbbaurechts errichtet worden ist oder bei dessen Bestellung schon vorhanden war. Damit hört die Haftung des Bauwerks für alle auf dem Grundstück lastenden Rechte auf. Geht das Erbbaurecht verloren, so wird das Gebäude wesentlicher Bestandteil des Grundstücks und geht in das Eigentum des Bodenbesitzers über. Das Erbbaurecht kann bei der Grundbucheintragung nur an erster Stelle begründet werden. Neu ist, daß das Erbbaurecht hypothekarisch beliehen werden kann. Wird das Grundstück zwangsweise versteigert, so bleibt das Erbbaurecht auch dann bestehen, wenn es bei der Feststellung des geringsten Gebots nicht berücksichtigt ist. Weiter ist die Erbbaurechtshypothek für mündelsicher erklärt worden. Nur muß sie solchenfalls eine Tilgungshypothek sein und innerhalb des halben Wertes des Erbbaurechts liegen usw. Für die Begründung wie für die Übertragung des Erbbaurechts genügt die formlose Einigung zwischen dem Grundstückseigentümer und dem Erbbauberechtigten, zu der noch die Eintragung in das Grundbuch hinzutreten muß.

Eine weitere Förderung hat das Erbbaurecht durch die Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot vom 15. Januar 1919 erfahren. Der durch diese eingesetzte Bezirkswohnungskommissar hat die Befugnis, Grundstücke in einem besonderen beschleunigten Verfahren zu enteignen. Auf Antrag des davon betroffenen Grundstückseigentümers kann der Kommissar jedoch an Stelle der völligen Entziehung des Eigentums auch die Belastung des Grundstücks mit einem Erbbaurecht aussprechen. Findet eine

Einigung zwischen den Beteiligten nicht statt, so hat der Kommissar einen Erbbauvertrag und den Erbbauzins festzusetzen.

Diese Ausgestaltungen befriedigen noch nicht ganz, doch entsprechen sie im allgemeinen den volkswirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen unserer Zeit mit ihrem Gemisch von Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft. Ist doch das Erbbaurecht selbst ein Mittelding zwischen beiden. Die neuen Einrichtungen können sehr zur Förderung der Wohnungsbautätigkeit beitragen, sofern einigermaßen geordnete Verhältnisse auf dem Baustoffmarkt eintreten. Namentlich die Gemeinden sollten sich der Sache annehmen. Die Sozialdemokratie fordert von diesen die Erwerbung, Vermehrung und Erhaltung von Grundbesitz. Dazu sind sie auch häufig zu haben, nicht aber zur Selbstherstellung von Wohnhäusern. So kommt es, daß trotz der politischen Umwälzungen die Gemeinden auf diesem Gebiet noch immer recht wenig unternehmen. Höchstenfalls beteiligen sie sich an gemeinnützigen Baugenossenschaften. Die Anwendung des Erbbaurechts durch die Gemeinden als Grundstückseigentümer kann sehr wohl zur Förderung der Wohnungsbautätigkeit beitragen, sofern einigermaßen geordnete Verhältnisse auf dem Baustoffmarkt eintreten. Darin muß überhaupt der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Erblehen und der Erbpacht von ehedem und der »reformierten Erbpacht« und dem Erbbaurecht von heute liegen, daß nicht Privateigentümer die Grundstücke zur Verfügung stellen. Die öffentlichen Körperschaften, Staat und vor allem Gemeinde, müssen den Grund und Boden an sich zu bringen suchen und die Privatwirtschaft nach und nach ablösen. Dabei sind selbstverständlich die Härten, die auf eine Ausbeutung der Erbrechtsnehmer und auf eine ungerechtfertigte Bereicherung der Obereigentümer hinauslaufen, zu vermeiden.

## Literarische Rundschau

Professor Dr. Othmar Spann, **Vom Geist der Volkswirtschaftslehre.** Jena 1919, Gustav Fischer. Preis 3 Mark.

Der Verfasser dieses Buches hat seine Antrittsrede, die er am 5. Mai 1919 an der Universität Wien gehalten hat, wesentlich erweitert und im Druck veröffentlicht. Er will eine Einführung geben in das Grundproblem der gesellschaftswissenschaftlichen Einstellung der Volkswirtschaftslehre, was heutzutage notwendiger denn jemals sei, da die heutigen Jünger dieser Wissenschaft an einem tiefgehenden und fast trostlosen Mangel an theoretischen Kenntnissen litten. Die Schuld an dieser Verflachung schreibt er der jüngeren geschichtlichen Schule der Volkswirtschaftslehre zu, die auf einen sehr betrüblichen Stand herabgesunken sei. Daher habe sein Buch von vornherein einen schweren Stand, da es nicht »von der Entwicklung der Schnupftabakindustrie in Krähwinkel« spreche. Es sei nötig, die Wissenschaft wieder mit Begriffen zu beginnen, um aus einem Zustand herauszukommen, der geradezu einer Zertrümmerung der Wissenschaft gleiche oder einem aussichtslosen Wettbewerb mit dem in der Praxis wirkenden Syndikus und anderen Praktikern, was eine nur schwer wieder gutzumachende Vergeudung fast des ganzen geistigen Kapitals unserer Wissenschaft bedeute.

Nach dieser scharfen Absage an die landläufige Volkswirtschaftslehre geht Spann dazu über, den »Geist« dieser Wissenschaft zu suchen, ihn herauszuschälen aus dem zu einem Ganzen verbundenen wirtschaftlichen Leben. Nun kann aber das Ganze aufgefaßt werden als eine Summe der Teile, die Selbständigkeit besitzen (atomistische oder individualistische Auffassung), oder als ein Organismus,

der aus zahlreichen Zahlen zusammengesetzt ist (organische, kollektivistische oder universalistische Auffassung). Auch die Volkswirtschaft, als Ganzes betrachtet, kann individualistisch und universalistisch behandelt werden: »Es gibt keine einheitliche Volkswirtschaftslehre, sondern es gibt so lange zweierlei Volkswirtschaftslehren, solange der Widerstreit zwischen individualistischer und universalistischer Grundauffassung der Volkswirtschaft nicht geschlichtet ist.« Dieser innere Zwiespalt hat von jeher dazu geführt, daß die verschiedenen volkswirtschaftlichen Fragen regelmäßig von den beiden verschiedenen Standpunkten aus ganz verschieden behandelt wurden.

Ein fernerer Grundirrtum ist nach Spann die Auffassung, die Wirtschaft sei ein selbständiges Objekt der Volkswirtschaftslehre und letztere eine selbständige Wissenschaft. Sie ist vielmehr lediglich ein Teil der Gesellschaftswissenschaft. Die Wirtschaft ist nur ein Abschnitt aus dem Lebensinhalt des einzelnen und der Gesellschaft, sie ist der Inbegriff der Mittel, die dazu dienen, den geistigen, sittlichen, kulturellen Lebensinhalt der Gesellschaft zu ermöglichen. Sie ist die Dienerin der Gesellschaft, die Werkstätte ihres Lebens und Gedeihens, gewissermaßen das Blut, das alle Glieder dieses großen Organismus durchfluket und belebt. Da macht es natürlich einen himmelweiten Unterschied, ob man vom Gesichtspunkt des Individualismus oder des Universalismus an die Gesellschaft und damit auch an die Wirtschaft herantritt.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen untersucht dann der Verfasser, welche Gestalt die Volkswirtschaftslehre unter dem Einfluß der individualistischen und der universalistischen Gesellschaftsauffassung angenommen hat. Dabei behandelt er in sehr interessanter Weise die naturrechtlich-individualistische Auffassung von Quesnay bis Ricardo und sodann die romantisch-universalistische Volkswirtschaftslehre, die er als die größte Leistung des deutschen Geistes in der Weltgeschichte bezeichnet, und ihre Ausläufer bis in die Gegenwart. Er kommt zu dem Endergebnis, daß der Individualismus ein geschlossenes Begriffsgebäude geschaffen habe, während der Universalismus noch nicht über die ersten großen Grundkonzeptionen hinausgekommen sei, die erst noch weiter ausgebaut werden müßten. Die universalistische Auffassung begreift die Volkswirtschaftslehre als Zweckwissenschaft, als eine Lehre vom Ganzen, in dem jeder Teil mitwirkt. Kein Glied ist etwas Selbständiges, das eine greift in das andere. Zum Schluß fordert der Verfasser die soziologische Richtung und Einstellung der Volkswirtschaftslehre, die von einer Verknüpftheit zwischen Wirtschaft und Gesellschaft ausgeht und uns lehrt, daß im Reiche der menschlichen Gesellschaft nichts allein und für sich besteht, sondern daß alles mit allem verwandt und verbunden ist.

Die kleine Schrift bietet manchen guten Gedanken und ist warm zu empfehlen.

Franz Laufkötter

Dr. Max H. Meyer, **Die Weltanschauung des Zentrums in ihren Grundlinien.** München und Leipzig 1919, Verlag von Duncker & Humblot. VI und 138 Seiten Großoktav. Preis geheftet 5 Mark plus 25 Prozent Teuerungszuschlag.

Heute, wo das Zentrum starken Einfluß auf die Entwicklung Deutschlands gewonnen hat, ist es von besonderem Interesse, eine objektive und in die Tiefe gehende, nicht zu breite und doch alles Wichtige zusammenfassende Darstellung seines innersten Wesens, seiner Weltanschauung zu erhalten. Eine solche liegt in dem hohe Anerkennung verdienenden Buche des uns bisher völlig unbekannten Dr. M. H. Meyer vor. Die Weltanschauung des Zentrums, das heißt (S. 2) der deutschen Katholiken, will der Verfasser untersuchen, nicht etwa seine politische Taktik. Vielmehr seine Stellung zu Staat und Recht, Volkswirtschaft und Gesellschaft, Kirche und Kultur. Sorgfältig nach den Quellen gearbeitet ist seine Schilderung, wie die benutzte zahlreiche Literatur zeigt, von der Kathrein, v. Hertling, v. Ketteler, das Kirchliche Handlexikon und das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft am häufigsten zitiert werden. Und mit solcher Unparteilichkeit und Objek-

tivität, daß wir von Anfang bis zu Ende nicht mit Sicherheit haben herausbekommen können, welchen Standpunkt der Verfasser selber teilt. Trotz des nicht großen Umfangs des Buches dürfte kaum eine Frage von Wichtigkeit vorhanden sein, die nicht behandelt wäre. So im ersten Kapitel über den Staat das Verhältnis der Zentrumsweltanschauung zu Staatsautorität und Revolution, zu dem Staat des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit, zu den verschiedenen Staatsformen, zur Volkssouveränität, zu den nationalen Fragen. Im zweiten Kapitel zu Natur- und Strafrecht, zu den Gedanken der Freiheit, der Gleichheit, der Sklaverei, der Frauenfrage. Etwas zu kurz erörtert der dritte Abschnitt einleitend die grundsätzliche Stellung zu Sozialismus und Liberalismus;[1] genauer dann diejenige zu wichtigen sozialen Einzelproblemen wie Privateigentum, Erbrecht, Arbeiterschutz, Mittelstands-, Steuer- und Lohnfragen. Dann folgt die Auffassung von der Kirche und ihren Rechten, besonders im Verhältnis zum Staat, zum Papsttum, zur Religion überhaupt, zur Bekenntnis- und Gewissensfreiheit, zur Toleranz, zur Jesuitenfrage und zum Syllabus errorum, zum Beichtgeheimnis, zu Krieg und Frieden und zum Gedanken eines dereinstigen »christlichen Weltreichs«. Wenn sich endlich der letzte Abschnitt zu den Fragen der »Kultur« wendet, so wissen wir schon aus dem Syllabus, daß von vornherein als unvereinbar mit dem katholischen Glauben verworfen werden: Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus, Indifferentismus, Sozialismus, Kommunismus, »Irrtümer« über die Rechte der Kirche und des Staates, über die natürliche und christliche Sittenlehre, über die christliche Ehe, über die weltliche Herrschaft des Papstes und den Liberalismus (S. 108). Und »alles das ist nicht neu oder verwunderlich, sondern nur der Ausdruck, den die religiösen Grundgedanken des Katholizismus aus sich selbst erzeugen« (S. 109). Das ist auch unsere Meinung. So erfahren wir denn auch im Schlußkapitel nur das, was eben die Konsequenz dieser Anschauungen über Ehe und Taufe, Zölibat und Familie, Erziehung und Schulwesen ist. »Das autoritative Element und die Gewißheit der Offenbarung im Katholizismus vertragen sich nicht mit der naturalistischen Methode der Selbsterziehung. Hauptsächlich aber spricht dagegen das Dogma der Erbsünde.« (S. 123.) Der Staat kann nicht Erzieher sein (S. 125), Staatsschulen sollen nur zur Ergänzung von Privatinstituten in Frage kommen, der Kirche muß ein Aufsichtsrecht über alle Schulen zustehen, in denen katholische Kinder erzogen werden (S. 126). Die schrankenlose Lehrfreiheit der Universitäten ist einzuschränken (S. 127). Auch die Kunst erhält, selbst nach dem Urteil des »Modernisten« Ehrhard, erst durch die Religion »die wirksamsten Impulse und die höchste Sanktion« (S. 128 f.).

Hier, im Abschnitt über die Kunst, scheint doch einmal ausnahmsweise der eigene nichtkatholische Standpunkt des Verfassers hervorzutreten, wenn er ausdrücklich erklärt, daß »die religiös orientierte Bindung des Urteils die Fähigkeit nimmt, eine Lebensanschauung aus sich heraus ... zu begreifen« (S. 128). Eben die Einflußlosigkeit unkatholischer Auffassungen indes auf die Weltanschauung des Zentrums ergab für ihn die Aufgabe, an sein Thema »lediglich mit katholischer Denkmethode heranzugehen« (S. 5). Gerade weil wir seine Arbeit hoch einschätzen, bedauern wir um so mehr, daß er die Jahre des Weltkriegs, der auch der Zentrumspartei »eine gewaltige Aufgabe stellte« (S. 137), und der ihm folgenden Gegenwart, die dies in noch erhöhtem Maße tut, in dieselbe nicht miteinbezogen hat. Freilich dem, der das Prinzip der kirchlich-katholischen Weltanschauung durchdacht und begriffen hat — und dazu bietet Meyers Buch infolge seiner Objektivität und Gründlichkeit bei aller Knappheit ein vorzügliches Hilfsmittel —, wird auch die Kriegs- und die Gegenwartspolitik des deutschen Zentrums nichts eigentlich Neues oder Verwunderliches an sich, sondern bloß mehr oder weniger interessante neue Fälle der Anwendung eben dieses Prinzips bieten. K. Vorländer

[1] S. 70 Anmerkung werden als »die beiden großen Weltanschauungssysteme« der Katholizismus und der »Marxismus« bezeichnet. Dagegen dürfte doch der Individualismus (Liberalismus) mit Grund Einspruch erheben.

Franz Karl Endres, Major a. D., **Reichswehr und Demokratie.** München, Leipzig, Berlin 1919, Verlag von Duncker & Humblot. Preis geheftet 5 Mark nebst 25 Prozent Teuerungszuschlag.

Die ganzen Ausführungen werden getragen von der Überzeugung, daß die Reichswehr die Aufgabe als Sicherheitsorgan der Republik nur erfüllen kann, wenn sie sich organisatorisch und rechtlich aufbaut auf Grundsätzen der Demokratie. Von dem Verfasser wird hierbei der Begriff Demokratie nicht entwickelt als das Ergebnis einer politischen, sondern als einer sittlichen Folgerung. Die allgemeine Wehrpflicht ist in den Händen des Militarismus zum Mittel der Pflege einer länderhungrigen Machtgier geworden. Das dynastische Dogma wurde im früheren Heere zum Mittelpunkt der Soldatenerziehung gemacht. In der Reichswehr muß deshalb restlos alles das beseitigt werden, was der Förderung des Äußerlichen dienen könnte. Daher Abschaffung des Ordenswesens und Verbot der Führung des adligen Namens im Dienst. Der Verfasser fordert Beseitigung jeder Möglichkeit des politischen Mißbrauchs der Reichswehr. Das Buch gibt sehr gute Ausblicke zur Beurteilung der Frage, wer Deutschlands Zusammenbruch verschuldet hat.

W. Guske

---

**Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches.** Elf Hefte. Berlin 1919, Verein für das Deutschtum im Ausland.

Diese Hefte behandeln die deutschen Siedlungen in Südtirol, in Böhmen, in der Bukowina, in Westungarn, in der Zips (Nordungarn), in Kongreßpolen, in Wolhynien, im Schwarzmeergebiet Südrußlands, an der Wolga, im Kaukasus und in Sibirien und Mittelasien. Man findet darin wertvolle Auskünfte über das Deutschtum in der Zerstreuung und seinem meist recht schweren Stand gegenüber fremden Volksmehrheiten. Ob alle Einzelheiten den Tatsachen entsprechen, läßt sich nicht kontrollieren. Die Schrift Wilhelm Rohmeders über Südtirol zum Beispiel stellt wohl das geschlossene deutsche Sprachgebiet richtig dar, aber es gibt Orte und Gegenden als deutsche Sprachinseln und deutsche Mischgebiete an, wo in jüngster Zeit tatsächlich nur noch italienisch gesprochen wurde, wie zum Beispiel in San Sebastiano und Carbonare außerhalb Folgaria. Hier wie auf dem Hochland von Lavarone beweisen schon die Siedlungsform und die Bauweise, daß man es nicht mit deutschen Orten zu tun hat. Die körperliche Erscheinung der heutigen Welschtiroler läßt auch nicht gerade auf viel »germanisches Blut« schließen. Unzutreffend ist nach der Erfahrung des Referenten die Erstreckung des ladinischen Sprachgebiets über das Fassatal und den Sulzberg sowie manches andere.

Die Hefte über Deutschböhmen und die Bukowina geben nur einige spärliche Zahlen über die nationalen Verhältnisse in jenen Ländern, obgleich die österreichische Statistik an bezüglichem Material reich ist.

H. Fehlinger

---

Gustav E. Pazaurek, **Die Schönheitswerte der Postmarken.** Stuttgart, verlegt bei Wilhelm Meyer-Ilschen. Preis 6 Mark.

Der Leiter des Württembergischen Landesgewerbemuseums und verdienstvolle Begründer der Stuttgarter »Sammlung der Geschmacksverirrungen« schickt seine kleine Schrift gerade zur rechten Zeit in die Öffentlichkeit. Die allgemein anerkannte Scheußlichkeit unserer Briefmarken und der Umstand, daß sich hier mit relativ geringen Mitteln etwas weithin bemerkbares Neues und Besseres schaffen läßt, hat die Frage der Postzeichenreform aktuell werden lassen. Seit der Dürerbund im Jahre 1908 seine Konkurrenz veranstaltete, haben Preisausschreiben der bayerischen und württembergischen Postverwaltungen, der »Münchener Neuesten Nachrichten«, des Stuttgarter Landesgewerbemuseums und des Reichspostministeriums stattgefunden, die alle das Ziel verfolgten, praktische und künstlerisch einwandfreie Briefmarken zu schaffen. Erreicht ist das Ziel bis heute noch nicht — falls nicht der letzte vom Reichspostminister ausgeschriebene Wettbewerb, dessen Resultate im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht bekannt sind, den

Umschwung gebracht hat. Über die bei diesen Konkurrenzen gemachten Erfahrungen unterrichtet die Schrift Pazaureks, nachdem sie als Einleitung eine Übersicht über die Entwicklungsgeschichte der Briefmarken vom ästhetischen Standpunkt gegeben und an der Hand von (leider farblosen) Abbildungen die Mängel und Vorzüge des bisher Geleisteten kritisch beleuchtet hat. Dabei sucht der Verfasser der Eigenart der verschiedenen Sorten (Porträt-, Landschafts-, Ziffern-, heraldischen usw. Marken) gerecht zu werden und für die Beurteilung der Schönheitswerte einige allgemeingültige Maßstäbe zu gewinnen. Schade, daß dieser sozusagen »dogmatische« Teil nicht eingehender ausgebaut worden ist! Ein Kenner wie Pazaurek, der auch die technische Seite des Problems gründlich beherrscht, hätte hier mancherlei Klärendes und Anregendes sagen können, was der künftigen praktischen Arbeit förderlicher gewesen wäre als die vereinzelten Werturteile, die oft etwas Individuell-Willkürliches haben und nicht immer überzeugend sind. So werden nicht viele Sachverständige die Begeisterung des Verfassers für gewisse moderne österreichische Marken teilen oder seinem Vorschlag beipflichten können, daß jede Marke die Signierung des Künstlers tragen solle, der sie entworfen hat. Aber diese und einige andere Bedenken vermögen den Wert des kleinen Buches nicht wesentlich zu schmälern, das, bei klarer Darstellung unterhaltend zu lesen, das Interesse für seinen Stoff in weitere Kreise tragen und die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf ein künstlerisches Problem lenken könnte, dessen Lösung als Wertmesser für die Geschmackskultur jedes Volkes von hoher Bedeutung ist. Schikowski

---

Franz Gräffer, **Aus dem Wien des Kaisers Joseph.** (Josephinische Kuriosa.) Mit elf Bildbeigaben. Eingeleitet und neu herausgegeben von Paul Wertheimer. Wien, Verlag von Paul Knepler. Preis 40 Kronen.

Aus dem Elend und der Not unserer Zeit beginnt sich in Deutschösterreich und besonders in Wien eine eigenartige Literatur zu entwickeln, die in ihrer auffälligen »Gegenwartsflucht« an jene Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, in denen man die trauliche Schäferidylle pflegte. Und tatsächlich bedeutet ja die hinter uns liegende Epoche eine Idylle gegenüber den Verhältnissen unserer Tage, und die Zeiten, da Wien noch den Titel einer »Phäakenstadt« verdiente, liegen in traumhaftem Glanz wehmütiger Erinnerung hinter uns. Allerdings läßt sich von dieser Literatur nicht sagen, daß sie in den breiten Massen des Volkes verankert sei. Sie ist das Erzeugnis jener Kreise, die Fasching feiern, um im Tanze über den bebenden Vulkan hinwegzufliegen, und die den Blick rückwärts wenden, um Gegenwart und Zukunft ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen. Ihre Sehnsucht umfaßt das alte Österreich und besonders das glückliche Wien der Vergangenheit, dessen stets heiteres Antlitz tausend freundliche Lichter umflimmerten. Bei dem Herumstöbern nach versunkenen Herrlichkeiten werden da manchmal sehr hübsche Dinge zutage gefördert, die um so anziehender wirken, je mehr sie den Tatsachen entsprechen und weniger Schöpfungen einer frei erfindenden Phantasie als Gegenstände unmittelbarer Beobachtung und wahrheitsgetreuer Berichterstattung sind. Das ist in hohem Maße in dem vorliegenden Büchlein »Josephinische Kuriosa« der Fall, in dem der vormärzliche, wortkundige Buchhändler Franz Gräffer über die höchst anschaulich in seinem Bewußtsein lebende Zeit Josephs II. berichtet. Seine Charakterisierungen der damaligen Menschen, Künstler, Gesellschafts- und Hofkreise, anmutige Plaudereien über Musik und Musiker, hübsche Bemerkungen über die Lese- und Bücherverhältnisse im alten Wien gewähren einen farbenreichen Ausschnitt aus dem Lebensbild dieser Zeit. Wir dürfen uns durch die Schilderung des »allgemeinen« Wohllebens nicht darüber täuschen lassen, daß auch in jenen »goldenen« Tagen in verborgenen Winkeln, wohin eben der Beschauer seine Blicke wohlweislich nicht wandte, genug Elend und Sorge nistete. Aber daß die Fangarme dieser Gespenster nicht so weit griffen als heute, ist sicher, und so bietet denn das anmutige Büchlein wirklich das Abbild einer »besseren« Zeit. Irma Hift

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

UNIV. OF MICH. SEP

Nummer 2 38. Jahrgang · 2. Band 9. April 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Militärischer Gegenrevolutionarismus. Von H. Cunow.

Das jungtürkische Lausanner Programm. Von Dr. Fr. Schrader. II.

Literaturgeschichtschreibung. Von Joseph Kliche.

Die Neugestaltung unserer Armenpflege. Von Friedrich Kleeis.

Literarische Rundschau: Ludwig Brügel, Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848 bis 1918. Jul. Braunthal, Die Sozialpolitik der Republik. Edmund Fischer, Die gemeinwirtschaftliche Regelung der Milchversorgung. M. Beer, Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Robert Adolph, Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe. Alfred Knabenhans, Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---

# Einbanddecken zur Neuen Zeit

## 38. Jahrgang, 1. Band

in Halbleinen M. 4.50 sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt durch die Expedition der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Von der Anfertigung von Decken in Halbfranz muß wegen des starken Preisaufschlags bis auf weiteres abgesehen werden.

---

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Dehmel, R.,** Zwischen Volk und Menschheit. Kriegstagebuch. Berlin, S. Fischer. 494 S.

**Deutscher Geschichtskalender:** Die deutsche Revolution. Zweites, drittes und viertes Heft. Leipzig, Felix Meiner. 678 S. Zusammen 14,80 Mk.

**Deutscher und Preußischer Medizinalbeamtenverein,** Tätigkeit der Medizinalbeamten auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege unter besonderer Berücksichtigung der Folgen des Krieges. Berlin, Fischers Medizinische Buchhandlung. 58 S.

**Ellinger, A.,** Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens. Hamburg, Deutscher Bauarbeiterverband, Verlag von Fritz Paeplow. 159 S.

**Emden, Max,** Der natürliche Arbeitstag. Eine Rechenaufgabe. Hamburg, Broschek & Co. 80 S.

**Eulenberg, Fr.,** Arten und Stufen der Sozialisierung. Ein Gutachten. München, Duncker & Humblot. 48 S. Geh. 3,50 Mk.

**Fehlinger, H.,** Deutsche in der Fremde. Eine Übersicht nach Abschluß des Weltkrieges. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 48 S. Geh. 2,50 Mk.

**Fischer-Defoy, W.,** Lebensgefahr in Haus und Hof. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 76 S.

**Flugschriften der „Stimmen der Zeit".** Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

**Noppel, Konst.,** Deutsche Auswanderung und Auslandsdeutschtum. 28 S. Geh. 90 Pf.

**Overmans, J.,** Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland. 86 S. Geh. 1 Mk.

**Pribilla, M.,** Religionsloser Moralunterricht. 18. Heft. 80 S. Geh. 90 Pf.

**Futuria,** Beiträge zur Sexualreform. Berlin, Reformverlag Futuria. 70 S.

**Gasiorowski, W.,** Die Königsmörder. Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von St. Goldenring. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 328 S. Geh. 12 Mk.

**Hausenstein, W. und A. Kranold,** Der deutsche Student einst und jetzt. München, Verlag „Der Neue Merkur". 98 S. Geh. 6,50 Mk.

**Heims, Wilhelm,** Antiquariatskatalog Nr. 52. 24 S. Leipzig.

**Heinrichsbauer, A.,** Die Kohlennot der Ruin Deutschlands. Berlin-Zehlendorf, Zeitfragenverlag. 47 S. Geh. 4 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 9. April 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Militärischer Gegenrevolutionarismus

Von Heinrich Cunow

Wer die heutigen revolutionären und gegenrevolutionären Strömungen mit denen der ersten Jahre der Französischen Revolution vergleicht, entdeckt manche Parallelen und Analogien, besonders wenn er sich nicht darauf beschränkt, nur oberflächlich die Pariser Aufstände und die großen Debatten der französischen Nationalversammlungen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, sondern auch dem Widerhall der revolutionären Bewegung in der Presse sowie dem politischen Treiben in den Klubs und Kaffeehäusern nachspürt. Hier wie dort gleichartige Erscheinungen, oft von geradezu überraschender Ähnlichkeit, wenngleich die heutige revolutionäre Bewegung von vornherein einen vorwiegend proletarischen Charakter trägt, während die französische Revolutionsbewegung der Jahre 1789/94 zunächst unter dem bestimmenden Einfluß großbürgerlich-liberaler Elemente stand und erst nach dem 10. August 1792 dem Kleinbürgertum die Hauptrolle zufiel.

So zeigt denn auch die militärische Gegenbewegung, die alsbald nach dem Bastillesturm in Frankreich einsetzte, manche ähnliche Züge wie die in den Kapp-Lüttwitzschen Militärputsch auslaufenden gegenrevolutionären Bestrebungen eines Teils des heutigen preußischen Offizierkorps.[1]

Aus denselben Motiven, aus denen nach der deutschen Novemberrevolution in vielen deutschen Ortschaften sogenannte Einwohnerwehren gebildet wurden, entstand auch nach dem Bastillesturm in Paris die Nationalgarde. Der Bastillesturm hatte in den Tagen des 13. und 14. Juli die besitzlosen Massen auf den Kampfplatz gerufen, und diese hatten vielfach in ihrer Notlage die Gelegenheit zu Plünderungen benutzt. Mit sehr gemischten Gefühlen war die in Versailles tagende Nationalversammlung den Kämpfen in Paris gefolgt, gequält von der Befürchtung, das Eingreifen des Pariser Volkes in den Streit zwischen Hof und Nationalversammlung könne zu gefährlichen Konsequenzen für die Herrschaft des honetten Bürgertums führen. Der Graf von Virieux sprach nur aus, was das Herz vieler Mitglieder der verfassunggebenden Nationalversammlung bewegte, als er angesichts der Pariser Vorgänge ausrief: »Ich weiß, wir werden zwischen zwei Klippen

[1] Die Tagespresse hat bereits so ausführlich über den Kapp-Putsch und seine politische Bedeutung berichtet, daß hier auf eine retrospektive Betrachtung der betreffenden Vorgänge verzichtet werden kann, zumal voraussichtlich manche der berichteten Einzelheiten schon durch neuere Enthüllungen überholt sein werden, wenn diese Nummer der Neuen Zeit in die Hände der Leser gelangt. Dagegen halten wir es für angebracht, den obigen Artikel über die royalistisch-reaktionären Bestrebungen des französischen Offizierkorps in den Jahren 1789/90 zu veröffentlichen, denn immer noch werden von den sozialistischen Parteien die Erfahrungen der Französischen Revolution zu wenig gewürdigt. Die Redaktion der Neuen Zeit.

hindurchmarschieren müssen: zwischen dem Grimm unserer Feinde und der Wut des Volkes.« Und gleiche Sorgen quälten den neuernannten liberalen Bürgermeister von Paris, als er am 17. Juli 1789 in sein Tagebuch schrieb: »Ordnung und Ruhe, es war leicht, sie zu wünschen. Aber deuteten denn alle diese unerwarteten, diese aufregenden Ereignisse auf eine neue Ordnung der Dinge hin? Diese Bürger, deren Degen mit drohendem Klang sich über dem Haupt des Königs trafen, dieser König, der von einem siegenden Volk gleichsam an den Triumphwagen der eroberten Freiheit gespannt wird; dieser Pöbel, die Waffen in der Hand, stets bereit, eine Szene des Schreckens aufzuführen und den Zustand der Anarchie zu verewigen — ließ dies alles eine Zeit der Ruhe voraussehen?«

Ruhe und Ordnung, sie zu wahren, dazu sollte die neugeschaffene Nationalgarde dienen. Deshalb aber mußten aus ihrer Mitte die aufrührerischen Massen ferngehalten werden; nur die sogenannten »guten« Bürger durften sie bilden, und so wurden denn von vornherein allerlei Bestimmungen über Selbstequipierung, Funktionen, Dienststunden usw. getroffen, die dem Arbeiter wie dem selbstarbeitenden Handwerker und Kleinhändler den Eintritt in die »Bürgergarde« unmöglich machten. Die Nationalgarde wurde zu einem Polizeikorps der den Pariser Gemeinderat beherrschenden Geschäftsbourgeoisie in ihrem Kampfe gegen die demokratische Presse, gegen die öffentlichen Versammlungen im Garten des Palais Royal und die politischen Cafés, besonders als Ende August 1789 in der Nationalversammlung die Beratung der Verfassungsgrundrechte begann und dem König ein Suspensiv-Vetorecht zugestanden wurde. Der Pariser Gemeinderat verbot alle Ansammlungen, auch jene der Stadtdistrikte in Sälen und öffentlichen Wirtschaften, und beauftragte den Generalkommandanten der Nationalgarde, den Marquis v. Lafayette, wenn nötig, die Ruhestörer mit Waffengewalt auseinanderzutreiben. Patrouillen durchstreiften den als Hauptversammlungsplatz beliebten Garten des Palais Royal und sprengten alle Ansammlungen. Mehrfach floß Blut, besonders am 4. September 1789, als eine Versammlung von Intellektuellen auseinandergesprengt wurde. Die Versammelten zogen sich in die am Garten gelegenen Kaffeehäuser zurück. Die Bürgergarde folgte ihnen dorthin. Als im Café de Foy sich die Menge weigerte, die Räume zu verlassen, ging eine Abteilung der Nationalgarde mit gefälltem Bajonett gegen sie vor. Was nicht flüchtete, wurde niedergestochen. Viele suchten sich durch Sprünge aus den Fenstern zu retten. Blutlachen, Scherben, zerfetzte Kleider bedeckten den Boden.

Bald folgten weitere Zusammenstöße und Attacken, die den Gegensatz zwischen den unteren Volksschichten und der Pariser Nationalgarde mehr und mehr verschärften. Die Nationalgardisten wurden vielfach, wo sie sich sehen ließen, gehänselt oder ausgepfiffen und als Instrumente der Gegenrevolution bezeichnet. Liest man heute die Äußerungen der damaligen demokratischen Presse über die Nationalgarde, könnte man fast meinen, Artikel sozialistischer Blätter über die Zusammensetzung reaktionärer Einwohnerwehren vor sich zu haben. So heißt es beispielsweise in den »Révolutions de Paris«, der Hauptrevue des Jakobinismus (Nr. 56 vom 7. August 1790):

Die Nationalgarde muß aus allen Bürgern zusammengesetzt werden, die imstande sind, die Waffen zu tragen, und nicht nur aus 3000 Personen, von denen manche gar keine Bürger sind. Sie hat einen Oberbefehlshaber, besoldet wie ein

General, und dieser hat, soviel er vermochte, den verschiedenen Bataillonen militärischen Korpsgeist eingeimpft; er hat die zur Verteidigung der Freiheit bewaffneten Bourgeois zu einer richtigen Pariser Armee gedrillt....

Und da nun unglücklicherweise in dem menschlichen Herzen das Streben nach Macht, Oberhoheit und nach Vorrechten liegt, so ist es sehr geschickt ersonnen und äußerst gefährlich, jedem einzelnen der Nationalgarde die Befugnis einzuräumen, die Bürger zu beaufsichtigen und sie an allen öffentlichen Orten daraufhin zu kontrollieren, was sie lesen und worüber sie diskutieren....

Warum haben wir denn die Revolution gemacht? Damit wir unter einem Militärdespotismus ächzen? Wenn man Herrn Lafayette sein Ziel erreichen läßt, wenn man die Nationalgarde sich bestechen läßt durch die gefährliche Machtliebe, die er ihr einflößt, stehen wir dann nicht unter militärischem Despotismus? Es macht wenig aus, ob das Militär, das sich an unserer Freiheit vergreift, aus Söldnern oder Freiwilligen besteht; es genügt vollständig, wenn es durch die Autorität der Bajonette die Deklaration der Menschenrechte vergewaltigt, und zwar indem es behauptet, daß es durch seine Maßnahmen sie aufrechterhalten will. Vielleicht wird man erwidern, daß Lafayette doch nur im Auftrag der Zivilgewalt handelt; aber wir wissen doch alle recht gut, daß die Zivilgewalt von Paris sich gehorsam Herrn Lafayettes Anordnungen fügt.

Ähnliche Äußerungen findet man vielfach in der damaligen radikalen Pariser Presse.

Noch weit unbeliebter wurde jedoch bald das aristokratische Offizierkorps, denn abgesehen von einem Teil des höheren Klerus fand die monarchistische Gegenrevolution nirgends freiwilligere Unterstützung als bei den adligen Offizieren. Das ist begreiflich, denn nicht nur, daß der mit dem Offiziersadel eng zusammenhängende feudale Grundadel eines seiner alten »angestammten« Besitz- und Herrschaftsrechte nach dem anderen verschwinden sah, der adlige Offizier, der bisher verächtlich auf den Bürger herabgeblickt hatte, fühlte sich auch durch die Revolution immer mehr in seinen Lebensansprüchen herabgedrückt. Die Standesvorrechte und die Aussicht auf eine schnelle Karriere waren dahin — das, was ihnen bisher als Lebensziel und Lebenszweck erschienen war, vernichtet. War bisher, um Offizier werden zu können, der Nachweis eines Adels von mindestens vier Generationen erforderlich, so konnten nun auch Bürgerliche Offizier werden und alten Adelssprößlingen befehlen. Noch konnte sich zwar der Offizier herausputzen und parfümieren und auf den Soireen des Adels, der noch nicht emigriert oder in die Stille abgelegener Landsitze geflüchtet war, eine gewisse Rolle spielen, aber die schönen Feste wurden spärlicher, der Glanz der »Hofgunst« immer trüber. Öde und langweilig, ohne alle früheren Reize stand den meisten Offizieren ihr weiterer Lebensweg vor den Augen.

In den Denkwürdigkeiten und Tagebüchern, die uns damalige höhere französische Offiziere hinterlassen haben, kommt diese Stimmung deutlich zum Ausdruck. So schreibt der Marquis v. Bouillé, Kommandeur der Garnison von Metz, in seinen Memoiren über seine Stimmung im November 1789:

Ich war beständig zu Metz geblieben. Das Volk haßte mich zwar, dafür konnte ich mich aber um so sicherer auf meine Soldaten verlassen, da es mir gelungen war, *ihre Eifersucht gegen den Bürger und ihre Verachtung gegen die untere Volksmasse rege zu erhalten.* Die Regierung, zu schwach für die Umstände und denselben bei weitem nicht gewachsen, ließ mich ohne Befehle und Instruktionen; selbst über die Absichten des

Königs, die doch nach dem, was er erfahren und erlitten hatte, sich wesentlich verändert haben mußten, blieb ich in Unwissenheit. Ich hatte mich zu keiner Partei geschlagen, stand mit keiner in Verbindung, war als der Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens mitten in der revolutionären Bewegung isoliert und galt als ein Feind der Konstitution, da ich den vorgeschriebenen Eid bis jetzt immer noch verweigert hatte, obwohl ich ihn auf Befehl des Königs die Truppen hatte leisten lassen. Im Gefühl, daß es unmöglich sei, dem Übel, das einmal geschehen war, abzuhelfen, hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Frankreich zu verlassen und ein neues Vaterland aufzusuchen, wenn ich den Wunsch einer Vereinigung mit denen, die Willen, Kraft, Mut und Talent genug hätten, um das Königtum auf einer den damaligen Umständen angemessenen Grundlage wiederherzustellen, nicht erfüllt sehen sollte: das war damals meine Lage, und mein Entschluß stand um so fester, da ich täglich in der Nationalversammlung als Aristokrat denunziert wurde.

Was war deshalb zu tun? Nun, das Beste war, auf einen Umschwung in Paris zu warten, der die Wiederherstellung der alten Königsherrlichkeit, die Auflösung der Nationalversammlung gestattet, und inzwischen die Truppen möglichst vor den »Verführungskünsten der Konstitutionellen« zu bewahren — worunter General v. Bouillé die Aufhetzung seiner Mannschaften gegen die Konstituante verstand, wie er denn auch selbst seine Tätigkeit in Metz mit den Worten schildert:

Indessen hatte ich in Metz immerfort meine Not und verfiel täglich immer mehr mit der Munizipalität und dem Patriotischen Klub, der das Volk gegen mich reizte und aufbrachte. Das Hauptverbrechen, das man mir zur Last legte, bestand darin, daß ich mich der Verbrüderung der Nationalgarde und der Linientruppen, die man als das sicherste Mittel ansah, um den Geist der letzteren zu verderben, widersetzte. Ich suchte im Gegenteil beide voneinander entfernt zu halten und eine gewisse Eifersucht zwischen ihnen zu unterhalten.

Ganz begreiflich, daß der Herr Marquis das Dekret der Nationalversammlung, alle Offiziere der Armee hätten sich auf Ehrenwort zur Beachtung der Verfassung zu verpflichten, als unverschämten Zwang empfand und in einem seiner Briefe an Lafayette behauptete, durch derartige Dekrete würde nur das Mißtrauen der Soldaten gegen ihre Vorgesetzten wachgerufen. Erst als Seine Majestät ihn brieflich bat, doch den Eid auf die Verfassung zu leisten, verstand sich der Marquis v. Bouillé dazu — eine Überwindung, die von den Nationalgarden seiner Provinz so hoch eingeschätzt wurde, daß sie ihn zu ihrem General wählten. Doch sein »Abscheu vor der Revolution« hieß ihn, die Wahl abzulehnen, denn auch die Nationalgarde war ja eine aus der Revolution hervorgegangene Einrichtung.

Und dieser Bouillé ist nicht ein Eigenbrötler, er ist ein Typus, nur etwas vornehmer in seinen Ausdrücken als so manche der niedrigen adligen Offiziere. Vornehmlich herrschte in den aus Offizierkreisen stammenden, ins Land hinausgeschleuderten Pamphleten ein sehr rüder, provozierender Ton. In einer im Dezember 1789 in den Provinzen verbreiteten Flugschrift wird mit allerlei das französische Nationalgefühl aufpeitschenden Redensarten dem Marschall Viktor François v. Broglie offen vorgeworfen, daß er als Oberkommandeur der vor dem Bastillesturm zwischen Paris und Versailles zusammengezogenen Truppen eine zu große Schwäche gezeigt hätte. Anstatt den Parisern mit seiner Truppenmacht nur zu drohen, hätte er einfach die Aufwiegler hängen lassen sollen. Die ganze Revolution wäre dann erstickt.

Wie von den Militaristen schon Ende 1789 gearbeitet wurde, zeigt der Offiziersentrüstungssturm, der sich an eine am 1. Dezember jenes Jahres von

Dubois de Crancé, dem Abgeordneten von Vitry-le-François, in der Nationalversammlung gehaltene Rede knüpfte. Der Kriegsminister La Tour du Pin hatte der Versammlung eine Denkschrift über die Neuorganisation der Armee eingereicht, in der er neben einer Miliz ein stehendes Söldnerheer von 150 000 Mann forderte. Dubois de Crancé wandte sich gegen diese Vorschläge, da sie ihm nicht weit genug gingen. Er verlangte, daß eine starke demokratische Milizarmee geschaffen und jeder Bürger gehalten sein solle, in dieser zu dienen. In dieser Rede hatte er erklärt, daß die vom Kriegsminister geforderte Söldnertruppe stets zu einem wesentlichen Teil aus Vagabunden und Faulenzern bestehen würde, die zu ernster gewerblicher Arbeit keine Lust hätten. Weiter hatte er den Unterschied zwischen einem Milizheer und den früheren Linienregimentern mit folgenden Worten geschildert:

Man kann diese Milizen, welche nach wohlüberlegten und verfassungsmäßigen Prinzipien einzurichten sind, nicht mit jenen traurigen Opfern des Despotismus vergleichen, welche mit zitternder Hand in die verhängnisvolle Urne griffen und bewußtlos in die Arme ihrer weinenden Eltern sanken, wenn sie ein schwarzes Los gezogen hatten. Heute ist es ein Recht aller Franzosen, dem Vaterland zu dienen; es ist ein Glück, Soldat zu sein, wenn man hierdurch Verteidiger der besten Verfassung der ganzen Welt wird....

Die Rede entfesselte in den Offizierkreisen, die die Auflösung der alten Truppenkörper und damit den Verlust ihrer Stellungen befürchteten, einen wilden Sturm der Entrüstung. An alle Regimenter in den Provinzen wurde diese Rede mit kritischen Glossen gesandt. Dabei schoben die Offiziere vielfach ihre Mannschaften vor. Die Mannschaft des Regiments d'Armagnac wurde bewogen, an die Offiziere ein Schreiben zu richten, in welchem sie gegen die »entehrenden Ausdrücke« des Abgeordneten Dubois protestierten und eine Ehrenerklärung verlangten: ein Protest, mit dem sich die Offiziere dann an den König wandten. Andere Regimenter, wie zum Beispiel das Regiment d'Auvergne, wandten sich direkt an die Nationalversammlung und forderten die offizielle Zurücknahme der Duboisschen Äußerungen. Der Sturm nahm einen derartigen Umfang an, daß Dubois de Crancé sich tatsächlich unter dem Druck der Nationalversammlung genötigt sah, ein öffentliches Sendschreiben an die Truppen zu richten, in dem er erklärte, er vermöge die Proteste nur als Werk der aristokratischen Offiziere zu betrachten, die sich an ihm rächen wollten. Er habe nicht die Absicht gehabt, französische Soldaten zu beleidigen, für die er voll Achtung sei. Er habe nur gegen die frühere Art des Rekrutierens, nur gegen den Mißbrauch der Gewalt gesprochen, durch welche die Befehlshaber ihre Soldaten zu gedankenlosen Werkzeugen herabgewürdigt hätten.

Natürlich gelang es nicht, alle Regimenter vor den »Verführungskünsten« der sogenannten Aufwiegler zu bewahren, das heißt dem Zweck der aristokratischen Offiziere gefügig zu machen. Schon in den Tagen des 13. und 14. Juli 1789 hatten sich in Paris die französischen Garden den Bastillestürmern angeschlossen, und andere Regimenter folgten ihrem Beispiel. Die zur Revolution haltenden Mannschaften setzten den royalistisch-reaktionären Bestrebungen ihrer Offiziere mehr oder minder offenen Widerstand entgegen, der von den Offizieren nun durch harte Behandlung der Aufsässigen zu brechen versucht wurde. In manchen Regimentern kam es zum offenen Konflikt, zur Meuterei der Mannschaften, die von der Regie-

rung mit Hilfe der konservativen und liberalen Gruppen der Nationalversammlung gewaltsam unterdrückt wurden; doch fühlte sich endlich Anfang August 1790 die Nationalversammlung dazu veranlaßt, den König um die Ernennung von Militärinspektoren zu ersuchen, welche die Mißstände in der Armee zu untersuchen und mit Hilfe einiger Soldaten aus den einzelnen Regimentern die Soldabrechnungen der letzten Jahre nachzuprüfen hätten, da den Offizieren vielfach die Unterschlagung eines Teiles der Löhnung vorgeworfen wurde. Tatsächlich wurden auch mehrere solcher Inspektoren ernannt, aber auf Anordnung des Kriegsministers gewöhnlich die Regimentskommandanten, die keine allzu große Eile mit der Untersuchung hatten.

In Nancy kam es wegen solcher Soldunterschlagungen im August 1790 zu blutigen Konflikten zwischen royalistischen und revolutionären Truppen. Dort waren drei Regimenter stationiert, deren Mannschaften größtenteils mit den revolutionären Parteigruppen sympathisierten: das Regiment du Roi, das Schweizerregiment Château Vieux und das Kavallerieregiment Mestre de Camp. Alle drei Regimenter hatten aber ein erzreaktionäres Offizierkorps, die »fine fleur des aristocrates de l'armée« (feinste Blüte der Armeearistokratie), wie es in den damaligen Berichten heißt. Da diese Offiziere den Mannschaften ihre revolutionäre Gesinnung auszutreiben suchten, kam es mehrfach zur Auflehnung, besonders im Regiment Mestre de Camp, da dieses Regiment sich in den Julitagen 1789 geweigert hatte, auf das Pariser Volk zu schießen, und dadurch nach den Begriffen der Offiziere seine militärische Ehre verwirkt hatte. Dazu kam, daß die hocharistokratischen Offiziere sich nicht gescheut hatten, die Soldaten um ansehnliche Soldbeträge zu betrügen. Zunächst forderte das Regiment du Roi Nachzahlung des ihm vorenthaltenen Geldes. Nach einigem Sträuben verstand sich dessen moralisch verlumptes Offizierkorps zur Herauszahlung von 150 000 Livre (Franken). Ebenso gelang es dem Regiment Mestre de Camp, an 48 000 Livre aus seinem Offizierkorps herauszupressen. Als aber auch die Mannschaft des in Nancy stationierten Schweizerregiments die Auszahlung des zurückbehaltenen Soldes im Betrag von ungefähr 229 000 Livre forderte, traktierten einige Offiziere die von den Soldaten abgesandten Personen mit der neunschwänzigen Katze. Die Mißhandelten fanden bei ihren Kameraden Unterstützung. Ein Teil der Mannschaften rottete sich zusammen und bemächtigte sich der Regimentskasse, die man dem Maire zur Aufbewahrung übergab.

Der Platzkommandant Denoue, die Departementsregierung und die nicht minder reaktionäre Stadtverwaltung richteten sofort Beschwerden an das Kriegsministerium in Paris. Sie forderten Bestrafung der Meuterer, und auf Antrag des Kriegsministers sowie des Berichterstatters der Militärkommission beschloß am 16. August 1790 die Nationalversammlung strenge Züchtigung der der »Nationalbeleidigung« schuldigen Verbrecher. Mit der Ausführung der Strafexpedition wurde der schon erwähnte Generalkommandant von Metz, der Marquis de Bouillé, beauftragt, vorher aber der Armeeinspektor de Malseigne zur Untersuchung des Falles nach Nancy abgesandt. Anstatt die Regimentskassen zu prüfen, vermeinte er aber in seinem Dünkel, ohne Bouillé die Ruhe wiederherstellen zu können. Er erließ gestrenge Befehle und verfügte, das Regiment Château Vieux hätte sofort nach Saarlouis zu marschieren und dort Quartier zu nehmen. Als dieses Regi-

ment den Gehorsam verweigerte, suchte er es durch das in Lunéville liegende Karabinierregiment zur Folgsamkeit zu zwingen. Der Plan gelang aber nicht, das Kavallerieregiment Mestre de Camp ergriff für das Schweizerregiment Partei und zog, begleitet von Teilen der anderen beiden Regimenter und einem Volkshaufen nach Lunéville, wo es die Karabiniere zwang, ihm den Herrn de Malseigne auszuliefern, der nun nach Nancy zurückgeführt und dort zusammen mit dem Platzkommandanten Denoue eingesperrt wurde.

Unterdessen rückte Bouillé mit seinen Truppen zur Züchtigung der Nancyer Garnison heran, an der Spitze das deutsche Regiment Salm. Er verlangte: bedingungslose Unterwerfung und stiller Abmarsch aus Nancy sowie sofortige Freilassung von Denoue und Malseigne. Die Besatzung weigerte sich zunächst; als aber Bouillé mit seinem Vortrupp erschien, gab sie nach, lieferte beide Gefangenen aus und marschierte aus den von Bouillé bestimmten Toren aus der Stadt hinaus. Beim Notre-Dame-Tor kam es jedoch infolge von gegenseitigen Hänseleien zwischen einem abziehenden Trupp des Regiments du Roi und den einziehenden royalistischen Husaren von Lauzun zum Kampfe, in den andere abziehende Regimentsteile eingriffen. Nun ließ Bouillé die Stadt stürmen. Ein furchtbares Gemetzel begann. An 3000 Soldaten und Einwohner sollen nach den damaligen Berichten der Pariser Blätter den Bouilléschen Truppen zum Opfer gefallen sein, darunter ungefähr 400 Frauen und Kinder. Von den ergriffenen Rädelsführern der revolutionären Regimenter wurden 23 kurzweg gehängt, andere auf die Galeeren geschickt oder eingekerkert.

Der radikale Teil der Pariser Presse, voran Marats »L'ami du Peuple« und Lauskalots »Révolutions de Paris«, richtete heftige Angriffe gegen das Kriegsministerium und Bouillé, die Nationalversammlung aber sprach ihm trotz der lärmenden Proteste der Pariser Vorstädte den Dank der Nation aus. Freilich folgte bald der Verehrung, die man ihm erwies, ein böser Rückschlag. Schon im Oktober 1789 war Bouillé mit Lafayette und darauf im Februar 1790 durch den Grafen von der Mark auch mit dem bestochenen Mirabeau in Verbindung getreten, um mit Waffengewalt die Nationalversammlung zu sprengen und »die volle Autorität des Königs« wiederherzustellen. Nun betrieb er mit Eifer den Plan, den König zur Flucht nach dem Lager von Montmédy zu bewegen und dann eine starke Truppenmacht gegen Paris aufzubieten, um es aus der Gewalt der Revolutionäre zu befreien. Der Plan mißglückte bekanntlich, der König wurde in Varennes verhaftet und nach Paris zurückgeführt, der einst als Landesretter gepriesene Bouillé aber flüchtete nach Aachen, um sich dort dem einen großen Feldzug gegen Frankreich planenden Schwedenkönig Gustav III. zur Verfügung zu stellen.

---

# Das jungtürkische Lausanner Programm

Von Dr. Friedrich Schrader

(Schluß)

## II

Die einschneidendste Reform, die durch das neue Programm vorgeschlagen wird, bezieht sich jedoch nicht auf die im ersten Teil dieses Artikels erörterte Schulfrage, sondern auf eine andere Seite des sozialen Lebens, auf die Stellung der Frau. Hier wird der kulturfreund-

liche Bruch mit der von der Zeit geheiligten religiösen Überlieferung, den die neue jungtürkische Partei vollzieht, augenscheinlich. In direktem Gegensatz zu der vom Propheten erteilten Erlaubnis, mehrere Frauen zu halten, soll die Vielehe verboten werden. Nachdem schon die Ehegesetzgebung in der letzten Zeit des großen Krieges eine Abänderung erfahren hat, will man jetzt mit einschneidenden Maßnahmen vorgehen, indem man sich eines bekannten Wortes Fuad Paschas erinnert, der als Botschafter in Paris die Mauer des Harems als das größte Hindernis für den türkischen Fortschritt bezeichnete. Man beginnt mit der Erneuerung der Nation bei den künftigen Müttern. Die neue türkische Frau, die in der Volksschule und auf den höheren Schulen gebildet sein wird, unterscheidet sich wesentlich von ihren Vorfahrinnen, den bleichen Blumen des Harems, den »Enttäuschten«. Sie wird mit der ihr eigenen hochentwickelten Intelligenz nicht hinter ihren europäischen Schwestern zurückstehen und sich der Teilnahme am politischen Leben würdig zeigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bewährte Führerin der türkischen Frauenwelt, die Meisterin des poetischen Wortes, Halide Edib Hanum, auch bei diesen neuen Reformen eine Rolle spielen wird. Daran, daß diese Neuerungen, so kühn sie auch erscheinen mögen, angesichts des dumpfen Widerstandes, der von den Volksschichten und von den Frauen des Volkes selbst ausgeht, auch wirklich ausgeführt werden, hat man nicht zu zweifeln. Aber man darf nicht glauben, daß die Masse schon von ihrer Notwendigkeit überzeugt ist und ihnen zujubelt. Aber nicht organisiert, wie diese Masse ist, hat sie keine Möglichkeit zum Widerstand gegen diese Revolution von oben.

Dasselbe gilt von den Neuerungen auf religiösem Gebiet. Das Lausanner Programm verlangt die Trennung des Staates von der Kirche. Diese Forderung wurde schon in der letzten Zeit des Krieges erhoben, und die damals erlassenen Reformgesetze, die dem Scheich ul Islam das Recht der Jurisdiktion entzogen, bedeuteten die ersten Schritte zu der Verwirklichung des Gedankens. Das Jungtürkentum wird in allen Programmpunkten, die sich auf das Verhältnis der sozialen und staatlichen Organisation zum Islam beziehen, eine starke Belastungsprobe zu bestehen haben. Denn es hat in dieser Hinsicht einen großen Teil der Geistlichkeit zum Gegner. Die Überzeugung jedoch, daß nur der Bruch mit der Vergangenheit zur Rettung des Landes führen kann, ist heute selbst in jene Kreise gedrungen, die bisher für Reformgedanken unerreichbar waren. Wir wissen in diesem Augenblick noch nicht, ob die Wahlkandidaten der Jungtürken schon auf das Lausanner Programm verpflichtet waren. Ist das der Fall gewesen, so wäre die Frage der Trennung von Kirche und Staat schon entschieden. Denn die Nation hat eine jungtürkische Mehrheit in die Kammer gesandt, von der wir hoffen wollen, daß sie ohne die früher in der Türkei üblichen Druckmittel gewählt worden ist.

Einer der schlimmsten Flecken der alten Türkei war die traurige Lage des Landvolkes, die in einem Agrarstaat, wie das Türkische Reich es ist und noch lange bleiben wird, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer Quelle tiefgehender Unzufriedenheit machte. Der frühere Finanzminister Dschavid Bei hatte die besten Absichten, die ungerechte Verteilung der Steuerlasten, die fast ausschließlich auf den Schultern der Landbevölkerung ruhten, zu beseitigen. Aber die Notwendigkeit, die Zinszahlung für die ungeheuren

Staatsschulden des geplagten Staates zu sichern, ließ ihm keine Zeit dazu. In der Erhebung des Zehnten wurden die ärgsten Mißbräuche abgestellt. Dabei war es aber geblieben. Jetzt verspricht nun das jungtürkische Programm eine gründliche Reform des Steuersystems zugunsten der Landbevölkerung. Ferner wird dieser eine Aufteilung der zu den frommen Stiftungen (Ewkaf) gehörigen Ländereien versprochen. Ein Teil dieser Güter hat übrigens schon seine Besitzer, die das Land in Erbpacht bebauen. Ein anderer Teil, der durch das Aussterben der Familie des Besitzers in männlicher Linie »mahlul« (erledigtes Wakuflehen) geworden ist, liegt brach und gehört eigentlich zur Kategorie des Ödlandes (hali). Dazu kommen dann noch die weiten Strecken des eigentlichen Ödlandes, die ebenfalls auf Urbarmachung warten. Um aber die anatolischen Bauern zur verstärkten Bebauung des Landes zu ermutigen, ist neben der Steuerreform die Herstellung von Straßen und Eisenbahnen eine unerläßliche Vorbedingung, damit der Bauer in die Lage versetzt wird, den Ertrag seiner Feldarbeit auch nutzbringend zu verwerten. Die Türkei kann bei ihrer spärlichen Bevölkerung und unter der Voraussetzung der verstärkten Bebauung einen großen Teil des Ernteertrags exportieren. Das jungtürkische Programm schlägt daher den Ausbau des anatolischen Eisenbahnnetzes und des Wegenetzes vor, das bei der großen Ausdehnung des Landes nicht umfassend genug sein kann. Seine Ausführung müßte eine der ersten Aufgaben der jungtürkischen Regierung sein, damit die bisher von allem Verkehr abgeschnittenen fruchtbaren Korngegenden Anatoliens in Verbindung mit der Welt gebracht werden. Bei den heutigen Verhältnissen fehlt dem türkischen Bauer alle Ermutigung, um mehr Felder zu bestellen, als für seinen Bedarf und den seiner Provinz nötig sind. Es wird naturgemäß das Bestreben der nationalistischen jungtürkischen Partei sein, die Ausführung der Eisenbahn- und Wegebauten nicht den Händen ausländischer Ausbeutungsgesellschaften anzuvertrauen. Und ich glaube, daß die Entente die türkische Regierung nicht zwingen könnte, die Anlage neuer Bahnen und Chausseen der ausländischen Exploitation zu überlassen. Andererseits aber braucht die neue türkische Regierung Geld zur Ausführung ihrer Pläne und wird sich, falls, was unwahrscheinlich ist, dieses Geld nicht durch eine innere Anleihe aufgebracht wird, zu Zugeständnissen an die europäischen Mächte gezwungen, mögen das nun ausschließlich ihre früheren Feinde sein oder alle im Völkerbund vertretenen Staaten. Aus dieser Frage ergeben sich also große Schwierigkeiten, und die türkische Agrarfrage wird so lange ungelöst bleiben, wie nicht für die Anlage von Verbindungsstraßen in Anatolien in ausreichendem Maße gesorgt ist.

Große Summen werden auch nötig sein, um *das vom Fieber heimgesuchte Land zu sanieren* und die Sümpfe trockenzulegen. Über diese Notwendigkeit ist sich die türkische Regierung schon längst klar geworden. Aber auch hier sieht sie sich infolge der Ausdehnung des Landes vor eine solche Riesenaufgabe gestellt, daß sie sich nach fremder Hilfe umsehen muß, wenn sich diese Arbeit der Sanierung nicht auf Jahrzehnte hinziehen soll. Hier tut schnelle Hilfe not, da die anatolische Bevölkerung durch das Fieber, die Syphilis und ansteckende Krankheiten in furchtbarer Weise dezimiert wird. Diese Frage hängt auf das engste mit dem schon seit 1908 wiederholt ventilierten Problem der Bevölkerungsziffer zusammen. In

der Türkei hat man die rapide Abnahme der Bevölkerung durch Krankheiten und Fruchtabtreibung noch nicht zahlenmäßig feststellen können, da die Möglichkeit einer genauen Volkszählung infolge der Haremsgesetze stark vermindert war. Erst die Beseitigung der Vielweiberei und der ängstlichen Absonderung der Frauen vom männlichen Geschlecht ermöglicht einen zuverlässigen Zensus, der seinerseits die Aufstellung leitender Grundsätze für die Bevölkerungspolitik erleichtern wird.

Für die Türkei handelt es sich hier um eine Existenzfrage; denn ein weiteres Sinken der Bevölkerungsziffer würde die türkische Nation der Fähigkeit berauben, den Wettbewerb mit den umwohnenden und unter ihr wohnenden nichtmohammedanischen Völkerschaften aufzunehmen, und dieser Wettbewerb wird nach der Ermutigung, die die Nichtmohammedaner durch den Zusammenbruch der Türkei erfahren haben, einen unerbittlichen und verzweifelten Charakter annehmen. Aus diesem Grunde hat die jungtürkische Partei auch die Vornahme einer Volkszählung in fünfjährigen Abständen auf ihr Programm gesetzt, und es wäre wünschenswert, daß damit so bald als möglich begonnen werde, damit man endlich einmal aus der Sphäre der Phantasiezahlen herauskommt und der nüchternen zahlenmäßigen Wahrheit ins Antlitz sieht. Die Türkei besitzt nun einmal nicht mehr die »dreißig Millionen« türkischer Bewohner, von denen während des Krieges in nationalistischen Kreisen mit so starker Emphase gesprochen wurde.

Mit Rücksicht auf die Abnahme der türkischen Volkskraft, die sich auf Grund von sehr wahrscheinlichen Vermutungen schon jetzt feststellen läßt, hat die Türkei auch für die Heranziehung der nach den letzten Friedensschlüssen jenseits ihrer Grenzen verbliebenen Stammesgenossen an den Kern der Nation Sorge zu tragen. Es liegt aber dabei auch gleichzeitig in ihrem Interesse, nicht durch vollständige Räumung von noch als strittig geltenden Gebieten voreilig auf Rechte zu verzichten, die sich im günstigen Augenblick wieder geltend machen lassen. So würde die Türkei unrecht daran tun, wenn sie die Räumung der eine Brücke nach dem Osten bildenden armenischen Gebiete von ihrer türkischen oder sonstigen mohammedanischen Bevölkerung veranlassen würde, zumal da man verlangen kann, daß die Armenier, die im Namen der Menschlichkeit so oft gegen die in der Türkei betriebene Bedrückung der armenischen Bevölkerung protestiert haben, nicht in den Fehler ihrer früheren Herren verfallen. Abgesehen davon, werden in der neuen Türkei nicht unbeträchtliche armenische Bevölkerungselemente zurückbleiben oder sogar wieder neu in das Land einwandern wollen. Die Behandlung der fremdrassigen Elemente wird in den neuen vorderasiatischen und kaukasischen Staaten auf Gegenseitigkeit beruhen, und es ist wohl anzunehmen, daß auch die Türkei ihrer nichttürkischen Bevölkerung eine ausreichende kulturelle Selbständigkeit gewähren wird. Denn schon im Jahre 1918 wurde eine solche in einem autorisierten Artikel, den das angesehene Mitglied des jungtürkischen Zentralkomitees Sia Gök Alp in der Zeitschrift »Jeni Medschmua« veröffentlichte, den Nationalitäten zugesagt.

Durch die Ausführung des Lausanner Programms würde der Türkei die Möglichkeit gegeben werden, den Weg zum Rechtsstaat endlich zu finden. Zu derselben Zeit aber würde durch die Zurückdrängung der reli-

giösen Staatsgrundlage und die Aufhebung von rückständigen sozialen Einrichtungen, ohne die der Islam nicht auskommen zu können glaubt, das Band gelockert werden, das die Türken mit der Welt des Islams verknüpft. Auch das Kalifat würde an Bedeutung verlieren. Dagegen würde, wodurch der Schaden wieder reichlich gut gemacht wird, ein engerer Anschluß einmal an die europäische Kultur erfolgen, dem bisher vor allem das Festhalten an den polygamischen Gebräuchen im Wege stand. Andererseits würde die Möglichkeit gegeben sein, zu den östlichen Türken, die ebenfalls im Begriff stehen, mit den zur Plage gewordenen Sittengesetzen des Islams zu brechen, in engere kulturelle Beziehungen zu treten. Die Erreichung aller dieser Ziele würde aber letzten Endes davon abhängen, ob die neue Schicht der Gesellschaft »Union et Progrès« Männer an die Spitze der Regierung stellen wird, die den stark hervortretenden nationalistischen Zug des neuen Programms nur mit weiser Vorsicht in die Erscheinung treten lassen und die Partei von dem Vorwurf befreien, gegen die Forderungen der Kultur und der Menschlichkeit gearbeitet zu haben.

## Literaturgeschichtschreibung

Von Joseph Kliche

Ohne Zweifel: die literargeschichtliche Darstellung ist ein nur selten mit Erfolg gelöstes Problem. Soll der Autor ein wissendes oder ein nichtwissendes Publikum für sein Werk voraussetzen? Eine Leserschaft, die ihr literarisches Wissen erst aus dem Geschichtswerk schöpfen will, oder eine solche, für die dieses Wissen durch eigene reichliche Lektüre der deutschen anerkannten Literatur bereits existiert, die also das Geschichtswerk lediglich zur Auffrischung des Gedächtnisses, zur schnellen Information und zum Vergleich des eigenen Urteils mit dem des Forschers benutzen will? Beide Methoden bergen Klippen, deren Überwindung nicht leicht ist. So verschieden aber die Aufgaben beider Arten von Literaturgeschichtschreibung sind — den einen Zweck müssen sie gemeinsam erfüllen: anregend und wegweisend zu sein.

Diesem doppelten Zweck genügt von neueren Werken meines Erachtens bisher Eduard Engels zweibändige »Geschichte der deutschen Literatur« immer noch am besten. Wenigstens stelle ich sie entschieden über das Werk von Biese, das zwar gleichfalls eine hohe Auflagenziffer zu verzeichnen hat, das aber an Schwächen mancherlei Art nicht gerade arm ist und dessen im vorletzten Kriegsjahr, als man noch an die militärischen Erfolge glaubte, erschienener dritter Band an seinem Schluß einen politisch-literarischen Dithyrambus enthält, der heute nach der Niederlage nur noch ein Lächeln wachruft. Engel hat auch, was unsere Literaturforscher in der Regel vermissen lassen, bei der Zeichnung der einzelnen literarischen Epochen und Schulen die politische Umwelt nicht außer Betracht gelassen. Für die in den achtziger Jahren einsetzende naturalistische Richtung hat er sogar in immerhin beachtenswerter Weise die sozialen Ideen als Triebkräfte des literarischen Schaffens berücksichtigt.

Dennoch würde man entschieden zu weit gehen, wollte man annehmen, daß Eduard Engel bei seiner geschichtlichen Auffassung vom Werden der

Dinge sich die Methode der materialistischen Geschichtsauffassung zu eigen gemacht hätte. Das ist durchaus nicht der Fall, wie ja diese Methode bisher auch bei keiner anderen deutschen Literaturgeschichte Anwendung gefunden hat. Hermann Wendel, der in seinem Werk über Heine eine begrüßenswerte Arbeit geschaffen hat, kommt für den einschlägigen Zeitabschnitt diesem Ideal zweifellos am nächsten. Er hat seinen Helden scharf ins politisch-wirtschaftliche Milieu seiner Zeit gestellt und konnte so, dank des außergewöhnlich dankbaren Objekts, eine interessantere Arbeit liefern, als Mehring in seinem »Schiller« und in der »Lessing-Legende«. Die Anwendung der materialistischen Geschichtstheorie auf die literarische Entwicklung ist ohne Zweifel schwieriger als die auf die politische Geschichte, und bei der Fremdheit und zum Teil auch Bequemlichkeit, mit der die bürgerlichen Forscher der Marx-Engelsschen Erkenntnis gegenüberstehen, ist auf eine auf diesem Gebiet sich bewegende literarhistorische Darstellung vorderhand nicht zu rechnen, so interessant und fruchtbar eine solche auch sein müßte.

Recht stark vermissen läßt das soziale und auch das politische Moment Waldemar Oehlke in seiner vor einigen Monaten bei Velhagen & Klasing in Leipzig (450 Seiten Großformat, Preis 20 Mark) erschienene »Geschichte der deutschen Literatur«. Viel zu sehr losgelöst von der sozialen Umwelt werden uns hier die einzelnen Autoren vorgeführt. Der Verfasser verfolgte die Absicht, die deutsche Literatur auf rein nationaler und philologischer Grundlage darzustellen. Er hat die starken ausländischen Einflüsse auf Inhalt und Form der deutschen Dichtung zu wenig berücksichtigt. Besonders in bezug auf die neue Literatur der achtziger Jahre wäre die Berücksichtigung dieses Einflusses erforderlich gewesen. In dieser Hinsicht bietet das kurz vor dem Krieg im Vogtländerschen Verlag in Leipzig erschienene ausgezeichnete Werk »Dichtung und Dichter der Zeit« von Albert Soergel sehr Wertvolles. Soergel behandelt nur die letzten dreißig Jahre deutscher Dichtung und charakterisiert vorwiegend die Entwicklung der naturalistischen Schule.

Daneben weist Oehlkes Arbeit aber auch in rein sachlicher Beziehung manche Lücken auf. Daß beispielsweise eines der hoffnungsvollsten Talente der frühnaturalistischen Epoche, der frühverstorbene Hermann Conradi, nicht einmal dem Namen nach erwähnt ist, will mir ebenso bedenklich erscheinen, wie daß der Person der Marlitt dreizehn Zeilen gewidmet werden, während die tapfere Klara Viebig mit ganzen zwei Zeilen abgefertigt wird. Walter v. Molo, dessen wuchtiger Schillerroman schon vor dem Krieg erschienen ist, wird wie mancher andere mit keinem Wort erwähnt. Dagegen erhalten Gerstäcker und Sealsfeld je eine halbseitige Würdigung. Vererbte Urteile, gegen die man endlich Front machen sollte. Oder liegt etwa in den sozialen Romanen der Viebig oder in den Heimatbüchern Alfred Bocks weniger an künstlerischen Werten als in den Reise- und Unterhaltungsromanen Gerstäckers?

Allerdings, diese Schwäche teilt Oehlkes Buch mit den meisten der aus zünftiger Hand stammenden Literaturgeschichtswerke. Die »Anerkannten« vergangener Tage werden regelmäßig übernommen, während die Forscher für die Beurteilung der Lebenden keine Zeit finden. Die deutsche Literatur endet aber weder mit Goethes Tode noch mit dem Einsetzen der naturalistischen Periode. Freilich, die Schaffenden sind heute zahlreicher, die kri-

tische Auslese, das Erkennen dessen, was nicht nur für den Augenblick geboren ist, ist schwerer, dennoch muß man fordern, daß auch die jüngeren Lebenden, soweit sie im Bewußtsein des Literaturfreundes festumrissen stehen, herausgearbeitet werden. Der Leser will sich nicht nur liebevoll mit Walter von der Vogelweide und den übrigen Minnesängern befassen — er will auch in einer Literaturgeschichte, die von den ältesten Zeiten bis in die unmittelbare Gegenwart führt, die Gegenwartsdichter dargestellt erhalten. Es mag zwar philologisch reizvoll sein, Schriftsteller, die bereits vor einem halben Jahrtausend verschollen waren und von denen heute außer der Zunft der Berufsmäßigen kein Mensch etwas mehr weiß, zu galvanisieren — dem allgemeinen Publikum ist aber damit nicht gedient, ganz abgesehen davon, daß auch der Einfluß der betreffenden Dichter auf das Leben ihrer Zeit infolge der unentwickelten Schreib-, Druck- und Vervielfältigungstechnik meist nur ein geringer war. Der Literaturfreund der Gegenwart würde dem Autor Dank wissen, wenn dieser seinen philologischen Scharfsinn, mit dem er seitenlang im Volksbewußtsein mit Recht verblaßte harmlose Schöpfungen von einstmals behandelt, lieber der Gegenwart zuwenden würde.

Das gilt nicht nur für Herrn Oehlke, es gilt ebenso für die meisten anderen Literarhistoriker, die aus Bequemlichkeit die gleichen Wege wandeln. Was bei unserem Autor noch weiter störend wirkt, das sind unsichere und ungerechte Urteile, die man heute eigentlich nicht mehr erwarten sollte. So schreibt Oehlke beispielsweise über Heine, dem er, soweit er ihn sachlich behandelt, gerecht wird, dem er aber als Mensch eins am Zeuge zu flicken sucht, daß dieser das vielerwähnte Jahresgehalt von der französischen Regierung »angeblich« als politischer Flüchtling bekam. Und weiter, daß Börne »im Gegensatz zu Heine« gut deutsch gesinnt gewesen sei. Man sieht, wie notwendig die Wendelsche Arbeit über Heine, wie notwendig ferner die Herausgabe der politischen Gedichte Heines durch Franz Diederich gewesen ist. Nebenbei: das politische Lied scheint überhaupt nicht Herrn Waldemar Oehlkes Stern zu sein, erklärt er doch, daß die neuere Heimatkunst bald einen wohltätigen Damm gegen die Ideen des Auslandes und die sozialistischen Tendenzen der Parteifanatiker aufgerichtet habe. Wenn Ferdinand Lassalle heute noch lebte — er könnte wieder, wie seinerzeit gegen Herrn Julian Schmidt, in die Schranken treten; vorausgesetzt, daß er Herrn Oehlke einer Abfertigung für würdig hielte. Bemerkt sei noch, daß dem Historiker Oehlke auch noch mancher Lapsus unterlaufen ist, wie zum Beispiel die Mitteilung, daß Wilhelm Liebknecht der Begründer der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« gewesen sei, während dieser doch in Wirklichkeit nur eine kurze Zeit Auslandsredakteur an dem Blatte war. Dergleichen Schnitzer unterlaufen freilich manchen Historikern.

Die jeweiligen literarischen Strömungen von den gesellschaftlichen Verhältnissen abzuleiten, unterläßt auch Karl Quenzel in seinem bei Hesse & Becker in Leipzig erschienenen »Grundriß der deutschen Literaturgeschichte« (134 Seiten, Preis Mk. 1,50). Allerdings ist die Aufgabe, die sich Quenzel gestellt hat, bescheiden. Schon der knappe Umfang des Werkchens verbietet beziehungsweise macht ein festfundiertes Zurückführen der einzelnen Perioden deutscher Dichtung auf ihre mittelbaren oder unmittelbaren Quellen unmöglich. In bezug auf Einschachtelung oder

Klassifizierung hat der Verfasser sich an das in den letzten Jahrzehnten herausgewachsene Schema gehalten. Die Zuteilung der einzelnen Autoren an ihre Schulen scheint, da Quenzel in diesen Dingen keine Gewalt anwendet, berechtigt. Als geschichtlicher Abriß der deutschen Literatur, der in erster Linie als literarhistorisches Abc für Laien gedacht ist, ist die Arbeit, von den obigen Mängeln abgesehen, als brauchbar zu bezeichnen. Wo der Autor sich auf fremde Urteile stützt, gibt er gewissenhaft die Quelle an. Seinen eigenen Urteilen, beispielsweise über Goethe, Heine, Sudermann, kann man zustimmen.

Ist Quenzels Arbeit für Fremdlinge in den weiten Bezirken der deutschen Literatur gedacht, so rechnet Klabund in seiner »Literaturgeschichte in einer Stunde«, die der Verlag Dürr & Weber in Leipzig herausgebracht hat (96 Seiten, Preis 5 Mark), wohl mit einem literarisch bewanderten Leserkreis. Nicht daß er allzu ausführlich würde und sich in grauen Theorien verlöre — im Gegenteil: Theorien und tiefgründige Gelehrtenweisheit will das Buch nicht bringen. Es schwelgt im leichten, graziösen Plauderton und ist ein Schmaus für literarische Genießer. Suchenden und Lernenden bietet es nichts, solchen aber, denen die literarische Glosse Freude bereitet, wird auch dieses Werkchen ein paar frohe Stunden bereiten. Man müßte Klabund nicht kennen, wenn man eine solche Methode nicht erwartet hätte: die Methode der glitzernden Sprache, des eleganten Satzbaus und der raffinierten Wendungen. Dennoch ist das Buch nicht als oberflächlich anzusehen. Mit einem scharf pointierten Satze wird häufig das Wesentlichste über einen Autor gesagt. Klare, scharfe Urteilsfällung ohne eingehende Begründung. Man denkt an Alfred Kerr. Solche Kritiker sind in der Regel groß im Verneinen. Von Klabund kann man das nicht sagen. Von den Vertretern der frühhochdeutschen Epoche an bis zu den Repräsentanten des lyrischen Expressionismus hat er viele mit Liebe umfaßt. Die politische Geistesverfassung Klabunds ist links gerichtet. In seinem Buche macht er daraus durchaus kein Hehl. Dennoch ist ihm ein starker Schnitzer unterlaufen. Von Freiligrath nämlich weiß er nichts weiter zu berichten, als daß dieser die deutsche Leserwelt mit seiner Exotik voll ungewöhnlichem lyrischen Farbenreichtum blendete. Er sieht nur dessen »Löwenpoesie«. Von der politischen Lyrik Ferdinand Freiligraths, von dem vormärzlichen Sänger der Freiheit und der Revolution scheint Klabund nichts zu wissen. Dieser Teil der Freiligrathschen Gesamtdichtung aber ist es doch schließlich, der diesen volkstümlich gemacht und der ihm in weiteren Schichten des deutschen Volkes das Denkmal der Unsterblichkeit gesetzt hat.

Sieht Oehlke in Ludwig Börne einen besseren Deutschen als in Heinrich Heine, so Adolf Bartels, von dem gleichfalls eine neue Literaturgeschichte vorliegt (Leipzig, Philipp Reclam, 460 Seiten Reclamformat, Preis Mk. 2.50), in Freiligrath einen besseren als in Herwegh. Nun ist es ja seit langem bekannt, daß man aus Wesselburen stammen kann, ohne Hebbels Weltgeist zu besitzen — dennoch entbehren solche Maßstäbe nicht des Komischen. Freilich, auch Bartels Ideal ist der spätere Freiligrath. Der Freiligrath, der nach Siebzig die »richtigen« Töne fand. Wie es in Wirklichkeit um die politische Überzeugung des Dichters gestanden hat, das sollten die diversen Literaturprofessoren in jenem Aufsatz nachlesen, den Wilhelm Blos vor zehn Jahren in der Neuen Zeit (28. Jahrgang, 1. Band, S. 904 ff.) ver-

öffentlicht hat. Von Adolf Bartels liegt seit Jahren eine Geschichte der deutschen Literatur vor. Seine jetzige »Weltliteratur«, deren erster ebengenannter Band die deutsche Literatur umfaßt, ist eine Auftragsarbeit des Verlags Reclam. Nicht nur, daß dem Werk eine Geschichte der Universalbibliothek vorausgeht, auch der Gesamtinhalt entbehrt nicht der Verbindung mit der verdienstvollen Sammlung. Bei jedem einzelnen Autor wird darauf verwiesen, ob und was von diesem im Reclamverlag erschienen ist. Und so sind in gedrängter Reihenfolge fast alle irgendwie bedeutenden deutschen Schriftsteller — auch wenn sie noch nicht reclamfähig geworden sind, was ja besonders bei den jüngeren der Fall ist — in dem Werk erwähnt. Auch die neuen und neuesten. Man kann auch nicht sagen, daß eine scharfe nationalistische Tendenz in dem Buche vorwiegt. Gewiß hat es seine Launen, im allgemeinen aber besitzt es lexikalischen Wert. Orientierend für den Leser, werbend für den Verlag. — Bei dem billigen Preise wird es auch seine Käufer finden, wenngleich es nur eine literarische Übersicht und ein Führer durch die Universalbibliothek, nicht eine Literaturgeschichte im üblichen Sinne sein will. Indes: worin besteht schließlich der Unterschied zwischen beiden Arten, wenn die Autoren das treibende geschichtliche Moment nicht zur Grundlage ihrer Darstellung machen!

Wie jede andere ernsthafte Epoche der deutschen Literatur, wurzelte auch die politische Dichtung der achtziger Jahre in den sozialen Verhältnissen der damaligen Zeit. Das Einsetzen des kapitalistischen Zeitalters mit dem Symbol der Fabrikschlote und den traurigen Mietkasernen, des Sozialistengesetzes und der großen Arbeiterstreiks fand seinen geistigen Niederschlag, seine Widerspiegelung in der Dichtung jener kampfgeschwängerten Atmosphäre. Indes waren es nicht Vertreter des Proletariats selbst, die in die Leier griffen. Von Max Kretzer abgesehen, waren es durchweg Angehörige des Bürgertums, die in Vers und Prosa mit viel philanthropischer Gesinnung den neuen Gegenstand behandelten. Die allermeisten von ihnen sind heute von ihrer Jugendliebe abgerückt. Das Lied des Sozialismus, das sie einst mehr oder minder stürmisch sangen, erstarb ihnen nach und nach auf den Lippen. Ihnen folgte eine neue Generation, die, in das soziale Moment mit ihrem Lied hineingeboren, dauernde Töne fand. Sie war politisch mit dem Wollen und Wirken der Arbeiterschaft eng verbunden. Eine ganze Reihe prächtiger Versbände legen hierfür zuverlässiges Zeugnis ab. Man braucht nur an die Namen Lessen, Preczang, Müller-Jahnke und andere zu denken. In den einschlägigen Literaturgeschichtswerken findet man diese Autoren nur beiläufig mit ein oder zwei Zeilen oder auch gar nicht erwähnt. Auch die eben besprochenen Arbeiten machen von dieser Sitte keine Ausnahme. Schon während des Krieges, mehr noch aber nach diesem trat die jüngste deutsche Dichtung ins Leben. Eine neue Gruppe erschien auf dem Plan. Ehrenstein, Becher, Werfel und künstlerisch Verwandte sind, was die Form betrifft, entschiedene Neutöner. Politisch und sozial beeinflußt, gehen sie eigene, der Arbeiterschaft beziehungsweise deren Denken parallele Wege. Sie identifizieren sich zumeist mit dem in radikalen Arbeiterhirnen lebenden Geist der Gegenwart. Ob wohl ihr Lied Bestand haben wird? Warten wir es ab. Für die literarische Forschung bedeuten sie gegenwärtig noch Neuland, auf das diese sich nicht wagt, oder das sie günstigenfalls an seinen Grenzpfaden beschreitet. Schamhaft verschwiegen wird in all den hier ge-

nannten Werken die deutsche Kriegsdichtung. Ein Zeichen, daß, trotz fleißiger Sammlertätigkeit, wenig Brauchbares geerntet worden ist.

Überblicken wir zum Schluß die auf die vorliegenden Werke verteilte literarhistorische Arbeit noch einmal kritisch, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß eine qualitative Bereicherung der deutschen Literaturgeschichtschreibung durch sie nicht stattgefunden hat.

---

# Die Neugestaltung unserer Armenpflege

Von Friedrich Kleeis

Nachdem der politische Einfluß der Sozialdemokratie so weit gewachsen ist, daß sie in einer Reihe öffentlicher Körperschaften die Beschlüsse bestimmen kann, muß sie sich angelegen sein lassen, ihren programmatischen Forderungen entsprechend veraltete Einrichtungen umzugestalten. Ein Gebiet, auf dem in dieser Hinsicht noch sehr viel zu leisten ist, bildet das Armenwesen. War doch gerade dieses vor den politischen Umwälzungen in hohem Maße Gegenstand unserer Kritik.

Die Sozialdemokratie vertrat immer den Standpunkt, daß die mit der herrschenden Gesellschaftsordnung notwendig verbundene Armenfürsorge einer endgültig befriedigenden Lösung nicht fähig sei. Die Armenpflege der herrschenden Gesellschaft geht von der Anschauung aus, daß die Armut ein Verschulden ist. Man behandelt die Unterstützungsbedürftigkeit als einen anormalen Fall. Man will den Hilfsbedürftigen durch die Festsetzung sehr geringer Unterstützungsleistungen sowie durch Zucht- und Schreckmittel so bald als möglich wieder abstoßen und zu eigener Erwerbstätigkeit antreiben. Dieser Anschauung steht die Tatsache entgegen, daß unter der bisherigen und auch noch gegenwärtigen anarchischen Gütererzeugung große Kreise unvermeidlich in Not geraten, die man gar nicht durch Zucht- und Schreckmittel wieder erwerbsfähig und erwerbstätig machen kann. Die Entwicklung des Armenwesens ist also abhängig davon, ob und in welchem Umfang die allgemeinen sozialen Verhältnisse und die Organisation unseres Wirtschaftslebens der Bevölkerung die Möglichkeit des Unterhalts aus eigenem Erwerb gestattet.

Eine bessere Ordnung und Regelung unseres Wirtschaftslebens ist daher Voraussetzung einer Verbesserung unserer Armenpflege, da sie die Zahl der Hilfsbedürftigen auf ein geringeres Maß einschränkt. Die deutsche Volksregierung hat hier vieles zur Vorbeugung getan. Es sei nur an die gesetzliche Einführung des Achtstundentags, an die Demobilmachungsvorschriften, welche die Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer bei ihren früheren Arbeitgebern fordern, und an die Beschränkung der Entlassung von Arbeitnehmern erinnert.

Soweit noch Hilfsbedürftigkeitsfälle übrigbleiben — und außer der Erwerbslosigkeit gibt es noch zahlreiche Fälle, die auf Gebrechlichkeit, Krankheit und Invalidität, Familienverhältnisse, Unsitten wie die Trunksucht usw. zurückzuführen sind —, muß die Neugestaltung der Fürsorge darin bestehen, daß den Hilfsbedürftigen ein Rechtsanspruch auf Hilfe zusteht. Es muß davon ausgegangen werden, daß die Unfähigkeit, sich selbst und seine Familienangehörigen notdürftig zu erhalten, ein — heute wenigstens — unvermeidliches *soziales* Übel ist, das den öffentlichen Körperschaften (Staat und Gemeinde) eine unbedingte *Verpflichtung* zur Hilfeleistung auferlegt. In diesem Punkte muß sich die heutige zivilisierte Menschheit von der früheren unterscheiden. Freilich wurde schon im Altertum, im alten Rom und Athen, der Grundsatz aufgestellt, daß niemand verhungern dürfe. Deshalb wurde schon damals eine ziemlich umfangreiche Armenpflege getrieben. Bereits im Jahre 33 vor Christus kosteten in der Stadt Rom die verteilten Getreidespenden rund 1¾ Millionen Mark, 46 Jahre nach Christus waren sie schon auf 13½ Millionen Mark gestiegen. Aber die Hilfe geschah mehr

in der Form der Wohltätigkeit und Liebestätigkeit. Namentlich unter der späteren Herrschaft des Christentums hat sich die Fürsorge für die Hilfsbedürftigen fast ausschließlich in den Formen der Barmherzigkeit vollzogen. Erst allmählich hat sich diese zunächst von der Moral und Religion diktierte Obhut zu einer Gemeinde- und Staatstätigkeit herausgebildet.

Zu den wichtigeren Phasen in diesem Gange der Dinge gehört die im Mittelalter einsetzende Bekämpfung der Bettelei und Landstreicherei durch Bettelverbote. Mehr und mehr sahen sich die öffentlichen Körperschaften zu dem Eingeständnis genötigt, daß es ihre Pflicht sei, nicht nur das Gemeinwesen vor den unwürdigen Armen, vor den Bettlerscharen, zu schützen, sondern auch dafür zu sorgen, daß die wirklich Hilfsbedürftigen, die »würdigen« Armen, die erforderliche Hilfe fänden. Man begann, »Armenordnungen« zu erlassen und städtische Beamte mit der Fürsorge für die Armen zu betrauen, im Jahre 1437 in Frankfurt a. M., 1450 in Köln, 1523 in Breslau, 1524 in Magdeburg usw.

Ein anderer wichtiger Abschnitt in der Entwicklung der Armenfürsorge zur sozialen Pflicht bildete die Einführung der Arbeiterversicherung. Eine ganze Reihe von Einrichtungen der sozialen Versicherung deuten auf ihre Abstammung und nahe Beziehung zur Armenfürsorge hin. Die Arbeiterversicherung war tatsächlich nur »ein höheres Maß staatlicher Fürsorge«, um die Worte des bekannten kaiserlichen Erlasses vom Jahre 1884 zu gebrauchen, weil sie diese auf eine neue Grundlage stellte. Der Arbeiter will kein Almosen, dessen Gewährung vom guten Willen und dem Grade der Wohltätigkeit einer Instanz abhängt und mit Entwürdigung und Demütigung verbunden ist. Das soziale Bewußtsein der Arbeiterklasse verlangt für den Bedarfsfall nach einer Fürsorge, auf die ein erworbener Rechtsanspruch besteht. Zutreffend weist Amtsgerichtsrat Hahn in seinem Kommentar zum Krankenversicherungsgesetz darauf hin, daß in diesem Gesetz »nur ein im allgemeinen Rechtsbewußtsein schon erwachtes Recht zum Gesetz erhoben und ausgestaltet worden ist. Das Recht des zumeist besitz- und hilflosen Arbeiters auf ein Mindestmaß von Unterstützung in Krankheitsfällen ist aufzufassen als beruhend auf einer rechtlichen Verpflichtung der Gesellschaft zu möglichster Ausgleichung derjenigen Übelstände, die aus der eigenen Organisation der Gesellschaft unvermeidlich entspringen.«

Auch der Gedanke der Versicherung selbst stellte einen Fortschritt dar. Es ist das Prinzip des Eintretens aller für einen und eines für alle, das hier im beschränkten Rahmen zum Ausdruck kommt. Überschwenglich hat man schon die Versicherungseinrichtungen als eine Vorstufe der sozialistischen Gemeinsamkeit bezeichnet. Das ist zuviel gesagt. Immerhin wird man den Versicherungsgedanken als eine Keimzelle des Sozialismus betrachten können. Der Stand des Versicherungswesens bildet nicht nur ein typisches Dokument des Fortschritts der Kultur im allgemeinen, sondern auch einen Gradmesser der ökonomischen und moralischen Entwicklung der Völker. Die Ziffern über die Ausgestaltung der sozialen Versicherung eines Landes, die »Versicherungsdichtigkeit«, sind ein Barometer für die wirtschaftliche Vorsicht und Voraussicht der Völker.

Die Sozialversicherung hat die Zahl jener Hilfsbedürftigen, die der Armenpflege anheimfallen, sehr vermindert. Es ist auf diesem Wege also die Armenfürsorge stark »abgebaut« worden, namentlich durch die Ausgestaltung der Versicherung in den letzten Jahren. Der Kreis der Versicherten wurde immer mehr erweitert, die Leistungen wurden immer mehr vervollkommnet. Erstreckte sich ursprünglich die Hilfe nur auf den Versicherten allein, so ist sie mehr und mehr auf seine Familienangehörigen ausgedehnt worden. Man kennt jetzt in der Invalidenversicherung Witwen- und Waisenrenten, in der Krankenversicherung eine ausgedehnte Wochenhilfe auch an die Familienangehörigen der Versicherten, und die »Familienhilfe« in der Form freier ärztlicher Behandlung, der Gewährung von Arzneimitteln und von Sterbegeldern für Familienmitglieder wird in allernächster Zeit obligatorisch

bei allen Kassen eingeführt werden. Auch für eine allgemeine Versicherung der Erwerbslosen ist der Gesetzentwurf schon fertig und in parlamentarischer Beratung. Die Ausdehnung der Unfallversicherung auf alle Unfälle des täglichen Lebens ist ebenfalls in der Reichsverfassung bereits festgelegt. Immerhin bleiben noch Hilfsbedürftigkeitsfälle übrig, die von der sozialen Versicherung noch nicht erfaßt oder so geringfügig entschädigt werden, daß dort die Armenfürsorge noch ein ziemliches Betätigungsfeld findet.

Die Bekämpfer einer Ausgestaltung der staatlichen Fürsorgepflicht sind ihrer Zahl nach immer geringer geworden. Ihre Einwendungen laufen in der Hauptsache auf die Behauptung hinaus, die staatliche Armenpflege führe eine Vermehrung der Armut herbei, denn die Aussicht auf Unterstützung sei geeignet, die Bevölkerung davon abzuhalten, ihre Kräfte zur Verhütung der Verarmung energisch anzuspannen und in guten Zeiten selbst Vorsorge für die Tage der Bedürftigkeit zu treffen. Trägheit und Verschwendung würden somit begünstigt. Die staatliche Armenfürsorge selbst aber führe in ihrer Anwendung Härte und Grausamkeit für die Armen mit sich. An die Stelle eines von der Menschenliebe hilfsbereiter Personen diktierten Eingehens auf die Individualität des einzelnen Bedürftigen trete eine bureaukratische Verwaltung, die sich möglichst billig der ihr zwangsweise auferlegten Lasten zu entledigen suche.

Erst in letzter Zeit ging wieder eine »Erklärung des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge im Namen aller Kreise der freien Liebestätigkeit Deutschlands« durch die bürgerliche Presse, in der gegen die »seitens der Linksparteien« aufgestellte Forderung eines Ersatzes der privaten Liebestätigkeit durch eine ausschließlich amtliche Fürsorge und die Überführung der Betriebe der privaten Fürsorge in öffentliche Verwaltung Stellung genommen wurde. Unveräußerlich, heißt es da, sei das sittliche Recht und die heilige Pflicht der Menschenliebe. Sie zu hindern, heiße die edelsten Güter unseres Volkslebens zu verkümmern. Auch der neue Staat könne sie nicht entbehren. Keine Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse werde je alle Quellen der Not verstopfen können. Öffentliche Verwaltungsmaßregeln würden niemals der Vielgestaltigkeit der Not gewachsen sein. An der Findigkeit, die Notstände zu entdecken, werde die frei waltende Menschenliebe ihnen stets überlegen sein.

Alle diese Einwände bezeichnen nicht Mängel, die an sich mit dem Prinzip der staatlichen Armenpflege untrennbar verbunden sind. Soweit diese Gefahren oder Unzulänglichkeiten hier und da hervortreten, liegen Mängel in der Ausführung der Armenverwaltung vor. Das beste Beispiel dafür, daß derartige Mängel beseitigt werden können, bietet das als Musterland der staatlichen Armenpflege bezeichnete England, wo früher allerdings die von den Gegnern der staatlichen Armenpflege angeführten Mißstände vorhanden waren, wo sie aber durch die vorgenommenen Verbesserungen in der Armenverwaltung mehr und mehr beseitigt worden sind. Auch darf man nicht vergessen, daß bei der rein kirchlichen Armenpflege und der freien Liebestätigkeit zu jener Zeit, als der Staat sich überhaupt noch nicht um das Armenwesen bekümmerte, die bezeichneten Mängel noch stärker hervortraten. Nicht selten wird die »freie Liebestätigkeit« zu privaten oder persönlichen Nebenzwecken benutzt. Heute sind wir erfreulicherweise dahin gekommen, daß der Unterschied der verschiedenen Länder in der Armenpflege nicht mehr darin besteht, ob diese obligatorisch geregelt ist, sondern inwieweit sie als staatliche Pflicht betrachtet wird.

Im Deutschen Reich ist die Armenpflege durch das »Gesetz über den Unterstützungswohnsitz« geregelt, das seine neueste Fassung am 30. Mai 1908 erhielt. Es ist nur ein »Rahmengesetz«, denn es überläßt die Regelung vieler näherer Einrichtungen der Landesgesetzgebung. Nach dem Reichsgesetz wird die öffentliche Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher durch Ortsarmenverbände und durch Landarmenverbände gewährt. Die Landesgesetze bestimmen über die Einrichtung dieser

Verbände, über die Art und das Maß der im Falle der Hilfsbedürftigkeit zu gewährenden öffentlichen Unterstützung, über die Beschaffung der öffentlichen Mittel usw. Für Preußen bestimmt ein Gesetz: Jedem Hilfsbedürftigen ist von dem zu seiner Unterstützung verpflichteten Armenverband Obdach, der unentbehrlichste Lebensunterhalt, die erforderliche Pflege in Krankheitsfällen und im Falle seines Ablebens ein angemessenes Begräbnis zu gewähren. Zur Durchführung der Fürsorge haben die Armenverbände (Gemeinden usw.) meist Statuten oder Regulative aufgestellt.

Zu den verschiedenen Mängeln der heutigen Einrichtungen gehört die Bezeichnung der Unterstützung als »Armen«fürsorge. Der Hilfsbedürftige will von »Almosen« nichts wissen. Es muß auch sprachlich eine Neuerung eintreten. Gebrauche man nunmehr einfach das Wort »Fürsorge«, damit auch äußerlich in Erscheinung tritt, daß die Unterstützungen ihren demütigenden Charakter verloren haben. Sodann müssen alle Bestimmungen in den Gesetzen, die den Rechtsanspruch auf Hilfe verneinen, beseitigt werden. Im Preußischen Ausführungsgesetz heißt es zum Beispiel in § 63: »Einen Anspruch auf Unterstützung kann der Arme gegen einen Armenverband niemals im Rechtsweg, sondern nur bei der Verwaltungsbehörde geltend machen, in deren Pflicht es liegt, keine Ansprüche zuzulassen, welche über das Notdürftige hinausgehen.« Es besteht also nicht einmal die Pflicht, das Notdürftige zu geben, wohl aber, nicht mehr zu geben. Gegen die Ablehnung von Unterstützung kann an die nächste Instanz Beschwerde erhoben werden, und damit ist die Sache erledigt. In dem Gesetz für den Freistaat Sachsen heißt es, daß nicht jeder Arme deshalb, weil er arm ist, Anspruch auf öffentliche Versorgung oder Unterstützung habe, sondern nur derjenige, welcher sich außerstande befindet, durch eigene Kraft und Tätigkeit die zum Leben erforderlichen unentbehrlichen Bedürfnisse sich selbst zu verschaffen, und nur so weit, als dies der Fall ist. Diese und andere ähnliche Bestimmungen, die den Rechtsanspruch einschränken, müssen beseitigt werden. An die Stelle der Beschwerde müßte die »Berufung« treten an eine Schiedsinstanz, vielleicht an die jetzigen Oberversicherungsämter oder ähnliche Körperschaften. Die Lasten müßten auf breite und größere Gemeindeverbände (an Stelle der jetzigen Armenverbände) verteilt werden. Eine Ungeheuerlichkeit in unserer Zeit ist die weitere Aufrechterhaltung des § 5 des Gesetzes über die Freizügigkeit. Nach ihm kann eine Gemeinde eine Ausweisung vornehmen, wenn sich nach dem »Anzug« die Notwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung offenbart, bevor der Neuanziehende an dem neuen Aufenthaltsort einen Unterstützungswohnsitz (Heimatsrecht) erworben hat.

Die deutsche Armengesetzgebung sollte überhaupt vereinheitlicht werden. Es sollte nicht jeder Freistaat allerlei abweichende Einzelbestimmungen haben. Noch haben manche Länder recht mangelhafte Einrichtungen. So ist unter anderem noch die Bestimmung anzutreffen, daß Unterstützung suchende Personen nötigenfalls zwangsweise zur Arbeit anzuhalten sind usw. Sodann dürfte nicht das gegenwärtige Gesetz nur das Gerippe für die Armenversorgung darstellen. Es müßten auch Fragen der Praxis geregelt werden. Vielfach besteht das »Elberfelder System«. Der Magistrat der Stadt Elberfeld hat vor Jahren das Armenwesen in der Weise geregelt, daß in einem Ausschuß mit Unterabteilungen die Einwohnerschaft an der Durchführung des Armenwesens mitarbeitet. Kleine Bezirksversammlungen halten monatlich Besprechungen über die Lage der Hilfsbedürftigen, Austausch von Meinungen und Festsetzung von Unterstützungen ab. Diese handeln ziemlich selbständig. Die Armen der Bezirke werden den einzelnen Pflegern zugeteilt. In der Regel hat jeder von diesen nur sechs bis zehn Arme. Diesem System werden große Vorzüge nachgerühmt. Sein Wert liegt in der nach jeder Richtung persönlichen Handhabung. Durch die gründliche Auswahl der zu versorgenden Armen sei auf sittlichem Gebiet viel geleistet, auf kommunalem die finanziellen Lasten herabgemindert worden. Nebenbei werde auf die Ordnung und Sparsamkeit wie Wirtschaftlichkeit

im Haushalt der Hilfsbedürftigen, in der Jugenderziehung usw. günstig eingewirkt und Arbeitsgelegenheit beschafft.

Dieses System hat jedoch nach anderweitiger Erfahrung auch manche Schattenseiten, namentlich wenn die Obliegenheiten und Rechte der Armenpfleger sehr ausgedehnt sind. Häufig sind die Pfleger über die gesetzlichen Einrichtungen nicht unterrichtet. Sie handhaben die Fürsorge häufig in dem Sinne »individuell«, daß sie nach ihrer persönlichen Auffassung und Neigung gehen und nicht nach den persönlichen Verhältnissen des zu Unterstützenden. Oft betrachten sie ihre Obliegenheiten als eine Last und betätigen sich entsprechend. Am zweckmäßigsten dürfte die Anstellung beruflicher Pfleger für größere Bezirke sein, die sich ehrenamtlicher Helfer zur Ermittlung, Kontrolle usw. bedienen.

## Literarische Rundschau

Ludwig Brügel, **Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848 bis 1918.** (Eine geschichtliche Darstellung mit einem Geleitwort des Staatssekretärs für soziale Verwaltung Ferdinand Hanusch.) Wien, Verlag Franz Deuticke. Preis 26,25 Kronen.

Julius Braunthal, **Die Sozialpolitik der Republik.** Wien, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. Preis 4,80 Kronen.

Nichts ist charakteristischer als eine Gegenüberstellung dieser beiden einander ergänzenden Arbeiten; die eine, ein stattlicher Band, alle Gesetzentwürfe, Motivenberichte, Gutachten, Beschlußfassungen usw. enthaltend, die die sozialpolitische Tätigkeit des alten Österreich von 1848 bis zu seinem Zusammenbruch ausmachten, die andere, ein dünnes Heftchen, das in knapper Kürze die gesetzgeberischen Errungenschaften der jungen Republik verkündet. Es ist nicht allzuviel, was die deutschösterreichische Nationalversammlung, durch die unglückselige Koalition der Sozialdemokraten mit den Christlichsozialen an jeder wahrhaft schöpferischen Leistung behindert, bis jetzt geschaffen hat. Wenn man ihr Werk aber gegen den dunklen Hintergrund des sozialpolitischen Wirkens des früheren gesetzgebenden Körpers hält, so muß man ihr doch das Lob rühriger Tätigkeit ausstellen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß in dem siebzigjährigen Zeitraum von 1848 bis 1918 nichts zuwege gebracht worden wäre, aber alles trägt das Zeichen mühseligen Zustandekommens, verzweifelten Sichwehrens, unwilligen Nachgebens, nirgends ein Zug richtiger Erkenntnis des Notwendigen oder auch nur Vorteilhaften, freudigen Entgegenkommens oder gar freiwilligen Entgegenbringens sozialer Reformen. Jeder Fußbreit festeren Bodens mußte von den Sozialdemokraten Schritt für Schritt errungen werden.

Und diese Entwicklung trägt nicht etwa den einheitlichen Charakter langsamen aber sicheren Fortschreitens, sondern den einer schaukelmäßigen Bewegung, emporschnellend, wenn gerade die Macht der Regierung ihren Tiefpunkt hatte, und sofort wieder rückwärts stürzend, sobald die Bedingungen für die Herrschenden günstigere waren. Denn nur die Angst vermochte der hohen Regierung und dem Reichsrat Zugeständnisse an die Entrechteten zu erpressen, und wenn man sich »oben« schon mit dem Gedanken befreunden mußte, daß für die Gärung »unten« unbedingt Abhilfe zu schaffen sei, dann schon lieber soziale Reformen zubilligen, als den »Umsturz« drohend näherkommen lassen! Daher, in engem Einvernehmen mit der preußischen Reichsleitung, schärfste Bekämpfung der gefährlichen »Roten«, gleichzeitig aber Aufhebung des Koalitionsverbots und nach und nach Beseitigung der Zwangsgenossenschaften, Anbahnung einer umfassenden Sozialversicherung, Altersversorgung und dergleichen mehr. Der machtvolle Aufschwung der Sozialdemokratie, ihre Organisation in Gewerkschaften, die nicht länger aufzuhaltende Entstehung von Bildungsvereinen im Sinne Lassalles und endlich der Zusammenschluß

der Proletarier aller Länder zur ersten Internationale, das alles mußte zwar dem alten Polizeistaat beweisen, daß der neue Geist nicht mehr mit der Knute auszutreiben sei, aber trotzdem wurde mit allen Mitteln und Mittelchen gekämpft, die natürliche Entwicklung zu hemmen. Erkannte schon einmal die Regierung, daß es notwendig sei, vorbeugendes Entgegenkommen zu zeigen, so fiel ihr bestimmt die gesetzgebende Körperschaft in den Rücken. So bietet denn die sozialpolitische Tätigkeit jener Zeit das zugleich heitere wie traurige Schauspiel, daß tatsächlich Ansätze zu allen späteren Reformen, wie sie neuerdings von der Nationalversammlung der Republik teils durchgeführt, teils angebahnt oder in Aussicht genommen sind, bereits unter der alten Herrschaft vorhanden waren, aber erst nach jahrelanger Verschleppung, oft sogar gar nicht zur Reife gelangten. Nur eine verschwindend kleine Anzahl der eingebrachten Gesetzentwürfe hat die Sanktionierung und damit Rechtsgültigkeit erlangt, der weitaus größere Teil führte in den Archiven des Reichsrats ein von der Außenwelt luftdicht abgeschlossenes Dasein.

Brügels mit bewundernswertem Fleiße gearbeitetes Buch ist infolge der auszugsweisen oder, wo notwendig, sogar wörtlichen Wiedergabe wichtiger Dokumente, Erstveröffentlichungen usw. ein vorzügliches Quellenwerk, gleichzeitig aber auch ein lebendiger Kommentar zur Geschichte eines inner- und außerpolitisch hochinteressanten Zeitraums. Denn die Gesetzgebung ist organisch aufs innigste verknüpft mit allen Vorgängen auf dem Schauplatz der äußeren Begebenheiten, noch mehr aber mit den Verhältnissen innerhalb der Parteien, und beobachtet man den erbitterten Kampf, den gerade die Liberalen, also die Stützen einer »freiheitlichen« Regierung, der aufsteigenden Arbeiterklasse, der sie hier als Unternehmer und Gewinner gegenüberstanden, lieferten, so muß man sich fast wundern, daß die Gesetzgebungsmaschine nicht ganz ins Stocken geriet.

Der Verfasser weist einwandfrei nach, daß es der Regierung nicht immer an Einsicht gefehlt habe, daß sogar einige Minister den beiden Häusern weitgehende sozialreformerische Programme unterbreiteten, aber in Österreich hat man sich nie den Leitspruch »Wo ein Wille, da ist auch ein Weg« zu eigen gemacht, und so verlor man denn oft den Weg, wo selbst der Wille vorhanden war. Der mäßige Ertrag der sozialpolitischen Gesetzgebung Altösterreichs war daher nur ein recht gut ausgebautes Sozialversicherungsgesetz, die Erneuerung des Bruderladengesetzes, die Anstellung von Gewerbe- und Fabrikinspektoren sowie die Errichtung von Gewerbegerichten (das geplante Einigungsamt wurde erst von der Republik geschaffen), die Gründung des Arbeitsstatistischen Amts und einige ähnliche Einrichtungen mehr. Alles zusammengenommen, kann man das »Präventivergebnis« der Angst vor der sozialdemokratischen Gefahr nennen.

Mit diesen beiden Arbeiten kann man die Entwicklung der sozialen Frage in Österreich seit ihrem Auftauchen (in gesetzgeberischem Sinne) als erschöpfend behandelt bezeichnen. Denn daß es diese Frage gegeben hat trotz des bekannten Ausspruchs des Ministers des Innern Dr. Giskra: »In Österreich gibt es keine soziale Frage, für uns hört diese soziale Frage bei Bodenbach auf«, das beweisen ja gerade die Fortschritte, die die Sozialdemokratie zuerst innerhalb des alten Staatswesens gemacht hat, sowie auch ihr Sieg über den Monarchismus der Habsburger.

Irma Hift

---

Edmund Fischer, **Die gemeinwirtschaftliche Regelung der Milchversorgung.** (Veröffentlichungen der Sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, Heft 3.) Dresden-A. 1919, Verlag von Zahn & Jaensch. Preis 2 Mark.

Fischer erläutert in seinem Buche den Begriff der Gemeinwirtschaft in dem Sinne, daß sie sich darstellt als eine gesellschaftliche Regelung der Produktion und Verteilung im ausschließlich gesellschaftlichen Interesse. Das bedeutet eine durch und für die Gesellschaft betriebene Wirtschaft, die man als praktischen Sozialismus bezeichnen kann.

Der Gründe für die gemeinwirtschaftliche Regelung der Milchversorgung gibt es viele. An erster Stelle stehen die hygienischen Rücksichten. Besonders ist darauf hinzuweisen, daß die Gewinnung und Erhaltung einer möglichst keimfreien Milch erste Vorbedingung für eine gesunde Ernährung von Säuglingen, Kranken und stillenden Müttern ist. Der Zusammenhang hoher Säuglingssterblichkeit mit der Verabfolgung schlechter Milch ist schon seit langem einwandfrei nachgewiesen worden, und da auch sonst die Verunreinigungen der Milch, soweit sie von ungesundem Vieh stammt, leicht zur Verbreitung von Krankheiten und verheerenden Seuchen Anlaß geben können, erscheint ein staatliches Eingreifen und eine Regelung der Milchversorgung unbedingt erforderlich. Hierfür ist in erster Linie die Schaffung eines Reichsmilchgesetzes notwendig, das bereits ausgearbeitet ist. Das Hauptziel des Gesetzes muß die Überwindung der Rindertuberkulose sein, ferner muß es für Pflege und Fütterung des Milchviehs Vorschriften erlassen sowie Bestimmungen über die Beschaffenheit der Stallungen und die Gewinnung der Milch treffen.

Die Bedeutung der geregelten Milchversorgung für die Volksernährung geht daraus hervor, daß schon vor dem Kriege die Milchproduktion nicht in dem gleichen Maße gewachsen ist wie die Bevölkerungszahl. So kamen zum Beispiel im Jahre 1911 auf 100 Einwohner nur noch 8 Kühe gegen 14,6 im Jahre 1873. Und diese Verhältnisse haben sich infolge des Krieges wesentlich verschlechtert und werden nach den großen Gebietsabtretungen noch viel ungünstiger werden. Wir können daher in Deutschland zu einer einigermaßen ausreichenden Milch- und Fettversorgung nur kommen, wenn wir die Vieh- und Milchwirtschaft planmäßig regeln.

Fischer schildert eingehend die Erfolge der Mannheimer Milchzentrale und die vorzügliche Organisation der Milchversorgung durch die Stadt Straßburg in der Kriegszeit. Er weist nach, daß durch den Zwischenhandel die Milch erheblich verschlechtert und verteuert wird und daß nur durch feste Verträge mit den Produzenten sich die Städte die Anlieferung einer einwandfreien Milch sichern können. Eine notwendige Folge der Zentralisierung der Milchversorgung durch die Städte ist aber die Zusammenfassung der Versorgung über das ganze Reich, damit nicht dem Lande die Milch völlig entzogen und die Ernährung der Landbevölkerung auf Kosten der Städte gefährdet wird.

Im letzten Kapitel seines Buches erörtert Fischer die Grundzüge für den Aufbau der gemeinwirtschaftlichen Milchversorgung, indem er an Hand einer Denkschrift der Fettstelle Groß-Berlin die Regelung der Milchversorgung erläutert.

Das Büchlein ist daher in dieser Frage ein wertvoller Leitfaden für jeden Volkswirt und Kommunalpolitiker. lp.

---

M. Beer, **Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe.** Erster Teil: Altertum. Berlin 1919, Verlag für Sozialwissenschaft. Preis kartoniert 3 Mark nebst 20 Prozent Teuerungszuschlag.

Über seine Forschungsmethode sagt der Verfasser in der Einleitung, sie sei die marxistische, was ihn indes nicht hindere, »selbständig zu arbeiten und zu urteilen, die materiellen und geistigen Tatsachen genau zu prüfen und sie höher als irgendwelche Theorie zu stellen«. Die Absicht des Verfassers, an Stelle der Völkerkriege und der Staatenbildungen, an Stelle der Charakterschilderungen der Heerführer und Monarchen die sozialen Kämpfe und sozialistischen Denker, Märtyrer und Volksführer in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung zu stellen, dürfte trotz des verhältnismäßig kleinen Umfanges der Schrift gelungen sein. Die Methode ist also dieselbe wie die von L. M. Hartmann mit seinem großen Sammelwerk befolgte, nur ist die Beersche Schrift eben wegen ihres konzentrierten Inhalts und ihrer Beschränkung auf den Sozialismus und die sozialen Kämpfe eher geeignet, in Arbeiterkreisen Anklang zu finden, als die voluminösen Darstellungen der Hartmannschen

Geschichte. Der erste Teil des Werkes, der sich auf das Altertum beschränkt, zeigt folgende Kapitelüberschriften: Palästina, Griechenland, Kommunistische Praxis in Sparta, Kommunistische Theorie in Athen, Rom, Römische Sozialkritik, Das Urchristentum. A. Heichen

---

Robert Adolph, **Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe.** Berlin, Verlag »Gesellschaft und Erziehung«.

Die Kriegswirtschaft hat die wirtschaftliche Entwicklung auf dem Wege der Entpersönlichung ein gutes Stück vorwärtsgestoßen. Sie förderte die Auflösung der Einzelhaushalte, setzte an ihre Stellen die Gemeinschaftsküchen und ließ die Bedürfnisse nach Behagen und traulicher Häuslichkeit hinter dem Sich-Fügen in Notwendigkeiten zurücktreten. Mit dieser Anpassung an veränderte Verhältnisse scheint bereits die Vorbedingung zur Durchführung des Einküchenhausgedankens gegeben, soweit ihm bisher Bedenken persönlicher Natur — und es kommen eigentlich nur solche als ernstliche Widersacher in Betracht — entgegenstanden; denn tatsächlich läßt sich außer dem schwerwiegenden Einwand, daß das Einküchenhaus die Häuslichkeit auflöse, gegen seine Ausführung nur noch der zweite Vorwurf erheben, daß die Frauen, von hauswirtschaftlicher Arbeit befreit, dem offenen Arbeitsmarkt zuströmen und eine verstärkte Konkurrenz der Männerarbeit gegenüber bilden würden. Da aber auch diese Befürchtung durch die Härten der Kriegszeit überholt ist, das heißt ein großer Teil der Frauen, die es früher nicht nötig hatten, ins Erwerbsleben treten mußte, so bedeutet die Einküchenwirtschaft auf diesem Gebiet keine umstürzlerische Neuerung mehr, sondern nur die Erleichterung eines Zustandes, der sonst an die verheiratete oder hauswirtschaftlich tätige Frau die doppelte Forderung der Erledigung häuslicher und beruflicher Aufgaben stellen würde. Der Verfasser, der für den Gedanken des Einküchenhauses als soziale Aufgabe eintritt, geht sogar so weit, zu behaupten, daß im Gegenteil das Einküchenhaus als billigere Wirtschaftsform viele Frauen von dem Zwang erlösen werde, ihre Arbeitskraft auf dem Markte zu verkaufen, so daß sie sich mit mehr Sorgfalt der Kindererziehung, Handarbeit und geistigen Fortbildung würden widmen können.

Daß diese Wirtschaftsform eine Verbilligung bedeutet, braucht eigentlich nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Das sehr interessante statistische Material, das der Verfasser in seiner Schrift zusammenträgt, schafft nur neue Belege für eine jedem Laien einleuchtende Tatsache. Denn jede Hausfrau ist von der Wahrheit des Sprichwortes überzeugt, daß der Reiche mit Fett und der Arme mit Wasser koche, der Reiche aber immer besser daran ist, weil er bei seinen größeren Einkäufen Rabatt bezieht und weniger Gewichtsverluste an den Waren erleidet (der sich bei kleineren Mengen durch die Mitberechnung der Papierhüllen fühlbar macht); ebenso ist die Zubereitung der Speisen in großem Maßstab der Kleinwirtschaft gegenüber im Vorteil. Wie an Material wird auch an Kraft und Zeit manches vergeudet, wenn zwanzig Herde statt eines einzigen rauchen.

Alle diese einleuchtenden Vorteile drängen gebieterisch die Frage auf, warum das Einküchenhaus bis jetzt noch keine weitere Verbreitung gefunden hat. Die Antwort liegt darin, daß es als kapitalistisches Ausbeutungsobjekt betrachtet wurde, wobei es die erhofften großen Gewinne nicht abwarf, daß es aber seiner ganzen Natur nach auf dem Boden der Gemeinnützigkeit errichtet werden muß, schon aus dem Grunde, weil die höheren Lasten des einen Einküchenhauses durch die größeren Einnahmen des anderen gedeckt werden müssen. Der Verfasser denkt sich nämlich die Wohnpreisberechnung nicht, wie heute in den Mietkasernen, nach der Zimmerzahl festgesetzt, sondern nach dem Rauminhalt, wobei die Anzahl der erwerbenden Personen eines Haushalts und sein Kinderreichtum ausschlaggebend sein soll, das heißt die Miete sich mit der Höhe des Einkommens vergrößern und im Verhältnis der Kinderzahl erniedrigen soll. Ledigenhäuser werden daher die Defizite von

Häusern mit vielköpfigen Familien übernehmen müssen, um so mehr, als die Unverheirateten, die im Einküchenhaushalt viel geringere Auslagen haben als bei einer anderen Form der Junggesellenwirtschaft, zu verhältnismäßig höheren Mieten herangezogen werden sollen.

Sehr viel verspricht sich der Verfasser von einer Verbindung solcher Häuser mit der Anlage von Hausgärten, die nicht nur die eigenen Küchen beliefern, sondern Überschüsse auch an den Markt abgeben und somit die Einnahmen des Gesamthaushalts vergrößern können. Irma Hift

---

Alfred Knabenhans, **Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen.** Mit einem Vorwort von A. Vierkandt. VIII und 198 Seiten. Berlin 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Wir haben hier einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Anfangszustände der politischen Entwicklung vor uns. Auf reichliches und kritisch gesichtetes Quellenmaterial gestützt, wird vor allem der Begriff des Staates erörtert und sodann die politische Einheit bei den Australiern festgestellt. Die weiteren Abschnitte betreffen die Größe und die gesellschaftliche Struktur der australischen Gemeinwesen sowie die staatlichen Organe und ihre Funktionen.

Es gibt wohl in Australien auf territorialer und sprachlicher Grundlage beruhende Stämme, aber sie können nicht als politische Einheiten gelten, denn keiner von ihnen stellt ein einheitliches, in sich geschlossenes Volksganzes dar, kein Stamm tritt jemals nach irgendeiner Richtung hin solidarisch in Aktion. Der Verfasser stimmt Cunow in der Auffassung des Australierstammes als eines sehr losen Aggregats völlig autonomer Horden zu. Diese Horden oder Lokalgruppen sind die einzigen größeren, über die Familie und Sippe hinausgehenden und konstanten Lebensgemeinschaften der Australier. Neben der Autonomie nach außen hin sind sie auch durch eine gewisse Macht nach innen hin, gegenüber den einzelnen und den Unterverbänden (Sippen, Kultgenossenschaften) ausgezeichnet. Als politische Organe kommen in Betracht die Häuptlinge und die Räte der Alten. Die Gruppenoberhäupter gelangen zu ihrer überragenden Stellung zum Teil infolge persönlicher Fähigkeiten, daneben gibt es jedoch auch erbliche Gruppenchefs mit einem beträchtlichen Machtkreis. Die Gemeinschaft aller Männer möchte Knabenhans ebenfalls als politisches Vollzugsorgan auffassen, da in Fällen von besonderer Tragweite häufig eine Art Volksbefragung stattfindet. Überall gibt es »eine Autorität, die über der des pater familias steht; es fehlt nirgends das, was man mit einiger Freiheit als eine Regierung bezeichnen könnte, und vor allem herrscht hier keine Willkürherrschaft des Stärkeren, sondern ein durchaus geordneter und geregelter Rechtszustand«.

Von dem überwiegenden Einfluß der alten Männer abgesehen, bestehen so gut wie keine sozialen Unterschiede noch Besitzungleichheiten. Diese Undifferenziertheit ist zu einem großen Teil auf das Fehlen eigentlicher Kriege, die mit Eroberung und Unterwerfung verbunden wären, zurückzuführen, anderenteils aber auf die einfache Wirtschaftsweise, die Knabenhans gut kennzeichnet. Die Untersuchung der Zustände bei den Australiern erbringt den sicheren Beweis dafür, daß Anfänge staatlicher Organisation durchaus nicht — wie bisher oft behauptet wurde — nur das Resultat größerer historisch-kriegerischer Ereignisse sein können; »nicht der Kampf der Stämme und eine aus ihm hervorgehende klassenmäßige Gesellschaftsschichtung bereitet bei den Australiern die politische Organisation erst leise vor, sondern sie ist hier auch ohne Krieg und Klassenwesen bereits in den kleinen genossenschaftlich organisierten Gemeinwesen der Lokalgruppen gegeben«. Man muß diese Gruppen als staatliche Anfänge gelten lassen, wenn man nicht den Begriff der staatlichen Organisation auf gewisse hochentwickelte politische Formen beschränken will. H. Fehlinger

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

GENERAL LIBRARY 7 1920 UNIV OF MICH.

Nummer 3 38. Jahrgang · 2. Band 16. April 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Was soll geschehen?** Zur Reform der Reichswehr. Von Bernhard Rausch.

**Referendum und Volksinitiative.** Von Arie Willem Ijzerman (Haag).

**Kompromisse oder nicht?** Von Erwin Barth.

**Grundsätzliches zur Verfassung der eingetragenen Genossenschaft.** Von Dr. K. Maier (Hamburg).

**Bilanzverschleierung und Betriebsräte.** Von Alfred Moeglich (Steglitz).

**Literarische Rundschau:** Professor Dr. Joh. Plenge, **Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorien.** Romain Rolland, **Les précurseurs.** (Die Vorläufer.)

**Notizen.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Heyn, O.,** Zur Valutafrage. München, Duncker & Humblot. 70 S. Geh. 2,80 Mk.

**Hirsch, P.,** Kommunalpolitische Probleme. Leipzig, Quelle & Meyer. 160 S. Geh. 4,40 Mk.

**Hue, O.,** Volk in Not! Ausführungen zur Kohlenfrage. Herausgegeben vom Verband der Bergarbeiter Deutschlands, Bochum. 40 S.

**Kaff, Sigmund,** Die Sozialisierung der Wirtschaft durch die Genossenschaften. Wien, Genossenschaftsverlag der „Neuen Erde". 24 S. Geh. 1,50 Mk.

**Kleeis, Fr.,** Der Betriebsrat. Wegweiser durch das Betriebsrätegesetz. Berlin, Zentralverlag. 53 S. Geh. 80 Pf.

**Kloth, Emil,** Ein Jahr Rede- und Räterepublik. Berlin, Staatspolitischer Verlag. 16 S. Geh. 1 Mk.

**Körber, Normann,** Die deutsche Jugendbewegung. Berlin, Zentralverlag. 30 S. Geh. 80 Pf.

**Leppert, G.,** Die Erwerbslosenfürsorge in der Fassung vom 26. Januar 1920. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 75 S. Geh. 8,50 Mk.

**Levy, P.,** Die politische Lage und die K. P. D. Rede, gehalten auf dem Oktober-Parteitag der K. P. D. nebst den vom Parteitag angenommenen Leitsätzen. Herausgegeben von der Kommunistischen Partei Deutschlands. 31 S. Geh. 80 Pf.

**Lewinsohn, L.,** Die Revolution an der Westfront. Charlottenburg, Mundus-Verlagsanstalt. 71 S. Geh. 2,40 Mk.

**Litt, Th.,** Individuum und Gemeinschaft. Grundfragen der sozialen Theorie und Ethik. Leipzig, B. G. Teubner. 224 S. Geh. 7 Mk.

**Lüth, Erich,** Laßt uns Mensch sein! Worte eines Achtzehnjährigen an seine Altersgenossen. Hamburg, Verlag „Stimmen der Jugend". 16 S.

**Luxenburg, M.,** Das Valutaelend und seine Beseitigung. Frankenhausen, Schröder & Höhne. 22 S.

**Marx, H.,** Handbuch der Revolution in Deutschland 1918 bis 1919. Erste bis vierte Lieferung. Berlin, Alexander Grübel Nachf. 234 S.

**Melchior, C.,** Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag. Berlin, Hans Robert Engelmann. 26 S. Geh. 1,36 Mk.

**Merrheim, A.,** Die wirtschaftliche Revolution. Rede, gehalten in einer Metallarbeiterversammlung zu Corbeil. Übersetzt von P. Riepke. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 32 S. Geh. 1,20 Mk.

**Mertens, Fr.,** Die Sklaverei der katholischen Geistlichen. Eine Anklageschrift. Würzburg, Gebrüder Memminger. 59 S. Geh. 1 Mk.

**Müller, Br.** und **Bruno Schuster,** Die mittlere Ostmark und ihre Hauptstadt Frankfurt a. d. O. Frankfurt (Oder), Trowitzsch & Sohn. 64 S.

**Osteuropa-Institut in Breslau,** Quellen und Studien. Erste Abteilung: Recht und Wirtschaft. Zweites Heft: Die Gesetzgebung der Bolschewiki. Übersetzt und bearbeitet von H. Klibanski. Leipzig, B. G. Teubner. 198 S. Geh. 6 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 16. April 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Was soll geschehen?

### Zur Reform der Reichswehr

Von Bernhard Rausch

Die konsequenteste und radikalste Folgerung aus den Erfahrungen des Kapp-Putsches wäre die völlige Beseitigung der Reichswehr und ihre Ersetzung durch ein Volksheer mit allgemeiner Wehrpflicht und möglichst kurzer aktiver Dienstzeit, die Erfüllung unserer alten Forderung: Volkswehr an Stelle der stehenden Heere. Stehende Söldnerheere waren in der Geschichte der neueren Zeit die volksfremden Machtstützen des Absolutismus. Deshalb forderten die Vorkämpfer der modernen Demokratie seit jeher ihre Ersetzung durch Volksheere. Die französischen Revolutionskriege zwangen auch dem vormärzlichen Preußen die allgemeine Wehrpflicht auf, die dann die Heeresverfassung des kaiserlichen Deutschlands blieb. Bis zur Novemberrevolution hatten wir wohl der Form nach ein Volksheer, nicht aber seiner sozialen Struktur und seinem Geiste nach. Wie die deutsche Verfassung nichts war als ein verschleierter Absolutismus, so blieb auch das Heer der allgemeinen Wehrpflicht das Machtinstrument einer undemokratischen Kasten- und Klassenvorherrschaft.

Es liegt eine Tragik der deutschen Revolution darin, daß das Mißtrauen unserer Feinde uns just in dem Augenblick, als die Bahn frei war für die Demokratisierung unseres Heerwesens, ein stehendes Söldnerheer aufzwang. Aber solange die Alliierten nicht zu der Erkenntnis gelangt sind, daß ein demokratisches deutsches Volksheer keine Bedrohung, sondern ein sicherer Schutz des Weltfriedens ist, werden wir uns mit der uns im Friedensvertrag vorgeschriebenen Söldnertruppe abfinden müssen.

Zwar zeigt das Beispiel Englands, daß auch ein demokratisches Staatswesen mit einem Söldnerheer auszukommen vermag. Aber in einer Zeit der politischen und sozialen Umbildung und Neuorientierung, wie wir sie durchleben, bildet ein Heer von Berufssoldaten mit zwölfjähriger Dienstzeit dauernd eine Gefahr für den ungestörten Verlauf der innerpolitischen Entwicklung. Es wird nur zu leicht eine Prätorianergarde in den Händen der Meistbietenden. Man darf nicht übersehen, daß die wirtschaftlichen Zukunftssorgen der vor der Auflösung stehenden Truppen den reaktionären Staatsstreich erst ermöglicht haben. Sie folgten den Rattenfängern, die ihnen auch weiter Lohn und Brot versprachen.

Wenn zwar anerkannt werden muß, daß ein wesentlicher Teil der Reichswehr in dem kritischen Moment nicht versagt hat, so hat sich doch gezeigt, daß für ihre innere Festigung noch viel zu tun übrigbleibt. Je schmaler das Fundament ist, auf dem der Bau des deutschen Staates ruht, um so fester und zuverlässiger muß es sein. Das Heer muß nicht nur gegen wirtschaft-

liche Lockungen gefeit sein, es darf auch weder durch einen Wechsel der Parlamentsmehrheiten noch durch Veränderungen in den Führerstellen erschüttert und verwirrt werden können. Es darf keine auf bestimmte Parteien oder gar einzelne Personen eingestellte Prätorianergarde sein, sondern hat in der aus der Parlamentsmehrheit hervorgegangenen Reichsregierung die oberste Autorität zu erblicken und sich ihr gegenüber zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet zu fühlen. Es darf sich nicht, wozu der deutsche Militarismus seit jeher geneigt hat, als Selbstzweck betrachten, sondern lediglich als Beauftragter und Diener des Volksganzen. Der deutsche Soldat muß sich mit Stolz als Hüter der Demokratie fühlen, denn nur das Bewußtsein, zum Schutze der freiesten Verfassung der Welt die Waffen zu tragen, vermag ihm auf die Dauer innere Festigkeit und sittlichen Halt zu verleihen.

Die erste notwendigste Maßnahme muß jetzt die rücksichtslose Entfernung aller konterrevolutionären Elemente aus der Reichswehr sein. Das deutsche Heer muß den Händen derer entwunden werden, die die Kommandogewalt seit jeher dazu mißbraucht haben, dem deutschen Volke ihre Kastenherrschaft aufzuzwingen. Reichswehrminister Geßler hat in der Nationalversammlung dargelegt, in welcher Weise er die Säuberungsaktion vorzunehmen gedenkt, und es bleibt abzuwarten, welchen Erfolg er haben wird. Mit der Säuberung allein ist es aber nicht getan. Neben der wegräumenden, reinigenden, muß positive, aufbauende Arbeit geleistet werden.

Das wesentlichste Mittel zur inneren Festigung der Reichswehr ist eine zielklare, richtig geleitete staatsbürgerliche Aufklärung und Erziehung. Hieran hat es bisher leider gefehlt. Mit dem Schlagwort der Entpolitisierung der Truppe ist vorläufig nichts anzufangen. Es ist schlechterdings unmöglich, für sie einen politisch luftleeren Raum zu schaffen, zumal in einer so bewegten und von Problemen erfüllten Zeit wie der jetzigen. Verzichtet die Regierung auf einen systematischen Einfluß auf Geist und Gesinnung der Truppe, so überliefert sie sie rettungslos der Agitation ihr feindlicher Strömungen.

Tatsächlich ist denn auch in den Freiwilligenformationen und später in der Reichswehr auf das intensivste Politik getrieben worden. Den Verbänden flossen, namentlich in der ersten Zeit, aus privaten Quellen reiche Geldmittel zu, die sie für ihre Werbe-, Propaganda-, Nachrichten- und Pressezwecke verwenden konnten. Namentlich das Gruppenkommando I unter dem General v. Lüttwitz hat eine umfassende »Aufklärungstätigkeit« entfaltet. Sie erstreckte sich auf die Herstellung und Verbreitung schriftlichen Materials (Broschüren, Flugblätter, die Zeitung »Offene Worte«, die G.-K.-Korrespondenz usw.), auf die Einrichtung von Rednerschulen, regelmäßige Vortrags- und Unterrichtskurse für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, auf die Einrichtung von Sportlehrgängen und Unterhaltungsveranstaltungen aller Art. Die Leitung dieser vielseitigen Propagandaorganisationen der Truppe lag vorwiegend in den Händen von Berufsoffizieren, die in politischer Beziehung den vom Kriege her berüchtigten vaterländischen Unterricht fortsetzten, nur daß, entsprechend der durch die Spartakuskämpfe aufgezwungenen einseitigen Einstellung der Truppe gegen links, die antibolschewistische Propaganda hinzutrat. Das Reichswehrministerium mußte diesen Dingen ziemlich machtlos zusehen. In wiederholten

Denkschriften habe ich einen einheitlichen, zentral geleiteten und beaufsichtigten Aufklärungsdienst für die Reichswehr im Sinne der Reichsregierung gefordert. Das Finanzministerium hat aber aus kurzsichtiger und falsch angebrachter Sparsamkeit die — verhältnismäßig unerheblichen — Mittel dafür versagt. Dem Reichswehrministerium blieb auf diesem Gebiet nur die unerquickliche und unbefriedigende Tätigkeit, unerträgliche Auswüchse zu beseitigen, wie es zum Beispiel im Fall der »Offenen Worte« geschehen ist. So kam es, daß die Reichswehr zum Tummelplatz deutschnationaler Propaganda werden konnte, zumal die Rechtspresse durch ihre Behandlung militärpolitischer Dinge es sehr geschickt verstand, die Reichswehrangehörigen für sich zu gewinnen.

Hier muß jetzt endlich Wandel geschaffen und ein vom Reichswehrministerium aus geleiteter Aufklärungsdienst organisiert werden. Es ist klar, daß er keinen engen parteipolitischen Charakter tragen darf, sondern die Aufgabe hat, nach allgemeinen Grundsätzen staatsbürgerlicher Bildung und Erziehung Verständnis und Liebe für die demokratischen und sozialen Grundlagen der deutschen Republik zu erwecken. Nur der Soldat ist zuverlässig, der weiß, wofür er kämpft.

Dieser Aufklärungsdienst muß *einheitlich* sein. Weil in ihm eine der wirksamsten Garantien für die Sicherheit des Reiches ruht, darf er prinzipiell nicht dem Gutdünken der einzelnen Truppenteile und ihrer Kommandeure überlassen bleiben, sondern muß vom Reichswehrministerium aus sorgfältig überwacht und geleitet werden. Vor allem aber darf er nicht aus privaten Mitteln finanziert werden. Dem ist um so mehr entgegenzuwirken, als auch in Zukunft versucht werden wird, von außen her Einfluß auf den Geist der Reichswehr zu gewinnen. Es liegt im eigensten Interesse des Reiches, daß es für den Aufklärungsdienst selbst die notwendigen Mittel zur Verfügung stellt.

Die Zentralleitung der Aufklärungsarbeit in der Reichswehr darf ferner nicht in den Händen eines Offiziers liegen. Bei der nun einmal bestehenden Mentalität des in kastenmäßiger Abgeschlossenheit und politischer Enge erzogenen Offiziers stehen selbst hochintelligente Elemente der neuen Zeit und ihren Bedürfnissen meist verständnislos gegenüber und können erst mit vielem Aufwand von Zeit und Kraft zu Maßnahmen überredet werden, die dem modernen Geist selbstverständlich sind. Die Leitung gehört in die Hände einer politischen Persönlichkeit, die in enger Fühlung mit dem Reichswehrminister stehen und den Organen der Reichswehr gegenüber mit der nötigen Autorität ausgestattet sein muß, damit die Einheitlichkeit des Wollens und Handelns gewährleistet ist.

Das bedeutet also, daß der bisherige Zustand der *absoluten Kommandogewalt* des Truppenkommandeurs in den Fragen der Truppenaufklärung durchbrochen wird. Es darf den einzelnen Wehrkreis-, Brigade- und Regimentskommandeuren nicht mehr überlassen bleiben, darüber zu befinden, was an Aufklärung in der Reichswehr geleistet wird. Der jetzige Einfluß der Offiziere in der Reichswehr erklärt sich aus der Entstehung der Truppe. Nachdem sich die Revolutionsgebilde, Soldatenräte und Truppen mit selbstgewählten Führern, als gänzlich unbrauchbar erwiesen hatten, mußte die demokratische Regierung die zum Kampfe gegen Spartakus dringend notwendig gewordene Aufstellung neuer Formationen in die Hände

von Berufsoffizieren legen. Diese haben organisatorisch Hervorragendes in kurzer Zeit geleistet. Aber da ihnen die militärischen Angelegenheiten so gut wie ungestört überlassen blieben, traten mit dem wiedergewonnenen Einfluß auch die alten, aus der Zeit der Militärherrschaft in Deutschland stammenden und dem Volke bis in die Seele verhaßten Erscheinungen hervor, der Kommandoton, die barsche Geste, Großmannssucht und Überheblichkeit. Auch der namentlich aus dem Kriege rühmlichst bekannte schnoddrige Leutnant mit dem Einglas feierte seine fröhliche Urständ. In einer ausschließlich von Berufsoffizieren beherrschten Truppe konnte, auch wenn ein sozialdemokratischer Reichswehrminister an der Spitze stand, der moderne republikanisch-demokratische Geist keinen breiten Boden gewinnen.

Aber ist es ein Wunder, daß die Berufsoffiziere in der Republik nicht recht warm werden wollen? Wie lange hat es in Frankreich nach 1870 noch monarchistische Bestrebungen in der Armee gegeben! Nur wenige Offiziere vermögen politisch so klar zu denken, um sich auch innerlich voll »auf den Boden der Tatsachen« zu stellen. Der deutsche Offizier ist gänzlich unpolitisch erzogen. Politik war ihm stets nur Gefühlssache, und in der bevorrechtigten Stellung im deutschen Kaiserreich fühlten sich die Offiziere natürlich wohler als heute. Sie trauern dem alten Glanze nach und können die Epaulettenzeit nie vergessen. Nirgends findet der deutschnationale Schwindel: »Früher war es besser als heute, also war die frühere Regierung besser als die jetzige« gläubigere Anhänger als in den Kreisen der Offiziere. Wie sollten sie sich für eine Zeit erwärmen können, die so brutal über ihre Standesinteressen hinweggeschritten ist? Denn trotz der großen Leistungen des Offizierentschädigungsgesetzes bleibt es nun einmal Tatsache, daß kein Stand durch den unglücklichen Ausgang des Krieges mehr in Mitleidenschaft gezogen ist als der der aktiven Offiziere. So verständlich aber die politische Mentalität der Berufsoffiziere auch ist, so folgt daraus mit um so größerer Klarheit, daß man ihnen den Geist der Reichswehr nicht ausliefern darf. Sie können nicht »aufklären«, weil sie noch selber der Aufklärung bedürfen.

Reichswehrminister Geßler hat in seiner Rede in der Nationalversammlung am 29. März mit Recht ausgeführt, daß die Reorganisation der Reichswehr ein Problem der Gesinnung sei und daß die dauernde Heilung des kranken Körpers nicht von außen, sondern nur von innen kommen könne. Als wichtige Aufgabe bezeichnete auch er die Aufklärung der Truppe. Diese kann aber nur zum Ziele führen, wenn, wie oben gezeigt, die Reichsregierung auf sie einen ständigen und unmittelbaren Einfluß auszuüben vermag. Hier öffnet sich ein weites und dankbares Tätigkeitsfeld für den auf Veranlassung der sozialdemokratischen Fraktion der Nationalversammlung im Reichswehrministerium neugeschaffenen Posten eines Unterstaatssekretärs. Dieser übt ein politisches Amt aus und ist deshalb die gegebene Zentralstelle für den neuzuschaffenden einheitlichen Aufklärungsdienst in der Reichswehr. Zu erwägen wäre ferner, ob der Aufklärungsdienst bei den einzelnen Truppenkörpern selber nach wie vor in den Händen der Fürsorgeoffiziere bleiben solle, die dann lediglich von der Zentralstelle kontrolliert werden müßten, oder ob es nicht zweckmäßiger wäre, die *Institution der Zivilkommissare*, die bisher nur zeitweilig und bei besonderen Anlässen eingesetzt wurden, zu einer ständigen Einrichtung zu machen und ihnen als einen Zweig ihrer Tätigkeit den Aufklärungsdienst anzuvertrauen.

Der Aufklärungsdienst selbst hätte zu bestehen in der Veranstaltung von Vorträgen, Kursen, Lichtbildvorführungen, Exkursionen usw., in der Verteilung von Drucksachen, Flugblättern und namentlich einer vom Reichswehrministerium herausgegebenen Soldatenzeitung, in der organisatorischen Zusammenfassung und strengen Kontrolle aller Veranstaltungen und Maßnahmen.

Reichswehrminister Geßler sprach in seiner ersten Rede in der Nationalversammlung auch von einer Reorganisation des militärischen Nachrichtenwesens. Auch hier liegt des Pudels Kern in einer organisatorischen Zusammenfassung des Nachrichtendienstes unter einer politischen Leitung, und zwar ist die gegebene Spitze des Pressedienstes in der Reichswehr dieselbe politische Persönlichkeit, in deren Händen auch die Aufklärung der Truppe liegt, des Unterstaatssekretärs.

Eine weitere unerläßliche Folgerung, die aus den Erfahrungen des Kapp-Putsches zu ziehen ist, ist die Schaffung einer Institution, die es dem Reichswehrminister ermöglicht, dauernd in engster innerer Verbindung mit der Truppe zu bleiben, ihren Pulsschlag zu fühlen, um vor Überraschungen gesichert zu sein. Bloße Inspektionsreisen von Generalen genügen hier nicht. So unerläßlich und nützlich sie sind, ins Innere des Truppenlebens vermag ein inspizierender General nicht einzudringen, er bleibt mehr oder weniger an der militärischen Außenseite haften. Wie ich es bereits in Denkschriften getan habe, befürworte ich deshalb auch an dieser Stelle die Einrichtung eines besonderen Reichswehrfürsorgedienstes, dessen Leitung ebenfalls in die Hände des politischen Unterstaatssekretärs zu legen wäre.

Der sogenannte Instanzenweg ist für den gewöhnlichen Geschäftsverkehr unentbehrlich. Er wirkt aber erfahrungsgemäß nachteilig überall da, wo die Leitung das Bedürfnis empfindet, in unmittelbare Fühlung mit der Truppe zu treten. (Im Kriege hat sich die gestiebte Berichterstattung von unten nach oben als geradezu verhängnisvoll erwiesen.) Andererseits fühlt sich auch der Angehörige der Truppe, der Klagen vorbringen oder Abänderungsvorschläge machen will, naturgemäß gehemmt, wenn er, um an die maßgebende Stelle zu gelangen, an Instanzen gebunden ist, denen er — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — nicht immer Vertrauen schenkt und von denen er jetzt meist mit seiner ganzen Existenz abhängt. Der Reichswehrminister kann aber nach den letzten Erfahrungen nicht darauf verzichten, dauernd ein zuverlässiges und unmittelbares Gesamtbild über den Zustand der Truppe und ihre Stimmung zu besitzen. Auf eine direkte Fühlung mit der Masse der Truppe selbst muß er gerade gegenwärtig um so größeren Wert legen, als bei den noch keineswegs gefestigten inneren Zuständen des Reiches diese nie das Gefühl verlieren darf, dauernd der Gegenstand ernstester Aufmerksamkeit und Fürsorge zu sein. Freilich muß es schon aus rein technischen Gründen verboten bleiben, daß jeder Heeresangehörige in dienstlichen Angelegenheiten unmittelbar an den Reichswehrminister herantritt.

Indessen muß jeder Angehörige der Reichswehr das Recht zur unmittelbaren Einsendung von Berichten, Anregungen, Beschwerden usw. an eine unmittelbar dem Reichswehrminister unterstehende und mit politisch vertrauenswürdigen Personen besetzte Stelle erhalten, für die ich den Namen Fürsorgestelle vorschlage, die, wie bereits erwähnt, dem politischen

Unterstaatssekretär zu unterstellen wäre. Auf Grund dieser Eingaben müßten dann die Einsender oder Vertrauensleute der betreffenden Formation nach Berlin befohlen werden oder, was wohl meist notwendig sein würde, Überwachungsorgane (Militär- oder Zivilpersonen) zu den Truppenteilen geschickt werden. Diesen mit besonderem Auftrag vom Reichswehrminister ausgeschickten Organen wäre jeder gewünschte Einblick zu gewähren. Sie hätten ihre Aufmerksamkeit insbesondere auf Unterbringung und Verpflegung der Truppen, Kantinen-, Marketenderei- und Proviantwesen zu richten, Vernehmungen anzustellen über eventuelle politische Verstöße usw. Der Reichswehrminister hätte dann auf Grund dieser Ermittlungen und der Berichte der Dienststellen seine Entscheidungen zu treffen.

Wir wissen sehr wohl, daß diesem Verfahren manche disziplinären Bedenken entgegenstehen, und zweifellos würde eine große Zahl von Truppenkommandeuren in dem Reichswehrfürsorgedienst eine ungewöhnliche und lästige Überwachung erblicken und ihn mit allen Mitteln bekämpfen. Indessen wögen diese Nachteile nicht die ungeheuren Vorteile auf, die der Reichswehrfürsorgedienst böte. Nur durch ihn kann der Minister in ständiger engster Fühlung mit der Truppe und vor Überraschungen bewahrt bleiben. Und wenn die Offiziere in der neuen Einrichtung eine empfindliche Schmälerung ihrer traditionellen Rechte erblickten, so müßte ihnen klargemacht werden, daß die Reichsregierung in der gegenwärtigen Zeit des Übergangs allerdings ein lebhaftes Interesse daran hat, den geradezu erdrückenden Einfluß, den das Offizierkorps auf die Truppe ausübt, und der jetzt größer ist als jemals zuvor, erheblich zu mäßigen. Nur so ist auch auf die Dauer eine Garantie dafür gegeben, daß Unteroffiziere und Mannschaften wegen einer der Regierung freundlichen politischen Gesinnung nicht gemaßregelt werden können, während anders die Reichswehr sich automatisch zu einer deutschnationalen Prätorianergarde auswachsen muß.

Der erste Ansatz zur Bewältigung der oben gekennzeichneten dringenden Aufgaben besteht im Reichswehrministerium bereits in der dem Reichswehrminister unmittelbar unterstellten Fürsorgeabteilung. Das, was diese aber bisher im Rahmen ihrer Organisation und Befugnisse leisten konnte, mußte trotz ehrlichen Willens und anerkennenswerten Eifers ihrer Mitarbeiter leider unvollkommen bleiben, gemessen an den Aufgaben, die ihr anfangs zugedacht waren. Sie mußte sich darauf beschränken, Vertrauensmännerangelegenheiten, vereinzelte Beschwerde- und Personalsachen zu bearbeiten und Verbindung mit den Fürsorgestellen in der Truppe aufrechtzuerhalten. Einen entscheidenden und richtunggebenden Einfluß aber besitzt sie nicht. Und selbst diese untergeordnete Tätigkeit konnte sie nur ausüben gegen unausgesetzte passive und aktive Widerstände namentlich im Reichswehrministerium selber, und es ist sehr bezeichnend, daß General v. Seeckt in dem kurzen Interregnum, in dem er den Reichswehrminister vertrat, nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Fürsorgeabteilung ihrer bisherigen Selbständigkeit zu berauben.

Diese Fürsorgeabteilung muß nunmehr ausgebaut werden zu einem mit umfassenden Vollmachten ausgestatteten Aufklärungs-, Presse- und Fürsorgeamt und einem politischen Unterstaatssekretär unterstellt werden. Nur wenn der neue Unterstaatssekretär im Reichswehrministerium ein ihm ge-

mäßes Tätigkeitsgebiet und den Organen der Truppe gegenüber die notwendige Befehlsgewalt auf seinem Sondergebiet erhält, bleibt er davor bewahrt, innerhalb der Organisation des Reichswehrministeriums das zu werden, was die Gegner der neuen Institution wünschen: ein fünftes Rad am Wagen.

# Referendum und Volksinitiative

Von Arie Willem Ijzerman (Haag)

I

Wenn jetzt auch wohl niemand mehr leugnet, daß im modernen Staate die Existenzmöglichkeit einer direkten Volksgesetzgebung ausgeschlossen ist und die Versuche Rittinghausens und Considérants, ein brauchbares System unmittelbarer Volksregierung zu erfinden, schon zu ihrer Zeit altfränkisch erschienen, so glaubt dennoch mancher, das Repräsentativsystem sei nur ein mangelhafter Ersatz des demokratischen Ideals: der Gesetzgebung für und durch das Volk. Deshalb würde jeder Schritt in der Richtung der direkten Volksgesetzgebung uns der reinen Demokratie näherbringen, Referendum und Initiative wären also Forderungen, die jeder aufrichtige Demokrat unbedingt zu unterschreiben hätte. Im amerikanischen Abgeordnetenhaus sind Referendum und Initiative von ihren Befürwortern sogar oft als die Demokratie schlechthin dem Repräsentativsystem gegenübergestellt worden. Th. Curti, der begeisterte Verfechter der Volksgesetzgebung, nennt sie die Regierungsform des zwanzigsten Jahrhunderts;[1] Emile Vandervelde glaubt, daß in den fortgeschrittensten Demokratien die direkte Volksgesetzgebung je länger je mehr an die Stelle der Parlamente treten wird.[2] Mir erscheint trotzdem eine direkte Volksgesetzgebung im Grunde nicht demokratischer als eine indirekte Volksgesetzgebung — als eine Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch vom Volke als seine Vertreter Gewählte. Die ideale Forderung der Demokratie wird, glaube ich, gebührend zur Geltung gebracht, wenn die höchste Gewalt, die Entscheidung in letzter Instanz wirklich dem Volke überlassen bleibt. Eine Regierung durch eine Volksvertretung kann vollkommen demokratisch sein, falls die Art und Weise, in der deren Mitglieder vom Volke gewählt werden und sich dem Volke zu verantworten haben, diesem verbürgt, daß sie dem »Volkswillen« entsprechend handeln. Wäre es anders, wäre es eine Forderung der Demokratie, daß möglichst jedermann mitregiere — also mitrede und mitstimme —, so wäre die Demokratie als ein technisch minderwertiges Regierungssystem verurteilt. Nicht nur, weil dann der demokratische Staatsmechanismus das Tempo eines Schneckengangs aufweisen, sondern auch, weil die weitaus größte Mehrheit des Volkes — und zwar in allen Klassen — sich nicht ihrer Aufgabe gewachsen zeigen würde. Die Voraussetzung, jeder gute Demokrat habe die Intelligenz der Masse als außerordentlich hoch einzuschätzen, dürfte von großem Einfluß sein auf die Begeisterung vieler für alles, was einer direkten Volksgesetzgebung ähnlich sieht. Ich meine aber, daß man den demokratischen Prinzipien anhängen kann, ohne die vox populi als eine vox Dei anzusehen. Der politische Kampf ist im Grunde kein Kampf der Intelligenzen, son-

[1] Th. Curti, Die Resultate des schweizerischen Referendums, 2. Aufl., 1911, S. VIII.
[2] E. Vandervelde, Le socialisme contre l'état, 1918, S. 54.

dern ein Interessenkampf. Jede Gruppe, Klasse oder Partei, die keinen oder wenig Einfluß auf die Regierung besitzt, wird über Vernachlässigung ihrer Interessen zu klagen haben. Nur eine demokratische Regierungsform liefert die Garantie dafür, daß die jeweilige Regierung den Interessen der Majorität des Volkes gerecht zu werden sucht. Diese Majorität aber setzt sich zusammen — und vermutlich bleibt dies noch lange so — aus Personen, die zum größeren Teil weder die Anlage noch die Befähigung zu legislativer Arbeit besitzen. Die Herrschaft der Majorität bedeutet die Herrschaft der Unwissenheit und Mittelmäßigkeit, wenn nicht mittels des Repräsentativsystems eine Auslese getroffen wird. Jede Partei (selber schon eine Auslese!) achtet bei der Wahl ihrer Kandidaten nicht nur auf deren Gesinnung, sondern auch auf deren Tüchtigkeit und Fähigkeit für ihre künftigen Funktionen. Mögen auch oft mancherlei Faktoren die Wahl der Vortrefflichsten vereiteln, so wird man doch nur ausnahmsweise einen Kandidaten aufstellen, dessen Können nicht das Durchschnittsmaß überragt; denn für jede politische Richtung ist es von Wichtigkeit, daß sie im Parlament nicht nur vertreten, sondern möglichst gut vertreten ist.

Die Tatsache, daß die Mitglieder einer Volksvertretung im Durchschnitt eine weit größere Fähigkeit für die legislative Arbeit besitzen — eine Fähigkeit, die durch Übung erhöht wird — als der Durchschnittsbürger, bildet unseres Erachtens ein sehr wichtiges Argument gegen jede Form direkter Volksgesetzgebung.

* * *

Die demokratische Ebenbürtigkeit des Repräsentativsystems gilt jedoch nur, falls die Gewißheit gegeben ist, daß in der Volksvertretung der Volkswille sich rein und kräftig zu erkennen gibt. Und die Einführung von Referendum und Initiative bedeutet allerdings, auch bei allgemeinem und proportionellem Wahlrecht, eine Vermehrung der Garantien für eine tatsächliche Herrschaft des Volkswillens; denn sogar beim vollendetsten Verhältniswahlsystem können die Stärkeverhältnisse der Parteien im Parlament und im Volke nur annähernd übereinstimmen. Zweitens auch dann, wenn diese Übereinstimmung vollkommen wäre, so wäre sie dies doch nur am Wahltag; spätere Änderungen im Volkswillen verbleiben bis zu den folgenden Wahlen ohne unmittelbare Wirkung auf das Parlament, während, besonders in revolutionären Zeiten, lange vor dem Ende einer Legislaturperiode in der politischen Gesinnung zahlreicher Wähler eine Änderung eintreten kann. Außerdem ändert sich der Volkswille gleichsam automatisch durch das Hinscheiden älterer und das Emporwachsen jüngerer Generationen. Drittens stimmen die Wähler durchgängig für die Kandidaten der Partei, deren Prinzipien oder Programm ihnen am meisten zusagen, ohne daß sie sich mit dem Standpunkt dieser Partei hinsichtlich jeder gesetzlichen Maßregel zu einigen vermöchten. Es wäre zum Beispiel möglich, daß Tausende von Arbeiterwählern des deutschen Zentrums gerne stimmen würden für irgendeinen sozialpolitischen Antrag, der von der Sozialdemokratie verfochten, aber vom Zentrum bekämpft wird. Viertens kann die Volksvertretung, auch wenn ihre Zusammensetzung zunächst der Parteigruppierung in der Wählerschaft völlig entspricht, dem Volkswillen zuwiderhandeln, nämlich infolge des Gesinnungswechsels oder der Korruption eines Teils der Abgeordneten.

Allerdings können auch ohne Referendum und Initiative die Veränderungen im Volkswillen die Gesetzgebung beeinflussen, indem die Überzeugung oder wenigstens das Vorgehen der Volksvertreter sich entsprechend ändert oder indem das Volk mittels außerparlamentarischer Mittel — Demonstrationen, Streiks, Aufstände usw. — seinen Willen durchsetzt. Jedoch ein völlig den Änderungen des Volkswillens entsprechendes verändertes Verhalten der Abgeordneten ist kaum wahrscheinlich, und Anwendungen außerparlamentarischer Mittel verbürgen nicht, daß nun die Vertretung dem Volkswillen gemäß handelt, da die Teilnehmer an Demonstrationen usw. fast immer nur einen kleinen Bruchteil des Volkes bilden und deshalb die Frage, ob diese Minderheit die Mehrheit des Volkes vertritt, schwer zu entscheiden sein wird. Dagegen kann in allen genannten Fällen vermittelst Referendum und Initiative erreicht werden, daß die Gesetzgebung trotz der Volksvertretung sich dem Volkswillen gemäß gestaltet.

Man soll sich aber von diesen Institutionen nicht versprechen, daß sie jeder Abweichung vom Volkswillen vorzubeugen vermöchten. Wichtige Hemmnisse der staatlichen Demokratie in der kapitalistischen Gesellschaft, zum Beispiel der Einfluß der Finanzmagnaten auf die Regierungen, die Beherrschung des größeren Teiles der Presse durch das Kapital, die Gewaltmittel, womit die katholische Kirche ihre Anhänger verhindert, sich ein eigenes Urteil über das Streben nichtklerikaler Parteien zu bilden usw.: sie alle werden durch Referendum und Initiative gar nicht beseitigt.

* * *

Außer dem vorerwähnten Argument sind zugunsten der Einführung von Referendum und Initiative folgende Gründe zu erwähnen:

1. Sie bildet ein Gegengewicht gegen die andernfalls im demokratischen Staate bestehende Alleinherrschaft des Parlaments. Kann man gegen die Alleinherrschaft einer wirklichen Volksvertretung auch keine prinzipiellen Einwände machen, so ist dennoch nicht zu leugnen, daß jede Vertretung die Gefahr mit sich bringt, zur Herrschaft der Vertreter über die Vertretenen zu führen. Diese Gefahr, die Robert Michels in seiner Schrift »Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie« mit grellen Farben gemalt hat, droht in einem demokratischen Staate gewiß weniger als innerhalb einer Partei. Eine Volksvertretung hat nicht wie ein Parteivorstand die Führung einer Kampforganisation; ihre Beratungen und Verrichtungen vollziehen sich weit mehr in der Öffentlichkeit und sind fortwährend der Kritik ausgesetzt; ihre Mitglieder, sofern sie verschiedenen Parteien angehören, haben viel weniger gleiche als entgegengesetzte Interessen, sind also häufig emsig bemüht, die Fehler ihrer Kollegen auszuposaunen, und überdies wird, besonders beim Wahlkampf, von den um den Sieg kämpfenden Parteien die Kritik meist mit größter Rücksichtslosigkeit betrieben. Dennoch ist die Gefahr, wiewohl gering, nicht gänzlich ausgeschaltet.

2. Referendum und Initiative sind die Konsequenzen der modernen Demokratie. Wer fürchtet, das Volk könne über seine Gesetze nicht selbst urteilen, spricht sich nicht nur gegen Referendum und Initiative, sondern gegen die Demokratie überhaupt aus. Manche Demokraten sagen sogar, wie Harry Quelch:[3] »Es wäre besser für ein Volk, selbst seine Geschäfte schlecht zu machen, als daß andere sie gut für das Volk machen.«

[3] »For the Referendum«, The Social Democrat, 15. Juni 1911.

Die letzte These wäre unseres Erachtens nur dann annehmbar, falls es wahrscheinlich ist, daß das Volk, nachdem es einige Zeit seine Geschäfte schlecht geführt hätte, durch Schaden klug würde und die Fähigkeit zur legislativen Arbeit erwürbe. Dies kann aber einstweilen nur in beschränktem Maße als richtig gelten. Auch wenn die Masse zur fortwährenden Beschäftigung mit der Gesetzgebung ausreichende Muße und Bildung hätte, würde sie größtenteils nicht die Lust dazu haben. Unter besonderen Umständen kann die Masse wohl eine energische Aktivität auf politischem Gebiet entfalten und in ihr der Wille entstehen zu selbsttätiger Beteiligung an einer Reform oder Revolution, aber bei der großen Mehrheit wird diese Aktivität nicht lange anhalten. Der Wille wird bald erschlaffen. Die Masse würde, wenn es keine Volksvertretung gäbe, die politischen Aufgaben den Parteiführern usw. überlassen. Selbst in einem hochgebildeten und nicht vom Kampf ums Dasein hart in Anspruch genommenen Volke würde die Mehrheit nicht einen großen Teil ihrer Muße der Staatsverwaltung widmen wollen. Vielmehr würde sie Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft und besonders Sport und Erholung der Politik vorziehen. Man kann diese Tatsache bedauern, aber man darf sie nicht unberücksichtigt lassen. Faktisch wird demzufolge die Demokratie stets viel mehr in der Macht des Volkes bestehen, »andere« in die Verwaltung wählen, absetzen und ersetzen zu können, als in der Macht, selbst zu regieren.

Will aber das Volk sich seine Souveränität sichern, so muß es über das Recht verfügen, zu fordern, falls es sich nicht über die Beschlüsse seiner Vertreter einigen kann, daß diese Beschlüsse einer Volksabstimmung unterworfen werden. In dieser Hinsicht kann man das Referendum die Konsequenz der modernen Demokratie nennen.

3. Referendum und Initiative haben die Tendenz, die Korruption der Abgeordneten zu verhüten sowie die schädlichen Folgen etwaiger Korruption zu vermindern. In gut zwei Dritteln der Staaten der nordamerikanischen Union sind sie seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu diesem Zweck eingeführt und haben sich, wenigstens was die gröberen Formen der Korruption anbetrifft, bewährt. In Oregon zum Beispiel, wo vor ihrer Einführung »die Legislative ein Gestank in die Nase des Volkes war«,[4] haben sie den parlamentarischen Augiasstall gereinigt oder wenigstens den Gestank beseitigt und die Herrschaft der Bosses gestürzt. Die diesem Vorteil gegenüberstehende Möglichkeit einer Bestechung der Wählerschaft ist — wie zum Beispiel die Korruption der Landesgemeinden während der Verfallsperiode der schweizerischen Demokratie beweist — zwar nicht ausgeschlossen, aber doch im ganzen nur gering. Die Bestechung einzelner Wähler wird weit seltener als die Bestechung einzelner Abgeordneter für das Schicksal eines Gesetzes ausschlaggebend sein.

Das Referendum verringert den Einfluß rein parteipolitischer Erwägungen auf das Schicksal einer Gesetzesvorlage. Ein großer Teil der Wahlberechtigten wird für solche parteipolitischen Motive wenig zugänglich sein. Mithin werden auch die Resultate einer Volksabstimmung oft sehr verschieden sein von der Abstimmung im Parlament. Ferner wird das Recht des Referendums präventiv wirken, weil die Abgeordneten wissen, daß ihre Entscheidung nicht die endgültige Entscheidung zu sein braucht. Indes auch

[4] Judson King, New Dangers to Majority Rule, 1912.

beim Referendum wird nicht immer die Qualität eines Gesetzes das Urteil der Wähler bestimmen. In der Schweiz ist mehrmals (zum Beispiel bei den Volksabstimmungen am 15. Mai 1884, als vier Entwürfe, die zum Teil gar keine bedeutende Opposition hervorgerufen hatten, unterlagen, weil das Volk mit der Bundesregierung unzufrieden war) das Gegenteil offenbar geworden.

Während auf die Wahlergebnisse und mithin indirekt auch auf die Entscheidung über eine Gesetzesvorlage im Parlament die Persönlichkeit des Kandidaten immer irgendeinen Einfluß ausübt, ist beim Referendum, da über eine Sache, nicht über Personen abgestimmt wird, das persönliche Element ausgeschaltet. Die Stimmabgabe kann beim Referendum auch nicht wie im Parlament beeinflußt werden durch die Furcht vor möglichem persönlichem Schaden, zum Beispiel vor einer Nichtwiedererwählung. Bryce erzählt,[1] daß die amerikanischen Stadtverordneten bisweilen die Entscheidung über eine Vorlage zur Einführung der Local Option gern einem Referendum überlassen, weil sie sich sonst der Gefahr aussetzen, entweder die Gunst der beim Wahlgang sehr einflußreichen Schenkwirte oder die Stimmen der zahlreichen Abstinenzler einzubüßen.

4. Referendum und Initiative fördern, indem sie die Unbekanntschaft des Volkes mit den Gesetzen vermindern, die Popularität der Gesetzgebung. Gewiß wird das Nichtwissen etwas gemildert, aber große Erfolge dürfen wir uns auch in dieser Hinsicht nicht versprechen.

5. Referendum und Initiative haben eine erzieherische Wirkung: sie lehren die Bürger, über die Gesetze nachzudenken. Doch wiewohl sie unstreitig das Interesse des Volkes für die Gesetzgebung vermehren können, vermögen wir doch nicht allzu großen Wert auf diese pädagogische Wirkung zu legen. Wäre diese Wirkung vorhanden, so müßte sich zum Beispiel eine wachsende Beteiligung an den Volksabstimmungen zeigen. Dies ist aber, wenigstens in der Schweiz, nicht der Fall. (Schluß folgt)

---

## Kompromisse oder nicht?

Von Erwin Barth

Alle wirkliche Politik trägt den Charakter des Kompromisses in sich. Nichts ist absolut. Auch die absoluten Herrscher waren es nicht. Nur dann waren ihre Regierungstaten ungemischt persönlich, wenn sie den Ausfluß von Launen bildeten. Dann aber waren sie ausschließlich Afterpolitik. Soweit sie als Produkt der Überlegung und der ernsten Würdigung der Wirklichkeit herauskamen, waren sie Kompromisse der eigenen und der fremden Ideen mit dem gesetzmäßigen alles Sprunghafte abweisenden Entwicklungsgang.

In parlamentarisch regierten Ländern ist der Kreis der Mitwirkenden und Anreger unbeschränkt erweitert. Entfernte Einflüsse gibt es in ihnen in viel geringerem Maße als in absolutistisch regierten. Alle Volksschichten, alle Berufs-, Erwerbs- und politischen Gruppen sind durch ihre parlamentarischen Delegierten und durch die Entwicklungsmöglichkeit der Organisationen näher an die praktische Gesetzgebung herangerückt. Das gesetzgebe-

[1] J. Bryce, The American Commonwealth. Neue Ausgabe, 1917, I, S. 469.

rische Resultat ist nicht, wie im ersteren Fall, nur ein Ausgleich eines engbegrenzten Kreises von Meinungen, Stimmungen, Urteilen und Ideen, sondern die bestmögliche mittlere Linie, auf der sich die widerstreitenden Faktoren zusammenfinden können — wenigstens theoretisch ist es so.

Die Einwirkung der verschiedenen Interessen — und es sind ausschließlich Interessen, die als politische und wirtschaftliche Faktoren auftreten — auf die Gesetzgebung kann direkt und indirekt erfolgen; indirekt durch Aktionen außerhalb des Parlaments und durch Herstellung einer ganz bestimmten öffentlichen Atmosphäre, die dann Berücksichtigung erzwingt, wenn sie genügend stark und breit ist, um die Parlaments- und Regierungsvertreter zu erfassen. Die direkte Einwirkung erfolgt in der Hauptsache durch die parlamentarische Vertretung, durch die Mitarbeit an den Gesetzen oder durch die Beratung über solche.

Bei der direkten Einwirkung ist zu unterscheiden zwischen der positiven und der nichtpositiven. Nichtpositiv nennen wir hier die prinzipielle parlamentarische Opposition, die sich auf Kritik und Forderungen beschränkt, aber sich weigert, die Verantwortung für die schließlichen Resultate der Gesetzgebung und für die Regierungsmaßnahmen mitzutragen. Es kann nicht gesagt werden, daß diese Opposition unter allen Umständen unfruchtbar und negativ sein muß, aber es steht andererseits fest, daß in ihr viele für den positiven Aufbau wertvolle Kräfte gebunden bleiben und nicht nutzbar gemacht werden können. Unter bestimmten politischen Voraussetzungen ist die prinzipielle Opposition von Parlamentsparteien eine Notwendigkeit, dann nämlich, wenn das Übergewicht der andersgearteten Interessen im Parlament und bei der Regierung so stark ist, daß eine Gesamtverantwortung, bei einer gleichzeitigen ganz minimalen Möglichkeit die Verantwortung mitzugestalten, zu schwer zu tragen ist. Das galt im wilhelminischen Deutschland in besonderem Maße für die Sozialdemokratie. In jener Zeit wurde die Politik des Reiches durch die überragende Machtstellung der Monarchie der von ihr abhängigen Regierung und von hauptsächlich konservativen Einflüssen bestimmt. Die Konzessionen, die dabei nach links gemacht wurden, stellten sich natürlich auch als Kompromisse dar, aber bei ihnen entschied nicht die wirkliche ziffernmäßige Stärke der verschiedenen Interessen. Unter der monarchischen Staatsform war daher die grundsätzlich oppositionelle Politik der in ihrem Wesen demokratisch und republikanisch gestimmten Sozialdemokratie eine Selbstverständlichkeit.

Die Revolution änderte in Deutschland die Staatsform und setzte an Stelle der autoritativen Monarchie die freie politische und staatliche Mitwirkung aller Stände und Klassen. Die in der Übergangszeit bis zur Wahl der konstituierenden Nationalversammlung allein führend gewesene Sozialdemokratie trat nach der Willensäußerung des Volkes bei den Wahlen auch als führende Partei im Parlament auf, und auch bei der Regierungsbildung, bei der sich die entschieden die Demokratie bejahenden Mittelparteien vereinigten, kam das starke parlamentarische Gewicht der Sozialdemokratie zum Ausdruck. Die Wahlen hatten eine bürgerliche Mehrheit ergeben, in der die Gegensätze von einer Partei zur anderen zum Teil noch stärker waren als zwischen der Sozialdemokratischen Partei und der Unabhängigen Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hatte die Möglichkeit, mit den Unabhängigen zusammen eine starke Opposition zu bilden, die Regierungsbil-

dung den bürgerlichen Parteien zu überlassen und damit auch die ganze Macht den bürgerlichen Parteien in die Hände zu spielen, das heißt den unmittelbaren Einfluß des Proletariats auf die Regierung preiszugeben. Solcher Verzicht hätte einen starken Schritt rückwärts bedeutet. Die Sozialdemokratie entschied sich daher, mit den die Demokratie und die republikanische Staatsform bejahenden und bis zu gewissem Grade einer vernünftigen Arbeiterpolitik geneigten Parteien, den Demokraten und dem Zentrum, zusammen eine starke, in der Mitte stehende Regierungskoalition zu bilden.

Dieses große grundlegende Kompromiß hatte natürlich in der gesetzgeberischen Parlamentsarbeit und in allen Regierungshandlungen eine lange Kette gleichartiger Kompromisse zur Folge. Ganz abgesehen von den eigenartigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, in die Deutschland durch den langjährigen Krieg und sein verlustreiches Ende gekommen war, mußte mit dem Eintreten in diese Koalition der Gedanke einer einseitigen und einheitlichen sozialistischen Politik zurückgestellt werden, weil anders weder dem Zentrum noch den Demokraten eine Mitverantwortung an den Regierungsgeschäften zugemutet werden konnte. Die Sozialdemokratie ließ sich eben von dem richtigen Gedanken leiten, daß von zwei Übeln *immer das kleinere* gewählt werden muß. Eine sozialistisch und bürgerlich gemischte Demokratie als Parlamentsmehrheit und Regierung war eben gegenüber einer rein bürgerlichen Parlamentsmehrheit und Regierung, bei der für den Fortbestand der Demokratie und der Republik keine sicheren Garantien bestanden, das kleinere Übel. Der Gedanke, durch die Minderheit, nämlich durch die beiden sozialistischen Parteien, die Staatsführung zu übernehmen, war nur mittels Gewalt und mittels einer Diktatur der Minderheit, also unter Verletzung der demokratischen Grundsätze, durchführbar.

Ein Kompromiß kann nie alle Interessen gleichzeitig völlig befriedigen. Darin liegt die natürliche Schwäche jedes Kompromisses. Darum konnte auch die Regierung und deren gesetzgeberisches Werk weder bei der Sozialdemokratie, noch bei den Demokraten, noch bei dem Zentrum vollauf befriedigen. Die Forderungen der einzelnen Parteien dieser Koalition mußten in ihren Extremen beschnitten und auf eine Form reduziert werden, die für jede der drei Parteien gleichzeitig erträglich war. Daß die Arbeiterschaft bei den daraus entstandenen Gesetzen schlecht gefahren wäre, wird niemand behaupten können. Wie würde die Verfassung, wie würden die Steuergesetze, wie würden die wirtschaftlichen und kulturpolitischen Gesetze wohl ausgesehen haben, wenn sie unter einer rein bürgerlichen Regierung und Parlamentsmehrheit unter Mitwirkung der extrem rechtsstehenden Parteien zustande gekommen wären?

Der Reichskanzler Müller hat kürzlich in seiner Antrittsrede vor der Nationalversammlung gesagt, daß die gegenwärtige Regierungskoalition die *allein tragfähige Grundlage für eine Regierung in Deutschland* sei. In diesem Satze liegt eine tiefe praktische Wahrheit und gleichzeitig der objektive Niederschlag der Erfahrungen aus den langwierigen Verhandlungen über die nach dem Kapp-Putsch neugebildete Regierung.

Als die Regierung Bauer zurückgetreten war, tauchten eine Reihe von Vorschlägen über die Zusammensetzung einer neuen Regierung auf. Am

stärksten wurde unter den neuen Vorschlägen der Gedanke einer reinen Arbeiterregierung mit Hilfe der in allen drei Koalitionsparteien vertretenen Arbeiterführer und Mitglieder der Unabhängigen aus der freien Gewerkschaftsbewegung betont. An sich würde damit, theoretisch betrachtet, eine Erweiterung der Regierungsgrundlage nach links hin erreicht worden sein. Diese Lösung aber war nicht möglich, weil die Widerstände in den anderen Berufsschichten des Reiches und namentlich in Süd- und Westdeutschland gegen eine einseitige Klassenregierung viel zu stark sind und weil im Hintergrund die Gefahr schwerer wirtschaftlicher Erschütterungen sowie einer Stärkung der separatistischen Neigungen in einzelnen Reichsteilen drohte, ja sogar die Gefahr völliger Reichszersplitterung. Außerdem würde die Stellung eines Deutschlands, an dessen Spitze eine proletarische Klassenregierung steht, gegenüber dem kapitalistisch und bürgerlich-liberal regierten Ausland unhaltbar gewesen sein. Angesichts dieser Umstände war nicht auf eine parlamentarische Mehrheit für eine Regierung dieser Art zu rechnen. Der Gedanke der Arbeiterregierung fiel. Von links her wurde eine rein sozialistische Regierung vorgeschlagen unter Ausschaltung aller bürgerlichen Elemente. Dafür war jedoch von vornherein eine Mehrheit im Parlament undenkbar. Auch die Erweiterung der bestehenden Koalition mit Hilfe der Parlamentsfraktion der Unabhängigen war unmöglich, weil die Unabhängigen ihrer Tradition gemäß sich weigerten, an einer auch von bürgerlichen Parteien mitbesetzten Regierung teilzunehmen. Eine rein bürgerliche Regierung aber war nach der Haltung der beiden Rechtsparteien und besonders nach den Vorgängen in der Kapp-Woche gar nicht diskutabel. Man mußte also, wollte man den Grundsatz der Demokratie festhalten, wohl oder übel zu d e r Grundlage zurückkommen, die durch die bisherige Koalition des Mittelblocks in der Nationalversammlung gegeben war.

Für den Realpolitiker, der mit allen Unebenheiten und Unvollkommenheiten der politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeit rechnet und der stark genug ist, aus seinen Idealen, Theorien und Zukunftszielen das zunächst abzulösen, was im Augenblick Aussicht auf praktische Verwirklichung hat, gibt unter den gegebenen Verhältnissen die gegenwärtige Koalitionspolitik den einzig gangbaren praktischen parlamentarischen Weg ab, der zu einer Gesundung unserer politischen Zustände, zum Wiederaufbau Deutschlands, zur Wiedererstarkung unseres Volkes begangen werden kann.

Daraus ergeben sich auch gewisse taktische Momente für die bevorstehenden Reichstagswahlen. Wenn keine Aussicht besteht, durch die Wahlen in Deutschland eine rein sozialistische Mehrheit zu erlangen — und dieser Aussicht stehen Zweifel entgegen —, so muß im Interesse der Arbeiterschaft verhütet werden, daß sich die bürgerlichen Parteien von rechts bis links im Wahlkampf in irgendeiner Form aneinander anlehnen und eine gemeinsame Front gegen links bilden, denn dadurch würde der Boden zu einer Verständigung aller bürgerlichen Parteien vorbereitet werden und könnte möglicherweise die Sozialdemokratie ihres starken und unmittelbaren Einflusses zugunsten der Arbeiterschaft in der Regierung berauben. Das würde vielleicht im reinen Parteiinteresse zu begrüßen sein, weil die Stoß- und Werbekraft der Opposition immer stärker ist als die der für die Politik und die Regierungshandlungen verantwortlichen Parteien. Dem praktischen Interesse der Arbeiter jedoch würde damit geschadet werden, weil ihr parla-

mentarisches Gewicht und ihre Einwirkung auf die Gesetzgebung ungeheuer geschwächt würde. Kompromisse, die unmittelbar zwischen gemäßigt-bürgerlichen Parteien und sozialdemokratischer Arbeiterschaft zustande kommen, sind für diese immer günstiger als Kompromisse zwischen den bürgerlichen Parteien, die nur durch das ferne Grollen der abseitsstehenden sozialistischen Arbeiteropposition beeinflußt werden. Das müssen wir bedenken, wenn wir rückwärtsblicken, aber auch wenn wir vorwärtsschauen.

## Grundsätzliches zur Verfassung der eingetragenen Genossenschaft

Von Dr. K. Maier (Hamburg)

Wir sind gewohnt, das Verfassungsrecht der eingetragenen Genossenschaft in seinem jetzigen Zustand als etwas von selbst Gegebenes zu betrachten, als einen Komplex von Rechtssätzen, die mit einer gewissen Naturnotwendigkeit so formuliert werden mußten, wie es im Genossenschaftsgesetz geschehen ist. Und doch ist die Verfassung der eingetragenen Genossenschaft nur der Ausdruck *einer* der vielen an sich denkbaren Verfassungsarten. Tieferen Einblick in das Verfassungswesen der Genossenschaft kann man nur gewinnen, wenn man sich die an sich möglichen Verfassungen vergegenwärtigt.

Daß jede Genossenschaft in ihrem wirtschaftlichen Leben durch das Genossenschaftsgesetz und das Statut eingeschränkt ist, erscheint uns so selbstverständlich, daß der Ruf nach Beseitigung dieser Rechtsschranken wohl noch nie erhoben worden ist. Und doch ist das Vorhandensein von Rechtsnormen, die das innere und äußere Leben der eingetragenen Genossenschaft regeln, an sich nichts Naturnotwendiges, wir können uns vielmehr sehr wohl vorstellen, daß auch eine durch Rechtsnormen nicht beschränkte Genossenschaft leben und Ersprießliches leisten kann. An Stelle des Rechtes entscheidet dann eben in jedem einzelnen Falle das freie Ermessen, das ausschließlich von Zweckmäßigkeitserwägungen geleitet wird. Bei hoher Einsicht der Willensträger und überall vorhandenem gutem Willen wird auch eine solche Korporation die gestellten Zwecke erreichen können. Aber diese Voraussetzungen sind eben nun einmal in dieser »vollkommensten aller Welten« *nur äußerst selten* gegeben. In den meisten Fällen besteht die größte Gefahr, daß das planvolle Ermessen derjenigen, die für die Genossenschaft zu handeln berufen sind, sich in Willkür verkehrt, die nicht mehr auf das Interesse der Genossenschaft, sondern hauptsächlich oder nur auf die eigenen egoistischen Vorteile bedacht ist. Daraus ergibt sich, daß diese Form der Genossenschaft, in der die Willkür regiert, kurz die Willkürgenossenschaft, nicht die Garantie bietet, daß die Zwecke der Genossenschaft auch wirklich erfüllt werden.

Diese Form ist daher auch im Leben noch nie verwirklicht gewesen. Vielmehr hat der Staat von jeher für die innerhalb seines Bereichs bestehenden Korporationen Rechtsnormen festgestellt, das heißt er hat die Macht der Genossenschaft rechtlich eingeschränkt und die Lebenssphäre der Mitglieder gegen Übergriffe der Genossenschaft gesichert. Das Recht, sowohl das vom Staate geschaffene (Genossenschaftsgesetz) als auch das von der Genossen-

schaft selbst statuierte (Statut), ist hiernach stets insofern von praktischer Bedeutung, als es der Lebenstätigkeit der Genossenschaft Sicherheit bietet und zugleich gewisse Schranken auferlegt — nach außen, insbesondere im Verhältnis zu den Gläubigern, nach innen, gegenüber den Genossen. Nach beiden Richtungen hin bedeutet das Recht praktisch Verschiedenes.

Die Rechtsnormen regeln bindend die Organe der Genossenschaft, das heißt die Willensträger, die nach außen und nach innen für sie handeln. Die Funktion des Rechts besteht auf diesem Gebiet darin, Stetigkeit und Ruhe der genossenschaftlichen Tätigkeit im Verhältnis zu fremden Personen wie im Verhältnis zu den Mitgliedern zu ermöglichen; denn es ist einleuchtend, daß, wenn bald diese, bald jene Person die der Genossenschaft obliegenden Aufgaben erfüllen würde, schnell ein Chaos von Unordnung hereinbrechen würde, das der Genossenschaft das Weiterbestehen unmöglich macht. Es müssen also bestimmte Personen oder Personengruppen ein für allemal bestimmt werden, die berufen sind, für die Genossenschaft dauernd tätig zu sein. Diese Personen heißt man Organe.

Naturgemäß kann sich das Recht auf diese Aufgabe nicht beschränken. Es muß vielmehr auch die Beziehungen der Genossenschaft zu anderen Rechtssubjekten bindend regeln, das heißt Rechte und Pflichten aufstellen, die der Genossenschaft aus ihrer Tätigkeit erwachsen. Im Verhältnis zu anderen Rechtssubjekten normiert das Genossenschaftsgesetz naturgemäß das Verhältnis zu den Gläubigern, wobei es sein Augenmerk insbesondere darauf richtet, wie es zu halten ist, wenn die Genossenschaft ihren Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen kann. Hier interessieren aber vor allem die Beziehungen zu den Mitgliedern. Das Recht regelt einerseits den Kreis der Leistungen, die die Genossenschaft den Genossen gegenüber zu verrichten hat (Gewinnverteilung usw.), andererseits den Kreis der Leistungen und Duldungen, die den Genossen im Interesse der Funktionen der Genossenschaft auferlegt werden (Duldung einer gleichmäßigen Erhöhung der Geschäftsanteile usw.). Grundprinzip ist auf diesem Gebiet die Freiheit und Gleichheit der Genossen, das heißt (man hüte sich vor der verschwommenen Bedeutung, die der gewöhnliche Sprachgebrauch mit diesen Worten verbindet!) der Berechenbarkeit der Rechte und Pflichten des einzelnen Genossen der Genossenschaft gegenüber. Ich erinnere dabei an das Wort des englischen Philosophen Locke: »Freiheit ist Befreitsein von willkürlicher Gewalt.« Die Berechenbarkeit besteht aber darin, daß alle Verpflichtungen auf im Gesetz oder Statut enthaltene Normen sich zurückführen lassen, und zwar nicht nur formell, sondern auch materiell, so daß nicht vieldeutige Generalklauseln, sondern nur spezielle, eindeutige Bestimmungen die Norm abgeben dürfen; denn nur so besteht eine Garantie für die Freiheit in dem oben angegebenen Sinne. Im Gegensatz zur Willkürgenossenschaft, in welcher überhaupt keine rechtlichen Vorstellungen über die Rechte der Genossenschaftsgewalt vorhanden sind, sprechen wir in diesem Falle sinngemäß von einer Rechtsgenossenschaft.

Die Rechtsgenossenschaft kann an sich wieder in mehrfacher Form in die Erscheinung treten. In ihrer einfachsten Form gestaltet sie sich so, daß die Genossenschaft von einem einzigen Organ geleitet wird, das nicht nur die Verwaltung ausübt, sondern auch das Statut festsetzt und die Kontrolle handhabt. Aber eine derartige Form ist notwendig unvollkommen. In ihr

fehlt die Sicherheit dafür, daß die Kontrolle ihre Aufgaben erfüllt; denn das Organ, welches die Geschäfte führt, würde auch zu prüfen haben, welche rechtlichen Grenzen der Verwaltung gezogen sind. Diese Aufgabe ist aber psychologisch unerfüllbar. Tatsächlich müßten also in einer solchen Genossenschaft die Rechtsschranken, obwohl sie vorhanden sind, wertlos werden. Die Verwirklichung des Prinzips der Rechtsgenossenschaft wäre nur eine scheinbare, während in Wirklichkeit die Gewalt innerhalb der Genossenschaft eine »absolute«, alle Funktionen in sich vereinigende wäre. Die Genossenschaft nähert sich praktisch der Willkürgenossenschaft, wenn sie auch von dieser begrifflich zu trennen ist. Ein Beispiel dieser absoluten Genossenschaft ist die frühere »Universitas inordianata« des römischen Rechts, bei welcher die Bestätigung des Gemeinwillens in jedem einzelnen Falle durch Majoritätsbeschlüsse der Mitglieder erfolgte.

Infolge der gekennzeichneten Umstände besteht in allen Gesetzgebungen das Bestreben, die Genossenschaftsaufgaben von einem *Zusammenwirken mehrerer voneinander unabhängiger Willensträger* besorgen zu lassen. Dieses Bestreben führt dahin, mehrere gleichgeordnete Organe zu schaffen, unter welche die verschiedenen innerlich unvereinbaren Grundtätigkeiten (Verwaltung, Gesetzgebung, das heißt Aufstellung des Statuts, und Kontrolle) verteilt werden. Diesen Grundsatz, der mit dem Schlagwort »Dualismus der Organe« gekennzeichnet wird, hat auch das deutsche Genossenschaftsgesetz verwirklicht, indem es Geschäftsführung, Feststellung des Statuteninhalts und Kontrolle je verschiedenen Organen, von denen Vorstand, Generalversammlung und Aufsichtsrat die praktisch wichtigsten sind, zugewiesen hat. Einen Staat, der durch solche Einrichtungen die Erfüllung der Staatsrechtszusätze zu gewährleisten sucht, bezeichnet ein fester Sprachgebrauch als »Verfassungsstaat«. Es dürfte nicht unzweckmäßig sein, bei diesem Sprachgebrauch eine Anleihe zu machen und für den Bereich unserer Betrachtung von »Verfassungsgenossenschaft« zu sprechen. Im weiteren Sinne hat zwar jeder Staat und überhaupt jede juristische Person eine Verfassung, das heißt für sie handelnde Organe; im engeren Sinne aber schreibt man eine »Verfassung« nur demjenigen Staate beziehungsweise derjenigen Genossenschaft zu, welche äußere Rechtsgarantien der genannten Art besitzen, der ausgebildeten Rechtsgenossenschaft im Gegensatz zur unausgebildeten, absoluten Rechtsgenossenschaft.

Eine scharfe Grenze zwischen absoluter und Verfassungsgenossenschaft besteht freilich nicht, so wenig wie zwischen absolutem und Verfassungsstaat; denn die Verfassungsgenossenschaft kann sich in zahllose, mehr oder minder vervollkommnete Varietäten abstufen, je nachdem die Rechtsgarantieeinrichtungen sämtlich oder nur teilweise ausgebildet sind. Die Verfassungsgenossenschaft kann sich also in ihren niederen Stufen der absoluten Genossenschaft annähern. Immerhin läßt sich aber als Verfassungsgenossenschaft jede Genossenschaft bezeichnen, die durch irgendwelche Einrichtungen eine derartige Kontrolle der verwaltenden Organe ermöglicht, daß diese nicht nur eine scheinbare ist, sondern sich auch praktisch betätigt.

Die eingetragene Genossenschaft des deutschen Rechts ist eine sehr hochentwickelte Verfassungsgenossenschaft. Nicht nur sind die drei fundamentalen Tätigkeiten (Gesetzgebung = Statutenfestsetzung, Verwaltung = Geschäftsführung und Kontrolle) unter verschiedene Organe verteilt, sondern die ein-

zelnen Funktionen, wenigstens Verwaltung und Kontrolle, sind ihrerseits wieder an eine Mehrheit von Organen verwiesen, so daß das Leben einer eingetragenen Genossenschaft sich in dem harmonischen Zusammenwirken einer ganzen Anzahl von Organen verwirklicht. Mit Recht kann man daher die eingetragene Genossenschaft als einen »kunstvollen Organismus« (Gierke) bezeichnen. Richtig ist allerdings, daß einzelne Organe in ihrer praktischen Betätigung hinter anderen zurücktreten, aber das hindert nichts an der Tatsache, daß auch diese praktisch weniger bedeutsamen Willensträger als Organe der Genossenschaft angesehen werden müssen, die unter Umständen das Leben der Genossenschaft recht bedeutsam beeinflussen können. Man ist gewohnt, im Vorstand das Organ der Verwaltung, in der Generalversammlung das Organ der Gesetzgebung und im Aufsichtsrat das Organ der Kontrolle zu erblicken. Dies ist jedoch nur insofern richtig, als sie die bedeutsamsten Organe in der Ausübung der genannten Funktionen sind. Andere Organe machen ihnen aber Konkurrenz. Dem Aufsichtsrat sind schon durch das Gesetz gewisse *Verwaltungsangelegenheiten* überwiesen; dazu kommt aber, daß ihm durch das Statut noch andere Verwaltungsangelegenheiten überwiesen werden können, von welcher Befugnis zum Beispiel die dem Zentralverband deutscher Konsumvereine angeschlossenen Genossenschaften in den »gemeinschaftlichen Sitzungen von Vorstand und Aufsichtsrat« recht regen Gebrauch gemacht haben. Daneben tritt die Generalversammlung, die infolge ihres Rechts, den Vorstand einzusetzen und zu entlassen, die Macht und das Recht besitzt, der ganzen Verwaltung nach innen und nach außen die Richtung und das ihr eigentümliche Gepräge zu geben. Hauptorgan auf dem Gebiet der *Kontrolle* ist der Aufsichtsrat, der die Recht- und Zweckmäßigkeit der Geschäftsführung des Vorstands zu prüfen berufen ist. Daneben ist aber jedem einzelnen Genossen beziehungsweise dem Vorstand beziehungsweise jedem einzelnen Mitglied des Vorstands und Aufsichtsrats ein Kontrollrecht beigelegt, insofern alle diese Personen berechtigt sind, Beschlüsse der Generalversammlung anzufechten. So wichtig es ist, darauf in diesem Zusammenhang hinzuweisen, so ist andererseits doch zu beachten, daß dieses Kontrollrecht gegenüber demjenigen des Aufsichtsrats an Bedeutung verblaßt; denn einmal bezieht es sich nur auf die Rechtmäßigkeit, nicht auf die Zweckmäßigkeit der Generalversammlungsbeschlüsse, ferner ist es nicht zur Kontroll*pflicht* verdichtet, und schließlich sind ihm im § 51 des Genossenschaftsgesetzes noch weitere Schranken mehr untergeordneter Bedeutung gezogen, auf die ich hiermit, um die Ausführungen nicht zu weit auszudehnen, verweise.

Mit dieser Betrachtung ist das verfassungsmäßige Wesen der eingetragenen Genossenschaft noch nicht völlig aufgedeckt. Es muß noch die Frage aufgeworfen werden, welches Organ zum »Träger der Genossenschaftsgewalt« erhoben ist. Unter diesem Träger der Genossenschaftsgewalt ist nicht ein Organ der gesamten Tätigkeit — für ein solches ist ja in einer Verfassungsgenossenschaft kein Raum —, sondern das Organ der genossenschaftlichen *Haupttätigkeit*, das heißt, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Organ der Regierung zu verstehen. Das Regierungsrecht äußert sich aber vor allen Dingen in dem Recht zur Einsetzung und Entlassung der wichtigsten Funktionäre der Verwaltung, das heißt des Vorstands; denn aus diesem Recht ergibt sich die Macht, der gesamten Verwaltung nach innen

und nach außen die Richtung zu geben. Da dieses Recht der Generalversammlung zusteht, ist die Generalversammlung als das Organ der die Direktive gebenden Verwaltung zu verstehen. Daraus ergibt sich zugleich das für unsere Betrachtung Wichtige, daß die eingetragene Genossenschaft eine demokratische Einrichtung ist. Die Genossenschaftsgewalt wird eben nicht von einem einzigen bevorrechtigten Mitglied der Genossenschaft, auch nicht von einer abgeschlossenen Gruppe von bevorrechtigten Mitgliedern, sondern von einer nicht prinzipiell begrenzten Vielheit der Genossen ausgeübt. Weil die Genossen selbst diese Regierungsgewalt ausüben, kann die eingetragene Genossenschaft als autokratische Demokratie bezeichnet werden, das heißt die Genossenschaftsgewalt wird von den Genossen *selbst*, nicht von einer von ihnen gewählten Vertretung ausgeübt. Damit ist aber nicht gesagt, daß die eingetragene Genossenschaft unter allen Umständen einen autokratischen Charakter tragen muß; denn es steht nichts im Wege, daß durch das Statut der autokratische Charakter in gewissem Umfang abgestreift und insoweit eine repräsentative Demokratie eingeführt wird. In der Tat sind viele der dem Zentralverband deutscher Konsumvereine angehörenden Konsumgenossenschaften dazu übergegangen, für eine Reihe von Angelegenheiten an die Stelle der Generalversammlung eine von dieser gewählte Vertretung, einen sogenannten *Mitgliederausschuß* oder *Genossenschaftsrat* zu setzen. Es hat sich nämlich im Laufe der Zeit bei den großen Konsumvereinen, deren Mitgliederbestand viele Tausende umfaßt und die außerdem vielfach auch räumlich über die Stadt, in der sie ihren Sitz haben, hinausgewachsen sind und in zum Teil weit entfernt liegenden Orten Verkaufsstellen errichteten (Bezirkskonsumvereine), das Bedürfnis eingestellt, an die Stelle des schwerfälligen Apparats der Generalversammlung das beweglichere Gebilde des Mitgliederausschusses zu setzen, der nun nach Maßgabe des Statuts in größerem oder geringerem Umfang die Funktionen der Generalversammlung übernimmt. Kein Saal ist ja groß genug, um die Tausende von Mitgliedern der großstädtischen Konsumgenossenschaften zu fassen. Leider befaßt sich das Genossenschaftsgesetz nicht mit diesem Repräsentativorgan. So erklärt es sich, daß der Zentralverband deutscher Konsumvereine erst genötigt war, eine die Zulässigkeit dieses Repräsentativorgans ausdrücklich bestätigende Entscheidung des Reichsgerichts herbeizuführen. Daß das Gesetz sich mit diesem immer wichtiger werdenden Organ nicht befaßt, ist daraus zu erklären, daß der Gesetzgeber die riesenhafte Entwicklung einzelner Genossenschaften, die dieses Organ notwendig machte, nicht voraussehen konnte. Bedauerlich ist dieses Stillschweigen des Gesetzes, denn nach wie vor müssen bei den Riesengenossenschaften eine ganze Reihe von Angelegenheiten der Generalversammlung zur Beschlußfassung überwiesen werden.

Im Rahmen dieses Aufsatzes interessiert indes vor allem die Feststellung, daß gerade daran nicht gezweifelt werden kann, daß dem Mitgliederausschuß die Befugnis zur Einsetzung und Abberufung des Vorstands eingeräumt werden darf, so daß, da gerade hierin das wichtigste Kennzeichen der Regierungsgewalt zu erblicken ist, nichts im Wege steht, die wichtigsten Funktionen der *Regierungsgewalt* auf den Mitgliederausschuß zu übertragen. Es muß nun das Bestreben darauf gerichtet sein, daß bei der in absehbarer Zeit kommenden Reform des Genossenschaftsgesetzes das Gesetz in der Weise abgeändert wird, daß den Genossenschaften die Möglich-

keit gewährt wird, die Generalversammlung des jetzigen Gesetzes, in der jeder erschienene Genosse stimmberechtigt ist, durch eine Generalversammlung von Delegierten zu ersetzen, mit anderen Worten, daß ihnen das Recht verliehen wird, die autokratische durch eine repräsentative Demokratie zu ersetzen, und zwar in vollem Umfang, nicht nur, wie es zurzeit möglich ist, in teilweisem. Bei dieser Delegiertengeneralversammlung würde es sich um ein Organ handeln, wie es zum Beispiel die Generalversammlung der Ortskrankenkassen darstellt, da auch diese Generalversammlung aus Vertretern besteht, die von den Mitgliedern gewählt werden.

## Bilanzverschleierung und Betriebsräte

Von **Alfred Moeglich** (Steglitz)

In dem Entwurf zum Betriebsrätegesetz bestimmte § 35, II, daß die Betriebsräte in solchen Unternehmungen, die zur Führung von Handelsbüchern verpflichtet sind und in denen mindestens fünfzig Arbeitnehmer beschäftigt werden, verlangen dürfen, den Betriebsausschüssen beziehungsweise den Betriebsräten alljährlich eine »Bilanz und eine Gewinn- und Verlustrechnung für das verflossene Geschäftsjahr« zur Einsichtnahme vorzulegen. Da bisher die Geschäftsbilanz als eines der größten Betriebsgeheimnisse betrachtet wurde, glaubte die Arbeiterschaft, in dem § 35 des Entwurfs eine außerordentliche Errungenschaft erblicken zu dürfen. In Wirklichkeit ist jedoch diese Errungenschaft von zweifelhaftem Werte. Die Fachleute der Buchhaltungstechnik wissen ganz genau, daß solche für die Einsichtnahme dritter Personen »hergestellte« Bilanzen in den meisten Fällen ausgesprochene Machwerke sind, aus denen beim besten Willen gar nichts zu ersehen ist. Für sie gilt das Wort aus der Hypothekenbranche: »Taxen sind Faxen.« Jeder vereidigte und nichtvereidigte Bücherrevisor wird das bestätigen, denn er weiß, wie man eine Bilanz so und auf Wunsch auch anders aufstellen kann, trotzdem von Rechts wegen nach den Grundsätzen der Bilanztechnik sowohl die Posten der Bilanz als auch der Gewinn und Verlustrechnung im wesentlichen aus den Saldoziffern der einzelnen Konten des Hauptbuchs organisch herauswachsen müssen. Nichtsdestoweniger hat das Unternehmertum aus bestimmten Gründen gegen den § 35 Sturm gelaufen, und zwar mit dem Erfolg, daß der entsprechende § 72 des Gesetzes in seiner endgültigen Form bestimmt, daß den Betriebsräten nicht schlechthin eine »Bilanz«, sondern eine Betriebsbilanz und eine Betriebsgewinn- und Verlustrechnung vorzulegen ist. Ohne hier auf das Wesen dieser durchaus verschiedenen Begriffe einzugehen, ist es doch notwendig, die Arbeiterschaft darauf aufmerksam zu machen, daß mit der Einführung dieses neuen Begriffs der »Betriebsbilanz« das uralte, fest fundierte und sicher umrissene Gebäude der Bilanztechnik einen verhängnisvollen Stoß bekommen hat, und daß dadurch der Möglichkeit, neue Methoden der Bilanzverschleierung, das heißt der Arbeit mit willkürlich konstruierten Buchungsposten, in weitestem Umfang Tür und Tor geöffnet wird.

Es ist ein Unterschied, ob ein Unternehmer die ganze Organisation seiner Buchhaltung auf das Ziel einstellt, eine Bilanz für sich selber, für seinen Privatgebrauch, für seine persönlichen Geschäftsinteressen zu gewinnen, oder ob das Ziel der Bilanzaufstellung in der Richtung geht, bestimmte Rücksichten auf dritte Personen zu nehmen. Letzteres kommt alle Tage vor, zum Beispiel wenn ein morsches Unternehmen zur Abwendung des Zusammenbruchs neue Kapitaleinschüsse sucht und den Geldgebern Sand in die Augen streuen will; oder wenn ein minderwertiges Unternehmen einen Käufer sucht, dem »buchmäßig«, womöglich bescheinigt durch den Stempel eines »vereidigten Bücherrevisors« — immer wieder fallen Hunderte auf diesen Stempel hinein! — eine anständige Rentabilität vorgeflunkert werden soll;

oder wenn — auch dieser Fall ist gewiß denkbar — einer Betriebsarbeiterschaft aus bestimmten Gründen ein unzutreffendes Bild von dem wirklichen Stand des Unternehmens gegeben werden soll. Gewandte Buchhalter und gewiegte Bücherrevisoren kennen die mannigfachen Methoden, deren sich die Buchhaltung zum Zwecke der Bilanzverschleierung bedienen kann. Man hat dafür den bekannten Ausdruck »Frisieren einer Bilanz«.

Um den Betriebsräten für ihre zukünftige Haltung einen ungefähren Fingerzeig zu geben, sei unter anderem darauf verwiesen, daß man die Geschäftsbilanz total verschleiern kann, indem man, sich formal durchaus auf die Vorschriften des Handelsgesetzbuchs stützend, die Bewertung der Aktiv- und Passivposten der Bilanz in der sogenannten Inventur (Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Rohstoffe, Fabrikate, Patente usw.) ganz nach Belieben vornimmt; durch starke oder schwache Abschreibungen stille Reserven oder künstliche Verluste erzeugt; durch fingierte oder ungehörige Belastung der Unkostenkontos, zum Beispiel mit Privatausgaben, mit willkürlichen Provisionen, mit künstlichen Gehältern für imaginäre Angestellte und Verwandte, die Rentabilität herabdrückt; durch die Gründung von Tochtergesellschaften (Schachtelsystem) Schiebungen macht, wie sie aus den großen kommerziellen Zusammenbruchsprozessen bekanntgeworden sind. Alle derartigen Verschleierungen sind nicht nur aus der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung nicht im geringsten zu erkennen, sondern bei geschickter Buchführung unter Anwendung von fingierten Belegen selbst aus den Grundbüchern kaum zu ersehen.

Daher ist es zu begrüßen, daß in dem § 72 eine Bestimmung eingefügt ist, nach welcher über die Art der Einsichtnahme der Bilanz ein besonderes Gesetz erlassen werden soll, und die weitere Bestimmung, daß die Bilanz zur Einsichtnahme nicht nur vorgelegt, sondern auf Verlangen auch erläutert werden soll. Dieser Erläuterungszwang bietet eine wenn auch nur bescheidene Möglichkeit, den Betriebsräten unter Umständen die Grundbücher und Belege der Buchhaltung vorlegen zu müssen, denn es muß rundheraus gesagt werden: eine Bilanzeinsicht ohne die Möglichkeit, auch in die Grundbuchungen des Memorials und Kassabuchs und eventuell auch in die zugehörigen Belege Einsicht zu nehmen, hat überhaupt keinen praktischen Wert.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen dürfte der Arbeiterschaft klar werden, daß sie die größten Anstrengungen machen und auf die zweckmäßigen Wege und Mittel sinnen muß, die »Bilanzeinsicht« des § 72 sich wirklich nutzbar zu machen. Der einfache Arbeiter, Werkmeister oder Ingenieur, selbst wenn sie einen »Kursus in Buchhaltung« durchgenommen haben, wird niemals imstande sein, das »Bilanzgeheimnis« richtig zu erfassen. Ist schon eine reelle Bilanz, in der gehörigen nichtssagenden Kürze abgefaßt, für den Außenstehenden eine rätselvolle Sphinx, so ist eine frisierte Bilanz geradezu ein »verschleiertes Bild von Sais« nach dem schönen Schillerschen Gedicht. Es muß daher als Irrweg bezeichnet werden, wenn an sich gutgemeinte Bestrebungen versucht haben, den zukünftigen Betriebsräten die »nötige Bilanzkunde« in einem acht- oder zehnstündigen Kursus beizubringen. Vor Selbsttäuschungen dieser Art möchte ich die Arbeiterschaft von vornherein bewahren. Ich stimme durchaus den Ausführungen zu, die seinerzeit der Dozent der Berliner Handelshochschule Dr. Paul Gerstner in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« machte: »Das vorgesehene Recht der Arbeiterräte auf Bilanzeinsicht ist für sie selbst ein Danaergeschenk. Die Betriebsräte werden veranlaßt, sich mit Fragen zu beschäftigen, von denen sie vielleicht einzelne Teile kennen, die sie aber in ihrer Gesamtheit unmöglich beherrschen können. Es ist tief beklagenswert, daß man, so wertvoll eine Höher- und Weiterbildung unserer Arbeitnehmer im Interesse unseres Wirtschaftslebens zu begrüßen ist, hierbei die Gefahr eines gröblichen Dilettantismus großzieht. Es ist geradezu unverantwortlich, wenn sogenannte Volksaufklärer, wie dies kürzlich ... mit dem Untertitel ‚Bilanzaufbau und Kritik' angekündigt wurde, glauben, in neun Vorträgen der Arbeiterschaft den Bilanz-

aufbau und die Bilanzkritik erläutern zu können, um sie dadurch zu befähigen, das Recht der Bilanzeinsichtnahme auszuüben. Der Zusatz dieser Ankündigungen: ‚Es empfiehlt sich, Schreibzeug, Papier, Bleistift und Lineal mitzubringen', illustriert ein derartiges Beginnen zur Genüge. Es wird mit solchen Veranstaltungen ein frevenliches Spiel mit den Arbeitnehmern getrieben und ihnen gewissermaßen eine Sachkenntnis in Aussicht gestellt, zu welcher Fachleute nicht nur jahrelange Praxis und mehrjähriges Studium, sondern ein halbes Leben wertvoller Erfahrung benötigen.«

Harte, aber wahre Worte, die ich aus meiner jahrelangen Praxis mit dem größten Nachdruck bestätigen möchte. Die Betriebsräte, die sich mit dem § 72 abgeben, sollen sich dessen bewußt sein, daß die Bilanztechnik eine wahre Spezialwissenschaft geworden ist, in der Theorie und Praxis in hartem Kampfe liegen. Man braucht nur einen flüchtigen Blick in die Fachwerke von Schär, Maier-Rothschild, Staub, Rudolf Fischer und andere zu werfen, um sofort zu erkennen, daß es sich hier in der Tat um eines der schwierigsten Probleme der kommerziellen Rechenkunde handelt.

Was ist also zu tun? Erstens muß die Arbeiterschaft dahin wirken, daß ihre Vertreter in der Nationalversammlung ein wirklich brauchbares Gesetz zur Handhabung des § 72, II, zustande bringen. Zweitens müssen die Betriebsräte dafür Sorge tragen, daß ihre zur Bilanzeinsicht delegierten Mitglieder möglichst einen gewiegten Buchhalter des Betriebs unter sich haben, denn nirgends sind die Handarbeiter auf die Kopfarbeiter so angewiesen wie in diesem Falle. Drittens müssen sie darauf achten, daß einer ihrer nach § 70 in den Aufsichtsrat zu entsendenden Vertreter ebenfalls gründliche praktische Kenntnisse in Betriebskunde und Buchhaltungstechnik hat, denn an keiner anderen Stelle als gerade im Aufsichtsrat ist Gelegenheit gegeben, verschleierten Betriebsvorgängen auf den Grund zu gehen. Viertens müssen die Gewerkschaften dafür Sorge tragen, daß diesen Vertretern durch geeignete Spezialschriften über Bilanztechnik, Bilanzverschleierung und Buchungsfinessen praktische Leitfäden in die Hand gegeben werden, um sich bei der Bilanzeinsicht kein X für ein U machen zu lassen.

## Literarische Rundschau

Professor Dr. Joh. Plenge, **Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorien.** Essen 1919, Verlag von G. D. Baedeker.

Dr. Plenge, der bekannte Volkswirtschaftslehrer, leitet sein Buch ein mit einer Reihe von Vorwürfen gegen den bisherigen Betrieb der volkswirtschaftlichen Wissenschaft, die »nicht die Aufmerksamkeit und den Scharfblick hatte, um zu erkennen, daß die großen Triumphe der vergleichenden Methode in Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft auch für das Studium der höheren Formen des Gesellschaftslebens den richtigen Weg bedeuteten. Es ist unbegreiflich, daß man nicht auf den einfachen und naheliegenden Gedanken gekommen ist, daß in unserer Wissenschaft in dem im wesentlichen unfruchtbar gebliebenen Methodenstreit zwischen Historikern und abstrakten Theoretikern die vergleichende Methode die konkrete, die Gegensätze vereinigende Lösung bedeutet, die beiden gerecht wird.... Es sollte dabei klar sein, daß nur mit dem Mittel der vergleichenden Wirtschaftstheorie, ergänzt durch die vergleichende Ideenlehre, eine vergleichende Weltgeschichtsbetrachtung möglich sein wird.«

In Verfolg dieses Gedankens beabsichtigt Plenge, Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorien herauszugeben, die seiner Meinung nach wie eine Neuentdeckung verschütteter Schätze der Wissenschaft wirken werden. Seine Samm-

lung ist gedacht als ein Lesebuch für Studenten der Volkswirtschaftslehre, für gebildete Laien und vorwärtsstrebende Arbeiter, die ein unbefangenes Verständnis gewinnen wollen für die geschichtliche Eigenart der kapitalistischen Wirtschaft, um sich durch einen sachlichen Überblick über die bloße Kritik zu erheben. Sie bringt Abschnitte aus Aristoteles über die natürlichen Lebensweisen und die Geldwirtschaft sowie aus Dikäarch und Varro über die natürlichen Berufsstufen als Vorstufen der Kultur, um dadurch ein Bild zu geben von der antiken Grundauffassung vom Wirtschaftsleben. Sodann folgen Abschnitte aus Adam Smith und Friedrich List über Wirtschafts- und Berufsstufen und über den Kampf der Nationen. Von Marx werden abgedruckt Abschnitte aus dem Vorwort von »Zur Kritik der politischen Ökonomie« und aus dem »Kommunistischen Manifest«, die die Themen behandeln: »Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse als Bewegungsgesetz der Geschichte« sowie »Bourgeois und Proletarier«. Ferner Abhandlungen von Bruno Hildebrand über »Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Kreditwirtschaft«, von Schönberg über »Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft« und von Heinrich Schurtz über »Die islamitische Stadtwirtschaft«. Der Herausgeber selbst steuert eine Abhandlung bei, die »Das Zeitalter der Hegemonie und des Kapitalismus« behandelt.

Als Materialiensammlung wird das Buch dem Lernenden viel Anregung bieten. Besonders dem zurückgekehrten Kriegsteilnehmer kann der Inhalt Nutzen bringen.

Franz Laufkötter

---

Romain Rolland, **Les précurseurs** (Die Vorläufer). Paris, Verlag der »Humanité«. Preis 4 Franken.

Romain Rollands Werke sind weniger als die anderer Dichter und Künstler um ihrer eigenen Einzelwerte willen zu schätzen, als vielmehr in ihrer Eigenschaft, Wesens- und Gesinnungsäußerungen einer wahrhaft großen Persönlichkeit zu sein, die alles Menschliche umfaßt und in sich begreift. Dieser wunderbare Idealist, Zukunftsweiser und Freund der Unterdrückten und Schmerzbeladenen, der in seinen Schriften zu uns spricht, ist der größere unter beiden: Künstler und Mensch — wenn eine solche Begriffstrennung statthaft ist, da doch gerade ihre Verknüpfung ihm seine überragende Bedeutung verleiht, und so schenkt uns ein neues Werk immer wieder nur eine neue Offenbarung seiner stets gleichwertigen Persönlichkeit. In dem neuesten Werk »Les précurseurs« tritt er bescheiden nur als Vermittler der Gedanken und Ideale anderer Kämpfer für die hohen Menschlichkeitsziele auf, da sie aber seinen eigenen aufs innigste verwandt sind, so schlingt sein tiefes Verstehen ein unzerreißbares Band um alle diese Äußerungen für Geistesfreiheit, Völkerverständigung und Allverbrüderung. Rolland reicht hier nicht nur seine hilfreiche Hand jedem einzelnen, sondern schließt sie alle zu einem Bunde Auserwählter zusammen, die er mit dem Namen »Vorläufer« bezeichnet. Es geschieht dies in Form lose aneinandergereihter Kapitel, einer Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1915 bis 1919, die in verschiedenen Schweizer, französischen und italienischen Zeitungen und Zeitschriften erschienen und eben diesen »Vorläufern« gewidmet sind, ohne Unterschied der Nation, in schöner Unparteilichkeit. Er findet wundervolle Worte für den russischen Weisen Tolstoi und für Maxim Gorki und schenkt seine Freundschaft und Mitterschaft mit gleicher Wärme den Jungschweizern, die um ein neues Erziehungsideal kämpfen, wie den Gründern des Instituts für Kulturforschung in Wien, das ihm gleichfalls seinen Plänen einer höheren Vereinigung aller Menschen zu einer einzigen Gemeinschaft zu dienen scheint. Was also auf den ersten Blick wie eine lockere Verbindung zeitlich und örtlich auseinanderliegender Einzelbetrachtungen aussieht, ist im Grunde genommen doch ein einziges Bekenntnis zu ein und derselben hohen Idee, an deren Fassung und Verwirklichung die Besten aller »zivilisierten« Nationen gearbeitet und um derentwillen sie als Märtyrer gelitten haben.

Auch wer nicht mit so unerschütterlicher Gewißheit an den endgültigen Sieg dieser Ideale des ewigen Friedens, der Völkergemeinsamkeit und Gleichberechtigung aller Staaten glaubt wie Romain Rolland selbst, wird doch dieses Werk als Trostbuch aufnehmen, denn es zeigt, daß mitten in dem Zusammenbruch der Welt doch einige Säulen stehengeblieben sind, an denen sich die Hoffnung emporranken kann, daß sie die Gesamtheit der Menschen auf jene Wege zu führen vermögen, auf denen sie selbst erst vereinzelte »Vorläufer« sind. Irma Hift

## Notizen

**Die Verteilung der Kriegsbeute** hat innerhalb der Entente schon so manche Streitigkeiten hervorgerufen, daß man sich kaum zu verwundern vermag, wenn auch die Frage, wie viele der beschlagnahmten und gekaperten deutschen und österreichischen Handelsschiffe den einzelnen Ententestaaten zufallen sollen, zurzeit in Frankreich und England die beteiligten Interessentenkreise zu heftigen gegenseitigen Vorwürfen und Drohungen fortreißt. Frankreich fühlt sich wieder einmal betrogen, denn von den 549 000 Brutto-Register-Tonnen fremden Schiffsraums, die es sich angeeignet hat, soll es nach dem amerikanisch-englischen Verteilungsplan ungefähr 240 000 Tonnen an England ausliefern. Gar zu gerne möchten die imperialistischen Kreise Frankreichs unter Führung des ehemaligen Sozialisten Millerand die Auslieferung verweigern, aber England droht mit harten Zwangsmaßregeln, besonders mit dem Entzug der Bunkerkohlen, mit der Einstellung der Lebensmitteltransporte und der Beschlagnahme der für französische Rechnung auf englischen Werften im Bau begriffenen Schiffe. So wird Frankreich sich fügen müssen, obgleich es gar zu gerne behalten möchte, was es an deutschem Schiffsraum in Händen hat.

Nach dem Lloyd George-Wilsonschen Verteilungsplan soll jeder Ententestaat nur behalten, was er bis zum Abschluß des Waffenstillstandes erobert beziehungsweise beschlagnahmt hatte. Der seitdem hinzugekommene deutsche Schiffsraum soll verteilt werden, und zwar im Verhältnis zu dem Tonnageverlust, den jeder der alliierten Mächte im Kriege erlitten hat. Wie hoch sich zurzeit dieser Verlust der größeren Ententestaaten an Handelstonnage und ihr Besitz an deutschem Schiffsraum stellt, darüber brachte jüngst der Pariser »Matin« folgende Angaben:

| | Bestand der Handelsflotte vor dem Kriege | Tonnageverlust während des Krieges | Bestand der Tonnage Ende Juli einschl. Ankäufe und Neubauten | In Besitz genommene feindliche Handelstonnage |
|---|---|---|---|---|
| | Brutto-Register-Tonnen | Brutto-Register-Tonnen | Brutto-Register-Tonnen | Brutto-Register-Tonnen |
| England mit Kolonien. . | 21445839 | 7923023 | 17990911 | 2238000 |
| Vereinigte Staaten von Amerika . . . . . | 7928688 | 354449 | 9924518 | 620000 |
| Frankreich. . . . . | 2555775 | 961000 | 2044282 | 549000 |
| Italien . . . . . | 1767916 | 846000 | 1129611 | 760000 |
| Japan . . . . . | 1729941 | 120000 | 2200000 | — |
| Belgien. . . . . | 332124 | 85842 | 313276 | 24915 |

Nicht miteingerechnet sind bei den amerikanischen Verlusten 55 000 Tonnen, welche die Vereinigten Staaten schon vor ihrem Eintritt in den Krieg verloren hatten. Ferner kommen von dem englischen Besitz an deutschen Handelsschiffen ungefähr 200 000 Tonnen für versenkte deutsche Schiffe in Abzug.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

305
N48
GENERAL LIBRARY
JUL 1920
UNIV. OF MICH.

Nummer 4 38. Jahrgang · 2. Band 23. April 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Reichsschulkonferenz und Schulreform.** Von Dr. Rich. Lohmann.

**Sozialdemokratie und Kulturpolitik.** Von Dr. Otto Bournot (Köslin).

**Zur Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens.** Von A. Ellinger. I.

**Die Berufsbildung der Verwaltungsbeamten.** Von Wilhelm Guske.

**Referendum und Volksinitiative.** Von Arie Willem Ijzerman (Schluß).

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Naumann, P.,** Hamburg unter der Regierung des Arbeiter- und Soldatenrats. Tätigkeitsbericht, erstattet im Auftrag der Exekutive des Arbeiterrats Groß-Hamburgs. Hamburg, Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. 143 S. Geh. 4 Mk.

**Nestriepke, S.,** Die Gewerkschaftsbewegung. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 438 S. Geh. 14 Mk.

**Pazaurek, G. E.,** Die Schönheitswerte der Postmarken. Stuttgart, Wilhelm Meyer-Ilschen. 28 S. Großquart. Geh. 5 Mk.

**Ponfick, H.,** Das deutsche Siedlungswerk. Berlin, Zentralverlag. 16 S. Geh. 50 Pf.

**Praktischer Führer** durch die österreichische Gesetzgebung: XXX. Rechte und Pflichten der Geschworenen. Von Alfred Engel. 30 S. Geh. 2 Kronen.

**Quenzel, K.,** Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, Hesse & Becker. 134 S.

**Rachfahl, F.,** Der Fall Valentin. Die amtlichen Urkunden. München, Duncker & Humblot. 119 S. Geh. 4 Mk.

**Rauthe, Oskar,** Friedenau, Antiquariatskatalog.

**Reformbund der Gutshöfe,** Städtische Versorgung und Gutsbetriebe. Selbstverlag, Bad Nauheim. 44 S.

— Ein Ausweg aus unserer Kartoffelnot. Selbstverlag, Bad Nauheim. 40 S.

**Saager, A.,** Neudeutschland und Versailles. Bern, Der Freie Verlag. 32 S. Geh. 1,20 Mk.

**Schwantje, M.,** Friedensheldentum. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 80 S. Geh. 2 Mk.

**Smilg-Benario, M.,** Ein Jahr im Dienste der russischen Sowjet-Republik. Berlin, Verlag Der Firn. 80 S. Geh. 4 Mk.

**Struthahn, A.,** Die Entwicklung der deutschen Revolution und die Aufgaben der Kommunistischen Partei. Stuttgart-Degerloch, Verlag Spartakus. 64 S.

— Die Diktatur der Arbeiterklasse und der Kommunistischen Partei. Herausgegeben von der K. P. D. 16 S. Geh. 25 Pf.

**Tschitscherin,** Der Friede von Versailles. Hamburg, Willaschek & Co. 24 S. Geh. 60 Pf.

**Umbreit, P.,** Das Betriebsrätegesetz. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 56 S. Geh. 2 Mk.

**Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter,** Protokoll der dritten Konferenz zu Jena am 30. November und 1. Dezember 1919. Selbstverlag. 106 S. Geh. 2 Mk.

**Verein für Sozialpolitik,** Verhandlungen des Vereins in Regensburg 1919 zu den Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Deutsch-Österreich und zur Sozialisierungsfrage. München, Duncker & Humblot. 277 S. Geh. 14 Mk.

**Weiß, Fr.,** Der Gemeindehaushalt. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 44 S. Geh. 4 Kronen.

**Wölbling, P.,** Preußische Verordnung vom 12. September 1919 über Arbeitsnachweis. Gutentag-Sammlung Nr. 58. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 69 S. Geh. 4 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4 | Ausgegeben am 23. April 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Reichsschulkonferenz und Schulreform

Von Dr. **Richard Lohmann**

Die Reichsschulkonferenz sollte vom 7. bis zum 17. April im Reichstagsgebäude zusammentreten. Nachdem alles aufs sorgfältigste vorbereitet und die Einladungen bereits ergangen waren, mußte sie in zwölfter Stunde vertagt werden, weil durch den Kapp-Putsch die letzten Vorarbeiten unmöglich gemacht wurden und weil die politische Situation einen Zusammentritt der Nationalversammlung während der für die Tagung in Aussicht genommenen Zeit notwendig machte. Als Termin ist nunmehr die erste Maiwoche in Aussicht genommen — »wenn es die allgemeine politische Lage gestattet«. Und da diese Lage alles andere als zuverlässig ist, so ist auch das Schicksal der Reichsschulkonferenz zurzeit durchaus ungewiß.

Dies ist um so bedauerlicher, als die Konferenz bereits jetzt zweifellos *zu spät* stattfinden würde — zu spät aus inneren wie äußeren Gründen.

Als der Gedanke der Reichsschulkonferenz unmittelbar nach der Revolution zum ersten Male auftauchte, da dachte man sich die Konferenz als ein revolutionäres Kulturparlament, als eine Art »Vollsitzung geistiger Arbeiterräte«. Damals hätte es sich von selbst verstanden, daß sich hier nur die wenigen oder die vielen versammeln sollten, die fest auf dem Boden der Schule eines neuen Geistes standen und die zur Form und zum geistigen Inhalt dieser Schule wirklich etwas Neues zu sagen hatten (oder wenigstens zu haben glaubten). Die Reichsschulkonferenz sollte eine Zielweiserin sein auf dem Boden kulturellen Neulands, sollte Perspektiven und Möglichkeiten zeigen, die sich für das Geistesleben und für die Erziehung auf Grund der revolutionären Umwälzung eröffneten; sie sollte, wenn man will, im wesentlichen theoretische Arbeit leisten, praktische nur insofern, als sie ein entschiedenes Bekenntnis zum Mut des Versuchs abgelegt hätte.

Damals machten die politischen Wirren die Abhaltung einer solchen Konferenz, zu der in weitesten Kreisen Geneigtheit bestand, unmöglich. Und dann setzte bald darauf die realpolitische Arbeit der Nationalversammlung ein, die Not der Zeit zwang, mit politischen Notwendigkeiten und historischen Gegebenheiten zu rechnen, das revolutionäre Tempo verlangsamte sich, die praktischen Aufgaben des Tages traten in den Vordergrund.

Damit war der »psychologische Moment« für die Abhaltung der Reichsschulkonferenz verpaßt. Es war aber ungemein charakteristisch für die geistige Einstellung aller am Neuaufbau unseres Erziehungswesens interessierten Kreise, daß sich der Gedanke einer solchen Konferenz ohne Rücksicht auf die Veränderung der allgemeinen politischen Situation in ungeschwächter Frische lebendig erhielt, daß er gleichsam als Symbol kultureller Erneuerung jenseits von Zeit und Raum des politischen Alltags in der Luft

stehenblieb; man setzte auf seine Verwirklichung nach wie vor alle Hoffnung, der Gedanke der Reichsschulkonferenz war zur Mär vom Kaiser im Berge geworden.

Es war ein Gebot politischer Klugheit, daß sich die Reichsregierung diesem Wunsche nicht mit dem Hinweis auf seine Verjährung widersetzte. Es war aber auch unter den veränderten Verhältnissen doch noch wesentlich mehr als dies. Bei aller berechtigten Skepsis, die man dem jetzigen Zusammentritt der Konferenz entgegenbringen durfte und mußte, ließ sich nicht verkennen, daß eine weithin sichtbare Willenskundgebung der Freunde einer durchgreifenden Neugestaltung unseres Schulwesens dem Reich wie den Ländern ihren dornenvollen Weg der Schulgesetzgebung wesentlich erleichtern würde. Eine solche Willenskundgebung erschien außerdem als ein Gebot ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber den zahlreichen Kundgebungen auf volkswirtschaftlichem Gebiet; sie erschien als notwendig, sollten nicht die kulturellen Forderungen gegenüber den wirtschaftlichen mangels einer dafür geeigneten Plattform zu kurz kommen. Diese Gefahr bestand zweifellos, sie besteht noch heute und bedroht die Auswirkung der Revolution in die Zukunft.

Es war nur die Frage, ob die unter so andersgearteten Verhältnissen zusammentretende Reichsschulkonferenz noch imstande sein würde, ein solches machtvolles Bekenntnis zu kultureller Erneuerung abzulegen. Mit dieser Frage steht und fällt die Frage nach ihrer Daseinsberechtigung überhaupt.

Eine vom Reich einberufene Konferenz mußte wie die ganze Reichspolitik unter dem Zeichen der Koalition stehen. Eine paritätische Zusammensetzung aus den Reihen der Koalitionsparteien ergab aber ohne weiteres ein außerordentlich buntscheckiges Bild, da die inneren Gegensätze zwischen den Koalitionsparteien und namentlich gegenüber dem Zentrum bekanntlich gerade auf kulturellem Gebiet so außerordentlich groß sind, daß von einer irgendwie einheitlichen Front schlechterdings nicht mehr die Rede sein konnte. War man also nach Lage der Dinge einmal gezwungen, mit einer solchen Zusammensetzung der Konferenz zu rechnen, so erschien es darüber hinaus erwünscht, der Konferenz überhaupt ein möglichst vielseitiges, »unparteiisches« Gepräge zu geben und die Vertreter aller Richtungen zuzulassen, die irgendwie für eine Reform unseres bisherigen Bildungswesens tätig waren und sind. Hierzu gehören aber auch jene »Reformer«, die nur den Mantel einer Reformfreundlichkeit umgehängt haben, um desto sicherer ihre durch und durch reaktionären Ziele erreichen zu können, die die Reformbedürftigkeit von Einzelheiten und Nebensächlichkeiten laut betonen, um den Blick von der Reform des Ganzen abzulenken, die zu allerlei Scheinkonzessionen an den »neuen Geist« bereit sind, aber unter dem Schlachtruf der gefährdeten Bildungsziele die alte Bildungsschichtung möglichst restlos aufrechterhalten möchten. Neben etlichen Auchdemokraten sind dies namentlich die Zionswächter der sogenannten höheren Bildung, die Vertreter der Standesvereinigungen der Oberlehrer usw. Ihre Methode, durchgreifende Reformen durch scheinbares Eingehen darauf und rechtzeitiges Bremsen letzten Endes doch zu sabotieren, zeugt zweifellos von politischer Klugheit, während wir uns nur allzuschwer zu wirklicher Kulturpolitik verstehen können, und wenn irgendwann und irgendwo mal einer der Unseren die

Flöte der politischen Klugheit bläst, uns sofort für verpflichtet halten, mit der Posaune der Unentwegtheit dazwischenzudröhnen.

Wenn also die Reichsschulkonferenz ein kulturpolitisches Parlament werden sollte, so würden wir keinen leichten Stand haben. Aber das darf sie eben nicht werden. Zweifellos besteht bei der veränderten, den politischen Verhältnissen Rechnung tragenden Zusammensetzung die große Gefahr, daß die Konferenz statt der ursprünglichen Zielweiserin eine Wegweiserin werden möchte. Darum muß von vornherein betont werden, daß sie dazu nicht da ist. Schulpolitik wird in den Parlamenten gemacht, die neue Reichsschulgesetzgebung hat auch bereits — wenn auch vorerst nur in bescheidenem Umfang — eingesetzt. Hier hineinzupfuschen als eine Art zweiter (oder erster) Kammer, kann nimmermehr die Aufgabe dieser außerordentlichen Konferenz sein. Wenn sich die Reichsschulgesetzgebung vorderhand gerade im Hinblick auf die kommende Schulkonferenz Beschränkungen auferlegt hat, so geschah dies doch nicht etwa deshalb, weil sie von der Konferenz ein detailliertes Schulgesetz erwartete, sondern weil sie von ihm eine Zielsetzung, die Spannung eines möglichst weiten Rahmens für künftige Einzelarbeit erwartet. Die zu der Konferenz geladenen Vertreter des alten Geistes müssen es sich schon gefallen lassen, daß wir in ihnen nicht die willkommenen Mitarbeiter an den schulpolitischen Aufgaben der Gegenwart begrüßen und daß wir uns durch ihre Teilnahme nicht verleiten lassen werden, den Charakter der Reichsschulkonferenz zu verschieben. Die Referate und Leitsätze der Hüter des Alten können und dürfen nichts anderes sein als die Folie, auf der sich um so klarer der entschiedene Reformwille der erdrückenden Mehrheit der Konferenz abhebt. Wenn es anders wäre, hätte die Konferenz ihren Zweck verfehlt, und es wäre schade um alle darauf verwandte Mühe und Zeit.

Der Rahmen, den die Schulabteilung des Reichsministeriums des Innern der Konferenz nach langen Erwägungen und politischen Erörterungen gegeben hat, bietet durchaus die Möglichkeit, daß der von uns geforderte Charakter gewahrt wird. Vor allem ist die Gefahr, daß die Konferenz ein reines Lehrerparlament darstellen könnte, glücklich vermieden worden. Die Fachpresse der deutschen Lehrerschaft, die sich über eine zu geringe Berücksichtigung der Standesvertretungen der Lehrerschaft beklagt, vergißt, daß die Schule in einem demokratischen Staate nicht mehr ausschließlich und nicht einmal überwiegend eine Angelegenheit der Berufserzieher ist, sondern daß das Volk in seiner Gesamtheit, Vertreter aller Berufe und Interessen ein Recht darauf haben, die Ziele der Erziehung in dem von der Volksmehrheit geforderten Sinne festzulegen. Die technische Ausgestaltung im einzelnen wird füglich den Fachleuten überlassen bleiben, aber darum handelt es sich ja, wie gesagt, keinesfalls auf dieser Konferenz, sondern es gilt nur, die großen Linien einer wirklich umfassenden Reform zu zeichnen und allgemeine Leitsätze für die wichtigsten praktischen Forderungen einer von demokratischem und sozialistischem Geiste getragenen Jugenderziehung aufzustellen.

Von dem Arbeitsprogramm, das das Reichsministerium für die Tagung vorgeschlagen hat, fällt nur der sechste Punkt, der sich mit der technischen Vereinheitlichung des Schulwesens im Reiche befaßt, etwas aus diesem Rahmen heraus, da unseres Erachtens hier mit dem Bekenntnis zur Not-

wendigkeit einer solchen Vereinheitlichung die Aufgabe der Reichsschulkonferenz erschöpft wäre; die Einzelheiten sind Sache fachmännischer Spezialberatung.

Alle übrigen Punkte dieses Arbeitsprogramms aber betreffen die grundlegenden, zunächst ganz allgemein zu lösenden Fragen einer neuzeitlichen Schulreform überhaupt. An der Spitze steht mit Recht die Beratung über das Wesen einer wirklichen »Einheitsschule«, über die Notwendigkeit einer »Grundschule«, über die Möglichkeit der Verzweigung und Gabelung des Schulwesens, der Differenzierung usw. Hier wäre schon mit einer Kundgebung für eine mindestens sechsjährige gemeinsame Erziehung der Damm, den die Bildungsreaktion auch heute noch aufrichten möchte, durchbrochen. Der zweite Punkt der Tagesordnung betrifft das eigentlich sozialistische Moment der Schulreform, die Eingliederung des Arbeitsgedankens in die Erziehung, zu der sich heute auch die nurdemokratischen Reformer erfreulicherweise in immer wachsendem Maße bekennen. Die Position der Reaktionäre wird ganz charakteristisch dadurch gekennzeichnet, daß sie Arbeitsunterricht »in mäßigem Umfang« einzuführen bereit sind — Sabotage durch bremsende Zustimmung. Die folgenden Punkte der Tagesordnung behandeln nacheinander den Anteil, der den drei Erziehungsfaktoren: Lehrer, Eltern, Schüler an der Verwaltung und am Leben der Schule zukommen soll, und auch hier werden sich die Geister mit aller wünschenswerten Klarheit am demokratischen Gedanken scheiden, ohne daß in Einzelheiten eine Uniformierung der Meinungen erstrebt zu werden braucht. Am schwierigsten wird sich für die sozialistischen Reformer die Position beim letzten Punkt der Tagesordnung, bei der Frage der Privatschulen gestalten, da hier die Rechtsparteien, das Zentrum und die kapitalistische Demokratie sich aus ganz verschieden gearteten Gründen zu einer einheitlichen Gegenfront zusammenfinden werden.

Im allgemeinen aber braucht uns um die Vertretung einer entschieden demokratischen und mindestens von sozialem Empfinden getragenen Schulreform auf der Konferenz nicht bange zu sein. Das reaktionäre Moment, das bei einer lediglich von den Standesvereinigungen der Lehrerschaft entsandten Vertretung zweifellos überwiegen würde, wird durch die Heranziehung der übrigen Volkskreise und der politischen Parteien reichlich aufgewogen. Der Mehrheitswille der Konferenz wird in der Tat den Willen der erdrückenden Mehrheit des Volkes repräsentieren.

Daß sich die Reichsschulkonferenz also auch unter den jetzigen Verhältnissen zu einer eindrucksvollen Kundgebung für eine Erziehung in neuem Geiste gestalten kann, unterliegt keinem Zweifel. Eine Einmütigkeit in den nächsten Zielen und ein tiefes gegenseitiges Verständnis der letzten Ziele herrscht von den radikalsten Sozialisten bis weit in die Reihen der Demokraten hinein. Über die nächsten Wege zum Ziele, über die praktische Gestaltung der Einheitsschulen aber bestehen allerdings tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten auch unter den Schulpolitikern und Reformtheoretikern der eigenen Partei. Es wäre töricht, dies verschweigen oder vertuschen zu wollen, denn es kann bei der Neuartigkeit der hier zu lösenden Aufgaben und Probleme gar nicht anders sein. Es ist allerdings eine Unterlassungssünde, die sich jetzt rächt, daß die Partei bis heute die Aufstellung eines genauer ausgeführten Schulprogramms verabsäumt hat. Die knappen

Stichworte in den »Nächsten Forderungen« des Erfurter Programms geben ja nichts weiter als ein paar Striche zu einem wirklichen Schulprogramm, und es wäre ein leichtes, eine Einigung über eine weit eingehendere programmatische Kundgebung zu erzielen. Die Reichsschulkonferenz führt uns erneut die Notwendigkeit eines »Schulprogramms der sozialdemokratischen Partei« vor Augen, und es wäre aufs dringendste zu wünschen, daß sich ein solches von selbst aus den Vorberatungen zur Konferenz und aus den sich anschließenden Diskussionen herauskristallisierte.

Wir sehen aber durchaus keinen Fehler darin, daß sich bei der Festlegung der Einzelheiten, bei der Skizzierung des Aufbaus der Schule selbst die Meinungen unserer parteigenössischen Reformer trennen und daß sie auch ihren verschiedenartigen Standpunkt auf der Konferenz frei vertreten. Es wäre nichts verhängnisvoller, als wenn wir nach außen hin den Anschein zu erwecken suchten, als gäbe es nur eine Lösungsmöglichkeit für das Problem der Erziehung im sozialistischen und demokratischen Geiste, als dürfe auch über den Weg zum Ziele nicht mehr diskutiert und gestritten werden. Zwischen den Verfechtern einer bis zur letzten Konsequenz durchgeführten Einheitserziehung und den Vertretern einer möglichst großen Differenzierung neben dem einheitlichen Fundament kann es vorderhand keine Einigung auf einer »mittleren Linie« geben. Wir können vielmehr nichts Besseres tun, als eine Schematisierung grundsätzlich abzulehnen. Wir können uns wohl schulpolitisch auf eine vorläufige einheitliche Gestaltung im Aufbau der neuen Schule einigen, wir müssen uns aber von vornherein darüber klar sein, daß die weitgehende Verschiedenheit in den Fragen der praktischen Gestaltung gebieterisch die Freiheit des Versuchs fordert und daß wir mit einer reichs- oder landesgesetzlichen Regelung nicht die Entwicklung eindämmen dürfen.

Wenn das künftige Schulprogramm unserer Partei sich bei aller Zielklarheit zu solcher Weite der Auffassung bekennt, so wird es am besten seine Aufgabe erfüllen. Wenn die Reichsschulkonferenz in ihren fortschrittlichen Vertretern von demselben Geiste getragen ist, so wird sie auch heute noch ihren Zweck erfüllen können.

Gerade jetzt unmittelbar vor den Wahlen erscheint es außerordentlich erwünscht, wenn die Vertreter aller Parteien zu einer klaren und offenen Stellungnahme zu dringlichsten Fragen der Schulreform gezwungen werden. Schon die jetzt vorliegenden Leitsätze der Vertreter der Rechtsparteien geben wertvolles Material für den beginnenden Wahlkampf; zeigen sie doch, daß Worte wie das von den Proletarierkindern, die nicht aus der ihnen zusagenden Umgebung herausgerissen werden dürften (»Tägliche Rundschau«), oder von dem Bildungsniveau, das nicht um des Aufstiegs etlicher Proletarierkinder willen gefährdet werden dürfte (»Deutsche Zeitung«), nicht etwa Entgleisungen einer beliebigen Zeitung darstellen, sondern daß die Erhaltung der Klassenschichtung unserer Bildung programmatisches Ziel der oppositionellen Rechten ist.

Die jüngsten Ereignisse haben gezeigt, welche Gefahren die auf Klassenschichtung aufgebaute Schule für den Bestand der Republik bedeutet. Ihre Umstellung auf den Geist des neuen Volksstaats ist also nicht nur eine Zukunftsaufgabe, sondern eine Lebensfrage der Gegenwart. Auch deshalb wäre es aufs innigste zu wünschen, daß die Reichsschulkonferenz rasch zu-

sammenträte und daß jeder Grund und Scheingrund für eine Verzögerung dieser dringenden Gegenwartsaufgabe beseitigt würde. Für die Entwicklung des Staates und für die Erziehung der Jugend selbst ist heute der Geist der Erziehung mindestens ebenso wichtig wie die Höhe der pädagogischen Leistung. Und wenn die Schildhalter des alten Geistes von einer Gefährdung des Bildungsniveaus sprechen, so sollen wir uns keinen Augenblick darüber täuschen, daß es ihnen in Wahrheit um die Erhaltung des alten Geistes der Erziehung zu tun ist. Es ist an der Zeit, daß ihnen diese Maske ein für allemal vom Gesicht gerissen wird. Die Reichsschulkonferenz kann diese Aufgabe leisten. Darum würden wir es begrüßen, wenn sie lieber heute als morgen zusammenträte.

## Sozialdemokratie und Kulturpolitik

Von Dr. Otto Bournot (Köslin)

Die Sozialdemokratie ist eine Arbeiterpartei. Sie ist aber nicht nur die Partei der Handarbeiter, sondern auch die der Kopfarbeiter. Man nennt die Sozialdemokratie deshalb besser die Proletarierpartei, wobei unter Proletarier jeder zu verstehen ist, der seinen Lebensunterhalt allein aus dem Ertrag seiner Arbeit gewinnt. Dabei bleibt es gleichgültig, ob diese Arbeit Hand- oder Kopfarbeit ist. Beide stehen gleichwertig nebeneinander, weil das Volksganze beider in gleichem Maße zu seiner Erhaltung bedarf.

Als Schutz- und Trutzbündnis aller Proletarier gegen ihre Bedrücker und Ausbeuter, die Kapitalisten und den kapitalistischen Staat, ist die Sozialdemokratie zunächst eine Wirtschaftspartei. Ihr wirtschaftlicher Kampf muß jedoch notwendigerweise ein politischer sein, da er die Beseitigung der den Kapitalismus stützenden und ihrerseits wieder von diesem getragenen Staatsform zur Voraussetzung hat. Deshalb ist die Sozialdemokratie auch eine politische Partei, deren Ziele aus ihren wirtschaftlichen Aufgaben folgen und mit denen der demokratisch-republikanischen Revolutionsparteien des neunzehnten Jahrhunderts in manchen Punkten übereinstimmen.

Jeder politische Kampf aber muß ein geistiger Kampf sein, wofern er auf dem Boden der Sittlichkeit stehen will. Ohne Sittlichkeit ist jedoch wiederum keine Politik im wahren Sinne des Wortes möglich. Deshalb können im allgemeinen auch nur die geistigen Waffen zur Anwendung kommen. Betritt er den Weg der Gewalt, so enthebt er sich seiner sittlichen Begründung. Nur in wenigen Ausnahmefällen kann die Anwendung physischer Waffen zur Erreichung politischer Ziele noch sittlich genannt werden, zum Beispiel wenn es sich um die Abwehr brutaler Gewalt handelt und hierbei auch das stärkste politische Kampfmittel, der Massenstreik, nicht zum Ziele führt.

Zum geistigen Kampfe gehören geistige Waffen. Was konnte der kapitalistische Staat also von seinem Standpunkt aus Besseres tun, als dem Proletarier das geistige Rüstzeug vorzuenthalten? Wenn er daneben noch durch alle Mittel der Verhetzung, Verleumdung und des Terrors zwischen dem Hand- und dem Kopfarbeiter eine unüberbrückbare Kluft schuf, so konnte er mit aller Gelassenheit der »Masse« spotten. Sie war gebändigt! Aber einzelne rafften sich doch empor — fanden mit eisernem Willen und klugem Verstand den Weg zur geistigen Freiheit und predigten ihren Genossen die

Notwendigkeit geistiger Schulung. Der »Bildungshunger« entstand — des Proletariats größte Zierde.

Die Schranken von einst sind gefallen. Der Scheinkonstitutionalismus ist der Demokratie gewichen. Das Proletariat steht an der Schwelle seines Jahrhunderts. Trotz aller Putsche von rechts und links: der sozialistische Staat ist auf dem Marsche. Aber er kommt nicht von selbst, nicht, ohne daß das Proletariat für ihn kämpft. Im Gegenteil — der letzte und darum auch schwerste Entscheidungskampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus steht noch bevor. Die Episode Kapp war auch ein »Vorspiel auf dem Theater«. Aber auch dieser letzte Gang wird ein »politischer« und darum *geistiger* sein müssen, soll das Ergebnis Bestand haben. Denn nur als sittlich geborener wird der sozialistische Staat sich behaupten können. Wer will noch bestreiten, daß die kulturpolitischen Fragen die Schicksalsfragen des Sozialismus sind?

Was lehren uns solche Betrachtungen? Wir müssen mit allen Mitteln vorwärtsdrängen, die schon erreichte Macht bis zum letzten ausnutzen, um das Proletariat für den kommenden großen Entscheidungskampf zu rüsten. Die Fragen der Kulturpolitik müssen uns daher in der Gegenwart die allerwichtigsten und heiligsten sein, denen zuliebe wir eher auf eine wirtschaftliche oder staatspolitische Forderung vorläufig noch verzichten sollen, als umgekehrt. Denn hier vor allem handelt es sich um die Zukunft des Sozialismus! Energische Kulturpolitik ist die beste Waffe im Kampfe gegen die reaktionäre Rechte. Sie macht nicht nur die große Masse der Proletarier kampftüchtig, sie gewinnt auch unserer Sache am schnellsten die Mehrzahl der uns heute noch fernstehenden Intellektuellen. Derer aber bedürfen wir in Zukunft ohne jede Frage.

Energische Kulturpolitik ist ebenso auch die beste Waffe zur Bekämpfung der ultraradikalen Linken. Die Unzufriedenheit mit unseren kulturellen Verhältnissen ist meist der ausschlaggebende Grund des Radikalismus. Kämpfen wir deshalb tatkräftig um die sozialistischen Kulturideale, so wird die Einigung des Proletariats von selbst erfolgen; denn das persönliche »Sichnichtwohlfühlen« ist ein bedeutsamer psychologischer Faktor in der Politik. Die kulturpolitische Einigung des Proletariats wird aber wiederum die wirtschaftspolitische und schließlich auch staatspolitische Einigung insofern von selbst herbeiführen, als sie notwendigerweise eine tiefere politische Einsicht der Massen zur Folge hat und somit zum Zusammenbruch der hyperradikalen Theorien in sich selbst führen muß.

Es gibt noch einen Grund, weshalb die Sozialdemokratie ihre kulturpolitischen Ziele energisch verfolgen muß. Als wir im November 1918 die am Boden schleifenden Zügel der Regierung ergriffen, übernahmen wir zugleich auch die Verantwortung für die Zukunft des deutschen Volkes, das durch die Fehler seiner bisherigen Führer zusammenbrach. Die unfähige Standesdiplomatie Deutschlands vor dem Kriege, die dilettantische politische Führung im Kriege haben mit Deutlichkeit bewiesen, daß die führende Schicht des deutschen Volkes morsch und verbraucht ist. Nietzscheanismus und Individualismus, Egoismus und Ausschweifung, Inzucht und Formalismus haben unsere »oberen« Schichten völlig entwertet. So bliebe die Masse des Volkes führerlos, wenn sie nicht neue Führer aus sich heraus gebären könnte. Ohne energische sozialistische Kulturpolitik sind deshalb die Aussichten des deut-

schen Volkes für die Zukunft gleich Null. Nur wenn die Gesundung aus dem Volke heraus kommt, wenn eine kluge Politik die in der breiten Masse schlummernden Geisteskräfte zu wecken und die Unverbrauchten auf führende Stellen zu setzen versteht, kann Deutschland wieder genesen und ein Volk von Weltgeltung werden. Niemals aber, wenn die geistige Inzucht der »oberen Zehntausend« in der bisherigen Form bestehen bleibt und den führenden Ämtern nicht frisches Blut zugeführt wird. Es gibt noch heute mehr als zu viel Inhaber politischer Ämter, die die mangelnde geistige Elastizität ihrer Kaste durch neuen Schlachtenlärm ersetzen möchten.

Die Ziele sozialistischer Kulturpolitik im einzelnen können als bekannt vorausgesetzt werden. Weniger selbstverständlich erscheinen die Mittel und Wege, das oben Geforderte zu erreichen. Da gilt es in erster Linie, die Gleichgültigkeit kulturpolitischen Fragen gegenüber mit aller Tatkraft zu bekämpfen. Wir dürfen es den Konservativen nicht nachmachen, die den Parlamentssitzungen über Schul- und Kulturfragen in Massen fernblieben, solange sie im Besitz der Macht waren. Heute, in der Opposition, machen die Herrschaften es gerade umgekehrt! Und eigentlich befindet sich heutzutage jede Partei »in der Opposition« — ganz abgesehen davon, daß nach den obigen Ausführungen Gleichgültigkeit gegenüber kulturellen Fragen geradzu Verrat an der Zukunft des Sozialismus und des Proletariats bedeuten würde.

Allen kulturellen Forderungen und Anregungen der Rechtsparteien ist aber von vornherein mit Mißtrauen zu begegnen. Denn jede reaktionäre Kulturpolitik kann nur darauf ausgehen, das Proletariat geistig und damit auch politisch zu fesseln beziehungsweise zu entwaffnen; sie versuchen, die bei der Rechten so beliebte »Einwicklungspolitik« auch hier zur Anwendung zu bringen.

Es darf auch nicht verkannt werden, daß die Reaktion der Sozialdemokratie in kulturellen Fragen dadurch überlegen ist, daß sie vorläufig noch die größere Zahl der Gebildeten in ihren Reihen zählt und deshalb noch immer sehr viele kulturpolitische Ämter in ihrer Hand hat. Kulturelle Sabotage aber ist heute in Deutschland ebenso »beliebt« wie wirtschaftliches Schiebertum! Deshalb ist es eine der wichtigsten politischen Zukunftsfragen überhaupt, daß sozialistische Kulturpolitiker soweit wie irgend möglich in führende Stellungen berufen werden, und daß wir neue sozialistische Kulturpolitiker soviel wie möglich heranzubilden suchen. Dem im Zusammenhang mit dem Berliner Märzputsch mit vollem Recht wieder laut gewordenen Rufe nach Demokratisierung der Provinzial-, Bezirks- und Kreisbehörden muß schnellstens genügt werden. Es ist ein Zeichen der gesunden politischen Einsicht unserer breiteren Volksschichten, daß gerade diese Frage von den Gewerkschaften mit allem Nachdruck betont wird.

Schließlich aber muß hervorgehoben werden, daß den kulturpolitischen Aufgaben bei der Aufstellung sozialistischer Wahllisten ganz anders Rechnung zu tragen sein wird, als das bei den ersten Revolutionswahlen der Fall war; denn die kulturpolitischen Beratungen in den kommenden Revolutionsparlamenten werden den zweiten Akt des Entscheidungskampfes zwischen Kapitalismus und Sozialismus bilden, dessen Vorspiel der Militärputsch war, und dessen erster Akt der Wahlkampf sein wird. Die Reichsliste kann, falls sie bis dahin noch zustande kommt, der Sozialdemokratie für

diese Zwecke ein willkommenes Hilfsmittel sein, so verschieden man sonst auch über sie urteilen mag.

Daß letzten Endes die Probleme der Kulturpolitik nur auf dem Wege der Verhandlung, niemals auf dem der Gewaltpolitik oder gar der physischen Gewalt gelöst werden können, wird kein vernünftiger Politiker bestreiten wollen. Stellen wir deshalb die verfügbaren Kräfte aus unseren Reihen auf die richtigen Plätze, so werden wir unserer gesamten Politik die besten Dienste leisten. Wir dürfen uns heute nicht mehr in wirtschaftlichen Augenblicksfragen verrennen, sondern wir müssen vorwärtsschauen in die Zukunft, den Weg entlang, den unsere Weltanschauung gehen muß. Wir dürfen den Sozialismus nicht in der Gestalt einer Lohntheorie wie eine Seifenblase vor dem Sturme der geschlossenen und zielbewußten Reaktion zerspringen lassen, sondern wir müssen einsehen, daß seine Zukunft zur Stunde unweigerlich an die richtige und sorgfältige Behandlung der kulturpolitischen Fragen geknüpft ist. Dann werden wir auch dem Ziel ein bedeutendes Stück näherkommen, um das das gesamte Proletariat aller Richtungen und Parteien kämpft: der sozialen Wohlfahrt und der inneren Gesundung.

---

# Zur Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens

Von **A. Ellinger**

## I

Unter den Sozialisierungsforderungen, die von der Sozialdemokratischen Partei und neuerdings auch von den Gewerkschaften als besonders dringend an die Regierung gestellt worden sind, ist die Forderung einer Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens n i c h t enthalten. Man fordert vor allem die Sozialisierung von Industrien, deren Zusammenschluß durch Kartellierung und Syndizierung weit vorgeschritten ist, wie des Kohlen- und Kalibergbaus, der Elektrizitäts- und Wasserwirtschaft. Dies entspricht vollkommen der alten sozialdemokratischen Auffassung, wonach sich die Notwendigkeit der Vergesellschaftung des Privateigentums an Produktionsmitteln ergibt: erstens infolge der Trennung der Arbeiter von ihren Produktionsmitteln, zweitens infolge Verdrängung der Kleinbetriebe durch Großbetriebe und drittens durch die Entwicklung der Großbetriebe zu monopolartigen Gebilden. Wo solche monopolartigen Gebilde geschaffen sind, da macht die Übernahme eines Industriezweigs auf die Allgemeinheit — sei es nun Staat oder Gemeinde oder eine besonders zu diesem Zweck zu schaffende öffentlich-rechtliche Selbstverwaltungskörperschaft — keine allzu großen Schwierigkeiten. Die Produktion kann da im wesentlichen genau so fortgeführt werden wie vorher, nur daß dann ihr Ertrag nicht mehr privaten Kapitalisten, sondern der Allgemeinheit zugute kommt.

Im Baugewerbe sind die Verhältnisse heute noch nicht so weit gediehen, hier herrscht noch der Klein- und Mittelbetrieb vor. Im Jahre 1907 gab es nach der Gewerbezählung im Deutschen Reich noch 208 414 Baubetriebe, von denen 162 079 Kleinbetriebe mit insgesamt 315 309 beschäftigten Personen waren. 41 007 Betriebe mit 615 131 Beschäftigten waren Mittelbetriebe, und 5322 Betriebe mit 633 154 Beschäftigten waren Großbetriebe. Selbst auf die Großbetriebe entfielen somit im Jahre 1907 durchschnittlich

nur 119 beschäftigte Personen. In der Zwischenzeit haben sich zwar die Verhältnisse stark zugunsten der Mittel- und Großbetriebe geändert; ganz besonders im Tiefbaugewerbe gibt es heute eine Anzahl Großfirmen, die im ganzen Deutschen Reich Filialen haben und die auch in außerdeutschen Ländern Arbeiten ausführen; aber von einer Monopolisierung des Baugewerbes ist auch heute noch nicht die Rede. Es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die kapitalistische Entwicklung in absehbarer Zeit zur Konzentration der baugewerblichen Produktionsmittel in wenigen Händen führt. Die Eigenart des Baugewerbes, die Notwendigkeit der Anpassung an oft recht kleine örtliche Verhältnisse und die Möglichkeit, ohne großes Kapital einen eigenen Baubetrieb zu errichten, wirkt der raschen Konzentration der baugewerblichen Produktionsmittel entgegen. Auf die Monopolisierung des Baugewerbes warten, hieße deshalb, auf die Sozialisierung dieses Wirtschaftszweigs überhaupt verzichten.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Wohnungswesen. Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege das Finanzkapital in steigendem Maße des städtischen Grund und Bodens bemächtigt; es hat alles verfügbare Bauland in der Umgegend der Großstädte aufgekauft und auch selbst den Bau und die Verwaltung von Häusern in großem Maßstab betrieben; aber der weit überwiegende Teil des deutschen Haus- und Grundbesitzes befindet sich doch heute noch im Besitz kleiner und mittlerer Leute. Wenn diese Leute zum Teil auch stark verschuldet sind, so ziehen sie doch aus ihren Grundstücken eine dauernde Rente und betrachten sich als die tatsächlichen Eigentümer ihrer Häuser.

Unter diesen Umständen dürfte auch von der Sozialisierung des Wohnungswesens keine Rede sein, wenn man grundsätzlich nur unter den Voraussetzungen und in denselben Formen sozialisieren wollte, die heute für die Sozialisierung des Bergbaus, der Elektrizitätsindustrie usw. gegeben sind. Und doch ist vielleicht die Inangriffnahme der Sozialisierung auf keinem Gebiet unserer Volkswirtschaft dringlicher als auf dem Gebiet des Bau- und Wohnungswesens.

### Die Sozialisierung des Wohnungswesens

Der Krieg hat uns auf dem Gebiet des Wohnungswesens in eine Notlage gebracht, die alle früheren Notstände auf diesem Gebiet weit in den Schatten stellt. Über fünf Jahre lang hat der Wohnungsbau ganz oder fast ganz geruht, wodurch ein Ausfall von rund einer Million Neuwohnungen entstanden ist. Man hat diesen Ausfall mühsam durch Maßnahmen auszugleichen versucht, die eine allgemeine Verschlechterung unseres gesamten Wohnungswesens und eine maßlose Vergrößerung unseres schon vorher großen Wohnungselends bedeuten, hat große Wohnungen zu Kleinwohnungen umgebaut, hat die früher als gesundheitsschädlich verbotenen Dach- und Kellerwohnungen wieder zugelassen, hat Werkstätten, Lagerschuppen, ja sogar Ställe zu Wohnungen eingerichtet, man hat Notbaracken aufgestellt, hat die Besitzer von großen Wohnungen mit Zwangseinquartierung belegt und ähnliches mehr. Aber selbst mit diesen Maßnahmen konnten nicht genügend Unterkunftsräume für die ständig zunehmende Zahl neugegründeter Familien geschaffen werden. Die Überfüllung der Wohnungen ist deshalb heute stärker als je, und wenn nicht bald Neuwohnungen gebaut werden,

werden wir erleben, daß sich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Menschen in Erdhöhlen ansiedeln. Der Anfang dazu ist in einzelnen Gebieten schon gemacht.

Nun ist aber das Privatkapital heute zum Bau von Wohnungen und zur Behebung der Wohnungsnot gar nicht in der Lage, weil der Wohnhausbau völlig unrentabel und somit für den Kapitalisten verlustbringend ist. Die Baukosten sind bereits heute auf über das Zehnfache der Vorkriegszeit gestiegen und noch ständig im Steigen begriffen. Das Privatkapital könnte unter diesen Umständen nur dann Wohnungen bauen, wenn sich auch die Mieten für Neuwohnungen in etwa dem gleichen Verhältnis wie die Baukosten steigern ließen. Daran ist natürlich gar nicht zu denken; denn eine tausendprozentige Steigerung der Mieten für Neuwohnungen zöge automatisch eine ähnliche Steigerung der Mieten für alle alten Wohnungen nach sich. Die Folge wären völlig unverdiente Riesengewinne für die Hausbesitzer und eine dauernde, über alles erträgliche Maß hinausgehende Belastung aller Mieter. Denn die neuen Mieten würden natürlich von den Hausbesitzern sofort kapitalisiert, so daß später, wenn infolge einer Höherbewertung unseres Geldes die Preise wieder sinken, die Mieten trotzdem nicht oder nur sehr schwer wieder gesenkt werden könnten.

Diese Erwägungen haben seinerzeit das Reich veranlaßt, zur Abbürdung der Baukostenüberteuerung Baukostenzuschüsse zu gewähren. Vom Reiche, den Ländern und Gemeinden sind für diese Zwecke in den letzten anderthalb Jahren einige Milliarden aufgewendet worden, ohne daß damit etwas Nennenswertes auf dem Gebiet des Neuwohnungsbaus erreicht worden wäre. Die zur Verfügung gestellten Summen waren bei dem sprunghaften Steigen der Baukostenteuerung viel zu dürftig, als daß mit ihnen eine wesentliche Förderung der Neubautätigkeit möglich gewesen wäre. Sollte mit Reichsmitteln auf diesem Gebiet wirklich etwas Durchgreifendes geleistet werden, so wären dafür viele hunderte Milliarden nötig. Diese Summen kann aber das Reich angesichts seiner heutigen Finanzlage auf dem bisher üblichen Wege nicht aufbringen, zumal es sich bei der Baukostenteuerung durchaus nicht nur — wie ursprünglich angenommen wurde — um eine rasch vorübergehende Erscheinung handelt. Und die Länder und Gemeinden sind zum Bau von Neuwohnungen finanziell erst recht nicht in der Lage.

Die Schwierigkeiten der Wohnungsbeschaffung werden noch dadurch vergrößert, daß die herrschende Wohnungsnot in eine Zeit der volkswirtschaftlichen Umgruppierung fällt. Infolge des Kriegsausganges hat die deutsche Industrie einen gewaltigen Rückschlag erlitten, von dem sie sich nur ganz allmählich wieder erholen wird. Hunderttausende Arbeiter aus Handel und Industrie sind und bleiben vermutlich noch auf lange hinaus arbeitslos und müssen auf Kosten der Allgemeinheit erhalten werden, während in der Landwirtschaft ein starker Mangel an Arbeitskräften besteht. Es ist ein Gebot unserer Selbsterhaltung, daß die in den Städten überflüssig werdenden Arbeitskräfte, die ja zum großen Teil vom Lande stammen, wieder aufs Land verpflanzt werden und daß mit ihrer Hilfe die landwirtschaftliche Produktion gesteigert wird, die in den letzten Jahren infolge des Mangels an Arbeitskräften und aus anderen Gründen aufs empfindlichste zurückgegangen ist. Es ist dies um so notwendiger, als dem deutschen Volke die

Einfuhr der fehlenden Nahrungsmittel infolge des schlechten Valutastandes nur zum kleinen Teile möglich ist. Wenn aber städtische Arbeitskräfte aufs Land verpflanzt werden sollen — die Nachfrage nach Siedlungsland ist außerordentlich groß —, so müssen draußen Heimstätten gebaut werden, in denen sich die Bewohner wohl fühlen und in denen wieder ein junges, starkes und gesundes Geschlecht heranwachsen kann. Die außerordentlich hohen Überteuerungskosten für den Bau der Heimstätten können aber nicht die Heimstätter selbst tragen, die ja in den meisten Fällen ganz oder fast ganz mittellos sind. Die Kosten können auch nicht von den finanziell meist sehr leistungsschwachen Landgemeinden getragen werden, sondern hier kann nur die Volksgesamtheit helfen. Sie ist für das Wohlergehen ihrer einzelnen Glieder verantwortlich, und ihr kommt letzten Endes die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung, die Verringerung der städtischen Arbeitslosigkeit und die wirtschaftliche, politische, körperliche und moralische Wiedergesundung unseres Volkes zugute.

Aus diesen Tatsachen und Erwägungen ergibt sich der Gedanke der Sozialisierung des Wohnungswesens mit zwingender Notwendigkeit. Es fragt sich nur, ob für die Inangriffnahme und Durchführung der Sozialisierung geeignete Formen zu finden sind.

Darüber, auf welchem Wege die Sozialisierung des Wohnungswesens praktisch durchgeführt werden kann, gehen heute die Ansichten bei den Anhängern des Sozialisierungsgedankens noch auseinander. Innerhalb der Sozialdemokratie hat wohl bis jetzt fast allgemein die Ansicht gegolten, daß das Wohnungswesen verstaatlicht oder kommunalisiert werden müsse. Besonders den Gemeinden wies man die Aufgabe nicht nur der Wohnungspflege, sondern auch der Wohnungsherstellung zu. In diesem Sinne habe auch ich mich auf dem vorjährigen Verbandstag des Deutschen Bauarbeiterverbandes als Referent zum Punkt »Sozialisierung« geäußert. Ich dachte dabei nicht an einen plötzlichen Übergang des gesamten Haus- und Grundbesitzes in das Eigentum von Staat und Gemeinden — dazu scheint mir der Haus- und Grundbesitz heute noch allzusehr zersplittert —, sondern mehr an eine organische Entwicklung. Staat und Gemeinden sollten den Wohnungsbau durch die Unterstützung von Genossenschaften fördern und — hauptsächlich für ihre Beamten und Arbeiter, aber auch für die Allgemeinheit — auf eigene Rechnung Wohnungen bauen. Dementsprechend wurde vom Verbandstag des Bauarbeiterverbandes auch die möglichst rasche Inangriffnahme des Kleinwohnungsbaus durch Staat und Gemeinden sowie die Enteignung des für den Kleinwohnungsbau und für die Neuanlage staatlicher oder kommunaler Industriebauten nötigen Geländes gefordert.

Nun ist diese Forderung, so bescheiden sie auch ist, sicher leichter aufzustellen als durchzuführen. Denn wenn Staat und Gemeinden nicht die Mittel zur Gewährung von Baukostenzuschüssen haben, so fehlen sie ihnen natürlich erst recht zum Bau von Häusern auf eigene Rechnung. Es bliebe somit nur übrig, daß zur Förderung der staatlichen und kommunalen Neubautätigkeit besondere Steuern erhoben würden. Derartige Vorschläge sind auch schon im Jahre 1916 gemacht worden. Stadtbaurat Dr. Wagner in Schöneberg wollte damals die Mittel für die Baukostenzuschüsse durch das Reich mit Hilfe einer Mietesteuer aufbringen lassen. Von jeder noch zu normalen Preisen erbauten Wohnung sollte eine Steuer in solcher Höhe erhoben

werden, daß damit die gesamte Überteuerung für die notwendigen Neubauten gedeckt und alte und neue Wohnungen annähernd zum gleichen Preise vermietet werden könnten. Dieser Gedanke hat viel für sich. Die Mieter der vorhandenen Wohnungen fahren bei Erhebung einer solchen Abgabe an den Staat sicher immer noch besser, als wenn der Staat den Wohnungsbau und die Preisentwicklung ganz dem freien Spiel der Kräfte überließe. Denn wie sich überall auf dem Warenmarkt die Preise nach Angebot und Nachfrage richten, so kletterten sicher ohne staatliches Eingreifen auch auf dem Wohnungsmarkt die Preise so lange in die Höhe, bis das Bauen wieder rentabel würde, das heißt, bis sie den heutigen Baukosten entsprächen. Das ist zu vermeiden, wenn auf alle vorhandenen Wohnungen eine verhältnismäßig geringe Abgabe umgelegt und mit ihr der Wohnungsbau durch Staat und Gemeinden gefördert wird.

Einen weitergehenden Vorschlag, der aber das gleiche Ziel verfolgt, hat im vorigen Jahre der badische Landeswohnungsrat Dr. Hans Kampffmeyer gemacht. Er lehnt die Verstaatlichung und Kommunalisierung des Wohnungswesens ab und schlägt an ihrer Stelle die Bildung großer Selbstverwaltungskörper aus Mietern und Hausbesitzern vor, die als öffentlich-rechtliche Körperschaften Träger der Vergesellschaftung des gesamten Wohnungswesens werden und als solche auch für Finanzierung der erforderlichen Neubautätigkeit sorgen sollen. Es schweben ihm bei diesem Vorschlag einerseits die freien Baugenossenschaften, die für ihre Mitglieder Wohnungen bauen, und andererseits die Träger unserer Sozialversicherung: die Landesversicherungsanstalten usw., als Muster vor. Ähnlich wie die Träger unserer Sozialversicherung als Körperschaften des öffentlichen Rechts bei Krankheit, Unfällen usw. für die Mitglieder dieser Zwangsgenossenschaften sorgen, sollen auch die zu schaffenden Selbstverwaltungskörperschaften auf dem Gebiet des Wohnungswesens für ihre Mitglieder sorgen. Im einzelnen ist der Plan Kampffmeyers kurz wie folgt gedacht:

Der Staat soll auf gesetzlichem Wege alle Mieter, ferner die Inhaber von Heimstätten und die Besitzer von Eigenhäusern mit einem Mietwert von mehr als 1000 Mark zu öffentlich-rechtlichen Körperschaften zusammenschließen und diesen Körperschaften die Verwaltung aller Mietwohnungen und aller für den städtischen Wohnungsbau und für ländliche Siedlungen notwendigen Grundstücke übertragen. Ausgenommen sollen von der Verwaltung durch öffentlich-rechtliche Verbände nur sein: die Wohnungen und Betriebsgebäude der Landwirte, die landwirtschaftlich benutzte Bodenfläche, soweit sie nicht als Bau- und Siedlungsland benötigt wird, sowie die gewerblichen Betriebsgebäude und die damit verbundenen Wohnungen der Betriebsinhaber und der im Betrieb wohnenden Dienstpersonen. Ferner sollen aus wichtigen Gründen einzelne Wohnungen, Häuser und ganze Grundstücke von der gemeinsamen Verwaltung ausgenommen werden können, ebenso ganze Gemeinden, in denen weniger als die Hälfte der Einwohner in Miete wohnen und ein Bedürfnis nach Neubauten nicht besteht.

Das Eigentum an den Häusern und Grundstücken soll zunächst noch den heutigen Besitzern verbleiben. Jedoch sollen die Selbstverwaltungskörperschaften — von denen für jeden Kreis oder Amtsbezirk unter dem Namen »Heimstättenbezirk« e i n e zu errichten wäre — das Recht erhalten, Wohnhäuser zum Ertragswert, sowie Bau- und Siedlungsland zum wirtschaft-

lichen Nutzungswert freihändig zu erwerben. Ferner sollen die Heimstättenbezirke auf alle für den Wohnungsbau und für Siedlungszwecke notwendigen Grundstücke das Vorkaufsrecht haben und die Enteignung von Häusern und Grundstücken beantragen können, wenn dies zur Durchführung ihrer Aufgaben notwendig ist. Ein solcher Antrag kann nach dem Vorschlag nur abgelehnt werden, wenn die Ablehnung nachweislich im öffentlichen Interesse liegt.

Diese Bestimmungen sollen den Körperschaften des öffentlichen Rechts die Möglichkeit geben, allmählich das gesamte private Eigentum an Miethäusern und Siedlungsland durch Kauf oder Ablösung in ihren Besitz zu bringen. Solange die Häuser und Grundstücke noch im Besitz ihrer bisherigen Eigentümer verbleiben, soll diesen für die Entziehung der Nutznießung eine Entschädigung (Rente) gezahlt werden. Als Grundlage für diese Rente sollen die Mieten vom Juli 1914 dienen, von denen ein auf Grund der Friedensverhältnisse zu berechnender Betrag für Instandhaltungs- und Betriebsunkosten sowie eine Umlage nach Maßgabe der insgesamt entstehenden Mietausfälle abgezogen werden soll.

Der Heimstättenbezirk soll die Pflicht haben, für genügend gute und gesunde Wohnungen zu sorgen und die nötigen Neuwohnungen zu errichten. Alle Funktionen, die jetzt der einzelne Hausbesitzer hat: die Einziehung der Mieten, die Wohnungsverwaltung, die Ausführung der notwendigen Reparaturen, die Tragung der Betriebsunkosten und Mietausfälle, sollen auf den Heimstättenbezirk übergehen. Die Kosten, die dem Heimstättenbezirk aus der Durchführung seiner Aufgaben entstehen, soll er im wesentlichen aus dem Ertrag der Mieten decken. Zur Deckung der Kosten für Neubauten, Sanierungen und Mietnachlässe an kinderreiche Familien soll jeder Mieter einen Zuschlag zur Miete zahlen, der auch von den Hausbesitzern für ihre eigene Wohnung zu leisten ist. Als Sicherheit für den Heimstättenbezirk und zur Ansammlung genügender Betriebsmittel soll jedes Mitglied des Heimstättenbezirks außerdem mindestens einen unverzinslichen Heimstättenanteil von 100 Mark übernehmen, jedes Zwangsmitglied aber so viel Anteile, daß durch sie mindestens die Hälfte des jährlichen Mietwerts ihrer Wohnung gedeckt wird. Die Heimstättenanteile sollen von einem Bezirk auf den anderen übertragbar sein und bei Übersiedlung eines Mitglieds in einen anderen Bezirk auf dessen Ersuchen binnen einer Woche an diesen überwiesen werden.

Die einzelnen Heimstättenbezirke sollen sich nach unten in Heimstättengemeinschaften und Heimstättengruppen gliedern und nach oben ihren Zusammenschluß finden in den Landes- oder Provinzialheimstättenverbänden, die bei reichsgesetzlicher Regelung der Frage wieder ihre Spitze fänden im Reichsheimstättenverband. Alle diese Körperschaften sollen die freieste Selbstverwaltung haben, ihre Leiter sollen auf Grund eines demokratischen Wahlrechts gewählt werden.[1]

[1] Näheres darüber siehe: Dr. P. Kampffmeyer, »Wohnungsnot und Heimstättengesetz«, 6. Heft der Schriften zur Wohnungsfrage. Herausgegeben vom Badischen und Württembergischen Landeswohnungsverein. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. Ferner: A. Ellinger: »Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens«. Hamburg 25, Verlag Deutscher Bauarbeiterverband.

Einen ersten, wenn auch unter dem Einfluß der Zechenherren noch recht zaghaften Schritt auf dem Wege zur Sozialisierung des Wohnungswesens hat die Reichsregierung getan mit ihren Maßnahmen zur Errichtung von Bergarbeiterheimstätten, in dem sie die Überteuerungskosten für die zu bauenden Heimstätten durch einen Aufschlag auf die Kohlenpreise aufbringen und das Eigentum an den Heimstätten gemeinnützigen Bauvereinigungen übertragen will. Man muß verlangen, daß sie auf diesem Wege rascher und entschiedener als bisher fortschreitet, und daß sie insbesondere auch das ländliche Siedlungswesen durch Sozialisierungsmaßnahmen tatkräftig zu fördern sucht. (Schluß folgt)

## Die Berufsbildung der Verwaltungsbeamten

Von Wilhelm Guske

Nach den Behauptungen der Deutschnationalen Partei und ihres Anhanges wird die stetig wachsende Unzufriedenheit des deutschen Volkes zum erheblichen Teil dadurch hervorgerufen, daß die jetzigen führenden Männer in der öffentlichen Verwaltung nicht die zunftmäßige Berufsbildung nachweisen können. Auch in den Putschtagen hörte man als eine der ersten Forderungen: Besetzung der Ministerien mit Fachleuten. Das Junkertum und seine Freunde haben sich zwar in Zunftschwärmereien immer hervorgetan. Diese waren aber nur ein Mittel, jene Kreise für die Junkerverehrung zu begeistern, die kein rechtes Verständnis für die neuzeitliche wirtschaftliche Entwicklung sich zu bilden vermochten. Für die Zunft der Verwaltungsbeamten fand man bei den Junkern jedoch nur so lange Hochschätzung, als diese den Forderungen der Reaktion ihre willige Unterstützung lieh. Seit dem 9. November 1918 ist diese Hauptsäule der junkerlichen Macht nun sehr ins Wanken gekommen. Die unteren und ein Teil der mittleren Beamten sind in das Lager der demokratischen Parteien übergegangen, und ferner sind manche der einst leitenden Beamten des alten Obrigkeitsstaats durch Vertreter der Arbeiterschaft und der anderen Regierungsparteien ersetzt worden.

Wenn man auch annehmen darf, daß die Parteiführer der Deutschnationalen sich völlig bewußt sind, daß die gegenwärtige Unzufriedenheit weiter Volksschichten sachlichen Ursprungs und eine Folge des verlorenen Krieges ist, so wird man doch nicht die Wirkung dieser agitatorischen Hetze mit der Behauptung der ungeeigneten Berufsbildung unserer neuen Verwaltungsbeamten gering einschätzen dürfen. Man muß in Betracht ziehen, daß die schweren Zeiten für das deutsche Volk noch nicht vorüber sind. Die materielle Not verschafft jeder Art Kritik der jetzigen Träger der öffentlichen Verwaltung eine günstige Aufnahme. Es wäre also zu untersuchen, ob der Vorwurf der Deutschnationalen berechtigt ist, die mangelhafte Berufsbildung der an der neuen Regierung in die führenden Stellen berufenen Männer mache die Durchführung der gegenwärtigen Staatsaufgaben unmöglich.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die führenden neuen Männer, insbesondere die Minister, die ihnen von der Gegenwart gestellten Aufgaben gar nicht durchführen können, selbst bei größter persönlicher Leistungsfähigkeit, solange ihnen hierzu ein Beamtenkörper zur Verfügung steht, der zum

größten Teil aus den Anhängern des alten Regimes besteht. Deutschland ist zugrunde gerichtet durch die Fehler des Militarismus und des Assessorismus. Beide Denkarten haben in völliger Verkennung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge zu einer Weltfremdheit geführt, die jedes Maß menschlicher Einsicht zur Beurteilung der Zeichen der Zeit vermissen ließ. Der Militarismus führte zu jenem Machtdünkel, der glaubte, daß am deutschen Wesen die ganze Welt genesen werde. Der Assessorismus glaubte alle Fragen, die durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte aufgeworfen waren, vom »grünen« Tisch aus lösen zu können. Das deutsche Volk steht jetzt vor der schweren Aufgabe, die Einflüsse des Militarismus und Assessorismus aus dem öffentlichen Leben zu beseitigen. Solange nicht die restlose Beseitigung gelingt, wird die ruhige Aufwärtsentwicklung der Republik nicht eintreten können. Wie gefährlich der Bund zwischen Militarismus und Assessorismus der Republik werden kann, hat der deutschnationale Putsch der Kapp-Lüttwitz bewiesen. Der deutsche Militarismus und der Assessorismus bilden auch die Kraftquellen der monarchistischen Bewegung. In ihr sprechen die Gefühle der Dankbarkeit wesentlich mit, denn unter der Monarchie erfreuten sich der Militarismus und der Assessorismus der denkbar größten Förderung. Infolge dieser einseitigen Bevorrechtung behielt der Assessorismus auch noch seine überragende Bedeutung zu einer Zeit, als er selbst schon seine eigene dringende Reformbedürftigkeit erkannt hatte.

Die Reformbedürftigkeit der Berufsbildung der Verwaltungsbeamten wurde selbst von den größten Verehrern der Zunft des Assessorismus mehr und mehr anerkannt. Hier ging es aber ähnlich wie mit der Reform der inneren Verwaltung. Sie wurde ebenfalls fast allseitig anerkannt; aber eine wirkliche Inangriffnahme der Reform wurde von den früheren Machthabern immer wieder verhindert durch die Bedenken, daß eine wirkliche Reform mit der Preisgabe ihrer Klassenvorrechte verbunden sein werde. Infolge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte waren der Verwaltung so völlig veränderte Aufgaben zugefallen, daß die in vornehmer Zurückgezogenheit unter sorgsamster Pflege der Gepflogenheiten des Korpsstudententums getätigte Ausbildung der Verwaltungsbeamten einen immer größeren Abstand zwischen beruflicher Leistung und Anforderung zur Folge hatte. In der Begründung zu der Gesetzesvorlage über die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst im Jahre 1903 (1906 wurde die Vorlage Gesetz) sagten die preußischen Minister unter anderem: »Daneben darf nicht außer Betracht bleiben, daß die wichtigen Aufgaben, welche der Verwaltung in steigendem Maße aus der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erwachsen, Ansprüche an die Initiative und Tätigkeit der Verwaltungsbeamten stellen, für welche die mehr nach der formalen Seite hinneigende juristische Ausbildung nicht ausreicht, vielmehr eine besondere Vorbildung vorausgesetzt werden muß, die nur auf der Grundlage eines eigens gearteten Ausbildungsganges unter besonderer Pflege der Staatswissenschaften und des volkswirtschaftlichen Denkens gewonnen werden kann.«

Die Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten erfolgt in Preußen nach dem Gesetz vom 11. März 1879 und nach dessen Ergänzungen vom 30. November 1883, 16. Juni 1887, 3. Juli 1891 und 10. August 1906. Die

anderen Bundesstaaten haben ähnliche Bestimmungen erlassen. Die Anwärter der Verwaltung haben zunächst drei Jahre Rechtswissenschaft an einer Universität zu studieren und die erste juristische Prüfung nach Maßgabe des Gesetzes vom 6. Mai 1869 abzulegen. Nach bestandener Prüfung erfolgt eine neunmonatige Beschäftigung als Gerichtsreferendar bei den ordentlichen Gerichten. Nach einer dreieinvierteljährigen Vorbereitungszeit bei den Regierungen wird die zweite Prüfung für höhere Verwaltungsbeamte abgelegt, worauf die Ernennung zum Regierungsassessor erfolgt. Die Stellen der Mitglieder und Abteilungsdirigenten bei den Regierungen, der Mitglieder der Verwaltungsgerichte und Oberzolldirektionen, der Hilfsarbeiter bei den Ober- und Regierungspräsidenten und der Landräte waren den Regierungsassessoren ausschließlich vorbehalten. Der in der Begründung des Gesetzes von 1906 geforderten besseren Vorbildung der Verwaltungsbeamten wurde angeblich dadurch Rechnung getragen, daß der Vorbereitungsdienst bei den ordentlichen Gerichten von zwei Jahren auf neun Monate verkürzt und der bei den Verwaltungsbehörden entsprechend von zwei Jahren auf dreieinviertel Jahr verlängert wurde. Das eigentliche Berufsstudium der Verwaltungsbeamten an der Hochschule und dessen Abschlußprüfung aber war seit dem Jahre 1869 fast nicht geändert worden. Der Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg Geheimer Regierungsrat W. Franz sagt in einem Artikel (»Juristische Vorbildung und Auslese der Verwaltungsbeamten in Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland«, von Dr. A. Bozi und Dr. H. Heinemann, Stuttgart 1916, Verlag von Enke): »Tatsächlich unterscheidet sich nach den Ausführungen einsichtiger Männer das Universitätsstudium der Gerichtsjuristen von dem des Verwaltungsbeamten nicht im geringsten. Die Rechtspflege und die Verwaltung haben ein und dasselbe Studium. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gibt es für die Verwaltung kein Berufsstudium mehr. In einem Lande, in dem man mit beispiellosem Aufwand an Mühen, Arbeit und Geldmitteln für jede Berufstätigkeit Schulen und Unterrichtseinrichtungen aller Art geschaffen hat, ist der wichtigste Berufsstand, der der höheren Verwaltung, ohne akademische Berufsschule geblieben.«

Und über die Art des juristischen Studiums an den Universitäten sagt W. Franz in dem erwähnten Artikel: »Es ist eine Tatsache, daß ein ungewöhnlich großer Teil der juristischen Studentenschaft an ihrer selbstgewählten Wissenschaft nur ganz geringes Interesse hat. An fast allen Universitäten bleibt ein Drittel bis die Hälfte der juristischen Studentenschaft dem offiziellen Unterricht zeitweise ganz fern, um sich dann in einem sogenannten Einpaukerunterricht für die erste juristische Prüfung vorzubereiten.«

Auch Geheimrat Professor Dr. Zitelmann (Bonn) sagt über diesen Zustand in der »Deutschen Juristenzeitung« vom 1. Mai 1909: »Vor allem — man muß hier wieder einmal laut werden — verfehlen die juristischen Fakultäten als Lehranstalten heute ihren wesentlichen Zweck, da die Studierenden in großer Zahl, ja ich fürchte sagen zu müssen, in der Mehrzahl von den Lehreinrichtungen und Lehrmitteln der Universität keinen oder nur mangelhaften Gebrauch machen. Auf der einen Seite mit großem Geldaufwand erhaltene und mit Lehrmonopol ausgestattete staatliche Lehranstalten, die nicht benutzt werden, auf der anderen Seite staatlich nicht anerkannte,

außerhalb der Universität stehende Vorbereitungskurse, in denen die jungen Juristen ihre Bildung suchen.«

Für die Übernahme der Gerichtsreferendare in die Verwaltung soll zwar der Nachweis eines staatswissenschaftlichen Studiums (neben dem des rein juristischen) Vorbedingung sein. Dieses Studium soll nach § 2 des Regulativs vom 30. November 1883 die Volks- und Staatswirtschaftslehre (Nationalökonomie und Finanzwissenschaft) sowie das Staats- und Verwaltungsrecht umfassen und ist durch das Universitätsabgangszeugnis nachzuweisen, kann aber hinsichtlich einiger Disziplinen, für welche dieser Nachweis nicht zu erbringen ist, auch durch glaubhafte Zeugnisse dargetan werden (Runderlaß der Minister des Innern und der Finanzen vom 25. Mai 1882, Mitteilungsblatt, S. 169). Professor Franz sagt von dieser Bestimmung, daß sie nur zum geringsten Teil befolgt wird und praktisch bedeutungslos geblieben ist. Auch von einer Verlängerung des Studiums wird keine Verbesserung der Vorbildung für Verwaltungsbeamte erwartet. Professor Franz weist darauf hin, daß bei der Behandlung dieser Fragen in der Fachpresse und im Preußischen Landtag wiederholt dargelegt worden ist, daß die als Verwaltungsbeamte tätig gewesenen Politiker in einer Verlängerung des Studiums nur eine Verlängerung der zu »verbummelnden« Semester erblickten und sie daher ablehnten.

Wenn man diese Urteile von Sachkennern über die bisherige Vorbildung der Verwaltungsbeamten zusammenfaßt und dabei noch die sonderbare Auslese der Anwärter durch die früheren Machthaber betrachtet, so wird man feststellen können, daß die Deutschnationalen und ihre Gefolgsleute durchaus kein Recht haben, sich berufen zu fühlen, die unter ihrem Regime ausgebildeten Verwaltungsbeamten als die Träger besonderer Staatskunst zu bezeichnen. Nach einem durchaus unzureichenden Universitätsstudium wurden die Anwärter für den höheren Verwaltungsdienst von den Regierungspräsidenten nach eingehender Prüfung der gesellschaftlichen und politischen Zuverlässigkeit für den Vorbereitungsdienst angenommen. Welche Gesichtspunkte bei dieser Zuverlässigkeitsprüfung ausschlaggebend waren, wird man begreifen, wenn man berücksichtigt, daß am Ende des Krieges von 12 Oberpräsidenten 10 adlig waren, von 37 Regierungspräsidenten 26 und von 483 Landräten 248 (T. H. in der »Hilfe« vom 7. Dezember 1918). Der adlige Name und Zugehörigkeit zum Korpsstudententum waren die besten Merkmale, die berufliche Geeignetheit zu erweisen. Während der Vorbereitungszeit als Regierungsreferendar hatte der zukünftige Verwaltungsbeamte auch keine Gelegenheit, jene Kräfte kennenzulernen, die ziel- und zwecksetzend für die Aufgaben der Verwaltung geworden waren. Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat der Verwaltung besonders die Pflege und die Förderung sozialer Interessen zugewiesen. Aber in den Amtsstuben der Regierungen waltete nur die Bureaukratie. Ursache und Wirkung aller Maßnahmen, die zur Regelung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen von der Verwaltung vorbereitet oder ausgeführt werden, kann man dort nur aus den Akten kennenlernen. Hier muß ferner beachtet werden, daß die Pflichten des Korpsstudenten diesem verbieten, sich mit den Fragen der Parteipolitik zu beschäftigen. Da nun der Korpsstudent sich nicht mit Politik beschäftigen darf, kommt er auch zu keinem selbständigen eigenen Urteil. Seine politischen Anschauungen über-

nimmt er von den Führern oder Vorbildern seines Korps. Diese »Alten Herren« des Korps sind aber ebenfalls in reaktionärer Lebensanschauung aufgewachsene Persönlichkeiten. Sie haben das Bestreben, die Jugend in denselben Anschauungen zu erhalten, unter denen sie im Staat Regierungsrat, Landrat, Präsident usw. geworden sind. Die Korpsstudenten schlossen sich daher dem politischen Denken der »Alten Herren« vollständig an und legten dadurch geeignete Grundlagen für ihr späteres Fortkommen, indem sie schon vom Beginn ihrer Studentenzeit versuchten, sich Konnexionen zu schaffen. Eigene Überzeugungstreue ließ sich zwar dadurch nicht pflegen; aber das war ja auch zum Karrieremachen nicht notwendig. Dafür sorgte das Wohlwollen der hochgestellten »Alten Herren«.

Wenn dann nach Beendigung der Vorbereitungszeit das Staatsexamen bestanden worden war, verfügte der Regierungsassessor über das ganze Rüstzeug der Verwaltungswissenschaft, um jeder Anforderung gerecht zu werden. Er hatte jetzt freien Zutritt zu dem Allerheiligsten des Zunfttempels. Das ganze Werden eines Regierungsassessors erfolgte also unter vollständiger Trennung von dem Leben und Wirken des Volkes. Die Fehler dieses Abgeschlossenseins der Verwaltungsbeamten während ihrer Vorbereitungs- und Ausbildungszeit konnten auch nicht wieder wettgemacht werden bei der eigentlichen Berufstätigkeit. Hier liegt wohl die Hauptursache des Aufkommens der Erscheinung »des Regierens vom grünen Tisch«. Die Tätigkeit des Verwaltungsbeamten trägt nicht das Mittel der Selbstberichtigung in sich wie die der meisten anderen Berufe. Die Wirkung der Handlungen der anderen Berufe tritt meist unmittelbar in Erscheinung. Falsche Maßnahmen können daher berichtigt werden. Anordnung und Ausführung sind nach Raum und Zeit wenig getrennt. Bei der Verwaltung liegen die Verhältnisse aber sehr verwickelt. Die Wirkung der Anordnungen tritt in den meisten Fällen gar nicht unmittelbar in Erscheinung. Auftretende Fehler lassen nicht immer in kurzer Zeit erkennen, ob sie fachtechnischen Ursprungs oder durch fahrlässiges persönliches Verhalten entstanden sind. Durch entstandene Fehler wird aber immer mehr oder weniger die Öffentlichkeit berührt. Daher setzt meist die Kritik ein. Nicht selten tritt zwar bei dieser Kritik auch viel Oberflächlichkeit zutage; aber trotzdem wird von allen Seiten zugegeben werden müssen, daß heute zwischen öffentlicher Verwaltung und Volksmeinung eine starke Kluft besteht. Doch wenn von den Deutschnationalen und ihren Freunden behauptet wird, diese Kluft könnte überbrückt werden, wenn nur wieder mehr Fachleute in die Verwaltung berufen würden, so liegt hier entweder eine agitatorische Absicht oder Unvermögen der persönlichen Erkenntnis vor. *Nicht zu wenig, sondern zu viel Fachleute des alten Systems sitzen heute noch in der Verwaltung.* Der Kapp-Lüttwitz-Putsch hat erneut bewiesen, wie wenig geeignet die angeblichen Fachleute des alten Systems sind, die Aufgaben der Verwaltung nach den gegenwärtigen Forderungen zu erfüllen. Die ungeheuren Opfer, die das deutsche Volk heute zu bringen hat, sind zum weitaus größten Teil nur die Folgen der Politik der verpaßten Gelegenheiten — sowohl der inneren wie der äußeren Verwaltung.

Die Demokratisierung der Verwaltung ist zum größten Teil eine Personenfrage. Ihre Durchführung wird voraussichtlich noch eine längere Übergangszeit gebrauchen. In dem Grade, wie die Anforderungen an die Ver-

waltungsbeamten sich vermehrt haben, haben sich die fachlichen Ausbildungsmöglichkeiten vermindert. Bei der Berufung der leitenden Verwaltungsbeamten wird daher nicht die bisherige Form der Auslese angewendet werden dürfen. Diese Auslese erfolgte auf Grund eines Nachweises, den zu führen ein Vorrecht des Geldbeutels war. Für die schulmäßige Ausbildung der Verwaltungsbeamten wird die durch Überlieferung und Vorurteil weit überschätzte juristische Vorbildung fallengelassen werden müssen. Die für die praktisch gestaltende Tätigkeit notwendige Veranlagung der Verwaltungsbeamten wird durch die juristische Schulung fast gar nicht gefördert. Schon vor dem Kriege sind Verwaltungsschulen, Fortbildungskurse usw. eingerichtet worden, um diese Lücken zu beseitigen. Bis zur endgültigen neuzeitlichen Regelung der Hochschulbildung werden diese Versuche fortgesetzt werden müssen.

Wenn auch die Führer der Arbeiterschaft, die in die höheren Stellen der Verwaltungsbeamten berufen worden sind, nicht den zunftmäßigen Berechtigungsschein besitzen, so haben die bisherigen Männer des alten Systems doch sicherlich kein Recht, von ihnen besondere Leistungen zu fordern; denn trotz aller Zunftfähigkeit haben sie unter den günstigsten Voraussetzungen nicht einmal die Zeichen der Zeit richtig beurteilt. Die jetzigen führenden Verwaltungsbeamten sind durch die Schule der Demokratie gegangen. Diese bietet weiteste Möglichkeit zur Vertiefung des Wissens durch die Erfahrung. Die Demokratie zwingt jeden Volksgenossen, besonders aber die Führer, die Einwände nach allen Seiten zu prüfen, und führt dadurch zur Selbständigkeit des Urteils. Die Arbeiterschaft darf sich daher durch die Forderung der Berufung sogenannter Fachleute nicht beirren lassen. Sie muß dafür Sorge tragen, daß die Männer ihres Vertrauens zur Wahrnehmung der Staatsgeschicke berufen werden. Die so vielgerühmte Fachausbildung ist sehr oft weiter nichts als ein Mantel des einseitigsten Klassenvorrechts. In der Verwaltung dürfen nicht die Gedanken der Zunft, sondern müssen die der Demokratie zur Durchführung gebracht werden. Wohin die Zunftüberschätzung führen kann, hat der Krieg bewiesen. Wenn es auch in den Ländern der Entente an Zunftverehrung nicht gefehlt hat, so sind dort doch die Zunftmilitaristen, -diplomaten und -verwaltungsbeamten nicht so ganz unter sich geblieben wie in Deutschland. Die Demokratie hatte dort immerhin für eine gewisse zeitgemäße Auslese gesorgt.

## Referendum und Volksinitiative

Von Arie Willem Ijzerman (Haag)

II

Neben den schon im ersten Artikel genannten werden gegen das Referendum noch folgende Einwände erhoben:

1. Die große Majorität der Stimmberechtigten wird oft keine oder nur geringe Einsicht haben in die Sache, worüber sie entscheiden soll.[6] Mancher

[6] Demgegenüber wird oft angeführt, es sei unlogisch, dem Volke die Urteilsfähigkeit über ein Gesetz abzusprechen, während das Volk eine weit schwierigere Aufgabe zu lösen hat bei den Wahlen, wo es nicht über eine einzige Sache urteilen soll, sondern über Personen (deren Fähigkeiten, Gesinnung usw.), politische Prinzipien größter Tragweite und vielumfassende Programme. Dieser Einwand ist unseres Erachtens nicht stichhaltig. Bei den Wahlen sind die persönlichen Quali-

wird den Entwurf gar nicht durchsehen, weil es ihm an der dazu erforderlichen Muße, Luft oder Bildung fehlt. Vermutlich hat nur ein recht geringfügiger Teil der schweizerischen Bürger, die 1900 das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz ablehnten, die etwa 400 Artikel desselben gelesen. Dieser Nachteil wird dadurch nur gemildert, nicht behoben, daß der Bürger mittels Zeitungen usw. sich von dem Hauptinhalt unterrichten kann. Und mancher, der die Vorlage von A bis Z buchstabiert hat, wird daraus ebensowenig klug werden wie die Katze aus der Bibel. Ist auch der Text ihm vielleicht keine Abrakadabra, so wird es ihm dennoch öfters unmöglich sein, sich über die Tragweite des Gesetzes ein Urteil zu bilden. Während im Parlament eine ausführliche Diskussion jeder Abstimmung vorhergeht und also jedes Mitglied die Pro- und Kontra-Argumente in Hülle und Fülle genossen hat, wird das Urteil des Bürgers, der sich an einer Volksabstimmung beteiligt, nicht durch eine solche gründliche Diskussion aufgeklärt und vertieft. Diesem Übelstand kann nur einigermaßen durch die Presse, Volksversammlungen usw. abgeholfen werden; ein bedeutender Teil der Bürger wird keinen oder nur einen einseitigen Aufschluß erhalten. Deshalb hat man bisweilen in einigen schweizerischen Kantonen jeder Vorlage eine offizielle Erläuterung beigefügt. Diese Methode birgt aber die Gefahr in sich, daß mittels solcher Erläuterungen die Abstimmung in bestimmter Richtung beeinflußt wird. Ein besseres System ist der sogenannte Oregon-Plan, zuerst 1903 im amerikanischen Staate Oregon angewendet. Jeder Stimmberechtigte erhält mit dem Text der Vorlage die von Befürwortern und Gegnern angeführten Argumente. Um alle Bürger mit seinen Argumenten bekanntzumachen, braucht jede Person, Gruppe oder Partei nur eine Darlegung ihrer Argumente dem Staatssekretär zu übergeben und die Ausgaben für Papier und Abdrucke zu zahlen. Der Staat zahlt die Kosten des Einbindens und der Verteilung.

2. Das Referendum hat die Tendenz, das Verantwortlichkeitsgefühl der Volksvertreter abzuschwächen, indem die endgültige Entscheidung und mithin die Verantwortlichkeit dem Volke zufällt.

Dieser Einwand scheint mir von geringer Bedeutung, denn auch beim Bestehen des Referendumrechts verbleibt die endgültige Entscheidung über die meisten gesetzgeberischen Maßregeln der Volksvertretung, und der Umstand, irgendeine Entscheidung könne durch eine Volksabstimmung rückgängig gemacht werden, verringert kaum die Verantwortlichkeit.

3. Das (fakultative) Referendum verschafft jeder Minorität die Möglichkeit, das Zustandekommen von Reformen zu verzögern. Dieser Gefahr können aber Schranken gesetzt werden, indem man den zur Referendumsanfrage erforderlichen Prozentsatz der Stimmberechtigten nicht zu niedrig festsetzt. Kleinere Majoritäten, denen die schädlichen Folgen eines Mißbrauchs des Referendums für Parteizwecke vielleicht gleichgültig sein könnten, werden dann nur ausnahmsweise die erforderte Zahl der Unterschriften aufzubringen vermögen.

4. Die Volksabstimmungen sind kostspielig. Zwar sind in der Schweiz die Kosten für den Staat nicht gerade hoch, aber die Kosten für die Par-

täten der Kandidaten von untergeordneter Bedeutung, und auch der Durchschnittsbürger kann recht wohl entscheiden, welche Prinzipien und Programme ihm am meisten zusagen, ohne deshalb fähig zu sein, die Tauglichkeit eines Gesetzes zu beurteilen.

keien, besonders wenn es sich um ein scharf umstrittenes Gesetz handelt, können beträchtlich sein. Parteien, die nicht über ergiebige Finanzquellen verfügen, können daher durch einige bald aufeinanderfolgende Referenda in eine mißliche Lage kommen. Etwas billiger für die Parteien, doch weit kostspieliger für den Staat wird das Referendum bei Anwendung des Oregon-Plans. Unter Anwendung dieses Systems würden die Ausgaben des Staates für jede Volksabstimmung in Deutschland auf 20, 30 oder gar 40 Millionen Mark zu veranschlagen sein.

5. Das Referendum hat die Tendenz, die politische Schulung des Volkes zu hemmen, den Einfluß und den Zusammenhang der Parteien abzuschwächen. Indem das Referendumsrecht die Bedeutung der Wahlen vermindert, kann es die Beteiligung am Wahlkampf ungünstig beeinflussen, und während bei den Wahlen jede Partei für ihre Prinzipien, für die kraft dieser verfochtenen Forderungen kämpft, wird beim Referendum gestritten um eine Maßregel, die den augenblicklichen Machtverhältnissen entspricht und gewöhnlich das Ergebnis eines Kompromisses ist. Aufklärung und Vertiefung der Ansichten, Erweckung des Klassenbewußtseins, Stärkung der Organisation wird sich aus den Referendumskämpfen gar nicht ergeben. Auch werden die Volksabstimmungen über spezielle Maßregeln, worüber auch innerhalb einer Partei sich oftmals Meinungsverschiedenheiten zeigen, die Geschlossenheit der Partei abzuschwächen vermögen, indem die Abstimmung jedesmal einen Zankapfel in deren Reihen wirft.

6. Das Referendum hat eine konservative Tendenz, denn das Volk ist meistens konservativer als seine Vertretung. Die Masse des Volkes ist, wenn nicht erschütternde und aufrüttelnde Ereignisse ihr die Unhaltbarkeit des Bestehenden einpauken, Neuerungen abhold und bewegt sich am liebsten in den alten Geleisen. Es wäre Selbsttäuschung, zu glauben, die Masse stände immer auf dem Sprunge, Bastillen zu stürmen. Die Kämpfer für neue Ideen bleiben meistens längere Zeit eine winzige Minderheit, und nur mühsam dringen ihre Gedanken in die Masse ein.

Hätten die Regierungen in vergangenen Jahrhunderten stets dem Volkswillen — oder Volksunwillen — gemäß gehandelt, so wäre auf manchem Gebiet der Fortschritt beträchtlich verlangsamt. Es ist höchst zweifelhaft, sagt Lecky,[7] ob eine Volksabstimmung in England im siebzehnten Jahrhundert die Toleranzakte sanktioniert hätte oder im achtzehnten Jahrhundert die Abschaffung der Todesstrafe für Hexen oder im neunzehnten Jahrhundert die Emanzipation der Katholiken. Und Summer Maine[8] meint, in England wären die Reformation, die Dreschmaschine, der mechanische Webstuhl und der Gregorianische Kalender nicht eingeführt, hätte das Volk darüber zu bestimmen gehabt. Ohne diese Beispiele alle als gleich einleuchtend zu betrachten, müssen wir doch eingestehen, daß sie auf die Möglichkeit eines schroffen Gegensatzes zwischen Demokratie und Fortschritt hindeuten. Solange die geistige Bildung nahezu ein Monopol der herrschenden Gruppen oder Klassen ist und zugleich der Fortgang der Entwicklung deren Interessen förderlich ist, so lange wird die Herrschaft jener Minorität den Fortschritt beschleunigen. Daraus geht jedoch nicht die Minderwertigkeit der Demo-

[7] W. E. H. Lecky, Democracy and Liberty, 1896, I, S. 239.
[8] H. Summer Maine, Popular Government, 1897, 5. Auflage, S. 98.

kratie hervor, sondern nur, daß die Demokratie nicht zu allen Zeiten oder in allen Entwicklungsphasen die beste Regierungsform ist.

In unserer Zeit ist das geistige Monopol der herrschenden — oder bis vor kurzem herrschenden — Klassen zum Teil gesprengt, und überdies widersetzen die Interessen jener Klassen sich auf manchem Gebiet dem Emporsteigen zu höheren Stufen. Bilden auch die Propagandisten des Fortschritts noch immer eine Minorität, so sind sie doch nicht mehr die herrschende Minorität; ihre Ideen finden weit rascher als ehemals Eingang in die Masse, während sie bei den herrschenden Klassen häufig auf hartnäckigen Widerstand stoßen.

Zwischen einem Volk und dessen mittels eines allgemeinen und proportionellen Wahlrechts erwählten Vertretern wird nie ein so großer Unterschied in fortschrittlicher Gesinnung vorkommen, wie in früheren Perioden zwischen dem Volke und dessen lediglich aus einer herrschenden Klasse hervorgekommenen Gebietern. Einen gewissen Unterschied wird es aber dennoch geben, erstens, weil das Bildungsmaß des Durchschnittsabgeordneten jenes des Durchschnittsbürgers überragt; zweitens, weil der Parlamentarismus, wie Kautsky in seiner Schrift über »Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie« ausführlich dargelegt hat, den Einfluß der am wenigsten konservativen Elemente des Volkes auf Kosten der ökonomisch und politisch rückständigsten Elemente verstärkt.

Zur Ansicht, das Volk wäre rückständiger als seine Vertreter, bietet die Geschichte des Referendums manche Bestätigung. Zum Beispiel in der Schweiz die Ablehnung der radikalen Bundesverfassungsrevision 1872, des Zündholzmonopols 1885, der Kranken- und Unfallversicherung 1900; in Australien die zweifache Ablehnung 1911 und 1913 einer von der Arbeiterpartei befürworteten Verfassungsrevision (welche unter anderem das Bundesparlament berechtigen sollte, jede monopolistische Industrie zu verstaatlichen). Demgegenüber steht aber, daß in der Schweiz der Widerstand gegen militaristische Bestrebungen und die Wahrung der Preßfreiheit bei den Volksabstimmungen wiederholt weit kräftiger war als im Parlament.

Vom streng demokratischen Gesichtspunkt ist allerdings jeder nicht von der Mehrheit des Volkes gewollte Fortschritt unerwünscht, und daher kann man behaupten, daß der Fortschritt, indem er stets mit der Entwicklung des Volkswillens Tritt und Schritt hält und jene nie hinter sich zurücklässt, an Sicherheit und Beständigkeit gewinnt, was er an Geschwindigkeit einbüßt. Jedoch in einer Zeit, worin Staat und Gesellschaft stärker als je zuvor rascher und tiefeinschneidender Veränderungen bedürfen, ist das »Eile mit Weile« keine bestrickende Parole. Die heutige Zeit ist zur Einführung des Referendums deshalb wohl nicht der geeignetste Moment, wenigstens falls man annehmen darf, daß auch jetzt noch die Majorität des Volkes konservativer sei als seine Vertreter.

7. Ausschließlich wider die Initiative kann der Einwand erhoben werden, daß sie technisch sehr unvollkommene Gesetze in Aussicht stellt, da deren Urhebern nicht, wie der Regierung, die Hilfe sachverständiger Beamten zu Gebote steht und die Initianten oft nur über geringere legislative Erfahrung verfügen. Deshalb ist die Möglichkeit eines minderwertigen Erzeugnisses bei der Initiative größer als sonst und ebenso die Möglichkeit, daß ein an sich gutes Gesetz sich gar nicht in den Rahmen der bestehenden Ge-

setze einfügen läßt. (So prophezeit Professor Lowell, daß sich aus der Initiative in Amerika »ein Gesetzessalat voller Widersprüche« ergeben wird.) Die Mangelhaftigkeit einer Gesetzesvorlage ist bei der Initiative besonders mißlich, weil sie nicht wie ein anderer Entwurf durch die Behandlung im Parlament korrigiert werden kann; sie wird zur Abstimmung gebracht in der Gestalt, wie sie aus ihrer Schöpfer Hand hervorgekommen ist.

Dieser Einwand wird aufgehoben, wenn, wie es in der Schweiz möglich ist (jedoch nur selten geschieht), der Initiativantrag nicht ein ausgearbeiteter Entwurf, sondern nur eine Anregung ist. Freilich ist auch diese Form nicht unbedenklich: Ist ein solcher Initiativantrag in der Volksabstimmung angenommen, so sollen Regierung und Parlament seine Idee in einem Gesetz verkörpern. Sind sie aber der Sache abhold, so droht die Gefahr, daß sie sich sehr wenig beeilen werden oder daß aus ihrer Arbeit ein Gesetz hervorgeht, das den Absichten der Initianten nur unvollkommen entspricht.

Die Unfähigkeit der meisten Bürger, die technischen Qualitäten eines Gesetzentwurfs zu beurteilen, gilt somit bezüglich der Initiative noch weit mehr als betreffs des Referendums. Initiativvorlagen, deren Zweck dem Volke zusagt, werden auch bei kläglichster technischer Durcharbeitung leicht in einer Volksabstimmung angenommen werden. Noch weniger wird die Masse sich kümmern um die Frage, ob eine Vorlage sich in den Rahmen der Gesamtgesetzgebung einfügen läßt. Es ist sogar möglich, daß das Volk zwei einander völlig widersprechende Initiativvorlagen annimmt. Letzteres ereignete sich 1908 in Oregon. Die Fischer am Unterlauf des Kolumbiaflusses, die beim Salmfang Netze benutzten, und die stromaufwärts wohnenden Fischer, die sich einer Art Schöpfräder bedienten, beschuldigten einander, die Lachse auszurotten. Die Netzfischer nahmen eine Initiative zum Verbot der Anwendung von Schöpfrädern bei der Fischerei in Angriff; die Radfischer brachten eine Initiativbewegung in Fluß zum Verbot des Fischfangs mittels Netzen. In einer Volksabstimmung wurden beide Vorlagen angenommen. Demzufolge mußte auf dem ganzen Kolumbiafluß der Salmfang eingestellt werden, bis diese Gesetze durch ein neues Gesetz ersetzt worden waren.

8. Wider die Initiative wird auch angeführt, daß sie von den Parteien zu rein propagandistischen Paradevorlagen mißbraucht werden kann. Diese Gefahr dünkt mir nicht groß, weil es meistens recht schwierig sein wird, für solche Vorlagen die erforderliche Unterschriftenzahl zu sammeln, und überdies eine Partei durch übermäßige Anwendung dieses Propagandamittels sich selber am meisten schadet.

Wägen wir das Für und Wider ab, so will es uns bedünken, daß sie einander nahezu die Wage halten. In einem Brief an Bebel, März 1875,* hat Friedrich Engels sich über diese Volksrechte wenig anerkennend geäußert. Er bezeichnete sie als eine »reine Modesache, wie zum Beispiel die ‚Gesetzgebung durch das Volk', die in der Schweiz besteht und mehr Schaden als Nutzen anrichtet, wenn sie überhaupt was anrichtet«. Unser Urteil ist, wiewohl weniger mißbilligend als das von Engels, doch so wenig enthusiastisch, daß es uns in die nicht außerordentlich anziehende Gesellschaft der Lauen bringt, die von Christus angespien wurden, weil sie so unapostolisch lau waren und weder heiß noch kalt sein konnten.

* August Bebel, Aus meinem Leben, 1911, II, S. 321.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 5 38. Jahrgang · 2. Band 30. April 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

San Remo. Von Erwin Barth.

Die Entwaffnung Deutschlands und das Abrüstungsproblem. Von Bernhard Rausch.

Zur Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens. Von A. Ellinger. II. (Schluß.)

Der Föderalismus und seine Bedeutung für Krieg und Frieden. Von Dr. E. Hurwicz (Berlin).

Der Katholizismus und die neue Zeit. Sozialismus und Religion. Von Dr. Ed. Dietz (Karlsruhe). I.

Literarische Rundschau: Wilhelm Reimes, Durch die Drahtverhaue des Lebens. Georg Brandes, Der Tragödie zweiter Teil: Der Friedensschluß.

Notizen.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Adler, Kurt,** Wie baut man fürs halbe Geld? Stampfbau System Beetz. Wiesbaden, „Heimkultur". 62 S. Geh. 2,40 Mk.

**Binding, K.,** Zum Werden und Leben der Staaten. Zehn staatsrechtliche Abhandlungen. München, Duncker & Humblot. 409 S. Geh. 20 Mk., geb. 25 Mk.

**Conrady, A.,** Reichsgründung und Kommune. Die Ereignisse von 1870 bis 1871 in Schriften von Fr. Engels und Karl Marx. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 390 S. Geh. 15 Mk.

**Danneberg, Rob.,** Das sozialdemokratische Programm. Eine gemeinverständliche Erläuterung seiner Grundsätze. 17. Auflage. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 202 S. Geh. 3 Mk.

**Das Betriebsrätegesetz.** Textausgabe. Berlin, Zentralverlag. 32 S. Geh. 80 Pf.

**Delbrück, H.,** Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Zweiter Teil: Die Germanen. Dritter Teil: Das Mittelalter. Berlin, Georg Stilke. 497 und 700 S.

**Deutscher Transportarbeiterverband,** Protokoll der Konferenz von Vertretern der im Post und Telegraphenbetrieb Beschäftigten vom 20. bis 22. Oktober 1919. Berlin, Verlagsanstalt „Courier". 54 S. Geh. 2 Mk.

**Eger, Lydia,** Kinoreform und Gemeinden. Heft IV der Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft. Dresden, v. Zahn & Jänsch. 53 S. Geh. 2,50 Mk.

**Francke, D.,** Die Neugestaltung der Polizei. Berlin, Verlag der Deutschen Polizeibeamten-Zeitung. 48 S. Geh. 1 Mk.

**Frost, L.,** Ungarn nach dem Bolschewismus. München, Ernst Reinhardt. 29 S.

**Günther, A.,** Rückkehr zur Weltwirtschaft. Die Organisation der Weltwirtschaft auf sozialer und kontinentaler Grundlage. München, Duncker & Humblot. 148 S. Geh. 8 Mk.

**Günther, S.,** Lehren der Revolution. Zur Frage: Reform oder Revolution? München, Duncker & Humblot. 77 S. Geh. 3 Mk.

**Hansen, J.,** Die Leistungen von Klein- und Großbetrieb für die Kriegswirtschaft. Berichte des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Königsberg i. Pr. Berlin, Paul Parey. 74 S.

**Hurwicz, E.,** Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Ideen zu einer Völkerpsychologie. Gotha, Fr. A. Perthes. 164 S. Geh. 6 Mk.

**Kolozsvary, Bl.,** Von Revolution zu Revolution. Wien, Genossenschaftsverlag der „Neuen Erde". 55 S. 4 M.

**Kommunistische Schriften:**

**Der Weg der Revolution.** Herausgegeben von der K. P. D. (Spartakusbund). 20 S. Geh. 60 Pf.

**Eine Botschaft an alle Landarbeiter!** Herausgegeben von der K. P. D. 7 S.

**Horner, K.,** Sozialdemokratie und Kommunismus. Hamburg, Karl Hoym Nachf. 29 S. Geh. 1,50 Mk.

**Militarismus, Krieg und Arbeiterklasse.** Rosa Luxemburg vor der Frankfurter Strafkammer. Ausführlicher Bericht über die Verhandlung am 20. Februar 1914. Herausgegeben von der K. P. D. 31 S. Geh. 80 Pf.

**Protokoll** der dritten Reichskonferenz der Kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs am 7. und 8. Dezember 1919. Wien, Verlag der K. P. D.-Ö. 80 S. Geh. 6 Kr.

**Radek, Karl,** Deutschland und Rußland. Ein in der Moabiter Schutzhaft geschriebener Artikel für „richtiggehende" Bourgeois. Herausgegeben von der Redaktion der Russischen Korrespondenz. 12 S.

— Die russische Sowjetverfassung. Verlag der K. P. D.-Ö. 15 S. Geh. 80 Kr.

— Proletarische Diktatur und Terrorismus. Hamburg, Karl Hoym Nachf. 40 S. Geh. 1,50 Mk.

**Kühn, J.,** Der beste Staat. Die Kunst des Herrschens und Regierens. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 104 S. Geh. 3,60 Mk.

**Wolff, H.,** Die thüringische Frage. Heft 2. Vom Wirtschaftsleben in Thüringen. 29 S.

**Zangwill, J.,** Hände weg von Rußland! Herausgegeben von der Redaktion der Russischen Korrespondenz. 14 S.

**Zentralverband der Maschinisten und Heizer,** Geschäftsbericht und Jahresabrechnung für die Jahre 1914 bis 1919. Hamburg, Selbstverlag. 96 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5 | Ausgegeben am 30. April 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## San Remo

Von Erwin Barth

Die Ministerkonferenz der Alliierten, die Fortsetzung der zahlreichen Konferenzen zur Klärung und Regelung der mit dem Frieden und seiner endgültigen Durchführung zusammenhängenden Fragen ist zum erstenmal auf italienisches Gebiet verlegt worden und in San Remo am 19. April zusammengetreten.

In der letzten Zeit sind in der deutschen Presse für Deutschland bedrohliche Zeitungsstimmen des feindlichen Auslandes abgedruckt worden, die nach ihrer ganzen Anlage zum Teil als Fühler Frankreichs und als Mittel zu werten sind, die Stimmung der breiten allgemeinen Öffentlichkeit für die weitgehenden Ziele und Absichten Frankreichs vorzubereiten. Frankreich tritt als absout unversöhnlicher Gegner auf. Seit Kriegsbeginn ist dort ein tiefer Haß gegenüber Deutschland großgezogen worden, der scheinbar in absehbarer Zeit nicht zu mildern sein wird. Durch den blicktrübenden Schleier dieser gehässigen Gesinnung hat Frankreich alles Augenmaß für das Erreichbare und Zweckmäßige, für die Notwendigkeit einer großzügigen internationalen Politik verloren. Überwallende Gefühle, gleichviel welcher Richtungsart, sind in der Politik immer gefährlich und verhängnisvoll. Durch sie wird die Fähigkeit, kühl und nüchtern alle wesentlichen Faktoren abzuschätzen und rechnerisch einzustellen, überwuchert.

Frankreich sieht überall Deutschland als drohendes Gespenst. England dagegen hat sich ein kühleres Urteil über die Gesamtlage der Welt bewahrt und betreibt konsequent seine weltpolitischen Pläne. Die Störungen durch Frankreich liegen für England in der Haltung Frankreichs zu Deutschland und Mitteleuropa im allgemeinen, wohingegen die politischen Pläne Englands, die nach den anderen Weltteilen, insbesondere nach Asien zielen, durch die einseitige und enge französische Europapolitik fast ohne französische Hemmungen entwickelt werden können.

Am ruhigsten und gemäßigtesten sieht sich die Haltung Italiens zur Friedensfrage an. Obwohl Italien in verhältnismäßig viel größerem Ausmaß Mittelmeermacht ist als irgendein anderer der Ententestaaten, legt es sich in allen die Levante betreffenden Fragen ein gewisses Maß von Zurückhaltung auf. Seit Nitti die Führung der italienischen Politik übernommen hat, ist in dieser ein starkes Moment der Ruhe und Planmäßigkeit eingetreten. Nitti ist unter allen alliierten Staatsführern vielleicht die stärkste Persönlichkeit. Er ist absolut Realpolitiker, rechnet mit allen inneren Verhältnissen und äußeren Zusammenhängen, übersieht klar die wirklichen Interessen Italiens und hat — soweit man aus der Entfernung das beurteilen kann — einen nüchternen Blick für die eigene Kraft und

für das Erreichbare und zukünftig Gestaltbare. Daraus erklärt sich auch der versöhnliche Zug seiner Politik gegenüber Deutschland. Wenn Italien nicht an die die Levante tatsächlich beherrschenden Mächte ausgeliefert sein will, muß es das starke Netz der Interessenfäden, die es früher mit dem mittleren Europa verbunden haben, wieder ausbauen, muß es eine Lage schaffen, die ihm ein ehrliches Handinhandarbeiten mit den mitteleuropäischen Mächten ermöglicht.

Amerika ist mit innerpolitischen und auch außenpolitischen Sorgen, die sich seit Kriegsende bemerkbar gemacht haben, belastet und in besonderem Maße über alle Friedensfragen, die mit Europa und Vorderasien zusammenhängen, sehr unzufrieden. Es gibt kaum eine Maßnahme der Entente, die sich auf Europa oder Vorderasien bezieht, die die restlose Zustimmung Amerikas findet. Amerika hat sich deswegen aus den Ministerkonferenzen der Alliierten seit geraumer Zeit schon zurückgezogen und betrachtet sich in der Hauptsache als interessierter Zuschauer. Auch in San Remo ist es nicht als offizieller und aktiver Verhandlungsteilnehmer vertreten.

In San Remo hat man nicht allein die Aufgabe, aktive Friedenspolitik zu treiben, sondern auch Kompromisse zu finden, die die vielen Risse des gegnerischen Freundbundes überkleistern sollen. Die Tagesordnung für San Remo ist nicht genau bekannt. Von den bekannten Hauptpunkten sind zwei von überragender Größe:

1. die Beratung der Mittel, die anzuwenden sind, um Deutschland endgültig zur Ausführung der Friedensbedingungen zu zwingen, und
2. wieder einmal die Regelung der türkischen Frage.

Ob diese Tagesordnung erledigt und in endgültiger zufriedenstellender Weise erledigt werden kann, ist mehr als zweifelhaft.

Die ernstesten Meinungsverschiedenheiten werden voraussichtlich bei der Behandlung des ersten Punktes zutage treten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die verfügbare Zeit nicht ausreicht, um die Differenzen zwischen den Ententemächten auszukämpfen.

Frankreich hat sich mit dem geflügelten Wort »Le boche payera tout« (Das erbärmliche Deutschland wird alles bezahlen) in eine für seine innerpolitische Ruhe verhängnisvolle Sackgasse verrannt. Es leidet an einer inneren Krise vorwiegend wirtschaftlicher Natur in fast dem gleichen Maße wie Deutschland. Wird dem französischen Volke erst klar, daß der Boche nicht alles bezahlen kann, daß ein befriedigendes Rentnerleben auf Kosten Deutschlands unmöglich ist, werden sich in Frankreich außerordentlich gefährliche Situationen auslösen. Frankreich ist aus Gründen seines Hasses, seiner Borniertheit und seiner gefährdeten inneren Lage notwendig gezwungen, die stärksten Forderungen an Deutschland zu stellen, und sieht sich aus Prestigegründen veranlaßt, auf ihre schnelle und restlose Erfüllung zu drängen.

Die Interessen Italiens in der Behandlung Deutschlands sind den französischen eigentlich direkt entgegengesetzt. Italien muß bei der Bedeutung seiner kontinentalen Interessen auf ein wirtschaftlich gesundes und in seiner Entwicklung stabiles mitteleuropäisches Hinterland bedacht sein. Während die Pläne Frankreichs letzten Endes auf die Zermürbung und Zertrümmerung Deutschlands hinauslaufen, müssen die italienischen Interessen ein wirtschaftlich starkes Deutschland anstreben. Frankreich ist der Hauptver-

treter der Zersplitterungstendenz gegenüber Deutschland, wohingegen Italien sogar auf ein größeres Deutschland unter Einbeziehung der Deutschen Österreichs hinstrebt.

Die politischen und wirtschaftlichen Ziele Englands gegenüber Deutschland sind erfüllt. Die maritime Macht des Deutschen Reiches ist nach der militärischen Seite restlos zerstört und nach der Seite der Handelsgeltung zur See auf ein hoffnungsloses Minimum herabgedrückt. Weitergehende Pläne kann England in Deutschland kaum verfolgen, ohne seine eigenen Interessen, die Ruhe in Europa verlangen, zu verletzen. Daraus erklärt sich auch der Protest Englands gegenüber den eigenmächtigen und einseitigen Besetzungsmaßnahmen Frankreichs gelegentlich der Säuberungsaktion im Ruhrgebiet.

Wie man angesichts dieser auseinanderlaufenden Wünsche und Interessen der Entente zu einer befriedigenden Lösung der endgültigen Friedenserfüllungsmaßnahmen kommen will, ist unerfindlich. Man wird sich auf ein faules Kompromiß einigen müssen. Und man wird immer faule Kompromisse schließen müssen, bevor man nicht an eine Revision des Friedensvertrags herangeht und die Friedensforderungen in Einklang bringt mit den realen Möglichkeiten, sie zu erfüllen. * * *

Die Regelung der türkischen Frage ist zu einer fast ausschließlich englisch-französischen Angelegenheit geworden, wobei es gar keinen Zweifel gibt, daß England die starke Führung hat und auf weitausgreifende Pläne hinsteuert, durch die ihm der ganze islamische Teil Asiens restlos untertan gemacht werden soll. Amerika kommt bei der türkischen Friedensfrage kaum mehr denn als theoretisch-idealistischer Vertreter des Rechtes der Selbstbestimmung der nichtmohammedanischen Völkerschaften im vorderen Orient in Betracht. Es ist nicht mehr aktiv an der Lösung der türkischen Frage beteiligt. Italien hat sich in weiser Beschränkung begnügt, im südlichen Kleinasien eine Interessensphäre, die das Gebiet von Adalia bildet, und damit gleichzeitig einen östlich-levantinischen Stützpunkt zu sichern. Frankreich und England treten dagegen unverhüllt als Eroberer auf. Es besteht der Plan, das ehemalige Türkische Reich vollkommen auseinanderzuspliltern. Die eigentliche Türkei soll auf ein sehr kleines Gebiet in Anatolien beschränkt werden. Syrien, Palästina, Arabien, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien, Smyrna und Thrazien werden vom Türkischen Reich abgetrennt. Hinter Adana wird eine französische, hinter Adalia eine italienische Zone vorgesehen. Der Sultan bleibt in Konstantinopel, aber die Stadt und die Meerengen werden internationalisiert. Das unter türkischer Herrschaft bleibende Bruchstück des Reiches soll zudem noch unter alliierte Kontrolle gestellt werden.

Frankreich hat schon seit langem Kolonialpläne in Syrien. Es hat durch Jahrzehnte hindurch verstanden, dieses infolge der ungeheuren Verkehrshindernisse mit Konstantinopel nur recht lose verbundene Gebiet sehr stark unter seinen Einfluß zu bekommen. England billigt ihm selbstverständlich die Erfüllung seiner Wünsche in großem Umfang zu. Von der Einflußzone Adana aus wird das in seinen politischen Strömungen allerdings wenig übersichtliche und einheitliche Syrien Frankreichs Oberhoheit unterstellt. Auch die griechischen Territorialansprüche in Smyrna und in Thrazien

werden von England unterstützt, ebenso die Selbständigkeitsabsichten in Arabien, Palästina und Armenien. Es begnügt sich vorläufig mit dem großen, allerdings sehr zukunftsreichen, vom Westen her sehr schwer zugänglichen Mesopotamien.

Wenn man sich das Bild vor Augen hält, das künftig das türkische Gebiet darstellen wird, so ist man sich klar darüber, daß man es hier mit einer neuen Art von Balkan zu tun hat. Ein von allen möglichen Völkerschaften und Religionen übersprenkeltes Land mit den verschiedenartigsten wirtschaftlichen Interessen wird willkürlich vom grünen Tisch aus durch Grenzstriche neu eingeteilt. Keiner dieser Gebietsteile kann eine Gewähr versprechen, daß er von sich aus lebensfähig und entwicklungsfähig sein wird. Die Zukunft dieser neuen Staaten wird ebenso wie die Geschichte der Balkanstaaten eine unausgesetzte Kette von Eruptionen nicht befriedigter Volks- und Wirtschaftsinteressen darstellen. *Keiner* dieser Staaten kann zu staats- und nationalitätsbildender Kraft kommen. Die einzelnen Völkerschaften lebten unter der Konstantinopeler Herrschaft, die deren Bedürfnisse nicht genügend deutlich übersehen und regeln konnte, gewiß nicht glücklich; jede dieser Völkerschaften wird aber unter ihrer künstlichen, in der Ferne ausgeklügelten Staatsform dauernd unglücklich leben.

Wenn man die Regelung der türkischen Frage lediglich unter dem Gesichtswinkel der Siegerwillkür, der Habsucht oder Rachebefriedigung betrachten will, so kommt man an den Kern der Angelegenheit nicht heran. Wir haben es hier mit dem großangelegten Plan einer unendlich weitgreifenden *englischen Asienpolitik* zu tun. Der englische Imperialismus ist der Schlüssel für das Verständnis der Verhandlungen in San Remo über die Türkei. England, dessen Macht bereits auf allen fünf Erdteilen liegt, betrachtet Asien als den Angelpunkt seines Reichtums und seiner Größe. Das ungeheuer stark bevölkerte Gebiet Indiens, das nach langen, zähen Kämpfen, namentlich gegen Holländer und Franzosen, unter englische Herrschaft gebracht worden ist, bildet den Ausgangspunkt und auch den Schlüssel zum Verständnis seiner ganzen Asienpolitik. Wird die Ruhe Indiens sichergestellt, dann ist es wahrhaftig nicht schwer, von dort aus reiche Schätze aus Vorder- und Mittelasien herauszuholen.

In Indien leben an 80 Millionen Mohammedaner, deren religiöses Oberhaupt der *Kalif* in Konstantinopel, der Sultan ist. Bei dem starken Einfluß, den der Islam auf seine Anhänger ausübt, ist der Kalif neben der politischen Macht, die von England in Indien ausgeübt wird, eine Macht im Gefühlsleben der Mohammedaner. Die Macht des Kalifen greift auch bis in das Innere Afrikas hinein, beherrscht die Gefühle der Mohammedaner Vorder- und Zentralasiens (wie während des Weltkriegs deutlich geworden ist, auch der schiitischen Perser). Je mächtiger der Kalif ist, desto mehr muß mit ihm gerechnet werden, und desto gefährlicher ist er. Da der Kalif auch gleichzeitig das politische Haupt des bisher größten mohammedanischen Reiches war, ist er tatsächlich eine politische Macht in den Ländern des Islams gewesen. Diesen den englischen Absichten in Asien hinderlichen Einfluß zu beseitigen oder auf ein Minimum herabzudrücken, ist der *Zweck* der Balkanisierung der Türkei. Das eigentlich Türkische Reich bleibt ein bedeutungsarmer Landfetzen. Darüber hinaus wird durch die Internationalisierung Konstantinopels und politische Isolierung des Sul-

tans und Kalifen der Nimbus des Oberhauptes aller Mohammedaner derart verkleinert, daß er binnen kurzem nicht mehr sein wird als ein aus dem politischen Getriebe vollständig ausgeschalteter mohammedanischer Papst. Das ist der Hauptschlag, den England führt.

Es lohnt sich, um die englischen Pläne und die englischen Interessen in Asien deutlicher zu machen, sich die Zielstrebigkeit der englischen Politik vor Augen zu führen. England hat den bequemsten Zufahrtsweg nach Indien völlig unter seine Herrschaft und Botmäßigkeit gebracht. Die Meerengen, Kanäle und strategisch wichtigsten Punkte sind in seiner Hand. Gibraltar beherrscht die Einfuhr ins Mittelländische Meer mit englischen Kanonen. Malta ist der trotzig feste Stützpunkt für englische Schiffe und für die maritime Politik Englands in der Levante. Der Suezkanal ist aus französischen Händen in die der Engländer übergegangen. Ägypten, das Glacis für Suez, wird von ihm beherrscht. Aden ist sein festungsartiger Stützpunkt am südlichen Ende des Roten Meeres, das überdies durch englische Inseln abgeriegelt ist. Durch Koweit ist eine zusätzliche Sicherung des Indischen Ozeans und die Beherrschung des Persischen Meerbusens gegeben. Während des Krieges schon hat England den Hedschas selbständig gemacht, der die Ostküste des Roten Meeres flankiert. Die Balkanisierung der Türkei hat die Länderbrücke zwischen Ägypten und dem Persischen Golf vor allen bedeutenden Zufälligkeiten geschützt, denn mit den isolierten arabischen Beduinen ist es für das starke England ein leichtes, sein Spiel zu treiben.

Seit Peter dem Großen war das stürmisch zu einem freien Meer vordringende Rußland der gefährlichste Widersacher der englischen Politik in Asien. Rußland vermochte allmählich die ganze Nord- und Ostküste des Schwarzen Meeres in seine Hände zu bringen, stieß über den Kaukasus hinweg bis an den Arras vor, nahm das ganze zentralasiatische islamische Gebiet in seinen Besitz und trachtete teils über Afghanistan hinweg, teils durch Persien hindurch nach dem Süden, nach Indien und nach dem Persischen Golf zu kommen.

Die neuere Geschichte der Meerengen beiderseits Konstantinopels ist ein Zeugnis der englischen Angst vor Rußland. Die Sperrung der Meerengen für Kriegsfahrzeuge hatte keinen anderen Sinn, als Rußland in seinem Drange nach dem Mittelmeer aufzuhalten. England verstand die europäischen Mächte für seine Politik zu gewinnen, weil die Politik Rußlands gleichzeitig die Türkei und damit auch Konstantinopel bedroht haben würde. Jetzt, da Rußland am Boden liegt und keine Machtmittel besitzt, seine frühere Politik fortzusetzen, trägt England keine Bedenken, sich seiner eifersüchtigen Schützerrolle für die Türkei zu entkleiden und das ihm unbequeme Reich in kleine Stücke zu zerschlagen.

Der Untergang der russischen Macht hat England auch von der ständigen Bedrohung von Mittelasien her befreit. Dem russischen Vorrücken auf Indien hat England durch stetiges Vorrücken nach dem Norden von Indien her vorzubauen versucht. Rußland war stärker, und wenn auch England sich die ausschließliche Kontrolle der auswärtigen Politik des Pufferstaats Afghanistan gesichert hatte, und wenn es auch durch die Britisierung Belutschistans unmittelbar an die persische Grenze herangerückt war, vermochte es doch nicht dem Vordrängen Rußlands seine Gefahr zu

nehmen. Der persische Handel geriet mehr und mehr unter den Einfluß Rußlands. In Teheran überwog sehr bald das russische System das englische. England sah sich daher genötigt, zum Schutze des ihm wertvollen Syriens und des Persischen Golfs vor Rußland 1907 ein Abkommen mit Rußland zu schließen, das nichts anderes war als ein Waffenstillstand, der das ganze reiche Nordpersien den Russen als Einflußsphäre zuwies und für England lediglich die Sicherung des Südens und des Golfs und eines Teils der afghanisch-persischen Grenze brachte.

Seit der Niederlage Rußlands ist England Alleinherrscher in Persien. Persien ist heute schon kaum mehr als eine englische Kolonie. Alle großen wirtschaftlichen Konzessionen Persiens sind in englischen Händen. Die ungeheuren und in ihrem schließlichen Reichtum noch gar nicht zu erkennenden Ölfunde in Südwestpersien sind Quellen neuen Reichtums für England. Auch im benachbarten Mesopotamien, das sich England als Anteil an der türkischen Beute gesichert hat, sind Petroleumquellen von größter Bedeutung erschlossen worden. Für diese Reichtümer bildet eine balkanisierte Türkei keine Gefahr. Die Türkei wird abgetrennt von Mesopotamien. Einander feindliche Kleinstaaten: Kurdistan, Armenien, Syrien bilden im Verein mit schwer übersteigbaren Gebirgsblöcken und Wüstenländern eine ausreichende Schutzbarre für Mesopotamien.

Diese grobe Skizzierung der englischen Interessen und der Asienpolitik Großbritanniens läßt einen Blick in das Eingeweide des politischen Apparats zu, der gegen Vorderasien angesetzt ist und in San Remo ausgebaut werden soll. Für den Fall, daß es gelingt, einen vorderasiatischen Balkan zu schaffen, hat England die Schlußsteinsetzung seiner asiatischen Politik für lange Zeit erreicht. Ob allerdings der asiatische Balkan ein höheres Gewicht von Vertrauen, Zuverlässigkeit und Zukunftssicherheit aushält als der europäische Balkan, ist sehr zu bezweifeln. Die Weltkriegsgeschichte ist noch nicht abgeschlossen, und die in ihr wirkenden starken eigenen Kräfte werden auch am Verhandlungstisch in San Remo nicht gefesselt werden.

## Die Entwaffnung Deutschlands und das Abrüstungsproblem

Von Bernhard Rausch

Der 1. Mai, der Tag, an dem die Sozialisten aller Länder für die große Idee der Abrüstung und Völkerversöhnung eintreten, steht in diesem Jahre im Zeichen von San Remo. Neben der Regelung der türkischen und der Adriafrage wird dort der Oberste Rat als wichtigsten Gegenstand über die Entwaffnung Deutschlands verhandeln, die nach der Meinung der Väter des Versailler Vertrags der Beginn einer allgemeinen Einschränkung der Rüstungen sein wird. In der Antwort der alliierten Mächte auf die Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen heißt es:

»Deutschland hat bedingungslos einer Abrüstung zuzustimmen, die jener der alliierten und assoziierten Mächte vorausgeht; es hat die sofortige Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht anzunehmen; eine genau festgelegte Organisation und der Rüstungsmaßstab werden ihm vorgeschrieben werden; es ist wesentlich, daß eine genaue Kontrolle in bezug auf alles ausgeübt wird, was die Einschränkung seiner bewaffneten

Macht und seiner Rüstung, die Schleifung seiner Befestigungen und die Einschränkung, die Umwandlung oder die Vernichtung seiner militärischen Anlagen betrifft.«

Nach den letzten Abmachungen sollte Deutschland bis zum 10. April 1920 200 000 Mann unter Waffen behalten dürfen und bis zum 10. Juni sein Heer auf 100 000 Mann verringert haben. Nun kann auch nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß der Regierung alle Hintergedanken und Verdunkelungsabsichten bei der Erfüllung der militärischen Vertragsbedingungen völlig fernliegen, daß sie ehrlich bestrebt ist, die Verringerung der Wehrmacht sowie die Ablieferung der Geschütze und des verlangten Kriegsmaterials nach Kräften durchzuführen. Wenn deshalb die Alliierten mit scharfen Pressionsmitteln drohen, so rennen sie offene Türen ein. Regierung und Volk wollen die Abrüstung und die loyale Erfüllung des Friedensvertrags und wenden sich mit aller Schärfe gegen jene kleine Schar militaristischer Desperados, die der Wahnidee nachhängen, eine Revision des Versailler Vertrags mit militärischen Mitteln, und sei es im Bunde mit Sowjetrußland, erreichen zu können. Mit diesen Putschisten und Verschwörern, die den Friedensvertrag zu sabotieren suchen und durch Einrichtung geheimer Waffenarsenale auf ostelbischen Gütern der Regierung die Erfüllung ihrer Vertragspflichten unmöglich zu machen suchen, hat das deutsche Volk nichts gemein, und es darf beanspruchen, Anerkennung seiner ehrlichen Friedensbemühungen und Verständnis für seine schwierige innerpolitische Lage zu finden. Wenn jetzt das deutsche Volk wegen der Verbrechen einer kleinen Zahl von Hochverrätern in seiner Gesamtheit unter einen erneuten außenpolitischen Druck gesetzt werden sollte, so könnte das nur den Erfolg haben, die nationalistischen Instinkte in Deutschland aufzupeitschen und Wasser auf die Mühlen der reaktionären Revanchepolitiker zu leiten.

Welche Druckmittel der Oberste Rat zur Erzwingung der Entwaffnung Deutschlands schließlich ins Auge fassen wird, bleibt abzuwarten. Bekanntlich gehen hier die Meinungen bei den Alliierten scharf auseinander, und optimistische Journalisten wissen zu berichten, daß Herr Millerand, der am liebsten das Ruhrgebiet besetzen möchte, in San Remo mit düsterer Miene herumgeht. Indessen wäre es töricht und naiv, sich aus dem Zwist im Lager der Alliierten Vorteile für uns zu versprechen. Vielleicht gehen die Gegensätze tiefer, als äußerlich erkennbar ist. Frankreich und England haben besondere Auffassungen über die Vorteile, die ihnen der Versailler Vertrag bringen soll. Vor allem aber hat die Neueinstellung auf die künftige Weltpolitik eine Menge Konfliktstoff angehäuft. In San Remo handelt es sich jedoch vorläufig lediglich darum, wer von unseren Kriegsgegnern sich die längsten Riemen aus der deutschen Haut schneidet. Frankreich kann gegenüber der deutschen Gefahr auf das dauernde Bündnis mit England nicht verzichten. Es wünscht aber eine bevorzugte Stellung bei der Regelung aller Fragen auf dem europäischen Kontinent und scheint wohl oder übel bereit zu sein, England ein gleiches Vorrecht für die Behandlung aller überseeischen Fragen einzuräumen. Und die von der gesamten französischen Öffentlichkeit lärmend verlangte Entwaffnung Deutschlands *ist der Preis, den England an Frankreich für seine Zugeständnisse zahlen soll.*

So wird in San Remo Italien sein Geschäft an der Adria machen, England das Protektorat über Arabien übernehmen und für alle sonstigen Vorteile der Franzosen die Entwaffnung Deutschlands garantieren.

Wenn die Wehrlosmachung Deutschlands wirklich der erste Schritt zu einer allgemeinen Begrenzung der Rüstungen wäre, würde das von niemand mehr begrüßt werden als von dem in seiner überwiegenden Mehrheit friedliebenden und unter den Folgen des Weltkriegs so furchtbar leidenden deutschen Volke. Vorläufig besteht die Lösung des Abrüstungsproblems durch die Alliierten jedoch lediglich in der einseitigen Entwaffnung der von ihnen besiegten Mächte, und gerade die Verhandlungen in San Remo müssen uns hier in unseren Zukunftshoffnungen äußerst skeptisch stimmen. Während dort angeblich ein energischer Schritt auf dem Wege zur allgemeinen Abrüstung getan wird, werden gleichzeitig eine Menge neuer Reibungsflächen und Konfliktsmöglichkeiten zwischen den imperialistischen Weltherrschaftsmächten geschaffen. In der Tat sehen wir denn auch, daß die siegreichen Mächte, Frankreich, England, Amerika, nicht ab-, sondern fieberhaft aufrüsten. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß England zu dem Wehrsystem zurückgekehrt ist, das es auch vor dem Kriege gehabt hat. Der Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht bedeutet für England nicht auch einen Verzicht auf seine Weltstellung wie für uns, sondern im Gegenteil eine Stärkung seiner Machtposition. Die Grundlage der Weltmacht Englands ist seine Flotte. Das Landheer diente ihm seit jeher in der Hauptsache zur Beherrschung seines gewaltigen Kolonialreichs. Und für lange überseeische Expeditionen eignen sich Söldnerheere am besten, sind Volksheere unbrauchbar. Die Abrüstung hat aber nur dann einen Sinn, wenn sie nicht einseitig erzwungen, sondern von allen Vertragschließenden gleichzeitig durchgeführt wird. Sehr richtig schrieb der »Corriere della Serra« im Zusammenhang mit der Konferenz von San Remo, daß die deutsche Abrüstung mit der Abrüstung der ganzen Welt zusammenhänge.

Zwar behaupten die Machthaber der Entente, daß es durchaus in der Ordnung sei, mit der Begrenzung der Rüstungen zuerst und allein bei Deutschland zu beginnen, weil dieses durch seinen Militarismus den Staaten Europas das ungeheure Anwachsen der Rüstungen aufgezwungen habe. Die Alliierten haben vom ersten Tage an ihren Krieg gegen Deutschland mit dem Öl einer humanitären Ideologie gesalbt. Der Kampf gegen den preußischen Militarismus war das heilige Ziel, für das die Völker der Erde zu den Waffen gerufen wurden, und sicher werden uns auch aus San Remo die gewohnten Phrasen entgegenschallen. Man braucht dabei nicht gleich an bewußte Heuchelei zu denken. Wenn die Alliierten den preußischen Militarismus besiegten, so haben sie dadurch allerdings Deutschland von einem rückständigen politischen System befreit und der Demokratie die Bahn geöffnet. Aber nicht darauf kam es ihnen bei ihrem Kampf gegen Deutschland an, sondern lediglich auf die Niederringung eines gefährlichen Konkurrenten. Und sie waren erfolgreich, weil sie gegen die politische Rückständigkeit ihres wirtschaftlichen Gegners den Haß einer ganzen Welt mobil machen und hinter dem Schild von Demokratie und Freiheit für ihre imperialistischen Interessen kämpfen konnten.

Das eben war das tragische Verhängnis Deutschlands im Weltkrieg, daß es als politisch spät geborene Weltmacht trotz glänzendster wirtschaft-

licher Entwicklung in ein überaltertes politisches System eingezwängt blieb, das die letzte Ursache seiner Niederlage wurde. Wie beim Zusammenbruch des altpreußischen Staates unter den Schlägen der Französischen Revolution, so konnte dem deutschen Volk auf seinem dornenvollen Weg auch jetzt nur aus der Niederlage die politische Freiheit erwachsen. Aber ebenso wie einst der französische Lichtbringer dem deutschen Volk ein brutaler Tyrann und gieriger Ausbeuter war, so läßt auch der uns aufgezwungene Frieden von Versailles nicht einen Hauch jenes Geistes verspüren, in dem die Entente angeblich die Waffen geführt hat. Statt allgemeiner Abrüstung einseitige Entwaffnung. Und solange die im sogenannten Völkerbund aufgerichtete Weltordnung auf der Ausbeutung eines Teiles der Menschheit durch den anderen beruht, werden die Weltherrschaftsmächte ihre Rüstungen nicht ablegen und nicht jenes Prinzip anerkennen wollen, das die erste Voraussetzung für eine wirkliche Lösung des Abrüstungsproblems ist, das der Gegenseitigkeit. Selbst wenn einzelne Staatsmänner der Alliierten ehrlich abrüsten wollten, so könnten sie es bei dem jetzigen politischen Zustand der Welt nicht. Das Abrüstungsproblem ist erst dann lösbar, wenn, ebenso wie im inneren Leben der Staaten, auch in den Beziehungen der Staaten zueinander die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufhört und das Prinzip völliger Gleichberechtigung besteht. Denn alle Ausbeutung und Unterdrückung fußt auf Gewalt.

Gewiß wird das Problem der Abrüstung nicht eher aufhören, die Völker zu bewegen, als bis es gelöst ist. Aber ebenso gewiß ist auch, daß der von der Entente eingeschlagene Weg der willkürlichen Entwaffnung der von ihr beherrschten Mächte nie und nimmer zu dem ersehnten Ziele führen kann.

Im Gegensatz zu den Methoden der Entente erblickten die Engels, Bebel, Jaurès und andere, die begeisterte Propheten der Abrüstung und Völkerversöhnung waren, nicht in der Rückkehr zu der überlebten Institution der Söldnerheere die Lösung des Problems, sondern sahen in der Verkürzung der Dienstzeit in den Volksheeren der allgemeinen Wehrpflicht den Punkt des Archimedes, an dem das Abrüstungsbestreben den Hebel anzusetzen hat. Denn nicht Berufssoldaten, sondern nur Volksheere sind ein wirksamer und dauernder Schutz der inneren Freiheit und des äußeren Friedens der Völker.

Diese wirkliche Abrüstung konnte, obwohl sich das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht längst durchgesetzt hatte, bisher nicht erfolgen, weil der Imperialismus der kapitalistischen Mächte ihr hindernd im Wege stand. Der Angriffsgeist des Imperialismus braucht möglichst starke, schlagfertige stehende Heere. Er ist deshalb ein Feind der Volksheere mit kurzer Dienstzeit. Der lebhafte Widerstand gegen die Verkürzung der Dienstzeit in allen Ländern geschah nicht so sehr im Interesse der militärischen Ausbildung — das Beispiel der Schweiz bewies auch schon vor dem Weltkrieg, daß kriegsverwendungsfähige Mannschaften in wenigen Wochen und Monaten ausgebildet werden können — als deswegen, weil jede Verkürzung der Dienstzeit die Zahl der in der aktiven Armee Stehenden verkleinert, die Zahl der Reservisten aber anschwellen läßt, das heißt das Heer für Angriffszwecke unbrauchbar macht. Sehr richtig betont Jaurès in seinem Buche »Die neue Armee«:

»Das kaiserliche militaristische Deutschland ist nur konsequent, wenn es sein Vertrauen und den Schwerpunkt seiner militärischen Kraft immer mehr in seine aktive Kasernenarmee legt, wenn es bestrebt ist, bei den ersten und seiner Ansicht nach entscheidenden Kriegsereignissen die Rolle der Reserven, also die der Nation, immer mehr einzuschränken.«

Was für das kaiserliche Deutschland galt, galt in gleichem Maße für das republikanische, kapitalistische Frankreich. Beide Staaten befanden sich in einem Wettlauf um eine möglichst sprungbereite aktive Kasernenarmee. So wenig Volksmilizen für imperialistische Angriffs- und Eroberungskriege verwendbar sind, ein um so wirksameres Mittel der nationalen Verteidigung und des Schutzes der demokratischen Ordnung sind sie.

Es liegt ein tragisches Verhängnis darin, daß wir die spezifische Heeresform der Demokratie, die allgemeine Wehrpflicht, just in dem Augenblick aufgeben mußten, als die Demokratie bei uns zum Siege gelangte und die Bahn frei war, unser Heerwesen von den Schlacken des Feudalismus zu befreien und es zu einem wirklichen Volksheer auszubauen. Söldnerheere waren seit jeher die Herrschaftsmittel undemokratischer Staaten, und gerade die letzten Erfahrungen des Kapp-Putsches haben erneut bewiesen, wie leicht Söldnerheere zu Prätorianergarden werden und volksfremden Zwecken dienstbar gemacht werden können. Gewiß zeigen England und Nordamerika, daß auch demokratische Staaten mit Söldnertruppen auszukommen vermögen. Letzten Endes ist nicht die Form, sondern der Geist eines Heeres entscheidend, und auch uns muß es gelingen, die Reichswehr zu einer zuverlässigen republikanischen Truppe zu machen; aber in einem Söldnerheer werden wir nie das Ideal eines demokratischen Heeres erblicken können. Gerade die Söldnerheere waren die eigentlichen Brutstätten des Militarismus, der Überheblichkeit, Großmannssucht und volksfremden Gewaltherrschaft. Auch unter der allgemeinen Wehrpflicht haben sich die waschechten Militaristen stets nach den alten Berufsheeren zurückgesehnt und durch eine möglichste Verlängerung der aktiven Dienstzeit die stehenden Heere ihnen anzunähern versucht. Zu alledem kommt, daß Milizen die bei weitem billigsten Heeresorganisationen sind, Söldnertruppen aber die teuersten.

Der Abscheu gegen den Krieg und Ekel vor allem, was mit ihm irgendwie zusammenhängt, hat in weiten Kreisen, namentlich auch der sozialistischen Bevölkerung, eine absolut antimilitaristische Stimmung erzeugt, die, unter Vorwegnahme des ersehnten Weltfriedenszustandes, sich auch unserer sozialdemokratischen Milizforderung gegenüber gleichgültig oder gar ablehnend verhält. Nun ist gewiß der dauernd gesicherte Weltfriede der Leitstern unserer Politik. Aber unsere Einsicht in die Bewegungsgesetze des geschichtlichen Geschehens läßt uns den Weltfrieden nicht im Sinne der liberal-humanitären Weltanschauung von dem guten Willen und der moralischen Besserung der Menschen erwarten. Der Weltfriede kann nichts anderes sein als das Ergebnis einer fortschreitenden wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, die die Menschheit in ihrem ureigensten Interesse zwingt, die Kanonen einzuschmelzen und den Segnungen des Friedens zu leben. Zweifellos hat uns der Weltkrieg und seine Folgen ein bedeutendes Stück jenem von Ovid besungenen goldenen Zeitalter nähergebracht, in dem es weder Helm noch Schwert gibt. Aber solange dieses Ziel eben noch nicht endgültig erreicht ist und wir zur Aufstellung einer Wehrmacht gezwungen

sind, bleibt unser Ideal die demokratische Miliz. Das stehende Söldnerheer ist ein Rückfall zum Militarismus in seiner ausgeprägtesten Form, gänzliche Wehrlosigkeit aber eine Utopie.

Nicht in der willkürlichen Einführung kleiner Polizeitruppen, sondern in der Verkürzung der aktiven Dienstzeit in den Volksheeren der allgemeinen Wehrpflicht liegt die Verwirklichung der Abrüstung. Daneben sind gegenseitige Abmachungen der im Völkerbund vereinigten Mächte über die Einschränkung ihrer mechanischen Rüstungen notwendig, denn die mit der Entwicklung der Technik schier unbegrenzt gewordenen Möglichkeiten der Kriegsindustrie würden die Völker nach wie vor wirtschaftlich zum Weißbluten bringen, wenn sie sich nicht über den Umfang ihrer mechanischen Rüstungen verständigten.

Auf die Organisierung seiner Wehrkraft in einer nationalen Miliz wird Deutschland, besonders bei seiner gefährdeten Lage inmitten Europas, dauernd nicht verzichten können. Das Söldnerwesen kann in Deutschland nur ein Provisorium sein. Es ist selbstverständlich, daß wir, wie alle Friedensbedingungen, so auch die über unser Heerwesen loyal und gewissenhaft erfüllen wollen. Aber ebenso selbstverständlich ist auch, daß wir dabei die deutsche Zukunft nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Die augenblicklichen Verhältnisse sind der Propagierung unserer Milizforderung freilich nicht günstig. Der französische Imperialismus zittert vor der deutschen Volkskraft. Er sieht die einzige Lebensmöglichkeit seiner Zukunft nur in der dauernden Niederhaltung und Wehrlosmachung Deutschlands. Bei dieser Mentalität der regierenden Kreise Frankreichs ist auf keine Einsicht dafür zu hoffen, daß ein demokratisches deutsches Volksheer keine Bedrohung, sondern ein sicherer Schutz des Weltfriedens, allerdings auch der deutschen Kultur und unserer Zukunft ist.

---

# Zur Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens

Von A. Ellinger

II (Schluß)

## Die Sozialisierung des Baugewerbes

Nicht minder notwendig als die im vorigen Artikel dargelegte Inangriffnahme der Sozialisierung des Wohnungswesens ist die Inangriffnahme der Sozialisierung des Baugewerbes.

Das Bauen wird aus den bereits angeführten Gründen in Zukunft mehr als je eine öffentliche Angelegenheit. Während früher nur Reichs-, Staats- und Gemeindebauten einschließlich der Eisenbahnen und Kanäle mit Mitteln der Allgemeinheit hergestellt wurden, ist in absehbarer Zeit auch der Wohnhausbau nicht mehr ohne öffentliche Mittel möglich. Dadurch ist das öffentliche Interesse an der Bauausführung ohne weiteres gegeben. Die Allgemeinheit muß darauf sehen, möglichst gut und möglichst billig zu bauen. Das private Bauunternehmertum mit seinem rückständigen Geschäftsbetrieb kann heute mindestens die Billigkeit nicht mehr gewährleisten. So zersplittert auch das baugewerbliche Betriebswesen heute noch ist: in dem Willen, möglichst hohe Gewinne auf Kosten der Allgemeinheit zu erzielen, sind sich alle

Unternehmer einig. Durch Ringbildung und Abschluß von Preisvereinbarungen der Unternehmer untereinander wird im Baugewerbe vielfach die fehlende Monopolisierung ersetzt. Scheinbar besteht zwar noch die freie Konkurrenz, aber in vielen Fällen finden schon längst nur noch Scheinbewerbungen um Aufträge statt, in Wirklichkeit wird die bauausführende Firma gegen Abgabe eines Teiles des Gewinns von den scheinbar mitkonkurrierenden Firmen bestimmt. Selbst bei Taglohnarbeiten, wo der Unternehmer nicht das geringste Risiko zu tragen hat, werden von den Bauherren Zuschläge zum Lohne der Arbeiter bis zu 70 und mehr Prozent verlangt.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß das Bauen heute gewaltig verteuert wird, und schon aus diesem Grunde ist die gemeinwirtschaftliche Ausführung der Bauten erwünscht. Dazu kommt aber noch die Tatsache, daß die Bauarbeiter die Sozialisierung des Baugewerbes gebieterisch *fordern*. Sie wollen nicht mehr für Privatunternehmer Mehrwert erzeugen, der in Wirklichkeit ihnen und der Allgemeinheit gehört, und sie geben diesen ihren Willen in vielen Fällen durch Verminderung ihrer Arbeitsleistung kund. Von diesen Gesichtspunkten aus hat der vorjährige Verbandstag des Deutschen Bauarbeiterverbandes die Inangriffnahme der Sozialisierung des Baugewerbes gefordert.

Die Sozialisierung des Baugewerbes ist auf verschiedenen Wegen möglich. Der eine Weg ist auch hier die *Verstaatlichung und Kommunalisierung*. Staat und Gemeinden können — zunächst zur Ausführung ihrer eigenen, aber auch zur Ausführung fremder Arbeiten — selbst große, gut ausgerüstete und leistungsfähige Baubetriebe einrichten. Dies hat der Bauarbeiterverbandstag im vorigen Jahre verlangt, und entsprechend seinem Beschlusse hat der Vorstand des Bauarbeiterverbandes die Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden zur Inangriffnahme der Sozialisierung aufgefordert. Es wurde dabei nicht an die Einführung der althergebrachten Regiearbeit gedacht, die mit ihrem schleppenden Geschäftsgang noch unwirtschaftlicher als die Ausführung der Arbeiten durch private Unternehmer ist, sondern es wurde zunächst die Errichtung kaufmännisch organisierter, nach den Grundsätzen der Privatwirtschaft aufgebauter, von den Parlamenten möglichst unabhängiger, kaufmännisch und technisch gut geleiteter Baubetriebe verlangt, die sich von großen Privatbetrieben hauptsächlich dadurch unterschieden, daß ihr Ertrag der Allgemeinheit zugute käme. Um die Arbeiter an einer tüchtigen Arbeitsleistung zu interessieren, wurde vorgeschlagen, die Arbeiter nicht einzeln einzustellen und sie nicht nach geleisteten Arbeitsstunden zu entlohnen, sondern sie zu Arbeitsgemeinschaften oder Arbeitsgenossenschaften zusammenzuschließen und ihnen die Ausführung der Arbeiten zu festen Preisen zu übertragen. Desgleichen sollten die Betriebsleiter keine festangestellten Beamten mit Pensionsberechtigung sein, sondern wie die Direktoren privater Erwerbsgesellschaften auf Dienstvertrag angestellt werden und wie diese für die gute Führung der Betriebe verantwortlich sein.

Von diesen Forderungen ist bis jetzt noch nicht viel verwirklicht worden. In einigen Städten hat man zwar Versuche mit der Regiearbeit gemacht, und zwar hauptsächlich bei sogenannten Notstandsarbeiten. Aber man hat fast überall das alte, unwirtschaftliche und längst überlebte Regiesystem angewandt, und dabei waren — wie zu erwarten — die Erfahrungen im allgemeinen nicht günstig. Nur Neukölln hat meines Wissens mit diesem Ar-

beitssystem günstige Erfahrungen gemacht. Es hat — nach einer Mitteilung, die Stadtbaurat Zizler vom städtischen Regiebaubetrieb in Neukölln auf der Konferenz der Leiter sozialer Baubetriebe machte — der Allgemeinheit mit diesem Betrieb in kurzer Zeit Hunderttausende erspart, obwohl die Bauarbeiter des städtischen Regiebaubetriebs einen höheren Lohn als die Bauarbeiter in privaten Baugeschäften hatten. Gleichwohl wird auch in Neukölln die Umwandlung des städtischen Regiebaubetriebs in eine selbständige städtische Baugesellschaft erwogen. In mehreren anderen Städten — zum Beispiel in Solingen und Leipzig — ist ebenfalls die Errichtung selbständiger städtischer Baubetriebe geplant.

Rascher als in der Richtung zur Verstaatlichung und Kommunalisierung hat sich im letzten Jahre die Entwicklung zur Vergenossenschaftlichung des Baugewerbes vollzogen. Hier griffen die Bauarbeiter, denen die Behörden und die Parlamente in Staat und Gemeinden viel zu langsam arbeiteten, einfach zur Selbsthilfe, indem sie zur Ausführung städtischer und anderer Arbeiten eigene Baubetriebe schufen. Dabei fanden sie vielfach die Unterstützung der städtischen Baubehörden, die die gewaltige Verteuerung der Bauarbeiten durch die Übertragung der Arbeiten an private Unternehmer nicht mehr verantworten konnten. In Nürnberg, der ersten deutschen Stadt, in der eine Bauarbeiterproduktivgenossenschaft entstand, wurde die Gründung von der städtischen Bauverwaltung selber angeregt. Die Erfahrungen, die mit der Genossenschaft gemacht wurden, sind nach einem Gutachten des Stadtbaumeisters E. Schrag[2] in jeder Beziehung günstig. Die Arbeitslust der Bauarbeiter, die vorher bei den Privatunternehmern den denkbar tiefsten Stand erreicht hatte, ist gewaltig gestiegen, der Überschuß der Genossenschaft ist beträchtlich, und die Stadt hat, trotz des bedeutend größeren Verdienstes der Genossenschaftsmitglieder, bei ihren Arbeiten viele Tausende gespart. Die Erfahrungen, die mit den Bauarbeiterproduktivgenossenschaften in anderen Orten gemacht wurden, sind im allgemeinen ebenso günstig. In Pforzheim zum Beispiel stellte sich bei Ausführung der städtischen Siedlungsbauten durch die dortige Genossenschaft das Kubikmeter Mauerwerk auf 16 bis 17 Mark; die Genossenschaft bekam dafür 27 Mark, während die Privatunternehmer vorher 37 beziehungsweise 42 Mark gefordert und auch erhalten hatten.

Auf der Konferenz der Leiter sozialer Baubetriebe, die Anfang Februar in Hamburg stattfand, waren bereits gegen 40 baugewerbliche Produktivgenossenschaften vertreten, darunter auch mehrere Genossenschaften der Baunebengewerbe. Inzwischen sind eine Anzahl weiterer Genossenschaften gegründet worden, und in vielen Orten bereitet man die Gründung weiterer Genossenschaften vor.

In ihren Zwecken und Zielen gehen die einzelnen Genossenschaften weit auseinander. Es gibt Genossenschaften, die nur Arbeiten ausführen wollen, für die die Bauauftraggeber der Genossenschaft das gesamte Baugerät mitsamt den Baustoffen und der Bauleitung zur Verfügung stellen. Andere Genossenschaften wollen sich zu regelrechten selbständigen Baubetrieben auf mehr oder minder gemeinnütziger Grundlage auswachsen. Wieder andere glauben sogar die gesamte Wirtschaft auf genossenschaftlichem Wege sozialisieren zu können; sie wollen nicht nur Bauarbeiten für fremde Rechnung

[2] »Deutsche Tiefbauzeitung«, 54. Jahrgang, Nr. 12.

ausführen, sondern auch für ihre Mitglieder Wohnungen bauen und andere Geschäfte betreiben, die zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Mitglieder notwendig sind. Leider fehlt es allen bestehenden Genossenschaften an Betriebskapital; die Summen, die von den Mitgliedern der Genossenschaften auf Anteile aufgebracht werden, reichen zur Anschaffung moderner Betriebseinrichtungen und zu einer großzügigen Ausgestaltung der Betriebe nicht im entferntesten aus. Von den Gewerkschaften der Bauarbeiter wird deshalb die Aufbringung von Mitteln durch die gesamte Bauarbeiterschaft erwogen. Daneben hofft man, daß auch Reich, Länder und Gemeinden den Genossenschaften Mittel zur Verfügung stellen.

Einen Sozialisierungsplan eigener Art hat der Schöneberger Stadtbaurat Dr.-Ing. Martin Wagner ausgearbeitet. Er lehnt die Verstaatlichung und die Kommunalisierung des Baugewerbes als unwirtschaftlich ab und empfiehlt dafür, die Organisation der Bauarbeiter zum Träger der Sozialisierung zu machen. Zu diesem Zwecke wünscht er den zwangsweisen gesetzlichen Zusammenschluß aller baugewerblichen Kopf- und Handarbeiter zu einer großen baugewerblichen Selbstverwaltungskörperschaft, der er den Namen »Baugewerkschaft« geben will. Die Baugewerkschaft soll als eine Art baugewerblicher Arbeitskammer die einzelnen sozialisierten Betriebe einrichten und sie gemeinsam mit Staat und Gemeinden finanzieren; sie soll oberste Verwalterin aller Baubetriebe und Leiterin der gesamten Bauproduktion sein. Als Nachfolgerin der heutigen Arbeiterverbände einerseits und der Arbeitgeberverbände andererseits — die nach Durchführung der Sozialisierung als Kampforganisationen überflüssig würden — soll sie deren soziale und wirtschaftliche Aufgaben übernehmen. Dazu soll ihr der Staat alle mit der Ausübung des Berufs zusammenhängenden wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben übertragen, zum Beispiel das Berufsversicherungswesen, die Verwaltung des Krankenkassenwesens und der Invaliditäts- und Altersversorgung, die Aufsicht über die gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen, die Pflege der wissenschaftlichen Betriebsführung im Baugewerbe usw. Auch die Verwaltung von Baustoffbetrieben, Ziegeleien, Kiesgruben, Sägewerken, Kalkbrennereien, Zementfabriken, Baustofflagern und Kraftfuhrparks soll Aufgabe der Baugewerkschaft sein.

Die einzelnen sozialisierten Baubetriebe, die von der örtlichen oder bezirklichen Baugewerkschaft je nach Bedarf einzurichten wären — in einer großen Stadt könnten eine ganze Anzahl solcher Betriebe sein —, sollen miteinander in einem gesunden Wettbewerb stehen. Jeder Betrieb soll eine eigene Geschäftsleitung haben. Als Betriebsleiter sollen nur erstklassige künstlerische, technische und kaufmännische Kräfte ohne Rücksicht auf Alter und Examen in Frage kommen. Die Betriebsleitung soll dem Betriebsvorstand und in letzter Linie der Baugewerkschaft für ihre Geschäftsführung verantwortlich sein. Der Betriebsvorstand soll zum größeren Teil von allen im Betrieb beschäftigten Kopf- und Handarbeitern gewählt, zum kleineren Teil von der Baugewerkschaft ernannt werden. Er soll im sozialisierten Baubetrieb etwa die Funktionen des Aufsichtsrats einer Aktiengesellschaft haben, während die Baugewerkschaft die Stelle der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft vertreten soll. Neben dem Betriebsvorstand soll auch noch ein Betriebsrat vorhanden sein, dessen Aufgaben sich jedoch etwa auf die Aufgaben der Betriebsräte nach dem Betriebsrätegesetz beschränken sollen.

Als Grundlage für die Entlohnung in den sozialisierten Betrieben sieht Baurat Wagner die individuelle Bewertung der Arbeitsleistung, also die Einführung der Akkordarbeit vor. Er will außerdem die Arbeitsleistung durch Einführung der wissenschaftlichen Betriebsführung unter möglichster Schonung der menschlichen Arbeitskraft soviel wie möglich steigern. Von den Überschüssen, die der sozialisierte Einzelbetrieb auf Grund tüchtiger Arbeitsleistung und einer guten Betriebsführung abwirft, wäre nach den erforderlichen Rückstellungen für etwaige Verluste usw. ein Teil an die Baugewerkschaft abzuführen, die damit ihre sozialen und sonstigen Aufgaben zu erfüllen hätte; der Rest wäre an die Arbeiter und Angestellten nach Maßgabe ihrer Arbeitsleistung beziehungsweise ihres Jahreseinkommens zu verteilen.

Bis jetzt sind nur zwei Baubetriebe nach den Plänen des Stadtbaurats Dr. Wagner errichtet worden, nämlich die Bauhütte Soziale Baugesellschaft m. b. H. in Berlin und eine gleichnamige Gesellschaft für Pommern. Beide Gesellschaften konnten jedoch nicht von der Baugewerkschaft eingerichtet und finanziert werden, die ja noch gar nicht besteht. Vielmehr wurde die Berliner Gesellschaft eingerichtet und finanziert von der »Märkischen Heimstätte«, einer Treuhandgesellschaft des preußischen Staates, der Provinz Brandenburg und der Gemeinden Groß-Berlins. Ihr Stammkapital beträgt eine Million Mark. Die Bauhütte Soziale Baugesellschaft für Pommern wurde von der Gemeinnützigen Aktiengesellschaft für Angestelltenheimstätten ins Leben gerufen, hinter der die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte steht. Ihr Stammkapital beträgt zunächst 250 000 Mark. Im Gesellschaftsvertrag der Berliner Bauhütte ist die Ablösung des Stammkapitals durch die spätere Baugewerkschaft bis zu 49 vom Hundert, im Vertrag der Pommerschen Bauhütte die Ablösung des gesamten Kapitals vorgesehen. In verschiedenen anderen Gebieten Deutschlands ist die Gründung ähnlicher Gesellschaften geplant.

Auf der schon genannten Konferenz der Leiter sozialer Baubetriebe hat man die Gründung eines Verbandes sozialer Baubetriebe erwogen, der gemeinsam mit den Bauarbeiterverbänden und möglichst unter Mithilfe des Reiches, der Länder und Gemeinden die weitere Sozialisierung des Baugewerbes, der Baunebengewerbe und der Baustoffbetriebe betreiben soll. Vorstand und Beirat des Deutschen Bauarbeiterverbandes haben bei dem im Mai dieses Jahres stattfindenden Verbandstag ihres Verbandes beantragt, dem Verband sozialer Baubetriebe für Sozialisierungszwecke zunächst 5 Millionen Mark zur Verfügung zu stellen. Die Aufbringung weiterer Mittel wird im Bauarbeiterverband erwogen. In Baden hat man zu diesem Zwecke bereits einen besonderen Sozialisierungsbeitrag ausgeschrieben, in anderen Gebieten geht man mit der Ausgabe von Anteilscheinen vor. Auch einige Verbände der Baunebengewerbe haben sich bereits mit der Gründung eines Verbandes sozialer Baubetriebe einverstanden erklärt und die Hergabe von Mitteln für Sozialisierungszwecke in Aussicht gestellt. Auf diese Weise hofft man die Einrichtung weiterer sozialisierter Betriebe durch Selbsthilfe der Arbeiter fördern zu können. Von Reich, Ländern und Gemeinden sowie von den gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften und -genossenschaften wird erwartet, daß sie auch das Ihre zur Förderung der Sozialisierung des Baugwerbes tun.

# Der Föderalismus und seine Bedeutung für Krieg und Frieden

Von Dr. E. Hurwicz (Berlin)

Eine außerordentliche Bedeutung während des Weltkriegs und bei seiner Liquidation hat die Losung des Selbstbestimmungsrechts der Völker gespielt. Als ihr begeistertster Verkünder gilt Wilson. Aber man muß bei näherem Zusehen sagen, daß er mit dieser Losung etwas zu professoral, ohne an die praktischen Folgen zu denken, verfahren ist; man muß fernerhin aber auch betonen, daß diese Losung zu der eigenen Staatenentwicklung der angelsächsischen Völker in striktem Gegensatz steht. Der amerikanische Bürgerkrieg hatte zuletzt den ausgesprochenen Zweck, den Separatismus der Südstaaten — die auch auf manche ethnologische Unterschiede zu den Nordstaaten hinweisen konnten — zu bekämpfen und sie in den großen Verband der Vereinigten Staaten zu zwingen.

Und nicht anders steht es mit den Tendenzen der englischen Staatsentwicklung. Der englische Imperialist Joseph Chamberlain hat es sogar als allgemeines Gesetz hingestellt: »Die großen Staaten werden immer größer und die kleinen immer kleiner.« Jedenfalls beruht die ganze neuzeitliche Entwicklung des britischen Imperiums auf der Verfolgung eines immer engeren Zusammenschlusses mit den Dominions. Im Jahre 1913 hat Lord Milner auch die treffende Begründung dieser Tendenzen gegeben. Er sagte: »Die Autonomie, die alle Teilgemeinschaften Großbritanniens anstreben und mit Recht anstreben, also besonders das Recht, ihre eigenen Angelegenheiten gut oder schlecht, aber frei von äußerer Einmischung zu verwalten, beruht letzten Endes auf ihrer Fähigkeit, einander beizustehen und eine einheitliche Front jedem möglichen Angreifer zu bieten.« In einem für die englische Art, Probleme der politischen Psychologie anzufassen, charakteristischen Aufsatz »Nationalism« (»Political Quarterly«, September 1916) sagt auch L. G. Beer: »Selbst die physische Trennung ist kein vitaler Faktor in unseren Tagen des schnellen Verkehrs, in denen alle Teile der Welt in sofortigen Meinungsaustausch miteinander treten können und wenige Worte genügen, um die Antipoden zu erreichen. London ist in Wahrheit heutzutage näher von Melbourne zu erreichen, als Boston von Charlestown zur Zeit der Annahme der Verfassung der Vereinigten Staaten war. Das macht das britische Reich mit seinen 375 Millionen Bevölkerung aller Zivilisationsgrade offenbar zu einem übernationalen Weltstaat.«

Bereits in den oben zitierten Worten Milners können wir die Bedeutung erkennen, die dem Föderalismus für Krieg und Frieden zukommt. Denn er steht offenbar in der föderalistischen Staatsstruktur eine der wirksamsten Friedensgarantien; es muß also gefolgert werden, daß im Gegensatz dazu die Staatenzersplitterung den Frieden gefährdet. Schon Dante wußte es, daß es keine Sicherheit und keinen Frieden inmitten kleiner, sich gegenseitig befehdender Staatswesen geben kann. Und ebenso ist heutzutage, da die Losung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen in dem extremen Sinne verstanden wurde, daß jeder Nation unbedingt auch ein eigener Staat entsprechen müsse, das Wort von der Balkanisierung Europas wahrlich keine leere Phrase. Letten und Esten, Polen und

Litauer, Ukrainer und Polen, Sowjetrußland und die Ukraine, Sowjetrußland und Polen liegen sich unaufhörlich in den Haaren, und das Ende dieses Prozesses ist nicht abzusehen. Die Weltgeschichte hat aber des öfteren gezeigt, daß die kleinen Staaten nicht nur zu gegenseitiger Bekämpfung neigen und auf diese Weise das zwischenstaatliche Leben gefährden, sondern auch als loci minores resistentiae zum Zankapfel oder gar lockenden Beuteobjekt der Großmächte werden und daher den Weltfrieden gefährden. Man denke an die Rolle der deutschen Kleinstaaten in den Napoleonischen Kriegen, an Marokko und neuerdings an Serbien und Belgien.

Es ist offenbar, welche Friedensgarantien demgegenüber der Föderalismus bietet. Sobald die Grundlagen des Bundes griechischer Stadtstaaten ins Wanken gerieten und ein gegenseitiger Vernichtungskrieg begann, sind sie auch zu Opfern äußerer Feinde geworden. Ohne die Einheit Italiens würden die italienischen Kleinstaaten in ewigem Kriege miteinander liegen; jedenfalls würden sie eine Stätte ewiger Intrigen und Spannungen der Großmächte bleiben. Und was es für Folgen für Deutschland haben würde, falls das Reich auch nur an einer Stelle zerfiele, ist nicht abzusehen.

*Aber wie verträgt sich der Föderalismus mit der Nationalidee*, dieser bewegenden Kraft des vorigen und unseres Jahrhunderts? Von vornherein muß zugestanden werden, daß es Fälle gibt, wo der Föderalismus unanwendbar erscheint. Wo die Spannungen einen derartigen Grad erreicht haben, wie etwa zwischen Armeniern und Türken, dort hat es keinen Sinn, die ewige Feindschaft durch zwangsweisen Zusammenschluß in einen Staat zu verewigen. Aber die Klugheit diktiert den Staaten die Notwendigkeit, es nicht so weit kommen zu lassen. In dieser Beziehung haben sich wohl die früheren Leiter der politischen Geschicke Rußlands und Österreich-Ungarns eine Schuld zukommen lassen, die die Leiter der britischen Politik, mit Ausnahme des irischen Problems, wohl zu vermeiden wußten. Die Idee des Nationalismus erfordert durchaus nicht einen eigenen Staat und ist mit dem Föderalismus wohl vereinbar. Die Schweiz bleibt hier ein ewig leuchtendes Beispiel. Treffend sagt auch der bereits zitierte Beer: »Das gebieterische Problem, welches die Gehirne der politischen Denker bewegt, ist nicht in erster Linie, Mittel zur inneren Verschmelzung verschiedener Nationalitäten wie Slawen, Teutonen und Magyaren zu erfinden, sondern die politische Maschinerie so einzurichten, daß sie eine unlösbare Verbindung sichert, ohne zugleich die Autonomie der am Staate teilnehmenden Nationalitäten zu beeinträchtigen. Die divergierenden Charaktere der Engländer und Kanadier sind keine Hindernisse für eine solche Zusammenfassung, denn die noch größeren Kontraste zwischen Preußen und Bayern verhinderten ja nicht die deutsche Einheit.« Gerade das innerlichste Wesen des Nationalismus findet in der *Autonomie* innerhalb eines größeren staatlichen Verbandes ausreichende Befriedigung. Feinsinnig bemerkt einmal Graf Harry Keßler in einem Aufsatz »Nationalität« (»Zukunft«, April 1906): »Die deutschen Stämme haben jeder eine Nationalität, ebensogut wie die Deutschen überhaupt. Jedem Stamme bei uns entsprechen eigene Formen des Empfindens, Fühlens, Wollens. Und überall ist es so. Ein Beispiel ist Griechenland, wo die griechische, die ionische, die athenische Nationalität wie von Stufe zu Stufe zum Parthenon emporführen. In Italien, Skandinavien, Spanien gibt es Ähnliches.«

Wie subjektiv und zu welchen Übertragungen andererseits die staatliche Auswertung des Nationalismus führt, darüber belehrt uns einmal Friedrich Ratzel in seinen »Aufgaben der politischen Ethnographie«: »Wie groß sind die Übereinstimmungen zwischen Nord- und Süddeutschen und wie klein im Vergleich dazu die Abweichungen; und doch genügten die minimalen Differenzen, um Jahrhunderte hindurch ganz Deutschland zu spalten. Um solchen Gegensätzen, die größtenteils Fiktionen sind, einen stärkeren Halt zu geben, ziehen sie sich gern Grenzen, deren Bedeutung dann unglaublich übertrieben wird. Als in den Vereinigten Staaten von Amerika der Norden gegen den Süden stand, wurden die klimatischen Unterschiede in einer Weise betont, als ob sie eine unübersteigliche Kluft zwischen den beiden bildeten. Und solange in Deutschland der Norden und der Süden verschiedene Wege gingen, erschien in den Augen vieler die harmlose Mainlinie in dem von Natur und Geschichte so eng zusammenhängenden Frankenland als eine der größten natürlichen Grenzlinien Europas, ja als providentielle Linie.«

Bei diesen Worten Ratzels müssen wir unwillkürlich zum Beispiel an einen anderen, allerdings sehr wichtigen Fall der heutigen Staatenzersplitterung denken: an Nordrußland und Ukraine. Denn auch hier handelt es sich um ein »von Natur und Geschichte eng zusammenhängendes Land«, auch hier sind die ethnologischen Abweichungen nicht größer als zwischen Nord- und Süddeutschen, auch hier aber werden die Differenzen noch künstlich erweitert. Allerdings gibt es auch hier in der Ukraine eine Partei der Föderalisten, die auf ihr Programm den Zusammenschluß mit Rußland auf autonomer Grundlage geschrieben haben. Solche Parteien gibt es aber auch in den sonstigen, ethnologisch noch ganz anders gearteten Randstaaten des ehemaligen Rußlands. Diese Leute fühlen, daß der heutige Zustand der Zersplitterung ein ungesunder ist.

So sind heutzutage Kräfte des Separatismus wie des Föderalismus am Werke. Die ersteren einstweilen vielleicht noch stärker und unter den Fittichen der Machthaber der Welt sich befindend. Aber trotzdem — oder vielleicht eben deswegen — ist es die Aufgabe des politischen Schriftstellers, auf das politische Ideal hinzuweisen, das ja denn auch keine Utopie, sondern einen, wie die vorangehenden Überlegungen zeigen, vielfach realisierten und auch in Zukunft wohl realisierbaren Zustand darstellt.

---

# Der Katholizismus und die neue Zeit

## Sozialismus und Religion

Von Dr. **Ed. Dietz** (Karlsruhe)

I

Die Neue Zeit hat im Jahre 1908 (27. Jahrgang, 1. Band, Nr. 2 vom 9. Oktober 1908, S. 67/68) das damals neu erschienene Buch des katholischen Geistlichen Wilhelm Hohoff »Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik« (Paderborn 1908, Bonifaziusdruckerei) einer eingehenden Besprechung aus der Feder von Karski unterzogen. Der Rezensent gelangte ebenso wie Gustav Eckstein in seiner Besprechung im »Vorwärts« vom 21. Februar 1909 zu dem Ergebnis, daß hier ein »von echter Religiosität durchglühter streng-gläubiger Katholik und gleichzeitiger Sozialist und unerschrockener Wahrheitsucher durch die Liebe zur Wahrheit zum begeisterten Anhänger der

Werttheorie wie überhaupt der ökonomischen Lehren von Karl Marx geworden ist«. In diesem Werke, das heute mehr denn je der Beachtung aller wert ist, welche sich mit dem Problem »Katholizismus und Marxismus« beschäftigen, hat sich Hohoff auch vom Standpunkt der katholischen Kirche und des katholischen Geistlichen aus mit der »materialistischen Geschichtsauffassung« auseinandergesetzt. Er hat insbesondere die Verschiedenheit des »historischen Materialismus« von dem naturwissenschaftlichen, philosophischen und ethischen Materialismus scharf herausgehoben und erkannt, daß der historische Materialismus in erster Reihe eine Forschungsmethode ist, gegen welche bei gebührender Berücksichtigung aller Komponenten des Lebens und bei Vermeidung einseitiger und unwissenschaftlicher Übertreibungen auch vom Standpunkt des Katholizismus aus nichts einzuwenden ist.

Das Werk von Hohoff, das in seiner Art epochemachend war und ist, hat in den zehn Jahren von 1908 bis 1918 gerade in den katholischen Kreisen, für die es bestimmt war, nicht die verdiente Berücksichtigung gefunden. Es wurde vielmehr, wie Joseph Kral, der Direktor der Katholischen Presse-Union, in seinem soeben erschienenen Werke »Der christliche Sozialismus?« (Dillingen a. D., Verlag von J. Keller & Co.) in der Widmung an Hohoff sagt, »verkannt und totgeschwiegen«. Die in der politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Jahre vor dem Kriege liegenden Gründe für dieses Totschweigen sind allbekannt. Erst die Revolution hat das Problem »Sozialismus und Religion« von neuem zu so gewaltiger und unmittelbarer Bedeutung gebracht, daß die bisher vielfach geübte Praxis der einfachen prinzipiellen Ablehnung des Sozialismus als Wirtschaftssystem nicht mehr haltbar erschien, und es muß anerkannt werden, daß innerhalb der katholischen Kirche in dem verflossenen ersten Revolutionsjahr die hier in Betracht kommenden Fragen mit ganz besonderem Ernste und besonderer Gründlichkeit erörtert worden sind.

Zwar das Hirtenschreiben der Bischöfe der Niederrheinischen Kirchenprovinz vom 8. Januar 1919 bewegt sich noch ganz in dem alten Geleise und gipfelt in dem Satze: »Man kann nicht überzeugter Anhänger des Sozialismus und gleichzeitig ein aufrichtiger katholischer Christ sein; der Widerspruch und Kampf des Sozialismus gegen Christentum und Kirche ist unversöhnlich.« Auch der alte Bekämpfer des Sozialismus Viktor Cathrein, S. J., hält in seiner im Februar 1919 herausgegebenen Schrift »Sozialdemokratie und Christentum oder darf ein Katholik Sozialdemokrat sein?« (Freiburg 1919, Verlag von Herder) durchaus an dem alten »unentwegten« Standpunkt des Sozialistentöters nach alter Weise fest. Und ebenso hat der Jesuitenpater Heinrich Pesch, der in seinen Ausführungen in den Flugschriften der »Stimmen der Zeit« (Freiburg 1919, Herderscher Verlag, Nr. 1 »Neubau der Gesellschaft« und Nr. 5 »Sozialisierung«) dem ganzen Problem erheblich tiefergehendes Verständnis entgegenbringt, den in der ersten Flugschrift ausgesprochenen Satz, daß »Christentum und Kapitalismus einander gegenüberstehen wie Feuer und Wasser«, in der zweiten durch seine unentschiedene Stellung zu den Forderungen der Sozialisierung praktisch wieder bedeutungslos werden lassen.

Einen erheblichen Fortschritt auf dem Wege zum Verständnis des Sozialismus und der Sozialdemokratie bedeuten die beiden im Verlag der

Badenia, Karlsruhe 1919, erschienenen Schriften des Franziskanerpaters Sigismund Brettle, O. M. C., »Der Katholizismus und die neue Zeit« und des badischen Zentrumsführers Dr. Joseph Schofer »Sozialdemokratie und Religion«. Pater Sigismund, ein hervorragender Kanzel- und Volksredner, hat erstmals am 10. April 1919 in einer öffentlichen Versammlung in Karlsruhe die in seiner Schrift niedergelegten Gedanken ausgeführt, daß eine Annäherung des katholischen Klerus an das sozialdemokratische Proletariat und eine Verbindung zwischen Sozialismus und Katholizismus erstrebt werden müsse; er glaubt aber, daß die Vorbedingung hierfür eine aktivistische Erklärung der in der Sozialdemokratie wirkenden Angehörigen der katholischen Kirche über ihre Stellung zu der Kirche sein müßte, und daß weiter in dem sozialdemokratischen Programm alles dasjenige fallen gelassen werden müßte, »was mit dem Christentum und der katholischen Kirche gänzlich unvereinbar ist«. Dazu rechnet er insbesondere die Beseitigung des Erfurter Programmsatzes über die Erklärung der Religion zur Privatsache und die materialistische Geschichtsauffassung, wenn er auch anerkennt, daß die letztere in dem Erfurter Programm nicht als Programmpunkt figuriert. Pater Sigismund kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er als erster katholischer Geistlicher seit Hohoff in der Öffentlichkeit das Problem in einer Weise angefaßt hat, die gewisse Wege für eine zukünftige Verständigung zwischen Marxismus und Katholizismus zeigt.

Das gleiche gilt auch für die Schriften von Dr. Schofer, aber freilich mit der Beschränkung, daß er »die Zeit für die praktische Ausführung solcher Gedanken noch nicht für gekommen hält«, und daß er im Anschluß an Pesch dem »kommunistischen Genossenschaftsgedanken« den »deutschrechtlichen, vom christlichen Geiste getragenen wahrhaften Genossenschaftsgedanken« gegenüberstellen will.

Eine besondere Bedeutung kommt nach Art und Umfang der Schrift des Domdekans Dr. F. X. Kiefl in Regensburg »Sozialismus und Religion« (Regensburg 1919, Verlagsanstalt vormals J. G. Manz) zu, die jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Die von dem Verfasser als Ergebnis seiner Forschungen an den Eingang gestellten »Leitsätze« gehen dahin, daß zwar »die katholische Kirche die kapitalistische Gesellschaftsordnung als unsittlich bekämpft, weil diese den Menschen als Ausbeutungsobjekt weniger betrachtet und einem blinden Naturprozeß unterordnet«, daß sie aber »auch den Sozialismus bekämpfen muß, weil derselbe die atheistische Weltanschauungsgrundlage vom Kapitalismus übernommen hat und das Heil der Menschheit ebenfalls von dem blinden Naturprozeß und von mechanischer Gleichmacherei sowie vom Zwang erwartet«.

Kiefl kommt damit ebenfalls zu dem Schluß, daß »Christentum und Sozialismus unvereinbar sind«, wie alle großen Führer des Sozialismus als selbstverständlich zugeben, zumal auch »das Parteiprogramm ‚Religion ist Privatsache' nur den Sinn hat, daß die Partei in ihren einzelnen, namentlich neu eintretenden Mitgliedern die Religion nicht bekämpfen, sondern aus taktischen Gründen warten will, bis die Religion von selbst abstirbt, was nach der sozialistischen Theorie als Naturnotwendigkeit gilt«. Kiefl kommt also, wie er selbst in seinen Aufsätzen »Sozialismus und Revolution« (in der Literarischen Beilage zur »Augsburger Postzeitung« vom 3. Dezember 1919, III) sagt, »zu dem wesentlich gleichen Resultat wie Cathrein auf anderem Wege«.

Trotzdem bedeutet die Schrift von Kiesl einen weitgehenden Fortschritt über Cahrein hinaus, weil er auch die wirtschaftliche Seite der Frage in Berücksichtigung zieht und bei der Beurteilung des Verhältnisses zum Kapitalismus nicht übersieht, daß »die christliche Moral mit der sozialistischen Kritik in der Auffassung zusammentrifft, daß die Anhäufung des modernen Kapitals auf Kosten des Massenelends bis in die letzte Wurzel hinein unsittlich ist, und daß — trotz der falschen Werttheorie von Marx — sein Wort zutreffend ist, das moderne Kapital komme von Kopf bis zur Zehe blut- und schmutztriefend zur Welt«.

Wenn trotzdem Kiesl den Schritt von der Kritik des Kapitalismus nicht bis zum Sozialismus für zulässig hält, so findet er den entscheidenden Grund dafür in der vom Sozialismus drohenden Beeinträchtigung »der Gottesordnung des Privateigentums«; denn »es ist nach christlicher Auffassung das Privateigentum schlechthin unentbehrlich, weil an ihm nicht nur die volle Entwicklung der sittlichen Einzelpersönlichkeit hängt, sondern auch die Gesundheit der Familie, indem das Privateigentum mit der Möglichkeit des Sparens für die Kinder der Grundpfeiler unserer Kultur und Sittlichkeit ist« (S. 89).

An dieser Auffassung ist zunächst einmal beachtlich ein — ungewollt — zum Ausdruck kommender historischer Materialismus, der dem Privateigentum als der materiellen Grundlage des Lebens Wirkungen für »die volle Entwicklung der sittlichen Einzelpersönlichkeit« zuschreibt. Auf der anderen Seite aber ermöglicht diese Auffassung eine Weiterentwicklung in der Behandlung des ganzen Problems durch die damit geschaffene Notwendigkeit einer Feststellung in der Richtung, wie weit nach katholischer Auffassung das heutige kapitalistische Privateigentum ein Bestandteil der »Gottesordnung« ist und wie weit umgekehrt der Marxismus eine vollständige Aufhebung des Privateigentums verlangt.

In letzterer Hinsicht ergibt sich bekanntlich aus dem Erfurter Programm in seinen Absätzen 1 bis 5, daß der Marxismus anerkennt, daß das Privateigentum an den Produktionsmitteln die Grundlage der Volkswirtschaft im System des jahrhundertelang dominierenden Kleinbetriebs war, »das Mittel, dem Produzenten das Eigentum an seinem Produkt zu sichern«, und daß nicht der Sozialismus, sondern die Entwicklung des Kapitalismus den Arbeiter, Bauern, Handwerker, Kleinhändler von den Produktionsmitteln teils schon vollständig getrennt hat, teils immer noch dabei ist, ihn davon zu trennen — und dafür dieses Produktionsmittel in immer größerem Maße in den Händen von Nichtarbeitern zu konzentrieren, womit ein »*kapitalistisches Privateigentum an Produktionsmitteln*« geschaffen wird, das mit dem ursprünglichen »naturrechtlichen« Privateigentum an den selbstgeschaffenen oder selbstbearbeiteten Produktionsmitteln gar nichts mehr gemeinsam hat als den Namen und die — auch im Sinne der katholischen Kirche ganz unberechtigte — Prätention, noch für jene »heilige Gottesordnung« alter Zeiten gehalten und geachtet zu werden.

Nur dieses »kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln« will der Marxismus durch »Verwandlung in gesellschaftliches Eigentum« wieder der Gesamtheit dienstbar machen.

Selbst die vielzitierten Ausführungen des *Kommunistischen Manifests* II (S. 38 bis 41 der 8. Ausgabe von 1918) über die »Auf-

hebung des Privateigentums« zeigen mit genügender Deutlichkeit, daß es sich auch dort nur um die »Abschaffung des bürgerlichen Eigentums«, das heißt in der Sprache des Erfurter Programms, um die »Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum« handelt.

Das Kommunistische Manifest hebt selber diesen Charakter besonders hervor, indem es (S. 39) wörtlich sagt: »Das Kapital ist keine persönliche, es ist eine gesellschaftliche Macht. Wenn also das Kapital in gemeinschaftliches, allen Mitgliedern der Gesellschaft gehörendes Eigentum verwandelt wird, so verwandelt sich nicht persönliches Eigentum in gesellschaftliches. Nur der gesellschaftliche Charakter des Eigentums verwandelt sich. Er verliert seinen Klassencharakter.«

Da auf der anderen Seite nach allen rechtsphilosophischen Systemen der ursprünglichste Entstehungsgrund des Privateigentums an Produktionsmitteln nur in der eigenen produktiven Arbeit gefunden werden kann und nur in dieser das »Naturrecht« des Privateigentums an Produktionsmitteln begründet werden kann, so ergibt sich ohne weiteres, daß das nicht auf eigener Arbeit beruhende »kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln« nicht ein Bestandteil des Naturrechts und der »Gottesordnung« sein kann und daß deshalb seine Umwandlung in gesellschaftliches Eigentum, wie sie das Erfurter Programm verlangt, auch nicht mit den Grundlehren der katholischen Kirche in Widerspruch stehen kann.

In dem Werke von Hohoff 1908 ergab sich diese Konsequenz als eine Selbstverständlichkeit aus der Anerkennung der Marxschen Werttheorie. Kiesl, der die Marxsche Werttheorie für falsch und Marx selber für einen Kapitalisten (!) hält (S. 86), hat die auch für ihn nach seinen eigenen Darlegungen über den Gegensatz von »naturrechtlichem« und »kapitalistischem« Privateigentum naheliegende Konsequenz nicht gezogen. Er hat aber doch mit seinen Erörterungen das Problem der Stellung von Katholizismus und Marxismus nunmehr auch von dieser Seite her bis hart an die Schwelle der Lösung herangeführt. Andere katholische Forscher haben diese Schwelle tatsächlich schon überschritten. (Schluß folgt)

## Literarische Rundschau

Wilhelm Reimes, **Durch die Drahtverhaue des Lebens.** Aus dem Werdegang eines klassenbewußten Arbeiters. 96 Seiten. Dresden, A. Kaden & Co. Preis Mk. 4.50.

Die organisierte deutsche Arbeiterschaft besitzt nun schon eine ganze Reihe von Büchern, deren Inhalt ihr wie ein Spiegel eigenen Werdens und Wachsens entgegenschaut. Die Männer, die in diesen Büchern die eigene Entwicklung geschildert haben, haben unbewußt zugleich die Entwicklungsgeschichte der eigenen Partei geschrieben. Denn wie sie aus dem Dunkel heraus ans Licht strebten, so auch die ganze Volksschicht, der sie angehörten. Zu den vielen, deren Name heute als Kämpfer und Führer, Organisator und Agitator einen guten Klang hat, gehören auch manche, von denen die breite Öffentlichkeit bisher nur wenig vernommen. In der Stille wirkten sie; auf bescheidenem Posten füllten sie ihren Platz aus. Namenlose waren sie. Auch Wilhelm Reimes gehört zu ihnen. Sein Wirken und Streben ist nur einem verhältnismäßig kleinen Kreise bekannt geworden. Und doch tat auch er in vorbildlicher Weise seine Pflicht und Schuldigkeit. Sein Buch gibt Kenntnis

davon. Im zentrumschwarzen Rheinland stand seine Wiege. Einer freudlosen Kindheit folgte das freudlose Fronleben des modernen Fabrikarbeiters. Aber sein junges Herz schlug heiß. Seine Augen schauten klar. Sie schauten und durchschauten die schreiende Ungerechtigkeit und die grenzenlose Verlogenheit seiner Umwelt. So lernte er denken. So wurde er zum Sozialdemokraten. Ganz allmählich — nicht sprunghaft und drängend — wickelte er sich aus dem Wust der gröbsten Unwahrheiten heraus. Seiner persönlichen Geistesbefreiung folgte die Erkenntnis, daß sich auch seine Klassengenossen befreien müßten. So wurde er zum Kämpfer, so wurde er zum beruflich und politisch organisierten Agitator. Wie das alles geschah, muß man schon selber in seinem Buche nachlesen. In einer schlichten, lebenswahren, wunderfeinen Art ist das alles erzählt. Alle überflüssigen Breiten sind vermieden, alles Theoretisierende ist fortgelassen. Über die Liebe zur Natur ging für ihn der Weg zum Menschen. Und wie sehr er mit der Natur selbst verwachsen, davon zeugen jene kleinen, feinen Skizzen, die dem Buche beigegeben sind: Naturschilderungen, wie sie nur der erleben und schildern kann, der selbst in der Natur aufgewachsen ist und sie von ganzem Herzen liebt. Das hübsch ausgestattete Buch ist es wert, daß es recht viele Freunde findet. Sein Inhalt ist ein gutes Agitationsmaterial, das nicht mit dem schweren Geschütz der Anklage, sondern aus dem persönlichen Erleben heraus wahr und echt und überzeugend arbeitet. Die Alten, die in dem Reimesschen Buche lesen, werden ein Stück eigenen Lebens an ihrem geistigen Auge vorüberziehen sehen; die Jungen aber werden mancherlei lernen können, denn wenn sich auch heute die Zeiten sichtlich geändert haben, gewisse Wahrheiten haben auch noch für die Gegenwart Geltung! -ge-

---

**Georg Brandes, Der Tragödie zweiter Teil: Der Friedensschluß.** Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. Preis 5 Mark.

Es ist eine nur bis zu einem gewissen Grade erfüllbare Forderung, wenn man von einem Historiker Objektivität verlangt. Je lebhafter sein Temperament, je stärker seine innere Anteilnahme, um so persönlicher wird er den Dingen und Ereignissen gegenüberstehen. Die Zeitspanne, die zwischen seinem eigenen Dasein und jener Epoche liegt, der seine Darstellung gilt, wirkt auch nicht in der Richtung der »subjektiven« Ausschaltung, denn er wendet gewöhnlich gerade einem Zeitpunkt oder einer Periode seine Aufmerksamkeit zu, die seine innerliche Teilnahme erweckt hat. Der höchste Grad von unparteiischer, wenig »gefärbter« Schilderung kann nur erreicht werden, wenn ein im wahrsten Sinne des Wortes Außenstehender zu einer Sache das Wort ergreift wie in dem vorliegenden Buche ein Neutraler zur Frage des Friedensschlusses. Sein weder von Wut, Haß und Schmerz der Besiegten noch von dem Stolz, Machtdünkel und der Befriedigung des Siegers getrübtes Urteil wendet sich in maßvoller Überlegenheit den Dingen zu und vermag in ruhiger Betrachtungsweise bis auf ihren Grund zu dringen. So verdanken wir dem Dänen Georg Brandes, dessen Werk in einer guten deutschen Übersetzung vorliegt, eine Reihe vorzüglicher Glossen zum Friedensschluß zwischen den kriegführenden Völkern, den er als den Keim künftiger Zwistigkeiten betrachtet. Eine treffliche Kenntnis der leitenden Männer und die sichere Urteilsgabe des Erfahrungsreichen geben ihm das Rüstzeug in die Hand, um den ganzen Unrat ans Tageslicht zu fördern, der sich unter einer Decke schöner Schlagworte und verführerischer Zukunftsverheißungen verborgen hält. So entgöttert er den heiligen Tempel des »Völkerbundes«, den die Friedenskonferenz aufgerichtet hat, indem er seine rein irdischen Zwecke darlegt: Die Fanfaren der Menschenliebe schallen uns in die Ohren: der Völkerbund soll, wie es von den Lippen aller Politiker klingt und die Zeitungen immer wieder verkünden, die versöhnten Völker unter seine Fittiche scharen. Vorher aber wollen sie, die den Bund ins Leben rufen, alle Verhältnisse zu ihrem alleinigen Vorteil ordnen. Wie die Geschichte es hundertfach zeigt, wie es vor einem Jahrhundert die Gründung der Heiligen Allianz bewies: sobald siegreiche

Mächte das, was sie anstreben, erreicht haben, errichten sie eine geweihte und unauflösliche Brüderschaft, um sich gegenüber dem Besiegten, falls er neuerlich zu Kräften kommen sollte, zu sichern. Und daß das ganze Satyrspiel der Friedensschlüsse von Versailles und Saint-Germain in stolzem Bewußtsein der »Gerechtigkeit« aufgeführt wurde, geißelt er mit den bezeichnenden Worten: »Es paaren sich nun vor aller Augen Recht und Gerechtigkeit und zeugen mit Wollust Hunger und Tod.«

Die Reihe locker aneinandergefügter Aufsätze, die das Buch ausmachen, bildet kein einheitliches Ganzes, als »historisches Werk« gewertet, aber sie offenbart trotz ihrer aphoristischen äußeren Form eine durchaus einheitliche, streng folgerichtige Denkweise, die zwischen den leidenschaftlichen Erregungen der Beteiligten ihren kühl-überlegenden Weg findet. Irma Hift

## Notizen

**Japans Rüstungen.** Das kürzlich veröffentlichte neue Budget Japans zeigt, daß diese Macht nicht an den sogenannten Weltfrieden glaubt, sondern ihre durch den Krieg beträchtlich verbesserte wirtschaftliche Lage dazu benutzt, sich auf einen großen Kampf vorzubereiten. Für das Heer werden 248 Millionen Yen (vor dem Krieg 1 Yen gleich 2,09 Mark) angefordert, 97 Millionen mehr als im vorigen Jahre; davon entfallen 169 Millionen Yen auf ordentliche Ausgaben und 73 Millionen auf außerordentliche Ausgaben. Außerdem verlangt aber das japanische Kriegsministerium eine Summe von ungefähr 1100 Millionen Yen, verteilt auf mehrere Jahre, zum Zweck einer besseren Ausrüstung der Armee und Erneuerung von Verteidigungsmitteln.

Noch größer sind die für die Flotte angeforderten Geldmittel. Im ganzen werden 378 Millionen Yen verlangt, 128 Millionen mehr als im letzten Staatshaushaltsplan. Von dieser Summe dienen jedoch nur 125 Millionen zur Aufrechterhaltung des eigentlichen Flottendienstes, die übrigen 253 Millionen sind für den Neubau von Kriegsschiffen bestimmt. Aber auch damit begnügt sich die japanische Regierung nicht. Neben diesen 253 Millionen werden noch weitere 752 Millionen Yen für Ergänzung der Flotte in den nächsten Jahren gefordert. Erbaut werden sollen 4 große Schlachtschiffe, 4 große Kreuzer, 12 kleine Kreuzer, 37 Zerstörer, 5 Kanonenboote sowie eine größere Anzahl von Unterseebooten, Minensuchern usw.

Wie man sieht, rüstet Japan mit aller Macht für den großen Entscheidungskampf im fernen Osten. Die Mittel dazu liefert ihm der wirtschaftliche Aufschwung, den es im Kriege genommen hat. Die Goldreserve Japans, die vor dem Weltkrieg nur ungefähr 350 Millionen Yen betrug, stellt sich heute auf mehr als 1800 Millionen, während die Staatsschuld nur von ungefähr 2500 auf 2742 Millionen Yen gestiegen ist, zu welchem Betrag freilich noch 513 Millionen Yen an ausstehenden Schatzscheinen kommen.

Weit beträchtlicher sind die Summen, die in die Taschen vieler Kapitalistengruppen geflossen sind. Auch Japan hat seine Kriegsgewinnler, und in welchem Maße sich diese bereichert haben, veranschaulicht schon allein die Tatsache, daß die Summe der Neuinvestierungen von Beginn des Jahres 1919 bis zum Oktober 1919, also in einem Zeitraum von nur 9 Monaten, nicht weniger als rund 2860 Millionen Yen beträgt.

Diesem steigenden Reichtum auf seiten der Großkapitalisten steht auf der Seite der industriellen Arbeiterschaft freilich eine beträchtliche Verschlechterung ihrer Wirtschaftslage gegenüber. Die Preise für die notwendigsten Lebensmittel sind während des Krieges enorm gestiegen (nach den statistischen Angaben zum Beispiel für Fleisch um 180 Prozent, Brot 100 Prozent, Milch 230 Prozent), während die Steigerung der Löhne weit dahinter zurückbleibt.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 6 38. Jahrgang · 2. Band 7. Mai 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Das Ergebnis von San Remo und die politische Lage.** Von Heinrich Cunow.

**Probleme des Messewesens.** Von Artur Heichen.

**Der Rhein—Donauschiffahrtsweg.** Von H. Fehlinger.

**Der Katholizismus und die neue Zeit. Sozialismus und Religion.** Von Dr. Ed. Dietz (Karlsruhe). II. (Schluß.)

**Pommern, ein Hort der Reaktion.** Von Fritz Herbert, Mitglied der Preußischen Landesversammlung.

**Neue sozialpädagogische Literatur.** Von Karl Vorländer (Münster i. W.).

**Literarische Rundschau:** Ferdinand Kürnberger, **Briefe eines politischen Flüchtlings.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Liebig, H.,** Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. (Theorie und Praxis.) Auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage dargestellt. Langensalza, Wendt & Klauwell. 64 S. Geh. 2 Mk.

**Martens, Hans A.,** Psychologie und Verkehrswesen. Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens. Leipzig, J. A. Barth. 14 S. Geh. 70 Pf.

**Morgenstern, Toni,** Arbeitslosenversicherung und deutsche Erwerbslosenfürsorge unter Berücksichtigung der Frage des Arbeitsnachweises. Leipzig, Felix Meiner. 66 S. Geh. 3,60 Mk.

**Neumann, M.,** Des Reichsnotopfers zweiter Teil. Wege zum Wiederaufbau. München, Duncker & Humblot. 17 S. Geh. 2 Mk.

**Prechtl, R.,** Der Spiegel. Beiträge zur sittlichen und künstlerischen Kultur. Flugblatt Nr. 16/20: Deutscher Wirtschaftsbund. Berlin, Spiegelverlag. 35 S. Geh. 1,75 Mk.

**Rauecker, Br.,** Versittlichung des Arbeitslebens. Wege zur Wiedererweckung der Berufsfreude und Arbeitslust. München, Duncker & Humblot. 40 S. Geh. 2 Mk.

**Reinhard, R.,** Die Welt nach dem Friedensschluß. Ein geographisch-wirtschaftlicher Überblick. Breslau, Ferd. Hirt. 44 S. Geh. 1,50 Mk.

**Roßmann, E.,** Ratgeber für Kriegshinterbliebene. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 38 S. Geh. 2 Mk.

**Scheiding, E.,** Das erste Jahr der deutschen Revolution. Leipzig, Felix Meiner. 90 S. Geh. 3 Mk.

**Schilder, S.,** Die Halbtagsarbeit der Frauen. Ein Beitrag zur weiblichen Gesundheitsförderung. Separatabdruck aus der „Wiener Medizinischen Wochenschrift" Nr. 6, 1920. Wien, Moritz Perles. 8 S.

**Schmidt, M.,** Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. Erster Band: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. Stuttgart, Ferd. Enke. 222 S.

**Schmidt, P. W.,** Die Gliederung der australischen Sprachen. Geographische, bibliographische, linguistische Grundzüge der Erforschung der australischen Sprachen. Wien, Mechitharisten-Buchdruckerei. 299 S.

**Schönlank, Br.,** Sonniges Land. Kindergedichte. Berlin, Paul Cassirer. 63 S. Geb. 8 Mk.

**Schulte-Vaerting,** Dr., Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus. München, Ernst Reinhardt. 328 S.

**Schwartz, Rich.,** Gegen Blutvergießen und Todesstrafe. Eine prinzipiell sozialistische Stellungnahme während des Frühkommunismus in Ungarn. Wien, Genossenschaftsverlag der „Neuen Erde". 8 S. Geh. 1 Mk.

**Stillich, O.,** Die wahren Ursachen unserer Wirtschafts- und Finanznot. Berlin, Zentralverlag. 56 S. Geh. 1,20 Mk.

**Stromer-Reichenbach, Fr.,** Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken. Band 4 der Sammlung „Deutsches Leben". Ludwigshafen, Verlag Haus Lhotzky. 49 S.

— Was wird? Vorausberechnung der deutschen Revolutionsentwicklung. Ludwigshafen, Verlag Haus Lhotzky. 57 S.

**Umbreit, P.,** Das Betriebsrätegesetz. Voller Wortlaut des Gesetzes über Betriebsräte, der Wahlordnung nebst vielen Vordrucken und ausführlicher Erläuterung. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 72 S. Geh. 2,50 Mk.

**Verwaltungsakademie Berlin,** Vorlesungsverzeichnis für Sommersemester 1920.

**Weber Ad.,** Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände in Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr. 448 S. Geh. 27 Mk.

**Weber, S.,** Evangelium und Arbeit. Eine Apologie der Arbeitslehre des Neuen Testaments. Freiburg i. Br., Herder & Co. 363 S. Geh. 12,80 Mk.

**Werden,** Sonderheft des Neuen Merkur. Herausgeber E. Frisch und W. Hausenstein. München, Verlag Der neue Merkur. 127 S.

**Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co.,** Wien, Lagerkatalog. 24 S.

**Zender, Lehrer,** Der Elternbeirat. Ein Leitfaden für die Praxis. Mit einer Einleitung von Konstantin Baumeister. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 19 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6 | Ausgegeben am 7. Mai 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Das Ergebnis von San Remo und die politische Lage

Von Heinrich Cunow

Die Ministerkonferenz von San Remo hat gesprochen. Neben dem Beschluß einer Aufteilung der Türkei — denn anders läßt sich die Abtrennung Syriens, Palästinas, Arabiens, Mesopotamiens, Armeniens und Smyrnas vom Osmanenreich nicht bezeichnen — verdient die gegen Deutschland gerichtete Erklärung, die das deutsche Ersuchen, in Anbetracht der inneren Wirren vorläufig das deutsche Reichsheer auf einem Bestand von 200 000 Mann halten zu dürfen, rundweg ablehnt, die strikte Durchführung des Versailler Friedensvertrags fordert und mit einer Besetzung weiterer Teile des deutschen Reichsgebiets droht, die größte Beachtung, da sie grell die europäische Lage beleuchtet und geeignet ist, so manche naiven Illusionen zu vernichten, die in letzter Zeit wieder in der deutschen Presse auftauchten. So not es für die innere Gesundung Deutschlands ist, daß endlich die traurige Wirtschaftslage des neuen Deutschlands begriffen wird, so nötig ist es, daß das Verhältnis Deutschlands zu den Ententemächten in allen seinen Konsequenzen erfaßt wird und das Operieren mit schönen inhaltsleeren Hoffnungen und Illusionen aufhört. Auch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ist das beste Mittel des Erfolges die Erkenntnis dessen, was ist — nicht das Einstellen von Wünschen und Hoffnungen als Tatsachen in die politische Kalkulation.

Unter diesem Gesichtspunkt ist aber kaum begreiflich, daß noch bis in die ersten Tage der Aussprache in San Remo hinein ein wesentlicher Teil der liberalen und auch der sozialdemokratischen Presse an einen scharfen Zusammenprall zwischen England und Frankreich in San Remo und an eine alsbaldige gründliche Revision des Versailler Friedensvertrags glaubte, bei der England an der Seite Deutschlands stehen würde. Das Ergebnis von San Remo müßte diese Illusionspolitiker eigentlich bitter enttäuscht haben; in Wirklichkeit haben sich jedoch nicht wenige Exemplare dieser Spezies gefunden, die sogar in der Erklärung von San Remo wieder ein vielverheißendes Symptom einer baldigen Friedensvertragsrevision gefunden haben; denn, so folgern sie: die alliierten Regierungen haben sich doch bereit erklärt, mit deutschen Regierungsvertretern in Spaa zu konferieren, setzen sie sich aber erst einmal mit unseren Vertretern an den Verhandlungstisch, dann kann auch die Verständigung nicht ausbleiben. Eine bekannte Melodie, die durch ihr Alter keineswegs an Güte und Beweiskraft gewonnen hat. Auch vor den Versailler Friedensverhandlungen wußten dieselben Propheten zu erzählen: »Sind wir erst mal so weit, daß die Vertreter der Mächte zu Friedensverhandlungen zusammentreten, wird auch bald auf vernünftiger Basis die Verständigung mit dem Deutschen Reich erfolgen, zumal alle am Kriege beteiligten Länder sehnlichst nach Frieden verlangen und der deutsche

Militarismus vollständig gebrochen ist.« Welchen Wert dieses Räsonnement hat, zeigt der Text des abgeschlossenen Versailler Friedensvertrags.

Wie es scheint, haben manche Zeitungspolitiker sich dermaßen an den politischen Trancezustand gewöhnt, daß sie auch heute noch nicht die einfachsten Konsequenzen des Ententesiegs begreifen. Anstatt aus dem Kriege vernichtet hervorzugehen, gewann der Imperialismus in den Ententestaaten neue Lebenskraft, und zwar auch in Kreisen, die früher den imperialistischen Bestrebungen gleichgültig oder gar abwehrend gegenüberstanden; denn der Krieg hat, wenn man von den Vereinigten Staaten von Amerika absieht, auch in den Ententestaaten eine große Vernichtung materieller Werte, eine Zerrüttung des inneren Wirtschaftslebens hinterlassen und dort in gar vielen Köpfen den Wahn hervorgerufen, nun müßte alles das, was den Siegern an Werten im Kriege verlorenging, durch möglichst rücksichtslosen Druck auf die besiegten Länder und durch Neuerwerbungen fremder Gebiete möglichst bald wieder hereingebracht werden.

Besonders gilt das von Frankreich, wo der Krieg zu einer seltsamen Allianz des Imperialismus mit einem eigenartigen Nationalpatriotismus und einem sich als Hüter alter französischer Machttraditionen fühlenden Militarismus geführt hat, so daß man fast von einer Übertragung des ehemaligen in Potsdam kultivierten militaristischen Geistes auf Paris sprechen kann, nur daß dieser französische Militarismus statt der feudal-aristokratischen teilweise eine finanz-aristokratische Maske trägt. Mag Millerand sich immerhin offiziell als Leiter des französischen Geschicks aufspielen, in allen wichtigen Fragen der Außenpolitik und der Stellung zu Deutschland liegt die Entscheidung bei der französischen Generalität, die nicht nur in den Kreisen der eigentlichen imperialistischen Großbourgeoisie, sondern auch bei jener Masse der Abgeordneten Unterstützung findet, die am 16. November vorigen Jahres auf das Wahlprogramm gewählt ist: »Niederhaltung Deutschlands, Bezahlung aller Kriegsschäden durch die Boches — und deshalb strengste Durchführung des Versailler Friedensvertrags entsprechend der französischen Deutung seiner Artikel.« Wer soll denn auch diesen Vertrag durchführen, wenn die Generalität nicht mitmacht, und wer kennt besser die dazu nötigen militärisch-taktischen Mittel, als die glorreichen Heerführer?

Die Folge ist, daß in allen Mitteleuropa betreffenden Fragen heute in Frankreich die Militärclique um Marschall Foch entscheidet und Millerand mit seinem Kabinett nur den Exekutor ihrer Wünsche spielt — vielleicht manchmal wider Willen; aber will er nicht verschwinden, muß er notgedrungen die Fiktion aufrechterhalten, daß die Bestimmungen des Versailler Vertrags sich, falls nur mit dem nötigen militärischen Nachdruck verfahren wird, recht wohl durchführen lassen, Deutschland im Laufe der Zeit alle ihm auferlegten Lasten zahlen wird und es zugleich in einem solchen Zustand innerer Schwäche erhalten werden kann, daß Frankreich seine völlige Erholung und Revanche nicht zu fürchten braucht. Stürzt diese Fiktion zusammen, so stürzt damit auch die Millerandsche Regierung und noch einiges mehr.

Selbst in England ist der Einfluß der Generalität, besonders der Admiralität, heute größer als vor dem Kriege, wenn auch die alten Traditionen des englischen politischen Lebens und die geschichtliche Eigenart seines parlamentarischen Regimes verhindern, daß die militärischen Ansichten eine ähnliche Bedeutung für die englische Außenpolitik zu erlangen vermögen wie

in Frankreich. An den weltpolitischen Imperialismus der englischen Handels- und Finanzbourgeoisie aber ist Lloyd George vielleicht noch mehr gebunden als Millerand in Frankreich; denn infolge der wachsenden Gegenströmung gegen die Tendenzen seiner Politik und der steigenden politischen Bedeutung der britischen Arbeiterpartei ist er heute auf einen starken politischen Rückhalt angewiesen, und diesen Rückhalt vermag ihm unter den gegebenen Umständen nur die imperialistische Bourgeoisie zu liefern. Daher die Erscheinung, daß er immer mehr in das Fahrwasser der jingoistischen Weltpolitiker gerät.

Aber dennoch ist die Lage Englands gegenüber Deutschland eine wesentlich andere wie die Frankreichs. John Bull hat im wesentlichen erreicht, was er zu erreichen wünschte. Die unbequeme Handels- und Schiffahrtskonkurrenz Deutschlands ist gebrochen und in Anbetracht der im Versailler Friedensvertrag stipulierten stetigen finanziellen Schröpfung eine Wiedererstarkung seiner Wirtschaftskraft bis zu einem Englands Weltmachtsstellung gefährdenden Grade auf Jahrzehnte hinaus nicht zu befürchten. Zugleich ist so ziemlich auf dem europäischen Kontinent wieder jene balance of power hergestellt, die die Entscheidung über die politische Konstellation in Englands Hand legt und ihm gestattet, die vorhandenen kontinentalen Gegensätze in seinem Interesse nach Belieben gegeneinander auszuspielen. Soweit von einer Machtüberhäufung auf dem Kontinent die Rede sein kann, ist diese jedenfalls nicht auf seiten Deutschlands zu finden, sondern eher auf seiten Frankreichs, zumal dieses in Polen und zum Teil auch in Belgien dienstwillige Klienten gefunden hat. Die stärkste Macht auf dem Kontinent ist heute nicht mehr Deutschland, auch nicht der wirtschaftlich geschwächte russische Koloß, sondern trotz des durch den Krieg hervorgerufenen Rückgangs seiner männlichen Jugend und seiner militärischen Leistungsfähigkeit Frankreich — eine Tatsache, derzufolge nach dem alten Grundsatz englischer Politik sorgfältig darauf geachtet werden muß, daß diese Macht nicht Gelegenheit erhält, ihren Einfluß immer weiter auszudehnen und Englands Kontinentalpläne zu durchkreuzen. Im Gegenteil muß Frankreich bedeutet werden, daß auch über den Kontinent England die Aufsicht gebührt.

Aus dieser angemaßten Kontrollstellung über Europa erklärt sich auch, wenn England sich jüngst gegen die eigenmächtige Besetzung Frankfurts und Darmstadts durch französische Truppen gewandt und der Millerandschen Regierung deutlich seine Mißbilligung in Paris ausgedrückt hat. Es ist eine der naivsten Illusionen der deutschen Presse, sich diese Haltung aus dem Wohlwollen der englischen Regierung für Deutschland zu erklären. Sprechen auch noch andere Motive mit, zum Beispiel das Bestreben, Gegentrümpfe gegen Frankreichs Pläne im Orient zu gewinnen, so liegt doch der Hauptbeweggrund des englischen Einspruchs darin, dem Millerandschen Kabinett mit aller Deutlichkeit zu demonstrieren, daß England ein eigenmächtiges Vorgehen seines französischen Alliierten nicht duldet, sondern daß dieser künftig vor seinen Aktionen Englands Billigung einzuholen und, wenn ihm diese versagt wird, sich den englischen Ansprüchen zu fügen hat.

Ebenso wie in Europa hat England auch in Asien seine Wünsche erreicht. Der bisherige türkische Länderbesitz wird zu einem bunten Frikassee zerhackt, von dem der für England wichtigste Teil, die große Länderbrücke von Ägypten nach Indien und Persien, direkt unter Englands Herrschaft

kommt, ein anderer Teil, wie Armenien, Syrien, Palästina, indirekt; denn die geplanten Aufsichts- und Verwaltungskommissionen, mit denen man diese Länder zu beglücken gedenkt, sind sämtlich, wenn sie die ihnen gestellten Aufgaben auch nur einigermaßen erfüllen wollen, auf Englands Unterstützung angewiesen. Ohne diese Hilfe sind sie mattgesetzt. Nehmen wir als Beispiel Armenien. Nachdem die nordamerikanische Union das ihr angetragene Mandat über diesen neugebildeten Staat abgelehnt hat, gedenkt man jetzt, wie es heißt, Norwegen die zweifelhafte Ehre schenken zu wollen. Aber was vermag Norwegen im fernen Armenien, in dem es weder einen Rückhalt findet noch nennenswerte Interessen besitzt, auszurichten, wenn es bei seinen Maßnahmen nicht Englands Beistand findet? Ohne Englands Billigung kann es nichts unternehmen. Muß es aber bei allen Schritten auf Englands Willen Rücksicht nehmen, so wird es notwendig zu dessen Willensvollstrecker.

Ebenso steht es mit der sogenannten »Internationalisierung« der Dardanellen. Tatsächlich bedeutet die beschlossene sogenannte Internationalisierung jener Meerengen nichts anderes als ihre Stellung unter Englands Flottenmacht. Die fremde Kommission in Konstantinopel wird wohl gar bald zu einem bloßen Dekorationsstück werden. Schon heute, besonders nach dem Einmarsch englischer Truppen in Konstantinopel, liegt die eigentliche Macht am Bosporus fast ganz in Englands Händen; General Franchet d'Esperey ist zur bloßen Repräsentationsfigur geworden, die wirklichen Einfluß kaum mehr besitzt.

Dazu kommt, daß künftig noch mehr als heute England in dem Venizelosschen Griechenland einen Satrapenstaat gewinnen wird, der sich willig seiner Gefolgschaft einreiht. Es war ein schlauer Schachzug Englands, daß es Griechenland in seinen Landforderungen gegenüber Frankreichs Prätensionen unterstützte, so daß sich Griechenland über die ganze südliche Balkanhalbinsel bis zur Tschataltschalinie erstreckt und ihm auch die Verwaltung des Gebiets von Smyrna zufällt. Nicht nur, weil England sich dadurch die Dankbarkeit maßgebender griechischer Kreise gesichert und gegen die französischen Ausdehnungspläne im Orient einen Widersacher gewonnen hat, sondern weil auch Griechenland diesen ausgesogenen Länderkomplex nur zu beherrschen vermag, wenn ihm die Finanzkraft Englands zur Seite steht und die englische Flotte ihm den Besitz des Neuerworbenen garantiert.

Zwar sieht auch der englische Imperialismus sich durch den amerikanischen Imperialismus eingeengt, der während des Krieges infolge der den Yankeekapitalisten zugeflossenen enormen Kriegsgewinne mächtig erstarkt ist und dem englischen Kapitalismus in Süd- und Mittelamerika ein finanzielles Gebiet nach dem anderen abgräbt. Daß man, wenn auch nicht in den Kreisen der englischen Durchschnittsintellektuellen, doch in den englischen Finanz- und Handelskreisen die Gefahr, die England von dieser Seite droht, sehr wohl erkennt, geht aus den Äußerungen großkapitalistischer Korporationen ziemlich deutlich hervor; und es ist anzunehmen, daß auch die Lloyd Georgesche Regierung künftige englisch-amerikanische Konflikte voraussieht. Aber man kennt dort die heutige wirtschaftliche Übermacht der Union recht wohl und macht deshalb, soweit es die Aufrechterhaltung eines leidlichen freundschaftlichen Verhältnisses zu Onkel Sam verlangt, dem ideologischen Doktrinarismus des großen amerikanischen Bruders und seinen

verschiedenen Wünschen bereitwillig kleine Zugeständnisse, selbst jenen, die sich auf eine größere wirtschaftliche Beteiligung an Deutschlands und Rußlands Wirtschaftsleben richten.

Hat demnach England seine Weltmachtstellung beträchtlich erweitert, so hat doch der Krieg auch ihm manche Besorgnisse und Befürchtungen gebracht, auf innerem und äußerem Gebiet. *Aber diese Besorgnisse sind ganz anderer Art wie die Frankreichs.* Die bange Sorge, die Frankreich quält und sein Verhalten gegen Deutschland bestimmt — die Sorge, Deutschland könnte sich bald erholen und dann wieder zu einem überlegenen Machtfaktor in Europa werden, hat vom englischen Standpunkt aus keine praktische Bedeutung. Im Gegenteil, gegen eine gewisse wirtschaftliche Erholung Deutschlands, die dieses befähigt, den ihm auferlegten Verpflichtungen möglichst nachzukommen, neue Handelsbeziehungen mit England anzuknüpfen und als dessen Vermittler oder Klient auf dem internationalen Markt zu fungieren, hat die englische Handels- und Industriebourgeoisie, wie viele Äußerungen ihrer Fachblätter und offiziellen Korporationsvertretungen beweisen, wenig einzuwenden, wenigstens nicht, soweit nicht dadurch englische Interessen tatsächlich geschädigt werden. *Aber in keinem Fall darf das Deutsche Reich nach dieser Ansicht wirtschaftlich bis zu einem gewissen Grad erstarken*, daß es die gefährliche Position wiedergewinnen könnte, die es in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Kriege innehatte. Der mächtige wirtschaftliche Aufschwung Nordamerikas und seine Festsetzung in einst von England als seine Finanz- und Handelsdomäne betrachteten Gebieten läßt sich nun einmal nicht ändern und muß als eine der üblen unvermeidlichen Folgen der Wirtschaftsentwicklung während der Kriegsjahre mit in Kauf genommen werden; aber um so weniger hält man es in den englischen Geschäftskreisen heute für angebracht, neben dem amerikanischen Rivalen auch noch einen deutschen aufwachsen zu lassen. Besonders darf Deutschlands Handelsflotte nicht wieder ihre frühere Bedeutung im internationalen Verkehrswesen gewinnen — deshalb die Aufnahme der wohlausgeklügelten Schiffsauslieferungs- und Schiffsbauforderungen in den Versailler Friedensvertrag, die Deutschlands Seeschiffahrt völlig matsetzen; deshalb auch die Überlassung eines größeren Teils der von England in Beschlag genommenen, aber zurzeit nicht vorteilhaft im englischen Frachtdienst zu verwendenden ehemaligen deutschen Handelsflotte an Frankreich, und zwar bei gleichzeitiger kühler Ablehnung der von der deutschen Regierung gestellten Forderung einer Ermäßigung der im Anhang III des achten Teils des Versailler Friedensvertrags bezüglich der deutschen Handelsflotte gestellten Auslieferungsforderungen; deshalb ferner die hämischen Äußerungen gewisser englischer Blätter über die jüngst zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften gepflogenen Kartellierungsverhandlungen.

Selbst gegen eine mäßige politische Wiedererstarkung Deutschlands und eine bescheidene Vermehrung seiner Militärmacht hat Englands heutige Regierung keine ernstlichen Bedenken; denn ein solches Gegengewicht gegen den französischen Machtdünkel würde Frankreichs Abhängigkeit von Englands Kontinentalpolitik nur erhöhen und das Greater Britannia noch mehr zum ausschlaggebenden Faktor im europäischen Staatenkonzert machen.

Im eigenen Interesse vermag demnach England Deutschland manche politische und wirtschaftliche Zugeständnisse zu machen, die uns das heutige militärische Frankreich verweigern wird; aber dieses halbe Entgegenkommen als einen Verzicht Englands auf seine jetzige wirtschaftspolitische Übermachtsstellung in Europa zu deuten, wäre ein Fehler, der sich später schwer rächen könnte. Die darauf beruhenden Hoffnungen dürften sich bald als ebenso verfehlt erweisen wie die Kalkulationen jener Kontinentalpolitiker, die noch vor kurzem von einer Koalition zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien und vielleicht auch Italien gegen England träumten. Deshalb kann auch unsere Auslandspolitik nicht in erster Linie darauf gerichtet sein, uns die Gönnerschaft Englands zu sichern; der Wegweiser zu einem neuen Aufstieg des deutschen Wirtschaftslebens verweist uns vielmehr auf die Anknüpfung neuer wirtschaftlicher Verbindungen mit Rußland und den skandinavischen Reichen sowie mit den Staaten Nord- und Südamerikas.

## Probleme des Messewesens

Von Artur Heichen

Wie die Wirtschaft längst nicht mehr Sache des einzelnen, sondern ebenso auch der Gesamtheit ist, so sind die Messen in Leipzig, Frankfurt, Breslau, Danzig nicht mehr nur Sache einer »Zentralstelle für Interessenten der Leipziger Mustermesse«; irgendeiner anderen privaten Organisation oder allenfalls des Reichswirtschaftsministeriums, sondern gehen ebenso die ganze Volksgesamtheit an. Aus diesem Grunde beschäftigen wir uns mit dem Problem der Messen an dieser Stelle. Messen sind Einrichtungen zur Zusammenfassung des Verkehrs zwischen Industrie, Groß- und Kleinhandel. Damit kommt gleichzeitig zum Ausdruck, daß bei ihnen das privatwirtschaftliche Moment überwiegt. Sie sind nicht eine Organisationsform gemeinschaftlicher Bedarfsdeckungswirtschaft, sondern zeigen ausgesprochen all die Züge individualistischer Profitwirtschaft. Der Meßhandel zielt nicht in erster Linie auf Bedarfsdeckung, sondern auf Profit. Damit ist, so könnte man meinen, das Verdikt über diese Organisationsform des Handels vom Standpunkt des Sozialismus aus gefällt. Und von linkssozialistischer Seite ist dies denn oft genug auch geschehen. Die »Leipziger Volkszeitung« hat in ihren schlechteren Tagen, als noch Geyer jun. das Zepter schwang, der Messe oft genug den Kampf angesagt und den Stab über sie gebrochen. Und die kommunistische »Rätezeitung« sah in ihr — bis zu einem gewissen Grade mit Recht — nichts anderes als die Organisation des privatkapitalistischen Ausverkaufs Deutschlands.

Um den Dingen gerecht zu werden und sie nicht durch die Brille allzu prinzipieller Betrachtung in Verzerrung zu erblicken, muß man schon etwas weiter ausholen. Wie sich im Mittelalter Jahrmärkte und Messen entwickeln, wie diese Messen seit dem dreizehnten Jahrhundert die Stützpunkte des europäischen Großhandels schlechthin werden, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach und nach einen Teil ihrer Funktionen an die neuerstandenen Börsen abgeben, wie sich schließlich in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die schwerfälligen Warenmessen zu Mustermessen umbilden, all das gehört nicht hierher, sondern ist Sache der Wirtschafts-

historiker. Die wissenschaftliche Nationalökonomie betrachtete die Messen bislang als ein absterbendes Glied, als unwirtschaftliche, der Vergangenheit angehörige Handelseinrichtung.

Die Messen sind nicht mehr die herrschende Form des Großhandels. ... Der Verkehr der Fabrikanten mit Groß- und Kleinhändlern nimmt andere Formen an, der Ausgleich von Nachfrage und Angebot, die Preisbildung vollzieht sich in anderer Weise. Der Kommissionshandel, das kaufmännische Nachrichten- und Zeitungswesen, der Verkauf nach Mustern oder Katalogen, das Aufsuchen der Bestellungen durch Handlungsreisende, die größere Unabhängigkeit des Warentransports von den Jahreszeiten — alles das ist durch Entwicklung der Verkehrsmittel in früher ungeahnter Weise ausgebildet worden. Damit verloren die Messen entsprechend an Bedeutung.... An die Stelle der Messe treten damit ihre modernen Nachfolger: die Börse, das Musterlager, der Verkaufstag, die Ausstellung.
(Karl Rathgen im »Wörterbuch der Volkswirtschaft«)

Roscher spricht von den Messen als einer »Handelsverfassung der niederen Kulturstufen«. Aber entgegen den wissenschaftlichen Prophezeiungen ist in den letzten Jahren ein ganz neues Leben in das Messewesen gekommen, und es scheint, daß die Messen wegen ihrer kräftesparenden Eigenschaft in der kommenden Zeit der erstrebten tayloristierten Betriebsführung, der immer strafferen Rationalisierung der Produktion und des Handels eine noch größere Bedeutung im nationalen und internationalen Handelsverkehr erhalten. Nach einem vielzitierten Satz des Organisators der Lyoner Messe ist das Messegeschäft »das größte Geschäft auf engstem Raume, in kürzester Zeit, mit dem geringsten Aufwand an Kosten«. Gerade dadurch, daß das Messegeschäft die Zersplitterung in der Industrie und ihrem Absatz beseitigt und das Aufsuchen der Bestellungen durch Handlungsreisende sowie eine besondere Reklame überflüssig macht, werden die Kosten unserer nationalen Produktion vermindert, die überflüssigen Kosten (faux frais!) beseitigt. Das Heer der Commis voyageurs, das sonst die Welt nach Kunden durchpirschte, wird für produktive Tätigkeit frei.

Gerade angesichts der für uns so ungünstigen valutarischen Verhältnisse ist diese Tatsache von allergrößter Bedeutung. Ebensowenig wie sich unsere Zeitungen Korrespondenten in den Ländern mit guter Währung leisten können, ebensowenig könnte unsere verarbeitende Industrie und das Kunsthandwerk die hohen Spesen für Auslandsreisende tragen. Die Messe setzt uns also gewissermaßen in den Stand, einen Teil der Vertriebskosten, die sonst unsere inländische Produktion tragen müßte, auf die tragfähigen ausländischen Schultern abzuwälzen. So ist das neuzeitliche Messegeschäft nur geeignet, über die Gewerbszweige, die in der Hauptsache auf den Messen vertreten sind — Kleinindustrie, Hausindustrie und Heimarbeit, Kunsthandwerk — und die sich bisher durch besonders primitive und unwirtschaftliche Vertriebsmethoden auszeichneten, einen Überbau *moderner*, nicht überlebter Handelsverfassung zu errichten, deren Wesenskern durch die beiden Schlagworte Tayloristerung und Rationalisierung nicht besser gekennzeichnet werden kann. Eine Parallele drängt sich hier ohne weiteres auf. Was die Syndikate und Kartelle mit ihren modernen Vertriebsformen für die Urproduktion, die Schwerindustrie geworden sind, das wird die Messe in gewissem Sinne für die Mittel- und Kleinindustrie, für Hausindustrie und Kunsthandwerk — unkostensparende Absatz- und Vertriebsmethode. Und

ebensowenig wie der Sozialismus den Kartellen und Syndikaten feindselig entgegentrat — im Gegenteil, wie er in ihnen Wirtschaftsformen höherer Ordnung erblickte —, ebensowenig kann er auch die moderne Gestaltung des Messewesens nur deshalb bekämpfen wollen, weil sie noch immer von privatkapitalistischem Profitstreben entscheidend beherrscht wird. Gewiß, die Messen sind vom Geiste gemeinwirtschaftlicher Bedarfsdeckungswirtschaft so entfernt wie nur irgend möglich, sie sind auch kein moralisches Institut; aber sie dienen der Erhöhung der Produktivität der nationalen Wirtschaft und sind in Ermangelung besserer wirtschaftlicher Einrichtungen deshalb anzuerkennen, weil ja eines der Hauptziele des wirtschaftlichen Sozialismus in gleicher Richtung liegt.

Und noch eine zweite Betrachtungsweise führt zu einem ähnlichen Ergebnis. Welches sind denn die eigentlichen Meßindustrien, und in welchem Maße sind diese Industrien für eine Sozialisierung reif? Auf der Leipziger Mustermesse waren vertreten die Spielwarenindustrie, die Musikinstrumenteninduſtrie, die Kleineisen- und Metallwarenbranche, die Edelmetall- und Bijouteriewarenbranche, die Textilindustrie, die Beleuchtungsindustrie, die Leder- und Schuhwarenbranche, das Kunstgewerbe im weitesten Sinne des Wortes, Grob- und Feinkeramik, Glasindustrie. Ähnlich steht es mit anderen deutschen Messen. Die offizielle englische Handelsmesse, die am 23. Februar eröffnet wurde, zeigt das gleiche wirtschaftliche Bild. In London (Kristallpalast) werden ausgestellt: Silberwaren, Bijouterie, Phantasiewaren, Lederwaren, Spielzeuge, Sportartikel, photographische Artikel, Möbel, Musikinstrumente, Messerwaren, Bürsten, Glas- und Porzellanwaren, Papierwaren. Die Birminghamer Ausstellung erstreckt sich auf Apparate für Elektrizität, Gas- und Petroleumöfen, Küchenartikel, Handwerkszeuge, Eisenmöbel, Gummiwaren, Fahrräder, Kunstschmiedearbeiten und Eisenwaren, und die Glasgower Ausstellung bringt Artikel der Textilindustrie und Schuhwaren. Fast durchgängig handelt es sich also um Industriezweige, die alles andere, aber nur nicht reif für eine Sozialisierung sind. Messeindustrien und Messehandel verkörpern die individuelle Geistesarbeit, qualitative Geschicklichkeit und den Geschmack der Einzelwirtschaft. Mittel-, Klein- und Kleinstbetriebe herrschen vor, während Großbetriebe nur selten vertreten sind. Also ein undankbares Feld für Sozialisierungsexperimente. Einzelne Zweige des deutschen Messehandels (Musikwaren, Spielwaren, Holzwaren!) wurzeln in den spezifischen Bedingungen der deutschen Wirtschaft, nämlich in Hausindustrie und Heimarbeit solcher Gegenden, wo die Landwirtschaft infolge ungünstiger natürlicher Verhältnisse (Gebirgigkeit, Unfruchtbarkeit, Bodenzersplitterung) keine so hohe Grundrente abwirft, um eine verhältnismäßig starke Bevölkerung menschenwürdig zu ernähren. Der Sozialismus kann sich aber über solche in natürlichen und gegebenen Verhältnissen wurzelnden Tatsachen nicht einfach mit kühnem Sprung hinwegsetzen wollen. Auch die unabhängig-sozialistischen Theoretiker sprechen nur von einer Sozialisierung der dafür r e i f e n Wirtschaftszweige und haben des öfteren zugegeben, daß ansehnliche Reste der Profitwirtschaft auch in einer stark sozialisierten Wirtschaft weiterbestehen werden. Solange dies aber der Fall ist, haben auch die Messen als eine besondere Organisationsform des profitwirtschaftlichen Handels eine Existenzberechtigung, die nicht erlöscht, auch wenn gemeinwirtschaft-

liche Produktionsformen, wie sicher anzunehmen ist, weiterhin im Vormarsch bleiben.

Und endlich sind die mit dem Messewesen zusammenhängenden Probleme geeignet, die Wahrheit eines anderen oft ausgesprochenen Satzes zu erhärten, daß nämlich Deutschland nicht als sozialistische Insel mitten in einem privatkapitalistischen Meer gedeihen kann. Gewiß ist eine ziemlich weitgehende Sozialisierung auch ohne Rücksicht auf das Ausland sehr wohl durchführbar. Aber sie trifft bei einem gewissen Punkte auf eherne Schranken, die sie nicht ohne Schaden für unsere Wirtschaft überschreiten kann. Deutschland ist nun einmal nicht wie die Agrarstaaten Rußland und Ungarn eine autarke Volkswirtschaft, die sich nach Belieben außerhalb des übrigen weltwirtschaftlichen Getriebes oder gar diesem direkt entgegenstellen kann. Als übervölkerter Industriestaat, als Werkstätte der Welt sind wir mit der übrigen Weltwirtschaft auf Gedeih und Verderben verknüpft. Hierin liegt nun vor allem die Bedeutung der Messe, daß sie eine zentralisierte und für das Ausland übersichtliche Organisationsform für den Exporthandel schafft. Für die Leipziger Mustermesse liegen zwar exakte Statistiken bisher nicht vor, aber auf Grund privater Recherchen hat man geschätzt, daß zwei Drittel aller Verkäufe mit dem Inland, ein Drittel mit dem Ausland abgeschlossen worden sind. Gerade die deutschen Luxusindustrien im weitesten Sinne des Wortes haben sich fast ganz — zum Teil werden sie es in Zukunft noch stärker tun müssen — auf den Export nach dem Ausland eingestellt. Wir sehen sind ja zu arm, um uns Luxusindustrien für den inländischen Konsum leisten zu können. Die Erzeugnisse der Messeindustrien verkörpern Qualitäts- und Geschmackswaren, deren *Arbeits*wert unvergleichlich größer ist als ihr *Material*wert. Export von Arbeitswert bleibt aber in einem übervölkerten, rohstoffarmen Lande wie Deutschland ein erstes Erfordernis, und gerade auf diese Weise schaffen wir uns Zahlungsmittel für ausländische Rohstoffe und Nahrungsmittel. Brauchen wir aber das Ausland als Käufer für die Erzeugnisse unserer Messeindustrien, so müssen wir uns auch auf seine speziellen und wechselnden Bedürfnisse und — last not least — auf seine privatprofitwirtschaftlichen Handelsgewohnheiten und Organisationsformen einstellen. Diesem Zwecke kann mit Sozialisierungsmaßnahmen von unserer Seite aus nicht gedient werden. Damit ergibt sich, daß das Messewesen in seiner privatwirtschaftlichen Organisationsform zu einem guten Teil durch das privatkapitalistische Ausland bedingt ist, und damit bewahrheitet sich andererseits der Satz von der Unhaltbarkeit Deuschlands als sozialistischer Insel in einem privatkapitalistischen Meer.

Schließlich zu einem letzten Problem, der Zersplitterung des Messewesens. Nur von einer straffen Zentralisierung läßt sich ja schließlich das erwarten, was an der modernen Gestaltung des Messewesens so erfreulich erscheint, nämlich die Taylorisierung und Rationalisierung der Produktion und des Handels. Die Zersplitterung des Messewesens, wie sie sich aber jetzt in den Konkurrenzbestrebungen Breslaus, Frankfurts, Königsbergs, Kölns spiegelt und die zu einem guten Teil nur ein Ausfluß lokalpatriotischer kommunalpolitischer und städtisch-fiskalischer Sonderinteressen ist, bringt diese Entwicklung ernstlich in Gefahr. Sie bedeutet Kräftezersplitterung, Vergeudung und Verschleuderung nationaler Produktionskosten an einer Stelle, wo Sparsamkeit ein erstes Erfordernis bleibt, und zudem vermindert sie die

Übersichtlichkeit und damit die Anziehungsfähigkeit auf das kauflustige Ausland. Wie sind diese Mängel abzustellen?

Der vierte Titel der Gewerbeordnung (§ 64 bis 71) regelt den Marktverkehr einheitlich für ganz Deutschland. Landesgesetzliche Vorschriften bringen ihn überdies in ein festes Konzessionssystem. Das Messewesen entbehrt einer solchen Regelung, obwohl an sich kein Grund vorliegt, es der vielgerühmten freien Konkurrenz zu überlassen, zumal deren Schäden in der Zersplitterung des Messewesens neuesten Datums offen zutage liegen. In der Bekämpfung der »wilden Messen«, die, wie gesagt, der Planmäßigkeit und allen Prinzipien sparsamer Wirtschaft widersprechen, ist uns Deutschösterreich zuvorgekommen. Ende Dezember vorigen Jahres hat das Staatsamt für Handel, Gewerbe, Industrie und Bauten eine Vollzugsanweisung erlassen, die das Messewesen regelt. Die Veranstaltung von Muster- und Warenmessen bleibt an die Genehmigung des Staatssekretärs für Handel und Gewerbe geknüpft — das ist die entscheidende Bestimmung, die auch bei uns Nachahmung verdiente. Nur so kann einer drohenden Zersplitterung im Messewesen erfolgreich entgegengewirkt werden.

Das Messewesen ist — obwohl ein Institut der Privatwirtschaft — nicht mehr nur Sache der beteiligten Industrien und des Handels oder irgendeines Messeausschusses, sondern ist etwas, was die Interessen der Volksgesamtheit entscheidend berührt. Deshalb gebührt auch dem Reich als dem Vertreter der Volksgesamtheit ein entsprechender gesetzlicher Einfluß. Das ist die Mindestforderung, die der Sozialismus dem Messewesen gegenüber zu erheben hat. Er verhilft damit einer Entwicklungstendenz, die unser österreichischer Genosse und jetziger Staatskanzler Karl Renner als »Durchstaatlichung der Ökonomie«, als eine unterste Stufe des Sozialismus gekennzeichnet hat, auch auf diesem besonderen Gebiet zum Durchbruch.

## Der Rhein—Donauschiffahrtsweg

Von H. Fehlinger

Die Vorteile der Benutzung des Wassers als Verkehrsmittel führten in Deutschland schon seit dem siebzehnten Jahrhundert zur Anlage künstlicher Schiffskanäle sowie zur Regulierung von Strömen. Als das Zeitalter der Eisenbahnen kam, schien anfangs die Binnenschiffahrt zur Bedeutungslosigkeit verurteilt zu sein, doch trat in den letzten 30 Jahren vor dem Weltkrieg eine namhafte Steigerung des Verkehrs auf den Inlandwasserstraßen ein. Es zeigte sich, daß diese neben den Eisenbahnen erforderlich sind. Der Bau von Schiffahrtskanälen blieb in der Hauptsache auf Norddeutschland beschränkt. In Süddeutschland wurden die Möglichkeiten der Verbesserung der Flußschiffahrt und des Baus von Kanälen im allgemeinen wenig beachtet, obzwar namentlich der Gedanke einer Verbindung des Stromsystems des Rheins mit jenen der Donau schon längst aufgetaucht war. Angeblich soll schon unter Karl dem Großen ein Versuch zur Herstellung dieser Verbindung gemacht worden sein. Im siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert haben sich Techniker und Kaufleute mit derselben Frage befaßt, und in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts schritt man wirklich an den Bau des Main—Donaukanals oder Ludwigskanals, der 1846 dem öffentlichen

Verkehr übergeben wurde. Freilich, die Erwartungen, die man an die Erbauung dieses Kanals knüpfte, haben sich nicht erfüllt. Vier Jahre nach Eröffnung erreichte die Wasserstraße ihren Höchstverkehr mit 196 000 Tonnen. Seitdem ist der Verkehr des Kanals im Rückgang begriffen. In den letzten zehn Jahren vor dem Kriege schwankte er zwischen 60 000 und 100 000 Tonnen. Schuld daran ist die Unzulänglichkeit der Wasserstraße. Die Propaganda für ihre Ausgestaltung oder für den Bau einer anderen Verbindung von Rhein und Donau ruhte nicht, und es scheint nun, daß sie endlich zum Erfolg geführt hat.

Außer der Mainwasserstraße wurden auch noch andere Verbindungen von Rhein und Donau vorgeschlagen, so zum Beispiel jene über den Bodensee, die den Vorteil der zuverlässigsten und reichlichsten Wasserversorgung bietet; aber dieser Vorteil wird wettgemacht durch den ungemein großen Bedarf an Erdarbeiten zur Überwindung der Strecken zwischen dem Bodensee einerseits und den heutigen Schiffbarkeitsendpunkten von Rhein und Donau andererseits. Eine andere geplante Linie, Rhein—Neckar—Donau, hat den gleichen technischen Nachteil ohne den Vorzug ebenso reichlicher Wasserversorgung. In beiden Fällen würden die bedeutendsten Industriegebiete Bayerns, Mittel- und Unterfranken, abseits der wichtigen Verkehrsstraße bleiben. Technische und andere Gründe sprechen am stärksten für die Rhein—Main—Donauverbindung. Der Main, an sich bedeutender als Wasserstraße als der Neckar und auf wesentlich längere Strecke schiffbar, ist diesem auch an durchschnittlichem Vermögen zur Wasserversorgung der Verbindungsstrecke erheblich überlegen.

Vor drei Jahren, 1917, nahm der Bayerische Landtag ein Gesetz an, welches die Ausarbeitung eines Entwurfs für den Bau eines Großschiffahrtswegs von Aschaffenburg bis zur Reichsgrenze bei Passau fordert. Dieser Entwurf liegt nun vor, und am 21. Februar dieses Jahres ging dem Bayerischen Landtag ein weiterer Gesetzentwurf zu, welcher bestimmt: »Zwecks Fortführung der Mainkanalisierung von Aschaffenburg bis Würzburg und Ausbau der Donauwasserstraße von Regensburg bis Passau, einschließlich Wasserkraftausnützung, wird als erster Teilbetrag die Summe von 75 Millionen Mark aus staatlichen Mitteln bereitgestellt. Der Staatsminister der Finanzen wird ermächtigt, den hiernach erforderlichen Bedarf vorläufig den bereiten Mitteln der Staatshauptkasse zu entnehmen. Wegen der endgültigen Deckung dieses Bedarfs wird im Finanzgesetz für das nächste Haushaltsjahr Vorsorge getroffen werden.«

In der Begründung des Gesetzentwurfs wird gesagt, daß die Fortführung der Mainkanalisierung von Aschaffenburg bis Würzburg und der Ausbau der Donau von Regensburg bis Passau der Entscheidung hinsichtlich der Wahl einer künftigen Rhein—Donauverbindung nicht vorgreifen. Sie können als selbständige Unternehmungen bestehen, die sich in eine künftige Main—Donauverbindung ohne weiteres einfügen. Man ist sich nämlich in allen Kreisen zwar einig über die Notwendigkeit, die Main—Donauverbindung herzustellen, nicht aber über die Linienführung. Der Main—Donaustromverband und eine Tagung der Kanalinteressenten, die Ende Februar 1920 in München stattfand, entschieden sich zwar bereits für eine bestimmte Linienführung, doch wird von verschiedenen Seiten hiergegen Protest erhoben, und es steht noch in Frage, wie die Entscheidung des Landtags schließ-

lich ausfallen wird. Zu befürchten ist, daß die Streitigkeiten den Bau des Schiffahrtswegs vom Rhein zur Donau erheblich verzögern werden.

Der Main—Donaustromverband hat insgesamt 40 Wahllinien untersucht. Sie nehmen alle ihren Ausgangspunkt am oberen Ende der bestehenden Mainkanalisierung bei Aschaffenburg und endigen beim Übertritt der Donau über die Reichsgrenze unterhalb Passau. In ihrem Verlauf berühren sie alle Nürnberg, die mittelfränkische Industrie- und Handelsstadt. Gemeinsam sind allen Linien Teilstrecken des unteren Main und die Donau in ihrem Lauf unterhalb Regensburg. Die sämtlichen Wahllinien lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen, innerhalb deren folgende Linien als die vorteilhaftesten erkannt wurden:

a. die sogenannte Neuburger Linie: Aschaffenburg—Würzburg—Bamberg—Nürnberg—Neuburg—Saal—Regensburg—Passau—Grenze;

b. die sogenannte Amberger Linie: Aschaffenburg—Wertheim—Mergentheim—Nürnberg—Amberg—Regensburg—Passau—Grenze;

c. die sogenannte Beilngrieser Linie: Aschaffenburg—Wernfeld—Arnstein—Bamberg—Nürnberg—Beilngries—Kelheim—Regensburg—Passau-Grenze.

In einer eben ausgegebenen Denkschrift des Main—Donaustromverbandes (München 1920, Karl Gerber) wird darauf hingewiesen, daß das Projekt der Neuburger Linie aus dem Bestreben entstanden ist, die beiden zu verbindenden Ströme soweit als möglich nach aufwärts zu verfolgen und die oberen so entstehenden Endpunkte auf dem kürzesten Wege miteinander zu verbinden. Sie benützt den kanalisierten Main von Aschaffenburg bis Kitzingen und von Haßfurt bis Bamberg. Ein Seitenkanal im Maintal verbindet die beiden Kanalisierungsstrecken zwischen Kitzingen und Haßfurt. Von Bamberg aus folgt der Kanal dem Tal der Regnitz und Rednitz über Nürnberg bis Roth, steigt dann im Tal der schwäbischen Rezat auf, durchbricht die Wasserscheide zwischen Rednitz und Altmühl bei Weißenburg und folgt dem Altmühltal bis zur Abzweigung des sogenannten Wellheimer Trockentals. In diesem, einem alten Donaulauf, entwickelt sich die Linie bis Steppberg und fällt bei Neuburg zur Donau ab, die in einer Kanalbrücke überschritten wird. Von hier ab führt ein Seitenkanal durch die Donauniederung über Ingolstadt und Abensberg bis Saal unterhalb Kelheim, wo die Donau die Schiffahrtsstraße aufnimmt.

Die Beilngrieser Linie sieht von Wernfeld am Main einen Kanal durch das Werntal bis südlich von Schweinfurt vor; von da verläuft sie bis Roth an der Rednitz wie die Neuburger Linie, um sich dann nach Südosten gegen Kehlheim zu wenden. Die Wasserversorgung für beide Linien erfolgt aus dem Lech durch freien Zufluß in einem Zubringer, der bei Steppberg in die Scheitelhaltung mündet.

Die Amberger Linie sucht den Wasserweg zu kürzen und eine mehr gestreckte Verbindung herzustellen; sie verläuft über Wertheim am Main, Erlangen und Amberg nach Regensburg.

Als die in technischer und finanzieller Hinsicht am besten geeignete Linie darf wohl jene über Beilngries gelten, die einen Mittelweg zwischen den beiden anderen darstellt. Sie ermöglicht nicht nur eine rasche Verbindung mit dem oberfränkischen und mitteldeutschen Gebiet, sondern sichert auch die zweckmäßige Einführung eines Weserkanals und damit einer weiteren Ver-

bindung mit dem Mittellandkanal, dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk und den deutschen Nordseehäfen. Da vorhandene Flußtäler in ausgedehntem Maße verfolgt werden, sind die Bau- und Betriebskosten verhältnismäßig gering. Ein weiterer finanzieller Vorteil ergibt sich daraus, daß die Ausführung des ganzen Unternehmens nicht in einem Zuge zu erfolgen braucht, sondern allmählich in verschiedenen, günstiger als bei der Neuburger Linie liegenden Bauabschnitten geschehen kann. Hierdurch werden nicht unerhebliche Bauzinsen gespart. Doch dürfen auch die Nachteile nicht außer acht bleiben: trotz der niedrigsten Höhenlage der Scheitelhaltung besitzt die Linie eine große Schleusenzahl, eine Folge der niederen Staustufen der Kanalisierungsstrecken. Die Durchführung des Kanals durch das stark besiedelte und wirtschaftlich hochentwickelte Werntal erschwert und verteuert die Ausführung. Hinsichtlich der Bahnanschlüsse für die südwestbayerischen Gebiete ist die Linie ungünstiger als die Neuburger, dagegen günstiger als die Amberger Linie.

Eine Untersuchung über die verkehrswirtschaftliche Bedeutung der drei hauptsächlichen Wahllinien ist vom Tarifamt der bayerischen Staatseisenbahnen ausgearbeitet worden. Es geht daraus hervor, daß die Mainwasserstraße für wichtige Güter ein weites Einflußgebiet hat;[1] besonders groß ist dieses in den unteren Donauländern von Österreich bis Rumänien, die voraussichtlich künftig einen starken Bedarf an auswärtigen Industrieerzeugnissen haben werden. Den Bedürfnissen des Handels mit dem Südosten (Eingehen auf die persönlichen Bedürfnisse des Bestellers und langfristige Kreditgewährung) wird man in England und Amerika nicht gern Rechnung tragen wollen, so daß dort die deutsche Industrie leicht wieder die Oberhand erlangen kann.

Andererseits reicht das Einflußgebiet unserer Wasserstraße für verschiedene Güter weit nach Nordwestdeutschland, während der Verkehr mit Südwestdeutschland durch die großen Umwege, die mit der Wasserbeförderung verbunden sind, ganz wesentlich eingeengt wird. Im Verkehr mit dem Saargebiet, Elsaß-Lothringen und der Pfalz bietet die Wasserbeförderung im allgemeinen nur für das nördliche Bayern Vorteile.

Dem gewaltigen Umfang des Einflußgebiets der Wasserstraße entsprechen die Verkehrsmengen, die der Kanal im Wettbewerb mit der Eisenbahn und mit der Schiffahrt an sich zu ziehen vermag. Nach den amtlichen Berechnungen können auf Grund der Verkehrsziffern des Jahres 1912/13 3,3 Millionen Tonnen für den Kanal gewonnen werden. Diese Menge verteilt sich auf die einzelnen Verkehre folgendermaßen: Nordwestdeutschland—Bayern 1 719 000 Tonnen, Deutschland—Österreich 186 000 Tonnen, Deutschland—Ungarn 86 000 Tonnen, Deutschland—Rumänien 62 000 Tonnen, sonstiger Verkehr 1 277 000 Tonnen. Der Anfangsverkehr wird natürlich geringer sein; doch ist zu berücksichtigen, daß die neue Großschiffahrtsstraße teilweise von Wasserwegen gebildet wird, die schon bisher einen ziemlich regen Verkehr aufzuweisen hatten. Im Jahre 1913 betrug der Verkehr auf der bayerischen Donau 320 000 Tonnen, auf dem bayerischen Main 830 000 Tonnen, auf dem Ludwigskanal 60 000 Tonnen, der Verkehr auf

[1] Untersuchung über die verkehrswirtschaftliche Bedeutung eines Main—Donaukanals. München 1919.

diesen Wasserstraßen zusammen demnach 1,2 Millionen Tonnen. Ob zum Zeitpunkt der Eröffnung des Kanals, die nicht vor 1930 stattfinden könnte, die wirtschaftliche Tätigkeit und damit der Verkehr bereits wieder den Umfang vom Jahre 1912 und 1913 erreicht oder überschritten haben werden, läßt sich augenblicklich nicht beurteilen. Anzunehmen ist, daß bis dahin die schwersten Bedingungen des Friedensvertrags erfüllt sein werden. Dies gilt insbesondere für die Lieferung von Kohlen. Es darf daher erwartet werden, daß spätestens von diesem Zeitpunkt ab auch der Verkehr zwischen Nordwestdeutschland und Süddeutschland einerseits und den östlichen Ländern andererseits wieder eine regelmäßige Steigerung erfährt. Wird ferner in Betracht gezogen, daß der Kanal voraussichtlich einen großen neuen Verkehr, namentlich mit den Balkanländern, an sich zieht, so ist es durchaus angemessen, wenn ab 1930 mit einer Verkehrssteigerung von jährlich 5 Prozent gegenüber den Verkehrsmengen vom Jahre 1912/13 gerechnet wird.

Gehen bei einer Großschiffahrtsstraße die Erfordernisse der Schiffahrt auch allen anderen Interessen vor, so erlauben sie doch, die jetzt so notwendige Wasserkraftausnutzung verschiedentlich mit ihnen in Einklang zu bringen. In den Kanalisierungsstrecken des Mains, der Altmühl und der Donau drängen die in den gestauten Wassermengen schlummernden Kräfte dazu, sie der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Wird dafür gesorgt, daß schädliche Strömungen vermieden werden, dann läßt sich, außergewöhnliche Verhältnisse natürlich ausgenommen, den Stauanlagen fast immer ein Kraftwerk so einfügen, daß den Forderungen der Schiffahrt genügt wird. Im Zuge der Beilngrieser Linien kämen Wasserkräfte von rund 100 000 Pferdekräften in Betracht, wovon auf die Strecke Aschaffenburg—Würzburg 40 000 und auf die Donau unterhalb Regensburg 42 000 Pferdekräfte treffen.

Die Einstellung der Schiffahrt, die teilweise bei Hochwasser in den kanalisierten Flüssen und im Winter bei starkem Frost eintreten wird, gibt ferner Gelegenheit, während dieser Zeit bis Bamberg das volle Betriebswasser nutzbar zu machen und dabei eine Wasserkraft von 30 000 Pferdekräften zu erzielen. Als Reserve für die Mainwasserkräfte gewinnt der Ausbau dieser Kräfte ganz besonderen Wert, weil sie die sonst nötige Dampfreserve entbehrlich machen. Außerdem ergibt sich der weitere Vorteil, daß die Wasserkräfte, solange der Verkehr nur Tagesbetrieb erfordert, während der Nacht zur Entlastung anderer Dampfkraftwerke herangezogen werden können.

* * *

Nach Artikel 353 des Versailler Friedensvertrags würde ein Großschiffahrtsweg Rhein—Donau als internationale Wasserstraße gelten, auf der die Angehörigen, das Eigentum und die Flaggen aller Staaten vollkommen gleichmäßig behandelt werden müssen; es hätten auf diese Wasserstraße die Vorschriften der Artikel 332 bis 338 Anwendung. Da aber von den verbündeten gegnerischen Staaten nur Böhmen, Südslawien und Rumänien Anteil an der Donau haben, so ist kaum anzunehmen, daß sie ein besonders großes Interesse hinsichtlich der Main—Donauverbindung zeigen werden; denn namentlich der Verkehr der beiden letztgenannten Staaten mit dem europäischen Westen erfolgt weit besser auf dem Seeweg. Dem Geschmack des englischen Handels kommt nur der Schiffahrtsverkehr auf der unteren

Donau mit dem zugehörigen Hochseeverkehr auf dem Schwarzen Meer entgegen. Getreide, Erze und andere Massenladungen in den Donauhäfen abzusetzen, von denen aus der Zwischenhandel nach Waggons vor sich geht, kann ihn reizen. Daneben wohl die günstige Gelegenheit, von den reichen Mineralschätzen der unteren Donaustaaten einen großen Teil an sich zu reißen, deren gestiegener Wert auch lange Frachtwege lohnt. Über die untere Donau hinaus vermag aber die englische Schiffahrt kaum vorzudringen und ebensowenig die französische, weshalb auch an eine tatsächliche Internationalisierung des Main—Donaukanals nicht zu denken ist.

---

# Der Katholizismus und die neue Zeit

## Sozialismus und Religion

Von Dr. Ed. Dietz (Karlsruhe)

(Schluß)

II

Der bisherige Mitschriftleiter der Münchener »Katholiken- und Kirchenzeitung« und Direktor der Katholischen Presse-Union Joseph Kral (Gauting) kommt in seiner 1919 als Sonderdruck der genannten Zeitung erschienenen Schrift »Sind Christentum und Sozialismus unvereinbar?« nicht nur zu dem Schlußresultat: »Daß der Staat sich als christlich bekennt, ist Nebensache; daß er christlich handelt, Hauptsache; Kirche und Sozialismus müssen sich begreifen und verstehen lernen«, sondern er begründet auch die Sätze: »Alles das kann sozialisiert werden, was nicht gegen das Naturrecht des Privateigentums verstößt« (S. 7) und: »Der bisherige Besitztitel muß aus den Händen weniger oder eines einzelnen Kapitalisten in die Hände der Produktivtätigen übergehen« (ebenda) vom katholischen Standpunkt aus in einer durchaus mit dem Kommunistischen Manifest im Einklang stehenden Weise. »Das ist«, erklärt er, »kein Verstoß gegen das Prinzip des Privateigentums, sondern nur eine Verschiebung. Das Eigentum geht aus den Händen weniger, in deren Besitz es unsittlich ist, in die Hände vieler, die auf Grund ihrer Arbeit ein Naturrecht darauf haben, über.... Die Sozialisierung kapitalistischer Betriebe verstößt nicht gegen die naturrechtliche Forderung des Eigentums, sie stellt vielmehr den richtigen Eigentumsbegriff wieder her, da sie alle Arbeiter, die bis jetzt lediglich Lohnempfänger waren, am Besitz teilnehmen läßt.« (S. 7, 8.)

Und gegenüber den »Bedenken«, ob nicht am Ende doch eine nach katholischer Lehre unzulässige »Aufhebung des Privateigentums« vorliege, weist er zur Rechtfertigung sozialistischer Maßnahmen auf das »Naturrecht der Notwehr und der Selbsthilfe im Notstand« hin sowie darauf, daß das Christentum, wenn es auch »die Rechtmäßigkeit des Privateigentums verteidigen muß und wird, doch nicht den mindesten Grund hat, für die gegenwärtig herrschende kapitalistische Produktionsform sich zu begeistern« (S. 13, 14). Ja, er bekennt sich zu den Ausführungen Dr. Hilgenreiners in der »Prager Bonifaziuskorrespondenz« Nr. 3 (1919): »Die Kirche muß an sich auf seiten der Proletarier stehen. Das ist sozusagen ihre geschichtliche Stellung. Der Heiland selbst, ihr Gründer, der aus dem Proletarierstand sein irdisches Kleid entlehnte, hat sie ihr in Wort und Beispiel vorgezeichnet.

Daran kommen wir nicht vorüber. Das Proletariat ist im Anmarsch. Soll es die Kirche fürchten? Nein, lieben!« (S. 16.)

Daß daneben die materialistische Geschichtsauffassung von Marx und Engels in Bausch und Bogen als »überwunden« behandelt wird (S. 17 bis 20), kann den, der auf ihrem Boden steht, nicht kränken. Kral ist übrigens klarsehend genug, um anzuerkennen, daß das Erfurter Programm »in keiner Weise ein Bekenntnis zur materialistischen Weltanschauung fordert« (S. 18). Auch sei »die Feindschaft der Sozialdemokratie gegen die christliche Religion keine solche, daß alle Wege einer Verständigung, einer Versöhnung zwischen Sozialismus und Christentum abgesperrt sind« (S. 24). Er zieht denn auch den Schluß: »Die Kirche muß sich auf die Seite der Proletarier stellen. Dann werden die Proletarier auch aufhören, in der Kirche ihre Feindin zu sehen.« (S. 30.)

Kral hat die in dieser Schrift niedergelegten Gedanken eingehender ausgeführt in seinem Buche »*Der christliche Sozialismus? Die Versöhnung von Christentum und Sozialismus. System einer Gesellschaftsreform nach Naturrecht und Sittengesetz*« (Dillingen a. d. Donau 1920, Verlag von J. Keller & Co., VIII und 184 Seiten). Das Buch ist gewidmet dem »greisen katholischen Pastor W. Hohoff in Paderborn, dem Verfasser der Marxschen Kapitalkritik, der nun fast ein halbes Jahrhundert lang, verkannt und totgeschwiegen, mit kühlem Kopf und warmem Herzen den heiligen Kampf kämpft gegen den Drachen Kapital und seine giftige Saat«. Kral will hier auf der Grundlage, daß Christentum und Sozialismus nicht unvereinbarlich sind, das System eines »christlichen Sozialismus« entwickeln, der keine politische Partei für sich sein soll, sondern dessen Prinzipien »jede Partei und jeder Angehörige einer Partei vertreten kann und soll, deren Grundlage sind: Sittengesetz, Naturrecht und Christentum«. Wie sich aus dem Buche ergibt, haben aber der Verfasser und der von ihm entwickelte christliche Sozialismus die in der vorausgegangenen Broschüre als vereinbarlich mit dem Christentum erklärte Konsequenz des »Bekenntnisses zur Sozialdemokratie« für sich nicht gezogen. Das Programm des christlichen Sozialismus, wie es S. 174 bis 180 des Buches entwickelt wird, stellt in den entscheidenden wirtschaftspolitischen Forderungen *eine bunte Mischung von Forderungen des Erfurter Programms, bodenreformerischer Forderungen und Forderungen kleinbürgerlicher Mittelstandsparteien* dar und kann sich zu der Forderung der Vergesellschaftung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln nicht entschließen, beschränkt sich vielmehr auf die Forderung der »Sozialisierung aller monopolartigen Wirtschaftszweige, wie Kohlen-, Erz-, Elektrizitätserzeugung«, »Aufteilung beziehungsweise Sozialisierung des Großgrundbesitzes«. Es proklamiert als »Ziel die *Planwirtschaft*; Schaffung möglichst vieler kleinen selbständigen Existenzen in Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe und Handel; Einstellung der Produktion auf das Bedürfnis« usw.

Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges Programm kein sozialistisches ist, sondern lediglich die vielen Rezepte zur Beseitigung der Schattenseiten der kapitalistischen Produktionszweige unter Aufrechterhaltung ihrer selber um ein weiteres vermehrt. Das Verdienst der Kralschen Schriften liegt

demnach auch nicht hierin, sondern in dem von ihm erbrachten Nachweis, daß die katholische Eigentumslehre der Vergesellschaftung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln nicht entgegensteht und daß auch für den Katholiken kein Hindernis für das Bekenntnis zur Sozialdemokratie besteht.

Kral bezieht sich in seinen Darlegungen mehrfach auf Professor Karl Muth, den Herausgeber des »Hochland« (Kempten und München bei Joseph Kösel), speziell auf dessen Aufsatz im Märzheft 1919, S. 585 ff.: »Die neuen Barbaren und das Christentum«. Auch Muth gehört zu den Kämpfern und Forschern des Katholizismus, die mit Ernst und Gründlichkeit den Problemen Sozialismus und Christentum, Sozialdemokratie und Kirche neue Seiten abgewonnen, neue Wege zur Lösung gewiesen haben. Freilich nicht, ohne die »Pflicht der katholischen Welt, das, was man den sozialistischen Zukunftsstaat nennt, aufs äußerste zu bekämpfen«, stark hervorzuheben (S. 593), und nicht, ohne von den angeblichen »Theorien« des Sozialismus zunächst einmal die »Idee der kommunistischen Gleichheit, der Leugnung des naturrechtlichen Charakters des Eigentums, der falschen Auffassung der Ehe und Familie und der Absolutheit der Staatsgewalt gegenüber dem Individuum und der häuslichen Gesellschaft« in cumulo als indiskutabel auszusondern (S. 591/92).

Er erkennt aber an, daß »gar nicht einzusehen ist, warum man ihn — den Sozialismus als Wirtschaftssystem — vom christlichen Standpunkt aus ablehnen müßte«.

Die Frage: »Wie weit kann sich der christliche Sozialpolitiker auf den Boden eines sozialistischen Wirtschaftsprogramms stellen?« beantwortet er demnach dahin: »Wir glauben keine Schranken zu sehen als die naturrechtliche Forderung der Heilighaltung des Eigentums. Alles andere untersteht rein praktischen Bedenken.« (S. 593.) Auch Muth kommt damit auf einen Boden, auf dem trotz aller Vorbehalte ein Weiterschreiten zu den wirtschaftlichen Grundforderungen des Marxismus möglich ist.

Eine positive Bejahung der Vereinbarlichkeit von Sozialismus und Christentum bringen auch die Ausführungen von Professor Max Scheler im Oktoberheft 1919 des »Hochland«, S. 71 ff.: »Prophetischer oder marxistischer Sozialismus?« Scheler geht davon aus, daß »in einer Welt, da ein gewisses Maß von Sozialismus die Selbstverständlichkeit einer allgemeinen Weltüberzeugung einzunehmen beginnt und eigentlich gestritten wird nur noch über die Art und Richtung des Sozialismus«, auch ein »christlicher Sozialismus« diskutabel sein müsse und der »herkömmliche ausschließende Gegensatz« von Christentum und Sozialismus neu zur Debatte gestellt werden müsse (S. 73). Die grundsätzliche Möglichkeit eines »christlichen Sozialismus in dem Sinne, daß man das Wort im ausschließenden Gegensatz zu Individualismus versteht«, verneint Scheler »aufs bestimmteste« (S. 74). »Auf die Frage aber, ob auch wir uns christliche zeitgeschichtliche Sozialisten nennen dürfen und sollen, lautet meine Antwort ebenso vernehmlich Ja!, wie sie auf die erste Frage Nein! lautete.« (S. 77.)

Im Gegensatz zum Marxismus, der ja nur »eine Spielform des Sozialismus, dazu nur die auf deutschem Boden bis zum Beginn des Krieges üblichste« (S. 72) war und dessen »stahlharte Dogmatik fast schon zerbrochen ist« (S. 73), glaubt Scheler den christlichen Sozialismus als den »prophe-

tischen« bezeichnen zu dürfen, da er zwar mit Marx die vorhandenen gewaltigen Tendenzen im Wirtschaftsleben zum Sozialismus, ja sogar zum Zwangskommunismus als vorhanden anerkennen müsse, aber in Anerkennung der »Freiheit des Menschen« einerseits, der göttlichen Allmacht andererseits eine »astronomische Voraussage« über das sichere Eintreten der sozialistischen Wirtschaftsform im Sinne von Karl Marx nicht verantworten könnte. (Wozu in nuce zu bemerken wäre, daß selbstverständlich ein Marxist, der die Freiheit des Menschen und die Allmacht Gottes a priori anerkennen würde, damit auch die dadurch gegebene Bedingtheit des Marxschen Entwicklungsgesetzes anerkennen würde, ohne das Gesetz selber zu verletzen, da es dann lediglich eine Sache der zukünftigen tatsächlichen Entwicklung sein würde, abzuwarten, ob die Freiheit des Menschen es vermöchte, und ob die Allmacht Gottes es wollte, der Entwicklung einen anderen Gang zu geben.)

»In den tatsächlichen Tendenzen zum Zwangskommunismus sieht der christliche prophetische Sozialismus nicht das kommende Paradies auf Erden, sondern gleichsam die winkende furchtbare Zuchtrute Gottes, deren Hieb in der Zukunft einer von ihrer Bestimmung abgefallenen Menschheit sicher dräut, wenn sie sich nicht frei wendet zum christlichen Sozialismus.... So ist der christliche prophetische Sozialismus ein Unglücksprophet, kein Glücksprophet wie Marx.« (S. 83.)

Entscheidend für die Stellung zum Sozialismus sind auch bei Scheler die Ausführungen über »das Recht auf Eigentum und Privateigentum« im christlichen Sinne, das er als eines der »Naturrechte des Menschen« unterstellt, aber »freilich ein Recht auf Privateigentum nur so weit, als es sich um unmittelbar gebrauch- und verbrauchbare Sachen und ferner um solche Produktionsmittel zur Herstellung solcher Güter handelt, an die die wechselnde historische Lage der Zeit das Erarbeiten eines Minimums an Gütern zur Erhaltung jedes Menschen, seiner Familie, ihrer Existenz und ihrer Gesundheit jeweilig verknüpft. Eine staatliche und gesellschaftliche Ordnung, die Privateigentum in diesen Wesensgrenzen beseitigen will, ist widerchristlich — also auch eine Ordnung, die alle Produktionsmittel kommunisieren will« (S. 75).

Da das Erfurter Programm, wie bereits oben hervorgehoben, das Verlangen der Vergesellschaftung auf das »kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln« beschränkt, so kann auch nach Scheler das betreffende Programm in diesem seinem Kernpunkt nicht als »widerchristlich« vom katholischen Standpunkt aus angesehen werden.

Wie die vorstehend aufgeführten Beispiele von Kral, Muth, Scheler zeigen, mehren sich im rein katholischen Lager die Stimmen, welche die Vereinbarlichkeit von Christentum und Sozialismus anerkennen und, wie Kral, auch vor der Zulässigkeit des Bekenntnisses zur Sozialdemokratie nicht zurückschrecken. Was freilich die Klarheit und Reinheit des Marxschen Wert- und Entwicklungsgesetzes anlangt, so haben auch diese katholischen Forscher immer noch nicht sich zu der vollen und klaren, bewußten Erkenntnis durchringen können, welche den alten Marxforscher W. Hohoff auszeichnet. Er hat auch jetzt wieder in drei wertvollen Abhandlungen das alte Bekenntnis zu den ökonomischen Grundlehren von Karl Marx erneuert. In der Münchener »Katholiken- und Kirchenzeitung« Nr. 47 vom 22. November 1919 hat er »die wissenschaftliche Bedeutung von Karl

Marx« wiederholt eingehend gewürdigt mit dem Ergebnis: »Karl Marx hat auf dem Gebiet der politischen Ökonomie das gleiche geleistet wie Kopernikus auf dem Gebiet der Astronomie.... Er ist der weitaus größte Sozialökonom aller Zeiten. Sein Lebenswerk, das »Kapital«, ist ... die zweifellos wertvollste Leistung, welche auf dem Gebiet der politischen Ökonomie jemals erschienen ist. Sie steht turmhoch über den Leistungen seiner Vorgänger.«

In den Nummern 51 und 52 derselben katholischen Zeitung vom 20. und 27. Dezember 1919 behandelt er das Thema: »Karl Marx und der Materialismus«. Er hebt mit Recht den Unterschied zwischen dem ethischen, metaphysischen, naturwissenschaftlichen und dem »historischen« Materialismus, der »materialistischen Geschichtsauffassung« als einer Forschungsmethode hervor, deren »dicken, berechtigten Kern« er durchaus anerkennt, und stellt fest, daß, wenn auch Marx und Engels sich persönlich zum naturwissenschaftlichen und metaphysischen Materialismus bekannten, doch »die Grundlage ihrer Lehre nicht der Materialismus, sondern vielmehr berechtigter Realismus und wahrer ethischer Idealismus ist«.

In den Nummern 5, 6 und 7 der »Deutschen Katholikenzeitung« vom 19., 22. und 26. Januar 1920 behandelt ferner Hohoff »das heilige Eigentum« und weist überzeugend nach, daß auch vom Standpunkt der katholischen Kirche nur das auf eigener Arbeit beruhende und nicht der Ausbeutung anderer Menschen dienende Privateigentum als ein Bestandteil des Naturrechts und der Gottesordnung erscheinen kann, niemals aber das kapitalistische Privateigentum an den Produktionsmitteln, dessen Vergesellschaftung Karl Marx als das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung enthüllt hat.

»Nicht Christentum und Sozialismus, sondern Kapitalismus und Christentum stehen sich einander gegenüber wie Wasser und Feuer!« Das ist der Schluß, zu welchem Hohoff auch heute wieder kommt.

---

## Pommern, ein Hort der Reaktion

Von **Fritz Herbert**, Mitglied der Preußischen Landesversammlung

In der heutigen durch Putschgerüchte geschwängerten Zeit richten sich die Blicke vornehmlich nach der Provinz Pommern, die man oft nicht zu Unrecht als die deutsche Vendée bezeichnet hat. In der Tat kann man das vielzitierte Wort gebrauchen: Etwas geht dort vor, man weiß nur nicht was! Eine unmittelbare Putschgefahr halte ich nicht für vorhanden. Daß die Provinz Pommern, deren Ostseebäder im Sommer so gern besucht werden, auch in Zukunft nicht zum Brandherd des reaktionären Umsturzes werden wird, dafür wird die Sozialdemokratie sorgen. Die Arbeiterschaft hat auch in dem als geistig zurückgebliebenen verschrienen Pommern so aufklärend gewirkt, daß sie heute eine ganz andere Macht darstellt als noch vor einem Jahrzehnt. Bei den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung errang die Sozialdemokratie mit 42 Prozent der abgegebenen Stimmen 5 Mandate, während sich die Deutschnationale Partei mit 3 Mandaten begnügen mußte. Auf die Demokraten entfielen 2, auf die Deutsche Volkspartei 1 Mandat.

In Pommern mit seinem überwiegenden Grundbesitz ist der preußische Kleinadel am dichtesten vertreten. Diese streng royalistische Schicht mit ihrem rücksichtslosen Draufgängertum wird niemals verschmerzen, daß sie von der Regierung ent-

thront ist und von ihr verachtete Proleten Ministersessel einnehmen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet bildet freilich Pommern eine Gefahr für jede republikanische Regierung. »Für meinen Kaiser lasse ich mir die Hand abhacken,« sagte mir in einem Gespräch gelegentlich ein alter preußischer Offizier, und ich traue diesem Manne in der Tat so viel fanatische Selbstaufopferung zu. In Deutschland beziehungsweise Preußen gibt es nur zwei Bevölkerungsschichten, die bereit sind, ihr Leben für ihre Überzeugung einzusetzen, das sind die Arbeiter und die Junker; was dazwischenliegt, redet zwar viel von Grundsätzen, handelt aber meist nicht danach. Zum Glück ist die Arbeiterklasse an Kopfzahl den Junkern so sehr überlegen, daß eine Junkerrevolte nicht mehr erfolgreich sein kann. Die Junkermacht war bisher nur so groß, weil sie infolge ihrer wirtschaftlichen Übermacht zahlreiche Arbeiter in ihren Gefolgsbann gezwungen hatte. Das ist jetzt zum größten Teil vorbei. Die nach der Revolution einsetzende Bewegung der Landarbeiter hat diese bisher am meisten entrechtete Arbeiterschicht zum Klassenbewußtsein gebracht. Die Landarbeiter gehören zum weitaus größten Teil zur alten sozialdemokratischen Partei, doch befinden sich unter ihnen auch bereits eine größere Anzahl von Unabhängigen und Kommunisten. In den Tagen des Kapp-Putsches haben sich die pommerischen Landarbeiter glänzend bewährt. Meist wurde der Generalstreik erklärt, obwohl der Generalstreik gerade für das agrarische Pommern eine zweischneidige Waffe ist. Die Natur kennt keine Feiertage, und wenn nicht zur rechten Zeit gesät wird, so leidet der Ertrag der Ernte. Die Landarbeiter haben teilweise auch auf den Gütern, wo sich Waffenlager befanden, diese gestürmt und die Waffen an sich genommen. Stellenweise ist es zu blutigen Kämpfen mit den Truppen gekommen, als diese die Waffen wieder einsammeln wollten.

Wenn ich sagte, eine unmittelbare Putschgefahr besteht nicht, so kann ich doch nicht garantieren, daß das so bleiben wird. Im Gegenteil, ich bin davon überzeugt, daß die pommerischen Landjunker im stillen alles zu einem neuen Schlage vorbereiten und diesen führen werden, sobald sie der Meinung sind, stark genug zu sein, um aus dem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Man braucht nicht allzu ängstlich zu sein, aber man darf ebensowenig die Augen vor der Gefahr verschließen. Gegenwärtig ziehen die Großgrundbesitzer unter dem Vorgeben, landwirtschaftliche Arbeiter nötig zu haben, möglichst viel Soldaten der aufgelösten Formationen nach ihren Gütern. Wohl werden in Pommern landwirtschaftliche Arbeiter gebraucht, und es ist eine Frivolität sondergleichen, wenn der Pommersche Landbund durch massenhafte Kündigungen seine bisherigen Arbeiter vom Lande vertreibt; aber es ist mehrfach beobachtet worden, daß die ehemaligen Soldaten auf den Gütern gar nicht arbeiten, sondern müßiggehen. Das muß den Verdacht hervorrufen, daß man diese Leute zu ganz anderen Zwecken als zur Arbeit aufgenommen hat. Es ist also nötig, wachsam zu sein. Unsere Parteigenossen, vornehmlich die Landarbeiter, müssen aufpassen, daß die großen Rittergüter nicht zum Sammelherd gegenrevolutionärer Truppenkörper werden. Ängstlich braucht man deshalb jedoch nicht zu sein. Viele in der Presse aufgetauchten Sensationsmeldungen haben sich als haltlose Gerüchte herausgestellt.

Eines der reaktionärsten pommerischen Nester ist die Universitätsstadt Greifswald, in welcher der gleiche Geist waltet wie in Marburg. Bei Beginn des Kapp-Putsches ließ sich ein großer Teil der Studenten sofort in die Zeitfreiwilligenwehr einreihen, und ihr Auftreten ist derart gewesen, daß eine tiefe Kluft zwischen der freiheitlich gesinnten Bevölkerung und der Universität aufgerissen ist, die schwer wieder überbrückt werden kann. Die jetzige Regierung muß unbedingt Vorsorge treffen, daß die studentischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Pommern ist ein Hort der Reaktion und wird es bleiben, aber wohl kann die Putschgefahr durch eine geschickte Gegentaktik sehr vermindert werden.

# Neue sozialpädagogische Literatur

Von **Karl Vorländer** (Münster i. W.)

Professor Dr. Paul Natorp, **Pestalozzi.** Sein Leben und seine Ideen. Dritte, durchweg verbesserte Auflage. 11. bis 16. Tausend. Aus Natur und Geisteswelt. 250. Bändchen. Leipzig 1919, B. G. Teubner. 127 Seiten.

Paul Natorp, **Der Idealismus Pestalozzis.** Eine Neuuntersuchung der philosophischen Grundlagen seiner Erziehungslehre. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. 174 Seiten. Preis geheftet Mk. 6.50, gebunden Mk. 8.50.

Dr. Artur Buchenau, **Pestalozzis Sozialphilosophie.** Eine Darstellung auf Grund der »Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts«. »Wissen und Forschen«, Schriften zur Einführung in die Philosophie, 9. Band. Leipzig, Felix Meiner. 183 Seiten. Preis geheftet 5 Mark, gebunden Mk. 7.50.

Emil Ritter, **Die Volksbildung im deutschen Aufbau.** M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 93 Seiten. Preis geheftet Mk. 2.70.

Dr. Max Apel, **Die Volksschule als Einheitsschule.** Berlin 1919, Buchhandlung Vorwärts. 20 Seiten. Preis geheftet 1 Mark.

Dr. Max Apel, **Die Volkshochschule im neuen Deutschland.** Ebenda. 38 Seiten. Preis geheftet Mk. 1.50.

Dr. Karl Swet, **Volkshochschulfragen.** Leipzig 1919, Verlag von Quelle & Meyer. 41 Seiten. Preis geheftet Mk. 1.20.

Dr. Karl Reinhardt, **Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens.** Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig 1919, Verlag von Quelle & Meyer. 87 Seiten.

Dr. Heinrich Michelis, **Staat, Kirche und Schule.** Kulturpolitische Betrachtungen zu den Forderungen des Tages. Berlin 1919, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 40 Seiten.

Der erste Sozialpädagoge der neueren Zeit ist der Schweizer Heinrich Pestalozzi. Er hat, um mit Natorp zu reden, die Frage der Bildung auf sozialen Grund, die soziale Frage auf den Grund der Menschenbildung zurückgeführt. Darum müßte eigentlich jeder, der für den sozialen Neubau der Gegenwart nicht bloß politisch, sondern auch philosophisch-pädagogisch interessiert ist, mit Pestalozzi sich beschäftigen. Das tut er aber am besten an der Hand eines so gründlichen Pestalozzikenners und vor allem Führers wie Paul Natorp, der nicht nur eine Auswahl von dessen Schriften herausgegeben, sondern seit Jahren in Wort und Schrift auf den großen Schweizer aufmerksam gemacht hat. Zur Einführung empfiehlt sich dem Laien wohl am besten die zusammenfassende Darstellung des Teubner-Bändchens, die, nach einem Blick auf den Lebensgang und die Entwicklungsgeschichte seiner Ideen, zunächst die Grundprinzipien von Pestalozzis Pädagogik, sodann ihre Durchführung in sittlicher, Verstandes- und Kunstbildung darlegt. Wer das bei Natorps knappem Stil sehr inhaltsreiche Bändchen durchgearbeitet hat (denn angespanntes Denken erfordern alle Schriften des Marburger Philosophen), der kann sich wohlvorbereitet an die größere Schrift über den »Idealismus« Pestalozzis wagen. Sie will das dem allergrößten Teil unserer »Gebildeten« noch ganz unbekannte reiche Erbe, das dieses größte, ja »einzige« bisherige »Genie« der Pädagogik (S. 43) uns geschenkt hat, heben: indem sie zeigt, wie seine Erziehungslehre nur im Zusammenhang mit seinen philosophischen, religiösen, soziologischen, politischen, geschichtlichen Ideen voll begriffen werden kann, und wie alle diese Ideen herfließen aus einem bei ihm selbst freilich nicht so unmittelbar hervortretenden philosophischen Mittelpunkt: dem idealistisch-schöpferischen Erkenntnisbegriff, den er nicht bloß mit Kant, sondern mit allen großen Deutschen teilt (S. 21 f.). Gewiß

fügt sich Pestalozzis eigenartige Persönlichkeit keinem philosophischen System, »er kannte keines und suchte keines zu kennen« (S. 107); aber daß die Grundrichtung seines Denkens der kritischen Kants am nächsten steht, das hat unseres Erachtens Natorp in eingehender wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit den beiden wichtigsten Pestalozzidarstellern außer ihm, Heubaum und Wiget (2. und 3. Kapitel, S. 45 bis 107), bewiesen. Daraufhin baut dann das vierte Kapitel (S. 108 bis 145) das System von Pestalozzis pädagogischer Prinzipienlehre auf der Grundlage seines idealistischen Erkenntnisbegriffs auf, die nach Natorps Ansicht so »allumfassend und einheitlich, so erschöpfend prägnant und kernhaft wahr« ist wie keine andere Erziehungslehre, und dabei ebenso «grunddeutsch wie menschlich« (S. 141); greift sie doch zurück »auf die ewig unzerstörlichen Wurzeln des Menschenwesens« (S. 147). Ganz besonders empfehlen wir dem Nichtfachmann das aus einem in mehreren Schweizer Städten im April 1918 gehaltenen Vortrag entstandene, in der Form ebenso schöne wie im Inhalt tiefdringende Schlußkapitel über »Pestalozzis Bedeutung für den künftigen Wiederaufbau unserer Kultur«, oder vielmehr den N e u b a u »dessen, was noch nie gewesen«, wahren Volkstums und wahren Menschentums (S. 146 bis 174).

Auch Natorps früherer Schüler Artur Buchenau, der jetzige Stadtschulrat von Neukölln, beschäftigt sich nicht sowohl mit Pestalozzis Erziehungslehre im engeren Sinne des Wortes als mit dessen Sozialphilosophie, die er in den »Nachforschungen« von 1797 niederlegte, um »über den Gang seiner Lieblingsideen mit sich selbst einig zu werden«: einer Schrift, die von Herder »die Geburt des deutschen philosophischen Genius« genannt wird. Pestalozzi will in ihr die Entwicklung des Menschengeschlechts vom Naturzustand (der Mensch als Werk der Natur) über den gesellschaftlichen (als Werk des Geschlechts) zum sittlichen (Werk »meiner selbst«, das ist der Vernunft) verfolgen. Das bedeutet zugleich die Entwicklung vom bloßen »Tiersinn« durch die gesellschaftliche Zivilisation, aber auch »Verstümmelung« hindurch zur reinen Sittlichkeit, zu Freiheit, Wahrheit und Recht. Ein gutes Sachregister ist der klaren und sorgfältigen, die Gedanken Pestalozzis straffer, als es beim Autor selbst geschieht, zusammenfassenden Schrift beigegeben. Wir schließen mit den Worten, die am Ende von Buchenaus im Frühjahr 1919 niedergeschriebener Vorrede stehen: »Nun wirkt diese Darstellung wie eine Prophezeiung vom neuen Menschentum, einem Menschentum nicht der Gewalt, sondern der selbsteigenen, auf den freien Entschluß der Persönlichkeit gegründeten Sittlichkeit. Mag die Mahnung des großen Schweizers im neuen Deutschland nicht ungehört verhallen!«

Von dem hohen Gedankenflug Pestalozzischen Denkens kommen wir nunmehr zu Schriften aktuellen Charakters, die sich mit Fragen der Gegenwartspraxis beschäftigen. Zwar geht die Schrift E. Rikkers auch von einer Untersuchung der Begriffe »Volk« und »Volksbildung« aus, aber sie zielt doch auf die hauptsächlichsten »Zeitfragen«, angefangen von denen der Schulreform bis zur künstlerischen und religiösen Erziehung. Die Schrift enthält manches gute und kluge Wort. Sie erstrebt auch, obwohl aus dem M.-Gladbacher Volksvereinsverlag hervorgegangen, keine spezifisch katholische, sondern eine »deutsche« Kultur, in die Lessing, Goethe, Bach, Beethoven, ja sogar die Lutherbibel eingeschlossen werden sollen (S. 31). Der M.-Gladbacher Pferdefuß zeigt sich jedoch, wenn es gegen die böse Sozialdemokratie geht. Die Bildungsauffassung d e r Sozialdemokratie soll »einseitig intellektualistisch« sein, »zum großen Teil nichts als Aufklärichť«, entsprechend dem »Geist des nüchternen Verstandesmenschen (!) Bebel«, sie soll »den größten und tiefsten Schöpfungen deutscher Kunst verständnislos, wenn nicht ablehnend gegenüberstehen« (S. 74); selbst den »vornehmeren Geistern im Sozialismus« soll das geistige Leben nur »die Befriedigung einer verfeinerten Genußsucht« sein (S. 25), der dann der »sittliche Idealismus« der »christlich-deutschen Kultur« (S. 25 ff.), das heißt im letzten Grunde die »unvergängliche Bildungsmacht« der Kirche (S. 93) sieghaft entgegenstritt.

Von den beiden kleinen im Vorwärtsverlag erschienenen Broschüren Max Apels bietet die erste in kurzer Zusammenfassung alles Wesentliche, was der heutige Laie, vor allem der Politiker, von der mehr genannten als bekannten »Einheitsschule« wissen muß. Er legt mit Recht Wert darauf, daß sie kein schablonenhaftes, sondern ein »frei bewegliches« System darstellt, das auf S. 14 in einem übersichtlichen Schema veranschaulicht wird. Es ist in der Hauptsache dasselbe, was ich schon vor 18 Jahren als »Akademikus« in einem Artikel »Unsere höheren Schulen« in der Neuen Zeit empfohlen habe. Nur fehlt heute leider das Geld zur Erfüllung solcher Kulturaufgaben mehr als damals. Auch der Widerstand, den man der Einheitsschule in den Kreisen der »höheren« Schulen entgegensetzt, ist noch stark. Immerhin erfreulich ist die Tatsache, daß die in der Neuen Zeit schon besprochene Schrift von Ministerialrat a. D. Karl Reinhardt, die jetzt in zweiter Auflage herausgekommen ist, die Einheitsschule in einer besonderen Gabelung in Grund-, Mittel- und höhere Schule vertritt, und daß auch der Vertretertag 1919 der preußischen Philologenvereine sich nicht ablehnend gegen sie verhalten hat. Auf die pädagogischen Einzelheiten seines Planes, die Reinhardt in einem »Nachwort« zur zweiten Auflage (S. 72 bis 81) gegen einen fachmännischen Kritiker verteidigt, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Recht hat er als alter Praktiker jedenfalls damit, daß er vor unüberlegten Experimenten warnt.

Die Volkshochschulfrage wird von zwei Männern behandelt, die beide bereits jahrelang im Dienste gleicher und ähnlicher Bestrebungen gestanden haben: dem ebengenannten Genossen Dr. Apel, der an der Freien Hochschule Berlin und an der Humboldt-Akademie gewirkt, und von Realgymnasialdirektor Dr. Swet, der die akademischen Kurse für Handelswissenschaften und allgemeine Fortbildung in Essen geleitet hat. Beide halten die Übertragung der dänisch-schwedischen Form der Volkshochschule, die bei Swet ausführlicher geschildert wird, mit ihrem Internat und ihrem zum größten Teil religiös-nationalen Grundzug auf unseren Boden nicht für angemessen, beide behandeln (ziemlich übereinstimmend) die Fragen der äußeren Organisation, der Zusammensetzung des Lehrkörpers, der Stoffwahl, der Lehrmethode. Apel redet mehr vom Bedürfnis der Großstadt aus und stellt daher auch höhere geistige Anforderungen, während Swet daneben auch die Verhältnisse in den Mittel- und Kleinstädten sowie auf dem Lande berücksichtigt, dabei freilich sich vielfach mit Forderungen begnügt, die mehr Fortbildungs- und Fach- als Volkshochschulcharakter tragen. Ob bei dem Arbeiter — Apel spricht allerdings auch von Kaufleuten und Ärzten als Hörern, wie er überhaupt den Ausdruck »Schüler« vermeidet — von wirklich erreichter »wissenschaftlicher Einsicht in die Probleme« gesprochen werden kann? (Apel, S. 7). Höchstens doch von dem »Gefühl der Bescheidenheit«, die auch nach Kant Wirkung echten Philosophierens ist, von »Einsicht in die Tiefe der Fragen« und dem »Willen, immer weitere Belehrung in langen Jahren zu suchen« (ebenda, S. 8). Swet setzt sich geringere und daher leichter erreichbare Ziele: neben dem sozialen, staatsbürgerlichen und allgemein-kulturellen übrigens auch das der »Hebung und Stärkung des vaterländischen Bewußtseins« (S. 16), das unseres Erachtens in den beiden ersten schon eingeschlossen ist. Daß Weltanschauungsfragen als Themen nicht auszuschließen sind, verteidigt Swet mit Recht noch kräftiger als Apel; freilich bedarf es dabei besonderen Taktes seitens des Lehrenden. Noch stärker als beide möchte ich den Wert der Arbeitsgemeinschaft und der »sokratischen« Art des Verkehrs zwischen Lehrer und Lernenden betonen.

Die letzterwähnte Schrift des Königsberger Gymnasialprofessors Heinrich Michelis hängt nicht unmittelbar mit unserem Thema zusammen und sei deshalb hier nur lose angereiht. Sie vertritt in klarer und überzeugender Darlegung die von der Sozialdemokratie von Anfang an vertretene Notwendigkeit reinlicher Trennung von Staat und Kirche, Kirche und Schule, gerade im Interesse wahrer Religiosität. Sie empfiehlt sich durch eben diese Klarheit allen denen, die nach einer

solchen Begründung suchen. Mit Recht bedauert der Verfasser am Schlusse, daß diese ernsten Kulturfragen seitens unserer Gegner zum Gegenstand parteipolitischer Verhetzung gemacht werden, und betont, daß auf diesem Gebiet Halbheiten nicht mehr helfen können. Leider, möchten wir hinzusetzen, sind wir von einer konsequenten Verwirklichung des schon von einem Kant geforderten und in einer ganzen Reihe anderer Staaten (in Deutschland nur — seit längerer Zeit — in Sachsen-Meiningen!) bereits durchgeführten Trennungsprinzips auch in der neuen deutschen Republik noch recht weit entfernt.

## Literarische Rundschau

Ferdinand Kürnberger, **Briefe eines politischen Flüchtlings.** Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Erich Deutsch. Wien, Verlag E. P. Tal. (Ohne Preisangabe.)

Die eben erschienene Briefsammlung Kürnbergers aus den Jahren seiner Verbannung wegen Teilnahme an den österreichischen revolutionären Umtrieben des Jahres 1848 paßt gut in unsere Zeit, die so viele Blutzeugen und Märtyrer einer von der herrschenden abweichenden Denkweise gefordert hat und täglich fordert. Zu seiner Zeit hat Kürnberger zu den unabhängigen Geistern gehört, und wenn er heute auch höchstens zu den Bürgerlich-Freisinnigen zählen würde, mußte er doch damals schwer für seine fortschrittlichen Ideen leiden und das bittere Brot der Fremde essen. Aus seinen Briefen, die zum größten Teil an seine in Wien lebenden Angehörigen gerichtet sind, spricht der Ringende, der fast der Not des Tages unterliegt und doch niemals an dem Sieg der Revolution und der Freiheit zweifelt. Über die Menschen urteilt er: »Nicht daß die Menschen gut sind, ist so selten, sondern daß sie stark sind! Gut — nun ja! Gut sind sie alle; ich müßt' es lügen, wenn ich nicht gute Menschen in Hülle und Fülle gefunden hätte; aber starke? Gott ist mein Zeuge! Keinen einzigen. Lauter weiche Masse, wohin ich trete — nichts Festes, Felsiges, soweit das Auge reicht. Überall Phlegma, Schlaffheit, Faulheit, Mattheit, Traum und Dusel — das sind die guten Menschen!« Aber die Sache! »Wie, besiegt sollen wir jetzt sein? Gott behüte! Unsere Welle ist bloß zurückgeprallt in diesem Jahre, weiter nichts; sie wird wieder anprallen, vielleicht noch einmal zurückgeworfen werden — aber was tut's? Eben durch dieses wiederholte Spiel des Wellenschlags breitet sich der Strom immer mehr und mehr aus, werden seine Ufer immer weiter und weiter.«

Viel Unausgegorenes kämpfte in den Jahren, aus denen der Briefwechsel mit seiner Wiener Familie stammt, den Jahren 1849 bis 1856, in Kürnbergers Brust. Zu seiner schweren äußeren Notlage — mehr als neun Monate verbrachte er in Untersuchungshaft als »Verdächtiger« in der Dresdener Fronfeste — kamen die Zweifel an seinem Talent, die Unmöglichkeit, seine Werke, besonders das für das Wiener Burgtheater bestimmte »Quintin Messis« unterzubringen, die Zartheit seiner Empfindungen für die über alles geliebte und doch so oft verleugnete Heimatstadt und seine üble Denkweise über Menschen und Dinge: dies alles lag in aufreibendem Kampfe miteinander und läßt den Dichter fast in jedem Briefe als einen anderen erscheinen, wie er denn auch häufig wenige Tage später widerruft, was er kurz vorher als seine Überzeugung ausgesprochen hatte.

Die Briefe in ihrer Gesamtheit bieten das typische Jugendbildnis eines großen Werdenden, eines, der seiner Zeit vorauseilt und zum Märtyrertum verurteilt wird, nur weil die Angst der beschränkten Köpfe mit dem Aufleuchten eines fortschrittlichen Geistes um seine Unterdrückung ringt. Irma Hift

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 7 38. Jahrgang · 2. Band 14. Mai 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Emanuel Wurm †.

Der deutsche Ausverkauf. Von Artur Heichen.

Marx und die Diktatur des Proletariats. Von Heinrich Cunow.

Jugoslawische Politik. Von Pawao Jugowitsch. I.

Die deutschen Konsumgenossenschaften nach dem Weltkrieg. Von Franz Laufkötter.

Literarische Rundschau: A. Ellinger, Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens. Professor Dr. Mayet, Uneheliche Mütter. Ihre Not und Rettung. Robert Scheu, Wanderungen durch Böhmen am Vorabend der Revolution.

Notizen.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Bartels, Ad.,** Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universalbibliothek. Bd. 1 Nr. 5997 bis 5999, Bd. 2 Nr. 6008 bis 6010, Bd. 3 Nr. 6011 bis 6012 der Universalbibliothek. Leipzig, Ph. Reclam jun. 462, 343 und 173 S. Geh. 8 Mk. und Teuerungszuschlag.

**Boom,** Dr. E. v. d., Industrie und Zentrum. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 31 S. Geh. 75 Pf.

**Brammer, K.,** Fünf Tage Militärdiktatur. Dokumente zur Gegenrevolution. Unter Verwendung amtlichen Materials. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. 79 S.

**Bray, J. F.,** Die Leiden der Arbeiterklasse und ihr Heilmittel. Eingeleitet und übersetzt von M. Beer. Heft 3/4 der Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 233 S. Geh. 10 Mk.

**Buschbeck, E.,** Die Sendung Theodor Däubler. Eine Streitschrift. Wien, Ed. Strache. 44 S.

**Dahlinger, Rich.,** Der Kleingärtner als Selbstversorger. Ein praktischer Ratgeber. Leipzig, Hesse & Becker. 160 S. Geh. 3 Mk.

**Der Gesetzentwurf Groß-Berlin in anderer Beleuchtung.** Denkschrift des Kreises Teltow. Berlin, Rob. Rohde. 26 S.

**Die drei Fragen des Oberschlesiers.** Berlin, Zentralverlag. 59 S.

**Die Sechsstundenschicht im Bergbau.** Referat und Korreferat auf der außerordentlichen Generalversammlung in Bochum. Herausgegeben vom Vorstand des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands. 48 S.

**Drahn, Ernst,** Führer durch das Schrifttum des deutschen Sozialismus. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 75 S. Geh. 4,25 Mk.

**Fendrich, A.,** Der Judenhaß und der Sozialismus. Freiburg i. Br., Ernst Günther. 24 S. Geh. 1,30 Mk., bessere Ausgabe mit zweifarbigem Titelblatt 2,10 Mk.

**Fischer, Edmund,** Die Sozialisierung der Wasserwirtschaft in Sachsen. Heft 7 der Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft. Dresden, v. Zahn & Jänsch. 48 S. Geh. 2,50 Mk.

**Gesellschaft für soziale Reform.** Heft 70: Die Berufserziehung des Arbeiters. 1. Teil: Einleitung. — Die Berufsvorbildung bis zur Schulentlassung. Mit Beiträgen von Dr. Kühne, Helene Simon, Karl Götze, Schulrat Thomä. Jena, Gustav Fischer. 59 S. Geh. 2,50 Mk.

**Glum, Friedrich,** Die Organisation der Riesenstadt. Die Verfassungen von Paris, London, New York, Wien und Berlin. Aus Anlaß des Entwurfs der Staatsregierung über die Bildung einer Stadt Groß-Berlin. Berlin, Jul. Springer. 59 S.

**Grünewald, A.,** Sonette an einen Knaben. Wien, Ed. Strache. 26 S.

**Herzog, Otto,** Der Arbeitsbund. Ein Weg zum Aufstieg, zum Wirtschaftsfrieden und zum Aufbau des Sozialstaates. Zweite Auflage. Bremen, Franz Berger. 16 S. Geh. 60 Pf.

**Janstein, Elisab.,** Gebete um Wirklichkeit. Gedichte. Wien, Ed. Strache. 133 S.

**Knabenhans, A.,** Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Staates. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 198 S. 21 Mk.

**Kommunistische Schriften.** Wien, Verlag der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs.

**Das Kulturwerk Sowjetrußlands.** 113 S.

**Lenin.** Zu seinem fünfzigsten Geburtstage. 30 S.

**Radek, K.,** Die Entwicklung der Weltrevolution und die Taktik der kommunistischen Parteien im Kampfe um die Diktatur des Proletariats. 62 S.

**Kulka, Gg.,** Der Stiefbruder. Aufzeichnung und Lyrik. Wien, Ed. Strache. 78 S. Geb. 10 Mk.

**Meyer, Bern,** Neuorganisation des Ernährungswesens. Ein Vorschlag. Berlin-Fichtenau, Gesellschaft und Erziehung. 39 S. Geh. 2,50 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7 | Ausgegeben am 14. Mai 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Emanuel Wurm †

Wiederum hat der Tod einen Mann hinweggerafft, dessen politisches Wirken jahrzehntelang mit dem Werden und Wachsen der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung eng verknüpft gewesen ist und der in dieser Bewegung bis zuletzt eine hervorragende Stellung eingenommen hat: am 3. Mai ist an den Folgen einer am 19. April vorgenommenen ärztlichen Operation das in den weitesten politischen Kreisen bekannte Mitglied der Deutschen Nationalversammlung und der Berliner Kommunalverwaltung Emanuel Wurm gestorben. Das arbeitsreiche Leben eines Mannes hat geendet, der nicht nur als Agitator, Parlamentarier und Kommunalpolitiker unermüdlich für die Ideale des Sozialismus gekämpft, sondern sich auch auf literarisch-politischem Gebiet mannigfach betätigt und unserer Partei verschiedene wertvolle Schriften hinterlassen hat. Besonders hat ihm die Neue Zeit, deren Redaktion er fünfzehn Jahre lang, von 1902 bis 1917, angehörte, manchen wertvollen Beitrag zu danken.

Am 16. September 1857 in Breslau geboren, besuchte er das dortige Gymnasium und studierte Chemie. Nach Abschluß seiner Studien übernahm er als junger Chemiker die Leitung von Essig- und Preßhefefabriken in Rußland und redigierte dann eine Zeitlang die Wiener »Zeitschrift für die Spiritus- und Preßhefe-Industrie«. Seine Mußezeit widmete er der politischen und wirtschaftlichen Arbeiterbewegung. Mehrere Jahre hindurch leitete er in Dresden den von ihm begründeten Konsumverein »Vorwärts«. Im Oktober 1890 übernahm er die Redaktion des »Volkswillen« in Hannover, übersiedelte aber, nachdem er inzwischen in Reuß jüngere Linie zum Reichstag gewählt worden war, 1893 nach Berlin, wo er sich als Schriftsteller und Kommunalpolitiker betätigte, 1900 in das Berliner Stadtparlament gewählt wurde und mehrere Broschüren über Volkshygiene veröffentlichte. Außerdem gab er von 1894 bis 1898 ein in Arbeiterkreisen weitverbreitetes fünfbändiges Volkslexikon heraus. Ende 1902 trat er nach dem Ausscheiden Cunows in die Redaktion der von Kautsky redigierten Neuen Zeit ein, der er bis zu dem durch die Parteispaltung notwendig gewordenen Redaktionswechsel im Jahre 1917 angehörte. Vornehmlich hat er für unsere Zeitschrift, wie die Inhaltsregister ausweisen, Artikel über sozialpolitische und Ernährungsfragen sowie über Gewerbehygiene geschrieben, später wandte er sich mehr und mehr dem Studium der Steuerfragen zu, veröffentlichte 1910 ein Buch über die »Finanzgeschichte des Deutschen Reiches« und fungierte mehrfach auf den Tagungen unserer Partei als Referent über steuerpolitische Probleme. Auch dem Lehrerkollegium der Parteischule hat Wurm mehrere Jahre als Lehrer der Kommunalpolitik angehört.

Die Haupttätigkeit Wurms lag jedoch nicht auf schriftstellerischem, sondern auf parlamentarischem Gebiet. Ein gewandter Redner und Debatter, hat er auf diesem seine größten Erfolge errungen. Im Jahre 1906 verlor er zwar sein Geraer Reichstagsmandat, wurde aber 1912 von seinem alten Wahlkreis aufs neue in den Reichstag gewählt, dem er dann bis zu seinem Ende angehört hat. Als in dem ersten Jahre des Weltkriegs der Streit um die Frage der Kriegskreditbewilligung in unsere Partei einzog, schien es zunächst zweifelhaft, welcher Richtung sich Wurm anschließen würde; bei der später eintretenden Parteispaltung schlug er sich aber mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Unabhängigen, auf der die meisten seiner engeren Freunde standen; doch hielt er sich auf dem rechten Flügel dieser Partei und hat sich, wie anerkannt werden muß, im Kampfe gegen seine früheren, bei der alten Partei verbliebenen Mitstreiter von kleinlichen gehässigen Anschuldigungen und Verdächtigungen freigehalten.

Fast mehr noch als im alten Reichstag hat Wurm auf kommunalpolitischem Gebiet geleistet. Zwanzig Jahre hindurch ist er Stadtverordneter in Berlin gewesen, einer der sachkundigsten und pflichteifrigsten Führer der sozialdemokratischen Fraktion des Roten Hauses. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er denn auch vor kurzem zum Stadtrat erwählt.

In Emanuel Wurm verliert die sozialistische Bewegung einen ihrer fleißigsten Sachwalter. Mehr und mehr lichten sich die Reihen der Alten, die noch die Zeit des Sozialistengesetzes miterlebt und mit durchgekämpft haben. Neue Kräfte und neue Anschauungen drängen in der Partei nach oben. Eine neue Entwicklungsperiode des Parteilebens hat eingesetzt und demonstriert uns das alte Gesetz alles Lebens: Nur der Wechsel hat Bestand.

## Der deutsche Ausverkauf

Von Artur Heichen

Unendlich viel ist über den deutschen Ausverkauf geschrieben — und danebengeredet worden, weil es vielfach an dem nötigen Einblick in den wirklichen Zusammenhang der Dinge fehlte. Von unseren früheren Feinden kann man diese Einsicht nicht erwarten, sind sie doch meist an der Erhaltung des derzeitigen Zustandes der Dinge selber interessiert. Als beispielsweise Sir Reginald Tower, der englische Oberkommissar in Danzig, auf den Ausverkauf der Stadt durch seine Truppen mit ihrem kaufkräftigen Sold (90 Mark täglich!) aufmerksam gemacht wurde, leugnete er diese Gefahr und berief sich auf die Steigerung des Umsatzes, Anregung der Produktion und andere Gemeinplätze. Eine solche Stellungnahme kann vom englischen Standpunkt aus nicht wundernehmen.

Aber von der deutschen öffentlichen Meinung sollte man eigentlich in einer so einschneidenden Frage eine gewisse Einheitlichkeit der Stellungnahme voraussetzen können. Leider ist es nicht so. Noch heute werden die Schäden, die der Ausverkauf unserem Wirtschaftsleben zufügt, gern als belanglos hingestellt. Daß Ladenhüter, für die wir selbst keine rechte Verwendung mehr haben, daß Luxusartikel, für deren Konsum wir zu arm sind, hinauswandern und Aktivposten unserer Zahlungsbilanz schaffen, ist sicherlich gut und besser, als wenn sie in unseren Lagern einstaubten oder aber einem überflüssigen Luxuskonsum dienten, selbst dann, wenn die erlösten

Preise niedrige wären. Der tiefere Grund für den Ausverkauf ist ja der, daß unsere Zahlungsbilanz in ungeheuerlicher Weise passiv ist, daß wir unsere Einfuhr nicht regulärerweise mit dem Ertrag unserer nationalen Arbeit bezahlen können, daß wir vielmehr, da uns langfristige und ausreichende Kredite nicht gewährt werden, das Defizit mit dem Hinauswerfen von Noten und kurzfristigen Schuldverschreibungen sowie mit der Ausfuhr von Kapitalgütern aller Art, die wir unserem sowieso schon zusammengeschmolzenen Volksvermögen entnehmen, begleichen müssen. So exportieren wir denn Wertpapiere und Forderungsrechte, wir exportieren Produktionsmittel und Konsumgüter; ja, in der Zeit der Katastrophenhausse und der tiefsten Zerrüttung unseres Wirtschaftslebens schien nichts mehr sicher, falls es nicht niet- und nagelfest war. Das ist nun allerdings seit der Errichtung von Außenhandelsstellen mit Ausfuhrgenehmigung und Preisprüfung, seit dem Wiederanziehen unserer Valuta und der, wenn auch nicht ausreichenden, Stopfung des Loches im Westen, die durch die Anerkennung unserer Zollautonomie im Gebiet der Besatzungsbehörden ermöglicht wurde, etwas besser geworden. Aber der Ausverkauf geht, wenn auch in verminderter Weise, weiter — darüber täusche man sich nicht. Neben einen zusammenschrumpfenden Warenausverkauf ist ein immer umfangreicher werdender Effektenausverkauf getreten — ein Ausverkauf, der dem valutastarken Ausland nunmehr um so gewinnbringender und verlockender erscheint, als mit dem Wiederaufleben unserer wirtschaftlichen Tätigkeit und der Beseitigung der Gefahr unseres Zusammenbruchs das Risiko beim Erwerb deutscher Effekten bei weitem nicht mehr so groß ist als früher.

Was dem Ausverkauf erst den eigentlichen Stimulus gab — abgesehen von dem Zwange für uns, zu exportieren —, das ist die ungleich größere Kaufkraft der fremden Valuten gegenüber unserer einheimischen Währung. Dieses Auseinanderklaffen zwischen dem Binnenwert unseres Geldes und seiner Geltung gegenüber fremden Währungen ermöglicht es dem Ausländer, in unserer Heimat trotz der uns unglaublich hoch dünkenden Preise bei uns mit seinem Gelde um sehr viel billiger zu kaufen als in seiner Heimat. Je tiefer unsere Valuta sank, je mehr fremde Devisen im Kurse stiegen, um so größer wurde die Gefahr des Generalausverkaufs. Fast schien es, daß alle Dinge und Werte, auch das deutsche Getreide und die deutsche Kohle sowie vieles andere Unentbehrliche, Flügel bekämen, mit denen sie über Grenzsperren und Gesetzesbarrieren hinweg den Weg ins Ausland nähmen. Und es war keineswegs nur der illegitime Handel, der von der berufsmäßigen Durchlöcherung der Zwangswirtschaft lebt, sondern ebenso der legitime, der sich in den Dienst des Ausverkaufs stellte. Zur Leipziger Mustermesse hat man genug Stimmen in dieser Richtung gehört. Hier auch fiel das Wort von der Hochkonjunktur des Ausverkaufs.

### Der Warenausverkauf

stand vor der Außenhandelsregelung — also etwa Ende vorigen Jahres — in seiner Peripetie. Die viel zu freie Wirtschaft ergab ein starkes Überwiegen der Einfuhr über die Ausfuhr, ein mächtiges Anwachsen der deutschen Verschuldung an das Ausland, in Banknoten, in kurzfristigen Privatverbindlichkeiten. Sogar Getreide und Kohle sind, wie schon angedeutet, angelockt durch den hohen Weltmarktpreis, ins Ausland gegangen. Das

gleiche gilt von Bau- und Brennholz, so daß schließlich — noch vor der Außenhandelsregelung — durch eine Verfügung des Reichswirtschaftsministeriums dessen Ausfuhr grundsätzlich verboten werden mußte. Zu diesen unentbehrlichen Rohstoffen gesellen sich Waren, deren Ausfuhr gleicherweise eine Versündigung an der deutschen Volkswirtschaft darstellt, weil wir sie selber zu knapp besitzen und daher späterhin — unter teuren Gestehungskosten! — reproduzieren müssen. Dahin gehören Möbel, Kleider und Haushaltungsgegenstände. Bayern hat schon unterm 15. Dezember 1919 ein provisorisches Ausfuhrverbot erlassen, und das Reich schritt später ein. Es ist ja überhaupt ein Kennzeichen der durch den Krieg und seinen »Abschluß« geformten Weltwirtschaft, daß in ihr die Warenbewegung weniger sachlichen, konkreten Bedürfnissen als vielmehr dem Wechselspiel der Wechselkurse folgt, daß die warenarmen Länder ihre an sich schon knappen Lagerbestände auf die warenreichen Länder entladen, während umgekehrt die in ihrer eigenen Warenfülle erstickenden Länder aus dem erzwungenen Ausverkauf der anderen ungemessenen Nutzen ziehen.

Ehe die Klinke der Gesetzgebung in Bewegung gesetzt wurde, griff man, wie immer, zunächst zur Selbsthilfe. Handelskammern und Interessenverbände erließen wohlgemeinte Aufrufe und appellierten an die volkswirtschaftliche Einsicht der Kaufleute, daß diese den Valutastand mitkalkulieren und nach dem Ausland nicht »zu billig« verkaufen sollten. Und oft mußten sich die Kaufleute und Exporteure von ihren eigenen Zeitungen ihre Unwissenheit und ihren Geschäftshunger testieren lassen. Überhaupt ist kein Zustand mehr wie dieser angetan, die ganze Absurdität jener liberalen Harmonielehre, die in der bürgerlichen Wirtschaftsideologie der Vorkriegszeit noch stark rumorte, daß nämlich das Privatinteresse des einzelnen mit dem Interesse der Gesamtheit sich decke, handgreiflich zu demonstrieren. Der Appell an die Vernunft und die gute Einsicht ist meist etwas, was daneben zielt. Beachtlicher waren schon die aus der Selbsthilfe geborenen Maßnahmen, wie die des Börsenvereins deutscher Buchhändler, der sich durch Vereinbarungen mit den ausländischen fachgenössischen Verbänden mit Erfolg von der Valuta und ihrem Wechselspiel emanzipierte und eigene Verrechnungskurse bei Lieferungen nach dem Ausland festlegte. Und schließlich kam der Gesetzgeber, es kamen die Außenhandelsstellen mit Preisregulierungen und Ausfuhrbewilligungen. Mit Wiederherstellung unserer Zollautonomie kam auch schließlich eine gewisse Stopfung des Loches im Westen. Dem großen Ausverkauf Deutschlands zu Ramschpreisen war damit ein Riegel vorgeschoben, aber es wäre verfehlt, zu glauben, er sei heute schon zu Ende. Solange die Differenz zwischen Weltmarktspreis und Inlandspreis weiterbesteht, solange es ein Geschlecht der Schieber gibt und solange wir unsere Grenzen nicht mit einer gegen jede Korruption gefeiten Gendarmenkette besetzen können, so lange wird auch der Warenausverkauf bis zu einem gewissen Grade weitergehen. Und das Loch im Westen (und Osten!) ist mit der Wiederanwendung der deutschen Zollgesetzgebung keineswegs ganz gestopft. Die Soldaten der Besatzungstruppen und deren Angehörige werden, solange ihnen Postverkehr und Militärzüge dazu Gelegenheit geben, auch weiterhin Agiotage im Warenhandel auf ihre Art treiben.

Fernerhin muß man sich darüber klar sein, daß das System der Valutaaufschläge, wie es durch die Außenhandelsregulierung geschaffen ist, keinen

vollständigen Ausgleich bietet. Die Valutaaufschläge bleiben an Größe weit hinter dem zurück, was dazu eigentlich erforderlich wäre. Und sie können auch in voller Höhe gar nicht eingehoben werden, weil wir sonst die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkt, wo man uns an vielen Stellen noch nicht gern wiedersieht, ernstlich in Frage stellen und weil die Zuschläge Mindestzuschläge bleiben müssen, da angesichts der unaufhörlichen und unberechenbaren Schwankungen des Preiskomplexes Sicherungsmargen unumgänglich sind.

Worin liegt aber die prinzipielle Bedeutung des Warenausverkaufs? Um sich darüber klar zu werden, muß man sich den Geldschleier der Valuta, der einen wirklichen Durchblick verhindert, hinwegdenken und den reinen Warenvorgängen nachspüren. Jede Warenausfuhr schafft ein Guthaben, das seinerseits eine Wareneinfuhr ermöglicht. Vor dem Kriege, als die Tauschmaschine der Valuta noch intakt war, war es so, daß der Einfuhr sowohl als der Ausfuhr ungefähr gleiche Arbeitsquantitäten zugrunde lagen. Heute ist dies anders. Um uns überhaupt nur Guthaben zu schaffen, müssen wir unvergleichlich mehr Waren, das heißt Arbeitsquantitäten exportieren, als wir für die dadurch geschaffenen Guthaben hereinbekommen. Mit anderen Worten: wir exportieren unbezahlte Arbeit. Unsere Volkswirtschaft zeugt Mehrwert, der den Kapitalisten der valutastarken Länder als unverdienter Gewinn in den Schoß fällt. Auf dem Gebiet des Buchhandels war es beispielsweise vor dem Inkrafttreten der Verkaufsordnung des Börsenvereins deutscher Buchhändler so, daß wir drei bis vier Bücher exportieren mußten, um dafür eines gleicher Qualität hereinzubekommen. Hier liegt der wirtschaftliche Vorgang klar zutage; aber beim internationalen Tausch einer Warengattung gegen eine andere Warengattung (zum Beispiel Lebensmittel gegen Kohlen) bleibt die Sachlage für uns die gleiche, daß wir nämlich dank der wirren Valutaverhältnisse unbezahlte Arbeit, daß wir Mehrwert exportieren müssen. Das ist der wahre Sinn, wenn es heißt, wir verkaufen »zu billig«, unsere Preise wären »nicht angemessen«. Nicht um die ethische Illusion eines »gerechten Preises« im internationalen Handel handelt es sich, sondern um sehr kompakte und handgreifliche Realitäten des Wirtschaftslebens. Und dann noch eines. Der Mehrwert innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft verrichtet nach Marx zum guten Teil eine sehr wichtige gesellschaftliche Funktion; er bildete den Fonds und die Rücklagen, aus denen die Kosten für die Erweiterung der Wirtschaft, für Abnutzung, für Staatsverwaltung usw. bestritten wurden. Nichts von alledem trifft aber beim Mehrwert dieser Art im internationalen Handel zu. Er ist ein reines Geschenk, ein rein privatwirtschaftlicher Tribut einer Volkswirtschaft an die andere, ein Tribut, der zu dem im Versailler Instrument völkerrechtlich verankerten Tribut an finanziellen und wirtschaftlichen Leistungen und zu den Zinsverpflichtungen, die aus der Kapitalüberfremdung und privatwirtschaftlichen Verschuldung fließen, noch hinzutritt.

## Der Effektenausverkauf

Seitdem das Ausland mehr Vertrauen zu der Entwicklung unserer inneren Verhältnisse gefaßt hat, hat sich der Effektenausverkauf mit reißender Geschwindigkeit entwickelt. In unserem Beitrag »Kapitalüberfremdung« in

Nr. 26, 1. Band, 38. Jahrgang der Neuen Zeit haben wir das systematische Eindringen fremden Kapitals in unsere Wirtschaft geschildert. Wir zeigten, wie sich das Ausland mit der unerhörten Zahlkraft seines Geldes auf unsere Kapitalwerte stürzt, auf Aktien und auf Fabrikeinrichtungen, auf Grundstücke und auf Häuser. Dieses systematische Vorgehen des fremdländischen Kapitalismus, der dabei die Eroberung und Einflußnahme auf ganz bestimmte Produktionszweige beabsichtigt, haben wir jedoch mit dem »Effektenausverkauf« nicht im Auge: hier handelt es sich um Käufe des Auslandes größten Stils aus spekulativen Rücksichten, bei denen weniger Aktien als vielmehr fest verzinsliche Werte (Stadtanleihen, Hypothekenbankobligationen, in letzter Zeit auch Staatsfonds) in erster Linie stehen. Es kommt den fremden Auftraggebern dabei darauf an, ihre alten (unverzinslichen) Markguthaben zu verwenden ebenso wie auf die Ausnutzung der für sie günstigen Valutalage, und — last not least — lassen sie sich von dem Gedanken leiten, daß sich für sie bei einem Steigen der Valuta die Möglichkeit bietet, für billiges Geld in den Genuß steigender Renten zu gelangen oder aber durch späteren Wiederverkauf auch reinen Börsennutzen zu erzielen. Nicht zuletzt ist ja das Ansteigen der deutschen Valuta in den letzten Monaten aus dem zunehmenden und spekulativen Interesse des Auslandes an deutschen Effekten und Noten zu erklären, denn der Binnenwert unseres Geldes ist trotz steigender Valuta auch weiterhin gesunken! Unsere Städte sind in letzter Zeit — veranlaßt durch die steigende Kapitalknappheit — zu umfangreichen Emissionen geschritten. Fast regelmäßig konnte man dann, was die größeren Städte anlangt, in den Handelsteilen unserer Zeitungen lesen, daß die neuaufgelegten Anleihen bald ganz ausverkauft wären oder der Verkauf sich in flottem Zuge befinde, und daß vor allem umfangreiche ausländische, besonders amerikanische Aufträge vorlägen. Unterm 9. Februar dieses Jahres schreibt der »Frankfurter Zeitung« ihr R-Korrespondent aus New York unter anderem:

Die Nachfrage nach deutschen Stadtanleihen ist ungemein groß, besonders auch seitens der amerikanischen Investitoren, die auch ziemliche Posten deutscher Kriegsanleihe nehmen. Man glaubt tatsächlich die Zeit kommen zu sehen, da deutsche Anleihen — solche von Munizipalitäten und andere — an der Spitze der ausländischen Investitionen von Amerikanern stehen werden.

Und der Berliner Börsenbericht der »Frankfurter Zeitung« vom 24. März sagt:

Der Export deutscher Anleihen, sowohl von Staatsanleihen wie vor allem von kommunalen Obligationen, befindet sich in dauerndem flottem Zuge.

Von dem spekulativen Fieber, das Amerika erfaßt hat, kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man in den Inseratenteil amerikanischer Zeitungen blickt. Ich habe vor mir drei deutsch-amerikanische Zeitungen aus dem März liegen, den »New Yorker Staatsanzeiger«, die »Westliche Post« (St. Louis) und den »Courier«, das Organ der deutschsprechenden Kanadier. Es wimmelt geradezu von Anzeigen von Bankfirmen, Maklern und Agenten, die deutsche Noten und Effekten anbieten. Von deutschen Stadtanleihen finde ich angeboten: Düsseldorf, München, Köln, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Dresden, Wien, Leipzig, Nürnberg, Mannheim, Essen, Darmstadt, Stuttgart, Lübeck, Heidelberg, Wilmersdorf, Koblenz, Chemnitz, Breslau, Wiesbaden, Karlsruhe; fernerhin württem-

bergische, Leipziger, Hamburger, preußische und meiningische Hypothekenpfandbriefe, vereinzelt auch Industrieobligationen (Hamburger Elektrizitätsobligationen, Kaliwerk Bismarckhall), Staatsfonds (preußische Konsols) und Bankaktien. Daß deutsche Banken dabei Helfersdienste leisten, ja, daß sie sich selber feilbieten, darauf hat Genosse Wissell schon unlängst hingewiesen: »Die Bank für Handel und Gewerbe (Darmstädter Bank) bringt es fertig, ihre ausländische Kundschaft auf die vorteilhafte Kaufmöglichkeit deutscher Industrieunternehmungen ... hinzuweisen. Sie nennt ... die sieben Darmstädter Banken, also sich selbst auch mit. Was kümmert's die Bank, daß wir schon den Rock haben hingeben müssen, um nur zur Fristung des Hungers die nötigen Einfuhren finanzieren zu können. Da sie verdient, kann auch unser Fell verkauft werden. Bürgerliche Wirtschaftslehre!«

Dabei handelt es sich nicht etwa um kleine Posten. Vereinzelt nennen die Annoncen im »New Yorker Staatsanzeiger« gleich die zur Verfügung stehenden Beträge — bei der einzelnen Wertpapiergattung der Posten selten unter 1 Million Mark! Der Weg über das Zeitungsinserat zeigt, daß man die Abnehmer in Kreisen sucht, die sonst der Börsenspekulation und dem Börsengeschäft fernstehen. Der Ankauf mitteleuropäischer Noten und Effekten scheint tatsächlich zur allgemeinen amerikanischen Volkssache geworden zu sein. Dazu paßt es, wenn der »New Yorker Staatsanzeiger« schreibt, mit solch spekulativen Geschäften befasse sich heute in Amerika alles vom Millionär herab bis zum Laufjungen. Ein Farmer aus West-Kanada schreibt mir wörtlich: »Die Farmer hier kaufen sich tot an deutschen Noten und Stadtanleihen.« Die Annoncen geben auch Aufschluß über die amerikanische Vorliebe gerade für Stadtanleihen. »Warum sind deutsche Städteanleihen als Kapitalsanlage empfehlenswert?« heißt es. »Weil sich deren Vermögen aus Grundbesitz, Apparaten, Maschinen, Natural-, Material- und Betriebsbeständen zusammensetzt; weil deren innerer Wert in keinerlei Zusammenhang mit dem gegenwärtig so niedrigen Preis steht, weil sie durch Steuern auf Grund- und Hausbesitz, der besonders in den Großstädten einen permanenten, enormen Wert repräsentiert, gesichert sind.«

Einen Grund — und wohl den wichtigsten — erwähnen die Annoncen nicht, das ist die Tatsache, daß das Vermögen der Gemeinden nicht wie das des Reiches und der Länder dem Generalpfand des Artikels 248 des Friedensvertrags unterliegt. Mit dem kommunalen Anleihewesen ist nun ein gut Stück Gemeindesozialismus, auf das wir bisher so stolz waren, verknüpft. Nach den Feststellungen des Statistischen Jahrbuchs deutscher Städte dienten 50 Prozent aller Anleihen den werbenden Unternehmungen der Städte (das sind Gaswerke, Elektrizitätswerke, Schlachthöfe usw.). Es ist nun die Ironie der Weltgeschichte, daß gerade dieser gemeindliche Sozialismus dem Ausland, seinem neuen Gläubiger, zins- und tributpflichtig wird. So entstehen neue, wenn auch nicht gottgewollte Abhängigkeiten an einer Stelle, wo man sie nicht vermutet hätte. Angeblich ist ja der Weltkrieg um das politische Selbstbestimmungsrecht der Völker geführt worden, in Wirklichkeit hat er aber nicht dieses gebracht, sondern eine mannigfache und vielseitige Durchlöcherung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechts, und der Effektenausverkauf ist eines

der vielen Mittel dazu. Wie dieser vom Ausland systematisch organisiert wird, dazu noch ein Beispiel. In mehreren neutralen Staaten ist der Gedanke erwogen und teilweise — wie in Spanien — wohl auch durchgeführt worden, die Bestände an Markguthaben, Kronen usw. derart flüssig zu machen, daß man eigene Finanzgesellschaften gründet, die gegen Ausgabe von Obligationen diese entwerteten Valuten ankaufen und dann mit ihnen Aktien usw. des Heimatlandes erwerben.

Die schädlichen Nachwirkungen, die aus dem Effektenausverkauf fließen, zu beseitigen und zu bannen, ist eine Forderung, die leicht zu erheben, aber kaum durchzuführen ist. Ein naheliegender Gedanke wäre der, beim Verkauf von Effekten an Ausländer ebenso wie bei Waren Valutazuschläge zu erheben, um auf diese Weise die Kluft zwischen Binnenwert und Außenwert unseres Geldes zu überbrücken; denn obwohl die Effekten aller Art (außer den Staatsfonds und Kriegsanleihen, die reinen Papiermarkwert haben) im Kurse sehr gestiegen sind, um so mehr gestiegen sind, als sie real gedeckt sind oder halbe »Valutapapiere« sind, haben sie doch den *Weltmarktspreis noch lange nicht erreicht*. Eben deshalb ist auch dem Ausland Gelegenheit gegeben, sie unter dem wirklichen inneren Werte zu erwerben und uns um den Mehrwert zu prellen. Aber eine solche Regelung würde auf unüberwindbare technische Schwierigkeiten stoßen, die darin liegen, daß sich der Effektenverkehr natürlich mit Leichtigkeit unter Zuhilfenahme des Schleichhandels einer wirksamen Kontrolle entziehen könnte. So wird es hier im großen und ganzen bei der »wilden Ausfuhr« und dem jetzigen unorganisierten Zustand bleiben. Das Ausland schluckt Mehrwert zum Nachteil unserer Volkswirtschaft, und wenn einstmals die Aktien, die Obligationen und Anleihepapiere Heimweh bekommen und in das Heimatland zurückwollen, dann erhält sie diese Heimat nur mit einem Aufschlag eingelöst, wie er durch das inzwischen erfolgte Anziehen unserer Valuta bedingt wird. Daß unsere Kapitalverschuldung an das Ausland infolge des planlosen Effektenverkaufs bedeutend größer wird, als sie es unbedingt sein müßte, daß wir tiefer in die Zinsknechtschaft hineingeraten, als es unbedingt erforderlich wäre, ist nicht minder einleuchtend.

Kapitalüberfremdung und Ausverkauf sind die beiden privatwirtschaftlichen Erscheinungen, in denen die modernen Ausbeutungsverhältnisse zwischen den Völkern, zwischen den kapitalistischen einerseits und den proletarischen andererseits, in die Erscheinung treten. Das Medium der Ausbeutung zwischen Lohnarbeiter und Kapitalisten ist der »freie« Arbeitsvertrag, und die Valuta ist unter den heutigen Verhältnissen ein Ähnliches, *ein Werkzeug zur Ausbeutung eines Volkes durch ein anderes*.

## Marx und die Diktatur des Proletariats

Von **Heinrich Cunow**

Im diesmaligen Wahlkampf spielt noch weit mehr als bei den Januarwahlen des Vorjahres der Ruf nach Einführung der sogenannten Rätediktatur eine Rolle, vor allem in jenen Wahlkreisen, wo die Spartakisten und der linke Flügel der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei eine beträchtliche Anhängerschaft besitzen. Die Vorgänge in den Wahlversammlungen solcher Gegenden lassen deutlich erkennen, daß man in gewissen kom-

munistischen und unabhängigen Kreisen glaubt, gegen die Mehrheitssozialdemokratie mit der Anschuldigung Wahlerfolge zu erringen, die Sozialdemokratische Partei habe durch ihre Ablehnung der Rätediktatur und durch ihr Zusammenarbeiten mit Demokraten und Zentrum die Lebensinteressen der Arbeiterklasse schmählich verraten und die Marxsche Klassenkampflehre verleugnet. Marx habe gelehrt, daß zwischen der Eroberung der Staatsgewalt durch das Proletariat und der Durchführung einer sozialistischen, beziehungsweise kommunistischen Wirtschaftsordnung ein Zeitraum proletarischer Herrschaft, eine Periode »proletarischer Diktatur« liegen werde; die Mehrheitssozialdemokratie aber hätte diese Marxsche Auffassung verneint; sie suche lediglich auf dem Wege einer formal-bürgerlichen Demokratie unzulängliche Reformen durchzusetzen.

Als Beispiel, wie die deutsche Sozialdemokratie hätte vorgehen müssen, wird auf die Rätediktatur der Bolschewisten in Rußland hingewiesen und die von ihren Führern, besonders von N. Lenin (Wladimir Uljanow), aufgestellte Diktaturtheorie als völlig übereinstimmend mit der Marxschen Auffassung angepriesen — obgleich die bolschewistische Diktaturtheorie aus einer Verlegenheitssituation hervorgegangen und erst dann zum Dogma des Bolschewismus geworden ist, als nach dem ungünstigen Ergebnis der ausgeschriebenen Konstituantewahlen die zur Herrschaft gelangten bolschewistischen Führer im Januar 1918 entdeckten, daß sie nur eine Minderheit des Proletariats hinter sich hatten und auf demokratisch-parlamentarischem Wege nicht zu regieren vermöchten. Schon vordem hatte freilich Lenin erkannt, daß die bolschewistische Partei, wenn sie im weiteren Laufe der russischen Revolution, wie er zuversichtlich erwartete, zur Herrschaft kommen würde, in Anbetracht der Zersplitterung des russischen Sozialismus in eine Reihe verschiedener Parteigruppen und der zwischen diesen Gruppen bestehenden Gegensätze voraussichtlich, um sich gegen diese Gruppen und die bürgerlichen Parteien behaupten zu können, nach dem Vorbild des französisch-jakobinischen Terrors zu einer terroristischen Diktaturgewalt werde greifen müssen, und diese Ansicht in einer Schrift, betitelt »Staat und Revolution — die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution« (auch in zwei deutschen Ausgaben erschienen, im Verlag der »Aktion«, Franz Pfemfert, Berlin 1918, und Frankes Verlag G. m. b. H., Leipzig 1919), unter Berufung auf Marx ausführlich zu begründen versucht; aber dieser Versuch fand zunächst selbst in den Reihen seiner eigenen Partei nicht ungeteilte Anerkennung. Man glaubte im November, Dezember 1917 noch in einem großen Teil der bolschewistischen Partei, unter dem Eindruck des jüngst erfolgten revolutionären Umschwungs auch im russischen Bauerntum eine Mehrheit finden zu können, und zog deshalb die Ausschreibung von allgemeinen Wahlen und die Einberufung einer verfassunggebenden Nationalversammlung vor. Erst nachdem die Wahlen zuungunsten der bolschewistischen Partei entschieden hatten, fand in dieser die Leninsche Diktaturtheorie allgemeine Anerkennung und wurde dann nach der deutschen Novemberrevolution 1918 auch von den Spartakisten und einem Teil der Unabhängigen als konsequente Erläuterung und Vertiefung der Marxschen Diktaturidee übernommen.

Lenin geht in seiner Schrift von den im Kommunistischen Manifest enthaltenen Sätzen über die Ergreifung der Staatsgewalt durch das Prole-

tariat und die Überführung der Produktionsinstrumente in Staatsbesitz aus. Er folgert daraus, daß das Proletariat, nachdem es sich durch eine Revolution der Staatsmaschinerie bemächtigt habe, zunächst die erlangte staatliche Repressionsgewalt dazu anwenden müsse, den alten Staat zu zerbrechen, das heißt dessen Institutionen zu demolieren und an die Stelle der alten Regierungsform die Diktatur des Proletariats zu setzen, um vermittels dieser die kommunistische Wirtschaftsordnung durchzuführen. Bisher beherrschte, erklärt er, die Bourgeoisie die Staatsmaschinerie; durch die Revolution zur Herrschaft gelangt, »zerbricht« aber das Proletariat diese Maschinerie und schafft sich seinen besonderen Zwecken entsprechende neue Regierungsinstitutionen, die es nun zur Überführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum benutzt.

Bei diesem Vorgehen brauche das Proletariat, wenn es für seinen Zweck nötig scheint, keineswegs die Regeln der bürgerlichen Demokratie zu befolgen unter Respektierung des Prinzips, daß die Minderheit sich dem Willen der Mehrheit unterzuordnen hat. Die heutige kapitalistische Demokratie sei gar keine Demokratie im proletarischen Sinne; erst wenn der Widerstand der Kapitalisten gebrochen und die Klassen verschwunden sein werden, also eine gewisse wirtschaftliche Gleichheit hergestellt wäre, sei wirkliche Demokratie möglich. Der Weg der Entwicklung führe denn auch nicht dadurch von der bürgerlichen zur künftigen kommunistischen Freiheit, daß die heutigen kapitalistisch-demokratischen Institutionen allmählich ausgeweitet würden, sondern zunächst müßte der Widerstand der kapitalistischen Ausbeuter gebrochen, das heißt unterdrückt werden. So heißt es zum Beispiel in der genannten Schrift (S. 32 der Berliner Ausgabe):

Die Diktatur des Proletariats, das heißt die Organisation des Vortrupps der Geknechteten zur herrschenden Klasse, zur Niederdrückung der Ausbeuter, kann nicht einfach nur zu einer Erweiterung der Demokratie führen. Gleichzeitig mit der ungeheuren Ausbreitung der Demokratie wird diese zum ersten Male zu einer Demokratie für die Armen, für das Volk, und nicht zu einer Demokratie für die Wohlhabenden. Die Diktatur des Proletariats trifft eine Reihe Ausnahmen in bezug auf die Freiheit der Ausbeuter, Unterdrücker, Kapitalisten. Wir müssen sie unterdrücken, um die Menschheit von der Lohnsklaverei zu befreien. Ihr Widerstand muß mit Gewalt gebrochen werden, und es ist klar, daß, wo eine Unterdrückung stattfindet, wo Vergewaltigung geübt wird, es keine Freiheit, keine Demokratie gibt....

Eine Demokratie für die überwältigende Mehrheit des Volkes und die Niederhaltung mit Gewalt, das heißt die Ausschließung aus der Demokratie der Ausbeuter, der Bedrücker des Volkes — dies ist die Wandlung, die die Demokratie beim Übergang vom Kapitalismus zum Kommunismus durchzumachen hat.

Zum Beweis dafür, daß diese Auffassung auch von Friedrich Engels geteilt worden ist, beruft sich Lenin auf einen Brief von Engels an Bebel, in welchem ersterer den Gothaer Programmentwurf kritisiert (vergl. A. Bebel, Aus meinem Leben, 2. Teil, S. 318 ff.). Engels rügt dort den im Entwurf enthaltenen Ausdruck »freier Volksstaat« und fügt hinzu:

Der Volksstaat ist uns von den Anarchisten bis zum Überdruß in die Zähne geworfen worden, obwohl schon durch die Schrift Marx' gegen Proudhon und nachher das Kommunistische Manifest direkt sagen, daß mit Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung der Staat sich von selbst auflöst und verschwindet. Da nun der Staat doch nur eine vorübergehende Erscheinung ist, deren man sich im Kampfe, in

der Revolution bedient, um seine Gegner gewaltsam niederzuhalten, so ist es purer Unsinn, von freiem Volksstaat zu sprechen: solange das Proletariat den Staat noch gebraucht, gebraucht es ihn nicht im Interesse der Freiheit, sondern der Niederhaltung seiner Gegner, und sobald von Freiheit die Rede sein kann, hört der Staat als solcher auf, zu bestehen. Wir würden daher vorschlagen, statt Staat »Gemeinwesen« zu setzen, ein gutes altes deutsches Wort, das das französische Kommune sehr gut vertreten kann.

Dem äußeren Anschein nach kann aus dieser Engelsschen Äußerung geschlossen werden, auch Engels wolle sagen, die Arbeiterschaft solle nach der Inbesitznahme der Staatsgewalt auf die Anwendung demokratischer Regierungsformen verzichten. In Wirklichkeit aber handelt es sich nur um eine Zurückweisung des Ausdrucks »freier Volksstaat«; denn nach der Ansicht von Engels gibt es einen solchen »freien« Staat nicht, solange noch die kapitalistische Produktionsweise herrscht. Jeder Staat ist unter dieser Wirtschaftsform notwendig ein *Klassenstaat*, auch der demokratisch regierte, und selbst die von der Arbeiterschaft nach demokratischen Grundsätzen regierte rote Republik. Erst wenn alle Klassengegensätze verschwunden sind, kann man von wirklicher Freiheit sprechen — dann aber ist auch der Staat bereits verschwunden.

Für Lenins Auffassung, das Proletariat könne ohne Rücksicht auf demokratische Grundsätze nach Belieben diktatorisch verfahren, beweist demnach die Engelssche Äußerung nicht das geringste.

Leider haben sich weder Marx noch Engels ausführlich darüber geäußert, wie sie sich die Diktatur des Proletariats denken; aus einzelnen Äußerungen läßt sich aber immerhin ihre Ansicht ziemlich deutlich erkennen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß Marx und Engels die Frage, ob, wenn *eine Minderheit* des Proletariats sich der politischen Gewalt bemächtigt, sich diese Minderheit zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft terroristisch-diktatorischer Maßnahmen bedienen darf, überhaupt nicht in Betracht gezogen haben. Für sie handelt es sich im Kommunistischen Manifest nicht um einzelne Teile oder Parteien des Proletariats, *sondern um das Gesamtproletariat*. Sie nehmen an, daß die proletarische Bewegung schnell immer mehr anschwillt, die große Masse der Bevölkerung hinter sich bringt und sie *erst dann*, wenn sie zur entschiedenen Mehrheit geworden ist, dazu schreitet, sich der Staatsmaschinerie zu bemächtigen. Deshalb heißt es auch im Kommunistischen Manifest:

> Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung *der ungeheuren Mehrzahl* im Interesse der ungeheuren Mehrzahl.

Damit scheidet die von Lenin gestellte Frage, ob denn etwa die zur Herrschaft gelangte proletarische Minderheit das demokratische Prinzip der Unterordnung der Minorität unter die Majorität befolgen solle, völlig aus. Nach Marxscher Ansicht wird eben das Proletariat erst zur Herrschaft gelangen, *wenn es die große Mehrheit der Bevölkerung umfaßt*. Ist das aber der Fall, dann braucht es nach Erlangung der Macht auch nicht darauf zu verzichten, demokratische Regierungsformen anzuwenden; im Gegenteil, hat es die Mehrheit, dann kann die Benutzung solcher Formen seiner Herrschaft nur nützen. Sie wird sie dann vor aller Welt legitimieren. Deshalb vermag die proletarische Mehrheit, wenn sie

durch die Revolution in den Besitz der Staatsgewalt gelangt ist, auch nach Marxscher Ansicht nichts Besseres zu tun, als demokratisch zu regieren, das heißt solche Institutionen zu schaffen, die den Mehrheitswillen zum Ausdruck bringen. Wie Marx und Engels annehmen, muß daher das Proletariat auch in der Revolution alsbald dazu greifen, die Demokratie herzustellen. Ganz unmißverständlich heißt es im Kommunistischen Manifest:

Wir sahen schon oben, daß der erste Schritt in der Arbeiterrevolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist.

Deutlicher noch spricht sich Engels in seiner Kritik des Erfurter Programmentwurfs aus (Neue Zeit, 20. Jahrgang, 1. Band, S. 11):

Wenn etwas feststeht, so ist es das, daß unsere Partei und die Arbeiterklasse nur zur Herrschaft kommen kann unter der Form der demokratischen Republik. Diese ist sogar die spezifische Form für die Diktatur des Proletariats, wie schon die große Französische Revolution gezeigt hat.

Doch wir haben noch ein besseres Zeugnis dafür, was tatsächlich Marx und Engels unter der Diktatur des Proletariats verstanden haben, nämlich ihre beifälligen Äußerungen über die Regierungsweise der Pariser Kommune von 1871. Marx bezeichnet diese im »Bürgerkrieg in Frankreich« geradezu als jene »endlich entdeckte politische Form, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollziehen konnte«. Und Engels antwortet in seinem Vorwort zur dritten Auflage dieser Schrift auf die wiederholten gegnerischen Anzapfungen, was unter den Worten »Diktatur des Proletariats« eigentlich zu verstehen sei, klar und deutlich: »Der deutsche Philister ist neuerdings wieder in heilsamen Schrecken geraten bei dem Wort: Diktatur des Proletariats. Nun gut, ihr Herren, wollt ihr wissen, wie diese Diktatur aussieht? Seht euch die Pariser Kommune an. Das war die Diktatur des Proletariats!«

Beide, Marx wie Engels, erblicken also in der Pariser Kommune ein Beispiel proletarischer Diktatur. Besaß aber die Pariser Kommune so etwas wie Rätediktatur? Im Gegenteil, ihre Funktionäre waren Erwählte des allgemeinen Stimmrechts — und diese Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts wird von Marx als besonderer Vorzug der Kommune gepriesen. So heißt es in der Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation:

Die Kommune bildete sich aus den durch allgemeines Stimmrecht in den verschiedenen Bezirken von Paris gewählten Stadträten. Sie waren verantwortlich und jederzeit absetzbar. Ihre Mehrzahl bestand selbstredend aus Arbeitern oder anerkannten Vertretern der Arbeiterklasse. Die Kommune sollte nicht eine parlamentarische, sondern eine arbeitende Körperschaft sein, vollziehend und gesetzgebend zu gleicher Zeit.

Und ferner:

Statt einmal in drei oder sechs Jahren zu entscheiden, welches Mitglied der herrschenden Klasse das Volk im Parlament ver- und zertreten soll, sollte das allgemeine Stimmrecht dem in Kommunen konstituierten Volke dienen, wie das individuelle Stimmrecht jedem anderen Arbeitgeber dazu dient, Arbeiter, Aufseher und Buchhalter in seinem Geschäft auszusuchen. Und es ist bekannt genug,

daß Gesellschaften ebensogut wie einzelne in wirklichen Geschäftssachen gewöhnlich den rechten Mann zu finden, und falls sie sich einmal täuschen, dies bald wieder gutzumachen wissen. Andererseits aber konnte nichts dem Geist der Kommune fremder sein, als das allgemeine Stimmrecht durch hierarchische Investitur zu ersetzen.

Wie kommt aber Marx dann, obgleich er sich hier für die Anwendung des allgemeinen Stimmrechts, die Beamtenwahl und demokratische Selbstverwaltung ausspricht, dazu, für solches Regiment den Ausdruck »Diktatur des Proletariats« zu gebrauchen? Nun, weil er unter Diktatur nicht das Willkürregiment einer Arbeiterminderheit, sondern die energische Ausnutzung der Machtstellung der großen proletarischen Mehrheit ohne Rücksicht auf kapitalistische Widerstände versteht. In diesem Sinne spricht er auch von einer Diktatur der Bourgeoisie im heutigen Verfassungsstaat und von einer Ersetzung dieser Diktatur der Bourgeoisie durch die Diktatur der Arbeiterklasse.

Das Wort Diktatur hat hier nicht die Bedeutung von »Gewaltherrschaft einer Minderheit«, sondern von rücksichtsloser Durchführung des Willens der Mehrheit gegenüber einer widerspenstigen kapitalistischen Minderheit; falls es zum Zwecke des Zurgeltungbringens des Mehrheitswillens nötig sein sollte, sogar vermittels rücksichtsloser sogenannter despotischer Eingriffe in die überlieferten Besitzverhältnisse. Das ergibt sich deutlich aus der betreffenden Stelle des Kommunistischen Manifests, wo Marx und Engels von den nach der politischen Machtergreifung des Proletariats nötigen Maßnahmen zur Unterdrückung der Bourgeoisherrschaft sprechen. Es heißt dort nämlich:

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats, das heißt des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren. Es kann dies natürlich zunächst nur geschehen vermittels despotischer Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, durch Maßregeln also, die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Laufe der Bewegung über sich selbst hinaustreiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind.

Damit wollen Marx und Engels keineswegs sagen, daß das Proletariat, nachdem es die politische Macht errungen hat, terroristisch verfahren soll. Unnötige Grausamkeiten, wie sie unter dem roten Schreckensregiment in Frankreich vorgekommen sind, müssen vermieden werden; aber ebensowenig kann das Proletariat als große Volksmehrheit die Durchführung seiner Beschlüsse an dem Widerstand einer kapitalistischen Minderheit scheitern lassen. So schreibt Friedrich Engels am 4. September 1870 an Marx über die Anwendung des Terrors (Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx, 4. Band, S. 329):

Wir verstehen darunter die Herrschaft von Leuten, die Schrecken einflößen; umgekehrt, es ist die Herrschaft von Leuten, die selbst erschrocken sind. La terreur, das sind größtenteils nutzlose Grausamkeiten, begangen von Leuten, die selbst Angst haben, zu ihrer Selbstberuhigung. Ich bin überzeugt, daß die Schuld der Schreckensherrschaft Anno 1793 fast ausschließlich auf den überängsteten, sich als Patrioten gebärdenden Bourgeois, auf den kleinen Spießbürger und auf den bei der terreur sein Geschäft machenden Lumpenmob fällt.

Mag man die von Marx und Engels gewählten Ausdrücke »Diktatur« und »Despotie« für richtig oder irreführend halten, zweifellos ist jedenfalls, daß Marx und Engels unter der Bezeichnung »Diktatur des Proletariats« etwas ganz anderes verstanden haben als die bolschewistische Rätediktatur, die gar nicht eine Herrschaft des russischen Gesamtproletariats darstellt, sondern lediglich die terroristische Herrschaft einer proletarischen Parteiminderheit oder vielmehr bestimmter Führergruppen.

Zweitens aber widersprechen die bolschewistischen Versuche einer gewaltsamen Einrichtung kommunistischer Wirtschaftsformen durchaus der Marxschen Entwicklungsauffassung. Die bolschewistischen Staatsleiter suchen mit Gewalt ihr kommunistisches Ideal durchzuführen, das heißt den Kommunismus einer Wirtschaftsordnung aufzupfropfen, die zu den am wenigsten entwickelten in Europa gehört. Dagegen lehrt Marx: »Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktionskräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.«

Wirtschaftliche Ideale lassen sich nach Marxscher Lehre immer nur so weit verwirklichen, als die Entwicklung bereits die nötigen Vorbedingungen dafür hervorgebracht hat. Besitzt aber tatsächlich Rußland in höherem Maße als der Westen Europas diese Vorbedingungen?

Während bei Marx der Begriff der geschichtlichen Notwendigkeit und damit zugleich der wirtschaftlichen Entwicklungsreife die größte Rolle spielt, denken die bolschewistischen Theoretiker, wie ihre Schriften zeigen, wesentlich voluntaristisch. Zwar findet man auch bei ihnen Möglichkeitserwägungen; aber über die Möglichkeit einer Durchführung wirtschaftlicher Umbildungen entscheidet in ihrer Auffassung weit weniger die geschichtlich gegebene Reihe wirtschaftlicher Entwicklungsformen als die jeweilige politische Situation, die Gunst der äußeren politischen Umstände. Der Grundgedanke des wirklichen Marxismus, daß die Durchführung sozialistischer Ideale an die Bedingung eines bestimmten Entwicklungsstadiums gebunden ist, tritt trotz aller äußerlichen Marxgläubigkeit der Bolschewisten hinter einen impulsiv-revolutionären Fortschrittsdrang zurück.

---

# Jugoslawische Politik

Von Pawao Jugowitsch

## I

## Innere Politik[1]

Als ich Ende März den Staat der Serben, Kroaten und Slowenen verließ, stand die öffentliche Meinung im Banne dreier Ereignisse, die wohl äußerlich voneinander unabhängig aufgetreten sind, doch innerlich zusammen-

[1] Nach erfolgter Drucklegung des Artikels erhielt der Verfasser den Bericht, daß das Ministerium Protitsch dem Regenten die Erklärung abgab, infolge des Generalstreiks der Eisenbahner und Schiffer, des Aufstandes der magyarischen Irredenta und anderer Verwicklungen nicht mehr die Verantwortung für die Re-

hängen. Das erste dieser Ereignisse ist die Zuspitzung der Kabinettskrise, die schon seit der Demission des ersten Konzentrations-, späteren Koalitionsministeriums Protitsch-Koroschez-Pribitschewitsch auf diesen Ländern lastet. Das zweite Ereignis ist der relative Sieg der Kommunistischen Partei bei den Gemeindewahlen in der Provinz Kroatien-Slawonien, den ersten Wahlen seit der Schaffung des Jugoslawenstaats. Und schließlich wurde der Agitator der kroatischen Bauernrepublik Stjepan Raditsch, einst ein treues Habsburgerkind, der jüngst erst vom neuen Banus Dr. Matko Laginja aus langer Präventivhaft entlassen war, abermals eingekerkert.

Als Todfeinde stehen sich die beiden größten Parteien, die Demokratische und die Radikale, gegenüber. Die Demokraten, bis zu ihrem Sturze von den Regierungssitzen einen Block und darauf eine homogene Partei bildend, halten unbedingt an der Einheitsidee, an der Zentralisierung der Staatsgewalt fest. Mit allen Traditionen brechend, vereinigt diese Partei in sich — als einzige der bürgerlichen Parteien — Angehörige aller drei Stämme. Ihre Organisation erstreckt sich über das Gesamtterritorium. Als Grundstock hat die Demokratische Partei einerseits die ehemalige Kroatisch-Serbische Koalitionspartei, andererseits die frühere sogenannte »Serbische Opposition« (Unabhängige, Fortschrittler nebst einigen kleineren Gruppen). Die Radikale Partei dagegen ist ein altes Gebilde (Altradikale) aus dem ehemaligen Königreich Serbien, die jahrzehntelang die eigentliche Macht in Händen hatte. Heute hat sie jedoch auch in den befreiten Gebieten einen Teil der serbischen Stammesbrüder zu Anhängern. Ihr Programm schwankt zwischen Jugoslawentum und Großserbentum.

Das vorläufige Parlament besteht nicht aus gewählten Mitgliedern, sondern aus solchen, die auf Grund des Vereinigungspaktes, geschlossen in den Dezembertagen des Jahres 1918 zwischen der serbischen Regierung und dem Nationalrat der befreiten Gebietsteile, aus den Reihen der damaligen gesetzlichen Körperschaften und Vertrauensmännern der einzelnen Parteien ernannt wurden (der erste und bisherige Präsident dieses Parlaments, Dr. Drascha Pawlowitsch, ist vor einigen Tagen gestorben; er und seine Freunde waren in keiner Blockgruppe organisiert, doch neigte er persönlich zu den Demokraten). Die Demokraten sind die stärkste Fraktion, dafür aber finden wir die Altradikalen mit dem kroatischen Nationalklub und dem slowenischen Jugoslawischen Klub im sogenannten Parlamentarischen Block, von den Gegnern »Block der Reaktion« genannt, verbunden. Erwähnt sei, daß das Parlament einfach die Geschäftsordnung der einstigen serbischen Skupschtina übernommen hat, die für die Beschlußfähigkeit das sogenannte Quorum erfordert, nämlich, daß bei Abstimmungen zumindest die Hälfte der gesamten Abgeordneten anwesend sein muß. Da jedoch weder der Demokratische noch der Parlamentarische Block dieses Quorum dauernd besitzt, so ist dadurch die Arbeitsfähigkeit des Parlaments auf ein Minimum herabgesetzt, und andererseits ist dieser Umstand ein ständiger Anlaß zu Regie-

gierungsgeschäfte tragen zu können. Ein Koalitionsministerium, voraussichtlich aus den Altradikalen und dem Demokratisch-Sozialistischen Block gebildet, unter Vorsitz des gemäßigten Radikalen und bisherigen Gesandten in Paris Milenko Weßnitsch, mit dem Programm: Durchführung der Wahlen zur Konstituante, dürfte folgen. Ausgeschlossen erscheint jedoch auch die übergangsweise Ernennung eines Militärkabinetts nicht.

rungskrisen. Wir sind aber eine Monarchie, die starke, sich auf das Vertrauen der Mehrheit des Volkes stützende Regierungsmänner nicht besitzt, daher unterliegt die Staatspolitik vielfach Einflüssen unverantwortlicher Höflingskreise. Der leidenschaftliche Parteienkampf um die Macht hat heute noch als besondere Triebfeder den Wunsch, die Wahlen für die gesetzgebende Körperschaft, die nicht mehr lange hinauszuschieben sind, zu leiten, denn die gegenwärtigen bürgerlichen Parteiformationen wissen nur allzu gut, daß sie nur dann, wenn sie zunächst im Besitz der Macht bleiben, eine größere Anzahl von Mandaten gegen die Sozialisten und die unverfälschte bürgerliche Demokratie (republikanische Formation) einheimsen können.

Der ausgeprägteste Typus der heutigen Bourgeoispolitik ist Swetosar Pribitschewitsch, die stärkste jugoslawische politische Persönlichkeit, früher Führer der Koalition und gegenwärtig spiritus agens der Demokraten. Er war Minister des Innern in den ersten zwei Staatskabinetten, im Konzentrationskabinett unter Protitsch sowie im demokratisch-sozialistischen Kabinett unter Vorsitz Ljuba Dawidowitsch. Die Familie Pribitschewitsch hat, wie wohl in allgemeiner Erinnerung ist, eine hervorragende Rolle in österreichischen Hochverratsprozessen gespielt. Ferner ragen hervor Stojan Protitsch, der gegenwärtige Ministerpräsident, und Nikola Paschitsch, Präsident der südslawischen Friedensdelegation in Paris. Beide sind Führer der Altradikalen. Der Letztgenannte gehört zweifellos zu den ersten Politikern des Balkans, im balkanischen Sinne verstanden, und übertrifft selbst Radoslawow. Sowohl im klerikalen Slowenien als auch in der inneren Politik des Gesamtstaats spielt außerdem neuerdings der Pfarrer Dr. Ante Koroschez eine hervorragende Rolle. Auch in Wien ist er durch seine ehemaligen Reichsratsreden bekannt. Es ist Tatsache, wenn auch vielleicht nicht für jedermann verständlich, daß ein Priester das Eisenbahnportefeuille verwaltet. Unter den heutigen kroatischen Politikern reicht kaum einer über das Mittelmaß hinaus — jedenfalls verstanden sie es bisher im anderthalbjährigen Wettbewerb der Stämme des dreieinigen Volkes trotz des stärkeren Kulturanstrichs nicht, über das fünfte Rad am politischen Wagen hinauszukommen. Schließlich wäre unter den Politikern der Zukunft der Name Jascha Prodanowitsch, Führer der Republikanischen Demokratie, zu nennen.

Jedenfalls stellt es ein nationales Unglück dar, daß den Südslawen eine befähigte Persönlichkeit fehlt: eine politische Größe, die über den Parteien stünde und der kritischen Gegenwart einigermaßen gewachsen wäre, ein Mann, wie ihn beispielsweise die Tschechen im Professor Masaryk besitzen. Man erblickte daher bisher ziemlich allgemein, sowohl in den Kreisen der auf Basis des vereinigten Volkes stehenden Parteien, als auch in den breiten Schichten aller drei Stämme, die Verkörperung der Einheitsidee in der serbischen Königsdynastie Karageorgewitsch. Es ist nicht uninteressant, hier zu bemerken, daß sich die Loyalität des wahrhaft demokratischen Serbenvolkes seinem nationalen Herrscher gegenüber anders kundgibt als die oft anzutreffende Untertanenunterwürfigkeit bei Staatsangehörigen der ehemals habsburgischen Teile. Doch tritt für denjenigen, der zu sehen versteht, klar zutage, daß beides im Schwinden begriffen ist. Während auf dem früheren serbischen Staatsgebiet, wo man die praktische Anwendung des Majestätsbeleidigungsparagraphen im ordentlichen Gerichtsverfahren kaum kennt, die republikanische Idee ruhig, wenn auch rasch ihre Ausbreitung

findet, gelten noch heute auf dem ehemaligen österreichisch-ungarischen Boden die drakonischen Verordnungen über die Unantastbarkeit der Königsehre. Deshalb organisierte sich in Belgrad vor mehreren Monaten die bis dahin kaum beachtete Republikanische Partei des Jascha Prodanowitsch auf neuer Grundlage in der Republikanischen Demokratie, einer neuen Partei, der unter anderen auch ehemals königlich serbische Minister guten moralischen Rufes, wie Stojanowitsch und Jujowitsch, beitraten. Gewisse serbische Intelligenzkreise brachte nämlich zum Republikanismus der Ausgang des sogenannten Saloniki-Prozesses — ein von der Presse der Zentralmächte wenig ausgenutztes Ereignis. Die damalige serbische Regierung, bestehend allein aus Altradikalen, witterte Gefahren für ihre Herrschaft in einer Offiziersvereinigung, die sich die Bekämpfung der Korruption im Heere zum Ziele setzte. Die Regierung zog daher den Präsidenten des Bundes, den Generalstabsobersten Dimitrijewitsch, nebst einer größeren Anzahl der tapfersten Offiziere vor das Gericht, und Dimitrijewitsch wurde nebst zwei Stabsoffizieren trotz der Protestnoten der Ententemächte und der Intervention eines besonderen Abgesandten der damaligen Kerenskischen Regierung zum Tode verurteilt, während die anderen Angeklagten schwere Zuchthausstrafen erhielten. Die neuen republikanischen Politiker standen damals schon teilweise abseits vom öffentlichen Leben, aber in diesem Justizmord erblickten sie nicht nur einen Gewaltakt der Parteiregierung, es wurde ihnen auch die Dynastie dadurch dermaßen verhaßt, daß sie diese jetzt programmmäßig bekämpfen. Doch tritt dabei die Absonderlichkeit hervor, daß die Republikaner dennoch die monarchistische Demokratenpartei ohne eigene Anteilnahme an der Regierung unterstützt haben. Sie hoffen auf einen Wahlsieg und sind der Ansicht, daß es während der Zwischenzeit besser sei, mit dem monarchistischen Demokratentum zu gehen, als mit der Reaktion.

Was die anderen Parteiformationen anbetrifft, so unterstützt die Gruppe der Montenegriner unter Dakowitsch jede »parlamentsfähige« Regierung und hat als einziges Programm: Durchführung des Einheitsstaats. Endlich ist vor noch nicht zwei Monaten ein außerparteilicher Klub aus demokratischen Dissidenten und einigen anderen Abgeordneten der durch die Italiener okkupierten Küstenlande gebildet worden, der unter Leitung des bekannten Unitätsvorkämpfers Dr. Joseph Smodlaka vergeblich eine vermittelnde Rolle unter den einander feindlich gegenüberstehenden Bourgeosparteien zu spielen sucht. Außerdem gibt es noch einige kleine Parteien, wie zum Beispiel die konservative Großgrundbesitzergruppe unter Führung des letzten Banus von Kaiser Karls Gnaden, Anton v. Mihalowitsch und des letzten Saborpräsidenten Dr. Bogdan Medakowitsch, die, obwohl sie mit das Zünglein an der Wage des berüchtigten Quorums bilden, für das Ausland von keinem weiteren Interesse sind.

Für Männer, die noch nicht ganz an der logischen Geschichtsentwicklung der Völker und Staaten verzweifeln, ist die Vereinigung der engverwandten Stämme der Serben, Kroaten und Slowenen in einem einheitlichen jugoslawischen Staatswesen eine vollendete, unzerstörbare Tatsache. Es steht die nationale Einheit nicht bloß im Programm sämtlicher größeren Parteien, sie ist auch dem gesunden Verstand der breitesten Volksschichten unlöschbar eingeprägt, sagt ihnen doch ihre Erfahrung, daß das Leben in einem Mittelstaat der Teilung in kleine Bauernrepubliken oder der Rückkehr der Habs-

burger (ihre Agenten rekrutieren sich meist aus den Reihen der Frank-Partei) vorzuziehen ist. Mit dem Blute der Besten aller drei Stämme erkämpft, kann auf den baldigen Einsturz dieses Staatsgebäudes heute nur noch ein Narr rechnen.

Nach der Absicht des schon erwähnten Vereinigungspaktes vom Dezember 1918 sollten bis zur Konstituante die am Tage des Paktabschlusses in den einzelnen Gebietsteilen in Kraft stehenden Gesetze in Geltung bleiben. Besonders den verwaltungstechnisch autonomen Regierungen von Zagreb, Ljubljana und Sarajewo sollten die damaligen Machtbefugnisse vorbehalten bleiben. Die Zentralisten erklären aber diesen Pakt für einen wertlosen Papierfetzen, nachdem es zur »bedingungslosen« Vereinigung der Bruderstämme gekommen ist, und so bilden die Fragen: »Zentralismus oder Dezentralismus« (Föderalismus, Autonomismus) den Angelpunkt des ganzen innerpolitischen Parteikampfes jener Gruppen, die wohl den Einheitsstaat als solchen, doch dessen innerpolitische Einrichtungen verschieden haben möchten. Endgültig wird erst die Konstituante über die innere Einrichtung des Staates entscheiden, vor allem darüber, ob der Zentralismus strikte durchgeführt oder aber der Staat auf föderalistischer, beziehungsweise provinzial-autonomer Basis aufgebaut werden soll, und weiter, ob das auf Grund der alten historischen Grenzen oder neuer wirtschaftlicher Einteilungen geschieht. Auch die Frage, ob die Entscheidung über die Staatsform (Monarchie oder Republik) der Konstituante vorbehalten bleiben soll oder schon durch die Korfu-Deklaration, die wir beim Kapitel »Äußere Politik« behandeln werden, entschieden ist, wird vielfach erörtert.

Der Umstand, daß Jugoslawien seit dem Kriegsende noch keine Wahlen zur gesetzgebenden Körperschaft hatte, was wohl einen vereinzelten Fall in Europa darstellt, muß dem äußeren Beobachter sehr rückschrittlich erscheinen, doch die Verzögerung läßt sich — wenn auch nur teilweise — dadurch entschuldigen, daß noch immer keine Staatsgrenzen von der Friedenskonferenz festgesetzt sind. Zudem schreitet die Demobilisierung nur langsam vorwärts (der Befehl über die Restdemobilisierung ist erst im April erschienen), und drittens ist jenes Landgebiet, das besonders durch die Bulgaren besetzt gewesen ist, in hohem Maße verwüstet und entvölkert. Die persönliche sowie materielle Sicherheit ist daher in manchen Gebieten noch ungenügend gewährleistet. Dennoch trifft natürlich der größte Teil der Schuld, daß die Frage der Wahlen in ein äußerst kritisches Stadium getreten ist, die führenden bürgerlichen Politiker selbst. Die Ausschreibung der Wahlen für die Konstituante kann denn auch höchstens noch einige Wochen auf sich warten lassen.

## Die deutschen Konsumgenossenschaften nach dem Weltkrieg

Von **Franz Laufkötter**

Der unglückselige Weltkrieg mit seinen Begleiterscheinungen hatte die deutschen Konsumgenossenschaften unter eine schwere Belastungsprobe gestellt, die sie aber glänzend bestanden haben. Als er mit der Plötzlichkeit und mit der Wucht eines Naturereignisses über unser Volk und Land hereinbrach, gewann es zunächst den Anschein, als ob die Katastrophentheoretiker recht bekommen sollten, die da stets behauptet hatten, bei einem Weltkrieg werde die kapitalistische Wirtschafts- und

Gesellschaftsordnung schnell in sich zusammenbrechen. Aber bald zeigte sich, daß diese weitverbreitete Auffassung falsch war, denn unser Wirtschaftsleben geriet wohl zeitweilig ins Wanken, erholte sich jedoch allmählich wieder, als der erste Schreck vorüber war. In dieser schweren Zeit der inneren Krise, als alles drüber und drunter ging, als zahlreiche Unternehmer die Flinte ins Korn warfen und ihre Betriebe ganz oder teilweise schlossen, als die Händler die Angst des Publikums in rücksichtslosester Weise zu ihrem Vorteil ausnutzten, haben sich die deutschen Konsumgenossenschaften rückhaltlos in den Dienst der Verbraucher gestellt: ihre wichtigste Aufgabe erblickten sie darin, eine geregelte Warenverteilung durchzuführen, die Hausfrauen zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen und durch Aufrechterhaltung der bisherigen Warenpreise der händlerischen Profitgier einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Es gelang ihnen auch, trotz des geradezu wahnsinnigen Ansturms der Verbraucher einen Ausgleich zu schaffen zwischen Angebot und Nachfrage.

Auch im weiteren Verlauf des Krieges haben die deutschen Konsumgenossenschaften unter Überwindung der größten Schwierigkeiten ihre segensreiche Tätigkeit fortgesetzt. Leider konnte ihre Einwirkung auf unser wirtschaftliches Leben nur verhältnismäßig gering sein, denn sie waren einstweilen nur Inseln im Meer des Kapitalismus und wurden von der kapitalistischen Erwerbsgier umspült. Es läßt sich kaum ausdenken, was sie hätten leisten können im Wirrwarr der Kriegswirtschaft, wenn sie schon damals jene Ausdehnung gehabt hätten, die ihren Gründern und Förderern als Ideal vorschwebt. Aber auch so haben sie schon sehr viel für das Volkswohl geleistet, getreu ihres feierlichen Gelöbnisses bei Kriegsausbruch, daß sie gewillt seien, ihre gesamte Organisationskraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Leider ist ihnen dies durch die Kurzsichtigkeit zahlreicher Kriegsversorgungsstellen, Lebensmittelämter, Kommunalverbände usw. äußerst erschwert, die teils aus Bureaukratismus, teils aus hergebrachter Mittelstands- und Händlerpolitik vielfach die Konsumvereine ausgeschaltet oder wenigstens zu beschränken versucht haben. Im allgemeinen muß man aber sagen, daß alle unparteiischen Kenner unseres Wirtschaftslebens dem Konsumgenossenschaftswesen ein hohes Lob gespendet und daß große Massen der Verbraucher den Weg zum Konsumverein gefunden haben. Dieser Zustrom ist noch immer größer geworden, besonders seitdem die Novemberrevolution die bestehenden Hindernisse auf diesem Gebiet hinweggeräumt hat. So sind denn die Konsumgenossenschaften stärker aus dem Weltkrieg herausgekommen, als sie hineingegangen sind.

Das ist zweifellos ein großes Glück für das deutsche Volk, denn den Konsumgenossenschaften stehen beim Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens im Sinne des demokratischen Sozialismus wichtige Aufgaben bevor. Die Konsumgenossenschaftsbewegung ist eben ein Teil der sozialistischen Bewegung, die durch eine Sozialisierung und Demokratisierung unserer Gütererzeugung und Güterverteilung die Vorbedingung schaffen will zu einer höheren Form menschlichen Gemeinschaftslebens auf der Grundlage des Sozialismus und der Sozialgerechtigkeit. Sie will eine Bedarfsdeckungswirtschaft an die Stelle der bisherigen kapitalistischen Erwerbswirtschaft setzen und dadurch eine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen unmöglich machen. Und zwar will sie dies Ziel dadurch erreichen, daß sie den Gewinn ausschaltet und lediglich den Bedarf der Mitglieder zu decken sucht. Der Unterschied zwischen genossenschaftlicher und kapitalistischer Wirtschaftsweise liegt für jeden Kenner klar vor Augen. Wenn zum Beispiel ein Kapitalist oder eine Kapitalistengruppe eine Brotfabrik errichtet, so geschieht das zum Zwecke des Geldverdienens, der Profitmacherei, wenn aber eine Konsumgenossenschaft eine Bäckerei einrichtet, so tut sie das lediglich zu dem Zwecke, um ihre Mitglieder mit gutem, preiswürdigem Brot zu versorgen. Ebenso verhält es sich auch auf dem Gebiet der Warenverteilung. Ein kapitalistisches Warenhaus soll den Inhabern Überschüsse

abwerfen, ein genossenschaftliches Warenhaus soll durch Zusammenfassung und Regelung der Verteilung den Mitgliedern Vorteile bringen. Dieser grundlegende Unterschied im Wesen und im Ziele beider Wirtschaftsformen ist den Verbrauchermassen noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen, weshalb es eine wichtige Aufgabe genossenschaftlicher Aufklärungs- und Erziehungsarbeit ist, hier Klarheit zu schaffen und die Massen zu veranlassen, hieraus die nötigen praktischen Folgerungen zu ziehen.

Soll der Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens in der Richtung zur Sozialisierung und Demokratisierung sich vollziehen, so sind vor allen Dingen die Konsumgenossenschaften die Träger dieser Entwicklung. Voraussichtlich wird der Genossenschaftssozialismus im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte eine viel wichtigere Rolle spielen als der Staats- und Gemeindesozialismus. In den Staaten und Gemeinden steckt einerseits noch viel zu viel Bureaukratismus, und andererseits macht sich der Gegensatz zwischen den verschiedenen Interessen noch zu stark bemerkbar, als daß sich eine segensreiche Wirksamkeit von ihnen und in ihnen erwarten ließe. Es wird noch viel Zeit vergehen, ehe sie sich aus Polizei- und Verwaltungsorganisationen zu Wirtschaftsorganisationen umgestalten werden, die imstande sind, wirtschaftliche Aufgaben größeren Umfangs so zu lösen, wie es erwünscht ist. Da sind die Konsumgenossenschaften die geeigneten Organisationen, weil sie die zur Verwirklichung des demokratischen Sozialismus erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigen. Sie erfüllen die Forderungen höchster Wirtschaftlichkeit, indem sie alle wirtschaftlichen und geistigen Kräfte wecken und in den Dienst des Allgemeinwohls stellen, indem sie diese Kräfte zusammenfassen und auf ein gemeinsames Ziel, die Steigerung der Leistungsfähigkeit menschlicher Tätigkeit, richten.

Rein technisch betrachtet bedeuten sie die höchste Form menschlichen Zusammenarbeitens zum Zwecke höchster Ertragsfähigkeit: unter Ausschaltung jeglicher Kräftezersplitterung und Kräftevergeudung erstreben sie eine planmäßige Gütererzeugung und eine geregelte Güterverteilung, wobei sie nicht nur alle Errungenschaften moderner Technik verwenden, sondern auch eine Arbeitsorganisation schaffen, die Autorität und Disziplin mit Freiwilligkeit verbindet. Alle genossenschaftlich tätigen Personen, an welcher Stelle sie auch stehen mögen, sollen sich der Tatsache bewußt werden, daß sie nicht für den Geldsack irgendeines Kapitalisten oder einer Kapitalistengruppe arbeiten, sondern für das Gemeinwohl, und daß sie nicht willenlose Werkzeuge in der Hand irgendeines Zwingherrn sind, sondern daß sie das weitestgehende Mitbestimmungsrecht haben innerhalb der Genossenschaft. Die Forderung einer wirklichen Betriebsdemokratie und Wirtschaftsdemokratie kann zweifellos in der genossenschaftlichen Wirtschaftsweise am ehesten erfüllt werden. Und wenn dies geschieht — was von dem ernsten Willen der Mitglieder abhängt —, so wird es weder an der nötigen Initiative, Tatkraft und Unternehmungslust auf seiten der Leitung fehlen, noch auch werden es die Mitarbeiter an der erforderlichen Arbeitsfreude, Schaffenslust und Pflichttreue fehlen lassen. Ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Allgemeinheit wird alle Beteiligten erfüllen, und so wird es denn möglich sein, die höchsten Erträge herauszuwirtschaften.

Durch äußeren Zwang lassen sich solche Erfolge nicht erzielen, lediglich die in den Konsumgenossenschaften verkörperte soziale Demokratie wird dies zu leisten vermögen. Es kommen hier individuell- und sozialpsychische Momente in Betracht, die bislang noch viel zu wenig berücksichtigt worden sind. Die vom Geiste des demokratischen Sozialismus durchglühte Konsumgenossenschaftsbewegung wird es fertigbringen, einen neuen Arbeitertypus zu erzeugen, eine Arbeiterschaft, wie sie zur Verwirklichung unserer Ideale unentbehrlich ist.

Wenn diese Absicht erreicht werden soll, müssen den Konsumgenossenschaften auch die nötigen materiellen Mittel zur Verfügung stehen. Eine größere Konzentration genossenschaftlicher Tätigkeit durch eine systematische Zusammenfassung jetzt noch zersplitterter Vereine, ein weiterer Ausbau der Eigenproduktion unter

Förderung der Großeinkaufsgesellschaft, eine engere Verbindung mit den bestehenden oder noch zu schaffenden Erzeugergenossenschaften, kurz und gut eine intensivere Bearbeitung aller Gebiete genossenschaftlicher Betätigung läßt sich nicht durchführen ohne die rege Mitarbeit der Verbrauchermassen. Die Verbraucher, die ja unter dem heutigen Wirtschaftselend am meisten leiden, müssen in ihrem ureigensten Interesse ihre gesamte Kaufkraft und Kapitalkraft in den Dienst der Genossenschaft stellen. Es ist ihre Pflicht, alle Gebrauchsgegenstände, die im Konsumverein zu haben sind, dort zu kaufen, und es ist ferner ihre Pflicht, jeden Groschen, den sie erspart haben, der Genossenschaft zur Verfügung zu stellen. Erst wenn dies geschieht, werden die Konsumgenossenschaften imstande sein, den Sumpf des Kapitalismus trockenzulegen. Leider gibt es noch viel zu viel Leute, die den Kapitalismus mit Worten bekämpfen, ihn aber durch die Tat unterstützen und lebensfähig erhalten, indem sie in kapitalistischen Geschäften kaufen und in kapitalistischen Kassen ihre Spargroschen anlegen. Sie ahnen vielleicht kaum, daß sie dadurch dem praktischen Sozialismus, wie er in den Konsumgenossenschaften nach Verwirklichung ringt, die größten Hindernisse in den Weg legen. Es steht zu hoffen, daß sich in dieser Beziehung eine allmähliche Umwandlung vollzieht, denn wir beobachten schon heute in zahlreichen Genossenschaften ein größeres Verständnis für das Wesen und die Ziele genossenschaftlichen Strebens und ein stärker ausgeprägtes Pflichtgefühl der Mitglieder gegenüber den von ihnen selbst geschaffenen Einrichtungen. Augenscheinlich wohnt im deutschen Volke ein starker Drang zum Genossenschaftssozialismus, wenn er sich in Taten umsetzt, werden die Konsumgenossenschaften uns einen tüchtigen Schritt weiterbringen auf dem Wege zum Kultursozialismus.

## Literarische Rundschau

A. Ellinger, **Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens.** Hamburg 1920, Verlag des Deutschen Bauarbeiterverbandes.

Zweifellos bietet die Frage einer Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens heute, in der Zeit einer ungeheuren Wohnungsnot, allgemeines Interesse. Die Angehörigen des Baugewerbes haben als die Hauptbeteiligten natürlich ein doppeltes Interesse an dieser Frage. Daraus erklärt es sich, daß der Deutsche Bauarbeiterverband sich seit der Novemberrevolution eingehend mit dieser Frage nach der theoretischen und praktischen Seite hin beschäftigt. Sein Verbandstag hatte dies Problem in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß das Bau- und Wohnungswesen verstaatlicht und vergemeindet werden müsse, da das private Baugewerbe, so wie die Sache nun einmal liegt, notwendigerweise versagt habe. Inzwischen hat sich aber gezeigt, daß in den Staats- und Gemeindeparlamenten, selbst dort, wo eine sozialistische Mehrheit besteht, ein starker Widerstand vorhanden ist gegen eine Verstaatlichung oder Kommunalisierung dieses schwierigen Gebiets. Demgegenüber hat sich die Entwicklung in ganz eigenartiger Weise in der Richtung zur Vergenossenschaftlichung vollzogen. Bereits haben sich in mehreren Orten Deutschlands Arbeiter des Baugewerbes zu Genossenschaften oder Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen, um unter Ausschaltung der Privatunternehmer Bau- und Erdarbeiten von Staaten, Gemeinden oder anderen öffentlichen Körperschaften zu übernehmen und auszuführen. Über den praktischen Wert dieser Versuche läßt sich zurzeit noch nichts Bestimmtes sagen, erst die Zukunft kann lehren, ob diese Form der Sozialisierung die auf sie gesetzten Wünsche und Hoffnungen erfüllen wird.

Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß ein Fachmann auf diesem Gebiet, der Sekretär des Deutschen Bauarbeiterverbandes, das Problem einer Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens in einer besonderen Schrift eingehend er-

örtert. Nachdem der Verfasser die Verhandlungen des Verbandstags wiedergegeben hat, nimmt er grundsätzlich Stellung zu dieser Frage. Er bespricht die Auffassungen von Marx und Engels, die Anschauungen verschiedener Theoretiker und Praktiker und behandelt sodann den Vorschlag des Stadtbaurats Dr. Martin Wagner (Schöneberg) zur Sozialisierung der Baubetriebe. Nachdem er über verschiedene praktische Versuche einer Vergenossenschaftlichung berichtet hat, stellt er die Betriebsformen im Baugewerbe einander gegenüber: den handwerksmeisterlichen Baubetrieb, den großkapitalistischen Baubetrieb, den kommunalen und staatlichen Baubetrieb, die Regiearbeit unter Hinzuziehung privater Unternehmer, den reformierten Regiebetrieb, die Bauarbeitergenossenschaft ohne Kapital, die Bauarbeiter-Produktivgenossenschaft mit Kapital, die sogenannte Bauhütte und endlich den Baubetrieb nach der Wagnerschen Vollsozialisierung. Der Verfasser gelangt zu dem Ergebnis, daß es Pflicht der deutschen Arbeiterschaft sei, die verschiedenen Sozialisierungsmöglichkeiten praktisch zu erproben, sich die nötigen Kenntnisse zur Mitverwaltung der Betriebe zu erwerben und damit die Voraussetzungen schaffen zu helfen, die zu einer Vollsozialisierung nötig sind. Um dies Ziel zu erreichen, ist die praktische Mitarbeit des Proletariats und die nachhaltige Unterstützung durch die Gewerkschaften die unerläßliche Vorbedingung.

Die Schrift Ellingers verdient die rückhaltloseste Anerkennung, die weiteste Verbreitung und das gründlichste Studium aller jener, die diesem wichtigen Problem Interesse entgegenbringen. Franz Laufköter

---

Professor Dr. P. Mayet, **Uneheliche Mütter. Ihre Not und Rettung.** (Volksfrauenheime mit Arbeitsstätten und Heimarbeitsausgabe. Heimarbeitsreformen.) Berlin, Verlag von Karl Heymann.

Die Broschüre Mayets ist eine Programmschrift. Sie soll in erster Linie dem Zwecke dienen, daß die »Näh-, Lehr- und Stillstuben, Gemeinnützige G. m. b. H.« in die städtische Verwaltung von Groß-Berlin übernommen werde, woraus sich eine wesentliche Erleichterung des ganzen Betriebs ergeben würde: leichtere Versorgungsmöglichkeit, Bereitstellung von Gebäuden (Verwendung von Schlössern), Beschaffung von Arbeit in ausreichendem Maße und anderes mehr. Aber weit über das eigentliche Ziel hinaus sind die Ausführungen Mayets von allgemeiner Bedeutung, denn sie weisen bereits auf eine endgültige Lösung der Frage hin, wie die materielle Notlage der ledigen Mütter und armen schwangeren Frauen verbessert werden könne. Bis jetzt ist nur eine verschwindend kleine Anzahl dieser Frauen versorgt worden — wenn man bedenkt, daß es in Berlin 5 Prozent uneheliche Geborene gibt, wird man das ohne weiteres zugeben —, und selbst die von privater oder öffentlicher Seite Versorgten genossen dieses Glück meist nur für die ihrer Entbindung unmittelbar vorhergehende und nachfolgende Zeit. Der Plan Professor Mayets geht aber dahin, sie für ein ganzes Jahr, und zwar 15 Wochen in einem Heim für Schwangere, 5 Wochen in einem Wöchnerinnenheim und 30 bis 32 Wochen in einem Heim für stillende Mütter unterzubringen, und dieser Plan verdient durchaus nicht als »utopistisch« belächelt und abgewiesen zu werden, sondern er ist tatsächlich durchführbar, in gewissem Maße ja auch schon in der obenerwähnten gemeinnützigen Gesellschaft durchgeführt, indem an Stelle der bloßen Fürsorge die Verbindung derselben mit Arbeitsbeschaffung und -leistung tritt. Die betreffenden Frauen übernehmen entweder Heimarbeit oder arbeiten an Ort und Stelle in den Nähstuben, die selbstverständlich mit Plättstuben usw. verbunden sind. Sie erwerben sich einen die Höhe der Pension für ihr Verweilen im Heim wesentlich überschreitenden Taglohn und bekommen für die Zeit besonderer Not, Verdienstentgang, Stillperiode usw. Zulagen, die teils aus Staatsmitteln, teils aus freiwilligen Spenden bestritten werden. Eine gründliche Ausgestaltung dieses Entwurfs würde zwar nicht mit einem Schlage das ganze Problem lösen, aber wenigstens für seine wirtschaftliche Seite bestünde die Aussicht, daß damit

dem Artikel 119 der neuen Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 Recht geschähe, der die eigentlich selbstverständlichen, aber doch erst jetzt offiziell anerkannten Worte enthält: »Die Mutterschaft hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates.«

Irma Hift

Robert Scheu, **Wanderungen durch Böhmen am Vorabend der Revolution.** Ein Quellenwerk der Zeitgeschichte. Wien 1919, Ed. Strache. 204 Seiten Quart.

Kaum irgendwo sind seit Menschenaltern nationale Unduldsamkeit und nationaler Haß in dem Maße gezüchtet worden und so üppig gediehen wie in den von Deutschen und Tschechen bewohnten Ländern Böhmen und Mähren. Die Machthaber des alten Österreichs begünstigten lange Zeit die Auswirkung der nationalen Gegensatzgefühle; erst viel zu spät wurden sie gewahr, daß sie damit selbst den Boden untergraben hatten, auf dem sie standen, aber sie waren zu unfähig, um das angerichtete Unheil gutmachen zu können. Als der Weltkrieg kam, da waren die Bande bereits zum Zerreißen gespannt, und wer die Sudetenländer kennt, der mußte sich nur wundern, daß die offene Empörung der Tschechen gegen Österreich dieses nicht schon früher kampfunfähig machte. Das geht auch aus dem vorliegenden Buche hervor. Robert Scheu, dessen Vater und Onkel zu den Begründern der österreichischen Sozialdemokratie gehören, unternahm im Sommer 1918 eine Wanderung längs der deutsch-tschechischen Sprachgrenze in Böhmen, um dort das Verhältnis der beiden Völker zueinander kennenzulernen, hauptsächlich aber, um zu erfahren, »wie der nationale Kampf im Leben des einzelnen in Erscheinung tritt, was hinter dem Schlagwort als konkreter Inhalt steht und wie der Krieg gewirkt hat«. Ein erstaunlicher Scharfblick und die Fähigkeit, sich nicht selbst von nationaler Zu- und Abneigung gefangennehmen zu lassen, ließen das Unternehmen gelingen und ermöglichten Scheu, den Leser in die Völkerseelen tiefe Einblicke tun zu lassen. Damit hat sein Buch bleibenden Wert erlangt. Wer Anteil nimmt an den innerhalb des neuen böhmisch-slowakischen Staates sicher kommenden Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Tschechen, der findet hier eine Fülle von Material zur Beurteilung der schwebenden Fragen. Das Buch ist überdies ein Beweis dafür, wie sehr die habsburgischen Regierungen dem deutschen Volkstum in Böhmen geschadet haben; man lese nur zum Beispiel das Kapitel über Prachatitz!

H. Fehlinger

## Notizen

**Der Stand des deutschen Außenhandels im Jahre 1919.** Es ist außerordentlich schwierig, eine einigermaßen zuverlässige Übersicht über den jetzigen Stand des deutschen Außenhandels zu gewinnen, da die deutsche Statistik uns völlig im Stich läßt und auch sonstiges authentisches Material fehlt. Um so mehr verdient ein von Artur Bode im Hamburger »Wirtschaftsdienst« (herausgegeben vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv) unternommener Versuch Anerkennung, auf Grund der Handelsstatistiken des Auslandes, soweit sie für 1919 bereits veröffentlicht sind, ein Bild des gegenwärtigen Standes der deutschen Handelsbilanz zu bieten. Natürlich vermag ein solcher Versuch nur einen unzulänglichen Ersatz für die deutsche Statistik zu liefern, zumal zurzeit noch nicht von allen großen Staaten Angaben über die Höhe ihres Warenverkehrs mit den einzelnen fremden Ländern vorliegen und überdies die heutigen schwankenden internationalen Valutaverhältnisse eine sichere Umrechnung der fremden Währungen nicht gestatten.

Zunächst England. Es hat im letzten Jahre für rund 23 180 000 Pfund Sterling an Waren nach Deutschland geliefert, während der Wert der aus Deutschland eingeführten Waren sich nur auf 993 415 Pfund Sterling belief. Eine völlige Verkehrung des früheren Zustandes. War vor dem Kriege die Handelsbilanz zwischen dem Deutschen Reiche und England zu unseren Gunsten aktiv, so hat im vergangenen Jahre die deutsche Handelspassivität die enorme Höhe von 22,2 Millionen

Pfund Sterling erreicht — ein Schicksal, das freilich mehrere andere Staaten mit uns teilen, in erster Reihe Frankreich.

Etwas günstiger stellt sich das Handelsverhältnis zu Frankreich, das für 1 283 968 000 Franken Waren nach Deutschland geliefert und für 590 696 000 Franken bezogen hat. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber auch dieses Verhältnis als höchst nachteilig für Deutschland heraus; denn unsere Einfuhr bestand vornehmlich aus Fertig- und Halbfabrikaten (besonders Textilwaren, präparierten Fellen, Weinen, Likören, Schokolade usw.), unsere Ausfuhr hingegen größtenteils aus Rohstoffen, darunter allein für 407 Millionen Franken Kohlen.

Nach den Vereinigten Staaten von Amerika hat Deutschland im Jahre 1919 nur für 10 624 229 Dollar Waren geliefert, dagegen für 92 761 314 Dollar von dort bezogen, so daß der Passivsaldo sich auf mehr als 82 Millionen Dollar stellt.

Bezüglich des Handelsverkehrs mit Holland und der tschecho-slowakischen Republik liegen vorläufig nur statistische Angaben für das erste Halbjahr 1919 vor, die sich überdies bei Holland nur auf den Import beziehen. Von Deutschland hat danach Holland in den ersten sechs Monaten des letzten Jahres im ganzen für 110 182 673 Florin an Waren bezogen, besonders Eisenwaren verschiedener Art, Kohlen und Werkzeuge. Der Handel Tschecho-Slowakiens stellte sich im selben Halbjahr in der Einfuhr aus Deutschland auf 144 Millionen Kronen, in der Ausfuhr auf 171 Millionen, so daß die Unterbilanz Deutschlands auch hier 27 Millionen Kronen beträgt.

Über den Handel der Schweiz mit Deutschland liegen vorerst nur Mengen- beziehungsweise Gewichtszahlen, keine Wertzahlen vor; doch lassen diese Mengenzahlen ebenfalls auf eine große Unterbilanz Deutschlands schließen.

So lückenhaft alle diese Zahlenangaben sind, beweisen sie doch einen geradezu trostlosen Stand unseres Wirtschaftslebens. Noch immer leben wir in vollstem Maße von dem, was in früherer Zeit geschaffen worden ist oder was in der Zukunft dereinst unsere Nachkommen erarbeiten müssen.

---

**Der Achtstundentag in Norwegen.** In Durchführung der internationalen Abmachungen ist auch in Norwegen am 1. Januar dieses Jahres für eine Reihe von Industriezweigen der gesetzliche Achtstundentag eingeführt worden. Das Gesetz gilt:

1. Für Fabriken und solche Handwerksbetriebe, in denen mit größeren Motoren gearbeitet wird.
2. Für Steinbrüche, Kalkbrüche und Steinhauereien, die regelmäßig fünf oder mehr Arbeiter beschäftigen.
3. Für Bergwerksbetriebe, Aufbereitungsanstalten, Hüttenwerke und andere der Veredlung von Erzen dienende Anlagen.
4. Für solche Betriebe, die Sprengstoffe herstellen, verarbeiten oder verwenden.
5. Für alle industriellen oder handwerksmäßigen Betriebe, die regelmäßig mindestens fünf Arbeiter in eigenen Werkstätten oder auf eigenen, außerhalb der Wohnung der Arbeiter gelegenen Arbeitsplätzen beschäftigen (also nicht für Heimarbeiter, die in ihrer Wohnung arbeiten).
6. Für Betriebe zur Eisgewinnung und -lagerung.

Die Arbeitszeit muß zwischen 6 Uhr morgens und 8 Uhr abends liegen und darf täglich nicht mehr als 8, wöchentlich nicht mehr als 48 Stunden betragen. Jedem Arbeiter ist ein Feiertag in der Woche von mindestens 24 Stunden zu gewähren. Stellt sich im öffentlichen Interesse eine Verlängerung der Arbeitszeit als nötig heraus, so hat der Unternehmer des betreffenden Betriebs, sofern die Überarbeitszeit im ganzen mehr als 24 Stunden beträgt, zuvor die Bewilligung der Aufsichtsbehörde einzuholen. Solche Erlaubnis kann jedoch höchstens für 6 Monate erteilt werden und darf auch dann die Überarbeitszeit für den einzelnen Arbeiter nicht mehr als 15 Stunden in der Woche und 30 Stunden im Monat betragen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13.

Nummer 8 38. Jahrgang · 2. Band 21. Mai 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Die gegenwärtige Lage der deutschen Eisenindustrie.** Von Artur Beyer.

**Die ägyptische Frage.** Von Dr. Friedrich Schrader.

**Die französischen Sozialisten und die deutsche Republik.** Von P. Riebke.

**Die Reichsschulgesetzgebung.** Referat für die Reichsschulkonferenz. Von Dr. Max Quarck, M. d. N.

**Geistiges Manko!** Von W. Birnbaum (Oberschöneweide).

**Literarische Rundschau:** Paul Kammerer, Lebensbeherrschung. Grundsteinlegung zu einer organischen Technik. — Skizzenbücher.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

**Die Neue Zeit** erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

Alle für die **Redaktion der Neuen Zeit** bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von **Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau**, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die **Expedition** sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Meyer, E. H.**, Steuerrecht und Genossenschaften. 1. Teil: Kreditgenossenschaften. 2. Teil: Gewerbliche und landwirtschaftliche Genossenschaften, Konsumvereine, Baugenossenschaften. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 2 Hefte. 50 und 43 S. Geh. 4 Mk.

**Oehlke, Waldemar**, Geschichte der deutschen Literatur. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 441 S.

**Parti Ouvrier Belge.** Conseil Général, Rapports, présentés au XXXI. Congrès annuel des 3. 4. et 5. avril 1920. Bruxelles, Imprimerie Coopérative Lucifer. 303 S.

**Pieper, Aug.**, Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstande. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 85 S. Geh. 4,50 Mk.

**Quaatz, R.**, Das Schicksal des deutschen Einheitsgedankens im deutschen Verkehrswesen. Eine Kritik. Essen, Verlag der Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk. 140 S.

**Schneider**, Dr. **Fr.**, Berufsständische Selbstverwaltung. Heft 9 der Flugschriften zur Schaffung sozialen Rechtes. Stuttgart, J. Heß. 26 S. Geh. 3,20 Mk.

**Schneider, Herm.**, Metaphysik als exakte Wissenschaft. Heft 2: Die Lehre von der Gegliedertheit. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 190 S.

**Sonnenschein, H.**, Erde auf Erden. Gedichte. Wien, Ed. Strache. 31 S.

**Tönnies, Ferd.**, Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. Dritte Auflage. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 161 S. Geh. 2,40 Mk.

**Ungern-Sternberg, R. v.**, Sowjetrußland und wir! Ist ein wirtschaftliches Abkommen mit Räterußland zurzeit erstrebenswert? Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 36 S. Geh. 4,50 Mk.

**Vogeler, Heinrich**, Expressionismus. Eine Zeitstudie. Hamburg, Henry Hoym. 29 S. Kart. 3,60 Mk.

**Wied, Martina**, Bewegung. Gedichte. Wien, Ed. Strache. 87 S.

**Wohnungsnot und Wohnungsbau.** Tagung des Deutschen Wohnungsausschusses in Berlin am 29. Januar 1920. Berlin, Verlag des Wohnungsausschusses. 60 S. Geh. 3,50 Mk.

**Zentralverband der Dachdecker**, Gewolltes und Vollbrachtes! Geschäftsbericht für 1918/19. Frankfurt, Selbstverlag des Verbandes.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8 | Ausgegeben am 21. Mai 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die gegenwärtige Lage der deutschen Eisenindustrie

Von Artur Beyer

Nachdem das Jahr 1920 für die deutsche eisen- und stahlschaffende Industrie unter sehr ungünstigen Verhältnissen begonnen hatte, ist auch während der ersten vier Monate dieses Jahres keine erhebliche Besserung der Lage eingetreten, und daher können die Aussichten dieser Industrie leider auch jetzt noch als wenig günstig bezeichnet werden. Der Gedanke, daß nur Arbeit die Industrie aus ihrer jetzigen Notlage befreien kann, hat sich immer noch nicht allgemein Geltung verschafft. Verkehrsnot, Geldentwertung sowie der damit verbundene Ausverkauf der deutschen Eisenindustrie unter Wert beherrschen das Feld. Auch ein Teil der deutschen Arbeiterschaft scheint das Verständnis für diese eigentlich doch selbstverständlichen Dinge noch nicht gewonnen zu haben und folgt der Losung: »Wenig arbeiten, aber viel verdienen.« Fleißige Arbeit, tüchtige Leistungen — Waren und nicht immer noch mehr Papiergeld herstellen: das muß vielmehr die Losung werden.

Die rheinisch-westfälische Eisenindustrie leidet immer noch unter den Nachwirkungen des Unglücks, welches der Kapp-Putsch mit sich brachte. Auch die Hoffnungen, die auf dem Überschichtenabkommen mit den Bergarbeitern beruhten, haben sich bisher nicht völlig erfüllt. Die ab 1. April 1920 eingetretene Kohlenpreiserhöhung, erhebliche Lohnsteigerungen sowie die Lasten, welche den Werken durch die Folgen des Putsches auferlegt wurden, haben eine weitere bedeutende Steigerung der Selbstkosten verursacht. Nach den Märzunruhen kam zunächst der Betrieb auf den Zechen wieder in Gang; die Werksarbeiter konnten aber erst später zur Arbeit zurückkehren, weil die Werke zunächst mit Brennstoffen und Halbzeug versehen und die Hochöfen wieder hergerichtet werden mußten. Die erforderlichen Rohstoffe, insbesondere Spateisenstein, Minette (lothringischer Eisenstein), Kalkstein, Kalk und Dolomit sind schwerer denn je erhältlich. Auch die Verkehrsverhältnisse und hauptsächlich der Eisenbahnverkehr werden durch die Nebenschichten insofern sehr nachteilig beeinflußt, als an den Tagen, an denen die Nebenschichten verfahren werden, der Wagenbedarf so groß ist, daß die Eisenbahn ihn nur annähernd und dies auch nur auf Kosten des übrigen Verkehrs zu decken vermag. Dieser übrige Verkehr aber wird durch Sperrtage sowie Streckensperren teilweise bis zu einem Zehntel des Bedarfs eingeschränkt. Solche Maßnahmen bedingen wieder, daß große Mengen versandbereiter Waren auf den Werken zurückbleiben. Der Wagenmangel ist denn auch trotz kleiner Erleichterungen, die der Versand im letzten Monat erfahren hat, recht groß. Die Eisenbahnbetriebsschwierigkeiten sind noch dadurch erhöht worden, daß wir aus unserem an sich schon geringen Bestand noch Lokomotiven an Polen-Litauen und die Tschecho-Slowakei haben abgeben müssen,

und daß die den Belgiern laut Friedensvertrag zustehenden Frachten- und Kohlenzüge von den belgischen Bahnen nicht rechtzeitig entleert werden, wodurch die Grenzbahnhöfe überfüllt und die Wagen dem Verkehr entzogen werden. Auch die französischen Zollbehörden an den Grenzen des Saargebiets bereiten dort immer neue Schwierigkeiten, die Verkehrsstockungen nach sich ziehen. Eine verstärkte Benutzung der Wasserwege wird ferner durch den Kahnmangel verhindert. Die geschilderten Verkehrsnöte erweisen sich somit immer wieder als das Haupthindernis für das Emporkommen unserer Eisenindustrie. Deshalb erscheint es geboten, daß auch die Eisenbahner dem Beispiel der Bergarbeiter folgen und Überschichten leisten; denn sonst hilft die Mehrförderung von Kohlen und die Mehrerzeugung von Gütern nicht viel.

Um eine Grundlage für die Entwirrung der trostlosen Zustände in der Eisenindustrie zu gewinnen, hat das Reichswirtschaftsministerium Anfang April 1920 eine Verordnung über die Regelung der Eisenwirtschaft erlassen. Der durch diese Verordnung statuierte »Eisenwirtschaftsbund« hat seinen Sitz in Düsseldorf und besteht aus 70 ordentlichen Mitgliedern. Diese setzen sich zusammen aus 34 Mitgliedern der Erzeuger, 12 Mitgliedern des Handels und 24 Mitgliedern der Verbraucher. Innerhalb dieser drei Gruppen sind Unternehmer und Arbeitnehmer in gleicher Anzahl vertreten. Leider sind die Vorschläge der von dieser Verordnung in erster Linie betroffenen eisenerzeugenden Industrie nicht gebührend berücksichtigt worden, und es erscheint fraglich, ob und wie lange die deutsche Eisenindustrie unter dieser Zwangswirtschaft lebensfähig bleiben wird. Außerdem ist innerhalb des deutschen Stahlbundes eine »Eisenbahnbedarfsgemeinschaft« gegründet worden, welche die Deckung des Oberbaubedarfs der deutschen Eisenbahnverwaltungen einschließlich Klein- und Straßenbahnen sicherstellen soll. Ferner hat sich zur Sicherstellung des Bedarfs der rheinisch-westfälischen Kohlenbergwerke eine »Liefergemeinschaft« gebildet, die Grubenschienen, Form- und Stabeisen sowie Grob-, Mittel- und Feinblech umfaßt.

Durch den Berliner Umsturzversuch vom 13. März 1920 wurde im rheinisch-westfälischen Gebiet ein lange vorbereiteter Kampf der kommunistischen Arbeiter gegen die Machtmittel der Regierung entfacht. Hierdurch wurden der Ruhrkohlenbergbau, die Erzförderung im Bültener Bezirk, im Siegerland sowie im Lahn- und Dillgebiet in ihren Verhältnissen wesentlich zurückgeworfen.

Der Minetteversand aus Lothringen und Luxemburg bleibt nach wie vor weit hinter den Wünschen der Verbraucher zurück. Die Preisfrage für die Lothringer Minette ist immer noch nicht geklärt. Es schweben jedoch Verhandlungen in Paris, die hoffentlich bald zu einem endgültigen Ergebnis führen werden. Die Einfuhr schwedischer Erze wird durch die laut Friedensvertrag bedingte Abgabe unserer Schiffe an die Entente sehr ungünstig beeinflußt. Der vorhandene Frachtraum wird restlos dazu benutzt, um möglichst viel schwedische Erze heranzuschaffen. Durch Verhandlungen mit der Entente hat ein Verzicht derselben auf Auslieferung weiterer Schiffe leider nicht erreicht werden können, und deshalb sind auch die Aussichten für unsere fernere Versorgung mit Schwedenerzen recht trübe. Auch die Zufuhr spanischer Erze sowie von hochprozentigen Manganerzen hat sehr unter der Frachtenknappheit zu leiden.

Infolge dieser ungünstigen Rohstoffzufuhr ist auch für die nächste Zeit mit einem Rückgang der Erzeugung von Roheisen zu rechnen. Die Geschäftslage in den Erzeugnissen des Stahlwerksverbands ist dauernd ungünstig. Die Ablieferung in Halbzeugen ist gering. In Formeisen halten die Werke in der Übernahme neuer Aufträge sehr zurück. Große Aufträge auf Eisenbahnoberbauzeug aus dem Ausland, die zu guten Preisen hätten übernommen werden können, mußten mangels Lieferungsmöglichkeit abgelehnt werden. In rollendem Eisenbahnzeug sowie in der Stabeisenerzeugung machen sich Anzeichen einer allmählichen Zunahme der Erzeugung bemerkbar. Auf dem Grob- und Feinblechmarkt herrscht rege Nachfrage, die jedoch nur zum geringen Teil befriedigt werden kann. Schmiedeiserne Röhren und insbesondere Gußröhren werden sowohl vom Inland als auch vom Ausland und von der Übersee sehr begehrt; jedoch kann auch hier nur ein geringer Bruchteil des vorliegenden Bedarfs gedeckt werden. Ebenso leiden die Graugießereien sehr unter dem Rohstoffmangel. Auf dem Drahtmarkt ist eine Besserung infolge erhöhter Leistungen wahrnehmbar; jedoch zeigt die Kundschaft trotz des bestehenden großen Bedarfs eine gewisse Zurückhaltung, weil die Drahtpreise den Weltmarktpreisen angeglichen sind. Was dies bedeutet, kann man daraus ersehen, daß ein Kilogramm Stahldraht mittlerer Güte und Stärke 15 Mark kostet, während die gleiche Gewichtsmenge Kupfer nur mit 12 Mark gehandelt wird. Die Eisen- und Stahlgießereien, Maschinenbauanstalten sowie Eisenkonstruktionswerkstätten sind sehr stark beschäftigt; die Rohstoffpreise sind jedoch derartig hoch, daß oft kaum noch mit Nutzen gearbeitet wird. Trotzdem bildet die anhaltende Preissteigerung bei der Auftragserteilung kein starkes Hemmnis mehr; denn einerseits wird der Bedarf immer dringender und andererseits beginnt die Hoffnung auf allmählichen Preisabbau in den Kreisen der Kundschaft zu schwinden. Kesselschmieden und Apparatebauanstalten haben nach wie vor große Auftragseingänge zu verzeichnen. Aus dem Ausland liegen zahlreiche Anfragen in mittleren und großen Werkzeugmaschinen, Maschinen für Hüttenwerke, für Schiffswerften und zur Blechbearbeitung vor.

Die mitteldeutsche Eisenindustrie weist im allgemeinen eine Steigerung der Gütererzeugung auf. Die durch die Märzunruhen unterbrochenen Verhandlungen wegen einer Revision des bestehenden Tarifvertrags für die Braunkohlengruben der Niederlausitz sind Anfang April 1920 wieder aufgenommen worden. Die Kohlenförderung in diesem Revier sowie auch auf den Steinkohlengruben Sachsens bewegt sich weiter in aufsteigender Richtung.

Der Roheisenverband hat mit Rückwirkung ab März 1920 wiederum eine bedeutende Erhöhung der Preise für alle Roheisensorten eintreten lassen. Obgleich die eisenverarbeitenden Werke sich auch damit abgefunden hatten, erhielten sie doch nur einen geringen Bruchteil ihres Bedarfs und diesen oft nicht einmal in voller Menge zugewiesen und geliefert. Dies gilt sowohl für Lieferungen der rheinisch-westfälischen als auch der oberschlesischen Werke. Ferromangan (manganhaltiges Eisen), hauptsächlich englischen Ursprungs, ist etwas leichter, dafür aber nur zu horrenden Preisen erhältlich. Hochprozentiges Ferrosilizium (siliziumhaltiges Eisen) ist in genügenden Mengen, niedrigprozentiges Ferrosilizium dagegen nur sehr schwer zu haben.

Der Bezug von feuerfesten Baustoffen für Stahlwerke, insbesondere von Sintermagnesit, ist durch die Verkehrsnot sowie auch dadurch sehr erschwert, daß die in Österreich gelegenen, als Hauptlieferanten für Magnesitsteine in Frage kommenden Veitscher Magnesitwerke ihren Betrieb wegen Kohlenmangel stillgelegt haben. In Kalk und Schamotte ist die Belieferung jetzt etwas günstiger, weil die infolge der Märzunruhen außer Betrieb gesetzten Öfen nach und nach wieder hergerichtet werden. In Schmiermitteln herrscht große Knappheit, die zu ganz außerordentlichen Preissteigerungen für Öle und Fette geführt hat. Auf dem Alteisenmarkt machen sich die Wirkungen des »Eisenwirtschaftsbundes« bemerkbar. Die angedrohte Festsetzung von Höchstpreisen für Schrott (Brucheisen, Drehspäne und andere Eisenabfälle) hat zur Senkung der Schrottpreise geführt, die bereits die gigantische Höhe von 2500 Mark pro Tonne erreicht hatten. Um etwaigen Zwangsmaßnahmen des »Eisenwirtschaftsbundes« zu entgehen, wird das bisher zurückgehaltene Alteisenmaterial jetzt auf den Markt geworfen. Für Walzwerkserzeugnisse Mitteldeutschlands, für Stabeisen, Bleche sowie Röhren gilt im allgemeinen das von der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie Gesagte.

Norddeutschland und die Küstenwerke sind am schlechtesten daran; denn hier machen sich Rohstoff- und insbesondere Brennstoffmangel doppelt fühlbar. Daher war die Versorgung der Werften, Maschinenfabriken und anderen Verbraucher mit Stabeisen und sonstigen Walzerzeugnissen bezeichnenderweise nur im Schleichhandel zu erreichen. Zahlreiche Hochofenwerke und Gießereien an der Küste haben ihren Betrieb eingeschränkt und zum Teil sogar ganz stillgelegt.

Die Lage auf dem oberschlesischen Eisenmarkt ist infolge fortgesetzter Steigerungen der Rohstoffpreise und der Löhne derartig unsicher, daß die Werke Angebote zu festen Preisen überhaupt nicht mehr abgeben. Das Wirtschaftsleben des oberschlesischen Industriegebiets ist jedoch durch den Kapp-Putsch anscheinend kaum geschädigt worden. Die Kohlenförderung ist weiter im Steigen begriffen; dagegen ist die Lage des Erzmarktes weniger günstig, weil die Preise für ausländische Erze infolge unserer schlechten Valuta sowie der um ein Vielfaches gestiegenen Seefrachten eine phantastische Höhe erreicht haben. In Formeisen, Eisenbahnoberbauzeug, Walzeisen, Blechen, Drahtwaren und Röhren ist eine bedeutende Produktionssteigerung zu verzeichnen. Hoffentlich steigert sich, ähnlich wie bei der oberschlesischen Industrie, recht bald auch bei der rheinisch-westfälischen, der mitteldeutschen, der norddeutschen und der Eisenindustrie der Küstengegenden die Warenerzeugung. Im Verein mit besseren Verkehrsverhältnissen würde dies einen großen Fortschritt auf dem Wege unserer wirtschaftlichen Gesundung bedeuten.

## Die ägyptische Frage

Von Dr. **Friedrich Schrader**

Was das Wort »Okkupation« in der Sprache der beiden Westmächte eigentlich bedeutet, läßt es in seiner Anwendung auf Ägypten durch die Engländer deutlich erkennen. Noch im Jahre 1888 hat Großbritannien in

den vor der Unterzeichnung der Suezkanal-Akte von ihm ausgesprochenen Vorbehalten den Besetzungszustand als einen vorübergehenden Ausnahmezustand bezeichnet. Seitdem hat dieser Zustand eine solche Dauer gewonnen, daß er sich von der faktischen Annexion wenig unterscheidet. Schon seit der Besetzung ist ein Protektorat Englands über Ägypten vorhanden gewesen. Es gab sogar französische politische Schriftsteller, die der Ansicht waren, durch das französisch-englische Abkommen vom 8. April 1904, das sich ebenso auf Ägypten wie auf Marokko bezog, sei die Umwandlung des faktischen Protektorats Englands in ein rechtliches schon vollzogen worden. Einer dieser Schriftsteller wagte es sogar, auf Grund der vorhandenen Tatsachen Ägypten für eine britische Kolonie zu erklären.

Das erwähnte Abkommen enthält in seinem ersten Artikel nach der vorausgeschickten Versicherung, »daß die Regierung Seiner britischen Majestät nicht die Absicht habe, den politischen Zustand Ägyptens zu ändern«, die feierliche Erklärung Frankreichs, daß es die Aktion Englands in diesem Lande nicht durch die Forderung einer Fristsetzung für die Besetzung oder auf eine andere Weise behindern werde. Eine fristlose Besetzung, bei der es dem Gutdünken des besetzenden Staates überlassen bleibt, wann er die Besatzungtruppen zurückziehen will, muß einer Annexion gleichkommen. Das Vorgehen Englands im Nilland ist daher mit dem Kunstausdruck »verschleierte Annexion« (annexion déquivé) zu bezeichnen, und die Weltgeschichte weiß, wie sehr dieses Verfahren der verschämten englischen Staatsmoral zusagt.

Gegen diese Annexion, die bald mehr, bald weniger verschleiert auftrat, hat, wenn auch nicht die Regierung des Khedives, so doch die ägyptische Nationalpartei stets ihren Protest erhoben. Sie trat dabei ihren Tendenzen nach für die Rechte des ägyptischen Volkes auf Unabhängigkeit ein und verlangte, England solle für die »zeitweilige« Besetzung des Niltals endlich eine bestimmte Frist setzen und der Bevölkerung das Recht auf Selbstbestimmung geben. Diese im Herzen Europas, in der Schweiz und zeitweilig auch von Konstantinopel aus geführte Propaganda hat ihren Zweck, die europäische öffentliche Meinung aus ihrer Gleichgültigkeit für die Schicksale exotischer Völker aufzurütteln, wohl erreicht. Die französische intellektuelle Welt war zur Zeit der Friedenskonferenz von Versailles schon in dem Grade erweckt, daß kein Geringerer als Anatole France seine glänzende Feder in den Dienst der ägyptischen Sache stellte.

Die ägyptischen Nationalisten standen naturgemäß wegen ihrer gegen die fremde Ausbeutung gerichteten Tendenzen in engen Beziehungen zu den Jungtürken. Sie traten nicht gerade für die türkischen suzeränen Rechte als letztes Ziel ein, fühlten sich aber mit den Osmanen zu einer Interessengemeinschaft gegenüber der englischen Rechtsvergewaltigung verbunden. Denn Großbritannien hatte sich vor allem über die in der Hauptsache nur formellen Rechte der Türkei in Ägypten in erster Linie hinweggesetzt. Es hatte im Jahre 1899 nach der endgültigen Niederwerfung der in den Gebieten der Nilquellen lange Zeit chronischen Aufstände ein ägyptisch-englisches Sudanabkommen geschlossen. Bei dem dadurch errichteten englisch-ägyptischen Kondominium war der Hoheitsrechte der Türkei mit keiner einzigen Silbe Erwähnung getan, so daß französische und ägyptische völkerrechtliche Autoritäten die Rechtmäßigkeit des Vertrags mit vollem Recht

anzweifeln konnten. Die Souveränität der Türkei fand nach dem Ferman, durch den das Khedivat seitens des Sultans Abdul Hamid auf Abbas Hilmi Pascha übertragen wurde, ihren Ausdruck in folgenden Rechten: dem Verbot, daß Ägypten ihm türkischerseits zugestandene Vorrechte veräußert, daß es Anleihen aufnimmt, die nicht für die Regulierung der gegenwärtigen Finanzlage bestimmt sind — der Auferlegung eines jährlichen Tributs von 750 000 türkischen Pfund, der Prägung der Münzen im Namen des Sultans. Der weiteren Bestimmung, daß die ägyptische Armee nicht mehr als 18 000 Mann betragen solle, war bedeutungsvoll hinzugefügt: »Da jedoch die ägyptischen Streitkräfte zu Lande und zur See auch für den Dienst meiner Regierung bestimmt sind, für den Fall, daß die Pforte in einen Krieg verwickelt ist, kann ihre Zahl in einem passend erachteten Verhältnis erhöht werden.«

Daß die ägyptische Hilfe für die Türkei unter Umständen von Bedeutung sein konnte, hat der Russisch-Türkische Krieg von 1877/78 bewiesen, nachdem schon im griechischen Aufstand von 1821 bis 1828 und im Krimkrieg ägyptische Kontingente an der Seite ihrer türkischen Glaubensgenossen gekämpft hatten. Schon im Türkisch-Griechischen Krieg von 1897 aber unterstützte Ägypten die Türkei nur noch diplomatisch, und im Italienisch-Türkischen Krieg von 1911 zwangen die allgemein-politischen Zusammenhänge Ägypten zur vollständigen Neutralität, die es auch im Balkankrieg zu beobachten hatte. Der Friede, den die Türkei mit der Entente zu schließen gezwungen ist, macht nun der Souveränität des Padischah über Ägypten ein Ende, deren einstmals für die Türkei so großer wirtschaftlicher und militärischer Wert schon vom Augenblick der englischen Besetzung an geschwunden war. Die türkisch-ägyptische Verbindung, die in dem gemeinsamen Band, das der Panislamismus um die beiden Länder schlang, den englischen Interessen so gefährlich werden konnte, hat sich aufgelöst. Was vorläufig zurückbleibt, ist ein englischer Vasallenstaat, in den das ehemals so stolze Osmanische Reich verwandelt worden ist, und eine englische Kolonie: Ägypten. Hier ist aber der vorläufige Charakter dieser Lösung zu betonen. Denn die Ereignisse nehmen ihren Fortgang und könnten die englischen Machthaber wohl bestimmen, von der Verwirklichung ihrer Absichten, die in der Zerstörung und Spaltung des Islams gipfeln, im Interesse der Sicherheit ihres indischen Imperiums abzusehen.

Der englische Imperialismus, der das Nilland in eine englische Kolonie verwandelt hat, ist an dem Besitz Ägyptens von zwei Gesichtspunkten aus interessiert. Ägypten ist für ihn erstens die wichtigste Etappe nach Indien, da es im Suezkanal den Schlüssel der Meere besitzt. Zweitens aber ist das Nilland der Kopf der Verbindung mit der Kapkolonie. Ohne den Besitz Ägyptens würde die englische Herrschaft über Afrika nicht vollständig sein. Solange es einen anglo-indischen Imperialismus gibt, werden diese beiden Gesichtspunkte für die englische Politik im Nilland stets maßgebend sein, und alle Zugeständnisse, die Großbritannien den Ägyptern macht, müßten ihm abgerungen werden. Die ägyptische Nationalpartei will nun nur den ersten dieser Gesichtspunkte anerkennen. Sie räumt den Engländern die unbedingt freie Verfügung über den Suezkanal ein. Die Briten könnten sich, wenn sie nur ihrem Interesse an Indien folgen, mit diesem Zugeständnis begnügen. Noch dazu, da die Ägypter die Versicherung abgeben, es

werde ihr Bestreben sein, nach der Gewährung ihrer Unabhängigkeit mit dem englischen Volk in Frieden und Freundschaft zu leben. Britischerseits jedoch hat man die Erhebung Arabi Paschas, die zum Bombardement von Alexandrien und zur Besetzung des Nillandes führte, noch in schmerzlicher Erinnerung. Man kann sich trotz der Schiffsgeschütze, über die England verfügt, der Furcht nicht erwehren, daß sich die nationalistische Bewegung in Ägypten eines Tages wieder gegen England wie überhaupt gegen jede fremde Ausbeutung richten könnte. Zwar würde England dieser Bewegung Herr werden, aber mit welchen Opfern und mit welchen Verlusten an moralischem Prestige würde das geschehen! Es ist das schlechte Gewissen des Imperialismus, der sich moralisch durch die Behauptung einer angeblichen Kulturmission zu rechtfertigen sucht, das ihn jetzt gegenüber den von den Ägyptern geforderten Zugeständnissen zögern läßt.

Was diese Gefahr einer Volkserhebung betrifft, die über die engen Grenzen Ägyptens hinausgreifen und eine panarabische Grundlage gewinnen könnte, so hat die kurzsichtige Politik der Entente, die den immerhin starken Rahmen des Osmanischen Reiches, innerhalb dessen die arabischen Stämme lebten, leichtsinnig zerstört hat, sie selbst heraufbeschworen. Seit Jahren schon hat die britische Regierung mit dem Gedanken der Ersetzung des osmanischen Kalifats durch ein arabisches gespielt. Hat sie nicht schon in den Jahren 1909 und 1910 daran gedacht, an die Stelle des osmanischen Sultans den Khedive Abbas Hilmi Pascha zum Kalifen einzusetzen? Und haben darüber nicht unter den Beteiligten auf dem Boden des Hedschas Beratungen stattgefunden, die nur unter Vorwissen Englands vor sich gegangen sind? Die Geister, die die britische Regierung im Einvernehmen mit Frankreich heraufbeschworen hat, wird sie so bald nicht loswerden. Überall in den ehemaligen arabischen Besitzungen der Türkei ist jetzt eine ungeheure Erregung der arabischen Bevölkerung bemerkbar, die zwar an der türkischen Herrschaft viel auszusetzen hatte, aber jetzt bemerkt, daß sie nach ihrer »Befreiung« aus dem Regen in die Traufe gekommen ist und eine Faust in ihrem Nacken fühlt, die sie nicht leicht abschütteln kann.

In Syrien haben sich neben einer englischen, einer französischen und einer amerikanischen Partei, die ein Mandat für die betreffende Macht verlangen, zwei Parteien gebildet, die die absolute Unabhängigkeit anstreben. Es liegt auf der Hand, daß diese Unabhängigkeitsbestrebungen, so schüchtern sie auch noch den englischen und französischen Befreiern gegenüber auftreten, mit der Zeit an Nachdruck und Zielbewußtsein gewinnen werden. Die syrischen Independenten, an sich noch nicht gefährlich, gewinnen aber an Bedeutung, wenn sie den Anschluß an die ägyptische Unabhängigkeitsbewegung finden und gleichzeitig mit dieser sich weigern, ihre nationalen Gebiete in Kolonien, in Ausbeutungsbezirke für die imperialistischen Mächte Europas umwandeln zu lassen. Die Engländer hatten eine von Lord Milner geführte Kommission nach Ägypten gesandt, die eine Untersuchung über die »Schaffung einer konstitutionellen Form der Selbstverwaltung« vornehmen sollte. Der Führer der augenblicklich in Frankreich weilenden ägyptischen Abordnung, Saad Zaglul Pascha, der die ägyptischen Rechte unerschrocken verteidigt, hat schon wiederholt gegen das englische Vorgehen Proteste veröffentlicht. Durch Vermittlung des Führers der amerikanischen Friedensabordnung, Frank Polk, haben die Ägypter dem amerikanischen Senatsaus-

schuß die Forderung der Unabhängigkeit Ägyptens und seiner Unterstellung unter den Völkerbund vorgetragen. Polk hat die Frage mit einem Kommentar begleitet, worin er das starke Wort gebraucht hat, England habe an Ägypten wie ein Straßenräuber gehandelt. Großbritannien jedoch, das im Begriff steht, sein großes, von der Nilmündung bis zur Kapkolonie ohne Unterbrechung laufendes afrikanisches Reich zusammenzufügen, scheint für alle Proteste taube Ohren zu haben. Die Untersuchungskommission Lord Milners hat in allen ihren Proklamationen *Ägypten als eine von England abhängige Kolonie* behandelt. Es findet augenscheinlich jetzt nach der endgültigen Beseitigung der türkischen Oberherrschaft keine andere Form mehr für seine Kontrolle über das Niltal als die völlige Unterwerfung unter seinen Willen. Die Annexion ist keine verhüllte mehr, sondern wird offen der Welt verkündet. Inzwischen hat die Milnersche Untersuchungskommission das noch jetzt so unruhige Ägypten verlassen und hat sich nach London zurückbegeben, wo sie erklärte, es könnten nur solche Zugeständnisse an die Ägypter gemacht werden, die die Interessen Englands und der Welt nicht gefährden. Ist unter dem Weltinteresse die Hochstraße der Nationen, der Suezkanal, zu verstehen, so wäre seine Gefährdung nicht zu befürchten. Denn die Ägypter erkennen das Recht Englands am Schutze des Suezkanals durchaus an. Aber der Suezkanal ist nicht Ägypten, und kein militärischer Fachmann könnte behaupten, daß bei einer starken Sicherung des Suezkanals durch Marine- und Landstreitkräfte vom Nilтal her je eine wirkliche Bedrohung des Kanals erfolgen kann.

Trotzdem nun England sein möglichstes versucht, um die ägyptische Beute so fest wie möglich zu ergreifen wie in starker Hand zu halten, ist ein Nachgeben seinerseits angesichts des warmherzigen Eintretens Amerikas und Italiens, an dem auch einflußreiche französische Kreise teilnehmen, doch noch zu erwarten. Frankreich, das einst im Nilland seine Farben ruhmreich entfaltete, das seine Bildung hier wie in Syrien allgemein verbreitet hat, und das nur widerwillig sein ausschließliches und großes Interesse am Nilland an England abgetreten hat, nimmt an der Frage einen großen moralischen Anteil. Es will die Ägypter, seine Zöglinge, nicht ganz unter dem britischen Joch zertreten lassen. Außerdem haben die Abgesandten des ägyptischen Volkes in Paris die Versicherung abgegeben, daß sie für die große englische Nation stets freundschaftliche Gefühle tragen würden, sobald sie nur erst im Besitz ihrer Unabhängigkeit seien. Diese Freundschaft soll dann die Form *eines englisch-ägyptischen Bündnisses* annehmen, das nach der Ansicht der Ententekreise die Unabhängigkeit bedeutet. Europa macht nur einen kleinen Vorbehalt. Ägypten hat den europäischen Interessen besondere Sicherheiten zu bieten. Es läuft also bei dieser Bündnisformel doch schließlich wieder auf wirtschaftliche Ausbeutung hinaus. Denn die Zeit ist noch nicht gekommen, in der der europäische Kapitalismus, selbst wenn er vom starren Imperialismus abläßt, seine Beute aufgibt.

Eine solche Lösung würde, selbst wenn man vom Standpunkt der sozialen Gerechtigkeit viel an ihr auszusetzen hätte, doch allen anderen Lösungen vorzuziehen sein. Denn sie beruht auf der Rücksicht, die selbst das stolze Albion auf die zukünftige Entwicklung der Dinge im Orient zu nehmen hat, und würde ihm unter Umständen einen schimpflichen Rückzug ersparen. Sie würde zwischen Engländern und Ägyptern eine wirtschaftliche Interessen-

gemeinschaft errichten, aus der auch die anderen europäischen Völker Nutzen ziehen können. Sie würde auch der inneren Entwicklung Ägyptens und dem sozialen Fortschritt seines Volkes freien Lauf lassen, natürlich immer vorausgesetzt, daß die Engländer die politische Unabhängigkeit der ägyptischen Bevölkerung nicht antasten. Ägypten braucht im Interesse seines Wirtschaftslebens, an dem, soweit es den Baumwollenbau betrifft, fast alle Industrieländer Europas Anteil nehmen müssen, Friede und Beruhigung. Zwei Jahre vor dem Kriege noch besuchte eine Abordnung der »International Federation of Master Cotton Spinners« das Land, um den ägyptischen Baumwollenbau zu studieren. Es wurde damals eine gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit der einzelnen Länder voneinander festgestellt, die als wichtige Grundlage für den internationalen Frieden begrüßt wurde. Also nicht nur England, sondern die ganze Welt mit Ausnahme des selbst Baumwolle bauenden Amerikas ist an der Entwicklung Ägyptens als einer Quelle für einen der wichtigsten unserer industriellen Rohstoffe interessiert. Wenn man von Ägypten spricht, muß man auch den Sudan erwähnen, für dessen wirtschaftlichen Aufschwung das englische Parlament im Jahre 1912 eine Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling bewilligt hatte. Um an der wichtigen Mission zu zweifeln, die England im Lande der Nilquellen zu erfüllen hat, dazu liegt keine Veranlassung vor. Aber es kann die sich aus dieser Mission herleitenden Verpflichtungen auch erfüllen, wenn es die Bevölkerung des alten Kulturlandes am mittleren und unteren Nil anders behandelt als die Derwische und »Nigroes« des Sudan und ihr die lange vorenthaltenen Rechte zurückgibt.

## Die französischen Sozialisten und die deutsche Republik

Von P. Riebke

Die deutsche Republik zählt nicht viel Freunde jenseits des Rheins. Die Empfindungen der breiten Bevölkerung Frankreichs sind so gut wie gar nicht beeinflußt durch irgendwelche Erwägungen über die Staatsform des deutschen Nachbarlandes. Man grollt einfach den »Eindringlingen«, den »Verwüstern«, die immer und immer wieder als die allein Verantwortlichen für jene schreckliche Krise hingestellt werden, die auch Frankreich an den Rand des Abgrundes geführt hat. Und wenn auch die unbequemen Nachbarn schließlich die Hauptverantwortlichen davongejagt, ihrem Monarchen gekündigt und sich eine republikanische Verfassung gegeben haben, die sich neben der französischen sehr wohl sehen lassen kann; was ist das für ein Grund, ihnen freundschaftliche Gefühle entgegenzubringen?

Neben diesen Deutschenfeinden, die lediglich einer durch den Krieg geweckten Stimmung folgen, Feinden, denen die deutsche Staatsform völlig gleichgültig ist, haben wir drüben Gegner, die aus bestimmten politisch-reaktionären Gründen das neue Deutschland hassen. Ihnen ist jede Republik verdächtig, besonders aber die deutsche, da sie ihnen in ihrem Macht- und Herrschaftsstreben im Wege steht und ihnen als Bedrohung der Zukunft Frankreichs erscheint. Und auch in jenen französischen Kreisen, die eigentlich auf Grund ihres republikanisch-demokratischen Bekenntnisses mit der deutschen Republik sympathisieren müßten, da deren Schwächung zugleich eine

Schwächung des republikanischen Gedankens in Frankreich zur Folge haben würde, findet man nur sehr geringes Verständnis für Deutschlands Lage. Jedenfalls ist nicht darauf zu rechnen, daß die vereinzelt vorhandenen geringen Sympathien sich in irgendwelche Taten umsetzen könnten. Dem wirken schon allein die immer stärker werdenden Schwierigkeiten wirtschaftlicher Art entgegen, die fürs erste noch von bestimmendem Einfluß auf die Stellungnahme des französischen demokratischen Bürgertums zur deutschen Lage bleiben werden. Die französische Finanz- und Wirtschaftspolitik war während des Krieges auf die Fiktion aufgebaut, daß ein besiegtes Deutschland den Alliierten und speziell Frankreich gegenüber für alle zugefügten Schäden aufkommen werde. Nun der Friede geschlossen ist, zeigt sich aber, daß der Besiegte nicht im entferntesten das leisten kann, was zur müheloſen Ausgleichung der Kriegsschäden Frankreichs nötig wäre. Die unausbleibliche Folge ist eine Verschärfung der wirtschaftlichen und finanziellen Nöte Frankreichs. Da die Einbringung der erhofften Beute auf sich warten läßt, muß Frankreich eigene Mittel aufbringen, um dem Notwendigsten genügen zu können. Eine Fülle neuer Steuerprojekte liegt der französischen Kammer vor, und die Vertreter der bürgerlichen Mehrheit haben alle Hände voll zu tun, sich in einer Weise aus der Affäre zu ziehen, die ihnen nicht den allzu großen Unwillen ihrer Wählerschaft einträgt. Der weitaus größte Teil der finanziellen Bedürfnisse des Landes wird nach dem Willen der Kammer durch indirekte Steuern aufgebracht werden müssen. Das Gegenprojekt der sozialistischen Kammerfraktion, welches das Hauptgewicht auf direkte Steuern legte, wurde glatt abgelehnt. Besitz und Einkommen sollen nach Möglichkeit geschont werden. Die Fiktion, daß der Besiegte doch noch zahlen werde, soll deshalb solange wie irgend möglich aufrechterhalten werden.

Unter diesen Umständen vermag es auch der wirklich republikanisch gesinnte Teil des französischen Bürgertums nicht über sich gewinnen, mit der deutschen Republik ein freundschaftliches Verhältnis einzugehen. Müßte man sich dann doch entschließen, die riesenhaften Schwierigkeiten anzuerkennen, die den Bestand dieses jungen Staatswesens jenseits des Rheins bedrohen. Wäre das nicht gleichbedeutend mit Konzessionen und Erleichterungen, die man dem bisherigen Feinde zugestehen müßte? Und wäre das wiederum nicht gleichbedeutend mit einer neuen Enttäuschung der irregeleiteten Massen des französischen Volkes, das dann sicher als Quittung dafür bei den nächsten Wahlen in noch weit stärkerem Maße als am 16. November 1919 chauvinistisch wählen würde? Im Banne solcher Befürchtungen überläßt man lieber den militaristischen und imperialistischen Elementen die Regelung der Beziehungen zum Nachbarland, in der Hoffnung, daß es vielleicht doch gelingen dürfte, durch unaufhörliche Drohungen in kurzen Zeitläufen nennenswerte Entschädigungen von Deutschland einzutreiben.

Bei dem französischen Bürgertum hat also die deutsche Republik fürs erste kaum auf ein freundschaftliches Entgegenkommen zu rechnen. Wie stellen sich aber nun die französischen Sozialisten und die organisierte Arbeiterklasse im allgemeinen zu der deutschen Republik? Um es vorwegzunehmen: einheitlich ist diese Stellungnahme nicht, und es werden noch viele Mißverständnisse aufgeklärt, viele Hindernisse beseitigt werden müssen, bevor von einem wirklich freundschaftlichen Verhältnis der gedachten Kreise zur Nachbarrepublik wird gesprochen werden können. Wohlverstanden zu

der deutschen Republik, wie sie ist und voraussichtlich für absehbare Zeit sein kann; denn soweit auf dem linken Flügel der französischen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen Sympathien für die deutsche Republik bestehen, gelten diese Sympathien einer erhofften deutschen Räterepublik nach russischem Muster. Dieser Zwiespalt zwischen Wunsch und Tatsache ist es denn auch in erster Linie, der die Stellungnahme eines wesentlichen Teiles der französischen Sozialisten dem jetzigen Deutschland gegenüber bestimmend beeinflußt.

Auf ein gewisses Verständnis für die Schwierigkeiten, die für jede zurzeit in Deutschland mögliche republikanische Regierung bestehen, und auf Bereitwilligkeit zu einem beiden Teilen dienlichen Entgegenkommen ist noch am ersten zu rechnen in den Kreisen der jetzigen Mehrheit des französischen Gewerkschaftsbundes, der C. G. T. — nicht aus besonderer Vorliebe für die offizielle deutsche Politik; aber die ernsthafte Beschäftigung mit den großen Wirtschaftsproblemen der Gegenwart, die dadurch hervorgerufene bessere Einsicht in das heutige Wirtschaftsleben haben immerhin den betreffenden Kreisen der französischen Gewerkschafter den Blick geschärft für die Größe und die Art der zu überwindenden Widerstände in Deutschland. Der letzte von der C. G. T. erlassene Aufruf zur Maifeier läßt denn auch einen auf eine vernünftige Verständigung gerichteten Geist erkennen.

Der Aufruf stellt zunächst fest, daß die Arbeiterschaft in ihren Erwartungen durch den abgeschlossenen Frieden völlig getäuscht worden ist. Nach einem Hinweis auf die Notwendigkeit einer Umwandlung des gegenwärtigen Wirtschaftsgetriebes in ein sozialistisches, ausschließlich im Allgemeininteresse betriebenes System spricht sich der Aufruf scharf gegen jede Gewaltpolitik aus, die zu neuen Kriegen führen könnte. Gegen die bewaffnete Besetzung fremder Gebiete, im besonderen gegen ihre Ausdehnung auf das rechte Rheinufer, wird protestiert und die Zusammenarbeit der Völker gefordert. Der Aufruf schließt: »Für die Wiedererhebung der vom Kriege betroffenen Länder, für die Stabilisierung Europas, für den sozialen Fortschritt, für das Wohlergehen aller Menschen verlangen die Arbeiter eine Organisation des Friedens, aufgebaut auf allgemeiner Abrüstung, auf wirtschaftlichem Einvernehmen und auf Zusammenarbeit der Völker.«

Kaum zu erwarten dürfte dagegen sein, daß sich die Opposition im französischen Gewerkschaftsbund — deren Führung im wesentlichen identisch ist mit dem äußersten linken (kommunistischen) Flügel der sozialistischen Partei — zu einem entgegenkommenden Verhalten gegenüber einer deutschen Republik verstehen wird, solange diese noch einen halb bürgerlichen Charakter trägt oder auch nur einen bürgerlichen Einschlag aufweist. Der Grund liegt darin, daß die Mitglieder dieser Gruppe meist unbedingte, zu keiner Konzession bereite Anhänger der russischen Räterepublik sind, für deren Übertragung nach Frankreich sie einen heftigen, nicht immer einwandfreien Kampf gegen die Gesamtheit der ihnen gegenüberstehenden sozialistischen und gewerkschaftlichen Gruppen führen. Der Rätegedanke ist aber unter den derzeitigen Verhältnissen in Frankreich, wenn überhaupt, so nur dann zu verwirklichen, wenn er in Deutschland gesiegt hat, da die früher in Aussicht genommene Brücke von der russischen Sowjetrepublik über Ungarn und Italien nach Frankreich durch die ungarische Gegenrevolution unmöglich geworden ist. Die französischen Kommunisten empfinden

deshalb das Regierungssystem der deutschen Republik als ein mächtiges Hindernis einer Ausdehnung des Rätegedankens. Deshalb treten sie der deutschen Regierung und somit auch der alten deutschen Sozialdemokratie als deren Hauptstütze feindlich gegenüber.

Weit komplizierter in ihren Beweggründen muß die Stellungnahme der Mehrheitsgruppe der französischen sozialistischen Partei erscheinen. Ihre Vertreter werden von den Kommunisten als die »Wiederaufbauer« bezeichnet, weil sie, analog den deutschen Unabhängigen, die zweite Internationale verlassen und eine neue zusammenbringen wollen, die als Zusammenfassung aller derjenigen Landesparteien und Gruppen gedacht ist, die sich für den sogenannten reinen Klassenkampfstandpunkt, also gegen jede Regierungsbildung mit bürgerlichen Fraktionen, aber trotzdem für die parlamentarische Betätigung erklären.

Bei ihrer Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland beziehen sich die französischen Mehrheitssozialisten zumeist auf die Stellungnahme der deutschen Unabhängigen zu den Ereignissen. Das dadurch entstehende einseitige Bild wird aber noch mehr verzerrt durch die psychologische Fortentwicklung der während des Krieges für diesen Teil der französischen Sozialisten maßgebend gewesenen politischen Einstellung. Für sie sind die Vertreter der alten deutschen Sozialdemokratie noch immer die Sozialisten des Kaisers, die sich nunmehr der deutschen Bourgeoisie völlig in die Arme geworfen haben und deren Geschäfte ebenso besorgen wie vordem diejenigen des Kaisers. Die deutschen Mehrheitssozialisten begünstigen denn auch, wie sie in völliger Verkennung der Tatsachen behaupten, die Wiedererstehung des alten deutschen Militarismus, indem sie den schwarzen Racheplänen der deutschen Militärpartei gegen die deutsche Revolution und gegen Frankreich Vorschub leisten. Diesen deutschen Militarismus sehen die französischen Sozialisten aber noch immer für viel schlimmer an als den der Foch und Genossen. Man nimmt allen Ernstes drüben an, daß die bedingungslos gehorchende Volksmasse in jedem Augenblick die als Rahmenorganisation bestehengebliebenen oder neugeschaffenen militärischen Formationen auffüllen werde.

Welche Vorstellungen noch immer darüber in französischen Kreisen bestehen, dafür zeugt ein Artikel des Generals Percin vom 4. April dieses Jahres in »Le Populaire« (dem offiziellen Organ der Parteimehrheit also) über »Die Wacht am Rhein«. Der Artikel behauptet, daß im Falle eines ernsthaften deutschen Angriffs die rheinischen Besatzungsarmeen gänzlich außerstande sein würden, den Angriff aufzuhalten; denn hinter ihnen sei eine Leere, und die Deutschen würden mit gesamter Kraft angreifen. Es heißt dann: »Die Deutschen haben 5 Millionen Reservisten und Landwehrmänner, wovon 100 000 ausgebildete und kriegsgeübte Unteroffiziere, deren Zusammenfassung in eigens aufgestellten Einheiten sicherlich durchgeführt ist. Wir dagegen haben nur 3 Millionen ausgebildete Reservisten und Landstürmer, und sie sind nicht in entsprechenden Einheiten zusammengefaßt.«

Gewiß ist der Artikel als Ganzes eine Polemik gegen die Verteidiger des stehenden Heeres. Er plädiert für eine Volksbewaffnung im Sinne von Jean Jaurès. Immerhin aber müssen solche Behauptungen im französischen Volke völlig falsche Vorstellungen über die wirklichen deutschen Verhältnisse hervorrufen. Nur die von Deutschland drohende Gefahr wird ihm

gegenwärtig. Es erfährt aber nichts über den Umfang der Umwälzungen, die vorangegangen sein müßten, bevor überhaupt nur daran zu denken wäre, daß die Gesamtheit der 5 Millionen Krieger oder auch nur ein größerer Teil derselben sich wieder zum Waffendienst bereit fände.

Auch nach anderer Seite hin verfällt man in den sozialistischen Kreisen Frankreichs in den Fehler, sich völlig falschen Vorstellungen über die in Deutschland herrschenden Kräfte hinzugeben. So schreibt am 21. März dieses Jahres Paul Louis gleichfalls in »Le Populaire«: »Deutschland zählt 2 Millionen Nationalgardisten, versehen mit Gewehren und manchmal auch mit Kanonen. Die deutschen Kommunen sind bewaffnet wie unsere Kommune von 1871, und man fragt sich, mit welchen Mitteln die bürgerliche Ordnung sich eigentlich wiederherzustellen gedenkt.«

Nach dem bisher Gesagten wird die Stellungnahme der sozialistischen Mehrheit in Frankreich zu dem Kapp-Putsch, den Ereignissen an der Ruhr und der Besetzung der rechtsrheinischen Städte kaum verwunderlich erscheinen. Nach der Auffassung dieser Mehrheit wurde die deutsche Regierung lediglich das Opfer ihres eigenen Verrats an der deutschen Revolution, und der Generalstreik war nur die Wiederaufnahme dieser Revolution durch das unter Führung der Unabhängigen und Kommunisten stehende deutsche Proletariat. Die Behauptung, nur die beiden letztgenannten Parteien seien die Organisatoren und Träger des Generalstreiks gewesen, findet man immer wieder in der »Humanité« und im »Populaire«; trotzdem in der ersteren Paul Mistral sogleich nach seiner Rückkehr von Berlin zwei durchaus objektiv gehaltene Artikel über den Putsch und über den Generalstreik veröffentlichte, worin er ausdrücklich die Beteiligung der Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen aller Richtungen feststellt. Ferner kehrt mehrfach die Behauptung wieder, die deutsche Regierung mit den Mehrheitssozialisten an der Spitze hätte einen schmählichen Handel mit dem Marschall Foch abgeschlossen. Gegen die Zusage, freie Hand zu behalten zur Niedermetzlung der Rotgardisten, die im Ruhr- und Lippegebiet für die sozialistische deutsche Republik kämpften, hätte sie sich bereit erklärt, ihre Zustimmung zu geben zu einer Ausdehnung der Besetzung auf die rechtsrheinischen Städte. Man spricht von einer Wiederholung des Spieles Bismarck-Thiers gegen die Kommune, nur mit vertauschten Rollen. Der Widerspruch, der demgegenüber darin liegt, daß der General Degoutte in seiner Proklamation bei der Besetzung Frankfurts diese mit der Notwendigkeit begründete, Sicherheiten schaffen zu müssen, damit die in die neutrale Zone entsandten deutschen Truppen sich keine Übergriffe gegen die dortige Arbeiterbevölkerung zuschulden kommen ließen, scheint den französischen Mehrheitssozialisten gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Nur Monatte weist in der »La Vie Ouvrière« darauf hin. Der Kuriosität halber sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß G. Hervé in seiner »Victoire« zu dem Ergebnis kommt, die eigentlichen Retter der deutschen Republik seien die Alliierten und ihr Marschall Foch. Nur der Furcht vor diesem und vor einer in Aussicht gestellten Blockade habe Ebert und seine Regierung es zu verdanken, daß sich alle noch überlegungsfähigen Elemente hinter sie stellten und Kapp-Lüttwitz fallen ließen.

Kräftige Worte der Ablehnung des ganzen rechtsrheinischen Abenteuers wie des imperialistischen Treibens überhaupt findet eigentlich nur Jean

Longuet, ebenfalls in »Le Populaire«. Er wirft den militaristischen und imperialistischen Gewaltpolitikern vor, daß sie durch ihre Begehrlichkeit den Samen neuen Hasses zwischen beide Völker streuten, deren Wiederversöhnung — wie jeder vernünftige Politiker heute zugebe — allein den gemeinsamen Ruin der beiden Länder und das allgemeine Elend in ganz Europa verhindern könne.

Das sind Worte, denen nicht nur deutsche Sozialisten aller Richtungen zustimmen können. Ihre Verwirklichung wird aber sicher ebenso gehemmt durch die brutale Gewaltpolitik französischer Militaristen, die aus den russischen und deutschen Zusammenbrüchen nichts gelernt haben, als durch die Art und Weise, mit der ein großer Teil der französischen Sozialisten die deutschen Probleme behandelt. Daß es in der jetzigen deutschen Republik noch viel zu bessern gibt, ist unbestritten. Neben vielem Unerfüllten ist aber doch auch ein gutes Stück schon geschehener Arbeit im sozialistischen Sinne vorhanden.

## Die Reichsschulgesetzgebung

### Referat für die Reichsschulkonferenz[1]

Von Dr. Max Quarck, Mitglied der Nationalversammlung

Schon im Anschluß an die deutsche Volksbewegung des Jahres 1848 tauchten die ersten Bestrebungen für Schaffung einer Reichsschulverwaltung und Reichsschulgesetzgebung auf (Jakobi, Entwurf eines deutschen Volksschulgesetzes, Nürnberg 1849). Ein Reichsunterrichtsministerium mit Reichsschulräten, das leitende Grundsätze für das deutsche Schulwesen aufstellen sollte, wurde bereits damals gefordert. Mit der Gründung des Reiches empfing der Reichsschulgedanke neue Belebung. Sogar die Landwirte, die als Arbeitgeber unter der neuen Freizügigkeit ihrer Arbeiter litten, dachten auf ihrem Kongreß von 1873 gelegentlich daran, die Volksschule zur Reichseinrichtung zu machen, und zwar aus dem echt agrarischen Gedanken heraus, daß dann die Gemeinden die Pflicht abgenommen bekämen, »die Kinder einer jeden Familie, welche auf Grund des Freizügigkeitsgesetzes ohne weiteres zuzöge, auf ihre Kosten zu erziehen, ohne die Sicherheit, von dem herangebildeten Nachwuchs selbst einen Vorteil erwarten zu können«.

Bekannt ist auch die starke Bewegung, die Dr. Georg Hirth in München, der nachmalige Herausgeber der »Jugend«, durch seine Reichsschulpetition anfangs des Jahres 1874 entfesselte, die zunächst die notwendigen Erhebungen und sodann Gesetze und Einrichtungen forderte, die »auf dem Grunde der kommunalen Selbstverwaltung unter Mitwirkung der gesetzgebenden Verwaltungsorgane der Bundesstaaten, unter Ausschluß jeder zentralistischen Entwicklung des Schulwesens, aber mit einem straffen Reichsschulgesetz und mit einem die Ausführung desselben verbürgenden Reichsschulbudget« ge-

[1] Die Tagung der Reichsschulkonferenz ist bis nach dem Vollzug der Reichstagswahlen hinausgeschoben worden. Da aber bereits das Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen, »Der freie Lehrer«, mit der Veröffentlichung der für die Reichsschulkonferenz bestimmten Leitsätze und Referate begonnen hat, folgen wir dem Wunsche des Genossen Quarck und bringen an dieser Stelle auch sein Referat zum Abdruck. Redaktion der Neuen Zeit

schaffen werden sollten. Die Petitionskommission des Reichstags und die Reichsregierung taten die Eingabe mit dem rein formellen Einwand ab, daß das Volksschulwesen nicht zur Zuständigkeit des Reiches gehöre. Aber fortgeschlagen war damit der Gedanke einer Reichsschulgesetzgebung durchaus nicht. Noch im selben Jahre sprach die 21. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung in Breslau ihre Überzeugung dahin aus, daß die einheitliche Entwicklung des deutschen Volkes es gebieterisch fordere, die Gesetzgebung über das Schulwesen im Deutschen Reiche dem Reichstag zu übertragen. Gemeint war, wie aus den Debatten hervorgeht, die Aufnahme von Normativbestimmungen in die Reichsverfassung über ein in allen deutschen Schulen zu erreichendes Bildungsminimum.

Anfang der achtziger Jahre nahmen die Lehrerpresse und örtliche Lehrervereine die Diskussion auf, und 1886 behandelte der 6. Lehrertag zu Hannover die Frage, ebenso 1887 in Gotha die 27. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung. Immer zielten die Referate und Anträge auf eine größere Übereinstimmung in den Volksschuleinrichtungen der Bundesstaaten und darauf, daß das Reich bezüglich der Lehrziele, Schuljahre, Unterrichtsstunden und der Bildungs- und Besoldungsverhältnisse der Lehrer lediglich Mindestbestimmungen erlasse und auch sonst nur grundlegende Forderungen stellen solle, deren weiterer Ausbau den Einzelstaaten überlassen bleibe. Zu Beschlüssen kam es jedoch nicht, und 1888 und 1890 setzte der Deutsche Lehrerverein das wiederum geplante Thema sogar von seinen Verhandlungen ab. In bitteren Worten klagte »Die Pädagogische Reform« über die Tatenlosigkeit, die vor wichtigen Beschlüssen zurückschrecke und nicht den Mut hätte, zur Entscheidung zu drängen. Inwieweit hier die rückständigen deutschen Verfassungsverhältnisse, auf denen Preußen mit seinem reaktionären Einfluß stark lastete, oder die politische Unentwickeltheit der deutschen Staatsbürger und speziell der deutschen Lehrer neben der Befürchtung mitspielten, durch das Betreiben der Reichsschulreform die erhoffte Entwicklung der einzelstaatlichen Schulgesetzgebung aufzuhalten, soll nicht entschieden werden.

In Wirklichkeit konnte der Verzicht auf den Reichsschulgedanken nicht einmal die Rückwärtsentwicklung der Schulgesetzgebung in größeren deutschen Bundesstaaten aufhalten. Vielmehr war es auch hier der Tatkraft der Sozialdemokratie vorbehalten, den Reichsschulgedanken lebendig zu erhalten und in größere Kreise zu tragen. Sie schuf sich die bekannten Reichsschulforderungen für die praktische Politik und schöpfte unvergleichliches Material dafür aus der fortlaufenden Beschäftigung mit den Volksschulfragen in den Einzellandtagen. In der wissenschaftlichen Literatur haben sodann Rethwisch, Ziehen und Kerschensteiner für eine gewisse Initiative des Reiches auf dem Schulgebiet (Reichsschulmuseum, Reichsschulamt) weitergewirkt, bis die Revolution vom November 1918 und die aus ihr entsprungene Verfassungsarbeit der Nationalversammlung in Weimar endlich die Möglichkeit schufen, gestaltend an die Reichsschulfrage heranzutreten.

In der fertigen Verfassung des neuen republikanischen Reiches zeigen nicht etwa bloß eine, sondern drei einander ergänzende Bestimmungen den Ernst, mit dem die Nationalversammlung nunmehr Positives zu schaffen bestrebt war. Nicht nur der Aufsicht des Staates beziehungsweise des Reiches ist nach Artikel 144 der Reichsverfassung das gesamte Schulwesen unterstellt, sondern nach Artikel 143 hat das Reich bei der Einrichtung der öffentlichen

Schulanstalten auch praktisch mit Ländern und Gemeinden »zusammenzuwirken«, wobei wohl in erster Linie die Schulunterhaltung in Betracht kommt. Endlich ist unter den einleitenden Zuständigkeitsbestimmungen in Artikel 10 festgelegt, daß die Reichsgesetzgebung Grundsätze für das Schulwesen aufstellen kann. Zur Erläuterung der letzteren Bestimmung hat der Berichterstatter für die Unterkommission, die den Wortlaut formulierte, nämlich der jetzige Reichsminister des Innern Koch, dem das Reichsschulwesen unterstellt ist, in der 8. Sitzung des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung vom 17. März 1919 nach dem gedruckten Protokoll folgendes erklärt:

Es ist wünschenswert, auch auf dem Gebiet der Kirche und Schule sowie der Bodenpolitik und des Beamtenrechts klarzustellen, daß das Reich zwar berechtigt sein soll, für Einheit in denjenigen Grundzügen zu sorgen, die zweckmäßig einheitlich geregelt werden, daß aber im übrigen der Schwerpunkt der ganzen Verwaltung in den Händen der Einzelstaaten bleiben soll. Würde man diese Gebiete ganz der Zuständigkeit des Reiches unterwerfen, so würde das den schärfsten Protest der Länder zur Folge haben. Würde man sie ganz bei den Ländern belassen, so würden sich bei der Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung der Parlamente in den Ländern Verschiedenheiten auch da ergeben, wo eine Notwendigkeit zur Einheit mehr und mehr hervortritt. Bei dieser Gelegenheit tauchte noch der Gedanke auf, ob die Erwähnung von Kirche und Schule in Artikel 9 nicht überhaupt zu vermeiden sei und man sich nicht damit begnügen könne, gewisse Grundrechte auf dem Gebiet von Kirche und Schule in der Verfassung selbst festzulegen. Die überwiegende Meinung ging aber dahin, daß dieses Verfahren unzweckmäßig sei, weil es ohne wesentliche Verzögerung der Verabschiedung der Verfassung unmöglich sein wird, in der Verfassung dasjenige festzulegen, was einheitlich gestaltet werden muß, und weil nicht jede Änderung auf diesem Gebiet eine Verfassungsänderung erfordern darf. Wir haben deshalb daran festgehalten, daß ein besonderer Artikel 9 b dem Reiche die Richtlinien für die Gesetzgebung zuweist.

In diesen Begründungssätzen sind wohl Ziel und Grenze der Reichsschulgesetzgebung scharf genug umrissen. Wo eine Notwendigkeit zur Einheit mehr und mehr hervortritt, soll das Reich, ohne an das Gebot einer Verfassungsänderung geknüpft zu sein, eingreifen. Die Reichsschulgesetzgebung hat also die Notwendigkeit zur Einheit im Schul- und Erziehungswesen aufzusuchen und schultechnisch zu verwirklichen. In der jetzigen Lage des Deutschen Reiches werden die Notwendigkeiten in der Hauptsache wirtschaftliche und soziale sein. Für unseren wirtschaftlichen Wiederaufstieg ist es eine unumgängliche Vorbedingung, daß alle überflüssigen Hindernisse beseitigt werden, die der Freizügigkeit und der ungehinderten Auswirkung aller wertvollen Menschenkräfte in der deutschen Schuljugend, im deutschen Lehrerstand sowie in der Schulverwaltung entgegenstehen. Diesem Hauptziel hat sich auch die vielfach übertrieben betonte Eigenart deutscher Länder und Gegenden unterzuordnen, ebenso das unbezweifelte Erziehungsrecht der Familie. Es kann nicht bestritten werden, daß das Recht der Familie recht oft aus bestimmten Machtgründen übermäßig stark betont wird. Manchmal verfügen gerade diejenigen Kreise, die das Recht der Familie am Kinde sehr eifersüchtig dem Staate gegenüber verteidigen, ihrerseits ganz souverän über die Kinder, wenn dies ihren Zwecken dienlich ist. Das öffentliche Recht auf Erziehung und Unterricht hat bereits im Laufe einer steigenden Entwicklung, die durch die Erweiterung der Wirtschaft und der politischen Rechte bedingt

war, oft sehr stark gegen die Familie betont werden müssen. Man kann sehr wohl auf Seite der Familie stehen und zum Beispiel doch vertreten, daß der öffentliche Unterricht immer dem Privatunterricht vorgeht, es sei denn, daß die körperliche Beschaffenheit des Kindes nur den letzteren erlaubt. Wie auf vielen anderen Gebieten, so wird auch die Schulgesetzgebung aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen den äußeren Tätigkeitsbereich der Familie beschränken, wofür die Familie eine größere Verinnerlichung und eine Erhöhung ihres Kulturniveaus durch die stärkere Hebung ihrer Einzelmitglieder eintauscht. Haltzumachen aber hat das Bestreben zur Einheit überall dort, wo es schablonenhaft und kräftetötend wirkt. Wo also unsere Kräfte durch Eigenart und Besonderheiten gesteigert werden, da hat die Reichsschulgesetzgebung sich zurückzuhalten. Namentlich hat sie der freien Betätigung der Lehrer und Erzieher, der Ausgestaltung der Lehrmethoden, der Auswahl und Ausnutzung der Lehr- und Lernmittel weitesten Spielraum zu gewähren. Sie beschränkt sich also im wesentlichen auf die Beseitigung und Verhütung alles Unwirtschaftlichen. Sie teilt diese Aufgabe mit der im Reiche vereinheitlichten Finanz-, Zoll-, Eisenbahn- und Postgesetzgebung. Sie führt Reich, Land und Gemeinde zum äußerlich finanziellen und innerlich erziehlichen Zusammenwirken, um das höchste Maß von Leistungsfähigkeit zu erreichen. Das ist auch der Sinn meines vierten Leitsatzes über die Lastenverteilung bei der Schulunterhaltung, die im übrigen von einem meiner Herren Mitreferenten besonders behandelt wird. Dem Reichsrecht der Mitwirkung entspricht eine gesteigerte Reichspflicht zur Schulunterhaltung und umgekehrt, namentlich bei Bestreitung der Ausgaben, welche die Reichsverfassung als neue und kostspielige vorgeschrieben hat.

Nach diesen Grundsätzen dürfte auf Grund des Artikels 143 der Verfassung das »Zusammenwirken« in Reich, Ländern und Gemeinden zu organisieren sein. Ein solches organisches Zusammenwirken wird dann auch jede Überspannung der Aufsicht des Reiches nach Artikel 144 der Verfassung von vornherein ausschließen. Wenn das Reich selbst am Schulwesen und seiner Entwicklung beteiligt ist, so wird es ihm nicht als fremde und vorgesetzte Aufsichtsinstanz gegenüberstehen, sondern als Mitarbeiter an ihm tätig sein und seine Aufsichtsbefugnisse auf das Notwendigste beschränken. Die bereits bestehende Schulabteilung im Reichsministerium des Innern ist die natürliche Trägerin dieser Funktionen. Dadurch, daß sie alle Schulmaterien des Aus- und Inlandes wissenschaftlich und schulpolitisch bearbeitet und endlich eine Reichsschulstatistik schafft, macht sie sich umgekehrt auch den Ländern und Gemeinden sowie allen Schulpolitikern unentbehrlich. Durch die Organisation der Reichsschulkonferenzen bleibt sie in ständiger enger Fühlung mit allen Schulinteressenten und der Schulpraxis. Auf den Landesschulkonferenzen für den engeren Kreis, die sie ebenfalls fördern wird, wird sie sich ständig zur Information vertreten lassen.

Neben den in größerem Rahmen abgehaltenen Schulkonferenzen bedarf die Reichsschulzentralstelle eines ständigen Beirats, der jederzeit zur Stelle sein, rasch handeln kann und in den Geschäftsgang eingeweiht sein muß. Das führt dahin, einen ständigen Reichsschulrat von sehr mäßiger Größe zu schaffen, in dem indessen die staatswissenschaftliche und Elternvertretung nicht fehlen darf, während die Fühlung mit den Ländern jederzeit leicht im Reichsrat hergestellt werden kann. Die Weiterbildung der Reichsschulabtei-

lung aus dem Reichsministerium des Innern heraus zu einem selbständigen Reichsschulamt ist deshalb mit der Zeit anzustreben, weil die Reichsschulfragen einen großen geschlossenen und selbständigen Kreis darstellen, dessen Unterstellung unter ein anderes Ministerium durch die Sache nicht begründet ist und sie gelegentlich eher hemmen als fördern kann. Allerdings muß einem Übelstand von vornherein vorgebeugt werden, der alle Reichsgesetzgebung in Kulturfragen unter dem alten Regime schwer gehemmt hat: daß die Reichsstellen keine direkte Verwaltungsverbindung mit dem Lande hatten und immer nur von oben anordnen, aber nicht die Schwierigkeiten der Durchführung erproben und abstellen helfen konnten. Deshalb soll die Reichszentralstelle das unumgänglichste Stück Verwaltung und Exekutive, das sich denken läßt, durch einige wenige Reichsaufsichtsbeamte erhalten, für die erprobte Fachmänner von höchster Bildung vorzusehen wären. Diese Beamten würden den ständigen Konnex zwischen Reich und Ländern durch ihre Inspektionsreisen herstellen, mit den Gemeinden nur unter Mitwirkung der Landesregierung verkehren, dadurch also doch bis in die Tiefe der Schulpraxis sehen können und somit durch ihre Tätigkeit die Reichsschulzentralstelle vor der Gefahr bewahren, lediglich unfruchtbare und theoretische Stelle für Anordnungen zu werden, die die Probe der Praxis nicht bestehen würden.

Auf die wichtigsten praktischen Einrichtungen des deutschen Schulwesens erhält das Reich Einfluß durch die Bestimmung des Artikels 10 der Verfassung, auf Grund dessen es Grundsätze (Normen) für die Schulorganisation aufstellen kann. Hier hat es sich ganz besonders vor zu tiefgehenden Eingriffen in die Einzelheiten der Länder- und Gemeindegesetzgebung zu hüten und sich an die Einheitsnotwendigkeit zu halten, die im ersten Teil meiner Ausführungen als Grenze für die Reichsschulgesetzgebung dargelegt wurde. Das einzige bisher vorhandene Muster auf diesem Gebiet, das österreichische Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869/2. Mai 1883, dessen Vervielfältigung und Verteilung an die Reichsschulkonferenz hiermit vorgeschlagen wird, geht in seinen Einzelbestimmungen ziemlich weit. Es schreibt nicht bloß die Lehrgegenstände der allgemeinen Volksschule und die Verteilung des Lehrstoffs auf die schulpflichtigen Jahre vor, sondern auch die Besetzung der Schule mit bestimmten Lehrerzahlen; im übrigen vereinigt es in einem einzigen Gesetz die Mindestvorschriften über Lehrerbildung und Befähigung zum Lehramt, über Fortbildung der Lehrer, Rechtsverhältnisse derselben, Errichtung der Schulen, Volksschulaufwand und Bestreitung desselben, sowie über die Privatanstalten. Im ganzen aber kann das österreichische Gesetz recht gut als Vorbild für die Art dienen, in der die Normen eines Reichsschulgesetzes abzufassen wären, wenn man von den veralteten Prinzipien und den Fehlern des zu sehr Ins-Einzelne-Gehens absieht. Dieses Vorbild hat irgendwelche erhebliche Schwierigkeiten bei den österreichischen Einzelländern, so eifersüchtig sie auf ihre kulturellen und wirtschaftlichen Eigenheiten waren, meines Wissens nicht gefunden.

Unter solchen Voraussetzungen hätte die Reichsschulgesetzgebung (am besten wohl in mehreren getrennten Spezialgesetzen) zu wiederholen den Grundsatz der achtjährigen Schulpflicht für die Volksschule und der vierjährigen für die Fortbildungsschule, unter starker Hervorhebung der Tatsache, daß diese Pflichten für sämtliche Mädchen genau so bestehen wie für sämtliche Knaben. Es wären einheitliche Vorschriften für die Äußerlich-

keiten des Schulbetriebs festzustellen, nach denen die Beweglichkeit und Freizügigkeit der Bevölkerung längst verlangt, wie einheitlichen Beginn und Schluß des Schuljahres, einheitliche Schulferien und Schulstrafnormen, einheitliche Behandlung der Schulversäumnisse sowie einheitliche Einschulungs- und Entlassungsvorschriften, und zwar für alle Schulgattungen. Hierher gehört auch noch der Punkt 7/V meiner Thesen über die Einheitlichkeit des Überweisungsverfahrens für die einzelnen Schulen und Schulgattungen zur wirklichen Herstellung der Freizügigkeit der Schüler in den deutschen Reichsgrenzen.

Wie solche grundsätzlichen Vorschriften im einzelnen zu fassen sind, zeigt im übrigen in ganz glücklicher Weise der Gesetzentwurf über die Grundschulen, den das Reichsministerium als erste Reichsschulnovelle erfreulicherweise vor ihrer Einbringung in die Nationalversammlung veröffentlicht hat.[2] Zu § 2 Absatz 2 dieses Entwurfs wäre eine stärkere Herausarbeitung des Gesichtspunktes zu wünschen, daß der Aufschub bis 1929/30 auch nur wirklichen privaten Geschäftsunternehmungen, bei denen allein von »wirtschaftlichen Härten« die Rede sein kann, zugute kommen darf, nicht aber etwa auch den privaten Schulen öffentlicher Körperschaften, bei denen von wirtschaftlichen Härten, da sie doch keine Geschäftsunternehmungen sein wollen, nicht die Rede ist.[3] Daß sich das Mindestmaß des Schulziels für die einzelnen Schulgattungen durch Normierung der obligatorischen und fakultativen Lehrgegenstände festlegen läßt, zeigt das österreichische Volksschulgesetz. Noch leichter ist das Mindestmaß von Förderklassen, von schulärztlicher und gesundheitlicher Fürsorge sowie von Elternvertretung zu bestimmen, das im ganzen Reiche einheitlich je nach dem erfahrungsgemäß und wissenschaftlich festgestellten Bedürfnis eingehalten werden soll. Über die Möglichkeit und Notwendigkeit von Grundsätzen für einheitliche Lehrerbildung, einheitliches Lehrerrecht und einheitliche Disziplinargesetzgebung für die Lehrkräfte braucht nicht mehr gesprochen zu werden. Die Reichsvorschriften für Lehrerbildung im besonderen würden nicht vollständig sein, wenn sie nicht auch den Versuch machten, die heutige Kluft zwischen Volksschullehrern und Oberlehrern dadurch zu verringern, daß sie dem Volksschullehrer, statt des bisherigen Seminardrills, eine Bildung auf breiterer und freierer Grundlage zuteil werden lassen, das heißt durch wissenschaftliche Hochschulbildung mindestens in der Pädagogik, während sie vom akademischen Lehrer heilsame Verzichte auf übergroße Stoffülle und stärkere Leistungen in der Methodologie und Psychologie des Unterrichts verlangen.

Die Voraussetzung für die durchgehenden Möglichkeiten einer solchen Reichsschulgesetzgebung besteht jedoch unserer Ansicht nach in einer Einigung und reichsgesetzlichen Regelung über den Begriff des »geordneten Schulbetriebs« im Sinne der Absätze 1 und 2 des Artikels 146 der Reichsverfassung. Innerhalb der Gemeinden sind danach auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses nur einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst

[2] Er ist inzwischen durch die Nationalversammlung dem Inhalt nach unverändert erledigt. Die Redaktion

[3] Diese Herausarbeitung ist in den Ausschußberatungen von der Sozialdemokratie angeregt worden, fand aber keine Mehrheit. Der Verfasser

zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes. Die Feststellung von Grundsätzen im Reichsschulgesetz ist also Voraussetzung für die Landesgesetzgebung und die Durchführung der angezogenen Bestimmungen. Nach Absatz 1 des Artikels 146 und nach der nunmehr veröffentlichten ersten Reichsschulnovelle baut sich das ganze deutsche Schulwesen auf einer für alle gemeinsamen Grundschule auf. Auf die Wahrung dieses Grundcharakters der für alle gemeinsamen Grundschule nimmt auch die Begriffsbestimmung des »geordneten Schulbetriebs«, der nicht beeinträchtigt werden darf, in Absatz 2 Bezug. Bekenntnis- oder Weltanschauungsschulen sollen jenen Grundcharakter nicht verwischen, weil er den geordneten Schulbetrieb mit hinreichend abgegrenzten und nicht überfüllten Altersklassen sowie mit entsprechendem Klassenaufbau sichert.

Es fragt sich nun, ob nicht doch noch ein Weg gefunden werden kann, auf dem die volle Berücksichtigung der Konfessionen wie der Konfessionslosen, unter Wahrung des geordneten Schulbetriebs in einem aufsteigenden Klassensystem, das allen gemeinsam ist, gefunden werden kann. Er dürfte zu finden sein in einer Ergänzung der in Absatz 1 des Artikels 146 gemeinten Simultanschule. Die Anhänger sowohl der Bekenntnisschule als diejenigen konfessionsloser Weltanschauungen könnten sich einigen im beiderseitigen Verzicht auf besondere Schulformen und auf die Zerreißung der Einheitlichkeit des deutschen Schulwesens, ohne von ihren Idealen in der religiösen Erziehung ihrer Kinder etwas aufgeben zu müssen. Die Lösung bestände darin, daß die konfessionelle wie die konfessionslose religiöse Erziehung aller Richtungen an der Simultanschule ausgebaut würde im weitesten Maße. Katholischer, evangelischer, israelitischer, methodistischer usw. Religionsunterricht würde an der überall durch die Grundform der allen gemeinsamen Grundschule eingeführten Simultanschule als ordentliches Lehrfach seine volle Auswirkung finden. Der konfessionslose geschichtliche Religionsunterricht aber, der daneben als neues ordentliches Lehrfach treten würde, würde dafür genau denselben schulorganisatorischen Gesetzen unterworfen sein wie der konfessionelle. Auch er würde darauf verzichten müssen, besondere Schulsysteme zu errichten, und könnte sich nur der Wirkungsmöglichkeiten bedienen, die der Weltanschauungsunterricht an der Simultanschule bietet. Jede Richtung fände dann in der vollen Gleichberechtigung mit anderen ihre Rechnung, und keine brauchte auf eine Zersplitterung der nationalen Einheitsschule hinzuarbeiten. Es wäre das größte nationale Begebnis unserer Tage, wenn sich die Extreme von links und rechts noch nachträglich auf dieser Mittellinie treffen und durch die Reichsschulgesetzgebung den nationalen Kulturfrieden auf absehbare Zeit sichern wollten.

Dann wäre auch für alle deutschen Schulen in Stadt und Land der ungeheure Fortschritt zu erzielen, daß unter allmählicher Zugrundelegung einer Höchstschülerzahl von 45 oder 46 Köpfen pro Klasse überall ein wohlausgebautes Klassensystem hergestellt würde, dessen Wirkungen auf unsere wirtschaftliche und kulturelle Stärkung sich alsbald bemerkbar machen müßten. In diesem Sinne habe ich meinen Einigungsvorschlag gewagt und ihn jedenfalls für die Reichsschulkonferenz zur Diskussion bringen wollen. Man kann Einwendungen und Verbesserungsvorschläge im einzelnen gegen

ihn machen; die grundsätzliche Ablehnung dagegen würde ganz zweifelsfrei klarstellen, daß uns konfessionelle Interessen höher stünden als nationale Erziehungsrücksichten.

Man hat gegen eine Reichsschulgesetzgebung im Sinne dieser Vorschläge eingewendet, daß sie das Interesse der Länder, Gemeinden und Eltern am Schulleben lähmen könnten; wenn man das Reich in diesem Ausmaß mitwirken lassen wolle, so sei zu erwägen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, das gesamte Schulwesen dem Reiche zuzuweisen. Dieser mehrfach erhobene Einwand heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Einmal ist in meinen Vorschlägen nichts enthalten, was nicht im Sinn und Wortlaut der bestehenden Reichsverfassung begründet wäre. Sodann aber hüten sich meine Vorschläge sorgfältig vor jedem Reglementieren von oben. Sie wollen durch die Reichsschulgesetzgebung lediglich die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des äußeren, organisatorischen Rahmens für das deutsche Schulwesen und alle seine Schulgattungen schaffen und sichern helfen. Innerhalb dieses Rahmens soll fröhliche Freiheit für alle geistigen Mittel zur Steigerung unserer Schulleistungen gewährleistet sein. Die Aufgabe besteht darin, größte Freiheit für alle und jede Triebkraft unseres Emporsteigens, also auch für Landes- und Gemeindeeigentümlichkeiten, mit der äußerst notwendigen Gebundenheit in der organisatorischen Einheitlichkeit zu *vereinigen*, nicht aber das eine durch das andere zu schädigen.

## Geistiges Manko!

Von **W. Birnbaum** (Oberschöneweide)

Unwissenheit ist des Fanatismus festeste Wurzel. Fanatismus aber ist blindwütiger Glaube und, wo er die Bande willensstarker Führung sprengt, brutale Zerstörung. Fanatismus hat nichts gemein mit Idealismus; er ist vielmehr eine Leidenschaft, die des klaren Blickes wie auch der Erkenntnis des praktisch Möglichen ermangelt. Die Erfüllung weiter Volksmassen mit solcher Leidenschaft aber muß schließlich auf politischem Gebiet von ebenso kulturhemmender Tendenz sein, wie es der Fanatismus der mittelalterlichen Kirche gewesen ist.

»Wissen ist Macht!«, das Lieblingswort des alten Liebknecht, gilt mehr denn je in der heutigen Zeit angewandter Demokratie. Die Staatsverwaltung zu leiten, war bislang das Privileg akademisch geschulter Kreise. Sie, die Wirtschaftsführer und Beamten des alten Staates, haben dieses Wissen sehr wohl zu nutzen verstanden — zum wirtschaftlichen Vorteil ihrer Klassen. Sie haben auch recht wohl ihre Machtstellung durch allerlei einschränkende Rechtsbestimmungen und Maßnahmen zu sichern gewußt. Die Revolution hat denn auch die Position dieser Leute nicht so erschüttert, wie es manche Optimisten im November 1918 annehmen zu dürfen glaubten. Die Fundamente dieser Vorherrschaft sind viel fester, als wir gemeinhin glauben. Täuschen wir uns nicht. Wohl ist Bresche geschlagen in die Festung der Staatsverwaltung, so daß wir eindringen können, doch muß erst Position nach Position erobert werden. Obwohl das Wort »Freie Bahn dem Tüchtigen« zu einem Schlagwort geworden ist, hat es doch einen tiefen Kern. Eine Diktatur der Räte, wie sie vielfach angestrebt wird, würde in der Praxis, offen gesprochen, oft nur eine Diktatur der Unwissenheit und des Maulheldentums bedeuten. Nicht die Fähigkeit des Parteiagitators schafft Eignung zu politischer Staats- und Wirtschaftsführung; dazu gehört genaue Kenntnis des Wesens der staatlichen Einrichtungen und praktisches Können. Das Proletariat birgt in seinen Reihen un-

zweifelhaft solche Köpfe, mehr als sie das Bürgertum uns zuspricht, aber immerhin weniger, als die Rätediktaturprediger uns weismachen wollen. Darum bleibt kein anderer Weg, als Schritt für Schritt ziel- und planmäßig Stellung für Stellung mit geeigneten Könnern auszufüllen und die nötige Ausbildung durch entsprechende Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen den Kreisen des Volkes in umfassendster Weise zugänglich zu machen.

Wie weit das möglich ist, ist eine Frage, der wir alle Aufmerksamkeit zuwenden sollten; zuvor aber ist es von Nutzen, sich klar zu werden über die Einwirkungen des Krieges auf unsere Geistesbildung.

Schon vor dem Weltkrieg war das Bildungswesen des Staates wie auch der Partei ein recht einseitiges. Der Staat sowohl wie die bürgerlichen Parteien orientierten sich in bestimmt umgrenzten Bahnen. Die Tendenz der Bildungsbestrebungen, namentlich das Volksbildungswesen ging dahin, das Bestehende im Staat und in der Gesellschaft als im Prinzip wahr und unerschütterlich hinzustellen. Jene Kreise aber, die nicht dieses Glaubens und zu ehrlich waren, Falsches zu lehren, wandten sich von aller Politik und ihren Lehren ab. Sie verfielen dem Ästhetentum, der Literatur- und Kunstschwärmerei und stellten sich bewußt abseits vom politischen Tagesgetriebe. So entwickelte sich eine Intelligenz, die den Zeitereignissen fremd gegenüberstand und sich passiv verhielt zu den überstürzenden politischen Ereignissen der letzten Jahre. Diese passiven bürgerlichen Intelligenzkreise betrachten nun meist die Bewegung des Proletariats unter der Lupe des Ästhetizismus. Sie haben keinen sehnlicheren Wunsch, als wieder Ruhe und Muße zur Harmonie und Schwärmerei zu gewinnen. Meist stehen sie Gewehr bei Fuß und sind, obwohl ein gewichtiger sozialer Machtfaktor, abhold jeglicher politischen Initiative. Die ernsthaftesten Bemühungen unserer Parteipolitik sind durch die politische Passivität dieser Intellektuellengruppe vielfach von vornherein zum Mißerfolg verurteilt.

Hinzu kommt der Einfluß der Kriegsjahre und des Versailler Machtfriedens. Nicht spurlos ist der systematisch gepflegte Chauvinismus, ein falsch ausgelegter Nationalismus, mit seinem Machthunger, am Geiste des deutschen Volkes vorübergegangen. Das weltpolitisch höchst kurzsichtige Verhalten der Entente beim Abschluß des Krieges hat selbst in Arbeiterkreisen geistiges Unheil angerichtet und macht das Streben nach klarer, kühler Auslandspolitik um vieles schwieriger. Besonders haben die Kriegsereignisse auf die heranwachsende Generation eingewirkt. Hier fiel die chauvinistische Saat auf fruchtbarsten Boden, vor allem in den Schulen des mittleren und oberen Bürgertums, doch auch in der Armeleuteschule. Andererseits hat die materielle Not des Tages in den niederen Schichten des Volkes auch in der Kindesseele einen viel stärkeren Hang zum Egoismus geweckt, eine Tatsache, die sich deutlich in der Kriminalstatistik der Jugendlichen ausprägt. Und mit dem Egoismus paart sich ein gedankenloser Hyperradikalismus, denn Hunger und Not machen radikal. Die aufklärende Bildungsarbeit der Partei lag zudem während des Krieges völlig im argen — aus Mangel an Mitteln und Kräften. Die wenigen aktiv Tätigen in der Partei hatten größte Mühe, das gewaltige Organisationsgefüge zu erhalten. Die Tagesereignisse nahmen ihre Kräfte in Anspruch. Überdies sah sich die Jugendbewegung bald lahmgelegt. Mit einem Schlage verlor sie die besten Kräfte, denn der Stamm der älteren Jahrgänge wurde ihr durch die Wehrpflicht entzogen. Nur dürftig konnte hier und da die Bewegung sich behaupten.

Ein weiteres geistiges Manko resultiert aus der Kriegstätigkeit. Nicht allein, daß ein erheblicher Teil der besten Kräfte dem Waffenkampf zum Opfer gefallen ist, auch in dem Denken und Fühlen der Überlebenden kommt der schädigende Einfluß des Krieges zur Geltung. Die Jahre brutaler Machtkämpfe und nackter Gewalt haben nur allzuvielen den Glauben an die sieghaft geistige Kraft unserer Idee genommen und statt dessen ihre Hoffnungen auf die handgreiflichen Mittel

der Gewaltherrschaft gestellt, den rücksichtslosen Selbsterhaltungstrieb aufgestachelt. Und mit dem Schwinden der idealistischen Note hat auch die sozialistische Lehre eine wesentlich andere Deutung erfahren.

Mit dem politischen Umschwung im November 1918 ward dann die deutsche Arbeiterklasse vor unendlich schwierige Aufgaben gestellt. Die Sozialdemokratie mußte eine bankrotte Wirtschaft übernehmen. Für die bislang wenig auf praktische staatliche Mitarbeit eingestellte Praxis der Partei eine schwere Probe ihrer Leistungsfähigkeit, zumal der Partei nun aus anderen Kreisen viele nicht politisch gebildete Ideologen zuströmten, die seltsame Pläne mitbrachten, die Zeitumstände aber gewagte Experimente auf das entschiedenste verboten. Zugleich setzte der in den Kriegsjahren entstandene Bruderkrieg erneut ein. Er absorbierte nicht nur manche Kräfte, sondern stieß auch einen Teil der mit uns sympathisierenden, aus bürgerlichem Lager kommenden Kreise ab. Die erschütterte Stellung der oberen Bureaukratie wie auch der Offizierskaste festigte sich wieder und damit ihr Einfluß auf die ihnen untergebenen Kreise. Vor allem macht sich an Hochschulen und Universitäten zurzeit ein Geist breit, der viele mit großer Besorgnis in die weitere Entwicklung blicken läßt. Geistige Strömungen werden dort großgezogen, die den Auffassungen der aufstrebenden unteren Volksschichten geradezu ins Gesicht schlagen und eine schwere Gefahr für den demokratischen Fortschritt bilden.

Solche Erkenntnis nötigt uns zur Anspannung aller Kräfte. Mit größerer Energie als bisher müssen wir auf die Durchführung grundlegender Schulreformen dringen. Die Tendenz des Unterrichts an allen Anstalten der Volksbildung muß von unserer Partei sorgfältig überwacht werden. Wir wollen keine Brunnenvergiftung. Ferner muß das Parteibildungswesen entschieden vertieft werden. Es darf sich nicht nur in der Gesellschaftskritik erschöpfen. Wir müssen positive Gesellschaftswissenschaft treiben und dabei Rücksicht nehmen auf das Land, die Frauen und die Jugend. Die Stellung unserer Partei zur Koalition bedingt ferner einen Bruch mit der alten Agitationstaktik. Die Zeit des bloßen Negierens und Kritisierens ist vorüber, heute heißt es an der Lösung der durch den Krieg und seine Folgen aufgeworfenen Probleme praktisch mitarbeiten, und zwar nicht nur hinten in der Etappe, sondern vorne an der Front. Nur dadurch vermögen wir uns die errungene Machtstellung zu erhalten.

## Literarische Rundschau

Paul Kammerer, **Lebensbeherrschung. Grundsteinlegung zu einer organischen Technik.** (Monistische Bibliothek, Nr. 13.) München, Verlag: Geschäftsstelle des Deutschen Monistenbundes.

Der Biologe Dr. Paul Kammerer, Privatdozent an der Wiener Universität, ist bei seinen »zünftigen« Kollegen nicht sehr beliebt; denn er verachtet ihr Bemühen, die Blößen ihrer Kenntnisse unter einer Decke unverständlicher Fremdworte zu verbergen. Kammerer hingegen tritt für die Popularisierung der Wissenschaft ein und ist vor allem bestrebt, die wichtigen Erkenntnisse der Biologie oder Lebenslehre der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Seine nicht mehr als anderthalb Druckbogen umfassende Schrift bietet eine Fülle von Anregungen und Hinweise auf die Bedeutung der biologischen Wissenschaft für die Lebensführung sowohl in individueller wie in sozialer, das heißt allgemein-gesellschaftlicher Hinsicht. Er kommt dabei auch auf den Zwiespalt im Lager der Biologen zu sprechen, in dem der eine Teil auf Rassenreinheit, und zwar mit Hilfe der »Rassenzüchtung«, ausgeht, während der andere die Verbesserung der Lebensführung und somit die Schaffung höherer Generationswerte anstrebt. In diesem Sinne sind auch die Wohlfahrtseinrichtungen zu werten, die den Enterbten der Gesellschaft günstigere Da-

seinsbedingungen bieten und auf jenes Ziel hinarbeiten, das der Wiener Volkswirtschaftler Rudolf Goldscheid mit dem Worte »Menschenökonomie« trefflich bezeichnet hat. Müssen wir gerade an den Krieg denken, der mit Menschenleben gewüstet hat, als wären sie keinen Pfennig wert, sind nicht auch die noch nicht überall und nicht ganz ausgemerzten Zustände ununterbrochener, das heißt urlaubsloser Arbeitsleistung, Überanspannung der Kräfte in den Industriebetrieben, der Widerstand gegen den Achtstundentag ebensolche gefährliche Verkennungen des Gebots der Menschenökonomie? Die Maschinen, die für die Unternehmer arbeiten, werden sorgfältigst überwacht und vor Überanstrengung bewahrt, aber die Menschenmaschine galt lange genug einer solchen Aufmerksamkeit für nicht würdig und mußte im Gange bleiben, bis sie wie ein altes Eisen zur Seite geworfen wurde. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat diese Zustände bereits wesentlich gebessert; nun bekommt sie auch eine wertvolle Unterstützung von seiten der Wissenschaft, eben von der Schule, deren Mitbegründer Kammerer ist und deren Ziele er mit den Worten umschreibt: »Über bloße Heilung krankhafter, Ausmerzung schädlicher Eigenschaften hinaus führt unsere Straße zur Steigerung lebenserhaltender, zur Hervorrufung entwicklungserhöhender Eigenschaften empor! Das erst ist der echteste Sinn, das eigentliche Wesen der Lebensmechanik!« Irma Hirsch

---

**Skizzenbücher.** Ein besonderer Meister der literarischen Skizze ist in den letzten Jahren kaum erstanden. Von einer Weiterentwicklung dieses Genres kann also nicht gut die Rede sein. Und auch die vier uns vorliegenden Bände bewegen sich durchweg in alten Bahnen. Dennoch seien sie hier festgehalten; ihre Väter haben gute Namen. Da ist einmal Max Kretzers Berliner Skizzen- und Stimmungsbuch »Wilder Champagner« (bei Elischer in Leipzig, Preis gebunden 6 Mark). Es sind alte Erinnerungen und neue Betrachtungen, die hier auf 190 Seiten wiedergegeben werden und die den Freunden Berlins und Kretzers nicht unwillkommen sein werden; denn Kretzer hat als guter Kenner Berlins mancherlei zu erzählen, wenngleich er in den letzten Jahren, was den Berliner Roman betrifft, merklich still geworden ist.

Nach Berlin führt uns auch Artur Eloesser in seinen bei Fleischel in Berlin erschienenen Skizzen »Die Straße meiner Jugend« (Preis broschiert 6 Mark). Eloesser ist ein Freund seiner Vaterstadt, deshalb gibt er seinem Buche neben einem mehrseitigen Vorwort auch eine moralisierende Note. Die in den verschiedensten Jahren geschriebenen und jetzt gesammelten Betrachtungen weisen trotzdem besondere Qualitäten nicht auf.

»Kleine Erlebnisse« betitelt Georg Hermann sein gleichfalls im Fleischelschen Verlag erschienenes neues Skizzenbuch (Preis broschiert 5 Mark). Wenn auch Hermann einen scharfen Blick für die mancherlei Dinge des Lebens hat — etwas Eigenartiges, künstlerisch Abgerundetes verrät sein Buch nicht, und wüßte man nicht, daß der Autor bereits manchen sehr beachtenswerten Roman geschrieben, auch während des Krieges tapfer seinen Mann gestanden hat, man würde den Skizzen wenig Beachtung schenken. Gehen sie doch über die übliche Unterhaltungslektüre nicht hinaus.

Eine autobiographische Note weisen die Skizzen des unlängst verstorbenen Karl Busse auf. (»Aus verklungenen Stunden«, Leipzig, Verlag Quelle & Meyer, Preis broschiert 5 Mark.) Es sind Kinder- und Jugenderinnerungen und manches andere aus seinem und anderer Leben. Alles in guter Form und mit starker Anteilnahme gestaltet. Gleich seinem Bruder Georg Busse-Palma ist auch Karl Busse zu früh gestorben. Er hätte auf dem Gebiet der kleinen Erzählung der deutschen Literatur vielleicht noch mancherlei geben können. Kl

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 9 38. Jahrgang · 2. Band 28. Mai 1920

UNIV. OF

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Zum internationalen Wirtschaftskongreß in Frankfurt a. M.** Von Artur Heichen.

**Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung.** Eine sozialpsychologische Studie. Von Franz Laufkötter. I.

**Jugoslawische Politik.** Von Pawao Jugowitsch. II. (Schluß.)

**Reichsgründung und Kommune.** Von Karl Korn.

**Schriften und Karten zu den Friedensverträgen.** Besprochen von H. Fehlinger.

**Literarische Rundschau:** Karl Brammer, **Fünf Tage Militärdiktatur.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Eckstein.
5. Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. Die Arbeiterbewegung in Belgien. Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. Die Engländer in Ägypten. Von Th. Rothstein.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Strasser.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpiansky.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von K. Kautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881. Von Georg Stieklow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Askew.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9 Ausgegeben am 28. Mai 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zum internationalen Wirtschaftskongreß in Frankfurt a. M.

Von Artur Heichen

Der Weltkrieg, der alle Fluten eines politischen und wirtschaftlichen Imperialismus und Militarismus bis in die Grundtiefen aufgewirbelt hat, hat auch die einfache Lehre vergessen lassen, daß heute alle Wirtschaft *international* ist, daß das Gedeihen des *einen* Volkes sich nicht schlechthin auf der Not und dem Elend des *anderen* aufbauen läßt. Aus der Not einer erzwungenen wirtschaftlichen Autarkie hatte ökonomische Kurzsichtigkeit das Ideal des geschlossenen Handelsstaats gemacht. Die einen — Naumann und sein Kreis — suchten es in einem friedlich-schiedlich geeinten Mitteleuropa, die anderen — die Oberste Heeresleitung und ihre alldeutsch-zivilistischen Trabanten — in einer annexionistischen Randstaatenpolitik, die dem relativ übervölkerten Deutschland die fehlende Agrarbasis bringen sollte. Unzulänglich wie diese Ideen selber erwiesen sich auch die Machtmittel und das politische Geschick derer, die Deutschland ein neues Haus zimmern wollten. Der militärische Zusammenbruch, der Waffenstillstand und der Friede machten all diesen Plänen ein Ende.

Mit dem Abschluß des Friedens fanden aber die Kriegsnöte keineswegs ihr Ende. Dem Elend des Krieges folgte das Elend eines miserablen Friedens, unter dem beide, Sieger und Besiegte, leiden — Krise des Mangels hier, Krise des Überflusses und des Absatzes dort, aber Krise allenthalben. Mochte auch der jener Weltfragödie nachzitternde Haß der Völker den Einblick in die realen Zusammenhänge der Dinge stören, ganz allmählich beginnt doch so etwas wie eine nüchterne, illusionsfreiere Auffassung der Dinge zu keimen. Und gerade die *Internationalität der Wirtschaftsnöte* ist es, die jene Einkehr und Umkehr der Geister fördern hilft. Man wird sich der Tatsache einer Internationalität der Wirtschaft wieder bewußt. Daß dieser Gedankenkomplex im Vordringen begriffen ist, dafür ist die Abhaltung des Internationalen Wirtschaftskongresses in Frankfurt a. M. symptomatisch. Schon der Tagungsort ist für diesen ersten Versuch, zwar nicht die Staatsmänner, wohl aber private Interessenten, Fachleute und Führer des Wirtschaftslebens des In- wie Auslandes, an einen Beratungstisch zusammenzubringen, bedeutungsvoll. Frankfurt mit seinen traditionellen Beziehungen zu den Finanz- und Handelskreisen aller Länder war immer ein Ort mit alten internationalistischen Überlieferungen, wie sie der Ideologie einer radikal-fortschrittlichen Bourgeoisie vorwiegend händlerischen Einschlags entspricht. Daß man von hier aus am frühesten das Verfehlte an den Kalkulen des Alldeutschtums erkannte, daß man sich standhaft weigerte, sich in den Heerbann der politischen Obersten Heeresleitung zu begeben, ist nicht

nur ehrenvoll für das Frankfurter Bürgertum, sondern zeugt auch für seinen politischen und geschäftlichen Weitblick. Solcher Weitblick war es auch, der die Frankfurter Einberufer des Kongresses leitete und der sie den ersten Schritt auf dem steinigen Weg zur Verwirklichung eines weltumfassenden Wirtschaftsfriedens tun ließ.

Wir begnügen uns damit, die drei wichtigsten Probleme, die zur Erörterung standen, herauszugreifen.

### Das internationale Rohstoffproblem

Der Krieg hat den weltumspannenden Präzisionsmechanismus zum Ausgleich von Vorrat und Bedarf zertrümmert. Relativ übervölkert, hatte Europa sein Dasein auf den Bezug von Rohprodukten der ganzen Welt und die Ausfuhr von Fabrikaten als Gegenleistung aufgebaut. Daher ergibt sich nunmehr die Alternative: entweder Wiederherstellung der alten Verhältnisse oder aber radikale Verminderung der europäischen Bevölkerungsziffer. Hier erweist sich die Rohstofffrage als das Kernproblem — ein Problem des Mangels für Europa, ein solches der Überfülle und Stauung für die Erzeugungsgebiete. Diese Spannung zwischen Mangel auf der einen, Überfülle auf der anderen Seite ist nur durch eine internationale Regelung der Rohstoffversorgung, die ihrerseits nur ein Ausdruck für die Internationalität der Wirtschaft überhaupt ist, zu überbrücken. Das Wilsonsche Programm hatte den Weg zu einer solchen internationalen Regelung angebahnt, indem Wilson den Grundsatz des freien Zugangs aller Länder zu den Rohstoffen aufstellte, ein Grundsatz, der, wenn er durchgeführt würde, mit der Monopolstellung irgendeines Landes oder einer Nation in der Lebensmittel- und Rohstofflieferung aufräumen würde. Die überwiegenden Industriestaaten, soweit nicht ihr Kolonialbesitz ihnen einen Ausgleich bietet, haben an der Brechung des Monopols der Rohstoffländer naturgemäß ein Lebensinteresse.

Dr. August Müller, der Referent des Wirtschaftskongresses zur Frage der internationalen Regelung der Rohstoffversorgung, forderte die Schaffung eines internationalen Syndikats, das die Verteilung der Rohstoffe etwa nach dem Verbrauch von 1913/14 zu regeln hätte. An sich wäre dies die Aufgabe des Wirtschaftsrats des Völkerbundes. Und Otto Hue kam denn auch in seinem Referat über die internationale Regelung der Kohlenwirtschaft zu ganz ähnlichen Forderungen. Produktion und Verbrauch der Kohle darf nicht lediglich in der Hand der zunächst an der Produktion beteiligten Interessenten bleiben; die Kohlenverteilung darf nicht mehr nach imperialistischen und nationalistischen Grundlagen erfolgen. Die ganze Lage drängt auf eine internationale Verteilung der Kohlenproduktion. Ein internationaler Kohlenrat muß gebildet werden aus gleichberechtigten Vertretern aller an der Beseitigung der Kohlennot interessierten Länder. Wir werden mit diesen unseren Forderungen leider deutscherseits wohl nur auf Verständnis bei den Arbeiterschaften der Ententeländer und allenfalls bei Italien, vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch bei Frankreich stoßen, weil diese Länder die gleichen Rohstoffnöte wie wir am eigenen Leibe verspüren. A. Henderson hat schon vor Hue ähnliche Forderungen erhoben. Vor einiger Zeit meldete ferner Wolff aus Paris, daß der Allgemeine Arbeiterverband (C. G. T.) in einem

Programm des wirtschaftlichen Wiederaufbaus für folgendes eintritt: für die Errichtung eines internationalen Konsortiums zur Verteilung der Rohmaterialien, für eine internationale unter der Kontrolle des Völkerbundes stehende Handelsflotte, um die Frachtpreise zu regulieren und die gleichmäßige Ernährung aller Länder zu sichern, und ferner für die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit aller Völker. Sogar der französische Handelsminister Isaac läßt sich gegen den wirtschaftlichen Nationalismus vernehmen. In einer Begrüßungsrede der interalliierten Handelskommission sagte er, der Handel sei dazu berufen, den pazifistischen Kampf (man höre!) zu begünstigen und das Gleichgewicht zwischen den Staaten wiederherzustellen. Man müsse also ein Verteilungsprogramm für die notwendigen Rohmaterialien und Produkte aufstellen sowie die Transportmöglichkeiten verbessern.

Aber der französische Handelsminister wirkt mit seiner pazifistischen Gloriole nur spaßhaft. Er meint gewiß nur den wirtschaftlichen Nationalismus — der anderen gegenüber Frankreich, nicht aber den französischen gegenüber Deutschland. Sein Adressat ist das schwerhörige Amerika, in zweiter Linie auch England. Sein Pazifismus sind die Rohstoff- und Valutaschwierigkeiten Frankreichs, die Amerika mit Lieferungen und langfristigen Krediten zu beheben sich gar nicht sehr beflissen zeigt. Und in ein internationales Verteilungsprogramm will auch der pazifistische Handelsminister Frankreichs Deutschland gewiß nur insoweit einbeziehen, als es unbedingt erforderlich ist, damit nicht eines Tages die Wiedergutmachungskuh Deutschland die Milchproduktion für die Reparationskommission ganz einstellt. Nur so weit reicht der französische Wirtschaftspazifismus, dessen müssen wir Deutsche uns trotz aller Kontinentalpolitiker bewußt bleiben.

### Die deutschösterreichische Frage

Einen Höhepunkt der Verhandlungen bedeutete das Referat des Sektionschefs Riedel vom Wiener Staatsamt für Handel über die wirtschaftliche Lage Deutschösterreichs, weil es dem Ausland zeigte, daß auch das amtliche Deutschösterreich — nicht nur die Parteien, das Volk oder einzelne Länder — den Anschlußgedanken nicht fallengelassen hat, sondern den gegenwärtigen Zustand nur als ein Provisorium betrachtet, das seine endgültige Regelung nie und nimmer anders als in der Verwirklichung des politischen Selbstbestimmungsrechts in der Richtung des Anschlusses an das Deutsche Reich finden kann. Nach dem Rücktritt Otto Bauers, mit dem die Entente nicht nur den radikalen Sozialisten, sondern vor allem den energischsten Verfechter dieses Anschlußgedankens zu Fall brachte, schien es, als habe die »westliche Orientierung« gesiegt. Wenn das in der Tat auch eine Zeitlang der Fall sein mochte, so war es jedoch nur unter dem Zwang der ententistischen Erpresserpolitik, die aus den Wirtschafts- und Ernährungsnöten des zerrütteten Landes politisches Kapital schlagen wollte, geschehen. Zudem hat die westliche Orientierung nie die breiten Massen erfaßt; nur die Wiener bürgerlich-kapitalistische Presse machte sich zu ihrem Sprachrohr. Sie schwelgte in eitel Hoffnungen und nährte die Illusion, die Entente würde für das Linsengericht des Verzichtes auf den politischen Anschluß sich zu großen Konzessionen hinsichtlich der Kreditgewährung und der Lebensmittellieferung bereitfinden lassen. Aber die Solidarität des internationalen Kapitalismus, auf den die Wiener bürgerliche Presse gebaut hatte, versagte

gegenüber den rein imperialistischen Tendenzen des ententistischen Kapitalismus, der selbst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Kapitalistenkreise Deutschösterreichs bekamen keine Jahresrenten, auf die sie gehofft hatten. Statt großzügiger produktiver Kredite und statt umfassender Lebensmittellieferungen gab es nur Almosen von Fall zu Fall, um die Deutschösterreichs Staatsmänner betteln gehen mußten. So gering sind diese Almosen, so unzureichend die karitativen Unterstützungen, daß Wien auch heute noch buchstäblich dahinstirbt. Ebensowenig wie von der Entente (Italien in letzter Zeit ausgenommen) kam Hilfe von den Sukzessionsstaaten. Diese ließen Deutschösterreich seine Abhängigkeit im Punkte der Halbfabrikate empfindlich spüren, indem sie die Kompensationsverträge ganz überwiegend nach ihren eigenen Bedürfnissen zuschnitten. Solche Tatsachen mußten dahin wirken, den Anschlußgedanken, der zeitweilig an der Oberfläche zurückgedrängt war, wieder in den Vordergrund zu rücken, so daß heute von einer ernstlichen Gegnerschaft in Deutschösterreich selber keine Rede mehr sein kann. *Eine rationelle Wirtschaftspolitik ist für Deutschösterreich nur möglich auf dem Umweg über die Realisierung der Anschlußpolitik.*

»Wien als Kulturstadt kann nur bestehenbleiben, wenn es in die große Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes eingeht! Wien als östlicher Vorort von Gesamtdeutschland ist werbendes Kapital, als Hauptstadt des jetzigen Deutschösterreichs zehrt es nur! Es gibt für die Wiener und damit die österreichische Frage überhaupt nur *eine* Lösung: *den Anschluß an das Deutsche Reich*; dieser ist nicht nur eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern auch unser nationales Recht!«

Möchte man im Ausland diesen Worten des österreichischen Regierungsvertreters die ernstlichste Beachtung schenken; früher oder später wird dieses Problem doch wieder die europäischen Gemüter bewegen, denn der jetzige Status kann unmöglich von langer Dauer sein.

Was endlich über den

**Wiedereintritt Rußlands in den internationalen Handelsverkehr**

von Bankier Max Brodski (Kiew) gesagt wurde, bedarf einiger kritischer Randbemerkungen. Die Schilderungen, die dieser Referent vom heutigen Rußland und dem dortigen Wirtschaftschaos entwarf, mögen in manchen Punkten zutreffen, obgleich es uns unbekannt ist, ob Herr Brodski unmittelbar aus Kiew kam und Augenzeuge alles dessen gewesen ist, was er auf dem Kongreß vortrug. Doch darf man bezüglich der Schilderungen des wirtschaftlichen und politischen Bolschewismus das eine nie vergessen: von der Parteien Haß und Gunst entstellt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Es ist für den außenstehenden Beobachter ungemein schwierig, sich inmitten bolschewistischer Selbstanpreisung einerseits und interessierter kapitalistischer Stimmungsmache andererseits ein einigermaßen objektives Bild zu machen. Nur zu leicht unterliegt man irgendeiner Suggestion. Deshalb scheint es mir mehr denn je angebracht, das Urteil der deutschen Studienkommission abzuwarten. Trotz der russisch-polnischen Wirrnisse und des sich anscheinend neuerlich vollziehenden konzentrischen Aufmarsches des Ententekapitalismus, dessen bloße Agenten Polen und die Ukrainer zweifellos sind, wird sich diese Kommission hoffentlich recht bald nach Rußland be-

geben, um unbeirrt durch die politische Agitation von rechts und links die rein sachlich-technischen Produktions- und Warenaustauschmöglichkeiten an Ort und Stelle zu prüfen. Wir glauben nicht an das Vorhandensein großer Warenvorräte in Rußland, aber wir hoffen, daß sich eine Basis finden lassen wird, auf der eine friedliche Anbahnung wirtschaftlicher Beziehungen nach und nach ins Werk gesetzt werden kann. Wir wären es vorerst schon durchaus zufrieden, wenn wir unsere Chemikalien und pharmazeutischen Präparate gegen Gold und ähnliche Wertgegenstände aus dem bolschewistischen Staatsschatz, die uns als Zahlungsmittel gegen die westlichen Rohstoffländer dienen könnten, abzusetzen die Möglichkeit hätten. Verfügt auch sonst Rußland über keine Warenvorräte, solche Geschäfte sind jedenfalls, wie die skandinavischen Vorgänge zeigen, schon heute und so lange möglich, als der russische Staatsschatz unerschöpft bleibt. Was dann kommt, ist eine andere Sache. Aber daß die russische Wirtschaft so gar nicht in Schwung kommen will, beruht doch nicht nur auf den bolschewistischen Gewaltkuren, sondern auch darauf, daß Europa den verhängten Wirtschaftsboykott über Sowjetrußland nicht zurückzieht. Fällt diese künstliche Absperrung, dann wird auch der russische Wirtschaftskörper nach und nach die Kräfte zu einer Wiederaufrichtung finden. Rußland dabei in unserem eigenen Interesse behilflich zu sein, ist unsere allernächste Aufgabe, die, wenn auch nicht gleich heute, so doch in späteren Jahren reichlich Zinsen tragen wird.

Wir tun dies nicht den Bolschewisten zuliebe, sondern uns zuliebe. Sollte die polnische Offensive der russischen Gegenrevolution zum Siege verhelfen, so müssen wir auch dieser gegenüber jederzeit zur Anknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen bereit sein. Auch vom Flachs, den uns ein Kaladin und Judenitsch oder Koltschak liefert, weben wir Gespinste. Fragt man uns freilich nach unseren politischen Sympathien, so leugnen wir nicht, daß diese eher bei den Bolschewisten als bei den Gegenrevolutionären liegen. Eine gegenrevolutionäre Regierung in Rußland bedarf immer der ententistischen Hilfe, um in den Sattel zu kommen. Die Annahme solcher Hilfeleistung wie die Hilfsbedürftigkeit selbst aber macht abhängig. Aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß eine gegenrevolutionäre Regierung gar nicht anders als proententistisch sein kann. Dies würde auch von einer Regierung von Kadetten und rechten Sozialrevolutionären gelten, die man als »gegenrevolutionär« ja nur in bezug auf ihr Verhältnis zu den Bolschewisten bezeichnen kann. Die proenglische Orientierung eines Miljukow und eines Kerenski ist uns ja noch aus dem Kriege her in genügender Erinnerung. Das eine Gute an den Bolschewisten aber ist, daß sie mit keiner »Orientierung« belastet sind, daß sie allen übrigen europäischen Staaten mit gleicher unterschiedsloser Abneigung gegenüberstehen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus sind wir jedenfalls an einer Aufrechterhaltung des bolschewistischen Regimes politisch interessiert.

Wenn nun auf dem Internationalen Wirtschaftskongreß gesagt wurde, daß unter der Sowjetregierung die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Rußland völlig ausgeschlossen sei, daß eine Mauserung von innen heraus ganz unwahrscheinlich erscheine, wenn weiterhin Bankier Brodski meinte, die Angst in Deutschland, bei der Anknüpfung der Handelsbeziehungen mit Rußland zu spät zu kommen, sei unbegründet, man müsse eher befürchten, zu früh zu kommen, so muß man vorsichtshalber fragen: Quid pro

quo? Die Welt ist nicht nur erfüllt mit den Sendboten des Bolschewismus, sondern auch — das vergißt man gerne — mit denen der russischen Gegenrevolutionäre aller Schattierungen, vor allem solcher kadettischer Observanz. Mißtrauen ist gegen beide Teile gleicherweise angebracht. Die Kadetten und die rechten Sozialrevolutionäre — von den weiter rechts stehenden Parteien ganz zu schweigen — haben an einem friedlich-schiedlichen Umbau des Bolschewismus natürlich kein Interesse, weil ihr Wirkungsfeld dann nur immer ein sehr bescheidenes und eingeengtes, gewissermaßen »konzessioniertes« sein wird. Um wieder zur vollen Geltung zu gelangen, dazu brauchen sie den Kladderadatsch. Eine russische Gegenrevolution von innen heraus hat wenig Aussicht, so bleibt nur der Kampf von außen mit Unterstützung auswärtiger Mächte. Dabei wechseln die Versuche der Niederwerfung mit militärischen Machtmitteln und mit der Waffe der wirtschaftlichen Absperrung und »Trockenlegung« einander ab. Und diejenigen, die die maßgeblichen Ententekreise immer wieder in diesem Sinne inspirierten, die auch Deutschland für diese ihre Sonderzwecke auf den Leim zu locken suchten, sind vor allem in den Kreisen jener durch den Bolschewismus expropriierten und expatriierten Emigranten zu suchen. Flüssige Mittel zur Finanzierung einer solchen Propaganda scheinen genügend vorhanden zu sein, was um so weniger erstaunlich ist, als sich die Entente als der durch den Bolschewismus am meisten bedrohte Staatenblock für solche Zwecke naturgemäß freigebig zeigt und als die Emigrantenkreise wahrscheinlich über die ausländischen Guthaben von Privatpersonen und der früheren russischen Privatbanken verfügen. Wir wollen damit dem Bankier Brodski keineswegs vorwerfen, er sei ein bezahlter Agent der russischen Gegenrevolution, aber wir anempfehlen das Mißtrauen und die Vorsicht, die gegenüber besoldeten Agenten und streitbaren Ideologen gleicherweise angebracht sind.

Da der Internationale Wirtschaftskongreß eine Zusammenkunft nicht von Regierungsvertretern, sondern von Privatleuten war, die Verhandlungen selber also den Charakter privater, unverbindlicher Meinungsäußerungen tragen, so können die Rückwirkungen des Kongresses naturgemäß nur propagandistischer Art sein. Ob solche überhaupt eintreten und welcher Art sie sind, das lassen wir dahingestellt. Es ist jedenfalls kaum anzunehmen, daß sich die Staatsmänner der alliierten und assoziierten Regierungen in ihrem Tun und Lassen von dem Programm dieses Kongresses irgendwie werden beeinflussen lassen, wenn es nicht ihrem unmittelbaren Interesse entspricht. Deshalb erscheint uns auch der Appell an eine neue internationale Wirtschaftsethik, die die Geister erfassen möge, verfehlt und aussichtslos. Ein solcher Appell hat nur deklaratorischen, aber keinen praktischen Wert. Über die Geschichte Europas, auch über die Wirtschaftspolitik, entscheiden heute die Staatsmänner in Paris. Dort liegt das neue politische Kraftzentrum; Paris ist aber auch der Ort, wohin der Geist von Potsdam, seit ihm Preußen-Deutschland ungastlich geworden, geflüchtet ist. Den französischen Militarismus aber zum Hüter des Geistes einer neuen internationalen Wirtschaftsethik zu machen, heißt den Bock zum Gärtner setzen — es sei denn, der französische Handelsminister Isaac, der die Welt vom wirtschaftlichen Nationalismus befreien will, bringe es fertig, den siegtrunkenen Militarismus seines Landes zu pazifizieren.

# Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung

## Eine sozialpsychologische Studie

Von Franz Laufkötter

I

Wie uns die Entwicklungsgeschichte der Menschheit lehrt, ist die Unzufriedenheit von jeher ein starker Hebel im Aufstieg der Menschen gewesen. Auf dem langen Wege durch die Jahrtausende von der Tierheit bis zur Schwelle der Kultur war die Unzufriedenheit mit den jeweiligen Zuständen der scharfe Stachel des Antriebs. Hätten sich die Menschen der Vergangenheit zufriedengegeben mit dem, was sie hatten und waren, so könnte von keinem Fortschritt die Rede sein, die Menschheit wäre auf der untersten Stufe der Entwicklung stehengeblieben. Hätten sie ihre Befriedigung gefunden in der einfachen Lebensweise der Urzeit, so wäre keinerlei Veränderung und Verbesserung eingetreten in bezug auf Wohnung, Nahrung, Kleidung und alle anderen Dinge, die zum Lebensunterhalt im weitesten Sinne gehören. Aber weil in den Menschen immer neue Bedürfnisse erwachten, die nach Befriedigung drängten, entstand eine innere Nötigung zu höherer, stärkerer Betätigung der geistigen und körperlichen Kräfte, die als verbesserte Technik und Arbeitsweise, als Wirtschaftlichkeit, Eifer und Arbeitsamkeit zutage trat. Die Unzufriedenheit peitschte die Menschheit unaufhörlich weiter auf ihrer steilen Bahn zur modernen Kultur.

Auch als Anreiz im Klassenkampf hat die Unzufriedenheit der Massen eine wichtige Rolle gespielt. Das Klassengefühl und das Klassenbewußtsein der Proletarier ist das Ergebnis der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Weil die Unterschichten ihre wirtschaftliche Ausbeutung, ihre soziale Zurücksetzung, ihre rechtliche Benachteiligung und ihre geistige Vernachlässigung durch die Oberschichten als ein himmelschreiendes Unrecht empfanden, entstand in ihnen zunächst die Sehnsucht nach besseren Zuständen, der sogenannte Gefühlssozialismus, und die Hoffnung auf eine Hilfe von oben. Aber die innere Empörung wuchs mit der zunehmenden Unterdrückung, das Gefühl der eigenen Kraft und Stärke stellte sich ein und setzte den Klassenwillen in Bewegung, und so brachen die zahllosen Klassenkämpfe aus, in denen sich die proletarische Unzufriedenheit Luft machte. Die Massen wollten sich das alte Unrecht nicht mehr gefallen lassen, sie wollten das Joch materieller und geistiger Knechtschaft abschütteln, sie wollten ein Reich der Gerechtigkeit, der Solidarität und der Menschenliebe aus dem Schutt der Klassengesellschaft erbauen. Alles, was ihre Unzufriedenheit erregte, sollte beseitigt, ein neues menschliches Zusammenleben geschaffen werden, in dem Wohlstand, Glück und Zufriedenheit wohnten. Um dieses verlockende Ziel haben die Proletarier der Vergangenheit trotz aller Fehlschläge und Mißerfolge unaufhörlich gerungen; sie haben die schwersten Opfer an Gut und Blut und Leben nicht gescheut, um dieses Ziel zu erreichen. Und weil ihre Unzufriedenheit aus verschiedenen Quellen entsprang, sind die Klassenkämpfe so vielgestaltig und die Kampfziele so vielseitig. War sie vorwiegend wirtschaftlichen Ursachen entsprossen, so waren die Kämpfe wirtschaftlicher Natur, hatte sie ihre Quelle in rechtlichen, sozialen, religiösen oder anderen Dingen, so bekamen die Bestrebungen ein wechselndes Gesicht. Immer aber war die innere Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und Hergebrachten

die Triebkraft der Massenbewegungen, die sich auf das Neue, das Bessere, das Höhere richteten. Mochte auch ein großer Bruchteil der Unterdrückten noch am Alten kleben, mochte sich das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung wie ein Mehltau über die Massen legen, weil sie das Vertrauen auf ihre eigene Kraft verloren hatten, immer wieder spornte die Unzufriedenheit zu erneuter Anstrengung, zu neuen Emanzipationskämpfen. Tausendmal geschlagen und entmutigt, drängten die Massen stets wieder vorwärts und aufwärts.

Die Wahrheit dieser Behauptung zeigt sich auch in der proletarischen Bewegung der Neuzeit. Der Kapitalismus hatte geradezu Wunderbares geleistet in technisch-wirtschaftlicher Beziehung, er hatte eine Fülle berauschenden Reichtums über die moderne Menschheit ausgeschüttet, aber das Proletariat hatte wenig oder nichts davon abbekommen. Die kapitalistische Produktionsweise eröffnete der Kultur neue Bahnen, sie schuf für ihre Nutznießer bisher ungeahnte Möglichkeiten höherer Lebensbetätigung, sie stärkte in der Menschenbrust das Gefühl der Persönlichkeit und den Drang zur Selbstbestimmung. Der frische Luftzug, der die neue Zeit durchwehte, fegte manchen alten Plunder hinweg und räumte mit manchem vergilbten Flitter auf, so daß die Zeitgenossen des Kapitalismus und seine Ideologie, den Liberalismus, als eine neue Offenbarung begrüßten und von ihm das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erwarteten. Aber diese Hoffnung blieb ein leerer Wahn, denn die scheinbar auf der Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen beruhende kapitalistische Wirtschaftsordnung zwang die Unterschichten in eine viel schlimmere Knechtschaft als je zuvor. *Die rechtliche Gleichheit war eine schöne Theorie, die wirtschaftliche Ungleichheit wurde zur häßlichen Wirklichkeit.*

Durch die Errungenschaften der Technik und durch die Verbesserungen in der Arbeitsweise wurde allerdings die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeit ganz ungemein gesteigert, aber die Arbeiterklasse hatte keinen Vorteil davon: die Arbeitszeit wurde nicht verkürzt, sondern bedeutend verlängert, die Intensität der Arbeit stieg ins Ungemessene, die Löhne wurden herabgedrückt, die Erwerbsarbeit der Frauen und Kinder, die das Mittelalter nicht gekannt hatte, nahm immer scheußlichere Formen an, die Lebenshaltung der Unterschichten verschlechterte sich zusehends, während der Wohlstand und der Luxus der Kapitalistenklasse immer protziger zutage trat, zahlreiche früher selbständige Existenzen sanken ins Proletariat hinab, und das Massenelend wurde zu einem dunklen Meere, aus dem der bergeshohe Reichtum der Besitzenden aufreizend emporragte. Selbst bürgerlich gesinnte Schriftsteller jener Tage gaben unumwunden zu, daß die neue Technik die Arbeitsmühe der werktätigen Bevölkerung nicht vermindert, sondern vermehrt, daß die Maschine die Arbeiter nicht vom Joche der Arbeit befreit, sondern zu elenden Sklaven gemacht habe und daß die große Masse des Volkes von der Steigerung der materiellen und kulturellen Güter ausgeschlossen geblieben sei. Hinzu kam dann noch, daß sich in der Frühzeit des Kapitalismus nirgends ein Verständnis zeigte für die elende Lage der Unterschichten. Man hielt eben das Massenelend für die unvermeidliche Kehrseite der Medaille, für den notwendigen Dünger, der die moderne Kultur zur Reife bringe. Damals dachte noch niemand an die Pflicht der

Gesellschaft oder des Staates, den verelendeten Massen Hilfe zu bringen, man ließ eben alles gehen und treiben, wie es wollte.

Aus diesen Verhältnissen heraus erwuchs die Unzufriedenheit der Massen wie eine Giftpflanze aus dem Sumpfe. Sie wurde zu einer ungeheuren Erbitterung, wie sie in der sozialen Literatur jener Zeit zutage tritt. Der wirtschaftliche Gegensatz zwischen arm und reich, der klaffende Zwiespalt zwischen Besitzenden und Besitzlosen fiel jedem Beobachter in die Augen, und das Gemüt aller sozial empfindenden Menschen geriet in Erregung. So entstanden denn jene zahlreichen Gedichte, in denen die Empörung über die schreienden Gegensätze in hellen Flammen aufloht. Wir erinnern unter anderem an die »Lieder vom armen Mann« von Karl Beck, die das Thema variieren:

Ihr Reichen könnt euch pflegen und mästen,
Wir hungern und frieren vor euern Palästen,
Denn ihr seid reich und wir sind arm,

an die sozialen Dichtungen Heines, die auf den Grundton gestimmt sind, daß der Gerechte unter der Kreuzeslast zusammenbricht, während der Schlechte hoch zu Roß lustig vorübertrabt, und die in bitterem Hohn als eine Wahrheit verkünden:

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen,
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Aber wenn du gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben,
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben,

an die Freiligrathschen Gedichte, in denen er das Elend der Arbeiterinnen (»Das Lied vom Hemde«), das Schicksal der Geistesproletarier (»Requiescat«) und die verzweifelte Lage des Landvolkes (»Irland«) beklagt, und an zahllose andere Gedichte, die die Unzufriedenheit der Massen widerspiegeln.

Aber nicht nur die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse peitschten die Massen zur Empörung auf, schon regte sich in ihnen auch das Gefühl der Mißstimmung über ihre soziale, rechtliche und kulturelle Zurücksetzung. Wilhelm Weitling, der erste bedeutende sozialistische Agitator proletarischer Herkunft, erhebt in der Zeitschrift »Die junge Generation« seine Stimme: »Auch wir deutschen Arbeiter wollen uns in die Reihen der für den Fortschritt Kämpfenden stellen. Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Beratungen über das Wohl und Wehe der Menschheit, denn wir, das Volk in Blusen, Kitteln, Jacken und Kappen, wir sind die zahlreichsten, nützlichsten und kräftigsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Auch wir wollen unsere Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl, damit man sich überzeuge, daß wir recht gute Kenntnis haben von unseren Interessen und daß wir, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut, und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt. Auch wir wollen eine Stimme haben, und wir leben im neunzehnten Jahrhundert und haben noch niemals eine Stimme gehabt. Auch wir wollen eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung, damit man uns kennenlerne, denn man hat uns bis jetzt wahrhaftig noch immer verkannt. Auch wir wollen eine Stimme haben,

damit wir unserem gepreßten Herzen Luft machen können und damit unsere gerechten Klagen hinaufdringen in die Ohren der Gewaltigen.« Hier vereinigt sich das proletarische Selbstgefühl, die Überzeugung von der Bedeutung, der Würde und dem Werte des Arbeiters, mit dem Willen, Einfluß zu gewinnen und mitarbeiten zu dürfen an dem Aufstieg der Menschheit.

Als Ziel schwebte Weitling der Kommunismus vor, die Vorstufe des demokratischen Sozialismus, und welche Gedanken er damit verband, geht hervor aus dem Bekenntnis, das jedes neue Mitglied bei der Aufnahme in den Kommunistenbund ablegen mußte: »Wir Arbeiter sind endlich müde, für die Faulenzer zu arbeiten und Entbehrungen zu leiden, während die anderen im Überfluß schwelgen, wir wollen uns keine Lasten mehr aufbürden lassen, damit einige wenige Menschen sich zu Herren des arbeitenden Volkes machen können. Wir wollen frei werden, und wir wollen, daß alle Menschen auf dem Erdenrund frei leben und daß keiner mehr besser oder schlechter bedacht werde als der andere, sondern daß sich alle in die gesamten Lasten und Mühen, Freuden und Genüsse brüderlich teilen.«

Leider zeigte sich nirgends eine Möglichkeit, diese Gedanken und Ziele zu verwirklichen, die Unterschichten hatten keine Gelegenheit, ihre Stimmen zu erheben, im Gegenteil, die Behörden verschlossen ihnen durch Drangsalierungen den Mund, und da auch das wirtschaftliche Elend immer mehr anschwoll, machte sich die Unzufriedenheit Luft in Revolten und Aufständen, die aber wirkungslos verpufften. Nun griff die Verzweiflung um sich und die Verelendungstheorie kam auf, die behauptete, die Verhältnisse werden immer schlechter, das Elend der Massen wird immer größer und schließlich wird das Proletariat in den Sumpf hinabsinken. Die Massen und ihre Führer sahen keinen Ausweg mehr aus der ungeheuren materiellen und geistigen Not, die der Kapitalismus über die Unterschichten gebracht hatte, der Aufstieg nach oben war zu einer Unmöglichkeit geworden, und darum suchte man das Heil in dem Zusammenbruch des Bestehenden, in der Katastrophe, und man hoffte, aus dem Chaos, dem Trümmerfeld, werde die neue Gesellschaft hervorgehen. Aus dieser Stimmung heraus, die unter anderem in dem Heineschen Gedicht »Die Weber« zum Ausdruck kommt, erwuchs die Auffassung, es müsse alles geschehen, um die Unzufriedenheit der Massen zu steigern und in den Dienst der Verelendungspraxis zu stellen. Es sollte planmäßig hingearbeitet werden auf den Umsturz nach dem Rezept: »Es muß alles verungeniert werden, ehe es besser werden kann!« Und die ganze agitatorische und organisatorische Tätigkeit wurde darauf eingestellt.

Diese Theorie und Praxis, die heute für einen denkenden Sozialisten als überwunden gilt, erscheint verständlich, wenn man erwägt, daß damals, nach einem Satze von Marx im »Kapital«, tatsächlich »die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung« der Arbeiterklasse ständig im Wachsen begriffen war. Diese Beobachtung mußte naturgemäß die Verelendungstheorie zeitigen, und wenn die Überzeugung herrschte, daß die Verelendung des Proletariats im Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise begründet sei, mußte notwendig der Glaube an Boden gewinnen, daß jede Reformarbeit, die mit Palliativmitteln am kranken Gesellschaftskörper herumdoktere, Quacksalberei und Scharlatanerie, und daß die schnelle gewaltsame Revolution der einzig richtige Weg zum Sozialismus sei.

Es zeigte sich bald, daß sich die Vertreter der Verelendungstheorie geirrt hatten, denn die nach unten gehende Kurve der Entwicklung wendete sich allmählich nach oben, und es setzte ein langsamer Aufstieg der Unterschichten ein. Unter der Wirkung der Organisationen und durch die Beeinflussung des Wirtschaftslebens seitens des Staates und der Gesetzgebung zeigten sich wesentliche Verbesserungen in bezug auf Arbeitslohn, Arbeitszeit, Arbeitsweise, in bezug auf die Arbeits- und Lebensbedingungen der Massen. Marx sprach von einer »Wiedergeburt der Arbeiterklasse« durch die Sozialgesetzgebung, und zunächst unter den Arbeiterführern setzte sich die Auffassung durch, daß es noch einen anderen Weg zum Sozialismus gebe als durch den Zusammenbruch. Die Gewerkschaften und später auch die Genossenschaften trieben bewußtermaßen eine Politik der Verbesserung, auch die Sozialdemokratie wandte sich von der Verneinung ab und der positiven Mitarbeit zu, und so gelang es, die Krallen des ausbeuterischen Kapitals bald hier bald da zu beschneiden und für die Arbeiterklasse Vorteile herauszuholen. Nicht minder als auf wirtschaftlichem Gebiet gewann das organisierte Proletariat auf politischem Gebiet steigenden Einfluß, und so wurde denn eine Hebung der Massen zu einer unbestreitbaren Tatsache, die vor allen Dingen bewiesen wurde durch die geradezu überraschende Steigerung des proletarischen Selbstbewußtseins, das den Klassenkampf wesentlich befruchtete. Die Verelendungstheorie ließ sich beim besten Willen nicht mehr aufrechterhalten, aber man wußte sich zu helfen, indem man von der relativen Verelendung sprach. Man sagte, die Lage des Proletariats habe sich allerdings absolut verbessert, aber relativ, im Verhältnis zu der der Kapitalisten, verschlechtert. Es kam jetzt zu einem verhängnisvollen Dualismus in der Arbeiterbewegung: hier Verelendung, dort Verbesserung, unter dem die Agitation schwer litt. Es konnte vorkommen, daß vor derselben Zuhörerschaft der eine Redner die Katastrophenpolitik vertrat, weil nur durch eine radikale Umwälzung der Sozialismus verwirklicht werden könne, während der andere die positive organisatorische Mitarbeit an der Hebung der Massen empfahl und von der Evolution, dem allmählichen Hineinwachsen in den Zukunftsstaat, das Heil erwartete. Die Diskussionen, die in der deutschen Arbeiterbewegung über diese gegensätzlichen Auffassungen geführt worden sind, sind noch in frischer Erinnerung.

Eine eigenartige Erscheinung ist es, daß die Unzufriedenheit der Massen trotz der erwähnten Verbesserung ihrer Lage nicht verschwand, sondern eher noch weitere Kreise ergriff und an Stärke gewann. Die bürgerlichen Sozialreformer waren der Meinung, es genüge, die schlimmsten Quellen der Unzufriedenheit zu verstopfen, um diese selbst zum Versiegen zu bringen, und als dieser erwartete und erhoffte Erfolg nicht eintrat, sprachen sie von dem »Undank« der deutschen Arbeiter, die niemals zufriedenzustellen seien, und wenn auch noch soviel für sie getan werde. Der Umstand, daß keine Zufriedenheit in den Massen eintrat, erklärt sich aus verschiedenen Ursachen. Zunächst spielt hier die Eigenartigkeit der Menschenseele eine Rolle. Wie die Geschichte der Massenbewegungen zeigt, wirken die Schilderungen früherer Zustände und die Erlebnisse ungünstiger Natur noch nach, wenn inzwischen bereits eine wesentliche Besserung eingetreten ist. Die Darstellungen von dem Massenelend der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts

waren noch immer lebendig in der Arbeiterschaft der achtziger und neunziger Jahre, und ihre Nachwirkung wurde noch verstärkt durch die sozialen Dichtungen jener Zeit, die einen Kenner zwar anachronistisch anmuten, der Masse aber lebendigste Gegenwart geblieben sind. Die Vorstellung, daß der Kapitalismus noch immer die Massen verelende, erhielt sich in voller Schärfe, trotzdem die Verelendung in dem alten Sinne gar nicht mehr bestand. Das Gefühl der Mißstimmung und die Erinnerung an die erlittene Unbill lebt in dem einzelnen Menschen wie in den Massen weiter, wenn auch die Ursache des Unbehagens längst verschwunden ist, wofür uns die seelischen Nachwirkungen der sozialistengesetzlichen Verfolgungen auf die Beteiligten den Beweis liefern. Wohltaten und Gutheiten werden leicht vergessen, aber das Unrecht gräbt sich mit eisernem Griffel in die Seele ein. Das Proletariat vergaß es eben nicht, daß sich Staat und Gesellschaft an ihm in schwerster Weise vergangen hatten.

Hinzu kam dann, daß die elenden Verhältnisse, die noch in rückständigen Erwerbszweigen, zumal in der Heimindustrie zu verzeichnen waren, der Ausbeutungsgier des Kapitalismus ein schlechtes Zeugnis ausstellten. Der Solidaritätsgedanke, der im deutschen Proletariat stark ausgeprägt ist, weckte auch in den bessergestellten Arbeiterschichten die Empörung über das Elend ihrer verelendeten Klassengenossen. Zweifellos hat auch die mit Schlagworten und Übertreibungen gespickte Agitationsweise, die viel zu sehr dem Grundsatz huldigte, daß der Zweck die Mittel heiligt, einen wesentlichen Teil dazu beigetragen, daß die Unzufriedenheit in den Massen nicht ausstarb. Man glaubte eben, und nicht mit Unrecht, daß zufriedene Massen schwer vorwärtszutreiben sind und daß, wenn das erstrebte Ziel erreicht werden solle, die Unzufriedenheit als Stachel nicht entbehrt werden könne. Agitieren heißt ja: in Bewegung setzen, aus der Behaglichkeit und Ruhe aufschrecken.

Eine wesentliche Quelle immer neuer Unzufriedenheit bildete das Verhalten der Regierungen und Behörden, die sich als Soldknechte des Unternehmertums fühlten und deshalb die aufsteigenden Arbeitermassen in der dummsten und gemeinsten Weise drangsalierten. Es geht auf keine Kuhhaut, was der sogenannte Rechtsstaat in seiner Eigenschaft als Klassenstaat im Kampfe gegen die Arbeiterklasse geleistet hat. Theoretisch waren die Arbeiter allen anderen Staatsbürgern gegenüber gleichberechtigt, aber in der Praxis wurden sie als Menschen minderen Rechtes betrachtet und behandelt; sie hatten allerlei Rechte und Freiheiten, aber wenn sie davon einen Gebrauch machten, der dem Interesse des Kapitals und der Rückständigkeit der Behörden nicht entsprach, so fuhr die Polizeifaust dazwischen, Staatsanwälte und Gerichte wurden in Bewegung gesetzt und eine Flut von Schikanen ergoß sich über die Sünder, die ihre theoretische Gleichberechtigung in die Praxis übertragen wollten. Die Übergriffe und Mißgriffe der Behörden vom untersten Landgendarmen hinauf bis zum obersten Minister schrien zum Himmel, sie sind zu bekannt, als daß wir noch ein einziges Wort darüber zu verlieren brauchten. Die Folge davon war natürlich eine gesteigerte Unzufriedenheit über die ungerechte Behandlung der Arbeiterklasse durch die Organe des Staates und der Gemeinden. Diese Unzufriedenheit, die aus dem verletzten Rechtsgefühl der Massen entsprang, wurde noch gesteigert durch die soziale Zurücksetzung der Unterschichten seitens der Angehörigen der besitzenden Klassen, die sich

turmhoch erhaben dünkten über »das gemeine Volk, die gewöhnlichen Leute und die einfachen Arbeiter«. Die fortwährende Verletzung des Rechtsbewußtseins und des Selbstbewußtseins der aufstrebenden Arbeiterschaft mußte naturgemäß eine große Mißstimmung erzeugen, die eine etwa aufkommende Zufriedenheit mit den besseren wirtschaftlichen Verhältnissen im Keime erstickte. Allerdings hatte der seelische Zustand der Massen insofern eine Umwandlung erfahren, als sich die Auffassung durchrang, daß der Weg zum Sozialismus nicht durch die Niederungen des Elends führe, sondern über die Höhe eines allgemeinen Wohlstandes und daß im Grunde genommen eine gewaltsame Revolution überflüssig sei, wenn sich das Ziel auf dem Wege der Evolution erreichen lasse.

# Jugoslawische Politik

Von **Pawao Jugowitsch** (Schluß)

## II

## Äußere Politik

Man kann, ohne zu übertreiben, die Behauptung aufstellen, daß Jugoslawien nicht minder als Deutschland rings von Feinden umgeben ist. Jedenfalls ist der Ring der Gegner um uns vollkommen geschlossen, und fast ausnahmslos handelt es sich bei der Gegnerschaft um territoriale Streitfragen; aber auch ethnographische und wirtschaftliche Prinzipien sowie nationaler Haß sind im Spiele. Die Gegner an den Grenzen möchte ich in zwei Gruppen einteilen: erstens in sogenannte »Verbündete«, allen voran die einzige angrenzende Großmacht, den »Erzfeind« Italien, zweitens in die »Feinde«, die österreichische Republik, Ungarn und Bulgarien, ferner den nicht gerade vertragstreuen und entgegenkommenden Alliierten Griechenland und schließlich die durch Italien ermunterten albanischen und montenegrinischen bewaffneten Banden in den Grenzgebieten.

Ich betrachte es als ein wahnwitziges Verlangen mancher, besonders kroatischer nationalistischer Kreise, selbst mit der Waffe in der Hand die durch Italiener okkupierten, jedoch in der Mehrheit von Südslawen bewohnten Küstenlande zu befreien; denn wir vermöchten mit den Überresten der serbischen Armee nebst Freiwilligenformationen und der moralischen Hilfe Amerikas wenig auszurichten gegen eine wohlausgerüstete Millionenarmee, die ich zurzeit für die operationsfähigste aller Großmächte halte. In der Entrüstung gegen das imperialistische Italien sind jedoch alle Parteien, von den Ultrareaktionären bis zu den Kommunisten, einig; denn es zeigt sich wieder einmal deutlich, wie es mit dem Selbstbestimmungsrecht und der praktischen Anwendung der Wilsonschen 14 Punkte in Wirklichkeit bestellt ist. Selbst in dem Falle, daß Italien die Grenzvorschläge Wilsons angenommen hätte, wären noch zirka 400 000 Serben, besonders Slowenen, unter italienische Souveränität gekommen. England und Frankreich sind für Italiens Ansprüche durch den Londoner Vertrag vom Jahre 1915, der die Zugeständnisse für Italiens Eintritt in den Krieg enthält, gebunden, ein Abkommen, das Italien verschiedene Landstreifen bis tief in das Herz Dalmatiens, aber mit Ausschluß Fiumes, das im Pakt ausdrücklich den Kroaten zuerkannt wird, sowie die dalmatinischen Inselgruppen zuspricht. Aus ethno-

graphischen Gründen — zwei Drittel der Bevölkerung Fiumes sind italienisch, italienisiert oder doch italienfreundlich — beansprucht Italien im Gegensatz zum Wortlaut des Londoner Vertrags auch Fiume für sich, wäre aber gewillt, Jugoslawien in Dalmatien Konzessionen zu machen.

Für die Südslawen bedeutet Fiume wirtschaftlich eine Lebensfrage, da es der einzige moderne Hafen des Dreizehn-Millionen-Staats ist. Die Südslawen erklärten sich bereit, die weiteste Verwaltungsautonomie dem Freihafen Fiume zu gewähren; Wilsons Projekt dagegen, dem sich Italien widersetzt, beantragt die Gründung eines besonderen Freistaats, bestehend aus Fiume und Umgebung, durch einen Küstenkorridor an Italien grenzend. In einer Reihe von Jahren soll dann über die Form und Zugehörigkeit dieses kleinen Pufferstaats eine Volksabstimmung entscheiden. Zu erwähnen ist hier, daß die Entente Jugoslawien in Albanien, zum Beispiel mit Skutari, für den Verlust Fiumes entschädigen möchte; ein indiskutabler Vorschlag, der zugleich eine Verletzung des Selbstbestimmungsrechts der Albanesen ist. Vorläufig ist in Fiume nicht die italienische Staatsgewalt, sondern der Dichter d'Annunzio der Allgewaltige. Gegen das abenteuerliche Vorgehen dieses italienischen Poeten wie überhaupt gegen die imperialistischen Gelüste der italienischen Bourgeoisie protestiert natürlich die sozialistische Partei Italiens, doch bisher ohne merklichen Erfolg. Nun soll es zwecks endgültiger Lösung der Adriafrage zu einer direkten Aussprache zwischen Nitti und dem jugoslawischen Minister des Äußern, Dr. Trumbitsch, kommen; doch habe ich keine zuverlässigen Nachrichten, ob dies und mit welchem Erfolg in San Remo geschehen ist.[1] Wirtschaftlich hätten wir mit Italien manche gemeinsame Interessen; doch die Stimmung ist in den serbischen Gebieten noch so erregt, daß sich dort kaum ein Italiener ohne Gefahr für seine persönliche Sicherheit sehen lassen darf; von handelspolitischen Beziehungen gar nicht zu reden.

Bekanntlich sind die Montenegriner ein rein serbischer Stamm und als solcher in das neue Staatswesen der Serben, Kroaten und Slowenen eingetreten. Italien macht den Jugoslawen auch in dieser Hinsicht Schwierigkeiten, indem es dem abgesetzten König Nikita, dem Schwiegervater des italienischen Königs, zwecks »Wiedereroberung« seines Thrones dadurch Hilfe leistet, daß es die Ausrüstung montenegrinischer Banden unterstützt. Italien will auch das neu entstehende albanische Staatswesen zu seinem Vasallen machen, und Arnautenhaufen sind es, die unsere vorläufige Grenze nicht zur Ruhe kommen lassen. Auch da kreuzen sich unsere beiderseitigen Interessen. Besetzen zum Beispiel Italiens Truppen Skutari, so erklimmen serbische Grenzsoldaten die Skutari beherrschende Anhöhe Taraboš, so daß stets die Gefahr von Plänkeleien droht.

Mit dem »Verbündeten« Rumänien schwebt ein Streit über die Teilung des magyarischen Banats, Rumänien beansprucht das ganze Banat für sich. Die Folgen sind: gegenseitige Sabotage im Transportwesen, Handel usw. So gab zum Beispiel Rumänien die Eisenkonstruktionen für den Wiederaufbau der Belgrader Donaubrücke, die in Resiczabanya schon lange lagerten, erst nach langwierigen Verhandlungen frei. Ebenso hielt der griechische Exkönig Konstantin seine Vertragsverpflichtungen bei Kriegsausbruch gegen-

[1] Infolge eingereichter Demission Nittis sind die Verhandlungen einstweilen unterbrochen.

über Serbien nicht ein. Nicht sehr entgegenkommend ist gegen uns auch der Ententefreund Venizelos, obgleich der größte Teil des ehemaligen Serbiens heute noch nach Saloniki gravitiert und bis zur Freigabe Fiumes auch gravitieren wird.

Der staatsmännischen Klugheit des österreichischen Staatskanzlers Dr. Karl Renner ist es zu verdanken, daß man bereits heute mit ruhigerem Blute das gegenseitige Verhältnis zwischen der österreichischen Republik und Jugoslawien zu erwägen beginnt und daß vieles Blutvergießen in den strittigen Gebieten vermieden oder wenigstens herabgemindert wurde. Nun, da auch der Saint-Germainer Friedensvertrag zum Teil die Grenzen festgesetzt, zum Teil der Volksabstimmung überlassen hat, stünde einem freundnachbarlichen Verhältnis nichts mehr im Wege. Allerdings haben der emporkeimenden friedfertigen Gesinnung mißglückte Kompensationsverträge Schaden zugefügt. Auf Betreiben der Entente findet aber bereits ein recht reger Güteraustausch statt, besonders eine Zufuhr von Lebensmitteln nach dem hungernden Wien.

Vollkommen ungeklärt ist noch das Verhältnis zu Ungarn. Vom Obersten Rat wurde erst jüngst das letzte Wort über unsere Nordgrenze gesprochen, doch hoffen die Magyaren durch Schiedsspruch des Völkerbundes noch auf eine Zurückgewinnung mancher reichen, durch Südslawien okkupierten Gebiete, besonders Teile von Batschka, dem Banat und Baranya (mit Fünfkirchen als Hauptstadt). Die »Liga zur Wiederherstellung der Integrität Ungarns« in Budapest veranstaltet irredentistische Aufstände. Nur in einem haben sich die Hortyleute und die reaktionäre Parteiregierung Jugoslawiens in die Hand gespielt: letztere hat den flüchtigen Kommunisten das Asylrecht verwehrt.

Noch mehr ist den Serben Bulgarien verhaßt. Durch die Kriegsgreuel ist ein Nationalhaß entfacht, den kaum die gegenwärtige Generation wird überwinden können. Anscheinende Begünstigungen der Bulgaren gegenüber den Serben beim Friedensdiktat haben die Gemüter erneut aufgebracht. Mag man indessen in blindem Hasse den Bulgaren selbst die slawische Abstammung abprechen, so bleibt sie dennoch eine Tatsache, die früher oder später zur Vereinigung mit dem serbokroatisch-slowenischen Staate führen dürfte. Von den politischen Parteien sind es heute nur die Sozialisten, die diese geschichtliche Notwendigkeit zu erkennen beginnen. Erst nach solcher Verschmelzung wird es einen wahren »Jugoslawenstaat« geben, in dem sämtliche südslawischen Stämme vereinigt sind.

Die außenpolitische Lage des jungen jugoslawischen Staates ist also, wie wir sehen, heute durchaus nicht rosig; aber auch nicht in höherem Maße verzweifelt, als die der meisten anderen europäischen Mittel- und Oststaaten. Da noch nicht allgemein bekannt, bemerke ich, daß der Vereinigung der Serben, Kroaten und Slowenen zu einem Staatsgebilde eine rege Tätigkeit der Emigrantenkomitees in Paris, London und St. Petersburg während des Krieges vorausgegangen ist. Der erste Grund zu dem heutigen staatsrechtlichen Verhältnis und zum Staate selbst wurde formell durch den Pakt von Korfu gelegt, der zwischen dem damaligen serbischen Ministerpräsidenten Nikola Paschitsch und dem damaligen Präsidenten der Emigrantenausschüsse und gegenwärtigen Minister des Äußern Dr. Ante Trumbitsch abgeschlossen worden ist. Trumbitsch hat dieses Portefeuille nun schon ununterbrochen im

dritten Ministerium bekleidet. Er steht außerhalb der Parteien. Von den exponierten Männern der Emigration nenne ich nur noch den republikanisch gesinnten Dr. Hinko Hinkowitsch, den Verteidiger im großserbischen Hochverratsprozeß unter dem Banus Baron Rauch in Zagreb, sowie Dr. Franko Pototschniak, den derzeitigen Vizebanus von Kroatien-Slawonien. Ein weiteres Moment ist die Aufstellung der südslawischen Freiwilligendivisionen aus Angehörigen aller drei Stämme gewesen. Größtenteils haben sie sich aus Auswanderern in die Vereinigten Staaten von Nordamerika rekrutiert. Diese Aktion wurde geleitet von dem ehemaligen österreichisch-ungarischen Offizier und späteren serbischen Oberst Milan Pribitschewitsch. Als dann die Salonikifront zusammenbrach und der Dezemberpakt von 1918 zustande kam, war schon die Errichtung des Jugoslawenstaats eine im Schoße der Entente beschlossene Tatsache, die sich ethisch auf die 14 Punkte Wilsons, materiell auf die Zertrümmerung Österreich-Ungarns stützte.

Heute wird der weitere Bestand des Einheitsstaats nur noch programmatisch bedroht durch zwei kleine politische Parteien, von denen bei der einen das Techtelmechteln mit der Umgebung des Exkaisers Karl oder mit d'Annunzio klar zutage liegt. Die erste dieser Parteien ist die »kroatische reine Rechtspartei«, bekannt unter dem Namen Frankianer nach ihrem Begründer Dr. Josua Frank. Ihre Führer sind Dr. Manko Gagliardi, Dr. Iwitza Frank, Dr. Sachs, Klobutscharitsch und andere mehr mit ihrem Hauptquartier in Graz — und Dr. Wladimir Prebeg, Universitätsprofessor Dr. Fran Milobar und andere in der Heimat. Leider finden sie innerhalb des südslawischen Staates, wenn auch in sehr beschränktem Maßstab, Anhänger.

Die andere Partei, innerhalb welcher der konfuse Alleswisser Stjepan Raditsch eine unbeschränkte Herrschaft ausübt, ist die kroatische Bauernpartei. Diese Partei bestreitet die Blutsverwandtschaft der Kroaten mit den Serben und führt die Errichtung einer kroatischen Bauernrepublik im Schild nach dem System der russischen Sowjets. Ein doppelter Unsinn; denn einerseits entspringt der Republikanismus dieser Leute nicht einer besseren Erkenntnis, sondern bloß dem Wunsche »Los von Serbien«, während sie unter Karl von Gottes Gnaden hyperloyale Monarchisten waren. Andererseits predigen sie eine Bauernrepublik nicht *mit* den Arbeitern, sondern *gegen* diese. Infolge der Aufhetzung der Bauern gegen die Städte haben sie auf die unaufgeklärte Bauernschaft Kroatiens einen verhältnismäßig großen Einfluß.

Zur Bewertung der gegenwärtigen Außenpolitik Südslawiens ist der Umstand bestimmend, daß sich die Leitung fast ausschließlich in den Händen von Männern aus dem ehemaligen Serbien befindet. Nur der Außenminister selbst, ein Advokat aus Spalato, Dr. Ante Trumbitsch, ist Kroate, doch ist er de facto bloß Mitglied der Friedensdelegation in Paris — Vorsitzender ist bekanntlich Nikola Paschitsch — und war bisher nur während einiger Tage seiner anderthalbjährigen Amtstätigkeit im Regierungssitz Belgrad, wo der jeweilige Ministerpräsident — gegenwärtig aber der Minister ohne Portefeuille und ehemalige serbische Gesandte in St. Petersburg, Dr. Miroslaw Spalaikowitsch, ein begeisterter Anhänger Clémenceauscher Politik — als Stellvertreter seine Funktionen innehatte. Und was das Diplomatenkorps anbetrifft, so finden wir nur in Madrid als Gesandten

den dalmatinischen Politiker und Dichter Dr. Ante Trestitsch-Pawitschitsch, also in einem Staate, der selbst nur geringe Interessen mit Jugoslawien gemeinsam hat. Auf allen anderen Posten sitzen ausschließlich reinrassige Serben; ebenso in der Heeresleitung, die durchaus den serbischen Charakter bewahrt hat. Sie hat keinen einzigen kroatischen kommandierenden General, obgleich bekanntlich der größte Teil der österreichischen Generale serbokroatischer Abstammung war. Es ist auch nur ein slowenischer kommandierender General (Majster) in die S. H. S.-Armee übernommen worden.

Da nun aber Südslawien das ehemalige Serbien an Größe und auch fast an Bevölkerung um das Fünffache übertrifft, so genügen die zentralen Verwaltungsbehörden ebensowenig wie die auswärtigen Missionen den neuen Anforderungen. Während die noch nicht ausgebaute Organisation der ersteren die Konsolidierung im Innern verlangsamt, beeinträchtigt die Qualität der letzteren sowohl die zweckdienliche Interessenvertretung bei den Verbündeten als auch die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu den bisherigen Gegnern.

Das politische Verhältnis zu den rasseverwandten Nationen hat sich mehr und mehr verschlechtert. Die momentane Abhängigkeit von den Ententemächten einerseits und die Vorherrschaft der Bourgeoisie — selbst während des demokratisch-sozialistischen Regimes — andererseits haben zur Folge, daß Südslawien mit Sowjetrußland gar keine Beziehungen mehr aufrechterhält; während die reaktionären Generale, vor allem Denikin, als Verbündete betrachtet wurden und sogar die Anwerbung für die Söldnerheere derselben gestattet ist. Jetzt haben wir das zweifelhafte Glück, die uns von der Entente zugeteilte Quote der Überreste der Denikinschen Armee zu beherbergen. Mit Polen sind wir kaum über eine lässige Konsulartätigkeit im Interesse der Heimkehrer hinausgekommen. Herzlich ist allein das Verhältnis zu der tschechoslowakischen Republik. Es wurde auch eine direkte Angrenzung durch Hilfe eines Landkorridors angebahnt, doch von der Friedenskonferenz abgelehnt. Die ungetrübte Freundschaft wird etwas gestört durch die guten Beziehungen, die der tschechische Präsident Masaryk mit dem offiziellen Italien aufrechtzuerhalten bestrebt ist.

Von seiten der Ententemächte macht sich bei uns am meisten geltend der Einfluß Frankreichs, und zwar dermaßen, daß er schon oft unangenehm empfunden wurde. Die letzte Reise des Regenten nach Paris, welche die Erwirkung von Begünstigungen im Saint-Germainer Vertrag zum Zwecke hatte, scheint auch auf die innere Politik nicht ohne Rückwirkung geblieben zu sein, indem unverzüglich nach seiner Rückkehr das demokratisch-sozialistische dem reaktionären Regime weichen mußte. England hat zwar die Rolle des Beschützers der kleinen Nationen zum guten Teil verspielt, aber das zwischenstaatliche Bundesverhältnis bleibt bestehen.

Mit den Neutralen, worunter sich besonders Dänemark beeilt hat, unsere staatliche Selbständigkeit anzuerkennen, ist ein regerer Verkehr erst angebahnt. Die Schweiz und auch Holland haben unter ihnen bisher das größte handelspolitische Interesse für uns gezeigt.

Last not least gedenke ich jener Großmacht, die unserem Staate wohl in absehbarer Zeit zum direkten Nachbarn werden wird und mit der uns dann trotz allem die wichtigsten Lebensinteressen verknüpfen werden: das ist das neue Deutschland — nachdem sich ihm die österreichische Republik an-

geschlossen haben wird. Mit Serbien hat Deutschland bis zu dem Kriege keinen Zusammenstoß gehabt, und dann ohne direkte Veranlassung einzig und allein als Verbündeter Österreich-Ungarns. Daher ist auch der Deutschenhaß in dem ehemaligen Serbien nicht so tief in die Volksseele eingedrungen wie in den ehemals österreichischen Gebietsteilen, wo man unter der Maske der deutschen Hegemonie die Knute Habsburgs durch Jahrhunderte gefühlt hat. Heute schon wären gewichtige gegenseitige, besonders wirtschaftspolitische Interessen wahrzunehmen, doch die Ignoranz der maßgebenden serbischen Kreise fügt auch hier dem Wirtschaftsleben Schaden zu.

## Reichsgründung und Kommune

Von **Karl Korn**

Nach langer Pause wird mit dem vorliegenden Buche die Reihe der von der Vorwärts-Buchhandlung herausgegebenen sozialistischen Neudrucke[1] fortgesetzt, die vor dem Krieg unter der Leitung Franz Mehrings erschienen sind. An Stelle des unvergeßlichen Historikers der Sozialdemokratie zeichnet als Herausgeber ein Vertreter der jüngeren Gelehrtengeneration der Partei, und man muß sagen, er führt das Werk des alten dahingegangenen Meisters non sine gloria in einer Arbeit fort, die sich sehen lassen kann. Zunächst ist die Publikation an sich schon außerordentlich verdienstvoll. Sie macht das parteigenössische und das sonst an der sozialistischen Literatur interessierte Leserpublikum mit einer Anzahl Schriften von Marx und Engels bekannt, die im Buchhandel längst vergriffen oder in schwer zugänglicher Literatur zerstreut waren, und sie fügt ferner den abgeschlossenen größeren Abhandlungen, die in ihrem Mittelpunkt stehen, einschlägige publizistische und briefliche Auslassungen der Verfasser an, die jene Arbeiten in wichtigen Stücken zum Teil ergänzen, zum Teil berichtigen, oft auch der ursprünglichen, ex cathedra vorgetragenen parteioffiziösen und autorengewichtigen Darstellung eine intimere persönliche Note geben. So hat der Leser, dem ein umfangreicher literarischer Apparat nicht zur Verfügung steht, in dieser Zusammenstellung alles Wesentliche zur Hand, was Marx und Engels über so äußerst bedeutungsvolle Ereignisse der neuesten Zeitgeschichte wie die Gründung des Deutschen Reiches und die französische Kommune geäußert haben. Damit ist zugleich in dieser Zusammenstellung ein wertvolles Stück klassischer sozialistischer Historik sozusagen redaktionell endgültig in eine Form gebracht — und die klassische Literatur des Sozialismus ist auf historischem Gebiet nicht so ausgedehnt, daß man nicht jede solche Fixierung als Sicherstellung und Bereicherung des unschätzbaren Erbes, das uns unsere Großen hinterlassen haben, dankbar zu begrüßen hätte.

Darüber hinaus ist die Veröffentlichung aber auch gerade im jetzigen Zeitpunkt besonders aktuell. Nicht bloß mit Rücksicht auf Leser, die, zumal aus sogenannten intellektuellen Kreisen, der Partei erst neuerdings sich angeschlossen haben, und die das lebhafte Bedürfnis verspüren, sich mit den Anschauungen des wissenschaftlichen Sozialismus vertraut zu machen, ein Bedürfnis, das erfahrungsgemäß fürs erste durch die sozialistische historische Literatur noch am schmerzlosesten befriedigt wird —, sondern aktuell auch für ältere Parteigenossen, die die eine oder andere der hier veröffentlichten Abhandlungen seit langen Jahren kennen. Haben wir doch neuerdings gerade in bezug auf die Fragen, die sie behandeln, einen unser gesamtes Denken revolutionierenden Anschauungsunterricht durchgemacht, aus dessen Lehren

[1] Reichsgründung und Kommune. Die Ereignisse von 1870/71 in Schriften von Friedrich Engels und Karl Marx. Mit Einleitungen und Anmerkungen von A. Conrady. Berlin 1920, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 390 Seiten. Preis 15 Mark.

heraus wir auch diese »alten Geschichten«, die wir längst geistig erledigt zu haben glaubten, ganz anders als früher beurteilen. Die Erhebung des Pariser Proletariats in den Tagen der Kommune ist uns heute nicht mehr eine bloße historische Angelegenheit, sondern eine Sache, zu der wir aus eigenem Erleben heraus Stellung zu nehmen vermögen. Wir selbst haben inzwischen den Pulverdampf der Revolution gerochen, haben die bewegenden Kräfte solcher historischen Prozesse selbst am Werk gesehen. Jeder einzelne von uns hat mehr oder minder hinter die Kulissen der Geschichte geschaut, so daß wir jetzt eigentlich erst imstande zu sein glauben, historisch »Akten zu lesen«, das heißt uns eine auf eigener Erfahrung beruhende Vorstellung von dem Leben zu machen, das hinter den Berichten steht.

Dieselbe Auffrischung unseres Interesses kommt dem anderen Hauptthema des Buches zugute: der altsozialistischen Darstellung und Beurteilung des Deutsch-Französischen Krieges und der Reichsgründung. Wir sind die erschütterten Zeitgenossen der gewaltigsten kriegerischen Ereignisse geworden, und unter unseren Augen ist ein Verfassungswerk entstanden, dessen Tragweite für unser Bewußtsein jenen langen staatsrechtlichen Entwicklungsprozeß, der 1870/71 in der Reichsgründung seinen Abschluß fand, in dem Maße übertrifft, als nunmehr, im freien Volksstaat, der einzelne in ganz anderem Maße am Staatsganzen interessiert ist, als er es je im alten Obrigkeitsstaat gewesen. Aus eigener Erfahrung können wir also über Krieg, Revolution und Staatsgründung mitsprechen. Das sind nicht mehr Bestandteile eines rein begrifflichen Vorstellungskomplexes, sondern von blutwarmem Leben strotzende Tatsachen der unmittelbaren Anschauung.

Und so wird uns denn auch die Kontinuität des Entwicklungsprozesses, der die Gegenwart mit jener Vergangenheit verknüpft, heute in ganz anderem Grade lebendig wie vor dem August 1914 oder vor dem November 1918. Beruht der Wert der Geschichte nach einem alten Wort in der Lehre, die die Vergangenheit der Gegenwart erteilt, so sind wir auf einem überaus wichtigen, unsere vitalsten Interessen berührenden Gebiet instand gesetzt, diese Lehren gewissermaßen mit Händen zu greifen. Der Weltkrieg kritisiert den »Siebziger Krieg«, die Verfassung der Republik die Reichsgründung, die revolutionäre Erneuerung, in der Europa begriffen ist, jene Erhebung des Pariser Proletariats; und es ist im eminentesten Sinne historische Kritik, ist die Dialektik leibhaftig, die uns in dieser Kritik entgegentritt, denn die Argumente der Kritik sind nicht dem Bereich der Ideen, sondern dem des Seins entnommen, sind Tatsachen. Und mag es auch dahingestellt bleiben, ob alles, was ist, vernünftig ist, jedenfalls geschieht, was geschieht, mit Notwendigkeit, und gegen das Sein selber gibt es diesseits der philosophischen Erkenntniskritik keinen Einspruch.

Wenn deshalb Conrady, um seine den Marx-Engelsschen Standpunkt vielfach revidierende Auffassung zu rechtfertigen, bei allem Respekt vor den »genialsten historischen Köpfen unter den Zeitgenossen« bemerkt, daß eben »die Nachgekommenen über mehr Hilfsmittel der Tatsachenfeststellung verfügen und einen Abstand von den vollendeten Geschehnissen erlangt haben, der ihre Beurteilung erleichtert«, so ist der Nachdruck auf die v o l l e n d e t e n Tatsachen zu legen. Es ist darum nicht Überheblichkeit, die die Kritik des Epigonen inspiriert, sondern dieser bleibt sich stets bewußt, daß er seine Weisheit der glücklichen Situation des Mannes verdankt, der vom Rathaus k o m m t.

Damit haben wir uns bereits dem Teil der Publikation zugewandt, der ausschließlich auf das Konto des Herausgebers entfällt und der weit über die bloße Herausgebertätigkeit hinaus den originalen Wert der Conradyschen Arbeit ausmacht. Der eigenwertige Charakter dieser Partien springt schon durch ihren Umfang in die Augen, insofern der Conradysche Kommentar in Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Marx-Engelsschen Texten gut die Hälfte des Gesamtwerkes beansprucht. Besonders die »Einleitungen« zu den beiden Hauptteilen präsentieren sich als durchaus selbständige, in sich geschlossene Abhandlungen über dieselben Themen, die uns dann in der Darstellung von Marx und Engels entgegen-

treten. Steht so beispielsweise im Mittelpunkt des ersten Teils Engels' geniale Skizze über die Reichsgründung, der ihr erster Herausgeber, Eduard Bernstein, den Titel »Gewalt und Ökonomie bei der Herstellung des Deutschen Reiches« gegeben hat, so rollt Conradys »Einleitung« in großen Zügen die lange politische und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands vor uns auf, die jenem staatsrechtlichen Ereignis vorangegangen ist. Gestützt auf einen umfangreichen historischen Apparat weist unser Kritiker nach, daß die Engelssche Auffassung auch vom sozialistischen Standpunkt in manchen Einzelzügen der Berichtigung bedarf, und er trägt um so weniger Bedenken, seine abweichende Meinung zu vertreten, als er sich dabei bewußt ist, geradeso im Geiste unserer Meister selbst und ihrer historischen Methode zu handeln.

Noch erheblicher sind seine Einwendungen gegen wesentliche Auffassungen und Tatsachendarstellungen der Marxschen Schrift über die Kommune. Das ist in der Natur der Sache begründet, denn wir haben es im »Bürgerkrieg in Frankreich« weniger mit dem historischen Quellenwerk als mit einer Agitationsschrift großen Stils zu tun, deren Absichten und deren Schlagkraft ganz woanders liegen als in einer objektiven Würdigung des Tatsachenmaterials. Marx hat sein glänzendes Pamphlet mitten im Feuer des Kampfes geschrieben; er war in der Darstellung wie in der Beurteilung der Tatsachen angewiesen auf das Zeugnis der Beteiligten, deren Auffassung naturgemäß durch ihre Parteistellung befangen war und die die Ereignisse in ihrem Zusammenhang oder gar in ihrer historischen Verursachung nicht zu überschauen vermochten. Uns Nachgeborenen, die wir gewaltigere Geschehnisse derselben Rangordnung miterleben, ist die beschränkte Gültigkeit solcher zeitgenössischen »Geschichtschreibung« ohne weiteres klar, wenn wir uns vorstellen, daß beispielsweise die deutsche Novemberrevolution und die nachfolgenden politischen Ereignisse in der Darstellung, die die französische Sozialistenpresse auf Inspiration von deutscher unabhängiger Seite hin kolportiert, uns als geschichtliche Wahrheit zugemutet werden sollten.

Nach dem von Marx verfaßten Manifest des Generalrats der Internationale über den Bürgerkrieg in Frankreich ist nun aber eine schier unübersichtliche Fülle historischen Quellenmaterials über die Kommune erschienen, und wenn jetzt Conrady in kritischer Benutzung dieses Materials, abgesehen von der Richtigstellung tatsächlicher Irrtümer, sogar über die soziologische Einschätzung des Ereignisses und seiner Triebkräfte von Marx abweichende Ansichten vertritt, so wird dadurch Marxens grandiose Leistung nicht herabgesetzt, es wird ihr nur ein anderer Rang zuerkannt, als man ihr gemeinhin in unseren Kreisen einzuräumen geneigt war.

Danach haben wir also in Marxens Sendschreiben über die Kommune nicht mehr das ein für allemal festgelegte, von der Historie selber sanktionierte Protokoll, geschweige denn die absolute Kritik jenes Tatsachenkomplexes zu erblicken, sondern einen selbst zum Quellenmaterial gehörigen Befund. Als »Quelle« aber muß es sich natürlich auch Marxens Schrift gefallen lassen, kritisch bearbeitet und beurteilt zu werden. Daß sie dadurch weder historisch noch literarisch degradiert wird, daß sie auch unter jenen Quellen die erste Stelle einnimmt, dafür ist nach wie vor Marxens überragende geisteswissenschaftliche Bedeutung die sichere Gewähr. Und im übrigen darf man überzeugt sein, daß Marx selber gegen eine solche Anwendung seiner Methode auf sein eigenes Wirken der allerletzte gewesen wäre, Einspruch zu erheben, und daß insbesondere der souveräne Nachrichter der Bruno Bauerschen »Kritischen Kritik« eine Absolutterklärung seiner eigenen historischen Kritik als alles andere eher denn als Huldigung empfunden hätte.

Der »Bürgerkrieg in Frankreich« erlebt also das Schicksal so mancher, lange Zeit als unumstößlich feststehende historische Wahrheit geltenden Dokumente, die als solche die Forschung mehr gehindert als gefördert haben und die Vehikel der historischen Erkenntnis erst in dem Moment geworden sind, wo man sie selbst nicht mehr als Resultate, sondern als Material der Forschung zu würdigen gelernt hat. Nahe liegt da vor allem der Vergleich mit der Einschätzung der sogenannten Evan-

gelien in der modernen Bibelkritik, die erst dann historische Qualität erlangt haben, als man sich entschloß, sie nicht mehr als objektive Tatsachenberichte aufzufassen, sondern bloß noch als Zeugnisse für die Art, wie sich in ihren Verfassern und deren Umgebung jene Tatsachen widerspiegelten. Eine ähnliche Perspektivenkorrektur nimmt die Conradysche Kritik an Marxens »Bürgerkrieg« vor.

Über die Einzelheiten dieser Kritik muß sich der Leser aus dem Buche selber unterrichten. Er wird auf jeden Fall reiche Belehrung aus der Schrift schöpfen und dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er in der Tat, wie er in seiner »Vorbemerkung« in Aussicht stellt, durch seine Einleitungen und Anmerkungen »zur Erleichterung des Verständnisses, zur Ausfüllung von Lücken und zur Berichtigung von unhaltbaren Angaben und Urteilen der beiden großen Sozialisten« umfangreiches Material erbracht hat. Welche Arbeit in dem Conradyschen Teil des Buches steckt, zeigt schon rein äußerlich die Übersicht der benutzten Quellenschriften, deren Titel zusammengedrängt nicht weniger als vier Seiten füllen und die wohl keines der in Betracht kommenden Geschichts- und Memoirenwerke deutscher wie französischer Herkunft vermissen läßt. So gibt die sorgfältige, von langem Vertrautsein mit der sozialistischen Gedankenwelt unterstützte und alle Mittel der historischen Methode beherrschende Benutzung des Materials dem Verfasser das Recht, für seine Arbeit in Anspruch zu nehmen, daß er »ohne Rücksicht auf die Tradition oder gar die Vorurteile des Tages« seine Forschungsresultate ausgesprochen hat und an seinem Teil zu erfüllen bestrebt war, was der alte Ammian als Pflicht des Historikers aufstellt: nichts Falsches zu sagen und nichts Wahres zu unterschlagen. Und mag auf diese Weise wirklich auch manche liebe Legende der sozialistischen Tradition zerstört worden sein, die Erkenntnis, die sie ersetzt, wird für den Sozialismus den Verlust reichlich wettmachen.

## Schriften und Karten zu den Friedensverträgen

Besprochen von H. Fehlinger

Große Teile des Weichsel- und Warthegebiets, die seit dem achtzehnten Jahrhundert preußisch waren, sind durch den Vertrag von Versailles an das neue Polen gefallen, das Danziger Gebiet wurde von Deutschland abgetrennt, und in anderen Landschaften des Ostens werden Volksabstimmungen über die künftige Staatszugehörigkeit entscheiden. Angesichts dieser weitgehenden Eingriffe in den territorialen Bestand Deutschlands brachte der Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig zwei recht zeitgemäße Bücher heraus, welche beide »Die Ostmark« betitelt sind. Das eine ist eine kurze Landeskunde des deutschen Nordostens (108 Seiten, Preis 3 Mark) aus der Feder des bekannten Danziger Geographen Fritz Braun, der Heimatland und Volk so trefflich zu schildern versteht wie selten einer. Es ist stets, als ob man alles selbst sähe, was der Autor beschreibt.

Ein stattlicher Band von 412 Seiten ist das andere Heimatsbuch »Die Ostmark« (Preis 12 Mark), das außer einer Darstellung der Landesnatur und der Siedlungen noch vier Teile enthält: »Aus Sage und Geschichte«, »Land und Leute«, »Wirtschaftsleben« und »Ostmärkisches Schrifttum«. Ein Teil der Beiträge zu diesem Bande war bereits früher anderwärts veröffentlicht. Die Zusammenstellung besorgte ebenfalls Fritz Braun, Zeichnungen haben A. Fahlberg und L. Wronka beigetragen.

Einen gedrängten Überblick über die wichtigsten wirtschafts- und sozialpolitischen Folgen des Krieges und des Friedensschlusses gibt Adolf Braun in der Schrift »Der Friede von Versailles« (Berlin 1919, Jul. Springer). Es ist sicher, daß auch »eine noch so nüchterne und sich noch so sehr von allen politischen und nationalen Erwägungen fernhaltende Betrachtung der von der Entente aufgezwungenen Friedensbedingungen« zu der Überzeugung führt, die deutsche Volkswirtschaft müsse dadurch schwer geschädigt werden; doch scheint Braun in mancher

Beziehung zu schwarz zu sehen. Wir können zum Beispiel seiner Auffassung von der Gefahr einer drohenden Überflutung Deutschlands mit farbigen Arbeitskräften infolge der Bestimmungen des Artikels 276 des Friedensvertrags nicht beipflichten, auch nicht der Befürchtung, daß künftighin auf Grund des Artikels 297 deutsche Unternehmungen im früher feindlichen Ausland unmöglich gemacht würden, denn es geht aus diesem Artikel doch deutlich hervor, daß für erst künftig entstehende Güter keine Liquidationsbefugnis vorhanden ist. (Vergl. auch Materialien zu den Friedensverhandlungen, IV, S. 62.)

Die Schrift »Das Rheinlandabkommen sowie die Verordnungen der Hohen Kommission in Koblenz« hat der Verlag Marcus & Weber in Bonn herausgegeben. Die Texte sind in deutscher, englischer und französischer Sprache wiedergegeben, was notwendig ist, denn der deutsche Wortlaut hat keine amtliche Geltung; bei Auslegungsfragen müssen die fremden Texte zur Hand sein. Erläuterungen haben Regierungsrat Vogels und Staatsanwalt Vogels beigetragen. Sie dienen dazu, das umfangreiche Material, das sich in der Praxis sowie bei diplomatischen und parlamentarischen Verhandlungen bereits angesammelt hat, nutzbar zu machen. Die Arbeit hält sich in den Grenzen der praktischen Rechtswissenschaft; sie treibt keine Politik und stellt keine Streitschrift dar. Die zu den einzelnen Bestimmungen ausgesprochenen Meinungen geben nur die persönlichen Ansichten der Verfasser wieder. Das Buch ist für alle, die mit Besetzungsfragen zu tun haben, ein unentbehrliches Hilfsmittel.

»Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag« behandelt Karl Melchior. (26 Seiten, Berlin 1920, Hans Rob. Engelmann.) Es werden vor allem die Teile 8 und 9 des Friedensvertrags in Betracht gezogen und im einzelnen erörtert, wobei sich ergibt, daß die einzelnen Kategorien von Schadensersatzansprüchen, für die Deutschland haftet, weit über die vereinbarten Grenzen der Wiederherstellung der früher besetzten Gebiete und der Entschädigung der Zivilbevölkerung hinausgehen, wie zum Beispiel die Verpflichtung, die Pensionen zu erstatten, sowie alle Schäden an staatlichem — außer militärischem — Eigentum zu ersetzen, und zwar auch außerhalb der früher okkupierten Gebiete, und schließlich die Erstreckung der Haftung Deutschlands auf die durch seine Verbündeten angerichteten Schäden. Weiterhin werden die Vorschriften über Naturallieferungen und Naturalrestitutionen sowie über die Liquidation der deutschen Auslandsinteressen betrachtet, wobei sich herausstellt, daß Deutschland diejenigen Aktiven geschmälert und geraubt sind, die ihm einen teilweisen Aufbau seiner auswärtigen Wirtschaft und die Erzeugung von Werten mit internationaler Zahlkraft ermöglicht hätten. Auch andere Bestimmungen werden erwähnt, welche die finanzielle Lage Deutschlands weiter erschweren. Die Möglichkeit einer Erleichterung der Lage Deutschlands durch Verständigung mit den Gegnern hält Melchior nicht für ausgeschlossen, aber »jeder Umsturz des demokratischen Systems, jede Aufrichtung absolutistisch-diktatorischer Regierungsformen, sei es durch eine kommunistische Revolution, sei es durch eine reaktionäre Restauration, würde diese Verständigungsmöglichkeiten mit den augenblicklich maßgebenden Völkern außerordentlich erschweren und die Kräfte im Keim ersticken, die sich bereits heute, wenn auch noch unter der Oberfläche, insbesondere in den angelsächsischen Ländern und Italien regen, um die vernichtenden Folgen des Friedensvertrags zu mildern: nicht etwa aus Vorliebe zu uns, sondern im wohlerwogenen Interesse des ganzen Europas«.

Ziemlich ausführlich wird »Deutschlands weltwirtschaftliche Lage nach dem Friedensschluß« von J. Gerstmeyer anschaulich zu machen versucht. (Berlin, Verlag Th. Lißner.) Die Schrift ist die Erweiterung eines Vortrags, der vor einiger Zeit in der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre gehalten wurde. An Übertreibungen und Schwarzmalereien fehlt es nicht; sie müssen die seelische Verfassung der Volksmassen noch weiter verschlechtern, und ihre Anwendung soll augenscheinlich nur der Reaktion dienen.

Die Vorgeschichte des Pariser Völkerbundabkommens, dessen Text mit Kritik und Kommentar bringt die Schrift »Das Pariser Völkerbundsabkommen« von Paul v. Auer. (Wien 1920, Verlag Manz.) Da dieses Abkommen, das einen Teil der Friedensverträge bildet, nahezu täglich in den Zeitungen erwähnt wird, muß man die Veranstaltung einer Sonderausgabe seines Textes begrüßen, um so mehr, als jedem einzelnen Artikel eine kritische Würdigung folgt. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, es sei klar, daß der Völkerbund unmöglich in seiner heutigen Gestalt bleiben kann und bleiben darf. Die Lebensfähigkeit dieser epochalen Institution, dieser Weltorganisation ohne Beispiel, hängt von wesentlichen Änderungen ab, die dringend vorgenommen werden müssen. Doch die Möglichkeit dazu wird durch Artikel 26 des Abkommens selbst fast ausgeschlossen, denn wenn einer der Staaten, welche im Völkerbundsrat vertreten sind, die Abänderung nicht genehmigt, kann dieselbe nicht durchgeführt werden. Dieses Veторecht ist völlig unhaltbar!

Von Veit Valentin ist bei Hans Rob. Engelmann eine »Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland« erschienen. (Berlin 1920, VI und 170 Seiten.) Im ersten Abschnitt des Buches wird die Aufgabe abgegrenzt und ein Blick auf die Vorbedingungen des Völkerbundgedankens in England, Frankreich und Deutschland geworfen. Dann wird der Völkerbundgedanke unter verschiedenen Gesichtspunkten innerhalb eines geschlossenen Ideenkreises betrachtet, nämlich als Problem der Weltanschauung, als Objekt des Rechts sowie als Forderung der praktischen Politik. Die Verwirklichung der Völkergemeinschaft wäre wahrscheinlich leichter gewesen, als sie war und ist, wenn ihr nicht das offizielle kaiserliche Deutschland völlig ablehnend gegenübergestanden hätte; es »merkte leider nicht, daß sich seit mehr als einem Menschenalter etwas völlig Neues in der großen Welt vollzog«. Der Geist der Französischen Revolution hatte mit dem angelsächsischen Puritanertum eine geistige Ehe geschlossen, aus der eine politische Doktrin von gewaltiger Werbekraft hervorging. Es handelte sich um nichts weniger als um eine zweite Aufklärungsepoche, die getragen wurde »von den Interessen des Bourgeoiskapitalismus, während die gleiche Schicht in Deutschland sich der politischen Romantik des Obrigkeitsstaats dienstbar machte. Die Aufklärung hat die Romantik besiegt; oder, wenn wir den Gegensatz durch die uns aus der Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland geläufig gewordene Antithese ausdrücken wollen: Kant besiegte Hegel.«

Die Untersuchung führt etwa bis 1890, denn den Völkerbundgedanken weiter verfolgen, hieße eine Geschichte der politischen Ideen und Neugestaltungen überhaupt schreiben.

Wertvoll ist das beigegebene 8 Seiten umfassende Literaturverzeichnis.

Die österreichische Staatsdruckerei hat in einem Quartalband von X, 251, IV und 77 Seiten den »Staatsvertrag von Saint-Germain samt Begleitnote vom 2. September 1919 und einem alphabetischen Nachschlagsverzeichnis« veröffentlicht. Durchweg wird französischer und deutscher Text geboten. Der Völkerbundsvertrag und der Abschnitt über die Arbeitsrechte sind überdies im englischen Originaltext abgedruckt.

Eine kurze Übersicht über die Bestimmungen des Friedensvertrags für Österreich, die für weitere Kreise empfehlenswert ist, hat Gustav Ratzenhofer bei Manz in Wien erscheinen lassen: »Der Friedensvertrag von Saint-Germain.« (63 Seiten.)

In einer Schrift über »Die tschechoslowakische Frage« (Verlag Th. Weicher) vertritt A. Weitblick den seltsamen Gedanken, den neuen böhmisch-slowakischen Staat aufzulösen, die Tschechen im linksrheinischen Gebiet und in Ostpreußen anzusiedeln, dafür aber die Sudetenländer mit Deutschen zu kolonisieren. Es ist unglaublich, welch närrische Machwerke heutzutage Verleger finden!

Eine sehr gute Karte der böhmisch-slowakischen Republik im Maßstab 1 : 750 000 hat das Militärgeographische Institut in Wien veröffentlicht.

Im Gegensatz zu den üblichen neuen politischen Karten ist auf dieser auch das Terrain dargestellt, ebenso das Straßen- und Eisenbahnnetz. Andere Karten derselben Anstalt veranschaulichen die österreichischen Abtretungsgebiete von Feldsberg und Gmünd sowie das kärntnerische Abstimmungsgebiet.

J. J. Kittlers jüngst ausgegebene »Völkerkarte der Balkanhalbinsel« macht dem Betrachter klar, wie schwer es hält, dort drunten politische Grenzen zu ziehen, die allen beteiligten Völkern gerecht werden; denn es gibt recht ausgedehnte Mischgebiete und allenthalben viele große und kleine Sprachinseln. Die gut ausgeführte Karte, die 16 verschiedene Völker unterscheidet, ist mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes zustande gekommen, das bisher nicht veröffentlichte ethnographische Karten überließ. Nebenkarten zeigen die politischen Grenzen auf dem Balkan in den Jahren 1876, 1912 und 1914. Ein beigegebenes Textheft gibt über die zahlenmäßige Stärke der verschiedenen Nationen in gewissen Gebieten und Orten Aufschluß. (Berlin, Verlag Flemming & Wiscott.)

Eine von R. Pohle und H. Heyde nach amtlichen Quellen entworfene und bearbeitete »Völkerkarte von Osteuropa« erschien im Gea-Verlag, Berlin. Sie hebt nicht weniger als 30 Völkerschaften hervor und gewährt trotzdem ein recht übersichtliches Bild der Sprachenverhältnisse in ganz Ost- und Nordeuropa, einschließlich Skandinaviens und des Ural- und Kaspigebiets. Eine der auffallendsten Tatsachen, welche die Karte zum Ausdruck bringt, ist das Vordringen der großrussischen Sprache zu den Meeren im Norden und Süden und über das Uralgebirge hinaus.

## Literarische Rundschau

Karl Brammer, **Fünf Tage Militärdiktatur.** Dokumente zur Gegenrevolution. Mit Verwendung amtlichen Materials. Berlin 1920, Verlag für Politik und Wirtschaft. 79 Seiten Oktav.

In unserer Zeit der sich überstürzenden politischen Ereignisse, in der jeder Tag neue wichtige Beiträge zur Revolutionsgeschichte liefert, werden selbst Vorgänge, die auf die Miterlebenden den größten Eindruck gemacht haben, bald vergessen. Wohl haftet im Gedächtnis das Ereignis als Ganzes, nicht aber seine einzelnen Episoden und die Tätigkeit der verschiedenen Personen, die dabei in hervorragender Stellung mitgewirkt haben. Es verdient daher alle Anerkennung, daß Karl Brammer die ihm zugänglich gewordenen Dokumente über die fünftägige Kapp-Diktatur vom 13. bis 18. März dieses Jahres gesammelt und, mit einer kurzen Einführung sowie ergänzenden Erläuterungen versehen, veröffentlicht hat. Zwar wesentlich Neues bringt die Broschüre kaum; denn Herr »Reichskanzler« Kapp hat in den letzten Stunden seiner Kanzlerherrlichkeit vorsorglich die Spuren seiner Tätigkeit verwischt und alle ihn belastenden Papiere verbrennen lassen. Dennoch wird selbst der, welcher in der Tagespresse den Verlauf des Kapp-Putsches mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, manches ihm entgangene Schriftstück in Brammers Veröffentlichung finden; denn der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, jene Urkunden zum Abdruck zu bringen, die von Kapp selbst und von seinem Reichswehrminister, dem wortbrüchigen General v. Lüttwitz, ausgegangen sind, sondern er hat auch die Erlasse der nach Dresden und Stuttgart geflohenen Reichsregierung, die Zustimmungserklärungen und Verfügungen verschiedener hoher Verwaltungsbeamten und Truppenkommandeure sowie die Kundgebungen der bürgerlichen Parteien und die Ankündigungen des Generalstreiks mit in seine Schrift aufgenommen.

So erhält man in knapper Fassung eine übersichtliche Darstellung der Vorgänge jener fünf Tage — ein Nachschlagebuch, das nicht nur dem Agitator, sondern auch den Redaktionen bei ihrer Abwehr feindlicher Angriffe oder bei der Richtigstellung journalistischer Fälschungsversuche gute Dienste zu leisten vermag. H. C.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

GENERAL LIBRARY
JAN 3 1921

Nummer 10 38. Jahrgang · 2. Band 4. Juni 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Die Agrarpolitik der Sowjetregierung.** Von A. Lwoff (Cand. Agronom.).

**Demokratisierung der Verwaltung.** Von W. Guske.

**Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung.** Eine sozialpsychologische Studie. Von Franz Laufkötter. II. (Schluß.)

**Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands.** Von Theodor August Schmidt.

**Literarische Rundschau:** Paul Hirsch, **Kommunalpolitische Probleme.** Margarete Bruch, **Märchenritt! Wer kommt mit?** Bruno Schönlank, **Sonniges Land.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. **Die Entwicklung des japanischen Familienrechts.** Von Gustav Eckstein.
5. **Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa.** Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. **Die Arbeiterbewegung in Belgien.** Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. **Die Engländer in Ägypten.** Von Th. Rothstein.
11. **Kapitalismus und Kriegsrecht.** Von Joseph Strasser.
12. **Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel.** Von F. Mehring.
13. **Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus.** Von L. Pumpiansky.
15. **Die französische Sprache vor und nach der Revolution.** Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. **Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung.** Von K. Kautsky.
17. **Aus der Vorgeschichte der Internationale.** Von Th. Rothstein.
18. **Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881.** Von Georg Stieklow.
19. **Der britische Imperialismus.** Von J. B. Askew.
21. **Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg.** Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10 Ausgegeben am 4. Juni 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Agrarpolitik der Sowjetregierung

Von A. Lwoff (Cand. Agronom.)

Um das Grundprinzip der Agrarpolitik Sowjetrußlands möglichst deutlich hervortreten zu lassen und die unvermeidlichen Widersprüche der Agrargesetzgebung zu erklären, möchte ich mit einem Beispiel beginnen. Versetzen wir uns in das ökonomische und politische Leben des alten Roms in der ersten Hälfte seiner Geschichte zurück. Die Bevölkerung bestand hauptsächlich aus Bauern, die verschieden begütert waren. Die große Masse bildeten die Kleinbauern. Die reicheren Bauern führten die Arbeiten auf ihren Betrieben mit Hilfe von freien Arbeitern aus, den sogenannten Klienten. Für diese Hilfe bekamen die Klienten oft ein Stück Boden, den sie mit ihren Familien selbst bearbeiteten. Das Ideal dieser Klienten war, einmal eine selbständige Wirtschaft zu gründen. Die reichen Bauern hatten die politische Macht in ihren Händen und übten die gesetzgeberische Tätigkeit aus. Um die Macht Roms zu stärken und zu verbreiten, brauchten sie Arbeiter, die Bauern werden wollten und konnten. Das gleiche war aber auch der Wunsch zahlreicher Klienten. Die Klientenwirtschaft war die Voraussetzung der römischen Politik; sie war eine »Bauernschule« der kleinen selbständigen Bauern. Zwischen den geheimen Wünschen der breiten Masse der Klienten und den Zielen der römischen Staatsmänner bestand eine vollkommene Harmonie. Sie deckten sich. Der Kopf, der die Gesetze diktierte, hatte dasselbe Fühlen und Streben wie die Hand, die die Gesetze in die Wirklichkeit umsetzte. In diesem Zusammenhang war die Garantie der friedlichen Entwicklung und der Zukunft Roms gegeben.

In der zweiten Periode der Geschichte Roms änderte sich jedoch das Bild. Die Sklavenwirtschaft löste die Klientenwirtschaft ab. Die arme Bevölkerung, die Arbeit suchte, befand sich jetzt in der Stadt. Sie wünschte wohl aufs Land zu gehen, um sich dort mit Landwirtschaft zu befassen, aber es gelang ihr nicht sehr, weil nur derjenige Landwirtschaft treiben kann, der von Jugend auf daran gewöhnt ist, und das war jetzt nicht mehr der Fall. Die arme Stadtbevölkerung und der Gesetzgeber verstanden sich nicht. Der römische Staat ging daher den größten Erschütterungen entgegen. Worin liegt also der Grund der Fruchtbarkeit einer Gesetzgebung? In der Tatsache, daß zwischen dem Denken und dem Fühlen und Streben der Gesetzgeber und dem dunklen Streben der Masse eine gewisse Harmonie existiert. der Gesetzgeber bringt eben dieses Streben zur Klarheit, reinigt es von jeder Schlacke.

Wie steht es nun mit der bolschewistischen Agrargesetzgebung, wenn man sie von diesem Standpunkt aus betrachtet? Was wollte die russische Landbevölkerung immer? Ihre Wünsche gipfelten in der einen Forderung: »L a n d!« Landhunger, das war die Grundstimmung der armen russischen

Bauernschaft. Jeder wollte ein Stück Boden bearbeiten. Diesen Landhunger zu befriedigen, war eine schwere Aufgabe für die Regierung, besonders wenn man bedenkt, daß man für neue Wirtschaften lange nicht genug landwirtschaftliche Maschinen und Geräte hatte. »Der ganze Fehlbetrag beträgt in diesen vier Jahren (1914 bis 1917) 450 Prozent des normalen Jahresverbrauchs. Mit anderen Worten: Unsere Bauern haben viereinhalbmal so wenig Maschinen und Geräte, wie sie zum Ersatz für die abgenutzten brauchen, selbst in dem Falle, daß alle Maschinen der Gutsbesitzer konfisziert werden,« heißt es in der »Prawda« Nr. 170 vom 27. Oktober 1917 (zitiert nach »Ost-Europa, Quellen und Studien«). Die Lösung dieses Problems forderte die Anspannung aller intelligenten Kräfte und ein besonders sparsames Umgehen mit vorhandenen Maschinen und Geräten.

Um zu sehen, was die Bolschewiki über die Agrarfrage dachten, muß man zu erfahren suchen, was ihre Führer in der Zeit, die der Revolution unmittelbar voranging, darüber sagten. Lenin sagte zum Beispiel in seiner Rede auf dem allrussischen Sowjetkongreß der Bauerndeputierten: »Nicht durch Festsetzung von Arbeits- und Verbrauchsnormen kann man die Interessen der Arbeiter und der ärmsten Landbevölkerung wahren.... Unsere Partei empfiehlt, daß man aus jedem großen Betrieb so schnell wie möglich Musterwirtschaften bildet zwecks gemeinsamer Bearbeitung durch Landarbeiter und durch gebildete Landwirte.« Doch einige Zeilen weiter hebt Lenin hervor, daß man dabei vorsichtig zu Werke gehen müsse, weil »hundertjährige Gewohnheiten der individuellen Kleinwirtschaften nicht schnell verschwinden können«.

In der Resolution der allrussischen Konferenz der Russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Bolschewiki) heißt es denn auch über die Landfrage: § 5. »Die Partei ratet den Bauern, den Boden auf organisiertem Wege zu übernehmen.« Und ferner im § 9: »Die proletarische Partei ratet den Proletariern und den dörflichen Halbproletariern, zu verlangen, daß jedes genügend große Gut in eine Musterwirtschaft umgebildet wird. Sie soll auf gemeinschaftliche Kosten von Landarbeiter-Sowjetdeputierten verwaltet werden unter Leitung von Agronomen und unter Anwendung der besten technischen Hilfsmittel.«

Wir sehen aus diesen Worten, daß das bolschewistische Programm auf dem Gebiet der Landwirtschaft aus zwei Teilen bestand; der eine Teil lautet: »Aller Boden dem arbeitenden Volke auf einer ausreichenden Grundlage;« der zweite Teil: »Organisation der Großbetriebe auf kommunistischer Grundlage.« Aber der zweite Teil blieb dem Volke ziemlich fremd. Er wurde zu einer Frage der Zukunft. Der erste Teil hingegen wurde alsbald in großem Maßstab in die Wirklichkeit umgesetzt, denn er entsprach den elementarsten Wünschen der Bauernschaft. Die russische Landbevölkerung und die Regierung der Bolschewiki verstanden sich nur halb. Dieses halbe Verstehen war ein innerer Widerspruch, den zu überwinden die Sowjetregierung immer bestrebt war — aber vergebens. Als die Bolschewiki die Macht ergriffen, hatten sie ihr erstes Dekret über den Landbesitz mit Hilfe der linken sozialrevolutionären Partei ausgearbeitet. In diesem Dekret lassen sich deutlich zwei Teile unterscheiden — entsprechend den beiden Teilen, die wir in dem bolschewistischen Agrarprogramm finden. Nur der Platz, den diese beiden Teile in dem Dekret einnehmen, ist nicht der gleiche: der

Übergabe des Bodens an das arbeitende Volk in der Form von Kleinwirtschaften wird eine weit größere Aufmerksamkeit gewidmet als der Notwendigkeit, die Großbetriebe als Betriebseinheiten zu erhalten. Das Privateigentumsrecht an Boden wird für immer aufgehoben und das Prinzip der Nutzung des Bodens nach ausgleichenden Grundsätzen konsequent durchgeführt. »Die Nutzung des Landes«, heißt es darin, »muß nach ausgleichenden Grundsätzen vor sich gehen, das heißt das Land wird unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse unter den Arbeitenden entsprechend den Arbeits- und Verbrauchsnormen[1] verteilt. Die Formen der Bewirtschaftung des Landes sind vollständig freigestellt. Nach Beschluß der einzelnen Dörfer und Ansiedlungen kann die Bildung von Einzelwirtschaften, Dörfer-, Gemeinde- und Artelwirtschaften zugelassen werden.« (Dekret über den Landbesitz, § 7.) Und weiter heißt es ebendaselbst (§ 6, Absatz 1): »Das Nutzungsrecht am Lande erhalten alle Bürger des russischen Staates ohne Unterschied des Geschlechts, die dieses Land selbst mit Hilfe ihrer Familienmitglieder oder in Genossenschaften bearbeiten wollen, solange sie imstande sind, es zu bearbeiten.« Die Betriebsorganisation auf genossenschaftlicher Grundlage wird nur vorübergehend erwähnt.

Die Paragraphen, in denen von der Notwendigkeit gesprochen wird, die größeren Betriebseinheiten zu erhalten, hat das Landvolk dagegen meist nicht beachtet. So zum Beispiel den § 3, Absatz 1: »Ländereien mit hochentwickelten Kulturen: Gärten, Anpflanzungen, Baumschulen, Treibhäusern, Orangerien usw. *unterliegen nicht der Teilung*, sondern werden in Musterwirtschaften verwandelt und dem Staate beziehungsweise den Gemeinden entsprechend ihrer Größe und Bedeutung zur ausschließlichen Nutzung übergeben.« Ebensowenig den § 4: »Die Gestüte, staatliche und private Vieh- und Geflügelzüchtereien usw. werden konfisziert und gehen in die ausschließliche Nutzung des Staates oder der Gemeinde über. Die Entschädigungsfrage unterliegt der Entscheidung seitens der konstituierenden Versammlung.«

Der innere Widerspruch, den wir schon in den zitierten Reden Lenins finden, wurde durch dieses Dekret nicht aufgehoben. Die Bauern haben nur einen Teil dieses Dekrets befolgt, nämlich den, der ihren Wünschen entsprach und der ihren Landhunger befriedigte. Der Boden wurde geteilt, und mit dem toten und lebenden Inventar machte man es ebenso, obgleich der § 5 lautete: »Das gesamte lebende und tote Inventar der konfiszierten Ländereien geht ohne jegliche Entschädigung in die *ausschließliche Nutzung des Staates* oder der Gemeinde über, entsprechend ihrer Größe und Bedeutung.« Das Volk hat diese Bestimmung nicht verstanden oder, genauer ausgedrückt, *nicht verstehen wollen*. Es ließ sie vollständig außer Betracht. Dagegen wurde ein anderer Paragraph des Dekrets (§ 52) von den Bauern recht gut begriffen: »Die Güter der Gutsbesitzer gleichwie die Ländereien der Domänenverwaltung, der Klöster und der Kirchen mit dem gesamten lebenden und toten Inventar, den Gutsbaulichkeiten und allem Zubehör werden den Gemeindelandkomitees und Kreissowjets der Bauerndeputierten bis zur Einberufung der konstituierenden

[1] Arbeitsnorm ist: »Jeder bekommt so viel Boden, wie er mit seiner Familie ohne Lohnarbeiter bearbeiten kann.« Verbrauchsnorm hingegen: »Jeder bekommt so viel, wie nötig ist, um seine Existenz zu haben.«

Versammlung zur Verfügung gestellt.« In der Praxis wurden Güter und Inventar einfach geteilt, wobei sehr viel verloren und sehr viel zerstört wurde. Demnach bestand von Anfang an ein Gegensatz zwischen den Absichten der Sowjetregierung und den Wünschen der Landbevölkerung. Die Spuren dieses latenten Konfliktes sehen wir auch in der weiteren Entwicklung der Landgesetzgebung. Nach der Sprengung der konstituierenden Versammlung wurde das sogenannte »Grundgesetz über die Sozialisierung des Bodens« erlassen (27. Januar 1918). In diesem Gesetz lassen sich ebenfalls zwei Teile unterscheiden: der eine Teil steht völlig in Übereinstimmung mit den Wünschen der Bauern. Er besagt (§ 6, 12 und andere): Die Verteilung des Landes unter die Arbeitenden muß auf einer ausgleichenden Arbeitsgrundlage durchgeführt werden, und zwar in der Weise, daß die Verbrauchs- und die Arbeitsnorm berücksichtigt wird. Dieser Teil sollte sofort energisch durchgeführt werden. Der andere Teil hat nur eine rein programmatische Bedeutung (§ 11): »Zu den Aufgaben der landwirtschaftlichen Abteilungen der örtlichen und zentralen Sowjetmacht gehört die Entwicklung der kollektiven Landwirtschaft, da sie infolge der Ersparnis an Arbeit und Produkten vorteilhafter ist, auf Kosten der Einzelwirtschaften zwecks Überganges zur sozialistischen Wirtschaft.« In der Praxis hat dieser zweite Teil kaum Anwendung gefunden, obwohl das Gesetz den Weg zur Durchführung weist, indem es bestimmt (§ 22, Anmerkung): »Bei der Festsetzung der Ordnung der Bodenübergabe zur Benutzung haben die landwirtschaftlichen Arbeitsgenossenschaften den Vorzug vor den Einzelwirtschaften.«

Infolge dieser zwei Gesetze verschwand der Großgrundbesitz; der Boden wurde verteilt, wie auch das Inventar. Bald aber stellte sich heraus, daß die ärmeren Bauern ohne Geräte und Vieh waren; sie hatten nur den nackten Boden bekommen. Infolgedessen gerieten sie in die Abhängigkeit der reicheren und mittleren Bauern, und nun begann eine neue Periode in der Agrargesetzgebung, der Kampf mit diesen reicheren und mittleren Bauern. Von Anfang der Revolution an bis zur Gegenwart befindet sich die Macht auf dem Lande in den Händen der Bauernräte und der Landkomitees. Diese letzteren wurden organisiert durch die Verordnung der Regierung über die Gemeindelandkomitees, die ein selbständiges, auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewähltes Organ sind. Aber in diesen Organisationen, besonders in den Bauernräten, herrscht der Einfluß der mittleren Bauern vor. Die mittleren Bauern hatten das ganze Inventar und gaben nur widerwillig den Verpflegungsorganen der Sowjetregierung Lebensmittel ab. Solchen Widerstand zu brechen war das Ziel des Dekrets über die Dorfarmut vom 24. Juni 1918, das die Dorfkomitees einführte. Es bestimmt (§ 2): »Das aktive und passive Wahlrecht in Gemeinde und Dorfkomitees der Armut steht ohne jegliche Ausnahme allen Eingeborenen wie zugewanderten Bewohnern der Dörfer zu, mit Ausnahme der notorischen Dorfwucherer und der Reichen und der Wirte, die Überschüsse an Getreide und anderen Lebensmitteln haben, die industrielle Unternehmungen besitzen, sich der Lohnarbeit bedienen usw. Zu den Aufgaben dieser Komitees gehören: 1. Die Verteilung von Brot, der Gegenstände des täglichen Bedarfs und der landwirtschaftlichen Geräte. 2. Die Unterstützung der örtlichen Verpflegungsorgane.«

Dieses Dekret sollte die Dorfarmut von der Abhängigkeit von den mittleren Bauern befreien und sie mit den nötigen Ackergeräten versehen. Die Folge des Dekrets war, daß auf dem Lande neue Kämpfe entflammten, in denen wiederum große Werte zugrunde gingen. Zu gleicher Zeit kam eine »Instruktion zur Bildung landwirtschaftlicher Kommunen« (Juni 1918) heraus. Der Gedanke der Errichtung von Kleinwirtschaften auf ausgleichender Grundlage tritt zurück, und in den Vordergrund rückt das obenzitierte Programm Lenins, nämlich die Organisierung der Großbetriebe auf kommunistischer Grundlage. »Die Gemeinden«, heißt es darin, »müssen mit allen Mitteln die Entwicklung des kommunalen landwirtschaftlichen Großbetriebs durch Verschmelzung und Vereinigung erstreben, da dieser hinsichtlich der Ersparnis von Arbeit und Material vorteilhafter ist. Die Kommunen sind gedacht als kommunistische Produktivgenossenschaften mit verschiedenen kulturellen Einrichtungen (§ 5, Absatz 1): Schulen für die geistige und körperliche Entwicklung der Mitglieder, Bibliotheken, Lesesaal, ärztliche Hilfe usw.«

Doch diese Verfügung steht im wesentlichen vorläufig auf dem Papier. Sie widerspricht den individuellen Tendenzen, die den russischen Bauern beseelen. Am 1. April 1919 gab es in der Sowjetrepublik erst 1692 solcher landwirtschaftlicher Kommunen, wie »Iswestija«, das offizielle Organ der Bolschewisten, berichtet.

Landwirtschaftliche Kommunen sind nur auf wenigen großen exproprierten Gütern, die noch nicht aufgeteilt waren, entstanden. Welche landwirtschaftlichen Leistungen diese Kommunen aufweisen werden und wie sich der russische Bauer, der zur kleinen Einzelwirtschaft neigt, zu ihnen stellen wird, läßt sich noch nicht sagen; doch ist es nicht unberechtigt, wenn man der weiteren Entwicklung mit Skeptizismus entgegensieht.

## Demokratisierung der Verwaltung

Von W. Guske

In den am 20. März 1920 zwischen den Organisationen der Arbeiter, Angestellten, Beamten und den Vertretern der Regierung und der Regierungsparteien getroffenen Vereinbarungen heißt es unter Ziffer 4: »Schnellste Durchführung der Verwaltungsreform auf demokratischer Grundlage unter Mitbestimmung der wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten.« In dieser Forderung wird klar zum Ausdruck gebracht, daß die öffentliche Verwaltung nur im Sinne des durch die öffentlichen Wahlen kundgegebenen Volkswillens geführt werden darf. Bei dem Bestreben, diesen Zustand herbeizuführen, wird die Mitwirkung der Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten sehr nützlich sein können und auch wohl die Gewähr bieten, daß bei dieser Reform nicht graue Theorien, sondern die praktischen Bedürfnisse wegweisend sein werden. Um aber zu einem Erfolg zu kommen, scheint mir durchaus notwendig zu sein, daß man die Fehler des Systems nicht in Ursachen, die persönlicher Natur sind, sucht, sondern in erster Linie die sachlichen Verhältnisse der öffentlichen Verwaltung so gestaltet, daß persönliche Einflüsse ausgeschaltet werden.

Deutschland und seine Gliedstaaten sind seit dem 9. Mai 1918 parlamentarisch regierte Staaten. Wenn es auch eindeutige Merkmale der parlamentarischen Regierungsweise zurzeit noch nicht gibt, so wird man doch allgemein behaupten können, daß man unter einer parlamentarischen Regierung eine Staatsherrschaft der Volksvertretung durch die Gesetzgebung und durch Bestimmung der Richtlinien für die Verwaltung versteht. Es darf hier weiter festgestellt werden, daß tatsächlich in keiner Verfassung, deren Staat parlamentarisch regiert wird, die parlamentarische Regierung angeordnet ist. Von dem Scheinparlamentarismus der südeuropäischen und südamerikanischen Kleinstaaten bis zu dem englischen Parlamentarismus, der vielleicht dem Ideal einer parlamentarischen Regierungsweise am nächsten kam, gibt es sehr viel Abweichungen. Eine wirklich parlamentarische Regierungsweise ist nur möglich, wenn in dem politischen und wirtschaftlichen Leben die Grundsätze der Demokratie restlos zur Durchführung gekommen sind. Wieviel also in Deutschland in dieser Hinsicht noch zu tun ist, wird man ermessen können, wenn man berücksichtigt, daß in der Durchführung der wirtschaftlichen Demokratie, der sozialistischen Rechtsordnung kaum der allerbescheidenste Anfang gemacht worden ist. Wenn man nun die Forderung erhebt: schnellste Durchführung der Verwaltungsreform auf demokratischer Grundlage, so wird man, um Enttäuschungen zu verhüten, sich die ungewöhnlichen Schwierigkeiten vorstellen müssen, die bei dieser Reform zu überwinden sein werden. Man wird vor allem meines Erachtens berücksichtigen müssen, daß die Hauptschwierigkeiten nicht in den persönlichen, sondern in den sachlichen Verhältnissen der Verwaltung zu suchen sind.

Um nun die Verwaltung in dem Sinne des durch die Demokratie zum Ausdruck gebrachten Volkswillens durchzuführen, wird es notwendig sein, daß die Gesetzgebung und die Verwaltung in engsten Zusammenhang gebracht werden. Die gesetzgebende und die ausführende oder vollziehende Gewalt dürfen also nicht getrennt werden. Das wird erreicht werden können, wenn die Volksvertretung nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch eine Verwaltungstätigkeit ausübt. Die Verwaltungstätigkeit der Volksvertretung hat sich hierbei im wesentlichen zu erstrecken auf die Festlegung von Richtlinien für die Wahrnehmung der Verwaltung, durch Herausgabe von Rechtsverordnungen und Verwaltungsverordnungen. Diese Forderung wird zum Beispiel schon heute teilweise durch das englische Unterhaus ausgeübt. Hier werden die Grundsätze für die Theaterzensur aufgestellt, Enteignungsberechtigungen und Gewerbegenehmigungen erteilt, durch Annahme von begründeten Tagesordnungen werden für die Ausübung der Verwaltung bestimmte Regeln aufgestellt. Bei der Rechnungslegung des Haushalts wird nicht nur die Rechtmäßigkeit, sondern auch die Zweckmäßigkeit geprüft. Dadurch ist in England eine größere Gewähr gegeben, daß die Gesetze im Sinne des Gesetzgebers Anwendung finden. In Deutschland konnte man aber während der letzten Jahrzehnte immer wieder die Feststellung machen, daß zwischen dem Willen des Gesetzgebers und der Ausführung der Gesetze starke Widersprüche klafften. Je volkstümlicher, das heißt je stärker die Grundsätze der Demokratie im Inhalt des Gesetzes zur Geltung kamen, desto größerer Widerspruch konnte zwischen Inhalt des Gesetzes und dessen Handhabung festgestellt werden. Hier sei nur erinnert an

die fortgesetzten Klagen, die besonders im Reichstag über die Auslegung der Reichsgesetze in den Bundesstaaten erhoben wurden.

Die deutsche Revolution hat nun die konstitutionellen Staaten, in denen dem Volk in den Parlamenten nur Mitwirkung bei der gesetzgebenden Gewalt eingeräumt worden war, in reine Volksstaaten umgewandelt, in denen die gesetzgebende Gewalt nur von der Volksvertretung ausgeübt wird. Wenn wir nun zur einhelligen Geltung des Volkswillens kommen wollen, so wird meines Erachtens in erster Linie dafür Sorge getragen werden müssen, daß die vollziehende und rechtsprechende Gewalt auch im Sinne des Volkswillens zur Anwendung kommt. Daß die vollziehende Gewalt in Deutschland neben der gesetzgebenden einen so erheblichen Einfluß gewinnen konnte, hat seine Ursache in der Trennung von Gesetzgebung und Verwaltung. Erst dadurch konnte sich neben der parlamentarischen Gesetzgebung eine obrigkeitliche Verwaltung entwickeln. Verfassungsrechtlich ist zwar der parlamentarischen Gesetzgebung der Vorrang eingeräumt, aber die obrigkeitliche Verwaltung beherrscht tatsächlich das Gemeinleben. Wenn nun auch die Verwaltung an bestimmte Rechtsschranken gebunden, ihre Wirkung also äußerlich als gesetzmäßig erscheint, so kann doch festgestellt werden, daß trotz aller Fortschritte der parlamentarischen Gesetzgebung im Sinne der Demokratie während der letzten Jahrzehnte es bis zum 9. November 1918 nicht gelungen war, die obrigkeitliche Verwaltung mit dem Geiste eines neuen Staatslebens zu erfüllen. Sobald ein Gesetz der Verwaltungsbureaukratie politisch nicht genehm war, wurde die Handhabung so geführt, daß dabei, um mit Rudolf Gneist zu sprechen, die Umkehrung der Gesetze herauskam. Selbst die zum Ausdruck gebrachte deutliche Absicht des Gesetzgebers und die eingehenden Erklärungen der Vertreter des Bundesrats und der Reichsleitung bei den parlamentarischen Verhandlungen des Gesetzes haben eine sinngemäße Durchführung der Reichsgesetze nicht veranlassen können.

Die parlamentarische Kontrolle der Gesetzmäßigkeit der Verwaltung hat diesen passiven Widerstand der obrigkeitlichen Bureaukratie bisher durch keine Maßnahme beseitigen können. Hier liegen die Quellen der berüchtigten Geheimratswirtschaft. Die Demokratisierung der Verwaltung kann von keinem Personenwechsel, und wenn er noch so umfangreich wäre, erwartet, sondern sie kann nur durch völligen Systemwechsel durchgeführt werden.

Der Ausgangspunkt dieser Entwicklung zur Demokratisierung der Verwaltung scheint mir im Artikel 77 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 zu suchen sein. Der Artikel lautet: »Die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften erläßt, soweit die Gesetze nichts anderes bestimmen, die Reichsregierung. Sie bedarf der Zustimmung des Reichsrats, wenn die Ausführung der Reichsgesetze den Landesbehörden zusteht.« Über den gleichen Gegenstand sagte Artikel 7, Ziffer 2 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871: »Der Bundesrat beschließt über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas anderes bestimmt ist.«

Wenn nun auch die Reichsregierung nach Artikel 54 der Verfassung vom 11. August 1919 zu ihrer Amtsführung das Vertrauen des Reichstags

bedarf, also auch angenommen werden kann, daß der Wille der Volksvertretung größte Berücksichtigung findet, so ist doch auch jetzt wieder festzustellen, daß zwischen gesetzgebender und ausführender Gewalt eine Trennung eingetreten ist. Der Volksvertretung ist erst durch indirekten Weg (über das Reichsministerium) ein Einfluß auf die Handhabung der Verwaltung eingeräumt. Mir erscheint es notwendig, daß der Volksvertretung entscheidendes Mitwirkungsrecht bei der Aufstellung der Verwaltungsvorschriften für die Ausführung und Handhabung der Gesetze und für die Tätigkeit und Organisation der Verwaltungsbehörden übertragen werden muß. Man wird vielleicht einwenden, daß dadurch Gesetzgebung und Verwaltung zwar vereinheitlicht, aber auch unbeweglicher gemacht werden. Hierauf muß erwidert werden, daß die so gepriesene Beweglichkeit der Verwaltung des alten Systems ja erst die stark abweichende Verschiedenartigkeit der Anschauungen zwischen Regierung und Verwaltung auf der einen und dem Willen der Volksvertretung auf der anderen Seite hervorgerufen hat.

Man wird sich erinnern müssen, daß unter dem alten Regime die festgeschlossene Verwaltungsbureaukratie den zähesten Widerstand der Berücksichtigung der einfachsten verfassungsmäßigen Erfordernisse entgegenstellte. Dadurch wurden Regierung und Volk immer mehr entfremdet. Die politischen Kämpfe um die allerdürftigsten Volksrechte hinterließen tiefe Spuren im Volksbewußtsein. Vor der Novemberrevolution fehlte in Deutschland jeder organische Zusammenhang zwischen der parlamentarischen Gesetzgebung und der obrigkeitlichen Verwaltung. Das lag zum größten Teil daran, daß die Reichsgesetzgebung trotz ihrer weiten Befugnisse neben ihrer nur sehr mangelhaft entwickelten eigenen und unmittelbaren Reichsverwaltung keine Möglichkeit besaß, irgendwelchen Einfluß auf die Handhabung der Reichsgesetze auszuüben. Diese waren den Bundesstaaten überlassen. Dadurch war die frühere Reichsleitung gegenüber den Bundesstaaten zur Ohnmacht verurteilt. Besonders war es der Einfluß der preußischen Regierung, der jeden politischen Fortschritt der Reichsgesetzgebung verhinderte. Nach außen hin trug die Reichsleitung für die Anwendung der Reichsgesetze die formale Verantwortlichkeit, während die materielle maßgebende Macht bei den Bundesstaaten lag. Diese bundesstaatlichen Reibungen und Hemmungen einer neuzeitlichen einheitlichen Anwendung der Gesetze sind auch nach der Revolution noch nicht verschwunden. Auch in dem »Bundesrat-Ersatz«, dem Reichsrat, können sich sehr leicht wieder die Kräfte jenes der Neuzeit durchaus feindlichen Geistes demokratischer Staatsverwaltung wieder sammeln. Der Satz der Verfassung »Reichsrecht bricht Landrecht« hatte früher nur formale Bedeutung und wurde durch die tatsächlichen Verhältnisse teilweise sogar fast umgekehrt. Die Wirklichkeit wurde durch die Einzelstaatsregierungen und deren Verwaltungsbureaukratie viel mehr beeinflußt als durch die Reichsgesetzgebung. Wenn auch dem Reiche verfassungsmäßig die Beaufsichtigung der einzelstaatlichen Verwaltungen innerhalb seiner gesetzgeberischen Befugnis und ihm auch ein Eingreifen durch die bewaffnete Macht zur Erzwingung zustand, so waren das nur Bestimmungen von formalem Werte. Für die alltäglichen Fragen der Verwaltungspraxis konnte das Mittel der Reichsexekution wohl nicht in Anwendung kommen, und gegen Preußen war ja die Möglichkeit auch wirklich gar nicht vorhanden. Da-

her ist auch sehr leicht erklärlich, wenn die anderen Bundesstaaten sich wenig geneigt zeigten, Anordnungen im Sinne der Reichsregierung auszuführen, da der größte Bundesstaat immer bestrebt gewesen war, diesen Einfluß des Reiches unwirksam zu machen. Die Aufsicht durch das Reich wurde aber auch tatsächlich nicht durch die der Volksvertretung wenigstens formal verantwortliche Reichsregierung (Reichsleitung) geübt, sondern die endgültige Entscheidung hatte ja die Vereinigung der Obrigkeitsregierungen, der Bundesrat.

Im Deutschland vor der Novemberrevolution fanden die Kräfte, die sich dem Durchdringen der Verwaltungsgepflogenheiten mit demokratischen Grundsätzen, also dem nach Geltung ringenden Volkswillen offen oder heimlich widersetzten, ein Feld weitester Betätigungsmöglichkeit. Diesem Mißstand kann nur abgeholfen werden durch Maßnahmen, die die Verwirklichung des Einheitsstaats zum Ziele haben und vor allem der Volksvertretung entscheidende Mitwirkung auf die Wahrnehmung der Verwaltung einräumen. Der Volksvertretung wird nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die vollziehende Gewalt gegeben werden müssen. In dieser Beziehung sind seit dem 9. November 1918 im Steuer-, Verkehrs- und Heerwesen ja bereits erhebliche Fortschritte gemacht. Andere Verwaltungszweige werden zu ähnlichen Maßnahmen gedrängt werden. Der Aufgabenkreis der Volksvertretung wird erhebliche Erweiterung erfahren. Die vollziehende Gewalt des Parlaments wird sich auf die Mitwirkung bei Herausgabe von Verwaltungs- und Rechtsverordnungen und auf die Überwachung ihrer Ausführung erstrecken müssen. Verwaltungsverordnungen regeln die Tätigkeit und die Organisation der Verwaltungsbehörden. Durch die Ausführung und richtige Handhabung der Gesetze wird die Form und der Inhalt der Verwaltungsverordnung gegeben. Zur Herausgabe der Verwaltungsverordnungen war die Regierung ohne besondere gesetzliche Ermächtigung befugt. Rechtsverordnungen stellen inhaltlich Gesetze dar.

Zu ihrem Erlaß bedarf die Regierung der gesetzlichen Ermächtigung. Einige Staatsrechtslehrer (Arndt, Zorn, Barnbek) vertraten allerdings auch die Anschauung, daß der Träger der Staatsgewalt in Preußen und im Reich auch befugt gewesen sei, durch Verordnungen Rechtsverhältnisse zu regeln, wo eine gesetzliche Regelung fehle. Die Verfechter der konstitutionellen Staatsauffassung erklären, daß das Bedürfnis zu einer solchen Vertretung (Delegation) der gesetzgebenden Gewalt sich überall als notwendig herausgestellt hätte, da die umständlich und schwerfällig arbeitenden gesetzgebenden Körperschaften alle Einzelvorschriften beraten können, die die Ein- und Ausführung der Gesetze erforderlich machen. Die zahlreichen, besonders durch die örtlichen Verhältnisse bedingten Bedürfnisse würden durch die Entscheidung des Parlaments keine Befriedigung finden. Diesem Einwand ist nur bedingte Berechtigung zuzubilligen. Man wird berücksichtigen müssen, daß die von dem Einfluß der Volksvertretung völlig befreite Ermächtigung der ausführenden Gewalt zum Erlaß von Ausführungs-, Polizei- und Notverordnungen, die teilweise eine sehr weitgehende gesetzliche Wirkung haben, einen Erfolg der Absicht der Gesetzgeber immer verhindern können. In einem parlamentarisch regierten Staate sind die hieraus fließenden Gefahren doppelt groß. Mit aller Schärfe muß darauf hingewiesen werden, daß ein Gegensatz zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt nicht nur

eine verwaltungstechnische, sondern in erster Linie eine politische Bedeutung hat.

Die deutsche Republik befindet sich in der Entwicklung von einem aristokratischen, teilweise sogar absolutistischen Staatswesen zu einem Volksstaat, in dem die Staatsherrschaft nur durch die Volksvertretung ausgeübt werden soll. Die allgemeinen und besonderen Schwierigkeiten dieses Übergangs sind nicht nur sachlichen (wirtschaftlichen) Ursprungs, sondern auch in sehr erheblichem Umfang staatsrechtlicher Art. Wird die Trennung zwischen gesetzgebender und vollziehender Gewalt beibehalten, so wird der sich herausbildende Gegensatz immer eine Förderung der den Bestrebungen des Volkswillens sich widersetzenden Kräfte bilden. Im Gewand der verwaltungstechnischen Maßnahmen werden hier politische Forderungen verwirklicht, und zwar nur im Sinne derjenigen Parteien, deren Vertreter in großem Umfang die Glieder der Verwaltungsbehörden stellen.

In dem früheren Obrigkeitsstaat wurden aber nur gesinnungstreue Anhänger der reaktionären Parteien in den Staatsdienst berufen und auch streng darauf gesehen, daß die Pflege reaktionärer Staatsgesinnung die Hauptbeschäftigung aller Staatsdiener war. Die Junker und ihre Gesinnungsfreunde beherrschten dadurch die ganze vollziehende Gewalt. Hier ist die Hauptursache zu suchen, daß trotz aller neuzeitlichen Gesetzgebung äußerlich nur sehr wenig erkennbare Fortschritte wahrgenommen werden können. Der zähe heimliche Widerstand der aus dem Obrigkeitsstaat übernommenen Bureaukratie verhindert jeden wesentlichen demokratischen oder sozialen Fortschritt. Hier kann nur ein verantwortlicher Einfluß der Volksvertretung auf die persönlichen und sachlichen Verhältnisse der vollziehenden Gewalt helfen. Zwischen Gesetzgebung und Verwaltung muß ein organischer Zusammenhang hergestellt werden. Erst dann ist die Grundlage geschaffen zur Demokratisierung der Verwaltung.

Die Frage der Mitwirkung der Volksvertretung an der vollziehenden Gewalt wird am zweckmäßigsten gelöst, wenn ständigen Ausschüssen aus Volksvertretern und Regierungsvertretern das Verordnungsrecht übergeben wird. Diese Ausschüsse müßten mit ähnlichen Befugnissen ausgestattet werden wie die nach Artikel 34 der Verfassung des Deutschen Reiches zu bildenden Untersuchungsausschüsse. Die Leitung dieser Ausschüsse müßte parlamentarischen Unterstaatssekretären übertragen werden. Die Vertreter der Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen könnten durch Zuwahl zur Mitarbeit in diesen Ausschüssen herangezogen werden. Bei der Zusammensetzung der parlamentarischen Ausschüsse, denen das Recht der Herausgabe rechtsverbindlicher Ausführungsvorschriften übertragen ist, wird aber vor allem darauf gesehen werden müssen, daß dem Willen des Gesetzgebers in jeder Hinsicht Rechnung getragen wird. Den Volksvertretern müßte also die endgültige Entscheidung übertragen sein. Die Teilnahme der Regierungsvertreter und der Vertreter der Arbeitnehmerorganisationen würde sich im wesentlichen auf die beratende Tätigkeit zu erstrecken haben.

Infolge der Anforderungen der Tätigkeit in diesen Ausschüssen wird sich eine besondere Gruppe von Berufsparlamentariern bilden. Diese Mitglieder werden sich mit allen Einzelheiten der Verwaltungstechnik vertraut machen müssen. Nun wird der Einwand sicher erhoben werden, daß dadurch die vollziehende Gewalt mit neuem Arbeitsaufwand belastet wird. Ich glaube

aber annehmen zu dürfen, daß diese Folgerung nicht gezogen werden kann. Die jetzt durch die einzelnen Verwaltungsbehörden (Ministerien, Regierungsstellen usw.) geleisteten fachlichen Vorarbeiten müssen diesen parlamentarischen Ausschüssen übertragen werden. Dadurch würde also keine Mehrarbeit, sondern nur eine andere Verteilung der Arbeit eintreten. Diese würde gleichzeitig die Gewähr geben, daß die vollziehende Gewalt nur in solchen Formen ausgeübt werden könnte, die die gesetzgebende Gewalt festgesetzt hat. Die vollziehende und gesetzgebende Gewalt würden dann aus einer Quelle fließen.

In diesem Zusammenhang wäre ferner noch zu prüfen, ob mit einer einheitlichen Wirkung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt nun alle Bedingungen erfüllt sind zur Staatsherrschaft, auch die Volksvertretung. Mir erscheinen diese Voraussetzungen noch nicht erfüllt zu sein, solange nicht die rechtsprechende Gewalt die durch den Willen des Gesetzgebers festgelegten Richtlinien einzuhalten verpflichtet ist. Der § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877 lautet: Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Gerichte ausgeübt. Das Gesetz steht also über dem Richter. Als Gesetz kann nur der erklärte Wille des Gesetzgebers gelten. Die Auslegung der Gesetze kann nun vom Gesetzgeber nicht in dem Umfang erfolgen, daß der Richter für jeden Fall eine fertige Lösung findet. Dem freien Ermessen des Richters wird immer ein Spielraum überlassen werden müssen. Doch diesem Spielraum des freien Ermessens müssen aber solche Schranken gezogen werden, daß sich nicht ein Absolutismus des Richtertums entwickeln kann. Wohin das führen kann, lehrt das Beispiel der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Hier ist dem Richter eine sehr weitgehende Macht gegenüber dem Gesetz eingeräumt worden. In einigen Bundesstaaten der nordamerikanischen Republik sind viele Gesetze erlassen, deren Inhalt nach demokratischen Grundsätzen durchaus vorbildlich wirken könnten. Die der richterlichen Gewalt eingeräumte Machtvollkommenheit hat aber den Gesetzen vielfach eine Auslegung gegeben, die das Gegenteil der Absicht der Gesetzgeber darstellt. Trotz aller freiheitlichen äußeren Aufmachung werden besonders die Kräfte, die Freiheit und gleiches Recht im Wirtschaftsleben anstreben, mit brutaler Gewalt, die die Unterstützung der Rechtspflege findet, niedergehalten.

Diese Frage hat auch für Deutschland die größte Bedeutung, weil wir in einer Wandlung der Grundlagen unseres gesellschaftlichen Aufbaus stehen. Alle bis zur deutschen Revolution erlassenen Gesetze hatten in erster Linie die Aufgabe, den Bedürfnissen des einzelnen Menschen zu dienen. Es wurden zwar äußerlich in den letzten Jahrzehnten Formen gewählt, die den Anforderungen des Gemeinschaftslebens auf Kosten des einzelnen Menschen scheinbar gewisse Opfer brachten. Infolge der ungünstigen politischen Machtverhältnisse ist eine grundsätzliche Entscheidung aber auch in der deutschen Gesetzgebung nach der Novemberrevolution noch nicht eingetreten. Individualismus und Sozialismus ringen noch immer um den Vorrang. Wie bedenklich es ist, wenn dem richterlichen freien Ermessen nicht durch das Gesetz Schranken gezogen werden, haben die Erfolge der Maßnahmen zur Behebung der gegenwärtigen Wohnungsnot deutlich bewiesen. Die Anordnungen der durch die Gesetzgebung ermächtigten vollziehenden Gewalt in der Wohnungsfrage wurden zum größten Teil durch

die Auslegung der richterlichen Gewalt unwirksam gemacht. Die durch die fortschreitende große Wohnungsnot veranlaßte Willenskundgebung der gesetzgebenden Gewalt (Nationalversammlung) hat nun erst bestätigt, daß alle von der vollziehenden Gewalt in der Wohnungsfrage erlassenen Bestimmungen Rechtseigenschaft haben.

Jene Bestrebungen, die unter dem Namen »Freirechtler« die Forderung aufstellen, daß der Richter auch befugt sein müsse, unter Umständen gegen das Gesetz zu handeln, zum Beispiel wo ihm das Gesetz zu unbilligen Ergebnissen zu führen scheint, verdienen aber entschiedene Ablehnung. Das freie Ermessen des Richters kann nur so weit geduldet werden, als es das Gesetz ausdrücklich zuläßt. Das geschriebene Recht wird aber durch die Zeitergebnisse oft sehr weit überholt. Hieraus ergeben sich Mißstände, die besonders bei staatspolitischen Umwälzungen als sehr störend empfunden werden müssen. Um nun zu einer im Sinne der Volksvertretung erfolgenden Regelung aller Rechtsgebiete zu kommen, wird es notwendig sein, daß für die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt einheitliche Richtlinien festgelegt werden. Das wird aber nur möglich sein, wenn man diesen Ausgangspunkt in den Machtbereich der Volksvertretung verlegt.

Eine Demokratisierung der Verwaltung wird nur zur Ausführung kommen können, wenn die Volksvertretung ausschlaggebenden Einfluß in der Verwaltung bekommt. In einem parlamentarisch regierten Staatswesen wird die Staatsgewalt von den Machtverhältnissen der Volksvertretung abhängen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß die politischen Beamten, die eigentlichen Träger der Staatsgewalt, von der die Mehrheit der Volksvertretung bildenden Parteigruppe gestellt werden müssen. Die unkündbare Anstellung im Staatsdienst dieser Beamtengruppe ist also mit einer parlamentarischen Regierungsform unvereinbar. Wenn nun aber gesetzgebende und vollziehende Gewalt vereinigt werden und die Selbstverwaltung im Staatsleben von der obrigkeitlichen Staatsaufsicht befreit wird, so wird die Zahl der politischen Beamten sich auch vermindern. Die den Selbstverwaltungskörperschaften verbleibenden Staatsaufgaben (Auftragsaufgaben) werden nach einheitlichen, scharf abgegrenzten Formen erledigt werden müssen. Es wird also angenommen werden dürfen, daß nach Durchführung der oben dargelegten Reformen verwaltungstechnisch von der Zentrale der Staatsverwaltung ein so starker Einfluß auf die Wahrnehmung der Verwaltungsgeschäfte gewonnen wird, daß der geheime oder offene Widerstand sehr leicht beseitigt werden kann.

## Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung

### Eine sozialpsychologische Studie

Von Franz Lauschöfer (Schluß)

II

Wenn man die Stimmung der deutschen Arbeiterschaft beim Ausbruch des Weltkriegs mit jener vergleicht, von der sie ein halbes Jahrhundert früher beherrscht war, so erkennt man deutlich den Unterschied. Das soziale Bewußtsein des Proletariats hatte sich unter dem Einfluß der Verbesserung seiner Lage von Grund auf gewandelt. Die deutschen Arbeiter waren, wie

wir sahen, keineswegs zufrieden mit der Gestaltung der Dinge, sie hatten noch immer zahlreiche Wünsche und Forderungen, und auch an Gründen für Klagen und Beschwerden fehlte es nicht, aber sie hatten sich von der Verschofelungspolitik abgewandt und erblickten ihr Heil nicht mehr im gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, sondern im allmählichen Umbau und Neubau. Mit Hilfe ihrer Organisationen, für die sie unablässig warben und opferfreudig kämpften, hofften sie ihr Ziel zu erreichen. Besonders in der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung trat die Abkehr vom Wortrevolutionarismus und der Übergang zur positiven Gegenwartsarbeit im Hinblick auf die Zukunft immer deutlicher zutage. Die Vertreter des Radikalismus, die auch damals noch nicht ausgestorben waren, bemühten sich vergebens, den organisierten Proletariern diese Arbeit zu verekeln, wobei sie durch das kapitalistische Protzentum und das Versanden der Sozialpolitik unterstützt wurden. Allen diesen Hindernissen zum Trotz wuchs in den Massen die Empfindung, daß sie im Laufe der letzten Jahrzehnte manche Erfolge errungen hatten, die sie nicht leichtfertig aufs Spiel setzen mochten. »Wir haben etwas zu verlieren, und dagegen wollen wir uns schützen!«, das war der Grundton jener Stimmung, die in den Augusttagen 1914 zum Ausdruck kam und nicht etwa als Kriegspsychose, wie man nachträglich behauptet, sondern als innere Überzeugung einer im Aufstieg begriffenen Volksklasse, die sich in diesem Aufstieg nicht hemmen lassen will. Kurz gesagt: die noch bestehende Unzufriedenheit wurde ausgelöscht durch den Willen zum Schutze des Erreichten. Daraus erklärt sich das einmütige Zusammenstehen aller Volksschichten Deutschlands zum Schutze des bedrohten Vaterlandes.

Im weiteren Verlauf des Krieges flaute die Begeisterung der ersten Wochen allmählich ab und die seelische Hochspannung ließ nach. Durch die Entwicklung der Dinge im Innern unseres Landes wurden die Massen allmählich ernüchtert, und lediglich die Siege und Siegesnachrichten von der Front verhinderten es, daß diese Ernüchterung schon viel früher nach außen in die Erscheinung trat. Es sammelte sich langsam aber stetig allerlei Stoff an, um die Unzufriedenheit der Unterschichten zu wecken und zu steigern. In politischer Beziehung gelang es den Regierungen nicht, das Kaiserwort: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!« in die Wirklichkeit umzusetzen. Noch immer gab es Behörden, die sich an die wirkliche Gleichberechtigung der Arbeiter, zumal der sozialdemokratischen, mit den anderen Volksschichten nicht gewöhnen konnten, die noch immer in den Sozialdemokraten Menschen minderen Rechtes und minderen Wertes erblickten. Die herrschenden Klassen konnten sich an diese Gleichberechtigung ebenfalls nicht anpassen, wie sich unter anderem beim Kampfe um das preußische Landtagswahlrecht deutlich zeigte, und wenn sie auch von einer Kameradschaft zwischen Arbeitern und Bürgern im Soldatenrock schwärmten, so betrachteten sie sich auf dem Gebiet des Staatslebens nach wie vor als die »nach Bildung und Besitz maßgebende Oberschicht«. Im zivilen Leben sollten die rechtlichen und sozialen Unterschiede bestehenbleiben, der Abstand zwischen Bürgerrock und Arbeiterkittel verschwand nicht. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet traten die Gegensätze im weiteren Verlauf des Krieges wieder hervor. Die Ernährungsverhältnisse der Unterschichten wurden immer ungünstiger, während die Unternehmer und Bauern, die Kriegslieferanten und Händler

ungeheure Summen einheimsten. Die Kriegsgewinnler protzten mit ihrem leicht erworbenen Reichtum und führten ein wahres Luderleben, aber die armen Leute mußten ihre sauer verdienten Groschen den Wucherern in den Rachen werfen. Die anfangs bestandene Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes lockerte sich von Tag zu Tag mehr, und die klaffenden Gegensätze wurden auch dem Vertrauensseligen endlich bemerkbar. So stieg denn die Mißstimmung in allen jenen Schichten, die unter den Wirkungen des Krieges litten, die für die Verteidigung des Vaterlandes Opfer brachten, und die Sehnsucht nach Frieden wuchs zusehends, einzig und allein die Nutznießer des Krieges gefielen sich in der Rolle der Kriegsverlängerer, Annexionisten und Hurrapatrioten, die die steigende Unzufriedenheit für einen Verrat am Vaterland erklärten.

Auch im Heere trat allmählich eine Wandlung ein in der allgemeinen Stimmung, und die Unzufriedenheit einzelner entwickelte sich zu einer Massenerscheinung. Die Kriegsbegeisterung machte einer Ernüchterung Platz, und besonders unter den Frontsoldaten wuchs sich das Gefühl der Unbehaglichkeit langsam zu einer Empörung aus. Die lange Abwesenheit von der Heimat und der Familie im Bunde mit den Unannehmlichkeiten des Dienstes, der Aufenthalt im Schützengraben und die Gefährlichkeit der Lage in der Kriegszone, alle diese »Freuden« des Soldatenlebens steigerten erklärlicherweise die Unzufriedenheit der gemeinen Soldaten, zumal wenn sie Vergleiche zogen mit dem Leben der »Etappenschweine« und der Drückeberger hinter der Front, die sich gesund machten, während die Frontsoldaten ihr Leben jeden Augenblick aufs Spiel setzten und ihre Gesundheit opferten. Hinzu kam dann noch die himmelschreiende Ungerechtigkeit in bezug auf Entlohnung, Beköstigung, Behandlung, Beurlaubung, Beförderung usw. sowie die Mißachtung, die zahlreiche Vorgesetzte den gewöhnlichen Soldaten gegenüber an den Tag legten. Der Kasernenton war noch immer nicht ausgestorben, Mißhandlungen schlimmster Art kamen vor, das Gefühl für Menschenwürde wurde mit Füßen getreten, was um so mehr Erbitterung schaffte, als es sich bei den Kriegern nicht mehr ausschließlich um jüngere Leute handelte, sondern um gereifte, erfahrene Leute, die sich im bürgerlichen Leben schon allerlei Wind hatten um die Nase wehen lassen. Und wenn dann diese Soldaten durch Briefe aus der Heimat oder aus eigener Anschauung erfuhren, daß die Nutznießer des Krieges viel Geld verdienten und herrlich lebten, während die Familien der Kriegsteilnehmer Not leiden mußten, so läßt es sich verstehen, daß sie des Krieges überdrüssig wurden und keine Lust mehr hatten, sich für den Geldsack totschießen zu lassen. Wer Gelegenheit gehabt hat, im Sommer und Herbst 1918 auf Eisenbahnfahrten oder bei sonstigen Gelegenheiten mit Frontsoldaten zusammenzukommen und ihre Unterhaltungen anzuhören, der mußte sich fragen, wie lange es noch wohl dauern würde, ehe der militärische Zusammenbruch erfolgen werde. Tatsächlich herrschte damals bereits ein derartig hoher Grad von Unzufriedenheit und Mißstimmung, daß sich die seit Jahrhunderten künstlich und gewaltsam hochgehaltene preußische Disziplin nicht mehr länger aufrechterhalten ließ. So kam es denn, wie es kommen mußte: der Militarismus brach in sich selbst zusammen, und die Trümmer des in sich selbst zerrütteten Heeres fluteten in die Heimat zurück. Es bedurfte keines »heimtückischen Dolchstoßes in den Rücken des

Heeres« durch die Sozialdemokratie, von dem die monarchischen Reaktionäre faseln, es waren vorwiegend seelische Ursachen, die das Heer zermürbt, kampfesmüde und kampfunfähig gemacht haben. Die körperlich, geistig und seelisch mißhandelten Soldaten zogen das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vor, mochte kommen, was da wollte, sie wollten mit der »Schweinerei« des Krieges endlich Schluß machen.

Die Militärrevolte an der Front und in den Garnisonen, die an und für sich mit Sozialismus und sozialistischen Forderungen nichts zu tun hatte, rief in Deutschland eine politische Revolution hervor, bei der das Proletariat durch die Arbeiter- und Soldatenräte die Führung ergriff. Die Fürsten wurden abgesetzt oder ließen ihre Throne im Stich, und die sozialdemokratische Republik wurde aufgerichtet. Es ging ein frischer Luftzug durch die deutschen Gauen, und manch morscher Plunder wurde beiseite geräumt, der vergilbte Flimmer monarchischer Herrlichkeit verblaßte, und der Gedanke der Freiheit und Gleichberechtigung wurde verwirklicht. Zunächst trat die Revolution auf politischem Gebiet ihren Siegeszug an, im Reiche, in den Einzelstaaten und in den Gemeinden faßte die Demokratie festen Fuß. Leider vermochte die wirtschaftliche Befreiung der Volksmassen, die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens mit der Demokratisierung des politischen Lebens nicht gleichen Schritt zu halten. Die Verhältnisse waren eben stärker als die Menschen, und selbst beim besten Willen war es nicht möglich, der großen Schwierigkeiten Herr zu werden. Deutschland lag besiegt, aus tausend Wunden blutend, am Boden, es war der Willkür der Sieger widerstandslos ausgeliefert. Nicht durch die Schuld des Volkes, das Jahre hindurch Entbehrungen getragen und Opfer gebracht hatte, nicht durch die Schuld der Soldaten, die alle Mühen eines blutigen vierjährigen Krieges auf sich genommen hatten — die Erwerbsgier und die Habsucht der Kriegsgewinnler, die Unfähigkeit und die unsoziale Gesinnung der führenden Personen und Schichten sind es gewesen, die unser Vaterland in den Abgrund gestürzt haben. Diese unwiderlegliche Tatsache muß immer wieder betont werden, um der Legendenbildung jener Leute entgegenzutreten, die sich selbst reinzuwaschen suchen, indem sie dem deutschen Volke die Schuld an dem militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch in die Schuhe schieben.

Begreiflicherweise war es nicht leicht, in dem Wirrwarr der ersten Wochen und Monate der Revolution eine Neuordnung der Dinge durchzuführen. Die Revolution ist ja zunächst Umsturz, das heißt die Hinwegräumung aller Hindernisse, die einer freiheitlichen Entwicklung im Wege stehen, sodann ist sie Aufbau, das heißt die Neugestaltung der Verhältnisse im Sinne des demokratischen Sozialismus. Die erste Phase der Revolution vollzog sich verhältnismäßig glatt, und sie hätte sich noch viel schneller und gründlicher vollziehen können, wenn das deutsche Proletariat nicht innerlich uneins und zerklüftet gewesen wäre. Diese unheilvolle Zwietracht hat es verhindert, daß mit der Reaktion und dem Kapitalismus so gründlich aufgeräumt worden ist, wie es im Interesse der Arbeiterklasse wünschenswert gewesen wäre. Es hat keinen Zweck, diese Behauptung näher zu begründen, jeder Beobachter der nachrevolutionären Zeit weiß Bescheid. Die Zwistigkeiten innerhalb der Arbeiterbewegung, die sogar zu blutigen Zusammenstößen führten, haben die Kraft der Revolution gelähmt, das Proletariat geschwächt und die Reaktion zunächst ermutigt und dann gestärkt. Die Nutznießer der kapita-

listischen Wirtschaftsweise, die Anhänger des Monarchismus, die Freunde des alten Systems, die Reaktionäre aller Schattierungen, die beim Beginn der revolutionären Bewegung mit schlotternden Knien dastanden und in stummer Ergebung der kommenden Dinge harrten, erholten sich allgemach von ihrem Schrecken und faßten wieder neuen Mut. Aus der gegenseitigen Zerfleischung des Proletariats schöpften sie die Hoffnung, daß das Unwetter vorüberziehen werde, ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Allmählich gingen sie aus der Verteidigungsstellung zum Angriff über, der Kamm schwoll ihnen, sie gewannen die frühere Sicherheit wieder zurück, und im Laufe der Zeit traten sie auf, als ob sie noch immer fest im Sattel säßen und als ob die proletarische Revolution nur eine Episode, ein tragikomisches Intermezzo, eine vorübergehende Erscheinung gewesen sei. Das Gebaren der Reaktion, zumal der Kapp-Putsch, beweist deutlich, daß die Herren von gestern sich bereits wieder als die Herren von morgen fühlen. Dieselben Angsthasen, die damals vor der Revolution zitterten wie Espenlaub, machen heute faule Witze über die Revolution, die Regierung und das Proletariat, ein deutliches Zeichen, wohin uns die Uneinigkeit der Proletariermassen geführt hat. Daß eine derartige Situation, in der sich der Sozialismus gegenwärtig in politischer Beziehung befindet, in der Arbeiterschaft kein Gefühl der Befriedigung aufkommen läßt, leuchtet ohne weiteres ein. Besonders die Notwendigkeit, Koalitionen bilden und Kompromisse schließen zu müssen — auch eine Folge der proletarischen Zwietracht —, trägt dazu bei, eine unzufriedene Stimmung zu erzeugen.

Schlimmer noch sieht es aus um den Aufbau unseres Wirtschaftslebens, der ja die Vorbedingung einer jeden weiteren Entwicklung ist. Allerdings gibt es in Deutschland Leute, die der wahnwitzigen Auffassung huldigen, unser wirtschaftliches Leben müsse erst völlig zerstört und vernichtet werden, ehe es möglich sei, bessere Verhältnisse zu schaffen. Die alte, längst überwundene Verelendungstheorie feierte ihre Auferstehung und wurde von manchen Novembersozialisten und anderen unwissenden Menschen als funkelnagelneue Weisheit verkündet. Zum Unglück für unser Land und Volk wurde sie auch in die Praxis umgesetzt, trotzdem sie von der Vernunft, der Erfahrung, der Sozialpsychologie und der Sozialgeschichte gleicherweise abgelehnt wird. Die berühmte vorrevolutionäre Ermattungsstrategie, die dazu dienen soll, den Kapitalismus müde und mürbe zu machen, erscheint diesen Wirrköpfen auch heute noch als der Weisheit letzter Schluß, wobei sie ganz übersehen, daß mit der Zertrümmerung des Wirtschaftslebens unser ganzes Volk zusammenbrechen und in den Sumpf des Elends geraten muß. Diese Gefahr wird von der übergroßen Mehrheit des Proletariats mehr oder minder deutlich erkannt, und immer mehr greift die Einsicht Platz, daß nur auf dem Wege positiver Arbeit Besserung geschaffen werden kann. *Der Wille zum Aufbau ist offensichtlich im Wachsen begriffen*, worüber das lärmende Treiben der Verschofelungspolitiker nicht zu täuschen vermag, und das Gefühl der Verärgerung, das stets ein schlechter Ratgeber ist, tritt zurück hinter den Willen zur Arbeit. Leider türmen sich diesem Willen ungeheure Hindernisse entgegen, die aus unserer verzweifelten Lage entspringen. Wir erinnern nur an den niedrigen Stand unserer Valuta, an den Mangel an Rohstoffen, an die Minderwertigkeit unserer Produktions- und Transportmittel, an die mangelnde Arbeitslust und Schaf-

fensfreude weiter Kreise, an die Knappheit und Teuerung der Lebensmittel und an andere Dinge, die den Wiederaufbau erschweren. Das trägt natürlich wiederum zur Unzufriedenheit der Massen bei, die noch künstlich und planmäßig durch die Hetze der Reaktionäre genährt wird. Man sagt den ohnehin schon Unzufriedenen, unter der Monarchie sei es besser gewesen in Deutschland als in der sozialdemokratischen Republik, wobei die Ursachen dieser Wandlung natürlich verschwiegen werden, und nach dem bekannten Trugschluß: »Post hoc, propter hoc« schreibt man die Schuld der heutigen mißlichen Verhältnisse der Sozialdemokratie zu, die doch wahrlich daran unschuldig ist. Das Unglück ist nur, daß so viele Menschen auf diese innerlich unwahre, jeder Logik entbehrende Agitationsmethode reinfallen, weil sie nicht logisch zu denken verstehen.

Eine fernere Quelle der Unzufriedenheit ist die Unmöglichkeit, das Problem der Sozialisierung und Demokratisierung unseres Wirtschaftslebens so zu lösen, wie es wünschenswert wäre. Die Massen wünschen und verlangen die Lösung dieses Problems und wollen sich durch einen Wechsel auf die Zukunft nicht mehr vertrösten lassen, und da diese Lösung unter den gegenwärtigen Verhältnissen schlechterdings unmöglich ist, werden sie mißtrauisch und schenken den Einflüsterungen gewissenloser Demagogen Glauben, die da sagen, die Stockung in der Durchführung des Wirtschaftssozialismus sei eine Folge des bösen Willens der führenden Personen und Stellen. Sie schließen geflissentlich die Augen vor den zurzeit unüberwindlichen Schwierigkeiten, und weil sie das Wollen mit dem Können verwechseln, schreiben sie dem Nichtwollen zu, was seinen Grund im Nichtkönnen hat. Es herrscht heutzutage eine geradezu verhängnisvolle Überschätzung der Macht des Proletariats und eine ebenso verhängnisvolle Unterschätzung der Widerstandskraft des Kapitals, was natürlich zu einer falschen Taktik führen muß. Sodann wird vergessen, daß die Sozialisierung nicht ein einmaliger Akt ist, sondern ein Entwicklungsvorgang, der nicht gewaltsam beschleunigt werden kann, und daß auch die politische und wirtschaftliche Demokratie nur das Ergebnis einer allmählichen, planmäßigen Umformung sein kann. »Gut Ding will Weile haben, und Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden!«, dies alte Wahrwort wird leider viel zu häufig vergessen, wenn sich der Tatendrang regt, und darum setzt die Kritik ein, wo das tatkräftige Handanlegen viel besser und wirkungsvoller wäre. Der Sinn für das Abwarten fehlt uns und die Überzeugung, daß wir das soziale Neuland nicht erstürmen können, sondern daß wir es durch harte Arbeit schrittweise erobern, daß wir jeden Fußbreit urbar machen müssen. Statt dessen beobachten wir das Flackerfeuer der Schwärmerei, die gegenstandslose, weltfremde Begeisterung, den Geist der Verneinung, die Vorliebe für Experimentiererei und das Verpuffen unserer Kraft in unfruchtbarer Verneinung.

So nimmt denn das Meer der Unzufriedenheit einen ungeheuren Umfang an und wird allgemach zu einer nicht zu unterschätzenden Gefahr für die Zukunft des Proletariats und des Sozialismus. Das erkennen die Gegner von rechts und links, und darum stellen sie ihre ganze Agitationsweise ein auf die Schürung der Unzufriedenheit, wobei sie es weder mit der Wahrheit noch mit der Logik genau nehmen. Sie treiben Gefühlspolitik, wenden sich an die schlechtesten Instinkte in der Menschenbrust

und benutzen die gegenwärtige Mißstimmung, um im trüben zu fischen. Demgegenüber haben alle jene Personen, die es gut meinen mit dem deutschen Volke und der deutschen Arbeiterklasse, die heiligste Pflicht, auf den Verstand und das Nachdenken der Massen einzuwirken und zugleich den Willen zur Tat zu wecken und zu stärken. Es ist ihre Aufgabe, Klarheit zu schaffen über die Ursachen der elenden Verhältnisse, unter denen wir leiden, und die Wege zu zeigen, auf denen wir zu besseren Verhältnissen gelangen können.

Bekanntlich unterliegt der Mensch in seinem Denken dem Kausalitätsgesetz, dem Gesetz von Wirkung und Ursache, während er in seinem Fühlen Augenblicksstimmungen unterliegt. Das zeigt sich gerade in der heutigen schweren Zeit recht deutlich. Da die Massen gefühlsmäßig urteilen, suchen sie die Ursachen der schlechten Verhältnisse an ganz verkehrter Stelle, ein Umstand, der von den Rechts- und Linksdemagogen weidlich ausgenutzt wird, und auch über die Mittel zur Abhilfe geben sie sich ganz falschen Auffassungen hin. Hier muß die Aufklärungs- und Erziehungsarbeit der Sozialdemokratie einsetzen. Die Rechtsdemagogen stellen die früheren Verhältnisse in dem monarchischen Deutschland den gegenwärtigen Verhältnissen im republikanischen Deutschland gegenüber und sagen: »Früher, als wir noch den Kaiser hatten, lebten wir gut, heute, in der sozialdemokratischen Republik, leben wir schlecht, also hat uns die Revolution ins Unglück geführt, und die Rückkehr zum Monarchismus wird uns die Rettung bringen.« Das ist natürlich eine Sophisterei schlimmster Sorte, die aber auf unzufriedene Massen den gewünschten Eindruck nicht verfehlt. Die Linksdemagogen weisen ebenfalls auf die schlechten Verhältnisse hin, für die sie die Mehrheitssozialisten und die Koalitionsregierung verantwortlich machen, und sie erblicken den einzigen Rettungsweg in der Zertrümmerung des Wirtschafts- und Staatslebens und in der Aufrichtung der proletarischen Diktatur. Auch sie finden hiermit in weiten Schichten Anklang. Wie verhält sich nun in Wirklichkeit die Sache?

Bei einer nüchternen, unparteiischen Beurteilung der Dinge erkennt man leicht, daß unsere schlechte Wirtschaftslage ganz anderen Ursachen entspringt, als die Demagogen behaupten. Da ist zunächst der langdauernde Krieg, der Deutschland wirtschaftlich zermürbt und in Schulden gestürzt hat, da ist ferner der unglückliche Ausgang des Krieges, der uns arm gemacht hat, indem er uns ungeheure Verpflichtungen gegen die Sieger auferlegt, da ist die noch immer bestehende Absperrung vom Weltmarkt, die unseren wirtschaftlichen Wiederaufbau lähmt, da ist der schlechte Stand unserer Valuta, der uns leistungsunfähig macht, da ist die innere Gärung und Zwietracht, die keine Arbeitslust aufkommen läßt, da sind endlich die ungeheuren Ausgaben für die Kriegsopfer, die Erwerbslosen, die Wiederherstellung unserer durch den Krieg vernichteten Betriebs- und Verkehrsmittel, und da sind noch zahlreiche andere Umstände, die uns das Leben schwer machen. Alle diese Dinge wirken zusammen bei der Verelendung unseres Volkes, sie bergen die Gefahr eines völligen Zusammenbruchs in sich. Nun kann nur ein Lügner oder Fanatiker die Behauptung wagen, daß diese Dinge von der Sozialdemokratie verschuldet seien oder daß sie der sozialdemokratischen Republik zur Last gelegt werden müßten. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit. Das alte System hat uns ins Elend geführt, und die Sozialdemokratie steht vor der schwierigen Aufgabe, Besserung zu schaffen, die

früheren Gewaltpolitiker haben den Karren in den Dreck geschoben, den wir nun wieder herausziehen müssen. Wer das nicht einsieht, ist entweder ein urteilsunfähiger Mensch, oder er stellt die Wahrheit bewußtermaßen auf den Kopf. Geradeso verhält es sich mit dem Weg zur Rettung aus dem Elend. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß das, was die Menschen ins Elend gebracht hat, sie nicht wieder aus dem Elend herausziehen kann. Da muß das entgegengesetzte Mittel angewandt werden. Die Gewaltpolitik hat uns zugrunde gerichtet, und sie ist deshalb außerstande, uns wieder emporzuhelfen, die Ausbeutung und Entrechtung der Massen hat die innere Kraft Deutschlands gebrochen, nur die Stärkung der Volkskraft durch eine sozialistische und demokratisch gerichtete Wirtschaftsweise kann die Gesundung herbeiführen. Deshalb verfangen die Ratschläge und Versuche der Rechts- und Linksputschisten nicht, sie werden uns nur noch tiefer in den Sumpf hinabstoßen, nur die soziale Demokratie zeigt uns den Weg zur Rettung.

Wir kommen zum Schluß und ziehen das Ergebnis unserer Ausführungen: Die Unzufriedenheit als Massenerscheinung ist ein mächtiger Entwicklungshebel, aber sie muß dem Aufstieg dienstbar gemacht werden. Das geschieht nicht dadurch, daß sie sich in unfruchtbarer Kritik und wüsten Schimpfereien austobt, daß sie sich in Putschen und in Zerstörungswut Luft macht oder daß sie sich in Gleichgültigkeit und Tatenlosigkeit auflöst, sie darf sich nicht rein negativ betätigen und muß sich in positive Mitarbeit umsetzen. Die Unzufriedenheit muß sich paaren mit der Einsicht in die Ursachen der schlechten Verhältnisse und mit dem Suchen nach dem Wege, der zum Heile führt, sie muß auch den Willen zur Tat entzünden und die Kräfte wecken, die fähig sind, der schlechten Verhältnisse Herr zu werden. Heute sind noch die Verhältnisse stärker als die Menschen, das Wollen und Können muß derartig gesteigert werden, daß die Menschen stärker werden als die Verhältnisse. Darum rufen wir allen Unzufriedenen zu, und auch an uns selbst richten wir die Frage: »Ihr wollt das Elend überwinden und der Menschheit das Glück bringen, was habt ihr getan, um dieses Ziel zu erreichen?« An der Beantwortung dieser Frage scheiden sich die Geister, hier wird die Linie gezogen zwischen Verneinung und Bejahung, zwischen Abstieg und Aufstieg.

---

## Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands

Von **Theodor August Schmidt**

Trotz mancher Errungenschaften, die uns die Revolution gebracht hat, ist es dem »neuen« Deutschen Reich nicht gelungen, den großen Anforderungen, die eine Folge des unglücklichen Kriegsausganges sind, gerecht zu werden. Die schweren innen- und außenpolitischen Fehler der Staatsmänner der Kriegszeit, die Übertreibung der wirtschaftlichen Betätigung der Kriegsgesellschaften und letzten Endes die verfehlte Preispolitik haben eine Krankheit im deutschen Volke hervorgerufen, die eines durchgreifenden Heilungsprozesses bedarf. Der Mangel an Rohstoffen, die wegen der ungeheuren Preise und dem schlechten Stand unserer Valuta aus dem Ausland schwer zu beschaffen sind, hat es bewerkstelligt, daß einerseits große Betriebe trotz reicher Aufträge stillstehen; andererseits in der Industrie eine Hochkonjunktur herrscht, der nur diejenigen Werke gerecht werden können, die auf Grund ihrer Verbindung mit den Kriegsgesellschaften in der Lage waren, große

Vorräte an Rohstoffen einzuhamstern. Der dadurch entstandene Mangel an Waren hat enorme Preissteigerungen zur Folge. Diese aber rufen wieder Lohnstreiks hervor, die den Gang der Produktion dauernd stören. Das dadurch hervorgerufene Anziehen der Preise für Fertigfabrikate hat Verhältnisse geschaffen, die es dem gewöhnlichen Deutschen nicht mehr gestatten, seine Bedürfnisse auch nur annähernd zu befriedigen. Dabei werden von manchen Betrieben die Fertigfabrikate auch noch zurückgehalten, um die Preise nicht zu drücken. Das Bestreben, möglichst hohe Dividenden zu erzielen, alle Kosten und Lasten auf den Verbraucher abzuwälzen, beherrscht heute mehr denn je die Kapitalistencliquen. Die gesunden Formen des Handels wurden verlassen und die gesamte Wirtschaft in Bahnen gedrängt, die eine rücksichtslose Ausbeutung der Verbraucher bezwecken. Für viele Kapitalisten gilt nur noch das eine Bestreben, sich in großen Syndikaten und Genossenschaften zusammenzuschließen, damit der Verbraucher ihrer Gnade ausgeliefert ist. Auch auf dem Lande bricht sich die Errichtung von Genossenschaften immer mehr Bahn, um einerseits den Kampf gegen die Zwangswirtschaft mit Erfolg führen zu können, anderenteils um die Preise so hoch wie möglich hinaufzuschrauben. Das ständige Anziehen der Preise für alle Bedarfsartikel hat dann wieder Lohn- und Gehaltsforderungen der Arbeiter, Beamten und Angestellten zur Folge. Trotz der hohen Löhne und Gehälter, die die Arbeiter- und Beamtenschaft heute beziehen, sind sie jedoch nicht in der Lage, die allernotwendigsten Ausgaben für den Lebensunterhalt zu tragen. Die kleinen Rentner sowie invalide Rentenempfänger stehen heute bereits vor dem Verhungern. Diese ständige Preissteigerung hat Zustände geschaffen, denen keine Steuergesetzgebung, keine auch noch so einschneidende Finanzpolitik gerecht werden kann. Eine Schraube ohne Ende!

Trotz der sozialdemokratischen Richtung, trotz der Orientierung der Politik nach links, die heute unser Staatswesen angenommen hat, ist der Kapitalismus noch nie so mächtig gewesen wie jetzt. Nie hat das Kapital den Verbraucher schamloser ausgebeutet. Die großen Syndikate und Unternehmer machen, was sie wollen. Der Wucher blüht heute wie nie zuvor. Nicht allein in der Lebensmittelproduktion, auch in der Großindustrie, an den Banken und Börsen wird heute über alle Grenzen hinaus gewuchert. Die Maßnahmen, die von der Regierung getroffen werden, können diese Auswüchse weder eindämmen noch beseitigen, da sie größtenteils Mittel sind, die dem alten kapitalistischen Wirtschaftssystem entnommen sind.

Die wichtigste Frage für das deutsche Wirtschaftsleben ist die Kohlenfrage. Die durch den langen Krieg verminderte Produktionsmöglichkeit, die von niemand zu leugnende Arbeitsunlust und der Gedanke, immer noch für die Interessen der Kapitalistencliquen arbeiten zu müssen, haben die Produktionsleistungen immer mehr zum Sinken gebracht. Trotz aller Zentralisierung, trotz der Einsetzung von Kommissionen und Kontrollorganen in der Kohlenverteilung ist keine Änderung eingetreten, zumal die Notwendigkeit der Ablieferung großer Kohlenmengen an die Ententestaaten das Quantum der für Deutschland zur Verfügung stehenden Brennmittel wesentlich verringert.

Aus den immer schlechter werdenden Verhältnissen kann uns nur eine grundsätzliche Änderung unserer gesamten Wirtschaftsordnung heraushelfen. Vor allen anderen Dingen kommt es heute darauf an, im Bergbau mit einem anderen Wirtschaftssystem zu beginnen. Es muß unbedingt eine sofortige durchgreifende Sozialisierung vorgenommen werden. Zwar sträuben sich die großen Bergwerksbesitzer mit allen Mitteln gegen eine Sozialisierung; ihr Sträuben kann aber nicht maßgebend sein. Und ist es denn so unmöglich, zu sozialisieren? Liegen die Verhältnisse wirklich so, daß eine Sozialisierung des Bergbaus nicht durchgeführt werden kann?

Es unterliegt heute wohl keinem Zweifel mehr, daß einer Sozialisierung des Kohlenbergbaus keineswegs etwas hindernd in den Weg gelegt werden könnte. Es ist nicht eine Sozialisierung gemeint, wie sie bei Beginn der Revolution verschiedentlich von der Arbeiterschaft gefordert wurde; auch soll hier nicht von einer

Sozialisierung gesprochen werden, die einer Verstaatlichung gleichkäme. Beides ist für die heutigen Verhältnisse nicht das Richtige, da sie nicht die gewünschten Erfolge haben würden. Die erstere, die die Aushändigung der Produktionsmittel an die Arbeiterschaft bedeuten würde, würde das gerade Gegenteil von dem erzeugen, was im Interesse des Volkswohls das Notwendigste ist. Die Erhöhung der Produktionsleistung würde dadurch nicht eintreten, aber auch die so notwendige Ruhe im Wirtschaftsleben würde nicht erzeugt. Die Verschiedenheit der Betriebe sowie die großen Unterschiede in der Kohlengewinnung würden zu immer größer und schärfer werdenden Kämpfen innerhalb der Arbeiterschaft führen. Kämpfe im Wirtschaftsleben, die die Produktion immer wieder stören, müssen aber vermieden werden. Auch eine Verstaatlichung der Bergwerke würde nichts nützen. Eine Verstaatlichung der Bergwerke bedeutet unter den heutigen Verhältnissen nur einen Wechsel des Arbeitgebers. Damit ist aber der Wunsch und das Sehnen der Arbeiterschaft nicht erfüllt. Der Arbeiter will heute frei sein vom Drucke; er will arbeiten, will aber auch wissen, für wen und für was er arbeitet. Er will ebenso wie im politischen, so auch im wirtschaftlichen Leben Gleichberechtigung. Diese wird ihm aber auch in den Staatsbetrieben unter den heute noch herrschenden Umständen nicht gewährleistet. Ein Schritt vorwärts zur Gleichberechtigung des Arbeiters im Wirtschaftsleben ist durch das Betriebsrätegesetz zwar gemacht worden, aber auch dieses wird die notwendigen Erfolge nicht haben. Solange der Arbeiter sich gedrückt fühlt, solange er weiß, daß er immer weiter für die Reichtumshäufung weniger Kapitalisten arbeiten muß, so lange werden wir die notwendige Arbeitslust nicht steigern können. Es sind nicht allein die Arbeiter, die den Sozialismus nicht kennen noch je gekannt haben, die eine Änderung der jetzigen Verhältnisse wünschen, vielmehr sind es heute gerade die besten und tüchtigsten Kräfte der Arbeiterschaft, jene Arbeiter, die jahrelang für den Sozialismus gekämpft haben.

Soll das deutsche Wirtschaftsleben bald aus dem Chaos herausgebracht werden, so muß mit einer Produktionsänderung im Kohlenbergbau begonnen werden. Der gesamten deutschen Arbeiterschaft wird sich ein ruhigeres Gefühl, ein gesünderes Vertrauen zu den regierenden Stellen bemächtigen, wenn eine wirkliche, dem reinen Sozialismus zustrebende »Sozialisierung« der Bergwerke in Angriff genommen wird.

Und eine Sozialisierung der Bergwerke ist möglich. Kein anderer Wirtschaftszweig ist so reif für die Überführung der Produktionsmittel an die Gesellschaft wie der Kohlenbergbau. Seine Entwicklung ist auf dem Punkte angelangt, wo nach Marx seine Übernahme durch die Gesellschaft erfolgen kann.

Durch die im Jahre 1893 erfolgte Gründung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats wurde die bis dahin vorherrschend gewesene freie Konkurrenzwirtschaft aufgehoben. Der Kohlenbergbau erfuhr dadurch eine grundlegende Änderung. Die Konzentration des Kapitals aus den Händen vieler Kleinkapitalisten in die Hände weniger Großkapitalisten und Gesellschaften nahm ungeheure Formen an. »Während es im Jahre 1885 noch 26 reine Kohlenaktiengesellschaften im Ruhrrevier gab mit 9 652 000 Tonnen = 37,1 Prozent der Gesamtförderung des Ruhrreviers, waren im Jahre 1910 nur noch 16 reine Kohlenaktiengesellschaften vorhanden, die mit 25 834 000 Tonnen = 31,45 Prozent an der Gesamtförderung des Ruhrreviers beteiligt waren. Von den 78 größeren Gewerkschaften, die 1885 gezählt wurden, existierten im Jahre 1910 nur noch 28 mit rund 30 Millionen = 34,5 Prozent der Förderung des Ruhrreviers. Diese Zahlen geben jedoch noch kein richtiges Bild von der Konzentration. Im Jahre 1910 beherrschten im Ruhrgebiet bereits 9 Konzerne 66,9 Prozent der Gesamtförderung des Ruhrreviers. Und die einzelnen Werke sind bekanntlich im Kohlensyndikat vereinigt, das seit 1893 den Markt beherrscht. Im Jahre 1912 betrug die Produktion des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats 98 811 963 Tonnen gegen nur 33 539 230 Tonnen im Jahre 1893, während in dem gleichen Zeitraum die gesamte Kohlenproduktion im Deut-

schen Reiche von 73 852 330 Tonnen auf 177 094 917 Tonnen gestiegen war. Der Anteil des Kohlensyndikats ist also relativ wesentlich größer geworden und betrug bereits im Jahre 1912 mehr als die Hälfte.«[1] Heute bildet das Syndikat ein festgefügtes Monopol für die Bergwerksbesitzer, da nach der Bundesratsverordnung vom 12. Juli 1915 alle Bergwerksunternehmungen des Ruhrreviers im Kohlensyndikat vereinigt sind. Privatmonopole aber bilden eine Gefahr nicht allein für die übrigen Wirtschaftszweige, sondern für das gesamte Wirtschaftsleben überhaupt. So hat auch das Kohlensyndikat für das deutsche Wirtschaftsleben manche Gefahr heraufbeschworen. Einmal sei hier nur an die großen Streiks von 1905 und 1912 erinnert, dann an die systematischen Fördereinschränkungen und Zechenstillegungen, die lediglich zur Erlangung höherer Preise vorgenommen wurden.

Die Gefahr eines Privatmonopols im Bergbau wurde schon früh erkannt. Schon im Jahre 1904 traten im Preußischen Abgeordnetenhaus eine Reihe Abgeordnete, darunter der konservative Abgeordnete Dr. Dietrich Hahn und der Handelsminister Möller, den Privatmonopolen scharf entgegen. Der Handelsminister sagte anläßlich der Beratung der Hibernia-Verstaatlichung am 29. November 1904: »Sobald die Fusionen sich zu Monopolen auswachsen, wird die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes ganz ernstlich erregt werden. Das mögen sich die Herren gesagt sein lassen. Und ist ein Monopol nicht mehr abzuwenden, dann wird die ganze überwältigende Mehrheit des Volkes ein Staatsmonopol dem Privatmonopol vorziehen!«

Das Privatmonopol ist da. Seine Gefahr zeigt sich heute in der ungeheuren rücksichtslosen Preispolitik des Bergbaukapitals. Und die schlechtesten und früher billigsten Kohlensorten weisen die stärksten Steigerungen auf. Am stärksten ist der Kohlgruß gestiegen, der früher mit 1,75 Mark pro Tonne bezahlt wurde, heute aber 110,60 Mark pro Tonne kostet. Eine Tonne Kohlen, die früher 12 bis 13,50 Mark kostete, kostet heute 216 bis 230,90 Mark. Dabei handelt es sich aber nur um Richtpreise, die bekanntlich nur als Verrechnungspreise zwischen Zeche und Kohlensyndikat gelten. Wie mögen erst die Verkaufspreise, wie sie vom Verbraucher gezahlt werden müssen, aussehen? Nach § 61 der Verordnung vom März 1919 liegt es dem Reichskohlenrat ob, die Verkaufspreise ab Werk, ab Stapelplatz oder ab Abgangsstation, in besonderen Fällen auch ab Empfangsstation festzusetzen. Bis heute aber ist hiervon kein Gebrauch gemacht worden. Wenigstens hört man hiervon nichts!

Die Entwicklung in der Konzentration des Bergwerkskapitals hat ferner dazu geführt, daß die Besitzer vom eigentlichen Produktionsgang fast ganz ausgeschaltet worden sind. Man weiß heute nicht mehr, wer der eigentliche Besitzer der Aktien ist. Den besten Beweis hierfür liefert die Generalversammlung der Harpener Bergwerksaktiengesellschaft, in der der Generaldirektor erklären mußte, daß etwa 13 Millionen Mark Dividenden vom vorigen Jahre noch nicht abgehoben seien. Er gab der Befürchtung Ausdruck, daß diese Aktien sich höchstwahrscheinlich in den Händen von ausländischen Kapitalisten befänden. Wenn nun der Kapitalist vom eigentlichen Produktionsprozeß mehr oder weniger ausgeschaltet ist oder sich selbst ausgeschaltet hat, was hält uns denn davon zurück, ihn vollends auszuschalten? Den Weg, wie eine Sozialisierung, die einer völligen »Vergesellschaftung« im Kohlenbergbau gleichkommt, vorgenommen werden kann, hat uns die frühere Sozialisierungskommission gezeigt. Der Vorschlag der Kommissionsmehrheit kommt einer Vergesellschaftung am nächsten und hat die volle Anerkennung sämtlicher beteiligten Kreise gefunden, abgesehen von den Kapitalisten.

Auch in der übrigen Industrie muß eine schärfere Wirtschaftskontrolle einsetzen. Soweit die Industriezweige für eine Sozialisierung nicht reif sind, müssen sie unter eine einheitliche Gemeinschaftsorganisation gebracht werden. Manche solcher

[1] Edm. Fischer, Das sozialistische Werden. Leipzig 1918.

Organisationen sind neuerdings gegründet worden, so der Eisenwirtschaftsbund. Ebenso müssen in der Landwirtschaft Organisationen geschaffen werden, die Produktion und Verteilung zu leiten haben, aber Organisationen unter Beteiligung der Verbraucher und des Reiches, damit eine Festigung in der gesamten deutschen Wirtschaftspolitik eintritt. Organisation und Zentralisation des gesamten Wirtschaftsgetriebes, das ist heute das Notwendigste für die deutsche Volkswirtschaft.

## Literarische Rundschau.

Paul Hirsch, **Kommunalpolitische Probleme.** Leipzig 1920, Verlag von Quelle & Meyer.

Der frühere Präsident des preußischen Staatsministeriums, der als Fachmann auf dem Gebiet der Gemeindepolitik gilt, hat im Zwischensemester 1919 an der Berliner Universität eine Reihe von Vorträgen gehalten über kommunalpolitische Probleme, die er nunmehr als Buch herausgegeben hat. Die Vorträge beabsichtigten, eine Einführung zu geben in das umfangreiche Gebiet der Kommunalpolitik, und das Buch verfolgt den Zweck, weite Volksschichten mit den wichtigsten kommunalpolitischen Angelegenheiten vertraut zu machen und bei ihnen Liebe zur Mitarbeit zu erwecken. Dieser Zweck scheint uns durch die Veröffentlichung der Vorträge erreicht zu sein. Der Verfasser behandelt einleitend in ganz interessanter Weise die Stellung der Gemeinden im neuen Deutschland. Während unter dem früheren System die Gemeinden vom Staate bevormundet waren und die Unterschichten keinen Anteil hatten an der Verwaltung, ist nunmehr auf diesem Gebiet eine grundlegende Umwandlung eingetreten. Die Gemeinden sind auf eine demokratische Grundlage gestellt worden: sie haben das weitestgehende Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht bekommen, und die Unterschichten sind zu gleichberechtigten Gemeindebürgern geworden. Der Staat, als die Vertretung der Gesamtheit, behält sich nur die Kontrolle vor über die Rechtmäßigkeit der Verwaltung und der Verwaltungsmaßnahmen und in wichtigen Fragen auch das Urteil über die Zweckmäßigkeit der letzteren. Diese Errungenschaften werden nach der Auffassung von Hirsch dadurch wesentlich geschmälert, daß durch die Steuerpolitik des Reiches die Gemeinden in der Tätigkeit beschränkt und zu Kostgängern des Reiches werden. So wie die Sache heute liegt, werden die Gemeinden finanziell abhängig, wodurch sie selbstverständlich in der Lösung der ihnen obliegenden Aufgaben arg behindert werden. Trotz und alledem aber werden die Gemeinden nicht erlahmen dürfen in der Arbeit für die Mitbürger und Mitbürgerinnen.

Nach einem Rückblick auf die Tätigkeit der Gemeinden während des Weltkriegs behandelt der Verfasser alle jene Gebiete, auf denen sich die Gemeinden betätigen müssen. Zunächst spricht er vom Gemeindesozialismus, der seine Quelle hat in dem Bestreben, immer mehr Wirtschaftsbetriebe von Gemeinde wegen zu führen, und von der Möglichkeit, die Gemeinden zu Trägern der so dringend notwendigen Sozialisierung zu machen, wobei er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Gemeindeverwaltungen mit entschlossener Hand zugreifen, um auf diesem Gebiet dem Staate und dem Reiche mit gutem Beispiel voranzugehen. Auch auf dem Gebiet der kommunalen Lebensmittelversorgung erwachsen den Gemeinden neben den bisherigen noch manche neue Aufgaben, denen sie sich nicht entziehen dürfen. In den weiteren Vorträgen beschäftigt sich Hirsch mit der Kulturpolitik der Gemeinden, mit der kommunalen Wohlfahrts- und Gesundheitspflege sowie mit der kommunalen Wohnungspolitik. Bei all diesen Erörterungen merkt man den Praktiker, der nicht nach Sternen hascht, sondern mit beiden Füßen auf dem Boden der Möglichkeit steht, der sein Auge nicht verschließt vor den ungeheuren Schwierigkeiten, die der

unglücklich verlaufene Krieg mit sich gebracht hat, der aber auch nicht zurückschreckt vor einem energischen Zupacken, wo es am Platz ist. Gerade darum ist dies Buch eines Gemeindepraktikers allen denen, ohne Unterschied des Parteistandpunktes, zu empfehlen, die berufen und gewillt sind, an der Arbeit der Gemeinden im Dienste des Gemeinwohls mitzuwirken. Franz Laufkötter

---

Margarete Bruch, **Märchenritt! Wer kommt mit?** Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. 34 Seiten Quart. Gebunden 13 Mark.

Bruno Schönlank, **Sonniges Land.** Berlin, Paul Cassirer. 66 Seiten. Gebunden 8 Mark.

Bücher, die wir den Mußestunden unserer Kinder schenken, sollen neben einem behutsamen Leiten zu Güte und Liebe gegen den Mitmenschen Sonne und Fröhlichkeit darbieten. Ihre Sprache, ob Vers oder Prosa, sei einfach und doch klingend; ihre Begleitbilder müssen den Formensinn und das natürliche Stilgefühl der kleinen Beschauer anregen, ihren Geschmack auch nach dieser Richtung hin bilden. Den Expressionismus in Wort und Bild lasse man getrost aus Kinderbüchern fort, bis er selbst zu größerer Vollkommenheit durchgereift ist und sich von der Wiedergabe des Kunstgestammels primitiver Urvölker, denen es an Ausdrucksmitteln fehlt, zu höheren Kulturstufen entwickelt hat.

Das Kinderbuch von Margarete Bruch erfüllt alle diese Forderungen an Inhalt und Bildschmuck in hohem Maße. Die einzelnen Gedichte und Prosastücke erzählen jedes eine kleine wundersame Geschichte vom Waldelfchen, vom Leseratz, von der eigensinnigen Prinzessin Nein-Nein, die schließlich einen Eselskopf bekam und nun immer i—a, i—a sagen mußte, von dem mitleidigen Liesel, das alle Brosamen mit den Tieren des Waldes teilt — all das ist in poetischer, dem kindlichen Verständnis eingehender Sprache erzählt. Der junge Bruder der Verfasserin, den ein Unglücksfall aus hoffnungsvoller Künstlerentwicklung jäh herausgerissen, hat jedes Geschichtlein mit einem Bilde geschmückt, das das Charakteristische mit scheinbar flüchtigen Strichen immer recht erfaßt und auch dem Sinn der Kinder für das Komische entgegenkommt. Die farbige Druckausführung der Illustrationen ist besonders zu loben.

Bruno Schönlank erzählt in seinem Büchlein keine eigentlichen Geschichten oder Märchen, sondern gibt lustige Verslein in klingendem Rhythmus, die leicht im Gedächtnis der Kinder haften werden. Doch nicht nur oberflächliche Scherzreimereien sind es, in unaufdringlicher Form steckt manche Lebensregel in diesen Versen, die das obenerwähnte »behutsame Leiten zur Güte und Liebe« bieten. Möchten alle Kindererzieher und Jugendleiter sich die Worte des letzten Gedichtleins ins Herz schreiben:

Kinderherzen sind das Feld,
Das die jüngsten Saaten trägt.
Grünet, blühet einer Welt,
Die sich nicht mehr haßt und schlägt.
Haltet euch von Zwietracht rein,
Daß euch möge Ernte sein.

Der bunte Karikaturenumschlag ist wohl ganz lustig, doch die eingefügten Zeichnungen allzu moderner Richtung. Sie lassen die Wesen und Gegenstände perspektivisch aus dem Bild herauspurzeln und dürften kaum dazu beitragen, des Kindes Formensinn und sein vielleicht vorhandenes Zeichentalent zu bilden. Der Druck beider Bücher ist sauber und klar, worauf man gerade bei Kinderbüchern immer achten sollte. Maria Schipfmann

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 11 38. Jahrgang · 2. Band 11. Juni 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Valutastand und Preisabbau. Von Heinrich Cunow.

Der französische Nationalsozialismus. Von A. Nossig.

Die „Weisheitsschule". Neue Irrwege des deutschen Gedankens. Von Elias Hurwicz.

Die Regelung der Nacht- und Sonntagsruhe in der deutschen Binnenschiffahrt. Von Karl Seidel.

Philosophiegeschichtliches. Zugleich eine Antwort an Professor Ferdinand Jakob Schmidt. Von K. Vorländer.

Literarische Rundschau: Georg Haberland, Wie kommen wir aus der Wohnungsnot heraus? Jakob Brod, Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung.

Notizen.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Axelrod, Al.**, Das wirtschaftliche Ergebnis des Bolschewismus in Rußland. Mit Geleitwort von Hermann Greulich. Olten, W. Trösch. 111 S.

**Beetz, Max**, Baue dir selbst! Der billigste Weg zum eigenen Heim. Auf Anregung der „Heimkultur" für Kriegsteilnehmer bearbeitet. Wiesbaden, Heimkulturverlag. 62 S.

**Bergsträsser, Prof. L.**, Das alte System über sich selbst. Berlin, Zentralverlag. 40 S. Geh. 90 Pf.

**Bernstein, Ed.**, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Neue, verbesserte und ergänzte Ausgabe. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 275 S. Kartoniert 10,50 Mk.

— Die Wahrheit über die Einkreisung Deutschlands. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 48 S. Geh. 4 Mk.

**Däbritz, Max**, Die Verkündigung der Menschenrechte. Dresden, Kommissionsverlag W. Stolle & Co. 44 S.

**Der „Dolchstoß"**. Warum das deutsche Heer zusammenbrach! Berlin, Zentralverlag. 38 S. Geh. 1,20 Mk.

**Die Revolution.** Unabhängiges sozialdemokratisches Jahrbuch für Politik und proletarische Kultur. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 266 S. Geh. 12 Mk.

**Eloesser, A.**, Die Straße meiner Jugend. Berliner Skizzen. Berlin, Egon Fleischel. 177 S.

**Fischbach, O. G.**, Verordnungen betreffend die wirtschaftliche Demobilmachung. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 82 S.

**Francé, R. H.**, Die Pflanze als Erfinder. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 76 S.

**Frank, P.**, Wohlfahrtspflege im Volksstaat. Gedanken zur Umgestaltung des Fürsorgewesens. Berlin, Franz Vahlen. 75 S. Geh. 3,60 Mk.

**Gaggell, G.**, Die Selbstregierung der Schüler. München, Ernst Reinhardt. 114 S. Geh. 5,70 Mk.

**Geist und Arbeit.** Schriften zu Deutschlands Erneuerung. Berlin, Zentralverlag.

Bolschewismus kontra Bolschewismus. Die Führer des Bolschewismus über die Lage in Rußland. Von Otto Schönz. 31 S. Geh. 90 Pf.

Deutschland und der Friedensvertrag von Versailles. Von H. Th. Drege. 104 S. Geh. 2 Mk.

Die wahren Ursachen unserer Wirtschafts- und Finanznot. Von O. Stillich. 56 S.

**Heilborn, Dr. A.**, Vom Schmucktriebe der Menschen. Sonderabdruck aus „Westermanns Monatsheften". Braunschweig, Georg Westermann.

**Hermann, Georg**, Kleine Erlebnisse. Berlin, Egon Fleischel & Co. 206 S. Geh. 5 Mk.

**Heyde, L.**, Abriß der Sozialpolitik. Leipzig, Quelle & Meyer. 168 S.

**Hinze, A.**, Wie kommen wir wieder zu erträglichen Preisen? Durch freie Wirtschaft oder durch Zwangswirtschaft? Ein Beitrag zur Verständigung. Osterwieck-Harz, Kommissionsverlag von A. W. Zickfeldt. 44 S. Geh. 4 Mk.

**Kelsen, Dr. H.**, Sozialismus und Staat. Eine Untersuchung der politischen Theorie des Marxismus. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 129 S. 8 Mk.

**Kindermann, Karl**, Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. München, G. D. W. Callwey. 360 S. Geh. 16,80 Mk.

**Kretzer, Max**, Wilder Champagner. Berliner Erinnerungen und Studien. Leipzig, B. Elischer Nachf. 189 S. Geh. 3,50 Mk.

**Kritik des Weltkrieges.** Von einem Generalstäbler. Leipzig, K. F. Koehler. 246 S. Geh. 20 Mk., geb. 30 Mk.

**Lamszus, W.**, Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg (aus dem Jahre 1913). Hamburg, Alfred Janssen. 55 S. 1,10 Mk.

— Das Irrenhaus. Visionen vom Krieg. Hamburg, Pfadweiserverlag. 140 S.

— Der Kinder Land. Gedanken zum Neuaufbau. Hamburg, Pfadweiserverlag. 40 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11 Ausgegeben am 11. Juni 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Valutastand und Preisabbau

Von Heinrich Cunow

Unser Wirtschaftsleben steht vor einer gefährlichen Krise, einem Preissturz, der in einzelnen Industriezweigen bereits eine erhebliche Produktionsstockung und zahlreiche Arbeiterentlassungen zur Folge gehabt hat.

Seit Anfang März befindet sich der Markkurs an den fremden Börsen in einer fast ständigen, wenn auch von einzelnen Schwankungen — zum Beispiel wieder in den letzten Maitagen — unterbrochenen Aufwärtsbewegung. Von Ende Januar bis Ende Mai hat sich der Dollar von ungefähr 100 auf 39 Mark, der holländische Gulden von 42 auf 13½ Mark, der Schweizer Frank von 18 auf 7 Mark gesenkt. Der Stand der deutschen Valuta hat sich also im Ausland um beinahe das Dreifache gehoben. An und für sich ist diese Besserung des Wechselkurses unzweifelhaft eine erfreuliche Erscheinung, die nicht nur beweist, daß die Unterbewertung der deutschen Mark im Ausland aufgehört hat und man dort wieder größeres Vertrauen zur deutschen Wirtschaftskraft gewinnt, sondern die auch eine günstige Verschiebung des deutschen Einfuhr- zum Ausfuhrverhältnis bedeutet. Aber in ihrer Sprunghaftigkeit und in Anbetracht der unsicheren, spekulativ überreizten deutschen Handelsgestaltung, die sich eben erst den durch den Krieg völlig veränderten internationalen Marktverhältnissen anzupassen begonnen hat, bedroht diese Kursentwicklung das innere Wirtschaftsgetriebe Deutschlands aufs neue mit schweren Erschütterungen.

Im ganzen hat diese schnelle Aufwärtsbewegung der Valuta die deutschen Handels- und Finanzkreise überrascht. Nach der Entwertung der deutschen Mark im Dezember und Januar, die dazu geführt hatte, daß in Amerika, gemessen an dem früheren Wechselkurs, die Mark nur noch 1 Cent oder 4¼ Pfennig galt, rechnete ein beträchtlicher Teil der Handelskreise mit einer noch weiteren Senkung der deutschen Valuta. Von einzelnen Seiten wurde sogar behauptet, Deutschland werde bald den Spuren Deutschösterreichs folgen, wo es zeitweilig überhaupt unmöglich schien, österreichische Kronen zum Kaufe größerer ausländischer Warenposten zu verwenden, da die ausländischen Verkäufer die österreichischen Banknoten sogar nicht mehr zum hundertsten Teil ihres Wertes haben wollten — eine Entwertung, wie sie sogar die französischen Assignaten der Revolutionszeit nicht erlebt haben. Andere Beobachter, die zuversichtlicher auf die Wirtschaftskraft des deutschen Volkes bauten, rechneten zwar mit einer Besserung des Valutastandes, aber nur mit einem allmählichen, langsamen Aufstieg, entsprechend der Zunahme der Produktivität. Daß in gut drei Monaten die Mark im Ausland wieder fast das Dreifache gelten könnte, haben die allerwenigsten für möglich gehalten. Ein Beweis, daß die Wirtschaftsprognosen der sogenannten

Sachverständigen in unserer anormalen Zeit ebenso unzuverlässig sind wie die Wetterprognosen.

Für manchen dieser Sachverständigen hat denn auch die schnelle Kursbesserung etwas durchaus Befremdendes und Unheimliches, das er sich aus der heutigen Wirtschaftslage heraus nicht zu erklären vermag und dessen Gründe er deshalb in allerlei Zufälligkeiten, in dem Eingreifen eines wirtschaftlichen Deus ex machina sucht. Besonders wollen manche »Finanzpraktiker«, da einer der Hauptanstöße der Kursbesserung unzweifelhaft von Amerika ausgegangen ist, in der Aufwärtsbewegung der deutschen Valuta lediglich ein amerikanisches Finanzmanöver sehen, das sicherlich bald in sich zusammenfallen werde, und zwar soll nach der einen Version dieses Manöver nur deshalb von der amerikanischen Bankfinanz unternommen sein, um Europa ihre Macht zu zeigen, nach einer anderen, um England zur Herabsetzung seiner Machtansprüche zu zwingen, nach einer dritten aus reiner Sympathie mit Deutschlands Mißgeschick. Ein starker Fetischglaube. Wer da meint, die amerikanische Bankfinanz könnte sich aus rein ethischen Gründen in ein für sie durchaus nicht ganz ungefährliches Finanzexperiment einlassen, kennt die amerikanische Finanzwelt recht schlecht. Sicherlich zeigt das Verhalten der nordamerikanischen Reserve Banks, besonders der zeitweilige Aufkauf beträchtlicher Markzahlungsmittel und die Fernhaltung solcher Mittel vom amerikanischen Geldmarkt, daß ein wesentlicher Teil der amerikanischen Großfinanz den Kursaufstieg des deutschen Papiergeldes unterstützt; aber »gemacht« hat diese Finanz die Aufwärtsbewegung keineswegs. Sie hat nur eine sich bietende günstige Gelegenheit finanztechnisch für ihre Pläne ausgenutzt: Pläne — darauf möchte ich später noch zurückkommen —, die keineswegs jener ethischen Natur sind, wie yankeefreundliche Finanzpolitiker behaupten.

Es ist überhaupt verkehrt, die Markkursbesserung auf einen einzigen Anlaß oder Grund zurückzuführen; es sind vielmehr eine ganze Reihe von ursächlichen Motiven, die in dieser Erscheinung zusammenwirken, und diesen Motiven stehen bestimmte andere Gegenmotive oder richtiger Gegenwirkungen gegenüber, so daß sich der weitere Verlauf der Aufwärtsbewegung in seinen einzelnen Phasen schwer beurteilen läßt, zumal sich von Deutschland aus unter den heutigen Verhältnissen die Warenzirkulation in den Auslandsstaaten, der Umfang der aufgehäuften Rohstoff- und Fabrikatmassen, die Verteilung der deutschen Banknotenmengen und der Umfang der vom Ausland deutschen Importeuren gewährten Kredite schwer bestimmen läßt. Überdies fehlen alle genauen statistischen Angaben über die Ausdehnung des jetzigen deutschen Handelsverkehrs mit dem Ausland.

Eine der wichtigsten Ursachen der Aufwärtsentwicklung ist zweifellos in der Verschiebung des Warenverkehrs mit dem Ausland zu suchen. Deutschlands Export war zunächst nach Beendigung des Krieges sehr beschränkt, während es selbst einen hohen Bedarf an fremden Waren aller Art, vor allem an Lebensmitteln, hatte und sich deshalb zu beträchtlichen Einfuhren gezwungen sah, die dadurch, daß die Westgrenze offenblieb und durch dieses »Loch im Westen« eine Menge entbehrlicher Luxuswaren hereinströmte, noch vermehrt wurde. Export und Import standen also in einem starken Mißverhältnis zueinander, und da wir die vom Ausland gekauften Waren nicht mit den ausländischen Zahlungsmitteln begleichen konnten, die wir für die

von uns ausgeführten Waren erhielten, so mußten wir immer wieder deutsche Banknoten und Wechsel zur Deckung der gemachten Wareneinkäufe ins Ausland geben, weit mehr, als das Ausland zur Bezahlung seiner Warenschulden an Deutschland gebrauchte.

Es entstand also ein Überangebot deutscher Zahlungsmittel im Ausland, das naturgemäß auf ihren Markt- oder Börsenpreis, auf die Kursnotierung drückte. Und zwar ging die Geldentwertung, wie fast stets in solchen Fällen, auf dem Auslandsmarkt schneller vor sich wie auf dem Inlandsmarkt. Als bereits auf dem Auslandsmarkt die Mark, gemessen an dem früheren Kurs, 5 Pfennig, also nur noch den zwanzigsten Teil ihres einstigen Wertes galt, hatten in Deutschland manche der innerhalb seiner Grenzen erzeugten Artikel wie auch die meisten Löhne und Gehälter immer erst den fünf-, acht- oder zehnfachen Betrag des Preises erreicht, den sie vor dem Kriege hatten. Mit anderen Worten: *die Mark hatte im Inland eine weit größere Kaufkraft als im Ausland.* Ein solches Verhältnis begünstigt aber naturgemäß den Export; denn wenn die Warenpreissteigerung für einen gangbaren Exportartikel auf dem Inlandsmarkt gegen früher nur 1000 Prozent beträgt, auf dem Auslandsmarkt dagegen 2000 Prozent, dann ist es für den Fabrikanten oder Großhändler natürlich vorteilhafter, seine Ware ins Ausland zu schicken, als sie auf dem inländischen Markt abzusetzen.

So begann denn auch, als das Ausland wieder seine Grenzen der Einfuhr deutscher Erzeugnisse öffnete, soweit nicht Rohstoffmangel und Ausfuhrverbote Beschränkungen aufzwangen, eine wüste Exportsucht einzusetzen. Selbst in Deutschland dringend nötige Waren, an denen die deutsche Bevölkerung größten Mangel litt, wurden offen oder auf Schleichwegen über die Grenze geschickt, oft zu Preisen, die weit unter den Auslandspreisen standen. Ein wilder, rücksichtsloser Ausverkauf zu »billigen Preisen« begann, bis ihm endlich — viel zu spät — die Errichtung der sogenannten Außenhandelsstellen gewisse Grenzen setzte. Außerdem benutzte das ausländische Kapital in reichem Maße den niedrigen Stand des deutschen Markkurses, um in Deutschland unterderhand Fabriken, Grundstücke, Geschäfts- und Wohnhäuser, Industrieaktien und -obligationen, Stadtanleihepapiere usw. aufzukaufen.

Ein großer Ramschverschleiß, der reiche deutsche Werte in fremde Hände spielte und dem Ausland, vor allem Amerika, für die Zukunft *einen stetigen Zufluß des in Deutschland erarbeiteten Mehrwerts sichert*, der aber andererseits doch den Erfolg hatte, daß nun, da die in Deutschland gekauften Waren, Grundstücke und Wertpapiere bezahlt werden mußten, das Überangebot deutscher Noten an den fremden Börsen etwas abnahm und demgemäß der Markkurs stieg.

Hinzu kommt ein zweites Moment: die Valutaspekulation des Auslandes in deutschen Werten. Ist es zurzeit auch um Deutschlands Wirtschafts- und Finanzlage sehr traurig bestellt, so hegt man doch vielfach in ausländischen Kapitalistenkreisen die sichere Erwartung, daß das Deutsche Reich sich infolge des Fleißes und der technischen Leistungsfähigkeit seiner Bevölkerung wieder erholen und damit auch das deutsche Papiergeld wieder einen höheren Geldwert erlangen werde. Solche Erwartung hat, je mehr sich die Aussichten einer wirtschaftlichen Wiedererstarkung Deutschlands zu bessern

schienen, manch großen und kleinen ausländischen Kapitalisten bewogen, deutsche Notenwerte aufzukaufen, um sie einst später, wenn sich der Kurs wesentlich gebessert hat, mit hohem Gewinn wieder zu verkaufen. Diese Valutaspekulation reicht nach Aussage fremder Geschäftsleute viel weiter, als man in Deutschland annimmt. Noch kürzlich wurde mir von einem Kenner Spaniens, der sich wieder einige Monate in Katalonien aufgehalten hat, bestätigt, daß dort nicht nur eigentliche Geldleute, sondern selbst während des Krieges wohlhabend gewordene Bauern deutsche Noten aufkaufen und in der Hoffnung in ihre Kästen legen, sie bald vorteilhaft wieder verkaufen zu können. Auch durch solchen Aufkauf wurden natürlich manche deutsche Markwerte dem deutschen Geldmarkt entzogen.

Verstärkt wurde diese Tendenz der Abnahme des Notenangebots überdies durch einen scharfen Rückgang des deutschen Imports. Nach der Beendigung des Krieges strömte zunächst eine wahre Warenflut nach Deutschland herein, vornehmlich durch das Loch im Westen. Im Krieg hatte man die letzten Vorräte verbraucht, und so teuer auch die hereinkommenden Gebrauchsartikel waren, man mußte und wollte sie haben. Dazu hatte sich vielfach der deutschen Bevölkerung eine Genuß- und Desperadostimmung bemächtigt, die in das bekannte Wort »Nach mir die Sintflut« ausklang. Oft ist mir damals in Bekanntenkreisen, wenn ich unter Hinweis auf das uns noch bevorstehende Wirtschaftselend zur Vorsicht mahnte, entgegengehalten worden: »Ach was, wir haben lange genug entbehrt, Geldscheine kann man nicht essen; wir wollen endlich wieder etwas Vernünftiges im Leibe und auf dem Leibe haben« — oder auch: »Ach was, wer weiß, was kommt; man muß den Augenblick nutzen, zunächst wollen wir mal wieder leben.«

Doch nach und nach hat diese Stimmung, die man vielleicht richtiger als Verstimmung bezeichnet, wesentlich nachgelassen; man denkt wieder an morgen und übermorgen. Das Loch im Westen ist, wenn auch nicht völlig, so doch zu einem wesentlichen Teil zugestopft, und ferner wurde durch eine Reihe von Einfuhrverboten die Einfuhr von Luxusartikeln eingeengt. Der Warenheißhunger der großen Bevölkerungsmasse hat beträchtlich abgenommen, teils weil inzwischen das Allernotwendigste angeschafft worden ist, teils weil die Kaufkraft mancher Schichten noch immer eine beschränkte ist, denn die Löhne und Gehälter haben vielfach nicht mit der Preissteigerung der Industrieartikel Schritt gehalten, so daß trotz eines nominell hohen Einkommens die nichtvermögenden Volksteile wenig kaufkräftig sind und ihr Einkommen größtenteils für Nahrungsmittel verbrauchen.

Damit steht in Konflikt, daß ein großer Teil der deutschen Händler — Grossisten wie Detailisten — in der verkehrten Annahme, der Warenheißhunger werde anhalten und die Preise weiter in die Höhe treiben, in spekulativer Absicht beträchtliche Vorräte — meist auf Kredit — eingekauft haben, die sie nun trotz aller Reklame nicht loszuwerden vermögen, wenigstens nicht zu den angesetzten hohen Preisen. Daher kann man, obgleich manche Volkskreise noch das Allernötigste entbehren, bereits in einzelnen Branchen von einer relativen Überfüllung der Lager sprechen. Die Folge ist selbstverständlich ein Rückgang des Bezugs der betreffenden Artikel vom Ausland. Und nicht nur dieser Rückgang, die Mattigkeit des Geschäftsganges, die Ungewißheit der Wechselkursentwicklung, die Möglichkeit baldiger Preisstürze, die dann auch auf andere Branchen lähmend einwirken

könnte, hält die Einfuhrtätigkeit zurück. Deshalb zeigt der Import heute überall Stockungen. Solcher Rückgang des Imports aber bedeutet zugleich Verringerung des Abflusses deutscher Geldwerte ins Ausland, also Verminderung des Angebots deutscher Zahlungsmittel auf fremden Handelsplätzen.

Auch der Abschluß von Kreditabkommen mit fremden Staaten (zum Beispiel Holland) wirkt in dieser Richtung; denn dadurch, daß Deutschland beträchtliche Mengen von Rohstoffen und Lebensmitteln auf Kredit geliefert erhält und ihm die Rückerstattung in Fabrikaten zugebilligt wird, erübrigt sich die Notwendigkeit, dem Ausland als Bezahlung deutsche Zahlungsmittel zu überweisen.

Und während bereits auf dem inneren deutschen Markt der Absatz der in spekulativer Absicht aufgehäuften Waren zu den hochgetriebenen Preisen stockt und sich in den verschiedenen Branchen eine »Flaute« bemerkbar macht, macht sich in England, vornehmlich aber in den Vereinigten Staaten von Amerika, eine starke Überfüllung der Rohstoff- und der Halbfabrikatlager geltend, die zum Abstoß drängt. Man hat in Amerika vielfach in der Annahme, daß die Entblößung des europäischen Kontinents von den nötigsten Rohstoffen, Industrie- und Kolonialwaren dort nach Friedensschluß alsbald eine enorme Nachfrage hervorrufen würde, auf einen Export zu hohen Preisen gerechnet — und deshalb große Bestände eingesperrt, das heißt dem Markt entzogen. Nun aber findet man sich, da der Export hinter der Erwartung zurückgeblieben ist, enttäuscht und sucht einen Teil der großen Vorräte loszuwerden. Wie? Dadurch, daß man einerseits auf dem inneren Markt die Preise herabsetzt und dadurch die Kauflust anregt, andererseits die Kaufkraft der notleidenden europäischen Länder stärkt, indem man ihre Valuta hebt und ihnen ermöglicht, für denselben Mark-, Kronen- oder Lirepreis eine beträchtlich größere Warenmenge zu kaufen.

Aus diesem Vorgehen erklären sich auch zu einem wesentlichen Teil sowohl die jüngsten Preisfälle mancher Exportartikel in Amerika und England als die offensichtliche Unterstützung der Aufwärtsbewegung des Markkurses durch die amerikanische Bankfinanz. Nichts ist irriger, als das Motiv der amerikanischen Finanzstrategie ausschließlich in einem bloßen Machtdünkel oder gar in einem besonderen Wohlwollen für das neue republikanische Deutschland zu suchen. Man handelt drüben im eigenen Interesse — aber weitsichtiger als heute ein großer Teil der deutschen Geschäftswelt, entsprechend einem Ausspruch, den mir, als ich noch junger Handelsbeflissener war, mein Prinzipal verschiedentlich bei überseeischen Geschäften einprägte: »Man muß unter Umständen zur rechten Zeit zu verlieren wissen, um spätere größere Verluste zu vermeiden oder sich gute Absatzchancen zu sichern.«

Der beträchtliche Ankauf deutscher Zahlungsmittel in Amerika erklärt sich zweifellos in der Hauptsache daraus, daß man deutsche Markwerte zur Bezahlung der in Deutschland gekauften Aktien, Anleihepapiere, Fabrikanlagen usw. gebraucht, zweitens eine größere Marksumme in Händen haben möchte, um je nach der wirtschaftlichen Konjunktur den Export beeinflussen zu können und in günstigere Handelsverbindungen mit Deutschland zu kommen (in Konkurrenz gegen England), drittens die Kauffähigkeit Mitteleuropas für amerikanische Exportwaren zu heben.

Im wesentlichen ist es also eine erneute Umschaltung des weltwirtschaftlichen Getriebes, keine lokale Erscheinung, die sich vor unseren Augen vollzieht, wenn auch bei der Aufwärtsbewegung des Markkurses natürlich lokale Momente mitspielen, wie zum Beispiel die Devisenpolitik der Reichsbank, die ebenso wie die Devisenbeschaffungsstelle in letzter Zeit recht ansehnliche Teile des auf den Markt kommenden fremden Zahlungsmaterials aufgenommen hat, teilweise unter nicht unerheblichen Verlusten.

Daß die Krise nicht lokalen Gründen entspringt, beweist schon die Tatsache, daß der Preisfall in den verschiedenen Industrieländern, diesseits und jenseits des großen Teiches, eingesetzt hat. Es zeugt deshalb auch von einer Verkennung der ursächlichen Bedingtheit der ganzen Bewegung, wenn deutsche Industrielle und Großhändler die jetzige Preissenkungstendenz für eine bald vorübergehende und unmotivierte, lediglich der »Angst« entspringende Erscheinung erklären und für ein Festhalten der Kaufmannschaft an den jetzigen hochgetriebenen Preisen plädieren. Die Herren werden eine arge Enttäuschung erleben. Die Preise lassen sich angesichts der Internationalität der ganzen Bewegung nicht halten. Das Vernünftigste wäre deshalb vom eigenen Standpunkt der betreffenden Prognostiker, wenn sie schnellstens an einen langsamen, aber energischen Abbau der jetzigen Preise gehen wollten. Den Preisfall können sie nicht aufhalten; sie werden ihn durch ihre verkehrte Taktik nur in einen Preissturz verwandeln, der dann auch manches mit hinabreißt, was andernfalls vielleicht bestehenbleiben würde.

Gewiß sind Gegentendenzen vorhanden, die den Preisfall aufzuhalten und abzulenken, zeitweilig sogar wieder ein beträchtliches Herabgleiten des Markkurses und erneute Preissteigerungen zu verursachen vermögen. In der kapitalistischen Gesellschaft setzt sich die Entwicklung gewissermaßen in gewundener Linie, in aufsteigenden und abfallenden Kurven vermittels Aktionen und Gegenaktionen durch; und auch die jetzt einsetzende Preiskrise kann uns noch manche Überraschungen bringen. Sobald zum Beispiel, hervorgerufen durch billige auswärtige Warenangebote, wieder eine regere Einfuhr fremder Erzeugnisse beginnt oder die fremden Valutaspekulanten einen größeren Teil des von ihnen aufgekauften deutschen Notenmaterials auf den Markt werfen, wird sich natürlich der Markkurs wieder verschlechtern; aber so, wie sich die weltwirtschaftliche Lage nun einmal gestaltet hat, vermögen derartige Gegenwirkungen die notwendige Preissenkung höchstens zeitweilig aufzuhalten.

Daß manche Besitzer großer Vorräte, Fabrikanten sowohl als Händler und Stadtgemeinden, die in falscher Einschätzung der kommenden Konjunktur allzu große Mengen von Industrieartikeln und Nahrungsmitteln aufgehäuft haben, mehr oder minder erhebliche Verluste erleiden und sich teilweise zur Bankrotterklärung gezwungen sehen werden, ist unvermeidlich. Die einsetzende Preiskrise hat, wie jede größere Absatzkrise, gewissermaßen den Charakter einer Gewaltkur, die eine Reihe nicht festgegründeter wirtschaftlicher Existenzen hinwegfegt; *aber sie ist durchaus notwendig zur Herstellung einer gesünderen wirtschaftlichen Aufbaubasis, als wir sie bisher hatten*; denn die Krise wird einen Teil des heutigen allzu reichlichen Spekulanten- und Schleichhändlertums beseitigen, eine Ausgleichung der deutschen Inlandspreise und der Weltmarktspreise auf einem weit günstigeren Kursstand herbeiführen, als

dies bislang der Fall war, und nach Überwindung gewisser Krisenerscheinungen den deutschen Handelsverkehr wieder als wichtigen Faktor in den Weltverkehr eingliedern. Übrigens darf man die Klagen aus Industrie- und Handelskreisen über die sie bedrohenden Verluste nicht allzu wörtlich nehmen. Manche der Herren haben während des Krieges und der verflossenen Revolutionszeit so enorme Profite eingesteckt, daß sie eine starke Gewinnabzapfung recht wohl vertragen können, und andere haben noch in letzter Zeit mit einer derartigen Gewissenlosigkeit sich auf die Preistreiberei geworfen, daß ihre Ausmerzung aus dem Getriebe als durchaus berechtigte Strafe erscheint.

Auch die Arbeitslöhne werden der Warenpreissenkung folgen müssen, mögen sie immerhin bisher hinter der Warenpreissteigerung zurückgeblieben sein. Bereits haben sich die Preise für deutsche Industrieerzeugnisse auf dem Inlandsmarkt mehr und mehr den Weltmarktpreisen angenähert, teilweise sogar schon den Weltmarktpreis überschritten. Sinken nun die Rohstoff- und Fabrikatpreise auf dem Weltmarkt und hebt sich überdies auch noch der Markkurs, so wird der deutsche Export in vielen Warenarten zu den bisherigen Exportpreisen unmöglich. Entweder müssen diese und damit die Produktionskosten herabgedrückt werden, oder die Produktionstätigkeit muß eingestellt werden. Mögen immerhin die Arbeiter noch eine Zeitlang durch gemeinschaftlichen Widerstand die Löhne auf dem jetzigen Niveau halten können; sobald erst eine Reihe Fabriken Arbeiterentlassungen vornehmen oder ihre Pforten schließen, werden sich notwendig Lohnreduktionen durchsetzen. Das mögen für manche Arbeiterschichten nicht gerade verlockende Aussichten sein; aber es ist weit vernünftiger, ihnen diese Folgen zu zeigen, als sie — wie das bereits von einem Teil der U. S. P. D.-Presse geschieht — aus agitatorischen Gründen über die Wirtschaftslage zu täuschen und an den Staat oder die Gewerkschaften die Forderung zu stellen, sie müßten durch sogenannte geeignete Maßnahmen jeden Lohnrückgang aufhalten, nötigenfalls sogar noch schnell vor Torschluß durch umfassende Sozialisierungen das kapitalistische Wirtschaftssystem in ein sozialistisches oder kommunistisches umwandeln.

Derartige Forderungen zeugen entweder von einer hochgradigen demagogischen Gewissenlosigkeit oder von einer völligen Unkenntnis weltwirtschaftlicher Zusammenhänge. Deutschland ist kein geschlossener sozialistischer Handelsstaat, und es läßt sich auch nicht zu einem solchen ausgestalten. Bezüglich seines Rohstoffbezugs, seiner Nahrungsmittelbeschaffung, seines Warenabsatzes, seiner Finanzstellung ist es — darüber hilft alle »unabhängige« Phraseologie nicht hinweg — enger mit der Weltwirtschaft verflochten als jemals; damit aber untersteht es auch den Gesetzen des weltwirtschaftlichen Getriebes und seines Mechanismus. Weniger noch als zu irgendeinem früheren Zeitpunkt läßt sich heute aus Deutschland ein sozialistisches Eiland oder eine blühende Oase im brandenden kapitalistischen Wirtschaftsmeer machen. Jeder solcher Versuch würde noch ungleich schneller und gründlicher scheitern als im agrarischen Rußland.

Damit ist nicht gesagt, daß die deutsche Regierung das Wirtschaftsschiff einfach der Krisenflut überlassen soll. Vornehmlich muß sie nach Möglichkeit für Beschäftigung der aus der Arbeit Entlassenen, für Notstands-

arbeiten sorgen, den Versuchen von Fabrikanten- und Händlerringen, den Preis ihrer Waren beträchtlich über dem Weltmarktpreis zu halten, dadurch entgegentreten, daß sie die Grenzen für die Einfuhr ausländischer Konkurrenzartikel öffnet, und weiter muß sie endlich, um den übermäßigen Notenumlauf etwas einzudämmen, an die Eintreibung der beschlossenen Reichssteuern gehen.

## Der französische Nationalsozialismus

Von Alfred Nossig

Es mehren sich die Versuche, den maßvollen, zielbewußten Sozialismus der Kulturnationen um die Zeit, da er endgültig triumphieren sollte, durch Gegensysteme aus den Angeln zu heben. Dem russischen Bolschewismus tritt der französische Nationalsozialismus, dem Leninismus der Lysismus an die Seite.

Wer ist Lysis? Unter diesem Namen hat der französische Sozialist Letailleur in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt. Der Name Lysis tauchte in der französischen Presse zuerst im Zusammenhang mit finanzpolitischen Fragen auf. Der unbekannte Autor berichtete in Finanzzeitschriften harmlos über die laufenden Geschäfte der großen Kreditinstitute. Nachdem er aber die Geschäftsführung der französischen Finanz gründlich kennengelernt hatte, eröffnete er plötzlich in der sozialistischen Presse eine heftige Kampagne gegen die französischen Großbanken. Diese aufsehenerregenden Artikel, welche später unter dem Titel »Contre l'oligarchie financière en France« in Buchform erschienen, gipfelten in dem Gedanken, daß die französischen Finanzinstitute das Land ruinieren, indem sie etwa 45 Milliarden von den französischen Ersparnissen in zweifelhaften ausländischen Unternehmungen placierten, statt mit diesem Kapital die rückständige französische Industrie auszubauen. Nicht in Geld beruhe der wahre Reichtum eines Landes, sondern in Produktionsmitteln. Eine Nation solle sich nicht durch Wucher, sondern durch Arbeit erhalten.

Am Beginn des Weltkriegs veröffentlichte Lysis das Buch »Pour Renaître«, in dem er sich mit den Mitteln zur wirtschaftlichen Wiedergeburt Frankreichs befaßt. Mit großer Sachkenntnis prüft er hier alle Zweige der modernen Industrie und stellt die von Frankreich anzustrebenden Ziele dar. Wie ein roter Faden zieht sich durch diese Schrift die Idee: Deutschland hat uns in Handel, Industrie und Bevölkerungszahl weit überflügelt; wir müssen also alle Kräfte anspannen, um wieder auf die gleiche Linie mit Deutschland zu kommen.

Die jüngste Schrift von Lysis, diejenige, die den stärksten Widerhall gefunden hat, betitelt sich »Vers la Démocratie Nouvelle«. Hier versucht er einen neuen Sozialismus aufzubauen und die französischen Arbeitermassen mit den bestechendsten Argumenten für sein Programm zu gewinnen. Anfangs folgte man seinem Versuch mit Interesse. Er versteht es, manche in der deutschen Sozialdemokratie bereits öfters durchdiskutierten Gedanken in besonders prägnanter Form auszusprechen. Der Sozialismus — so lehrt er — kann sich nur dann durchsetzen, wenn er die Methode der Natur befolgt, die die größten Umwälzungen nur dadurch zustande

bringt, daß ſie langſam, organiſch Fortſchritt an Fortſchritt reiht. Es iſt eine Fabel, daß man die vollſtändige Sozialiſierung der Geſellſchaft eines ſchönen Tages einfach dadurch zuſtande bringen könnte, daß man ſoundſo viele Stimmzettel in die Wahlurne wirft. Die heutige Staatsmaſchine kann vielfach ſelbſt ihren laufenden Verwaltungspflichten nicht nachkommen. Würde man ſie plötzlich noch mit einer ſo ungeheuren wirtſchaftlichen Aufgabe belaſten, ſo müßte ſie völlig verſagen. Die von dem früheren Sozialismus ſo oft gepredigte Idee einer gewaltſamen Revolution muß alſo aufgegeben werden.

Wie Marx und Engels einſt den älteren Kommunismus eines Saint-Simon, Fourier, Owen als utopiſtiſch bezeichneten und ihn durch einen wiſſenſchaftlichen Sozialismus erſetzen wollten, ſo nennt heute Lyſis den »alten« Marx-Engelsſchen Sozialismus utopiſtiſch und glaubt die Leitideen des wahren wiſſenſchaftlichen Sozialismus entdeckt zu haben. Der alte Sozialismus, meint er, konſtruierte künſtliche Syſteme und kümmerte ſich wenig um die Tatſachen. Er ſchuf irrige Ideale und hatte den naiven Glauben, daß ſie ſich verwirklichen müßten, weil ſie gerecht ſeien. Der neue Sozialismus ſchlägt den umgekehrten Weg ein. Er hat keine vorgefaßten Ideen. Er beobachtet die Tatſachen und ſtudiert die Richtung der wirklichen Entwicklung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe. Das iſt die wiſſenſchaftliche Methode, auf der die ganze moderne Kultur beruht.

Auf dieſem Weg aber gelangt man nach Lyſis zur Erkenntnis, daß gerade die verbreitetſten, kennzeichnenden Loſungen des Sozialismus nur Schimären ſind. Es mag ſchwer ſein, ſich von ihnen zu trennen, aber die Erfahrungen des Weltkriegs verlangen gebieteriſch von allen eine grundſtürzende Änderung der Anſchauungen. Und nun betritt Lyſis einen Gedankenweg, auf dem man ihm nur ſtellenweiſe folgen kann, deſſen letzte Konſequenzen aber mit aller Entſchiedenheit abgelehnt werden müſſen.

Die erſte große Illuſion des Sozialismus war ſein Ideal der Internationale. Weder gehen wir einer Schwächung der Vaterlandsidee, einer Milderung der nationalen Antagonismen entgegen, noch ſind die Intereſſen des Proletariats aller Länder identiſch. Nur ſo weit mag Marx recht gehabt haben, als die politiſche Organiſation ſowie die geſamte Geſellſchaftsordnung von den wirtſchaftlichen Verhältniſſen abhängen. Das aber iſt eben ein Grund des Bankrotts der Internationale: die moderne wirtſchaftliche Entwicklung iſt nämlich eine nationale. Die Grundlage des Fortſchritts bildet der wirtſchaftliche Krieg der Nationen, ihre Konkurrenz auf dem Weltmarkt. Und dieſe Tatſache wird, ungeachtet aller Verſuche einer politiſchen Annäherung der Völker, die kommende Geſchichte beherrſchen.

Dieſe Tatſache iſt aber auch für das Schickſal der Arbeiterklaſſe beſtimmend. Deren Intereſſen ſind nicht, wie der alte Sozialismus lehrte, mit denen andersraſſiger Arbeiter, ſondern mit dem Zuſtand ihrer nationalen Induſtrie verknüpft. Angeſichts einer ſolchen Weltlage bilden Unternehmer und Arbeiter einen ſolidariſchen Block. Ebenſo wie die Loſung der Internationale muß alſo auch die des Klaſſenkampfes aufgegeben werden. An ihre Stelle tritt die Idee der Verſtändigung und der Aſſoziation der Klaſſen. Die Arbeiter haben nicht Theorien, ſondern Erfahrungen zu befragen. Dieſe lehren, daß der Klaſſenkampf die Induſtrie ruiniert. Das

Interesse der Arbeiter verlangt aber die Stärkung des Kapitalismus und den tunlichsten Ausbau der Großindustrie, weil nur dann die Löhne steigen und große Arbeiterorganisationen entstehen können, welche die Macht der arbeitenden Klasse vermehren. Die Streiktaktik ist völlig verfehlt. Zwischen Arbeitern und Unternehmern müssen im beiderseitigen Interesse langjährige Akkorde geschlossen werden — wie etwa konkurrierende Industrien sich zu Kartellen vereinigen —, damit die Produktion auf sicherer Grundlage aufblühen kann. Die Verständigung der Klassen ist weder durch Gewinnbeteiligung noch durch gleitende Lohntarife, sondern am besten durch Assoziierung zu erreichen. Den Arbeitern wird individuell oder kollektiv ein Teil der Aktien zugewiesen. Sie haben auch ihre Vertreter im Aufsichtsrat. Diese in England mit größtem Erfolg verwirklichte Neuordnung sichert den Arbeitern die beste Gelegenheit, Betriebserfahrungen und weltwirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben, die ihnen heute mangeln und ohne die sie die Vergesellschaftung der Produktionsmittel niemals mit Erfolg durchführen könnten.

Wann soll aber die Sozialisierung erfolgen? Vielleicht wird es eines Tages möglich sein, sie zu erwägen. Unter den Bedingungen jedoch, in denen wir noch lange zu leben gezwungen sein werden, hält Lysis diese Lösung für ausgeschlossen. Er zittert bei dem Gedanken, daß es dem redegewandten Jaurès vielleicht hätte gelingen können, sie zu beschleunigen. Die heutige Losung des Sozialismus muß lauten: Soziale Beruhigung zwecks Ermöglichung nationaler Stärkung. Eine gewisse Annäherung der Völker mag auch weiterhin gefördert werden, aber in anderem Geiste als früher. Man darf sich nicht mehr auf ein bestimmtes Endziel festlegen, dessen Verwirklichung ungewiß erscheint. Man kann recht wohl die Idee des Pazifismus im Prinzip verteidigen; man wird jedoch nie die Gewißheit haben können, ob auch die anderen Nationen dies aufrichtig tun. Bei allen solchen idealen Bestrebungen muß man also die Wirklichkeit scharf beobachten. Auch eine neue Arbeiterinternationale könnte ins Leben gerufen werden, aber ebenfalls in völlig geändertem Sinne. Ihr Zweck wäre nur, dahin zu wirken, daß die Reformen zugunsten der Arbeiter in allen Ländern gleichen Schritt halten, damit sozial fortgeschrittene Länder infolge der erhöhten Produktionskosten in der Konkurrenz nicht geschlagen werden.

Über den Charakter dieses angeblichen neuen Sozialismus kann man sich auch nicht einen Augenblick täuschen. Er erinnert an das Messer ohne Griff, dem aber die Klinge fehlt. Lysis nimmt an dem Sozialismus die Prozedur der Selbstaufschließung vor. In ihren letzten Folgerungen ist seine Theorie nichts anderes als ein bürgerlich-kapitalistischer Nationalismus aggressiver Art. Lysis will die französischen Arbeitermassen für den wirtschaftlichen Krieg organisieren. Um Frankreich auch in diesem Kriege den Sieg zu sichern, predigt er einen wirtschaftlichen Militarismus. Man gewinnt den Eindruck, daß dieser französische Sozialist gleich so vielen Politikern der Entente den deutschen Militarismus nur deshalb vernichtet sehen will, um ihn im eigenen Lande auf allen Gebieten konkurrenzlos aufbauen zu können.

Hier muß eine scharfe Grenzlinie gezogen werden. Die Freunde des wirklichen Menschheitsfortschritts können mit einem so gerichteten Sozialismus nichts gemein haben. Um so weniger, als er die wahre Entwicklungs-

linie verkennt. Gewiß ist eine Fusion aller Rassen ausgeschlossen; aber die »Vereinigten Staaten der Welt« müssen und werden doch schließlich kommen. Daß der Weg zu ihnen durch die Entwicklung der Nationen führt, ist keine neue Entdeckung. Selbst das Kommunistische Manifest betont, daß der Klassenkampf bis zur Erreichung seines Endziels in nationalen Formen sich abspielen muß. Friedrich List hat die Rolle der Nationalwirtschaften als unentbehrlicher Mittelglieder zwischen den Privatökonomien und der Weltwirtschaft genügend klar beleuchtet. Der kriegerische Nationalismus bildet nur eine Durchgangsphase, auf die die wirtschaftliche und politische Verständigung der Völker mit Notwendigkeit folgen muß. Wird dieses Ziel unter dem Einfluß vorübergehender Stimmungen aus dem Auge verloren, so ist gerade der Sozialismus dazu berufen, aufklärend zu wirken. Er darf sich nicht an das Prinzip halten: »Was wirklich ist, ist das einzig Mögliche«; sonst müßte er auch die Ausbeutung der Arbeiter als eine gegebene Tatsache akzeptieren. Seine Aufgabe liegt vielmehr darin, für die Herbeiführung eines vollkommeneren Zustandes, einer kommenden Entwicklungsphase, zu kämpfen.

Lysismus und Leninismus sind Antipoden, die sich nur in ihrem Gegensatz zum Sozialismus der zweiten Internationale treffen. Dieser Sozialismus aber darf weder dem einen noch dem anderen Konzessionen machen. Unbeirrt und festen Schrittes wird er zwischen beiden den von ihm als richtig erkannten Weg der stufenweise fortschreitenden Sozialisierung gehen.

---

# Die „Weisheitsschule"

## Neue Irrwege des deutschen Gedankens

Von Elias Hurwicz

Der Name des Grafen Hermann Keyserling ist heute im Munde aller, die auf Bildung Anspruch machen. Keyserling hat seinen literarischen Namen und Einfluß durch eine Reihe philosophischer Schriften erworben, deren Gegenstand ebenso schwierig wie — besonders für einen angehenden Schriftsteller — kühn war. Noch nicht dreißig Jahre alt, läßt er das »Gefüge der Welt« erscheinen, dem in verhältnismäßig kleinen Abständen folgen: »Unsterblichkeit«, »Prolegomena zur Naturphilosophie« und schließlich (von kleineren Abhandlungen zu schweigen) »Das Reisetagebuch eines Philosophen«.[1] In dieser letzten Arbeit, einer Schrift von etwa 600 Seiten, schildert Keyserling seine Reise durch Indien, China und Japan. Es ist aber ein ganz ungewöhnliches Tagebuch. Die Wiedergabe der äußeren Eindrücke des in jenen exotisch-märchenhaften Ländern Gesehenen tritt völlig in den Hintergrund. Keyserlings Tagebuch ist im Grunde genommen gar keine Reisechronik, sondern die Schilderung innerer Erlebnisse und philosophischer Reflexionen, die im Verfasser durch den Versuch, in die innere Welt der besuchten Völker einzudringen, hervorgerufen wurden. Es ist also klar, daß das »Reisetagebuch« zu einer Art Einführung in die Philosophie, Religion und das Leben des Orients geworden ist. Am besten ist wohl die Charakteristik Indiens gelungen. Und in dieser orientalischen

[1] Früher bei Duncker & Humblot, jetzt bei Otto Reichl, Darmstadt.

Orientierung wurzelt denn auch die anziehende Kraft, die von Keyserling auf die denkenden Kreise in Deutschland ausgeübt wird.

Gewiß: der Zug nach dem Osten hat in Deutschland eine ziemliche Vergangenheit. Bereits Schopenhauers pessimistische Philosophie, die auf die Behauptung hinausgelaufen ist, das Leben als Willensfunktion sei zur ewigen Unbefriedigtheit verdammt, berührt sich durch dieses Endergebnis mit jenen Lehren des Ostens, die die Eitelkeit der äußeren Welt behaupten und, konsequent fortschreitend, die Aufhebung der äußeren Sensationen selbst als das erstrebenswerteste Ziel menschlichen Lebens hinstellen. Schopenhauers Anhänger, mit dem Theologen und Philosophen Deussen an der Spitze, vertiefen sich denn auch folgerichtig in das Studium indischer Klassiker. Eine besondere buddhistische Gesellschaft wird gegründet. Hervorragende Arbeiten über die indische Philosophie haben außer Deussen Oldenbourg und Neumann geliefert. Mit der Zeit kommen aber zu diesen philosophisch orientierten Strömungen noch andere, auch weitere Kreise der Gebildeten und also hier in erster Linie interessierende Motive hinzu. Schon vor dem Kriege bemächtigt sich vieler Intellektueller Deutschlands eine Übersättigung durch den herrschenden Materialismus des Lebens. Es tritt dagegen eine Reaktion ein. Diese trägt vielfach einen mystischen Charakter. Die hier in Betracht kommenden Kreise lassen sich nicht nur von der Philosophie, sondern auch von den Sagen und Märchen des Ostens bezaubern. Eben das Märchenhafte, Phantastische, der eigenen prosaischen Umgebung so Entgegengesetzte zieht als neue Offenbarung die übersättigten Mitteleuropäer an.

Indessen erklärt sich Keyserlings Einfluß vornehmlich durch neue Ursachen. Das ganz besonders während des Krieges bekanntgewordene »Reisetagebuch eines Philosophen« eröffnete den in den Grenzen des eigenen Landes eingesperrten deutschen Intellektuellen, zu denen von drüben nur Stimmen des Hasses drangen, eine schöne und idyllischer Beschaulichkeit volle Welt. Und weiterhin: während gerade ideal gesinnten deutschen Kreisen Europa im Zustand geistigen Bankrotts erschien, eröffnete sich ihnen hier, in Asien, durch Keyserlings Vermittlung eine Welt voller rettender Weisheit des Lebens.

Aber Keyserling begnügt sich nicht damit; den Brunnen der von ihm gesammelten Weisheit des Ostens will er förmlich in eine Weisheitsschule verwandeln. Mit Hilfe des früheren badischen Großherzogs, der für die Verwirklichung dieses Zweckes große finanzielle Mittel ausgeworfen hat, plant Keyserling in Karlsruhe die Gründung einer »Weisheitsschule«. Im Zusammenhang mit diesem Vorhaben hat er vor einiger Zeit auch eine sehr interessante Broschüre unter dem prätentiösen Titel: »Was uns not tut; was ich will« (Darmstadt, Verlag Otto Reichl) erscheinen lassen. In dieser Werbeschrift entwickelt er folgende Gedanken: Europa, den von Sokrates gewiesenen Weg eines reinen Intellektualismus gehend, hat den Höhepunkt dieses letzteren erreicht, sich aber eben dadurch erschöpft. Denn die Vervollkommnung des Verstandes ging auf Kosten des Instinkts, der Lebenskunst. Europas Bankrott, wie er im Kriege hervorgetreten ist, ist nur ein äußeres Ergebnis eines lange begonnenen Prozesses innerer Fäulnis. Welche Perspektiven erwarten aber Europa in Zukunft? Das deutsche Volk ist apolitisch, sein Genius irrealistisch. Der Apolitismus des deutschen Volkes

stand im inneren Widerspruch mit seinem Imperialismus. Daher hat es auch den Krieg verloren. Dieser Apolitismus wird auch nach dem Kriege nicht verschwinden, er ist und bleibt eine wurzelhafte Eigenschaft des deutschen Volksgeistes. Europas politische Führung wird auch in Zukunft in Händen der Angelsachsen verbleiben. Dafür aber erwartet Deutschland eine neue Mission: die geistige Erneuerung Europas mit Hilfe der östlichen Vorbilder — eine Aufgabe, für deren Erfüllung niemand so geeignet ist wie das metaphysisch begabte Deutschland. Dem europäischen Intellektualismus setzt Keyserling die orientalische Weisheit entgegen; der Suche des europäischen Verstandes nach dem doch nur an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibenden Kausalzusammenhang — die intuitive, ins Innere der Dinge dringende Erkenntnis des Ostens; dem Streben des europäischen Geistes, alles Seelische nach außen hin zu projizieren — die innere Sammlung des östlichen Menschen; der Zersplitterung des europäischen Geistes — die Einheitserkenntnis des Ostens. Die charakteristischste Verkörperung des östlichen Typus sieht Keyserling in Indien. Die indischen Weisen setzen sich zur Aufgabe, im Menschen die Glaubensfähigkeit zu entwickeln, und dieses Ziel haben sie denn auch erreicht. Die Psychologie dieser Weisen geht von der Voraussetzung aus, daß es keinen Bewußtseinszustand gibt, in den sich der Mensch bei Anstrengung seines Willens nicht versetzen könnte. Er muß zu diesem Zwecke nur an seine Erreichung fest glauben und gleichzeitig darauf die ganze Kraft seines Denkens und Wollens konzentrieren. Daher die ungewöhnliche Religiosität der Inder. Denn der Begriff der Realität ist relativ und subjektiv, und für denjenigen, der glaubt, gewinnen die Dinge, Begriffe und Wesen, an die er glaubt, auch wirkliches Leben. Daher ferner die ungewöhnliche Fähigkeit der Inder zur inneren Konzentration, die zu einem ganzen theoretischen und praktischen System, einer eigenartigen Psychotechnik des sogenannten »Yoga« entwickelt ist, derzufolge die Inder sich nicht nur in psychische, sondern auch in biologische Zustände versetzen können, die uns unmöglich und unerreichbar erscheinen. Daher endlich die ganze ungewöhnliche metaphysisch-instinktive Erkenntnisfähigkeit der Inder, die die europäische Psyche und Psychologie weit hinter sich läßt.

Aus allen diesen und ähnlichen Lebensquellen will Keyserling schöpfen, denn die sind seiner Überzeugung nach berufen, die oberflächliche, zersplitterte europäische Psyche zu ergänzen, zu gesunden und ihr zu einem neuen Leben zu verhelfen. Und die von ihm geplante Weisheitsschule erscheint ihm, weil sie die Pflegestätte aller dieser neuen Ideen sein wird, als das dringendste Erfordernis der Stunde. Diese Pflegestätte wird abseits von Staat und Kirche stehen, aber eben dank dieser Unabhängigkeit wird sie um so größeren Einfluß gewinnen können.

Wir zweifeln nicht daran, daß es Keyserling gelingen wird, in Deutschland seine Ideen einzupflanzen. Nicht umsonst hat der verstorbene französische Philosoph Fouillée Deutschland genannt: »le champ de bataille des théories de toute espèce« (das Schlachtfeld der Theorien aller Art). Man kann sagen, es gibt keine auch noch so abstruse Theorie, die nicht in Deutschland Anhänger findet.

Aber wir halten für irrig ebenso die von Keyserling gestellte Diagnose als auch sein Heilungsverfahren. Noch mehr: wir halten dieses angebliche Heilverfahren heutzutage geradezu für nachteilig. Keyserling irrt sich, wenn er

den Irrealismus für die Grundeigenschaft des deutschen Denkens hält. Wie ich in meiner Schrift »Die Seelen der Völker« (Gotha, F. A. Perthes) mit vielen Belegen aus deutschem Leben und Denken hinlänglich nachgewiesen zu haben glaube, ist das Kennzeichen des deutschen Geistes im tiefsten Grunde weder Realismus noch Irrealismus, sondern ein eigentümliches Streben nach einer Einheit, einer Verschmelzung dieser beiden entgegengesetzten Geistesrichtungen. Im übrigen scheint es, daß Keyserling Irrealismus mit Doktrinarismus verwechselt. Er hat wohl recht, wenn er — so schon in seinem 1911 gehaltenen Vortrag »Romanische und germanische Kultur« — betont, daß die Deutschen nicht in dem Grade den »bon sens« oder den »common sense« besitzen wie die Franzosen oder Engländer. Aber daraus folgt noch lange nicht ein Irrealismus, der den deutschen Geist angeblich dem jener orientalischen Völker wesensverwandt macht. Auch den Deutschen ist, wie allen Europäern, das Streben in hohem Maße eigen, das Geistige nach außen hin zu »projizieren«. Aber diese Projizierung geschieht gewöhnlich oder doch sehr oft nach unverrückbaren Regeln oder gar Schablonen einer angenommenen Theorie. In diesem Doktrinarismus wurzelt denn auch der deutsche Apolitismus, der von Keyserling treffend bemerkt worden ist. Aber das deutsche Denken jetzt auf den schlüpfrigen Weg der Mystik und Metaphysik hinweisen, heißt nur diesen Apolitismus vertiefen, steigern, und dies in einem geschichtlichen Augenblick, der von allen Denkfähigen in Deutschland politische Aufklärung und politische Assimilation an die übrigen europäischen Völker heischt.

## Die Regelung der Nacht- und Sonntagsruhe in der deutschen Binnenschiffahrt

Von **Karl Seibel**

Die starke Beschränkung unserer Seegeltung durch den Ausgang des Krieges und die Verelendung unseres Wirtschaftslebens durch die Versailler Friedensbedingungen zwingen uns, alle Kräfte unserer Volkswirtschaft mobil zu machen. In den Vordergrund des Interesses tritt dadurch unbestreitbar die bisher in fast jeder Beziehung sehr vernachlässigte und staatlich ziemlich stiefmütterlich behandelte Binnenschiffahrt. Der alte Junkerstaat Preußen hat sich wiederholt gegen den Ausbau der Wasserstraßen, insbesondere gegen eine Kanalverbindung des Ostens mit dem Westen gesträubt. Der Mangel einer solchen Verbindung wurde während des Krieges deutlich erkannt; vielleicht ist es sogar nicht zuviel gesagt, daß der Wert und die Bedeutung der Binnenschiffahrt für den Güterverkehr von gewissen Kreisen erst während des Krieges entdeckt wurde, wie die Gründung der Schiffahrtsabteilung beim Chef des Feldeisenbahnwesens zeigt. Geschaffen wurde diese Abteilung in Rücksicht auf die Lage der Seeschiffahrt während des Krieges; ihre Bedeutung erlangte sie aber erst, als sie auch auf die Binnenschiffahrt ausgedehnt wurde. Dieser Bedeutung verdankt sie es, daß sie heute noch besteht und dem Reichsverkehrsministerium angegliedert ist. Der Ausbau unserer Wasserstraßen, insbesondere der Bau einer Kanalverbindung des Ostens mit dem Westen (Mittellandkanal) beschäftigt heute weite Kreise unserer Volkswirtschaftler.

Das gleiche Interesse verdienen jedoch auch die Arbeitsbedingungen und die sozialen Verhältnisse der Menschen, die heute die Binnenschiffahrt in Deutschland betreiben. Im Vordergrund steht die Regelung der Arbeitszeit, beziehungsweise der Nacht- und Sonntagsruhe.

Die gesetzliche Regelung der Nachtruhe in der Binnenschiffahrt wurde von der Sozialdemokratie schon früh erstrebt. Bereits im Jahre 1885 verlangte sie bei der Beratung des Binnenschiffahrtsgesetzes, daß sechs Stunden Nachtruhe gewährt werden müssen. Damals stand aber die Fraktion mit dieser Forderung allein, da die anderen Parteien ihre Erfüllung für unmöglich erklärten.

Die Regelung der Arbeitszeit und der Arbeitsverhältnisse ist ein langgehegter Wunsch der Binnenschiffer. Die Regierung übertrug denn auch der Kommission für Arbeiterstatistik im Jahre 1895 die Veranstaltung einer Enquete über die Sonntagsarbeit in der Binnenschiffahrt. Die Sache ging jedoch nicht recht vorwärts. Erst nach sechs Jahren, im Jahre 1901, kam die Kommission zu dem Beschluß, der Reichsregierung zu empfehlen, nicht nur Erhebungen zu veranstalten über den Umfang der Sonntagsarbeit, sondern diese auch auf die Arbeitszeit in der Binnenschiffahrt auszudehnen. Darauf wurde 1902 vom Reichsamt des Innern die Genehmigung erteilt, daß die Kommission für Arbeiterstatistik die Erhebung auch auf den Umfang der Arbeitszeit ausdehnen könne. Die Vorbereitungen zu diesen Erhebungen kamen nur langsam vom Fleck. Erst 1905 kam der Beirat für Arbeiterstatistik dazu, Fragebogen auszugeben. Die Erhebungen fanden in der üblichen Weise statt, daß 10 bis 20 Prozent der Interessenten befragt wurden. Der Hafenarbeiterverband als Berufsorganisation der Binnenschiffer unterstützte die Erhebungen in der Weise, daß er in Versammlungen die Binnenschiffer über den Zweck der Erhebungen aufklärte und kleine statistische Anschreibebüchlein anfertigen ließ, in die die Schiffsmannschaften ihre werktäglich geleisteten Arbeitsstunden anschreiben sollten, ebenso die Sonntagsarbeitszeit. Leider muß festgestellt werden, daß trotzdem das Material langsam und ungenügend eingegangen ist. Nur verhältnismäßig wenige Fragebogen wurden zurückgeliefert, darunter viele unbrauchbare. Ausgegeben wurden 3903 Fragebogen. Davon wurden ausgegeben für die Fährbetriebe 354, eingegangen sind 352, brauchbar waren 197. Für die Dampfschiffahrt wurden ausgegeben 663, eingegangen sind 637, brauchbar waren 450; für die Segelschiffahrt wurden ausgegeben 2886, eingegangen sind 2646, brauchbar waren davon 1278 Fragebogen. Festgestellt wurden Arbeitszeiten bis zu 12, 14, 16 und mehr Stunden. Auf 128 Dampfschiffen hatten die Beschäftigten eine Arbeitszeit an einzelnen Tagen von 24 Stunden.

Diese statistische Erhebung wurde ergänzt durch die Befragung von Personen aus der Binnenschiffahrt — Unternehmer und Arbeiter in paritätischer Weise. Durch die Auskunft der Befragten gestaltete sich das durch die statistischen Erhebungen gegebene Bild noch trüber. Es sind dann die einzelnen Organisationen im Gewerbe, und zwar auch wieder Arbeiter und Unternehmer, befragt worden. So wurde gefragt, ob die Organisation das Vorhandensein dauernder nachteiliger Folgen der Arbeitszeit für die Gesundheit der im Beruf Tätigen wahrgenommen habe. 97 Unternehmerorganisationen mit 6223 Mitgliedern haben die Frage verneint; 21 Organisationen mit 2191 Mitgliedern haben sie bejaht. Von den Arbeiterorganisationen haben 19 mit 720 Mitgliedern die Frage nach dauernd schädlichen Folgen verneint, 69 Organisationen mit 20 335 Mitgliedern sie bejaht.

Darauf wurde vom Beirat für Arbeiterstatistik gefragt, wie sich die Organisationen zur Regelung der Arbeitszeit stellen. Für eine Regelung waren 31 Unternehmerorganisationen mit 1779 Mitgliedern, dagegen 86 Organisationen mit 6611 Mitgliedern. Von den Arbeitern verneinten die Frage 12 Organisationen mit 322 Mitgliedern — ganz kleine Vereine, die kaum noch den Anspruch auf den Namen einer Organisation erheben können. Bejaht wurde die Frage von 76 Organisationen mit 20 733 Mitgliedern. Das überwiegende Urteil lautete also damals schon zugunsten einer Arbeitszeitregelung. Was ferner die Sonntagsarbeit anbelangt, so wurde von 86 Unternehmerorganisationen mit 5646 Mitgliedern gegen die Beschränkung der Sonntagsarbeit Einspruch erhoben. Ebenso wurde die Freigabe eines Wochentags in der Personenschiffahrt abgelehnt. 31 Unternehmerorganisationen mit 2744 Mitgliedern waren für eine Beschränkung, wenn auch nicht

für eine strikte Durchführung der Sonntagsruhe. 13 Arbeiterorganisationen mit 1949 Mitgliedern waren gegen die Einführung der Sonntagsruhe, während sich 74 mit 18 506 Mitgliedern dafür erklärten.

Nun wurde vom Reichsgesundheitsamt ein Gutachten darüber eingefordert, ob durch die überlange Arbeitszeit nachteilige Folgen für die Mannschaft eingetreten seien. Das Gutachten ruhte auf sehr unsicherer Basis. Die Betriebskrankenkassen wurden herangezogen; ein großer Teil der Binnenschiffer gehört aber anderen Kassen an, und die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern sind nicht von denen der übrigen Kassenangehörigen zu sondern. Ein Vertreter des Reichsgesundheitsamts hat sich dann die Arbeit auf den Schiffen angesehen. Er berichtete, daß in größeren Dampfern zur Zeit, als draußen das Thermometer auf Null stand, im Maschinenraum 32 bis 38 Grad Hitze waren, die im Sommer nach Angabe der Mannschaften oft bis zu 60 Grad steige. Ferner hat der Untersuchende wahrgenommen, daß die Schlafräume vielfach ungenügend und schlecht angelegt sind und in unmittelbarer Verbindung mit dem Maschinenraum stehen, so daß die hohe Temperatur auch dort sich geltend macht. Wenn die Mannschaften abgelöst würden, könnten sie deshalb wegen der großen Hitze und dem Maschinengeräusch nicht zur Ruhe kommen. Es wurde daher verlangt, daß Verfügungen darüber erlassen werden, wie die Schlafräume angelegt und ausgestattet sein müssen. Der Vertreter berichtete fernerhin von Kabinen, die so eng sind, daß nach seiner Schätzung — sie auszumessen war bei ihrer winkligen Bauart nicht möglich — auf den Mann ungefähr nur 2 Kubikmeter Luftraum kommen (für die preußischen Gefängnisse sind 8 Kubikmeter pro Mann vorgeschrieben). Leider kommt nach den Erhebungen (wie Robert Schmidt sagt) den Arbeitern vielfach das Unerträgliche und Unerhörte dieser Räume gar nicht zum Bewußtsein. Der Mangel der Schlafräume ist ihnen zur Gewohnheit geworden — gerade als ob die Binnenschiffer außerhalb der Ansprüche ständen, die sonst ein verständiger Mensch an Arbeits- und Wohnverhältnisse stellt.

Das Reichsgesundheitsamt ist auf Grund der Erhebungen und der statistischen Ergebnisse zu dem Schlusse gekommen, daß im wesentlichen eine achtstündige Ruhezeit zu verlangen, dort aber, wo schwere Arbeit zu leisten wäre, eine noch längere Ruhezeit nötig sei.

Wie nötig eine Einschränkung der Arbeitszeit ist, dafür liefern die Berichte der Berufsgenossenschaften einen Beweis. Die westdeutsche Binnenschiffahrtsberufsgenossenschaft weist zum Beispiel im letzten Ergebnis von 1910 auf 1000 Arbeiter 15,13 Unfälle nach, die zu entschädigen waren, die Elbschiffahrtsberufsgenossenschaft 15,64 und die ostdeutsche 9,34. Der Durchschnitt bei allen Berufsgenossenschaften in Deutschland ist 8,36 Unfälle auf 1000 Arbeiter. In den beiden erstgenannten Berufsgenossenschaften der Binnenschiffahrt ist der Satz also beinahe doppelt so hoch. Es ist natürlich, daß die Gefahren in der Binnenschiffahrt größer sind als in vielen anderen Berufen; aber daß die Unfallziffern so weit über den Durchschnitt hinausgehen, beweist, daß der Mangel an Ruhepausen und die Übermüdung die Ursache einer großen Zahl von Unfällen sind.

Während nach dem Gutachten des Reichsgesundheitsamts eine achtstündige Ruhezeit in der Binnenschiffahrt nötig ist, hat der Beirat eine sechsstündige Ruhezeit für ausreichend befunden. Ferner hielt er je einen Feiertag an den drei hohen Festen und drei freie Sonntage im Vierteljahr für genügend. Auch sollten die Heizer und Maschinisten nicht mehr zum Laden und Löschen herangezogen werden können, damit ihre Ruhezeit beim Liegen nicht noch durch Schiffsarbeit unterbrochen würde.

Wohl hat der Reichstag in seiner Sitzung am 26. November 1912 eine Petition, die der Zentralverein für die deutsche Binnenschiffahrt eingereicht hatte und die sich gegen die Einführung der Sonntagsruhe wie auch der Ruhezeit wandte, durch Übergang zur Tagesordnung erledigt; aber zu einer Verordnung, die die Arbeitszeit in der Binnenschiffahrt regelt, ist es nicht gekommen, obwohl das Reichsgesundheitsamt die Voraussetzungen des § 120f der Gewerbeordnung für

vorliegend erachtete. Daß aber eine an Mann und Schiff gebundene Nachtruhe in der Binnenschiffahrt praktisch möglich ist, dafür wurde bereits im Jahre 1907 auf dem Rhein der Beweis erbracht. Dort hat der Zentralverband der Maschinisten, Heizer und Berufsgenossen Deutschlands (Sitz Berlin), Zahlstelle Mannheim-Ludwigshafen, am 19. Juni 1907 mit sämtlichen in Mannheim domizilierenden Rheinreedereien einen Tarifvertrag abgeschlossen, der nicht nur eine sechsstündige Nachtruhe, sondern auch die Anfänge einer Sonntagsruhe festlegte. Diese Bestimmungen lauteten:

Die Fahrzeit darf im allgemeinen exklusive Auf- und Abstochen, wofür zwei Stunden angesetzt sind und welches beides als reguläre Zeit gilt und daher nicht besonders vergütet wird, 16 Stunden pro Tag nicht überschreiten, und die Nachtruhe soll pro Tag 6 Stunden nicht überschreiten, ohne daß Anfang und Ende tariflich bestimmt wird. Diese Arbeitszeit gilt auch für die Hafenboote.

Sonntagsruhe: An den drei höchsten Feiertagen, das heißt Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wird je ein Tag, sei es der erste oder zweite Feiertag, für alle Boote freigegeben.

Außerdem erhält das Maschinenpersonal der Schlepp- und Güterboote alle Vierteljahre drei freie Sonntage und dasjenige der Hafenboote jeden Sonntag einen halben freien Tag. Diejenigen Boote, welche teils Strecken-, teils Hafenboote sind, werden ebenso behandelt wie die Schlepp- und Güterboote.

Gleiche Tarifbestimmungen wurden darauf im Laufe des Jahres 1907 mit allen Rheinreedereien vereinbart. Diese Nachtruhebestimmung hatte natürlich nicht nur Wirkung auf das Maschinenpersonal, sondern auch auf das Decksperſonal der Schlepp- und Güterboote und das Personal aller sich im Anhang der Schleppboote befindenden Rheinschiffe. Dadurch bekam die Schiffsmannschaft eine Nachtruhe von annähernd acht Stunden pro Tag. So mager diese Beschränkung der Arbeitszeit während der Fahrt auf dem Rhein erscheint, so genügte sie doch dem Beirat für Arbeiterstatistik, für den Rhein überhaupt keine Verordnung betreffs der Beschränkung der Arbeitszeit vorzuschlagen. Weiter ist zu beachten, daß heute der Tarifvertrag der im April 1920 vom Verband der Maschinisten und Heizer und dem Deutschen Transportarbeiterverband mit dem Arbeitgeberverband für Binnenschiffahrt und verwandte Gewerbe E. V. in Hamburg für die Stromgebiete der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen abgeschlossen wurde, für die Zeit vom 1. April bis zum 1. Oktober eine Nachtruhe von acht Stunden vorsieht, die indes in ihrem Wesen keinesfalls besser ist als die durch die Tarifbestimmung vom 19. Juni 1907 für den Rhein; nur mit dem Unterschied, daß in dem Vertrag für die Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen das Maschinenpersonal die Arbeit des Klarmachens und Stillegens der Betriebe als Überstunden vergütet bekommt.

Im Jahre 1912 wurde weiter auf dem Rhein durch Tarifverträge des Deutschen Transportarbeiterverbandes sowie des Verbandes der Maschinisten und Heizer die achtstündige Nachtruhe für die Schiffsbesatzungen aller Rheinschiffe festgelegt. Die Bestimmung lautet:

Den Schiffsmannschaften der Fahrzeuge ist während der Fahrt eine ununterbrochene und gemeinsame Nachtruhe von mindestens acht Stunden garantiert. Dieselbe muß in die Zeit von 6 Uhr abends bis 8 Uhr morgens fallen. Es darf von dieser Bestimmung nur in nachstehenden Fällen eine Ausnahme gemacht werden: bei Havarien, Hochwasser, Sturmwind und plötzlicher Eisgefahr. Kann durch die Arbeit in vorgenannten Fällen entgangene Nachtruhe nicht im Anschluß nachträglich gewährt werden, so gilt die entgangene Nachtruhe als Nachtarbeit und wird als solche vergütet.

Die Zahl der freien Sonntage erhöhte sich nicht.

Es ist nur zu erklärlich, daß, da die Regierung nicht die Arbeitszeit einschränkte, nun auf denjenigen Stromgebieten, wo noch keine Nachtruhe bestand, die Binnenschiffer daran gingen, durch ihre Gewerkschaft eine gemeinsame, an Mann und Schiff gebundene Nachtruhe einzuführen. (Daß die Nachtruhe auch an das Fahr-

zeug gebunden sein muß, ist ohne weiteres einleuchtend, da das Deckspersonal und auch das Maschinenpersonal während der Fahrt immer arbeitsbereit sein muß.) Der Deutsche Transportarbeiterverband überreichte gemeinsam mit dem Verband der Maschinisten und Heizer am 1. November 1912 dem Arbeitgeberverband für Binnenschiffahrt und verwandte Gewerbe E. V. in Hamburg für die Gebiete der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen die Forderung einer achtstündigen Nachtruhe, die durch Tarifvertrag mit den Arbeitgebern festgelegt werden sollte. Es kam zu langen Verhandlungen. Der Arbeitgeberverband verhielt sich jedoch ablehnend, auch dann noch, als die Gewerkschaften mit ihrer Forderung der Nachtruhe für das Jahr 1913 auf fünf Stunden und für die übrige Zeit der Tarifdauer auf sechs Stunden zurückgingen. Die Verhandlungen mit dem Arbeitgeberverband wurden daher abgebrochen. Es kam zum Streik. Wohl gelang es vorher, mit 226 Unternehmern, die dem Arbeitgeberverband nicht angehörten, eine Vereinbarung bezüglich der genannten minimalen Nachtruhe zu treffen; doch fällt dies nicht erheblich ins Gewicht, da sie nur 800 Arbeiter in der Schiffahrt beschäftigten. Der Streik erstreckte sich auf die Elbe, Moldau, Saale, die märkischen Wasserstraßen und die Oder. Zirka 10 000 Binnenschiffer traten am 15. Februar 1913 in den Streik und verharrten darin bis zum 31. Mai. Die gewerkschaftliche Organisation vermochte ihre Forderung nicht durchzusetzen, ging aber unerschüttert aus diesem Kampfe hervor. Dann kam im Jahre 1914 der Krieg. Erst nach dessen Zusammenbruch im Jahre 1919 konnte der Kampf für die Nacht- und Sonntagsruhe in der Binnenschiffahrt erfolgreicher durchgeführt werden, so daß heute auf allen deutschen Stromgebieten die Nacht- und Sonntagsruhe in der Binnenschiffahrt durch Tarifvertrag geregelt ist. Allerdings sind die Bestimmungen über die Nachtruhe in den verschiedenen Stromgebieten noch sehr verschieden. Am weitestgehenden sind die Bestimmungen für den Rhein und die westdeutschen Kanäle. Diese lauten:

> Der Schiffsmannschaft der Fahrzeuge ist eine gemeinsame und ununterbrochene Nachtruhe von mindestens zwölf Stunden gewährleistet. Die Nachtruhe ist unter allen Umständen zu gewähren. Es darf von dieser Bestimmung nur abgewichen werden bei Havarie, plötzlichem Hochwasser, Sturm und plötzlicher Eisgefahr.

Auf der Weser beträgt die Nachtruhe acht Stunden, auf der Elbe, Oder und den märkischen Wasserstraßen in den sechs Sommermonaten acht Stunden, im Winterhalbjahr zehn Stunden, auf den östlichen Wasserstraßen für die Güterschiffahrt neun Stunden und für die Personenschiffahrt zehn Stunden.

Wie die Nachtruhe, so ist auch die Sonntagsruhe auf dem Rhein und den westlichen Kanälen am weitesten durchgeführt. Die Tarifbestimmung lautet:

> Der Schiffsmannschaft sämtlicher Fahrzeuge werden jeden Monat zwei freie Sonntage, davon einer möglichst unterwegs, gewährt. Ebenso werden Ostern, Pfingsten und Weihnachten als Feiertage gewährt. Die freien Sonntage werden von den Firmen bestimmt und sind seitens derselben dem Personal besonders kenntlich zu machen. Die Sonntagsruhe beträgt 36 Stunden, die Feiertagsruhe an den genannten Festtagen je 60 Stunden.

Für die Elbe, Oder und die märkischen Wasserstraßen besteht zwar die Bestimmung, daß im Monat drei freie Tage zu gewähren sind, doch braucht von diesen nur einer ein Sonntag zu sein. Auf den deutschen Stromgebieten zwischen Danzig und Memel sind gar nur zwei Tage im Monat frei, wovon auch nur einer ein Sonntag sein muß. Das Bestreben der Gewerkschaften der Binnenschiffer geht deshalb dahin, die Nacht- und Sonntagsruhe auf allen deutschen Stromgebieten gleichmäßig zu gestalten.

Die Gewerkschaftsarbeit, die vor dem Kriege begann, ist also nach dem Zusammenbruch mit Energie und Erfolg fortgesetzt worden. Sie bahnt den Weg für die soziale Gesetzgebung unserer demokratischen Republik — eine Gesetzgebung, die auch den Binnenschiffern zugute kommen muß, denn die Binnenschiffahrt ist ein wichtiger Faktor unseres Wirtschaftslebens.

# Philosophiegeschichtliches

## Zugleich eine Antwort an Professor Ferdinand Jakob Schmidt

Von Karl Vorländer

Wer die Geschichte der Philosophie aus eigener Anschauung kennenlernen will, muß die Werke der philosophischen Denker selbst studieren. Dazu bietet demjenigen Deutschen, der die in Fremdsprachen geschriebenen Werke nicht in der Ursprache zu lesen vermag, die beste Hilfe die rühmlichst bekannte, vor mehr als fünfzig Jahren von J. H. v. Kirchmann begründete, seit Anfang dieses Jahrhunderts aber in den Besitz der Dürrschen (jetzt F. Meinerschen) Buchhandlung zu Leipzig übergegangene und seitdem auf völlig neuen Grundlagen zeitgemäß umgestaltete und erweiterte Philosophische Bibliothek, die heute schon mehr als 180 mit Einleitungen, Sachregistern, erklärenden Anmerkungen usw. versehene, gut ausgestattete Bände zählt. Zu den neuesten uns vorliegenden Bänden dieser auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden und doch zugleich auch für ein breiteres Publikum berechneten umfassenden Sammlung, auf deren Einzelerscheinungen wir bereits seit Jahren von Zeit zu Zeit an dieser Stelle hingewiesen haben, gehört einmal: Platons Dialog Parmenides, neu übersetzt und erläutert von Otto Apelt (83. Band, geheftet Mk. 4.50, gebunden 7 Mark, 162 Seiten). Übersetzung wie Erläuterungen rühren von einem Kenner her, der sich schon vor vier Jahrzehnten mit diesem beinahe schwierigsten platonischen Dialog beschäftigt hat. Damit dürfte die Neuausgabe Platons in der Philosophischen Bibliothek nunmehr so ziemlich vollendet sein, die zu ihrem allergrößten Teil eben von O. Apelt stammt.

Die zweite uns vorliegende Novität bildet der zweite Band von Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, die der Berliner Theologe Georg Lasson (Sohn des bekannten, vor mehreren Jahren gestorbenen Philosophen Adolf Lasson) auf Grund des vorhandenen handschriftlichen Materials in vollständig neuer Form herausgibt. Der erste, vor zwei Jahren erschienene Band hatte »Die Vernunft in der Geschichte« zum Gegenstand. Der neue (171b der Philosophischen Bibliothek, XIV und 260 Seiten, geheftet 8 Mark, gebunden Mk. 10.50) behandelt »Die orientalische Welt«: China, Indien, Persien einschließlich Assyrien und Babylonien, Westasien (Phöniker, Syrer, Israeliten) und Ägypten. Ist auch der Stoff durch die geschichtliche Forschung der letzten hundert Jahre selbstverständlich längst überholt, so wird doch jeder Denkende mit reger Teilnahme verfolgen, was uns ein Hegel — diesmal nicht in abstrakter Philosophen-, sondern in allgemeinverständlicher Sprache — über die Entwicklung des alten Orients aus der Weite seines Gesichtskreises, der Tiefe seiner Anschauung heraus zu sagen hat. Zudem ist in den Kollegheften, die der Neuausgabe zugrunde lagen, der Ausdruck naturgemäß frischer und ursprünglicher als in der Druckvorlage. So bietet denn die Neuausgabe eine willkommene Ehrung zu dem bevorstehenden 150. Geburtstag des großen Denkers, der in den Sommer dieses Jahres fallen wird.

Von sonstigen hier noch nicht besprochenen Neuausgaben oder vielmehr Neuauflagen der Philosophischen Bibliothek aus dem Jahre 1919 seien kurz erwähnt: Platons Timaios und Kritias (enthaltend die Naturphilosophie Platons bezw. ein geschichtsphilosophisches Fragment über den Urzustand der Menschheit), ebenfalls von Apelt; Aristoteles' Logik (ein Teil seiner formalen Logik) von E. Rolfes; Descartes' Abhandlung von der Methode, 3. Auflage, von A. Buchenau; Spinozas Ethik, 9. Auflage, von O. Baensch; Kants Kritik der reinen Vernunft, 11. Auflage, von Valentiner; Metaphysik der Sitten, 3. Auflage, von Karl Vorländer; Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, 4. Auflage (mit neubearbeiteter Einleitung über Kants religiösen Entwicklungsgang), von demselben. Wie man sieht, eine recht stattliche Sammlung als Erzeugnis eines einzigen Jahres (abgesehen von hier schon Besprochenem).

Von den kleinen, handlichen und verhältnismäßig billigen Taschenausgaben der Philosophischen Bibliothek liegen neu vor: Heft 29 mit zwei kleinen deutschen Abhandlungen von Leibniz: Von der Weisheit und über die Freiheit (15 Seiten, geheftet 60 Pfennig), Heft 30 Shaftesbury, Religion und Tugend (48 Seiten, Mk. 1.80) und Heft 25 Lotze, Der Instinkt. Eine psychologische Analyse (33 Seiten, Mk. 1.80).

Noch viel interessanter aber wird gerade den Lesern unserer Zeitschrift die Neuausgabe der selten gewordenen politischen Erstlingsschrift Fichtes sein: »Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsternis (1793)«. Der Herausgeber ist der frühere Nauheimer Oberlehrer und jetzige Präsident des Landesamts für das Bildungswesen in Hessen Dr. Reinhard Strecker, der bereits 1917 eine Schrift »Die Anfänge von Fichtes Staatsphilosophie« (Leipzig, F. Meiner) veröffentlichte und auch zu der nach dem anonymen Erstdruck von 1793 neu herausgegebenen Fichte-Schrift eine über Fichtes freiheitliche Jugendentwicklung gut orientierende längere Einleitung geschrieben hat (XV und 34 Seiten, 2 Mark). Hoffentlich folgt der ersten politischen Schrift Fichtes bald die bereits im Druck befindliche zweite: »Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution« nach.

Wenigstens zum Teil philosophiegeschichtlichen Charakter trägt auch die als Band 5 der Sammlung »Wissen und Forschen« ebenfalls bei F. Meiner erschienene Arbeit des Bonner Philosophieprofessors G. Störring: Die sittlichen Forderungen und die Frage ihrer Gültigkeit (Leipzig 1920, VI und 135 Seiten, geheftet Mk. 5.60, gebunden Mk. 8.10). In ihrer vollen ersten Hälfte mindestens erörtert sie die Probleme an philosophiehistorischen Gestalten: die ethische Skepsis an den alten Sophisten Sextus Empirikus und Mandeville, den Eudämonismus an Sokrates, Hume und Mill, die energistische Ethik an Aristoteles und Paulsen, die Persönlichkeitsethik (der er selbst am nächsten steht) an Kant und Theodor Lipps, die der objektiven geistigen Werte (am kürzesten) an Hegel und Wundt. Dann allerdings prüft er in eigener Untersuchung die verschiedenen Arten der sittlichen Forderungen im Verhältnis zum Moralprinzip, ihre Beziehung zur Philosophie und die Frage ihrer Gültigkeit, um mit einer längeren Erörterung über die Willensfreiheit zu schließen. Das kleine Buch empfiehlt sich wegen seiner Klarheit, Übersichtlichkeit und Allgemeinverständlichkeit auch für Nichtfachmänner, soweit sie sich für die Theorie der Ethik interessieren.

Eine Philosophiegeschichte ganz eigener Art ist die ebenfalls in F. Meiners Verlag (Leipzig 1920, 229 Seiten, in hübschem Geschenkband 7 Mark) erschienene Dichtung: Träume auf der Asphodelosinsel. Ein philosophisches Trostbüchlein in Versen von Otto Fürth. Der Verfasser, physiologischer Chemiker an der Wiener Hochschule, versetzt sich und uns auf eine einsame Insel in der blauen Adria. Dort begegnen ihm nun an verschiedenen Tagen und zu verschiedenen Stunden, einmal auch nur im Traume, nacheinander die Vertreter der verschiedensten Philosophen, mit denen er dann poetische Zwiesprache pflegt. Zuerst ein Vertreter indischer Weisheit, dann drei Stoiker auf einmal: Seneka, Epiktet und Mark Aurel, ferner Plotin, Giordano Bruno, darauf in merkwürdiger Zusammenstellung: Spinoza, Angelus Silesius und — Kant, weiter Goethe mit seinem Eckermann, sodann die Philosophen der Romantik Fichte, Hegel, Schleiermacher, endlich Schopenhauer, Nietzsche, Fechner und — Pfarrer Jatho. Gewiß fehlen manche epochemachende Gestalten wie Sokrates, Plato, Aristoteles, Lukrez, wie Descartes und Leibniz, Lessing und Schiller, um von religiösen Führern wie Augustin und Luther, von politischen wie Bismarck oder Marx ganz zu schweigen. Auch wird sich mancher Leser je nach seinem Standpunkt von der Schilderung manches ihm näher Stehenden (wir z. B. von der unseres Erachtens recht dürftigen Immanuel Kants Seite 89 bis 92) nicht befriedigt fühlen. Im ganzen aber ist die Idee so hübsch gedacht, sind Form, Stimmungs- und Landschaftsschilderung so

poetisch und die Standpunkte der einzelnen Denker im wesentlichen doch so lebendig geschildert, daß man seine Freude daran hat. Und manchem von der jetzigen schlimmen Gegenwart schwer bedrängten Leser wird die Lektüre eine Weile Ruhe und Trost spenden.

Als Philosophiehistoriker bin nun auch ich kürzlich in Nr. 24, 1. Band, 38. Jahrgang der Neuen Zeit von Herrn Professor Ferdinand Jakob Schmidt in seinem Artikel »Aus dem Reiche der Philosophie« apostrophiert und, nach warmer Anerkennung, aber doch allerlei Kritik, mit dem Zutrauen des Herrn Verfassers beehrt worden, daß ich eine wichtige Reform der Philosophiegeschichte einzuleiten »das Zeug hätte«. Ich wende mich zunächst der Kritik zu, soweit sie Punkte betrifft, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürften.

Schmidt wirft mir Unterschätzung »der mittelalterlichen Geistestätigkeit« vor (a. a. O., S. 553). Das ist nicht der Fall. Ich habe im Gegenteil, abweichend von den Gepflogenheiten der meisten nichtkatholischen Universitätslehrer, gleich in der ersten Auflage (1902) meines Werkes auch die Philosophie des Mittelalters einer, obgleich naturgemäß knapperen, Darstellung gewürdigt, habe auch bei der Schilderung der einzelnen Denker (z. B. bei Albertus Magnus, I, S. 264, bei Thomas, S. 265 f., 268 unten, Duns Scotus, S. 270 f., Wilhelm v. Ockham, S. 279) durchaus das betont, was Schmidt bei mir vermißt: daß sie bis zu einem bestimmten Punkte das »Licht der natürlichen Vernunft« leuchten lassen wollen; vielleicht hätte ich es an der von dem Verfasser zitierten Stelle meiner »Einleitung« (S. 4) noch deutlicher hervorheben können. Allein dadurch wird die Hauptsache nicht aus der Welt geschafft: daß eben doch in der Anschauung der Scholastiker bis zum heutigen Tage die Philosophie die dienende Magd der Theologie geblieben ist, die, wie Schmidt selbst zugeben muß, »in den Konfliktsfällen beider Wissenschaften als die höhere Instanz anerkannt« wird. Er macht seine Sache auch dadurch nicht besser, daß er die heutige erkenntnistheoretische Philosophie als eine »Magd« der mechanischen und physiologischen Naturwissenschaft bezeichnet. »Magd« kann nicht heißen, wer dem anderen Bedingungen und Voraussetzungen vorschreibt. Weshalb er der Theologie vom Konzil von Nizäa an bis zum Beginn der Französischen Revolution — beide Jahre (325 und 1789) passen, nebenbei bemerkt, unseres Erachtens nicht als philosophische Grenzjahre — die »wahre wissenschaftliche Überlegenheit« (?) über die »Erkenntniswissenschaft der bloß natürlichen Vernunft« zuspricht (S. 554), verrät er eigentlich nirgendwo mit voller Deutlichkeit. Er läßt es nur an einer kurz vorhergehenden Stelle erraten, wo nach seiner Ansicht die »Philosophie der natürlichen Verstandeserkenntnis« nach Kants kritischem Nachweis nicht die Bedingungen einer »Philosophie des Weltganzen« zu begründen vermocht habe.

Damit kommen wir zur Hauptsache. Philosophie kann, wie ich auf den ersten Seiten meines Werkes ausgeführt habe, zweierlei bedeuten: 1. Prinzipienlehre der Wissenschaften und 2. Weltanschauung. Das erste Ziel hat der Wissenschaftler, das zweite der Laie mehr im Auge. Für jeden wissenschaftlich Denkenden aber, mag er nun im Bürgerrock oder in der Arbeiterbluse stecken, läßt sich nur auf dem Grunde der ersteren, das heißt erlangter wissenschaftlicher Erkenntnis, eine festfundierte Weltanschauung aufbauen. Darauf zielt das ganze Bestreben Kants, nicht bloß in seiner Kritik der reinen Vernunft, sondern auch derjenigen der praktischen Vernunft und der Urteilskraft: die Grundlage aller Philosophie muß Kritik unserer Erkenntnis sein. Das macht auch F. J. Schmidt nicht anders durch sein Schelten auf »erkenntnistheoretische« »Schul«- und »Zunft«-Philosophie (S. 555). Ich weiß mich frei von jeder engherzigen Schulphilosophie, vielmehr in dem Hauptgesichtspunkt mit ihm eins, daß die Philosophie nicht eine Sache »der Auserwählten, der Weisen, der Übermenschen« sein, sondern »die Herausgestaltung der selbständigen Vernunftbestimmung und Weltanschauung sich zur allgemeinsten und wichtigsten Aufgabe der Volksbildung überhaupt« entwickeln soll (S. 551). Ähnliches habe ich selber in den Schlußsätzen meines Werkes von der ersten bis zur letzten Auflage nachdrücklich gefordert. Allerdings kann die strenge

wissenschaftliche Arbeit nicht Sache jedes beliebigen Dilettanten, sondern es müssen bestimmte Vorbedingungen der Bildung dazu vorher erfüllt sein; das weiß gerade der schärfer denkende und eben darum selbstkritische, bescheidene Arbeiter sehr genau. Aber ein Lieblingsgedanke von mir seit Jahren ist es — und damit würde ich ja vielleicht F. J. Schmidts Schlußaufforderung entgegenkommen —, eine knappe Geschichte der Philosophie *für denkende Arbeiter* zu schreiben, die ihnen, um mit meinem Kritikus zu reden, »unbeschadet aller Gründlichkeit im einzelnen, endlich einmal die großen welthistorischen Entwicklungspunkte des philosophischen Menschheitsbewußtseins begreiflich zu machen« (S. 553) versuchen würde.

Indessen darum kann und werde ich nicht, wie Schmidt es zu wünschen scheint, Hegelianer werden. Ich unterschätze gewiß Hegels Verdienst um die Förderung des Entwicklungsgedankens in der Geschichte nicht, sondern habe das oft genug in meinen Schriften, so auch in der »Geschichte der Philosophie«, hervorgehoben. Allein die Geschichtsphilosophie ist doch nur eine Seite seines Systems, und selbst diese fanden Marx und Engels in ihrer ursprünglichen Form für ihren historischen Materialismus völlig unbrauchbar. Ich fühlte mich überhaupt — Herr Professor Schmidt, den ich persönlich ebenso hochschätze, wie er es mir versichert, möge mir verzeihen — etwas seltsam berührt, daß er gerade Engels und die materialistische Geschichtsauffassung zur Stärkung seiner Position heranzieht. Ich freue mich ja sehr, wenn der Sozialismus und speziell ein mit Vorbehalt (vergl. S. 551) aufgenommener Marxismus in ihm einen neuen Anhänger gewonnen haben sollte. Allein von wirklicher Benutzung des historischen Materialismus gerade bei Erörterung der *geschichtlichen* Frage, wo eine solche am Platze gewesen wäre: Wie ist der Zusammenbruch der antiken Philosophie vor der Theologie des Christentums zu erklären?, habe ich nichts gemerkt. Schmidt zitiert wohl recht radikale Sätze von Marx und Engels, läßt uns jedoch über seine eigene Stellung zu deren philosophischem Standpunkt im unklaren: während ich seit zwanzig Jahren an einer Verbindung der marxistischen Grundgedanken mit denen des Kritizismus gearbeitet habe. Mit dem bloßen Worte »dialektische Philosophie« oder »dialektische Geschichtsauffassung« ist wenig getan. Der *Entwicklungs*gedanke ist heute mit Recht in alle Wissenschaften eingedrungen, und in welcher hätte er größere Berechtigung, als gerade in der *Geschichte*, die selbst nichts anderes als eine Entwicklung des Seienden ist? Und auch die Entwicklung in Gegensätzen, auf die Hegel in so prägnanter Form aufmerksam gemacht hat, ist, wie gerade Marx und Engels gezeigt haben, ein Gedanke von reicher Fruchtbarkeit. Allein ob wir heute noch, um mit dem »Kapital« zu reden, mit der Ausdrucksweise Hegels »kokettieren« sollen, dessen Methode ohnehin zu diesem Zweck (ebenfalls nach Marx) völlig »umgestülpt« werden müßte, das ist eine andere Frage. Und ob heute noch das bekannte Engelssche Wort zutrifft, daß der den Deutschen eigene »große theoretische Sinn« bei der Arbeiterklasse und *nur* bei ihr »unverkümmert fortbesteht«? Wir würden uns freuen, wenn es so wäre, aber wir wagen es nicht zu behaupten. Dagegen hoffen wir allerdings mit F. J. Schmidt, daß, trotz aller Krankheitserscheinungen der Gegenwart, in der modernen Arbeiterbewegung die »Triebkraft« fortlebt zu einer »grundlegenden Erneuerung der gesamten Lebensordnung«. Und wir wissen: die geistig Reifsten in ihr, soweit sie nicht durch die Bedürfnisse des politischen Kampfes in unmittelbarsten Anspruch genommen sind, suchen nach einer Philosophie, die dem entspricht. Darauf hinzuweisen, das zu verfolgen, aus dem »Zunftgeist« hinaus in den echten »Lebensstrom« zu führen: das ist allerdings die Aufgabe der Philosophie überhaupt und so auch einer volksmäßigen Geschichte der Philosophie; und gewiß wäre zu wünschen, daß sie bald von einem geschrieben würde, der »das Zeug dazu hat«.

## Erwiderung

Auf die Einwände des Herrn Verfassers gegen meine Besprechung erkläre ich noch einmal, daß ich seine »Geschichte der Philosophie« für ein sehr schätzenswertes

Werk halte. Die Darlegung seiner Auffassung über die paar Punkte, die ich herausgehoben habe, kann mich nicht bewegen, meine Ansicht zu ändern.

Bemerken möchte ich nur, daß mir nichts ferner gelegen hat, als ihn zum Hegelianer zu machen. Worüber aber nicht erst eine Erörterung erforderlich sein sollte, ist die Tatsache, daß die philosophische Methode von Marx nicht von der Kantischen Erkenntnistheorie, sondern nur von der Hegelschen Dialektik aus zureichend verstanden werden kann. Ferd. Jak. Schmidt

## Literarische Rundschau

Georg Haberland, **Wie kommen wir aus der Wohnungsnot heraus?** Ein dringender Appell an die Reichs- und Staatsregierung. Berlin, Verlag von Alfred Unger.

Jakob Brod, **Die Wohnungsnot und ihre Bekämpfung.** Erster Teil. (Kommunalpolitische Schriften, 4. Heft.) Wien, Verlag Wiener Volksbuchhandlung.

Der bekannte Berliner Bodenspekulant Haberland wendet sich in seiner Schrift gegen die Begünstigung des Flachbaus. Er behauptet, daß sich die Baukosten beim Hochbau bedeutend billiger stellen als beim Flachbau. Er macht dabei den in interessierten Kreisen üblichen Fehler, den Flachbau ohne weiteres mit dem Bau von Einfamilienhäusern gleichzustellen. Beim Einfamilienhaus stellen sich allerdings Wohnungen von zwei Stuben und Küche, wie sie die Arbeiter zum größten Teil brauchen, nicht billig genug. Das Einfamilienhaus ist nur dann zweckmäßig, wenn es eine Wohnung bestehend aus wenigstens drei Stuben und Küche enthält.. Aber wie die Erfahrung lehrt, ist das Zweifamilienhaus und das Vierfamilienhaus, bei dem je zwei Wohnungen, bestehend aus zwei Stuben und Küche, übereinanderliegen, durchaus rentabel, und die Baukosten einer Wohnung stellen sich dabei nach vielfachen Erfahrungen mindestens nicht teurer als die gleiche Wohnung im Stockwerkshaus. Haberland gibt zwar eine Berechnung wieder, die das Gegenteil nachweisen soll; es läßt sich aber durchaus nicht ersehen, ob bei der Berechnung der Baukosten für den Flachbau alle die baupolitischen Erleichterungen genügend berücksichtigt sind, die bei solchen kleinen Häusern ohne Bedenken gewährt werden können. Wenn Herr Haberland so energisch für den Hochbau eintritt, so dürfte das damit zusammenhängen, daß er eine Höllenangst vor der sogenannten Herunterzonung, der Herabsetzung der auf einem bestimmten Terrain durch die Bauordnung zugelassenen Stockwerkszahl hat. Diese Herunterzonung bedeutet seiner Meinung nach, daß ein Teil des Nationalvermögens durch polizeiliche Verordnungen zum Fenster hinausgeworfen wird.

In dem Kopf des Herrn Haberland scheint eine arge Verwirrung zu herrschen. Er setzt Privatvermögen einfach gleich Nationalvermögen, obgleich doch schließlich auch ein Bodenspekulant einsehen müßte, daß das deutsche Volk nicht ärmer wird, wenn eine Anzahl Grundbesitzer ihr Land wohnungsbedürftigen Volksgenossen zu billigen Preisen zur Verfügung stellen müssen und dabei ihr Geld verlieren. Mit der Höhe der bisher zugelassenen Mieterhöhungen ist Haberland nicht zufrieden; er hält eine Erhöhung der Mieten um 100 Prozent für notwendig, und zwar nicht nur in den neuen, sondern auch in den alten Wohnungen. Er erklärt sich allerdings damit einverstanden, daß der Vorteil der Mietsteigerungen bei den alten Wohnungen in gewissem Umfang der Allgemeinheit dienstbar gemacht werde, aber es soll den Hausbesitzern dieser Vorteil nicht ganz entzogen werden, damit diese ein Interesse daran haben, die Mieten ihrer Häuser der wirtschaftlichen Entwicklung anzupassen. Haberland will also, daß die Hausbesitzer auf Kosten der Mieter große Gewinne einheimsen; ein bei einem Vertreter der Hausbesitzerinteressen sehr begreiflicher Wunsch, der aber hoffentlich nicht in Erfüllung gehen wird. Es muß vielmehr alles getan werden, um zu verhindern, daß die Hausbesitzer aus der Geldentwertung Vorteil ziehen. Um eine Erhöhung der Mieten über das bisherige

Maß hinaus werden wir freilich nicht herumkommen, wenn die Baukosten so hoch bleiben, wie sie jetzt sind; aber die dadurch bei den alten Häusern erzielten Mehreinnahmen müssen, soweit sie nicht zur Deckung der laufenden Kosten der Hauseigentümer erforderlich sind, restlos der Allgemeinheit zugeführt werden. Wer sein Geld in Häusern angelegt hat, hat ebensowenig einen Anspruch auf eine Erhöhung seiner Bezüge wie irgendein Rentner, dessen Vermögen aus Staatspapieren besteht.

Die Broschüre von Brod enthält eine kurze Darstellung der österreichischen Wohnungsfürsorge und Mieterschutzgesetzgebung. Max Sachs

## Notizen

**Die Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen im preußischen Bergbau.** Der Weltkrieg hat im Bergbau, sowohl im Kohlen- wie im Erzbergbau, eine starke Zunahme der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeitskräfte zur Folge gehabt. Die Frauenarbeit war vor dem Krieg in der Hauptsache auf den schlesischen Bergbau beschränkt. Daneben hatte er sich noch in geringerem Maße im Haller Braunkohlenbergbau, im Siegener und im rechtsrheinischen Erzbergbau eingebürgert. Im Ruhrgebiet, Saargebiet, Aachener Revier, niederrheinischen Steinkohlenbergbau und Mansfelder Erzbergbau wurden überhaupt keine Frauen beschäftigt. Die Gesamtzahl der in den Betrieben der 16 Hauptbergbaubezirke Preußens beschäftigten Frauen betrug denn auch vor dem Kriege (im zweiten Quartal 1914) nur 7205, stieg aber während des Krieges bis auf 47 555 (im zweiten Quartal 1918). Ebenso hat auch die Zahl der in den 16 preußischen Hauptbergbaubezirken beschäftigten jugendlichen Arbeiter nicht unbeträchtlich zugenommen — von 31 290 im zweiten Quartal 1914 auf 44 524 im zweiten Quartal 1916 und 38 603 im zweiten Quartal 1918.

Wie sich die Zahl der beschäftigten Frauen und Jugendlichen in ihrem Verhältnis zur Gesamtzahl der im Bergbau tätigen Arbeiter seit Kriegsbeginn verändert hat, zeigt folgende Aufstellung:

| | Arbeiterzahl insgesamt | Arbeiterinnen absolut | Arbeiterinnen in Proz. | Jugendliche Arbeiter absolut | Jugendliche Arbeiter in Proz. |
|---|---|---|---|---|---|
| 2. Vierteljahr 1914 | 767177 | 7205 | 0,94 | 31290 | 4,08 |
| 2. - 1915 | 532397 | 10223 | 1,92 | 39654 | 7,45 |
| 2. - 1916 | 567794 | 31010 | 5,46 | 44524 | 7,84 |
| 4. - 1916 | 577382 | 37563 | 6,51 | 43095 | 7,46 |
| 1. - 1917 | 593722 | 40842 | 6,88 | 41197 | 6,94 |
| 2. - 1917 | 606403 | 45620 | 7,52 | 43151 | 7,12 |
| 3. - 1917 | 632062 | 44522 | 7,04 | 40258 | 6,37 |
| 4. - 1917 | 652258 | 45550 | 6,98 | 39363 | 6,04 |
| 1. - 1918 | 645544 | 45886 | 7,11 | 38038 | 5,89 |
| 2. - 1918 | 646378 | 47555 | 7,36 | 38603 | 5,97 |
| 3. - 1918 | 618550 | 44546 | 7,20 | 35288 | 5,70 |
| 4. - 1918 | 621793 | 40472 | 6,51 | 34225 | 5,50 |
| 1. - 1919 | 748930 | 37139 | 4,96 | 37504 | 5,01 |
| 2. - 1919 | 748818 | 33971 | 4,54 | 38748 | 5,18 |
| 3. - 1919 | 785076 | 30716 | 3,91 | 40425 | 5,15 |
| 4. - 1919 | 835656 | 26738 | 3,20 | 40427 | 4,84 |

Wie diese Statistik nachweist, hat auch nach Beendigung des Krieges die Zahl der Jugendlichen im Bergbau noch weiter zugenommen, während die Zahl der Frauen einen erheblichen Rückgang genommen hat, doch beschränkt sich dieser Rückgang vornehmlich auf das Ruhrgebiet sowie den Mansfelder und den Oberharzer Erzbergbau und den linksrheinischen Braunkohlenbergbau. In den Revieren, in denen schon vor dem Kriege die Frauenarbeit im Bergbau üblich geworden war, hat sie sich fast auf der Höhe gehalten, die sie allmählich im Kriege erlangt hatte.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 12 38. Jahrgang · 2. Band 18. Juni 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
JAN

### Inhalt des Heftes

**Wohin geht die Fahrt?** Eine Betrachtung nach der Reichstagswahl. Von Heinrich Cunow.

**Über einen Fehler in den Vermögenssteuergesetzen des letzten Jahres.** Von Albert Kranold.

**Friedrich Engels in seinen deutschen Jugendjahren.** Von A. Conrady. I.

**Vom niederdeutschen Schrifttum.** Von Joseph Kliche.

**Literarische Rundschau: Die gesunkene Kaufkraft des Lohnes und ihre Wiederherstellung.** Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Von Max Sachs. **Die Gesetzgebung der Bolschewiki.** Von Artur Heichen.

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 9.75 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 75 Pfennig.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 9.75 (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 11.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Lassalle, Ferd.**, Die Wissenschaft und die Arbeiter. Eine Verteidigungsrede. Berlin, Otto Hendel (Hermann Hillger). 88 S. Geh. 65 Pf.

**Laufkötter, Fr.**, Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens. Eine Kursusdisputation. Herausgegeben vom Zentralbildungsausschuß der S. P. D. 12 S.

**Leberer, Dr. E.**, Deutschlands Wiederaufbau und weltwirtschaftliche Neueingliederung durch Sozialisierung. Tübingen, J. C. B. Mohr. 120 S. Geh. 10,50 Mk.

**Levinsky, V.**, L'internationale socialiste et les peuples opprimés. Wien, Édition du „Dzvine" (la Cloche). 93 S.

**Manes, Prof. A.**, Der deutsche Regierungsentwurf für ein Weltarbeiterrecht. Berlin, H. R. Engelmann. 16 S.

**Mausbach, Dr. J.**, Kulturfragen in der deutschen Verfassung. Eine Erklärung wichtiger Verfassungsartikel. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 136 S. Geh. 6,50 Mk.

**Mitscherlich, Prof. W.**, Der Nationalismus Westeuropas. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 378 S.

**Oeftering, W. E.**, Umsturz in Baden. Konstanz, Reuß & Itta. 304 S. Geb. 10 Mk.

**Oestreich, Prof. P.**, Umriß einer Versuchs-Einheitsschule. Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Die Tat". 11 S.

**Schumacher, Fr.**, Kulturpolitik. Neue Streifzüge eines Architekten. Jena, Eugen Diederichs. 217 S. Geh. 10 Mk., geb. 15 Mk.

**Störring, Dr. G.**, Die sittlichen Forderungen und die Frage ihrer Gültigkeit. Leipzig, Felix Meiner. 185 S. Geh. 10 Mk., geb. 15 Mk.

**Sturzenegger, C.**, Die Wiederauferstehung Serbiens. Seine glorreichsten und seine dunkelsten Tage. Bern, Der Freie Verlag. 72 S. Kart. 4 Mk.

**Textilindustrie und Bekleidungsgewerbe in der Kriegs- und Übergangszeit.** Berlin, Dietrich Reimer.

Die Seide auf dem Weltmarkt. Von Dr. Mina Büttel. 72 S.

Die Zusammenlegung in der deutschen Tuchindustrie. Von Dr. C. Claren. 61 S.

**Thiele, Dr. A.**, Hygiene der Arbeit, die Grundlage der Arbeitsrationalisierung. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 16 S. Geh. 2 Mk.

**Thormeyer, P.**, Philosophisches Wörterbuch. Leipzig, B. G. Teubner. 222 S. Geh. 5 Mk.

**Wagner, Rich.**, Kunst und Revolution. (Nr. 2411 der Hendelbücher.) Berlin, Otto Hendel (Hermann Hillger). 58 S. Geh. 65 Pf.

**Wehberg, Dr. H.**, Der Völkerbundvorschlag der deutschen Regierung. Berlin, H. R. Engelmann. 19 S.

**Weigel, Adolf**, Mitteilungen für Bücherfreunde. Dritte Folge Nr. 314. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Weigel. 47 S. Geh. 1 Mk.

**Zentralverband der Bäcker und Konditoren und verwandten Berufsgenossen Deutschlands**, Jahrbuch 1919. Hamburg, Jos. Diermeier. 160 S. Geh. 6 Mk.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12 Ausgegeben am 18. Juni 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

# Wohin geht die Fahrt?

### Eine Betrachtung nach der Reichstagswahl

Von **Heinrich Cunow**

Die Wahlschlacht ist vorüber und das Wahlresultat wie die sich aus ihm ergebende politische Konstellation im wesentlichen zu übersehen. Noch immer versuchen einzelne unserer Parteiblätter die Niederlage unserer Partei durch allerlei statistische Künste, vor allem dadurch, daß sie die von den verschiedenen sozialistischen Parteien erhaltenen Stimmen zusammenaddieren und als sozialistisches Gesamtstimmenergebnis der Stimmenzahl der Rechtsparteien gegenüberstellen, zu verhüllen oder wenigstens zu verkleinern. Ein Täuschungsmanöver, das wir nach meiner Meinung unterlassen sollten. In politischen Situationen wie der gegenwärtigen ist es noch immer das beste Verfahren gewesen, offen auszusprechen, »was ist«, ohne Rücksicht darauf, daß gewisse Parteikreise sich in ihren Erwartungen getäuscht fühlen. Zudem aber zeugt solche Rechnerei von einer völligen Verkennung der durch den Wahlausfall geschaffenen politischen Lage und der Möglichkeit, im neuen Reichstag weitere Arbeiterforderungen durchzusetzen — wie es auch von einer ganz seltsamen politischen Blindheit zeugt, wenn sich Parteipolitiker über unsere Mandatsverluste damit zu trösten suchen, daß neben uns auch die Demokraten beträchtlich geschwächt in den Reichstag einziehen werden. Konnten wir nicht selbst mehr Mandate erobern, dann war es zweifellos für die Fortsetzung einer sachgemäßen parlamentarischen Reformtätigkeit und die Vermeidung neuer gefährlicher Komplikationen weit vorteilhafter, die Demokraten — vornehmlich ihr linker Flügel — hätten eine Anzahl Mandate gewonnen und die Unabhängigen dafür den größten Teil ihrer Sitze eingebüßt.

Ganz unerwartet dürften unsere Verluste denen kaum gekommen sein, die die politische Entwicklung seit den Tagen der Novemberrevolution offenen Auges verfolgt haben. Freilich so erheblich habe ich persönlich noch bis kurz vor dem Wahltag unseren Mandatsverlust nicht eingeschätzt. Auf eine Abnahme unserer Mandate um 20 bis 30 und einen annähernd gleichen Verlust der Demokratischen Partei glaubte ich ziemlich rechnen zu können, nicht aber auf einen Verlust unserer Sitze um das Doppelte dieser Ziffer. Noch Anfang März befürchtete ich allerdings, bei weiterer Zuspitzung der Wirtschaftsverhältnisse und dem gleichen Festhalten unserer Partei an der sogenannten alten »bewährten« Taktik mit einer starken Deroute bei den nächsten Reichstagswahlen rechnen zu müssen; aber der Mißerfolg des Kapp-Putsches und die in den breitesten Volkskreisen dadurch aufgerüttelte gegenreaktionäre Stimmung verbesserte die Wahlaussichten unserer Partei

ganz beträchtlich. Leider hat, wie die Wahlergebnisse beweisen, diese Stimmung in manchen Kreisen doch nicht lange vorgehalten.

Welchen politischen Fehlern verdanken wir den Wahlmißerfolg? Zum Teil ist der Rückgang unserer Stimmen eine natürliche und unter den historisch gegebenen Verhältnissen unvermeidliche Abkehr der uns in den ersten Revolutionsmonaten zugeströmten Anhängerschaft. Ein wesentlicher Teil der Masse, die sich nach den Novembertagen unserer Partei anschloß, kam nicht zu uns aus politischer Überzeugung oder aus Einsicht in die neuen politischen Lebensnotwendigkeiten, sondern mitgerissen durch die damalige politische Gärung. Gar manche von ihnen hatten sich bisher überhaupt nicht um Politik gekümmert, andere gar noch vor wenigen Monaten zu den Nationalliberalen oder Konservativen gehalten. Besonders unter den Frauen folgten viele ohne eigene politische Erkenntnis der Lage einer plötzlichen Stimulation. Teils trieb diese neuen Mitläufer der Unmut über die Ernährungsverhältnisse und über die ihnen durch den Krieg und durch die bis dahin herrschende Regierung aufgezwungene Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit oder der Ärger über die ihnen durch das Kriegsregime bereitete Enttäuschung in unser Lager, teils auch die unklare Erwartung, daß nun die allgemeine Lage sich baldigst ändern und die neue Regierung ihnen allerlei besondere Wünsche, Lohn- und Gehaltserhöhungen, Beschäftigungserleichterungen usw. gewähren würde. Ein anderer weiterer Teil der Neuankömmlinge bestand aus Ideologen und Revolutionsromantikern, vollgepfropft mit den sonderbarsten Freiheitsvorstellungen, aber ohne tiefere geschichtliche Kenntnisse und ohne Einsicht in die Bedingtheiten aller sozialen Entwicklung. Ich habe persönlich in jenen Tagen Erfahrungen gemacht, die mich oft recht pessimistisch stimmten, begegnete mir es doch noch im Mai vorigen Jahres, daß in einem Kreise von Beamten, von denen sich sogar einige in kurzer Zeit eine Art Führerstellung in ihrem Verein errungen hatten, nur ein einziger war, der einmal eine Lassallesche Broschüre gelesen haben wollte (soweit ich aus seinen unklaren Angaben zu schließen vermochte, Lassalles Verteidigungsrede über »Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen«), niemand aber jemals eine Marxsche oder Engelssche Schrift zu Gesicht bekommen hatte. Auch die »Neue Zeit« und die »Sozialistischen Monatshefte« waren ihnen bislang unbekannt geblieben. Daß von solchen neuen Parteianhängern und Wählern, sobald sie sich in ihren hohen Erwartungen und Ansprüchen getäuscht fühlen, manche wieder abschwenken würden, zum größten Teil ins Lager der Unabhängigen und Kommunisten, teilweise auch direkt ohne Umschweife zurück zur Deutschnationalen Partei, mußte jedem klar sein, der einige Parteierfahrung und Menschenkenntnis besitzt.

Überdies aber kann einem wesentlichen Teil unserer Parteipresse nicht der Vorwurf erspart werden, daß sie ihrerseits das Unvernünftigste tat, die aus den verschiedenartigsten Gründen zu uns gekommene neue Masse zu sozialistischen Politikern zu erziehen. Schien es auch nicht ratsam, die neuen Zuzügler vor den Kopf zu stoßen, so mußte es doch die wichtigste Aufgabe der Parteipresse sein, sie über die Schwierigkeit der wirtschaftlichen und politischen Lage aufzuklären, ihnen die mitgebrachten naiven Illusionen zu nehmen und sie in die Gedankengänge der Marxschen Entwicklungslehre einzuführen, besonders ihnen jenen Marxschen Satz aus der Generalratsadresse über die Pariser Kommune einzuprägen, daß alle politische und wirt-

schaftliche Entwicklung an historische Bedingungen gebunden ist, die Arbeiterklasse daher auch selbst dann, wenn sie nach einer siegreichen Revolution völlig die Macht in Händen hat — in Deutschland war das nach der Novemberrevolution keineswegs der Fall —, nicht einfach ihre Ideale verwirklichen kann, sondern »nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen« vermag, die sich bereits im Schoß der zusammenbrechenden Gesellschaft entwickelt haben.

Anstatt aber die überschwenglichen Erwartungen der Zuzügler zu dämpfen und ihnen die gesetzmäßige Bedingtheit alles Fortschritts, zumal unter den durch den Krieg geschaffenen traurigen Verhältnissen, klarzumachen, griffen nicht wenige Parteiblätter wieder zu der überlieferten, altgewohnten Agitationstaktik, die neuen Elemente dadurch für die Partei einzufangen, daß sie ihnen die Erfüllung aller möglichen Wünsche verhießen und emsig aus älteren und neueren Programmen die schönsten Versprechungen hervorsuchten, um dann, wenn die »sozialistischen« Minister diese Verheißungen ignorierten, nach altem Schema auf die Regierung zu schimpfen und sie der Nachlässigkeit, Böswilligkeit, Energielosigkeit oder auch der Korruption zu zeihen.

Mit welchen Dithyramben ist nicht nach den Novembertagen die Revolution als holde Segenspenderin für alle Bevölkerungskreise gefeiert und von ihr die Durchführung der weitreichendsten sozialistischen Wünsche, zum Beispiel in bezug auf die Sozialisierung des Wirtschaftsgetriebes, verlangt worden: Forderungen, die selbst in den Zeiten des größten wirtschaftlichen Aufschwunges von einer unabhängigen oder kommunistischen Regierung nicht durchzuführen gewesen wären. Noch weniger aber konnten sie damals und können sie heute, in einer Zeit der Minusproduktion, der Abhängigkeit Deutschlands vom Willen der Entente und der Angewiesenheit Deutschlands auf die Versorgungsbereitschaft des Weltmarktes, erfüllt werden.

Meist wurde ganz übersehen, daß die Revolution eine bankrotte Kriegswirtschaft übernommen hatte, die überdies unter der Sequestration der Entente stand. Ebensowenig wie in einem bankrotten Privatbetrieb, wenn dieser nicht zugrunde gehen soll, keine gewagten, in ihrem Ergebnis zweifelhaften Experimente vorgenommen werden können, vor allem nicht dann, wenn die nötigsten Mittel zur sachlichen Durchführung fehlen, so können auch nicht im heutigen Wirtschaftselend Deutschlands mit seiner Gebundenheit an den Auslandsmarkt kostspielige sozialistische Experimente in Angriff genommen werden, deren Erfolg höchst zweifelhaft ist. Das Mittel, bankrotten Produktionsbetrieben wieder aufzuhelfen, ist Steigerung der Leistungsfähigkeit, Einschränkung der Betriebsausgaben, Verbesserung der Arbeitsmethoden und der angewandten Maschinerie. Diese Regel gilt auch für den wirtschaftlichen Gesamtbetrieb einer Staatsgemeinschaft.

Leider läßt das, was die Koalitionsregierung auf solchem Gebiet bisher geleistet hat, recht viel zu wünschen übrig. Die Ernährungs- wie die Arbeitsverhältnisse sind ganz unzureichend, während das Schiebertum und die Preistreiberei einen Aufschwung genommen haben wie selbst nicht im letzten Kriegsjahr. Vor allem aber vermißt man in der heutigen offiziellen Wirtschaftspolitik jeden festen Organisationsplan, jedes bewußte Hinarbeiten auf ein aus der Tendenz unserer modernen Wirtschaftsbewegung

abgeleitetes, die Art der einzelnen Maßnahmen bestimmendes Zweckziel. Vielmehr beschränkte sich bisher meist die Wirtschaftspolitik der Regierung darauf, wenn allzu grobe Mißstände hervortraten oder irgendeine Berufsgruppe besonders laut schrie, zu versuchen, durch Verordnungen und Verfügungen einige Abhilfe zu verschaffen. Wie viele Stimmen uns dieses Verfahren gekostet hat und wie manche Kleingewerbetreibende — und zwar nicht nur sogenannte Novembersozialisten, sondern alte Parteigenossen — uns infolgedessen den Rücken gekehrt haben, läßt sich natürlich ziffernmäßig nicht nachweisen, daß aber ein wesentlicher Teil unserer Stimmenverluste auf den wachsenden Unmut der ärmeren erwerbstätigen Bevölkerung über die offizielle Wirtschaftspolitik zurückzuführen ist, erscheint mir zweifellos. Gar mancher Kleingewerbetreibende oder Arbeiter, der sich irgendwoher mit Nahrung zu versorgen sucht, versteht nicht, warum ihm überall Schranken gesetzt sind, während ringsherum das Schiebertum blüht und der Preiswucher sich ungehemmt immer weiter ausbreitet. Öfters habe ich in letzter Zeit von alten Parteigenossen gehört: »Ach was, es ist mir doch ganz gleich, ob der Minister Schmidt, Schulze oder Meyer heißt, ob er Sozialdemokrat, Liberaler oder Konservativer ist, wenn er doch die Sache gehen läßt und nichts ändern will oder kann.«

Leider scheint mir die Hoffnung, der Stimmenrückgang werde eine Änderung in unserer bisherigen Illusions- und Agitationspolitik sowie den Übergang der heutigen planlosen Wirtschaft in eine sich bestimmte Ziele steckende, nicht bald diesen, bald jenen Anregungen nachgebende Planwirtschaft herbeiführen, wenig begründet. Die alte Agitationsbetriebspolitik und die überlieferte Staatsfeindschaft, die auch im heutigen Staat und seiner Regierungsmaschinerie noch immer den alten hinterhältigen Gegner, man kann fast sagen den an allen Übeln schuldigen Erbfeind sieht, beherrscht noch viel zu sehr die Vorstellungen der großen Mehrzahl unserer Parteigenossen, als daß sie sich den neuen politischen Lebens- und Entwicklungsbedingungen leicht anzupassen vermöchten, während andererseits die Verschiebungen, die nach dem Kapp-Putsch im Reichswirtschafts- und Ernährungsamt stattgefunden haben und wohl bei der Bildung eines neuen Kabinetts in dieses übernommen werden dürften, noch weniger als früher die Gewähr bieten, daß die Wirtschaftspolitik des Zickzacks ihr Ende erreicht hat. Die Sozialdemokratische Partei wird dem Anschein nach noch manche bittere Erfahrungen machen müssen, bis sie die Notwendigkeit des Umlernens in gewissen Dingen begreift.

Wie seltsam noch die heutige innere und internationale Lage in unseren Parteireihen beurteilt wird, zeigt die Tatsache, daß es nicht wenige Parteigenossen gibt, die noch immer für eine sogenannte Ausdehnung der Regierungsbasis nach links schwärmen, das heißt glauben, es könnte jetzt nach den Wahlen gelingen, einen arbeitsfähigen parlamentarischen Block aus Unabhängigen, Mehrheitssozialisten, Demokraten und Zentrumsparteilern zu bilden. Andere sehen zwar ein, daß eine derartige Koalition zurzeit unmöglich ist, aber sie reden einer Liaison mit den Unabhängigen das Wort und meinen allen Ernstes, es müßte doch heute eine rein sozialistische Regierung möglich sein, eine aus Führern der verschiedenen sozialistischen Parteigruppen bestehende »Volksregierung«, die überdies auch noch nach der Versicherung mancher dieser Illusionspolitiker trotz des ganz unzulänglichen

lichen Besitzes der sozialistischen Parteien an Mandaten, der Verschiedenheit der politischen Grundanschauungen in den Reihen ihrer Anhängerschaft und des in solchem Falle nicht nur in den kapitalistischen Schichten, sondern auch in fast allen ländlichen und kleinstädtischen Erwerbskreisen zu erwartenden schärfsten Widerstands in der Lage sein soll, »parlamentarisch«, ohne eine Räte- oder eine andere Diktatur gleicher Art, zu regieren.

Wo solche Vorstellungen die Köpfe beherrschen, hört jede vernünftige Diskussion auf. Möglich ist nach dem Reichstagswahlausfall in der heutigen politischen Lage weder eine rein sozialistische Regierung noch ein nur aus den Rechtsparteien bestehendes Regiment, auch nicht, wenn man diesen den größten Teil des Zentrums hinzurechnet — wenigstens nicht, wenn nicht eine solche Koalition von vornherein auf jede parlamentarische Geschäftsführung verzichtend zur brutalsten Diktatur greift, und selbst dann würde ihre Herrschaft recht kurzen Bestand haben, denn gegen den offenen Widerstand der Arbeiterbevölkerung ist heute in Deutschland keine Regierung möglich. So bleibt nur die Bildung eines Kabinetts auf der Grundlage der bisherigen Regierungskoalition, vielleicht mit Besetzung einiger Posten durch Fach- bezw. Geschäftsminister. Auch eine Verbreiterung der Koalition nach rechts, also eine Hinzuziehung der Deutschen Volkspartei, erscheint mir unmöglich, wenn auch ein Teil der Partei Stresemann-Stinnes-Kardorff das Bestreben haben mag, auf einem Umweg sich der Koalition anzuschließen, um einen größeren Einfluß auf die offizielle Wirtschafts- und Steuerpolitik zu erlangen — wofür sie wahrscheinlich auf anderen Gebieten, zum Beispiel bezüglich der Sozial- und Schulpolitik, gern zu gewissen Konzessionen bereit wäre. Auf dem rechten Flügel der Demokraten würde man zwar sicher auch Stresemänner in die Koalition aufnehmen; aber die Sozialdemokratie kann sich nicht, will sie nicht ihre Anhängerschaft zur Fahnenflucht veranlassen, mit den Vertretern des großen Industrie- und Bankkapitals verbünden.

Schwer genug wird freilich der neuen Regierung der Zweifrontenkampf nach rechts und links fallen, zumal sie, soweit sich heute (am 10. Juni) beurteilen läßt, nur über eine sehr geringe, unsichere Stimmenmehrheit im neuen Reichstag verfügen können wird. Wahrscheinlich wird der Kampf nach links noch schwerer werden als nach rechts, denn so gern auch die Rechtsparteien die neue Regierung stürzen möchten, werden sie doch wohl oft vor der schärfsten Opposition zurückschrecken, da sie sonst leicht in die Lage kommen könnten, die Regierung unter Umständen übernehmen zu müssen, die für sie keineswegs günstig wären; dagegen muß mit einer rücksichtslosen Opposition der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei gerechnet werden, schon deshalb, weil sie ihrer Anhängerschaft nach den Wahlen des 6. Juni beweisen muß, daß sie eine ganz andere Energie und Prinzipientreue besitzt als die schwächlichen »Rechtssozialisten«. Ob demnach der neugewählte Reichstag lange Bestand haben wird, ist recht zweifelhaft. Noch dürften uns recht unangenehme Überraschungen bevorstehen.

# Über einen Fehler in den Vermögenssteuergesetzen des letzten Jahres

Von Albert Kranold

Der Ankauf der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« durch den Großindustriellen Hugo Stinnes hat die Öffentlichkeit auf einen merkwürdigen Vorgang aufmerksam gemacht. Schon seit längerer Zeit zeigt sich, daß einzelne Großindustrielle und Finanzmänner, die bereits vor dem Kriege im Besitz eines erheblichen Vermögens waren, das sich zuerst durch den Krieg, dann nach dem Kriege durch die allgemeine Geldentwertung und die mit ihr verbundene ungeheure Steigerung aller Preise, kurz durch die allgemeine Inflation riesenhaft vermehrt hat, heute in der Lage sind, immer neue industrielle Werke aufzukaufen und so eine große wirtschaftliche Macht in wenigen Händen zu vereinigen, trotzdem die stark sozial orientierte Steuerpolitik der jungen Republik im letzten Jahre angeblich Steuergesetze geschaffen hat, die alles über ein gewisses Maß hinausgehende Vermögen zugunsten der Allgemeinheit wegsteuern. Letzteres soll bekanntlich nach einer Behauptung des eigentlichen Vaters dieser Steuergesetzgebung, des früheren Reichsfinanzministers Erzberger, in einer seiner Reden in der Nationalversammlung in einem so starken Maße der Fall sein, daß diese Steuergesetze als eine Art Sozialisierung, als praktischer Sozialismus gelten können. Und nicht nur er allein stellte diese Behauptung auf, sondern auch ein Teil der Sozialisten, wenigstens soweit sie der Mehrheitspartei angehören, glaubte, daß eine so starke progressive direkte Besteuerung eine sozialistische Maßnahme sei. Um so verblüffter ist man nun, daß gerade in den Zeiten, da eine solche Steuergesetzgebung durchgeführt wird, einzelne Kapitalisten eine derartige Kapitalmacht in ihrer Hand vereinigen können, wie sie bisher, in Deutschland wenigstens, nur äußerst selten, wenn überhaupt beobachtet worden ist.

Selbstverständlich ist diese Tatsache sofort von den Gegnern der jetzigen Koalitionsregierung, sowohl von rechts wie von links, gegen deren Steuerpolitik ausgeschlachtet worden. Auf der einen Seite bemühen sich die Unabhängigen, zu zeigen, daß die von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetze vom sozialistischen Standpunkt aus eitel Blendwerk und im Grunde nicht viel besser als die des alten Regimes seien, daß also die an der Regierung beteiligten Mehrheitssozialisten eine Steuerpolitik unterstützt hätten, die »Orgien des Kapitalismus«, wenn nicht selbst verursache, so doch wenigstens nicht verhindere. Auf der anderen Seite benutzen die rechtsstehenden Parteien die Gelegenheit, um sich über die Ohnmacht der neuen Regierung lustig zu machen. In milderer Form stimmen sogar einzelne Blätter, die der gegenwärtigen Koalitionsregierung zum mindesten nicht sehr fernstehen, in diesen Chorus ein.

So unbestreitbar die dargestellte Erscheinung an sich ist, so unzweifelhaft sich auch in ihr eine gewisse Ohnmacht der gegenwärtigen Regierung offenbart und so richtig es sogar ist, daß ein gewisser Fehler der Steuergesetzgebung des letzten Jahres wenigstens die Mitschuld an der Möglichkeit dieser Erscheinung hat, so sehr sind doch beide Behauptungen maßlos übertrieben; denn die Ohnmacht der Regierung ist in diesem Falle eine Ohnmacht gegenüber Verhältnissen und Gesetzmäßigkeiten, über die zum Teil Menschen

überhaupt keine Macht haben, und die zum anderen Teil so lange von einzelnen Völkern nicht beherrscht werden können, als die Weltwirtschaft als Ganzes noch nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten von einer Zentralstelle aus geleitet wird. Jede andere Regierung, eine kommunistische so gut wie eine deutschnationale, würde in der gleichen Lage sein; denn die wirtschaftlichen Verhältnisse eines einzelnen Landes sowohl wie die der ganzen Welt hängen von so viel unpersönlichen Faktoren ab, daß Karl Marx nicht mit Unrecht von den Naturgesetzen des wirtschaftlichen Lebens, die sich gegen das bewußte Wollen einzelner Menschen oder Menschengruppen immer wieder durchsetzen, gesprochen hat. Das gilt zumal von der gegenwärtigen Inflation, der mit ihr verbundenen Steigerung aller Preise und der im Grunde damit identischen Geldentwertung. Sie alle drei sind internationale Tatsachen, treten gegenwärtig in allen Ländern der Welt, bei den Siegern ebensosehr wie bei den Besiegten auf. Die Geldentwertung ist eine naturnotwendige Folge der durch den Krieg völlig auf den Kopf gestellten wirtschaftlichen Verhältnisse des ganzen Erdkreises. Sie war unausbleiblich, weil die ganze Welt länger als vier Jahre hindurch Warenwerte vernichtet oder Mittel zu deren Vernichtung geschaffen hat, aber es unterließ, die zur Ernährung, Erhaltung, Bekleidung, Unterbringung usw. der Menschen notwendigen Werte zu schaffen. So entstand eine internationale Verarmung an realen Werten, der ein ungeheurer Warenhunger einer zum Teil ausgehungerten Menschheit gegenübersteht. Dieser Zustand mußte auf die Dauer, unabhängig von jeder politischen Konstellation, zwangsläufig zu der erwähnten Preissteigerung und Geldentwertung führen. Die Unterschiede, die in dieser Beziehung zwischen den einzelnen Ländern, insbesondere den siegenden und besiegten, bestehen, sind zwar immer noch groß genug, können jedoch über die Allgemeinheit dieser Erscheinung nicht hinwegtäuschen, zumal diese Verschiedenheiten sich nicht einmal immer mit den beiden großen Parteien decken, die im Weltkrieg einander gegenüberstanden. Denn mindestens die Wirtschaftslage Frankreichs und Italiens nähert sich zusehends und mit wachsender Schnelligkeit derjenigen Deutschlands an, was schon daraus zu erkennen ist, daß sich die Valuten dieser Länder der deutschen Valuta nähern. Daß Deutschland sich in einer besonders schlechten wirtschaftlichen Lage befindet, ist die natürliche Folge des Kriegsausgangs, für den das neue Regime sicherlich nicht verantwortlich ist. Auch sie liegt daher außerhalb des Machtbereichs der gegenwärtigen deutschen Regierung. Auf dieser Inflation mit ihren vielfachen wirtschaftlichen Folgen beruht aber, wie wir später sehen werden, zum großen Teil jene merkwürdige Erscheinung, die wir hier aufklären wollen.

Nicht so ganz unrecht haben dagegen die Unabhängigen mit ihrem Vorwurf, wenngleich auch sie maßlos übertreiben. Es ist in der Steuergesetzgebung des letzten Jahres, soweit sie das Vermögen besteuert, vom sozialistischen Standpunkt aus tatsächlich ein Fehler gemacht worden, der an sich unbedeutend und klein ist, sich jedoch nachträglich als folgenreich erweist. Um diesen Fehler finden zu können, müssen wir untersuchen, welches denn die Ursache der zuerst geschilderten merkwürdigen und von den Sozialisten mit Recht beklagten Erscheinung ist.

Diese Erscheinung besteht im Grunde darin, daß einzelne Menschen trotz der hohen Besteuerung der Vermögen und obgleich die Gesetze dem Ver-

mögenseigner von einer gewissen Größe seines Vermögens ab die Abgabe des größeren Teils dieses Vermögens an den Staat auferlegen — eines Teils, der bei so großen Vermögen, wie sie hier im Fall Stinnes in Betracht kommen, nach dem Wortlaut des Gesetzes mehr als die Hälfte des Vermögens beträgt —, doch die betreffenden Eigner ihre Vermögen in ganz kurzer Zeit so ungeheuer vermehren konnten, wie es im Fall Stinnes zweifellos der Fall ist. Diese Erscheinung ist nicht dadurch erklärt, daß man sagt, die Steuern seien ja noch gar nicht erhoben, man müsse erst einmal abwarten, was übrigbleiben werde, wenn sie einmal erhoben worden seien; Stinnes könne jetzt an Werken kaufen, was er wolle, er müsse sie dann eben später, wenn die Steuern erhoben werden, dem Staat abtreten. Obwohl diese unbestreitbare Tatsache für die hier erörterte Erscheinung, wie wir noch sehen werden, tatsächlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, so wäre damit doch, ganz abgesehen davon, daß es zweifelhaft bleibt, ob die Steuerbehörde wirklich alle Vermögensteile solcher Finanz- und Industriegrößen in ihrer vollen Höhe erfassen kann, da diese Vermögen so außerordentlich zusammengesetzt und vielgestaltig sind, an sich gar nichts gesagt. Denn eine Prüfung der tatsächlichen Wirkung dieser Steuergesetze, eine Ausrechnung der Höhe der nach ihr zu erhebenden Beträge würde zweifellos sofort klarmachen, daß diese vorausgesagte Wirkung in Wirklichkeit nicht eintreten wird. Sie würde zeigen, daß man sich einer gefährlichen Illusion hingegeben hätte, würde man von ihnen heute noch die Wirkung erwarten, die sie ursprünglich, das heißt unter Zugrundelegung der Verhältnisse zu der Zeit, da sie geschaffen wurden, gehabt hätten, wenn sie — unmittelbar nach dem Stichtag, der in den Steuergesetzen der Veranlagung zugrunde gelegt wird, oder wenigstens sofort nach Verabschiedung der Gesetze im Parlament erhoben worden wären; denn die Ursache dafür, daß sie tatsächlich nicht so wirken, wie sie sollten, liegt eben darin, daß sie nicht sofort erhoben worden sind und nach Lage der Verhältnisse auch nicht sofort erhoben werden konnten. Infolgedessen kam zwischen den Stichtag für die Veranlagung und den Tag der Erhebung ein größerer Zeitraum zu liegen; während dieses Zeitraums haben aber außerordentlich große Veränderungen im Geldwert der Vermögen Platz gegriffen. Denn jede Entwertung des Geldes hat automatisch zur Folge, daß in demselben Maße, wie das Geld entwertet wird, alle realen Sachgüter in ihrem Geldwert steigen. Die Steuern sind aber in den hier in Frage kommenden Gesetzen, in erster Linie im Gesetz über die »Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs« und im »Gesetz über die Erhebung eines Reichsnotopfers«, in Geld festgesetzt, in Prozenten des Geldwerts, nicht in Prozenten des Sachwerts. Zwar können, müssen aber nicht, nach den genannten beiden Gesetzen die Steuern in Naturalien bezahlt werden, die Berechnung der Steuer findet jedoch auch in solchem Falle nach dem Geldwert statt.

Sodann aber hatten die Personen, die zur Zahlung der fraglichen Steuern verpflichtet sind, während der ganzen Zwischenzeit den ganzen Betrag noch zu eigen, den sie später als Steuer an den Staat abgeben müssen. Die Wertsteigerung, die dieser Vermögensteil durch die geschilderten Verhältnisse in der Zwischenzeit erfahren hat, kommt daher nicht dem Staate, sondern den Steuerpflichtigen zugute. Sie konnten mit diesem Teil noch »arbeiten«, konnten ihn »Mehrwert hecken« lassen, wie Marx das ausgedrückt hätte,

und waren Nutznießer seiner automatischen Wertsteigerung infolge der allgemeinen Wertverschiebung.

Der erste Umstand hat zur Folge, daß die zu erhebenden Steuern, die nach dem Gesetz beispielsweise 30 Prozent des am Stichtag vorhandenen Vermögens ausmachen soll, auf das im Augenblick der Bezahlung der Steuer vorhandene Vermögen berechnet, vielleicht nur 15 Prozent des Vermögens darstellen, vorausgesetzt, daß nicht persönliche oder andere besondere Gründe eine Verringerung des Vermögens in der Zwischenzeit zur Folge hatten. Das soll an einem kleinen konstruierten Beispiel gezeigt werden, wobei aber die einzelnen Annahmen sich möglichst im Rahmen der tatsächlichen Verhältnisse halten sollen. Wer liest, daß das Vermögenszuwachssteuergesetz vom 10. September 1919 jeden Vermögenszuwachs, der 172000 Mark übersteigt, vollständig wegsteuert, versteht nicht, wie heute ein Vermögen um Millionen größer sein kann als vor dem Kriege.

Wie wirkt aber diese Steuer tatsächlich? Nehmen wir an, ein Mann besaß am 1. August 1914 ein Vermögen von 10 Millionen Mark (berechnet nach den Steuerkursen, die damals vorgeschrieben waren). Dieses Vermögen habe sich bis zum 30. Juni 1919 verdoppelt, so daß an diesem Tage, dem Stichtag für die Veranlagung nach dem Reichsvermögenszuwachssteuergesetz, 20 Millionen zu versteuern waren, von denen 10 Millionen der Vermögenszuwachssteuer unterlagen. Da die Vermögenszuwachssteuer von dem Vermögenszuwachs im genannten Zeitraum günstigstenfalls 172 000 Mark übrigläßt, alle Beträge, die darüber hinausgehen, aber wegsteuert, so beträgt die zu zahlende Vermögenszuwachssteuer 9 828 000 Mark. Heute hat die Veranlagung für die Vermögenszuwachssteuer gerade eben begonnen. Ein Termin zur Zahlung der Steuer steht noch nicht fest. Nehmen wir an, der Termin sei der 15. Mai dieses Jahres gewesen. Inzwischen habe sich das Endvermögen von 20 Millionen Mark am 30. Juni 1919 infolge der geschilderten Verhältnisse weiter verdoppelt, teils durch automatische Wertsteigerung infolge der Geldentwertung, teils weil das Kapital in der Zwischenzeit zugunsten des Eigners gearbeitet hat. Muß nun am 15. Mai 1920 der Eigner tatsächlich 9 828 000 Mark Steuern zahlen, so bleiben ihm 30 172 000 Mark, das heißt trotz der Wegsteuerung aller Vermögensbeträge über 172 000 Mark durch die Vermögenszuwachssteuer ist das Vermögen seit dem 1. August 1914 tatsächlich um über 20 Millionen gestiegen, das heißt es hat sich mehr als verdreifacht.

Betrachten wir nun dasselbe Beispiel unter Einbeziehung des Reichsnotopfers. Nach dem Gesetz über das Reichsnotopfer vom 31. Dezember 1919 beträgt das Reichsnotopfer unter der Voraussetzung, daß der Steuerpflichtige verheiratet ist und drei Kinder hat, für die ersten 10 Millionen Mark 5 388 500 Mark. Der Stichtag für die Veranlagung des Reichsnotopfers ist der 30. Juni 1919. Nehmen wir an, daß das am 30. Juni 1919 20 Millionen betragende Vermögen bis zum letztgenannten Stichtag auf 30 Millionen, das heißt um 50 Prozent angewachsen ist. Dann beträgt das Reichsnotopfer im ganzen 18 388 000 Mark. Am 15. Mai hätte dann der Betreffende eine Vermögenszuwachssteuer und ein Reichsnotopfer in einer Gesamthöhe von 28 206 000 Mark zu entrichten. Da das Vermögen am 15. Mai nach unserer Annahme 40 Millionen betrug, so bleibt dem Steuerpflichtigen immer noch ein Restvermögen, das größer ist als sein Vermögen

am 1. August 1914, nämlich 11 794 000 Mark. Zudem braucht der Betreffende die Steuer nicht auf einmal zu entrichten, sondern kann sie ratenweise bezahlen und kann daher mit einem Teil des Steuerbetrags auch fernerhin noch arbeiten und eine eventuelle günstige Konjunktur ausnutzen.

Es würde nun natürlich zu weit führen, eine ausführliche Statistik der Wertsteigerung des mobilen wie des immobilen Kapitals hier zusammenzustellen. Man wird nicht allzuweit fehlgehen, wenn man die Wertsteigerung von Grundstücken und Häusern seit dem 30. Juni 1919 bis zur Gegenwart auf ungefähr 75 Prozent, die von guten Industriepapieren im allgemeinen auf 150 Prozent und die von festverzinslichen Werten auf 50 Prozent schätzt, so daß also die Wertsteigerung der Gesamtvermögen durchschnittlich 100 Prozent betragen würde.

Als Beleg für die Richtigkeit dieser Schätzung sei eine Zusammenstellung eingeschaltet, die die »Frankfurter Zeitung« in ihrer Nr. 356 vom 16. Mai 1920 brachte. Danach nahm die Kursbewegung von fünf festverzinslichen Werten und fünfzehn typischen Dividendenpapieren, deren Kurse in der folgenden Zusammenstellung addiert sind, folgenden Verlauf:

| | 1. Septbr. 1919 | 2. Januar 1920 | 1. März 1920 | 2. April 1920 | 20. April 1920 | 2. Mai 1920 | 15. Mai 1920 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a) Aktien . . . . | 3581,50 | 7015,— | 12108,90 | 7945,75 | 9076,50 | 8164,— | 8072,— |
| b) Anleihen . . . | 511,25 | 630,25 | 1007,30 | 849,75 | 839,80 | 716,75 | 724,10 |
| Anleihen und Aktien | 4092,75 | 7645,25 | 13116,20 | 8795,50 | 9916,30 | 8880,75 | 8796,10[1] |

Danach sind die Aktien sogar heute fast um 150 Prozent ihres Wertes gestiegen, nachdem sie im März bereits einmal um mehr als 200 Prozent gestiegen waren. Selbstverständlich können diese Zahlen nur symptomatischen Wert haben, immerhin aber dürften sie für diesen Zusammenhang genügen.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ergibt sich, daß der Kulminationspunkt der Wertsteigerung der börsenmäßig notierten Werte schon im März erreicht und seitdem überschritten wurde. Dieser Vorgang hat nun im allgemeinen die Folge, daß, wenn die Kurse weiter zurückgehen und der Geldwert der fraglichen Vermögen sich damit zugleich weiter verringert, sich die tatsächliche Wirkung der beiden Steuergesetze der beabsichtigten wieder anzunähern beginnt. Doch darf man diesen Vorgang nicht überschätzen. Wenn auch der gegenwärtige Geldwert der fraglichen Vermögen dadurch unter den des Jahres 1914 heruntergedrückt werden kann, so würde sich doch der einmal durch die erwähnten Aufkäufe von Werken durch solche große Finanzmänner in deren Händen vereinigte wirtschaftliche Einfluß dadurch nicht entsprechend verringern; denn in Wirklichkeit bedeutete die Steigerung des Geldwerts jener Vermögen in dem Augenblick nicht mehr bloß eine zahlenmäßige Vergrößerung, die mit dem Fallen der Kurse automatisch

[1] Es handelt sich um: a) Harpener Bergbau, Phönix, Hapag, Deutsche Bank, A. E. G., Scheideanstalt, Badische Anilin, Kleyer, Aschaffenburger Zellstoff, Glanzstoff, Deutsch-Asiatische Bank, Deutsch-Überseebank, Schantung, Kanada, Otavi. Bezugsrechte wurden vom Zeitpunkt ihrer Ausübung den Kursen zugeschlagen. Um festverzinsliche Werte handelt es sich: b) 5 Prozent Kriegsanleihe, 3 Prozent Reichsanleihe, 4 Prozent Preußen, 4 Prozent Frankfurt, 5 Prozent Gold Mexiko.

wieder zurückgeht, in welchem die Inflation inzwischen dazu benutzt wurde, neue *reale* Werte in die Hand zu bekommen. Das liegt daran, daß, wenn der Geldwert auch nicht mit dem realen Wert einer Sache zusammenfällt, er doch immerhin in gewissen Grenzen von diesem abhängt und sich beide Werte gegenseitig beeinflussen. Doch würde es viel zu weit führen, diesen verwickelten Zusammenhängen hier weiter nachzugehen. Für uns dürfte das Gesagte genügen.

Die Vermögensschiebung, die durch die große Entfernung des Stichtags von dem Tage der eigentlichen Steuererhebung hervorgerufen wird, tritt noch deutlicher zutage, wenn wir einmal berechnen, wie sich die Wertsteigerung der Vermögen stellen würde, wenn die Steuern unmittelbar nach den jeweiligen Stichtagen erhoben worden wären. Wir benutzen dazu das obige Beispiel. Danach wären durch die Erhebung der Reichsvermögenszuwachssteuer am 1. Juli 1919 nur 10 172 000 Mark Vermögen übriggeblieben. Dieses hätte sich dann bis zum 31. Dezember 1919 auf 15 258 000 Mark erhöht. Davon wären dann am 1. Januar 1920 12 056 200 Mark als Reichsnotopfer abgegangen, so daß ein Rest von 3 201 800 Mark übriggeblieben wäre. Dieser hätte sich dann bis zum 15. Mai unter den gleichen Annahmen wie oben wiederum auf 4 802 700 Mark vermehrt. In diesem Falle besäße jener Kapitalist anstatt 11 794 000 Mark, wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nur 4 802 700 Mark, das heißt nicht einmal die Hälfte von dem Anfangsvermögen vom Jahre 1914. Es hätten also die Gesetze tatsächlich die Wirkung gehabt, daß sie die Kapitalmacht der Großindustriellen und Finanzleute stark verringerten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Ursache der Tatsache, daß die beiden Steuergesetze nicht die erhoffte Wirkung haben, hauptsächlich in dem Umstand zu suchen ist, daß der Stichtag für die Veranlagung und der Erhebungstag der Steuer zeitlich so weit auseinanderliegen. Der obenerwähnte Fehler dieser Steuergesetze liegt also darin, daß die Steuergesetze diesen Umstand ermöglicht haben, indem sie den Stichtag ein für allemal festsetzten, ehe man wußte, wann die Steuer erhoben werden könnte und würde. Damit ist auch ohne weiteres gegeben, wie dieser Fehler zu verbessern wäre. Die Steuergesetze müßten einen gleitenden Stichtag für die Veranlagung festsetzen durch eine Bestimmung, daß der Veranlagung etwa ein Tag von ungefähr zwei Wochen vor dem Tage, an dem dem Besteuerten die Veranlagung zugestellt wird, als Stichtag zugrunde gelegt wird. Dann würden sich die wirklich gezahlten Steuern der jeweiligen Konjunktur weitaus besser anpassen und würden das wirklich vorhandene Vermögen in seinem vollen Umfang erfassen. Allenfalls wäre, wenn man diesen Vorschlag praktisch für nicht durchführbar halten sollte, worüber ja letzten Endes nur die Praxis entscheiden kann, zu erwägen, ob man nicht die Steuer anstatt in Prozenten des Geldwertes des Vermögens in Prozenten seines realen Wertes festsetzen kann. Das würde jedenfalls dieselbe Wirkung haben wie die möglichste Zusammenlegung von Stichtag und Erhebungstag. Indessen scheint mir dieser letzte Modus praktisch viel schwerer durchführbar zu sein als der zuerst gemachte, da es äußerst umständlich und nur annäherungsweise möglich sein wird, den realen Wert des Vermögens während eines jeweiligen Augenblicks oder auch während größerer Zeitabschnitte einwandfrei festzustellen.

Es wird Aufgabe der Sozialdemokratischen Partei sein, in der Nationalversammlung mit Entschlossenheit dahin zu wirken, daß dieser nicht unerhebliche Schönheitsfehler der sonst so erfreulichen beiden Steuergesetze, der ihre Wirkung außerordentlich beeinträchtigt, möglichst bald und möglichst durchgreifend beseitigt wird. Erst dann wird man die beiden Gesetze wirklich als Maßnahmen einer langsamen Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens ansprechen können.

Andererseits ist es lächerlich, wegen eines solchen, seiner Natur nach lediglich technischen Fehlers, der schon deshalb entschuldbar ist, weil die ungeheure Wertverschiebung erst im Laufe der letzten Zeit klar geworden ist und infolgedessen von den Urhebern dieser Steuergesetze die weitreichenden Folgen dieses Fehlers damals noch gar nicht übersehen werden konnten, den Parteien, die das Gesetz beschlossen haben, deshalb so heftige Vorwürfe zu machen, wie die Unabhängigen es tun. Es wird sich noch bei vielen gesetzgeberischen Maßnahmen, die zur allmählichen Überführung der kapitalistischen in eine sozialistische Wirtschaftsweise ergriffen werden, ereignen, daß einzelne Vorschriften solcher Gesetze praktisch in einem anderen Sinne wirken, als man erwartete. Die modernen Volkswirtschaften der großen Kulturstaaten sind viel zu kompliziert, als daß man die Wirkung von in das wirtschaftliche Getriebe eingreifenden und in der Absicht, es umzugestalten, erlassenen Maßnahmen immer im vollen Umfang übersehen könnte. Sowenig es jemals möglich sein wird, die inneren Zusammenhänge der in irgendeiner Gegenwart tatsächlich gegebenen wirtschaftlichen Verhältnisse voll zu durchschauen, so wenig wird es möglich sein, auch nur die nächste Zukunft der wirtschaftlichen Entwicklung voll zu überblicken. Für jeden Kenner des modernen Wirtschaftslebens ist das eine Selbstverständlichkeit. Es wäre gut, wenn alle Menschen, die sich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigen, das ebenfalls allmählich einsähen.

## Friedrich Engels in seinen deutschen Jugendjahren

Von A. Conrady

I

Für die traditionelle Vorstellung ist Marx das eigentliche Haupt des deutschen Sozialismus. Wohl wird von jeher Engels mit ihm in einem Atem genannt, aber doch nicht als ebenbürtig, sondern mehr als Zugabe. Als wahrer Sachverhalt muß demgegenüber bezeichnet werden, daß der sogenannte Marxismus auf Engels nicht weniger als auf Marx zurückgeht. Daß das Vorurteil von der überragenden Stellung des letzteren sich hat so festsetzen können, liegt freilich in erster Linie an Engels selbst, der in seiner selbstlosen Bewunderung für Marx nicht müde wurde, zu versichern, daß er immer nur zweite Violine gespielt habe und daß die Theorie mit Recht den Namen des Freundes trage, neben dessen Genie er sich selbst höchstens als ein Talent gelten lassen wollte. Diese bescheidene Selbstunterschätzung von Engels hat nun lange auf seine geschichtliche Würdigung eingewirkt und erklärt auch, warum es bis vor kurzem keine Engels-Biographie gegeben hat, die auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügt hätte. Erst zu dem Jahre, in das Engels' hundertster Geburtstag fällt, ist der erste Band eines

solchen Werkes herausgekommen, das auch hochgehende Ansprüche befriedigt. Gustav Mayer hat in einem wertvollen Buche[1] ein erschöpfendes und gleichzeitig fesselndes Bild gegeben von dem bunten Lebenslauf Engels' bis zu seiner zwanzigjährigen Verbannung ins väterliche Kontor zu Manchester. Kindheits-, Lehr- und Wanderjahre werden mit liebevoller Genauigkeit geschildert und von Engels' wechselnden Schicksalen und bewunderungswürdigen Arbeitsleistungen in der Revolutionszeit von 1848 bis 1850 eine anschauliche Darstellung geboten.

Das Mayersche Buch bietet von der ersten bis zur letzten Seite eine fesselnde Lektüre und weist überall eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und Zusammenhängen auf. Am lebhaftesten interessieren aber zweifellos seine ersten Abschnitte, in denen die Jahre bis zum ersten Aufenthalt in England behandelt werden. Während nämlich für die weiterfolgende Periode jeder, der überhaupt etwas von Engels weiß, nicht ohne Vorkenntnisse an die Lektüre des Mayerschen Buches herangeht, hat seine Darstellung der voraufgegangenen Lebensabschnitte zum größten Teil den Reiz fast völliger Neuheit. Von Engels' Jugend wußte man früher so gut wie nichts. Das Verdienst, die Fülle von Material ans Licht gefördert zu haben, worauf Mayers Behandlung dieser Zeit fußt, gebührt ganz und gar ihm selber. Seit 1913 hatte er nicht nur wichtige Jugendbriefe von Engels an den Tag gebracht, sondern auch den Beweis geführt, daß ein pseudonymer Autor der ausgehenden dreißiger und beginnenden vierziger Jahre, der als Friedrich Oswald schrieb, kein anderer als Friedrich Engels ist. Dadurch hat Mayer nun eine Fülle literarischer Jugendarbeiten von Engels erschlossen, die seine geistige Entwicklung in ganz neuem Licht erscheinen lassen und auch die Umwelt zeigen, aus der er ursprünglich hervorgegangen. Denn seine ersten gedruckten Arbeiten, die 1839 im »Telegraphen« erschienen, waren »Briefe aus dem Wuppertal«, die wertvolle Anhaltspunkte dafür geben, was für soziale Verhältnisse und geistige Strömungen in seiner Vaterstadt Barmen seine Entwicklung beeinflußt haben.

Diese Briefe fielen den tonangebenden Kreisen von Barmen unangenehm auf die Nerven. Es ist dies auch kein Wunder; denn man sah sich nicht etwa von den vorteilhaftesten Seiten darin geschildert, sondern in den heiligsten Gütern angefochten, im Geschäftsbetrieb und im Frömmigkeitsbetrieb. In jenem spielte, wenn auch die Barmer Industrie erst in der Entwicklung begriffen war, das Fabriksystem schon eine beträchtliche Rolle und entfaltete in den zwanziger und dreißiger Jahren in zunehmendem Maße seine übelsten Seiten. Steigende Massenhaftigkeit bitterster Not ging Hand in Hand mit wachsendem Reichtum eines kleinen Kreises von Fabrikanten. Diese Bevorzugten des Glückes waren reich nicht nur an irdischen Gütern, sondern auch an evangelischer Rechtgläubigkeit. Sie gaben der Bevölkerung das Beispiel unbedingten Schwörens auf den biblischen Buchstaben und eines korrekten Lebenswandels, der jeder Weltlichkeit so abgewandt war, daß er von keinen Vergnügungen, auch höherer Art, wissen wollte. Zu dieser Hautevolee von gleichzeitig geschäftstüchtigen und orthodoxen Fabrikanten gehörte auch die Familie Engels schon seit der zweiten Hälfte des achtzehnten

[1] Friedrich Engels in seiner Frühzeit 1820 bis 1851. Von Dr. Gustav Mayer. Berlin 1920, Verlag von Julius Springer. (Siehe die Auszüge aus G. Mayers Werk in Nr. 11 und 12 der Neuen Zeit, 38. Jahrgang, 1. Band.)

Jahrhunderts. Nachgerühmt wurde übrigens den Engels bei aller kaufmännischen Gewandtheit ein gewisser sozialer Sinn, und der Vater von Friedrich Engels stach auch dadurch ein wenig vom Durchschnitt der Barmer »Feinen« ab, daß er dieses oder jenes von Kulturgenüssen statthaft fand. Immerhin war unter den Vorfahren Engels' väterlicherseits nichts zu verzeichnen, was auch nur von ferne darauf hingedeutet hätte, daß einmal einer aus der Familie sich in seiner Art berühmt machen könnte. Er scheint aber viel von seinem Großvater mütterlicherseits gehabt zu haben, der einer Philologenfamilie angehörte, ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsbedürfnis besaß und auch ein erklärter Gegner des Fabriksystems war; allerdings wollte er nicht darüber hinaus, sondern dahinter zurück, indem er sich für Zerstörung der Maschinen erwärmen konnte. Von seinen Töchtern werden ein paar als religiös freier denkend geschildert, während Engels' Mutter, ohne in Widerspruch zur Wuppertaler Frömmigkeit zu geraten, doch geistig beweglich und äußerst humorvoll war, welche letztere wertvolle Eigenschaft sie in ansehnlichem Maße auf ihren Ältesten vererbt hat. Am 28. November 1820 als Erstgeborener einer zahlreichen Kinderschar in die Welt gekommen, verlebte der junge Friedrich Engels seine Kinderjahre im väterlichen Haus und Garten in Unterbarmen, ohne daß wir etwas Genaueres über diese Zeit wüßten, abgesehen davon, daß er von klein an gutherzig und hilfsbereit war, besonders auch gegen die Armen. Die öffentliche Erziehung genoß er zuerst auf der Barmer Realschule, einer Anstalt, die zwar ganz unter pietistischer Leitung stand, aber ihm doch frühzeitig gute naturwissenschaftliche Kenntnisse zuführte und auch seine starke sprachliche Begabung zuerst entwickelte.

Im vierzehnten Lebensjahr vertauschte er den Unterricht hier mit dem des Gymnasiums in Elberfeld. Das bedeutete für ihn auch insofern eine erhebliche Veränderung seiner Lebensverhältnisse, als er, da der Weg von Unterbarmen nach der neuen Schule zu weit war, auch für die schulfreie Zeit aus den vier Pfählen des Elternhauses herauskam und bei einem der Elberfelder Lehrer, einem Altphilologen, in Pension gegeben wurde. Die humanistische Bildung begann also nun ihren Einfluß auf ihn, nachdem schon zuvor sein Großvater mütterlicherseits ihm die erste Bekanntschaft mit der Sagenwelt des klassischen Altertums vermittelt hatte. Aus eigenem Antrieb aber vertiefte er sich mit größerer Liebe in die deutsche Volkssage, und auch auf dem Elberfelder Gymnasium gehörte sein lebhaftestes Interesse dem deutschen Unterricht, der Beschäftigung mit der deutschen Literatur.

Sein Vater begann schon damals zu befürchten, daß der reichbegabte Junge die Schranken des in der Familie und ihren Lebenskreisen Herkömmlichen überschreiten könnte. Die Besorgnis, den Sohn aus der Art schlagen zu sehen, spricht aus einem merkwürdigen Familienbrief, den der alte Engels im Sommer 1835 schrieb. Da wird ausgegangen von der Tatsache, daß Friedrich mittelmäßige Zeugnisse gebracht habe. Dann wird bedauert, daß er trotz der früheren strengen Züchtigungen selbst aus Furcht vor Strafe keinen unbedingten Gehorsam zu lernen scheine, und als Beleg angeführt die bekümmernde Entdeckung, daß sich in seinem Sekretär wieder eine Rittergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert gefunden hat, die er mit merkwürdiger Sorglosigkeit in dem Schranke gelassen habe.

Der Vater bittet also zu Gott, Friedrichs Gemüt zu bewahren, denn es wird ihm oft bange um den übrigens trefflichen Jungen. Er bezeichnet ihn als so eigentümlich beweglich, daß er eine abgeschlossene Lebensart, die ihn zu einiger Selbständigkeit führe, als das Beste für ihn ansieht. Noch einmal wird der liebe Gott gebeten, den Knaben in seinen Schutz zu nehmen, damit sein Gemüt nicht verderbt werde. Den Vater beunruhigt die seiner Meinung nach von dem Knaben entwickelte Gedanken- und Charakterlosigkeit, während er die übrigen Eigenschaften erfreulich findet. Die Klagen dieses Briefes sind natürlich nicht etwa ohne weiteres als zutreffend anzusehen, sondern vor allem deshalb von Interesse, weil sich daraus ein allmählich herausspringender Gegensatz zwischen dem Wesen von Vater und Sohn ergibt. Von den darin angeführten Tatsachen ist vor allem bezeichnend die, daß dem Jungen eine Art von Verbrechen aus dem Lesen von Ritterbüchern gemacht wird. Man wird darauf gestoßen, daß Friedrich Engels schon nicht mehr recht in den Rahmen des pietistischen Systems paßte. Er ist offenbar schon damals durch die in ihm steckende Weltfreudigkeit in einen gewissen Gegensatz zu dem puritanischen Frömmigkeitsbetrieb geraten. Er muß sich auch bereits daran gestoßen haben, daß ein Widerspruch existierte zwischen dem Barmer Bibelchristentum und den tatsächlichen Verhältnissen der gegebenen Ordnung; denn so viel darf als sicher gelten, daß er schon in seinen Wuppertaler Jugendzeiten sich an den sozialen Mißständen, an der unmenschlichen Kinderarbeit, der Überarbeitung der Erwachsenen und überhaupt dem ganzen Elend des Proletariats gestoßen hat. Es regte sich schon in ihm das Empfinden, daß die Art Menschentum, die hier zu Hause war, nicht das Richtige sei. Wird doch berichtet, daß er einmal am hellen Tage mit der Diogeneslaterne aufgetaucht sei, um nach Menschen zu suchen.

Man darf aber deshalb nicht glauben, Engels sei schon jetzt ein abgesagter Gegner alles dessen gewesen, was seiner Umgebung als heilig galt. Vielmehr hat er in der Zeit, als es der Konfirmation entgegenging, heftig mit sich selbst gerungen, um die Zweifel, die ihn bedrängten, loszuwerden und alle als sündhaft empfundene Weltlichkeit von sich abzutun. Und er konnte wohl für einen rechtgläubigen Christen gelten, als er im Frühjahr 1837 eingesegnet wurde. Der Bibelspruch aber, den er mit auf den Lebensweg bekam, war, gewiß ohne Absicht, gut für ihn ausgesucht. Es waren Worte des Apostels Paulus, worin dieses Vorbild für gänzliche Abkehr von der Tradition seine Entschlossenheit ausspricht, zu vergessen, was dahinter ist, und sich zu strecken zu dem, was da vorne ist, und zu jagen nach dem vorgesteckten Ziele. Wenn der Heidenapostel dabei freilich die »himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu« im Auge hat, so war darin Engels' Zukunft nicht vorgezeichnet. Vielmehr sollte in seiner weiteren Entwicklung gerade der Bruch mit dem positiven Christentum eine nahe und wichtige Etappe darstellen. Diese unwiderrufliche Abkehr vom Kinderglauben vollzog sich nicht mehr in der kurzen Zeit, die Engels noch in seiner Vaterstadt zubrachte. Aber es brach doch der Gegensatz zwischen dem dortigen Habitus und seinen unüberwindlichen Neigungen wieder aus, insbesondere seinen schöngeistigen Neigungen. Er begnügte sich nicht mehr damit, sich literarische Genüsse zu verschaffen, wobei die deutschen Volksbücher des ausgehenden Mittelalters eine Lieblingskost waren, sondern er fühlte auch den

Drang in sich, selbst schöpferisch tätig zu sein. Er glaubte damals, das Zeug zum Dichter in sich zu haben. Wie seine poetischen Geisteskinder aus jener Zeit erweisen, war sein Vorbild damals Ferdinand Freiligrath, an dessen exotische Dichtungen Engelssche Phantasieprodukte aus diesen Tagen stark anklingen. Das ist um so erklärlicher, als Freiligrath damals als Kaufmann in Barmen tätig war und unter der Wuppertaler gebildeten Jugend viele Verehrer besaß. Die Gedichte von Engels reichen freilich an die von Freiligrath nicht heran. Indessen geht eines darunter über die damalige Entwicklungsstufe von Freiligrath insofern schon hinaus, als es bereits Spuren freiheitlichen Geistes aufweist. Daraus ergibt sich, daß Engels schon von den politischen Strömungen, die sich von den Universitäten bis in die oberen Klassen der Gymnasien verzweigten, nicht mehr ganz unberührt war. Das Gedicht spielt auf einem Eiland in der Neuen Welt, dessen Indianer im Bewußtsein des von den Blaßgesichtern über das Meer herübergebrachten Unheils beschlossen haben, den nächsten Weißen, der bei ihnen landet, dem Tode zu weihen. In diese Lage kommt nun ein deutscher Jüngling, der, wegen Zugehörigkeit zur Burschenschaft lange eingekerkert und schließlich zur Auswanderung nach Amerika begnadigt, schiffbrüchig an diese Küste gelangt. An seine Verurteilung zum Tode durch die Rothäute knüpft er die Betrachtung:

Die Freiheit dacht' ich wieder hier zu finden,
Und Freiheitskämpfer grüßen mich mit Mord,
So muß ich büßen meiner Brüder Sünden.

Für seine eigene Zukunft dachte Engels in dieser Zeit zwar wohl daran, um die Krone des Lebens, die Tat, zu ringen. Was ihm aber als Ideal vorschwebte, war noch nicht die Laufbahn eines Politikers, sondern der Lorbeer des Dichters. Dieser Traum war nun für die äußere Gestaltung seines weiteren Lebens von großer Bedeutung. Er besuchte das Elberfelder Gymnasium nicht bis zu Ende, sondern verließ es ein Jahr vor der Reifeprüfung, im Herbst 1837, wie im Abgangszeugnis gesagt wird, weil Engels statt des früher beabsichtigten Studiums das Geschäftsleben als seinen äußeren Lebensberuf zu wählen sich veranlaßt sehe. Den Sinn dieser Andeutung hat Mayer offenbar richtig erkannt. Als seinen inneren Beruf sah der Jüngling die Dichtkunst an. Darin erblickte der kaufmännische Vater naturgemäß eine brotlose Kunst, und der Gedanke an ein Literatendasein wäre ihm als völlig närrisch erschienen. Er konnte sich allenfalls, wenn es denn nicht die Kaufmannschaft sein sollte, damit abfinden, seinen Ältesten in die Beamtenlaufbahn hineinzulassen und also seinen Segen zu einem juristischen Studium zu geben. An einem Universitätsbesuch mit dem Endziel eines preußischen Bureaukratendaseins lag aber dem angehenden Jünger der freien Künste gar nichts. So wird er in der vom Vater bevorzugten Kaufmannschaft selber das kleinere Übel erblickt haben, indem er hoffte, neben diesem äußeren Beruf am ersten noch seinem inneren leben zu können, wobei ihm ohne Zweifel Freiligrath als Beispiel vorschwebte. Erwünscht war dem jungen Manne auch die Aussicht, zur beruflichen Ausbildung bald in die Ferne hinausgehen zu können aus dem »Muckertal«, wie er die heimatlichen Gefilde nun bald gelegentlich nannte. Wohin er in die Lehre kam, die freie Stadt Bremen, war allerdings auch ein Sitz des Pietismus; sie gewährte zwar in politischer Hinsicht etwas mehr Bewegungsfreiheit als der preußische

Staat, insbesondere mehr Preßfreiheit, im ganzen aber war doch der Zustand der Dinge dem in Barmen recht verwandt, so daß Engels hier wie dort Philisterei verbunden mit religiöser Zelotenwirtschaft vorfindet. Die Firma, zu der er kam, war das Exporthaus des Konsuls Leupold. Der junge Mensch hat dort sicherlich etwas gelernt und sich gewiß auch Mühe dabei gegeben; denn er ist immer ein tüchtiger Kaufmann gewesen. Daß er aber den Kommerz wirklich nur als äußeren Lebensberuf ansah, läßt sich auch daraus schließen, daß seine Bremer Korrespondenzen, die Mayer ans Tageslicht gefördert hat, nichts Erhebliches über seine beruflichen Obliegenheiten beibringen.

Dagegen erfährt man mehr über sein außergeschäftliches Leben. Er verbrachte seine arbeitsfreie Zeit, soweit er sie sich nicht anderswo vertrieb, als Pensionär bei einem Pastor, dessen Rechtgläubigkeit zwar nach liberalen Anwandlungen seiner jüngeren Jahre einwandfrei war, dessen Hauptinteresse aber dem praktischen Christentum galt. Engels wurde mit dem Bremer Zelotentum, über das er klagt, nicht in seiner Häuslichkeit behelligt, wo er sich vielmehr durchaus heimisch fühlte. Daß seine nächste Umgebung nicht engherzig war, ergibt sich schon daraus, daß die Pastorin und ihre Töchter ihm unverdrossen Geldbeutel und Pfeifenkroddeln in der verpönten Farbenzusammenstellung Schwarzrotgold häkelten, welches bereits die einzige Couleur war, die er leiden mochte. Um noch etwas Äußerliches mehr komischer Natur anzuführen, so machte sich sein Oppositionsgeist bald auch darin Luft, daß er andere Kaufmannslehrlinge und Volontäre anstiftete, sich den für unpassend geltenden Schnurrbart stehen zu lassen und sich zu diesem Zwecke gesellig zu vereinigen. Die Geselligkeit liebte er sehr und hat manche frohe Stunde in Kneipen zugebracht, auch im altberühmten Bremer Ratskeller. Das war natürlich auch eine Abkehr von dem »verdammten, schwindsüchtigen, ofenhöckrigen Pietismus«. Aller Duckmäuserei abgeneigt, frönte er bereits mit großer Vorliebe allerhand Sporten, deren leidenschaftlicher Betrieb vom Kalvinismus alten Schlages auch nicht gern gesehen wurde; er war ein passionierter Reiter, Schwimmer, Ruderer und Fechter.

Aber alle diese Dinge machten so wenig wie das Drücken des Kontorbocks den eigentlichen Kern seines Bremer Tuns und Treibens aus. Den eigentlichen Lebensinhalt bedeutete ihm vielmehr unbedingt die unermüdliche Bildungsarbeit, die er an sich vornahm. Er las unermeßlich viel und verarbeitete das Gelesene innerlich in harter Denkarbeit. Die literarischen Neigungen, die von Barmen noch in ihm waren, brachten ihn auf das junge Deutschland, worunter besonders Gutzkow Einfluß auf ihn gewann, am meisten allerdings dadurch, daß er ihn zu Börne weiterführte, dem Bahnbrecher des politischen Radikalismus. Wie dieser den Freiheitsgeist in ihm zur vollen Herrschaft gebracht hat, so hat dieser Entwicklung vorgearbeitet ein andersgearteter geistiger Einfluß, der Engels von den Banden des Autoritätsglaubens losmachte. Diesen Einfluß übte das Studium von David Friedrich Strauß' »Leben Jesu«, das die größte Bedeutung für den Verlauf der religiösen Kämpfe gehabt hat, die er in Bremen durchmachte. Die Auflehnung gegen den Buchstabenglauben und die Hinneigung zum Rationalismus lag ihm schon im Blute, als er an der Weser anlangte. Aber er kämpfte heftig mit sich, um seinen Jugendglauben festzuhalten, wie sich aus den vertrauten Briefen an die Gebrüder Graber in erschütternder Weise

ergibt. Als er aber die historischen Fundamente der orthodoxen Lehre durch Strauß umgestürzt fand, mußte er ernstlich anfangen, an seinem Wuppertaler Glauben irrezuwerden. Der Hinweis des Freundes auf das Glück des Gläubigen, daß er niemals zu zweifeln brauche, konnte sein einmal erwachtes Nachdenken nicht beruhigen, sondern er fand, daß nicht zweifeln zu können nicht geistige Freiheit, sondern die größte Geistesknechtschaft sei. Als frei erschien ihm nur, wer jeden Zweifel an seinen Überzeugungen besiegt habe.

Einen erheblichen Eindruck machte nun allerdings zeitweilig auf ihn die Religionsphilosophie Schleiermachers, der die Religion als Sache des Herzens auffaßte. Ein Brief aus diesen Zeiten drängt einmal seine Vorstellung von Schleiermachers Lehre dahin zusammen: Aus dem Herzen sprieße der Baum der Religion, überschatte den ganzen Menschen und sauge seine Nahrung aus der Luft der Vernunft; als die Früchte, die das edelste Herzblut in sich tragen, erschienen ihm die Dogmen. Was darüber ist, ist vom Übel. Bei dieser Lehre Schleiermachers wollte er bleiben. Indes war ihm dies doch nicht möglich; ein andermal gesteht er ein, daß er die Schleiermacherschen Lehren zu spät kennengelernt, um sich dabei beruhigen zu können. Nun ist er einmal Rationalist geworden. Im Oktober 1839 bekennt er sich als begeisterten Straußianer und fühlt sich im Besitz von Waffen, Schild und Helm sicher. Die theologischen Freunde sollen nur kommen, er will sie kloppen trotz ihrer Theologie, daß sie nicht wissen sollen, wohin flüchten. Sein Rüstzeug aber findet er schon nicht mehr allein bei Strauß, sondern er ist durch Strauß auf den Weg zum Hegeltum gekommen. Die Hegelsche Geschichtsphilosophie, die ihm wie aus der Seele geschrieben war, und die Hegelsche Gottesidee tritt ihm an die Stelle dessen, was er verloren hat. Die ungeheuren Gedanken des Meisters packen ihn auf eine furchtbare Weise und helfen ihm aus der Konfusion heraus, die sich zeitweilig seiner bemächtigt hat. Die Tiefen der Spekulation tun sich vor ihm auf, und die Gottesidee des letzten Philosophen erscheint ihm als der riesenhafteste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts.

Wenn also der Engels der beginnenden vierziger Jahre für einen angehenden Hegelianer gelten konnte, so war doch dafür gesorgt, daß er nicht etwa ein solcher konservativen Zuschnitts, sondern von der radikalsten Observanz wurde. Seine Verbindung mit dem jungen Deutschland, zu dem er sich vorübergehend mit Leib und Seele rechnete, das ihn aber auf die Dauer nicht befriedigte, hatte ihn auf Ludwig Börne gebracht, und in dem großen Publizisten aus der Frankfurter Judengasse sah er — neben Hegel — den anderen Wegweiser, der für ihn richtunggebend geworden. In den beiden anscheinend so verschiedenen Männern erblickt er seine Befreier, die sich gegenseitig ergänzen: Hegel, der Mann des Gedankens, und Börne, der Mann der politischen Praxis. Die Durchdringung Hegels und Börnes zu vollenden dünkt ihn die Aufgabe der Zeit. Der Geist der Zeit ist für ihn der Geist der Freiheit. Wenn er des Nachts nicht schlafen kann vor lauter Ideen des Jahrhunderts, so handelt es sich dabei also nicht nur um Ideen im philosophischen Sinne, sondern besonders auch um die Freiheitsgedanken, nach deren Fortschritt er in den Journalen spürt. Er ist ganz einverstanden mit dem entschiedensten Radikalismus der Zeit, ist grundsätzlicher Demokrat und Republikaner, Gegner alles Privilegienwesens, Anhänger einer deutschen

Einheit, die auf Freiheit beruht. Auch seine Gedichte — die poetische Ader schlug noch, obwohl ihm die Illusion, zum Dichter geboren zu sein, allmählich verging — werden ihm nun in erster Linie Vehikel der Freiheitsideen. In einem kleinen Zyklus, der im »Telegraphen« gedruckt wurde, stellt er sich selbst vor als

...einer auch der freien Sänger,
Die Eiche Börne ist's, an deren Ästen
Ich aufgeklommen, wenn im Tal die Dränger
Um Deutschland enger ihre Ketten preßten.

Ähnlich nennt er in einem Brief an Fritz Gräber Börne seinen treuen Eckart. Überhaupt wird er in jenen Jahren nicht müde, den »riesigen Kämpfer für Freiheit und Recht« zu preisen. Die Bedeutung, die den Börneschen Schriften, insbesondere den Pariser Briefen und dem Büchlein gegen Wolfgang Menzel, für den geistigen Werdegang des jungen Engels innewohnt, ist also einwandfrei festgestellt. Nicht zu unterschätzen ist aber natürlich auch der Einfluß der Zeitvorgänge, zuallererst der Einwirkungen, die von dem hannoverschen Verfassungsstreit von 1837 ausgingen; Jakob Grimms Schrift über den Konflikt der Göttinger Sieben mit ihrem Landesvater hat tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Der Welfenkönig ist für ihn ein alter hannoverscher Lausebock. Über andere regierende Häupter, voran den alten König von Preußen, urteilt er nicht respektvoller; er hat für Friedrich Wilhelm III. nur Haß und Verachtung wegen seiner »Meineidigkeit« und hegt den Wunsch, daß ihm und seinesgleichen die Palastfenster von den Steinen der Revolution zerschmettert werden möchten. Einmal den Stempel des Servilismus auf den Hintern gedrückt zu bekommen, brauchte er also schon damals nicht im Ernst zu befürchten. Vielmehr war er in seinen politischen Anschauungen so fortgeschritten, wie nur irgend jemand sein mochte.

(Schluß folgt)

# Vom niederdeutschen Schrifttum

Von Joseph Kliche

Außerhalb des niederdeutschen Sprachgebiets sind es nur einige wenige Namen, die dem literarisch interessierten Publikum als Vertreter niederdeutschen Schrifttums geläufig sind: Reuter, Groth, Brinckmann und von den Neueren Fehrs und Gorch Fock. Von den Lebenden ist bisher kaum einer wesentlich über die heimatliche Grenze hinausgedrungen. Sie suchen und finden ihre Leserschaft unter ihren engeren Stammesgenossen, unter den Sprachkundigen, denen neben dem sprachlichen Genuß der innere Gehalt der plattdeutschen Dichtung Gefühlssache ist.

Dieses letztere Moment findet beim hochdeutschen Leser selten die ihm gebührende Würdigung. Er sieht in der plattdeutschen Schilderungskunst, in der Erzählung wie im Drama und im Gedicht, zumeist nur eine scherzhafte Sache, an der man in launiger Mußestunde gelegentlich einen kleinen Gefallen findet. Darüber hinaus verspricht er sich aus einer intimeren Beschäftigung mit den plattdeutschen Geistesprodukten aus den hannoverschen, oldenburgischen, schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen Gebieten nur sehr wenig. Zudem sind die sprachlichen Schwierigkeiten keine geringen. Aus letzterem Grunde ist auch Fritz Reuter ins Hochdeutsche übersetzt worden. Herausgekommen ist dabei allerdings recht wenig, und es hat schon seine Berechtigung, wenn Klaus Groth einmal schrieb, daß das Übersetzen von plattdeutschen Werken ins Hochdeutsche nichts anderes bedeute, als die Farbe von echten Gemälden zu wischen.

Steht man in den hochdeutschen Gegenden dem niederdeutschen Schrifttum im allgemeinen ablehnend, zumindest uninteressiert gegenüber, so dürfen wir nicht übersehen, daß auch in der eigenen Sprachheimat die Propheten nicht immer als solche gewürdigt werden. Die hochdeutsche Schulsprache und die immer mehr fortschreitende Durchsetzung der Bevölkerung mit landfremden Elementen war und ist nicht dazu angetan, eine dankbare Aufnahmebasis für das Schaffen der einheimischen Schriftsteller abzugeben. Eine geschichtliche Betrachtung ist nicht uninteressant. Während etwa bis zur Reformation die niedersächsischen Sprachbezirke lange Zeit ungestört waren, selbst in der Kirche und an Gerichtsstelle wurde plattdeutsch geredet und verhandelt, zeigte in der Folgezeit diese Sprache einen starken Niedergang. Das Eindringen des Hochdeutschen in den niederdeutschen Sprachbezirk entfremdete vor allem das gebildete Publikum den plattdeutschen Literaturschöpfungen. Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zog dann der Jungdeutsche Ludolf Wienbarg in einer scharfen Streitschrift gegen die plattdeutsche Sprache zu Felde. Wienbarg sah in dem Plattdeutschen ein Hemmnis für die Einigung der verschiedenen deutschen Landesteile und führte aus diesem Grunde seine Fehde. Zwanzig Jahre später erstand dem verfolgten Plattdeutschen ein Rächer. Klaus Groth schuf seine Gedichtsammlung »Quickborn« und schickte sie, Freunde werbend, hinaus in die Welt. Der Erfolg war ein guter. Von allenthalben kam freudige Zustimmung. Dem Schleswig-Holsteiner folgten die Mecklenburger Fritz Reuter und John Brinckmann. Der erstere verstand es, in seinem »Kein Hüsung« eine soziale Dichtung zu schaffen, die, wie viele seiner Werke, eine aus goldenem Herzen quellende Tiefe barg. Brinckmann, der in diesem Herbst fünfzig Jahre tot ist, aber schuf in seinem »Kasper Ohm« ein geradezu klassisch gewordenes Erzählungsbuch. Johann Hinrich Fehrs hat nur einige plattdeutsche Novellen geschrieben, daneben pflegte er vorwiegend das Hochdeutsche. Unter den Jüngsten ist am bekanntesten geworden der in der Skagerrakschlacht gefallene Gorch Fock, dessen Element das Milieu der Finkenwärder Fischer war. Seine Erzählungen sind daher vor allem mit hamburgischer Wesensart durchtränkt.

Waren die Genannten durchweg abgeschlossene Persönlichkeiten, so ist gleiches von den Lebenden nicht zu sagen. Von den allermeisten liegen erst Einzelschöpfungen vor, die ein abgerundetes Schaffensbild nicht geben. Dieses trifft sowohl auf dem Gebiet der Erzählung als auf dem des Dramas zu. Eine Ausnahme macht wohl nur der Bremer Schilderer Georg Droste, der in selbstbiographischen Erzählungen das alte Bremen schilderte und neuerdings in einem größeren Roman eine köstliche Probe seines Könnens gibt. War Fock der Freund der Hamburger Fischer, so ist Droste der der Bremer Kaufleute geworden. Auch in Arbeiterkreisen findet seine Muse viele Verehrer. Seine Bücher zeichnen sich durch gute Naturschilderungen aus.

Als gute Erzähler haben sich ferner die beiden Westfalen Wibbelt und Wagenfeld durchgesetzt, die beide mehrere Werke geschaffen und neben der Form auch inhaltlich viel Eigenes zu geben haben.

Eine ganze Reihe von niederdeutschen Dichtern und Schriftstellern hat sich nur vorübergehend dem Plattdeutschen gewidmet. So Gustav Falke, Timm Kröger und Wilhelm Poeck sowie der vor einigen Wochen gestorbene Oldenburger Georg Ruseler. Infolge der engen Heimatliebe, die durchweg aus den Büchern der Vertreter der plattdeutschen Literatur quillt, besteht nun einmal die Tatsache, daß ihr Leserkreis sich meist auf den heimatlichen Bezirk begrenzt, während die hochdeutschen Schöpfungen für alle Leser deutscher Zunge einen Reiz besitzen; vorausgesetzt, daß ihnen wirkliche Reize eigen sind.

Auch das finanzielle Moment dürfte vielfach die Veranlassung sein, daß gut eingeführte plattdeutsche Autoren sich doch mit einzelnen Büchern immer wieder an die hochdeutsche Lesergemeinde wenden. Die Absatzmöglichkeiten sind zweifellos in letzterem Falle günstigere. Die wirtschaftliche Grundlage des plattdeutschen Schrifttums bilden in der Hauptsache die vielen niederdeutschen Vereine. Sie

liefern den Resonanzboden für die literarischen Schöpfungen der Gegenwart. Ohne diese sehr zahlreichen Heimatvereine wäre es um die Verbreitung der plattdeutschen Heimatliteratur schlecht bestellt. Mit den Vereinen eng verbunden sind eine Anzahl zur Pflege des Plattdeutschen ins Leben gerufene Zeitschriften. Als Zentrale niedersächsischer Heimatliteratur, hauptsächlich plattdeutschen Charakters, gilt die in Hamburg bei Richard Hermes erscheinende Niederdeutsche Bücherei. Eine Sammlung, die fast alle niederdeutschen Autoren in einem oder mehreren Büchern umfaßt. Die besten niederdeutschen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart geben sich hier als Vertreter niedersächsischen Volkstums ein Stelldichein. Der Katalog der Bücherei umfaßt gegenwärtig schon annähernd hundert Nummern.

Ist demnach für den plattdeutschen Erzähler immerhin ein Resonanzboden vorhanden, so liegen die Dinge für den dramatischen Schriftsteller wesentlich ungünstiger. Eine ernsthafte, erstklassige Bühne mit der ausgesprochenen Aufgabe, das plattdeutsche Drama zu fördern und zu pflegen, gibt es in ganz Niedersachsen nicht; nur zweitklassige und Gelegenheitsbühnen nehmen sich zuweilen des Volksstücks an. War das früher zu einem guten Teil berechtigt, so ist diese Vernachlässigung heute nicht mehr am Platze. Fritz Stavenhagen, Julius Stinde und der noch lebende Hermann Boßdorf haben Stücke geschaffen, die künstlerischen Anforderungen durchaus gerecht werden. Einer guten Aufführung stehen allerdings Schwierigkeiten insofern entgegen, als die Frage nach guten, das niederdeutsche Idiom beherrschenden Schauspielern noch ungelöst ist. Der Hinweis auf die Anpassungsfähigkeit der Bühnenkünstler an den bayerischen, österreichischen oder schlesischen Dialekt ist verfehlt. Das Niederdeutsche ist zweifellos etwas ganz anderes und entschieden Schwierigeres als der bloße Dialekt, wie er in den Dramen Anzengrubers und Hauptmanns angewendet ist. Schließlich spricht aber auch der dem Plattdeutschen nun einmal nicht sonderlich freundlich gegenüberstehende Geschmack des städtischen Publikums gegen die Aufführungen plattdeutscher Dramen. Zwei Tatsachen, die man wohl im Interesse des Niederdeutschen bedauern mag, mit denen man jedoch als gewichtige, ja entscheidende Faktoren rechnen muß.

In diesem Zusammenhang sei auf ein Werk verwiesen, das der Verlag Georg Westermann in Braunschweig kürzlich auf den Markt gebracht hat und das sich die Förderung niederdeutscher Dichtung zur Aufgabe gemacht hat. Es betitelt sich »Zwischen zwei Meeren« und stellt ein niederdeutsches Dichterbuch dar. Fünfundzwanzig Autoren von Friedrich Hebbel bis auf Gorch Fock sind in dem ersten jetzt vorliegenden fast 500 Seiten fassenden Band vertreten. Jeder Autor mit einer kurzen charakteristischen Erzählung, einem Dramenakt oder einigen Gedichten. Dazu biographische Skizzen aus der Feder Jakob Bödewadts und 25 ganzseitigen Porträts von der Künstlerhand Karl Bauers. Die Anthologie soll drei Bände umfassen, von denen, wie schon erwähnt, vorläufig der erste vorliegt. Der Preis beträgt 30 Mark. Die Absicht des Herausgebers war, die typischen Vertreter nordmärkischer Dichtung in dem Buche zu Worte kommen zu lassen, um so dem Publikum eine Spiegelung der literarischen Strömungen der niederdeutschen Heimat zu geben. Den weitaus größten Raum nehmen die hochdeutschen Schöpfungen ein, das Plattdeutsche umfaßt etwa ein Drittel des Buches. Freunden niederdeutschen Schrifttums dürfte das gut ausgestattete Werk willkommen sein. Das umfangreiche Unternehmen zeigt zugleich, wie hoffnungsfreudig man in den betreffenden literarischen Kreisen der Zukunft entgegensieht.

In neuester Zeit ist man bestrebt, die Einflußsphäre des Plattdeutschen nach Möglichkeit zu erweitern. In Wirklichkeit ist es ein Wehren gegen den Geist des Hochdeutschen, dessen Mission es ist, dem Niederdeutschen das Wasser abzugraben. Die Erfolge dürften nur vorübergehend sein. Besonders auf dem Gebiet des Schrifttums. Besteht doch nun einmal die Tatsache, daß weite Kreise das Plattdeutsche wohl mündlich beherrschen, dem Auge dagegen die nicht in der Schule gepflegte Schrift verhältnismäßig fremd erscheint und daher die Lektüre durchaus nicht ein-

fach ist. Dieses Faktum hat seine Bedeutung. Soviel sonniger Humor, soviel tiefes Volks- und Heimatsgefühl auch in den Schriften einzelner Autoren steckt — eine wirklich überragende Größe gibt es in den Gegenden der plattdeutschen Literatur gegenwärtig nicht. Seit Klaus Groth aber sind über zwanzig, seit Fritz Reuter und John Brinckmanns Tode gar fünfzig Jahre vergangen, und einer der besten niederdeutschen Dichter, Theodor Storm, hat nur gelegentlich sich in plattdeutschen Versen versucht.

## Literarische Rundschau.

**Die gesunkene Kaufkraft des Lohnes und ihre Wiederherstellung.** (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform.) I. **Die Bedeutung der Frage für die deutsche Volkswirtschaft und Sozialpolitik** von Professor Dr. Waldemar Zimmermann. II. **Kriegslöhne und -preise und ihr Einfluß auf die Kaufkraft und Lebenskosten** von Professor Dr. Adolf Günther, Berlin. III. **Leistungssteigerung und wirtschaftliche Vervollkommnung** a) im Warenlieferungswesen von Verbandsdirektor Peter Schlack, b) in der Landwirtschaft von Dr. Emil Ziße n. IV. **Leistungssteigerung und wirtschaftliche Vervollkommnung in der Industrie** von Oberingenieur F. Hendrichs und Dr. Mittelstenscheid. **Leistungssteigerung und vervollkommnete Organisation der menschlichen Arbeit** von Paul Umbreit. Jena, Verlag Gustav Fischer.

In dem ersten Heft behandelt Dr. Zimmermann den Zusammenhang zwischen Teuerung und Löhnen und die Wechselwirkung zwischen Löhnen und Preisen. Er kommt zu dem Schlusse, daß nur auf dem Boden der Produktionssteigerung und durch Rationalisierung der Betriebe und der Arbeitsweise eine Wiedereinrenkung der Wirtschaft und eine Beseitigung des Mißverhältnisses zwischen Löhnen und Preisen zugunsten des Lohnes möglich sei.

In dem zweiten Heft befaßt sich Dr. Günther an Hand des zur Verfügung stehenden Zahlenmaterials mit den Lohn- und Preissteigerungen, die seit Kriegsbeginn stattgefunden haben. Im ersten Jahre des Krieges hätten, so führt Günther aus, die Preise die Führung gehabt, während in der letzten Zeit des Krieges und besonders nach der Revolution der stärkste Anstoß zur Erhöhung des allgemeinen Preisniveaus von den Löhnen ausgegangen sei. Allerdings nur soweit die Arbeiter durch eine tatsächliche Monopolstellung oder aus anderen Gründen ihren Nominallohn der Kriegskonjunktur anzupassen verstanden hätten, könnte man mit ziemlicher Sicherheit schon vor der Revolution von einem Ausgleich zwischen Nominallohn und den Preisen der rationierten Waren sprechen. Dagegen sei der Lohn in den Industrien, die keine Kriegsgewinne machen konnten, sehr stark zurückgeblieben, und dasselbe gelte auch für die meisten Angestellten. Günther weist dabei darauf hin, daß man die Löhne der Haushaltungsvorstände nicht ohne weiteres den Kosten des Familienunterhalts gegenüberstellen dürfe. Gerade für die Kriegswirtschaft sei das Familieneinkommen ungleich wichtiger als für die Friedenswirtschaft gewesen. Dabei dürfe freilich nicht vergessen werden, daß mit der Arbeitskraft der Frauen und Minderjährigen großer Raubbau getrieben worden sei.

Zu berücksichtigen ist dabei, daß das Buch in der ersten Hälfte 1919 geschrieben ist und der Verfasser die Entwicklung der letzten Monate nicht gekannt hat, wo die Kosten der Lebenshaltung wohl zum Teil infolge des schlechten Standes der Valuta so gestiegen sind, daß die Löhne trotz der zahlreichen Erhöhungen damit höchstens ausnahmsweise Schritt halten konnten.

Die folgenden beiden Bändchen gehen auf die besonderen Verhältnisse der verschiedenen Wirtschaftsgebiete ein. Der Verbandsdirektor Peter Schlack beschäftigt sich mit der Vervollkommnung unserer Warenverteilung. Er wendet sich in seinen vor der Revolution geschriebenen Ausführungen dagegen, daß nach dem Kriege

sofort die freie Wirtschaft wiederhergestellt wird, und verlangt, daß die Reichsregierung die Preisprüfungsstellen erhalte. Es sei seiner Ansicht nach allerdings nicht zweckmäßig, die Zwangswirtschaft des Krieges für die Friedenszeit zu konservieren; aber an eine baldige Wiederkehr der Verhältnisse vor dem Kriege sei nicht zu denken. Das Getreide zum Beispiel dürfe dem freien Handel nicht überlassen werden. Er verlangt Verhinderung willkürlicher Preisgestaltung, Förderung der Konsumgenossenschaften und Verzicht auf jede Mittelstandspolitik, die künstlich die für die Verbraucher so schädliche Zersplitterung im Handel begünstigt. Verbraucher- und Erzeugergenossenschaften sollen möglichst zusammenarbeiten, um einen direkten Bezug landwirtschaftlicher Erzeugnisse herbeizuführen.

Dr. Emil Zitzen geht davon aus, daß in der Landwirtschaft zahlreiche Betriebe noch außerordentlich rückständig seien. Während in der Industrie Konkurrenz zum Fortschritt zwinge, muß in der Landwirtschaft von außen zu einer fortschrittlichen Entwicklung gedrängt werden. Er schlägt deswegen die Einführung einer Wirtschaftsberatung, die Errichtung von Mustergütern und Beispielswirtschaften vor, hält aber auch ein gewisses Maß von staatlichem Zwang für berechtigt, so um die Schädlingsbekämpfung zu fördern und die Düngerversorgung sicherzustellen.

Hendrichs und Mittelstenscheid weisen auf die Notwendigkeit hin, daß sich die deutsche Industrie mehr als bisher auf die Massenanfertigung gleichartiger Güter verlegen müsse. Der die Waren verteuernden Mannigfaltigkeit müßte durch Typisierung und Normierung ein Ende gemacht werden. Bedeutende Ersparnisse ließen sich erzielen, wenn man mehr als bisher versuche, die Betriebe an die geeigneten Standorte zu stellen. Das Transportwesen müßte so organisiert werden, daß nicht große Mengen unnütz hin und her gesandt werden. Auch innerhalb der Betriebe entstünden heute oft große Aufwendungen für den Warentransport, die bei zweckmäßiger Organisation vermieden werden könnten.

Umbreit fordert eine Verbesserung der Volksschule, die Errichtung von Lehrwerkstätten und Einführung der Berufsberatungen. Er geht dann näher auf das Taylorsystem ein. Auch die Arbeiter würden jede Vermeidung unnützer Kraftvergeudung begrüßen, lehnten aber ein Arbeitssystem ab, das die Arbeiter gesundheitlich und wirtschaftlich ruiniere und eine Mehrleistung ohne entsprechend höhere Löhne herbeiführe. Für intensive Arbeit müßte durch entsprechende Pausen und Arbeitszeitverkürzung ein Gegengewicht geschaffen werden. An der achtstündigen Arbeitszeit sei festzuhalten, nur müsse dafür gesorgt werden, daß die Wirtschaft so organisiert werde, daß die Arbeitsdauer auch voll ausgenutzt werden könne. Der Lohn müsse die Leistungsfähigkeit der Arbeiter berücksichtigen, was sowohl durch Akkordlohn wie durch einen mit Prämienzahlung verbundenen Zeitlohn geschehen könnte. Max Sachs

---

**Die Gesetzgebung der Bolschewiki.** Osteuropa-Institut in Breslau: Quellen und Studien. Erste Abteilung: Recht und Wirtschaft. Zweites Heft. Übersetzt und bearbeitet von H. Klibanski. Leipzig 1920, Verlag von B. G. Teubner. 193 Seiten.

Das Osteuropa-Institut in Breslau, eine in Anlehnung an die dortige Universität und Technische Hochschule geschaffene Forschungsanstalt, hat sich mit der Herausgabe der obengenannten »Quellen und Studien« ein dankenswertes Verdienst erworben. Schon das erste Werk: »Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki« von Dr. W. Kaplun-Kogan war eine begrüßenswerte Erscheinung; und dasselbe gilt von der zweiten Schrift aus der Reihe dieser Publikationen: »Die Gesetzgebung der Bolschewiki«. So paradox es klingen mag, ist es doch heute im Zeitalter gesteigertster Publizität so, daß sich der Sozialwissenschafter, der Nationalökonom, der den Bolschewismus studieren will, diesem gegenüber fast in die Rolle des Wirtschaftshistorikers versetzt fühlt. Es mangelt an Quellenmaterial, wenigstens

an solchem, das Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit und Verwertbarkeit hätte; denn einerseits, soweit sich Antibolligas oder ähnliche Unternehmen an das Studium der Zustände in Sowjetrußland machten, geschah es nur, um den Bolschewismus zu bekämpfen, und andererseits — das Material, das die Kommunisten herbeibrachten, wurde nur in der ausgesprochenen Absicht produziert, um ihn zu propagieren. Den Berichten der »Augenzeugen«, auch denen der russischen Emigranten, ist gleichermaßen Mißtrauen entgegenzubringen, denn auch ihnen, die meist dem Lager der expatriierten oppositionellen Parteien entstammen, kommt es in erster Linie auf Bekämpfung und Diskreditierung an — ein Bestreben, das menschlich durchaus verständlich ist. Man sollte nicht nur des russischen Rubels, der zugunsten der Bolschewisten rollt, eingedenk sein, sondern auch des Rubels, den Kadetten und andere oppositionelle Parteien aus den Auslandsguthaben russischer Banken und Privatleute zur Bekämpfung jener rollen lassen. An allen solchen Zielsetzungen pro und kontra muß natürlich die wissenschaftliche Erkenntnis leiden.

Die Publikationen des Osteuropa-Instituts machen davon eine rühmliche Ausnahme. Die vorliegende Schrift über die Gesetzgebung der Bolschewiki läßt den Bolschewismus selber sprechen, und zwar durch seine Gesetze. Und nur durch diese — das macht die Schrift besonders wertvoll —, ohne die üblichen Kommentare, Ressentiments und Meditationen der Herren Verfasser. Die Gesetze über das Bildungswesen veranschaulichen die bolschewistische Kulturpolitik; die Gesetze über das Zivilrecht, das Strafrecht, das Prozeßrecht und die Gerichtsverfassung liefern der vergleichenden Rechtswissenschaft wertvolles Material. Den umfangreichsten Platz nehmen die Wirtschaftsgesetze ein — die Sowjetrepublik war auf diesem Gebiet wohl am produktivsten. Von diesem ideologischen Überbau an Gesetzen und Verordnungen aus lassen sich, solange es an anderem Material fehlt, manche wertvolle Rückschlüsse auf die ökonomische Basis, auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ziehen. Aber nur mit gewissen Vorbehalten. Die Wirtschaftsgesetze der Sowjetrepublik spiegeln weniger ein ökonomisches Sein, als ein politisches Wollen wider. Die Bolschewisten mochten wohl des Satzes Karl Marxens eingedenk sein, daß die Ideologien — die Rechtstatsachen usw. — die Tendenz haben, hinter der Ökonomie hinterdreinzuhinken. Sie fabrizierten auf ihre Weise Geschichte (vergl. den Engelsschen Sprung aus dem Reiche der Gebundenheit in das der Freiheit!), indem sie der Ideologie Beine zu machen versuchten. Die Ruhe des Abwartens besaßen sie nicht. Daher ihre umfassende, voluntaristische Gesetzesmacherei, die es aber nicht hat zuwegebringen können, die Ökonomie zu meistern. Die Dekrete spiegeln nicht ein pulsendes Leben russischer Wirtschaft wider, sondern Absichten, Wünsche, Wollen, Programme der Gesetzesmacher — aber auf dem Papier! So weit sind wir jedenfalls über Rußland orientiert, daß wir wissen, daß eine tiefe Kluft zwischen bolschewistischem Wollen und bolschewistischem Können besteht. Daran ist ihre Wirtschaftspolitik zum großen Teil gescheitert. So groß sonst die politische Begabung der Führer sein mag, es bleibt ihr Fehler, daß sie die Zähflebigkeit und den Konservativismus, der in den Dingen selber lebt, verkannt haben.

Viele Verordnungen, besonders die über den Handel, zeigen, daß der Zwang der Umstände ähnliche organisatorische Einrichtungen geschaffen hat wie bei uns. Es webt eben hinter den Dingen ein immanenter Zwang, der stärker ist als individuelle oder parteipolitische Wünsche und der trotz aller andersgearteten Ideologie unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Institutionen schafft, die wohl »Lokalkolorit« und Schattierungen aufweisen, im Grunde aber auf eins hinauslaufen. Dieser gleiche immanente Zwang ist nicht der Überfluß, von dem die älteren Sozialisten meinten, er werde die kapitalistische Produktions- und Aneignungsweise sprengen, sondern der Mangel, die gemeine Not. Und diese Wirtschaftsnot ist die stärkste Triebkraft des Sozialismus, als deren Organisation und planmäßige Abwehr er sich uns vorstellt.

Artur Heichen

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 13 38. Jahrgang · 2. Band 25. Juni 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
JAN

## Inhalt des Heftes

**Die Notwendigkeit des Umlernens.** Von Heinr. Cunow.

**Friedrich Engels in seinen deutschen Jugendjahren.** Von A. Conrady. II. (Schluß.)

**Freie Bahn dem Fachbegabten!** Eine Laienforderung zur Schulreform. Von E. Busemann (Lübeck).

**Gleitende Löhne.** Von Artur Heichen.

**Das Hamburger Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen.** Von Dr. Erich Witte, Oberlehrer.

**Literarische Rundschau:** R. Pollak, **Volksvertretung.** Felix Hollaender, **Salomons Schwiegertochter.**

◆ Einzelheft 75 Pf., vierteljährlich 9 Mark 75 Pf. ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

# An unsere Leser!

Mit dem 1. Juli 1920 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

**◆ 1 Mark ◆**

**bei Vierteljahrsbezug 13 Mark.**

Unsere Erwartung, daß das Steigen des Papierpreises ein Ende nehmen würde, ist getäuscht worden. Es ist wiederum ein erheblicher Aufschlag erfolgt, der uns zwingt, mit einer nochmaligen Erhöhung vorzugehen. Wir bitten unsere Leser, der Neuen Zeit in dieser schweren Zeit die Treue zu bewahren.

Hochachtungsvoll

**Der Verlag der Neuen Zeit**

**Verkäuflich** Neue Zeit, ab Jahrgang IX (1891) komplett gebunden samt Register

**Gesucht** Neue Zeit, Jahrgänge I—VIII gebunden

Offerten erbeten an
**Paul-Schiff**
**Wien IV**
Alleegasse 20.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 13 Ausgegeben am 25. Juni 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die Notwendigkeit des Umlernens

Von Heinrich Cunow

Allem Anschein nach hat der ungünstige Ausfall der am 6. Juni vollzogenen Reichstagswahl doch endlich in einem beträchtlichen Teil unserer Parteigenossenschaft die Frage geweckt: »Entsprach unsere Parteitaktik seit dem 9. November 1918 immer der politischen Lage und unserem Ziel? Welche Fehler sind gemacht worden und wie können sie künftig vermieden werden?«

Daß die Antwort recht verschiedenartig ausfällt und manche Genossen auf Grund ihrer Beobachtungen in irgendeinem Wahlwinkel meinen, an dem Rückgang unserer Stimmenzahl sei lediglich die Unzulänglichkeit unserer Wahlagitation schuld, ist in Anbetracht der Tatsache, daß unsere Politik jahrzehntelang fast ausschließlich auf den Agitationsbetrieb eingestellt war und letzten Endes meist die jeweilige Stimmung der Massen über unsere Taktik im Parlament und in der Presse entschied, durchaus begreiflich. Die alte Gewohnheit, die sozialdemokratische Bewegung allein unter dem Agitationsgesichtswinkel zu betrachten und die Vertiefung in theoretische Probleme gewissermaßen für unnütze Zeitverschwendung zu halten, hat in weiten Schichten unserer Partei dermaßen Wurzel geschlagen, daß so mancher Parteigenosse auch heute noch trotz der überall im Parteileben hervortretenden politischen Zerfahrenheit alle politischen Erfolge und Mißerfolge auf den Umfang der Agitationsarbeit zurückführt. Immerhin finden wir doch in manchen Parteikreisen die Erkenntnis, daß mehr noch als die vielleicht unzureichende Agitation das Festhalten an alten durch die soziale Entwicklung überholten Anschauungen und Formeln zum Rückgang unserer Parteibewegung beigetragen hat. Zwar hat der Weltkrieg mit seinen Folgen nicht wenige Illusionen und Erwartungen in unseren Reihen vernichtet, aber noch immer hat sich ein recht ansehnlicher Bestand an alten utopistischen Anschauungen erhalten, und wo die Erfahrungen der letzten Jahre Lücken gerissen haben, sind vielfach neue Illusionen aufgeschossen, die keineswegs immer in den gegebenen Verhältnissen besser begründet sind. Ist eine politische Volksbewegung erst einmal mit voller Kraft in bestimmte Geleise gelenkt worden, so verharrt sie naturgemäß auch dann noch eine Zeitlang in der alten Richtung, wenn der Anstoß aufhört und das Richtungsziel sich ändert. Enorme wirtschaftliche und politische Umwälzungen haben sich seit dem Beginn des Krieges vollzogen. Das ganze soziale Leben ist heute auf andere wirtschaftliche Grundlagen gestellt — doch unser politisch-theoretischer Auffassungskreis hat sich im ganzen nur wenig verschoben. Es fehlt die Anpassung an die neuen gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen, die »Neuorientierung« im sich unaufhaltsam vollziehenden Wechsel der weltwirtschaftlichen Umwelt. Im einzelnen haben sich sicherlich seit Kriegsanfang manche überlieferten sozialistischen Auffassungen geändert, auch unter

denen, die noch vor wenigen Jahren gegen das Umlernen eiferten und sich ihres Festhaltens an alten Theorien und Thesen rühmten; denn die geschichtlichen Erfahrungstatsachen pauken auch dem Widerstrebendsten nach und nach Dialektik ein. Welcher Unterschied besteht zum Beispiel nicht zwischen Kautskys bekannten Schriften über die Tage *vor* und *nach* der Revolution sowie seiner im Frühjahr 1915 in der Neuen Zeit veröffentlichten Kritik meiner kleinen Broschüre »Partei-Zusammenbruch?« und dem jüngst von ihm in der Wiener »Arbeiterzeitung« veröffentlichten Artikel »Was nun?«, in dem es bezüglich der voraussichtlichen Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens heißt:

Welches ist dieses Gebot (der Stunde)? Es ist — darüber müssen wir uns klar werden und danach handeln — leider noch nicht das einer sofortigen Durchführung des Sozialismus, sondern *das einer Liquidierung des Krieges*. Der furchtbare Krieg mit den wahnsinnigen Friedensbedingungen der Entente hat den Produktionsprozeß aufs tiefste erschüttert. Ihn aufs rascheste in Gang zu bringen, ist das dringendste Gebot. *Sozialistische Produktion ist aber nicht von heute auf morgen durchzuführen*, darüber ist sich jeder klar, der eine Ahnung von ökonomischen Dingen hat.

Sofortige Wiederherstellung der Produktion heißt daher zunächst *sofortige Wiederherstellung der kapitalistischen Produktion*. *Daran kann auch das stärkste sozialistische Wollen nichts ändern*. Das Proletariat selbst ist bei blühender kapitalistischer Produktion *besser daran* als bei einem Sozialismus, der unzureichend produziert. Ein Kommunismus des Teilens, der Plünderung der Reichen, vermehrt nur die Produktionsstockung und den Mangel an Produkten. Der Sozialismus, der das Proletariat befreien soll, *muß mehr produzieren als der Kapitalismus*.

Die Theorie von der Reife der kapitalistischen Produktion für eine baldige Überführung in die sozialistische Wirtschaftsweise, die Kautsky noch hoffnungsvoll im Jahre 1915 vertrat, wird hier glattweg verneint. Solche Fähigkeit des Umlernens verdient sicherlich alle Anerkennung; aber nicht alle, die sich einst in gleichen Illusionen wiegten, haben diese bereits in gleichem Maße abgestreift und *die Notwendigkeit gründlichen Umlernens als Vorbedingung weiteren Fortschritts der sozialistischen Arbeiterbewegung eingesehen*. Noch immer gilt nicht nur bei den Unabhängigen, sondern auch in unseren eigenen Reihen das Umlernen als Zeichen geistiger Mangelhaftigkeit und Minderwertigkeit, wenn nicht gar als »Prinzipienverrat«. Während es sonst im Leben als Beweis geistiger Beschränktheit betrachtet wird, wenn jemand alle Neuerfahrungen, die er auf seinem Lebensweg macht, unbeachtet läßt und sich auf seine alten Anschauungen versteift, wird es auf politischem Gebiet geradezu als ein Zeichen der Charakterstärke betrachtet, wenn man auf einmal gewonnenen Anschauungen beharrt, nicht *umlernt* und nicht *zulernt*, mögen immerhin die politischen Lebensverhältnisse sich ändern und wichtige, neue historische Tatsachen in den Gesichtskreis treten. Festhalten am Alten und Abschließung gegen neue Eindrücke und Erfahrungstatsachen werden kurzweg an sich, ohne Rücksicht darauf, wie weit zureichende Gründe für ein Umlernen vorhanden sind, als Merkmal innerer politischer Festigkeit gepriesen.

Dabei berufen sich die Vertreter des Festhaltens an überlebten alten Anschauungen und Illusionen obendrein gar noch auf Marx. Eine völlige

Verkennung der Marxschen Entwicklungsauffassung. Gerade Marx betrachtet das ganze wirtschaftliche und damit auch das auf ihm beruhende geistige Leben als in einem fortwährenden Umwälzungsprozeß begriffen. Das Heute gleicht nie dem Morgen. Alles ist in ständigem Flusse. Marx faßt die Entwicklung daher auch nicht als einen Geschichtsverlauf auf, in dem nach und nach bestimmte stabile Gestaltungen hervortreten, sondern vielmehr als einen veränderlichen, wechselnden Komplex von Prozessen. Nicht darauf kommt es an, daß ein Gewordenes da ist, sondern es handelt sich darum, wie es geworden ist — um den Prozeß des Werdens selbst und um dessen Erkennung, das heißt um das Begreifen der in solcher Bewegung sich durchsetzenden Tendenzen.

Vernünftig ist nur, was sich im Entwicklungsgang der Menschheit aus den gesellschaftlichen Verhältnissen heraus mit innerer Notwendigkeit vollzieht. Was hingegen nicht in diesen Verhältnissen begründet ist (beziehungsweise nicht mehr begründet ist), ist unvernünftig. Demnach kann auch das, was zu einer bestimmten Zeit, insofern es ein Notwendiges ist, als vernünftig gelten muß, zu einer anderen Zeit ein Unvernünftiges, ein Überlebtes sein, das als solches keine historische Berechtigung mehr hat.

Deshalb kennt auch die Marxsche Geschichtslehre keine ewigen Ideen, Glaubenssätze, Rechtsgrundsätze, Staatsprinzipien usw. Mit den wirtschaftlichen Lebensverhältnissen, die nach Marx die Grundlage der politischen, rechtlichen, moralischen Anschauungen bilden, wälzt sich zugleich auch der geistige Lebensinhalt, die sogenannte Ideologie um. Veränderten Wirtschafts- und Lebensbedingungen eines Volkes folgt daher auch stets, rascher oder langsamer, eine Veränderung seines Anschauungskreises.

Nach der Marxschen Auffassung ist es deshalb auch eine ganz unvermeidliche Folgeerscheinung aller Entwicklung, daß mit der Änderung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse auch eine Änderung des politischen Denkens, eine Umbildung der politischen Begriffe und Vorstellungen vor sich geht. Daß aber in den letzten sechs Jahren sich im Wirtschaftsleben der Völker die größten Veränderungen vollzogen und sich damit die ökonomische Basis der Ideologie — um mit Marx zu reden — völlig verschoben hat, das kann nur der bestreiten, der nicht sehen will oder der den Kopf absichtlich in den Sand steckt, um nicht zuzugeben, daß er sich früher geirrt und Anlaß zum Umlernen hat.

Das Umlernen hat deshalb für den Umlerner durchaus nichts Beschämendes; es ist kein Beweis geistiger Unzulänglichkeit, sondern vielmehr geistiger Aufgewecktheit. Etwas durchaus Notwendiges und Nützliches — das Prinzip alles geistigen Fortschritts. Ohne daß die einzelnen immer wieder ihre Vorstellungen und Begriffe an den Erfahrungstatsachen messen, sich, wie der heutige Ausdruck lautet, neuorientieren und entsprechend diesem Orientierungsergebnis ihre Ansichten umformen, also »umlernen«, ist kein Kulturfortschritt möglich. Das Wesen aller Wissenschaft besteht eben darin, immer wieder die alten Erkenntnisse zu bezweifeln, sie auf Grund neuer Erfahrungstatsachen vor den Richterstuhl einer gestrengen Kritik zu ziehen und neue Erkenntnisse zu finden.

An sich ist also das »Umlernen«, sofern es ein wirkliches »Lernen« ist, das heißt auf der Verarbeitung neuer Eindrücke und Erfahrungen beruht,

durchaus nichts Verächtliches; und wer das politische »Umlernen« an sich für etwas Rückständiges hält, beweist nur, daß er die einfachsten Bedingungen aller politischen Entwicklung nicht begriffen hat. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß stets die neugewonnenen Anschauungen absolut richtig sind. Wie die alten können auch die neuen Ansichten ganz oder teilweise unrichtig sein; denn selbstverständlich können die neuen Erfahrungstatsachen auch falsch gedeutet und aus ihnen unrichtige Schlüsse gezogen werden. Aber die Tatsache, daß unrichtige Folgerungen möglich sind, beweist nichts gegen die Notwendigkeit, daß jeder Politiker und jede Partei, die nicht einrosten will, sich immer wieder an den historischen Neuerscheinungen orientieren müssen. Wer mit dem Umlernen eines einzelnen oder einer Parteigruppe nicht einverstanden ist, muß demnach nachweisen, daß die Erfahrungstatsachen, mit denen der Meinungswechsel begründet wird, entweder überhaupt nicht existieren oder falsch gedeutet wurden.

Aber ist denn das Fallenlassen alter Prinzipien und ihre Ersetzung durch neue nicht sträflicher »*Prinzipienverrat*«? Nein! Als Prinzipienverrat kann höchstens gelten, wenn jemand von der Richtigkeit bestimmter Prinzipien (Grundsätze) überzeugt ist, sie trotzdem aber aus Feigheit oder irgendwelcher Vorteile wegen verleugnet; nicht aber, wenn er auf Grund besserer Erkenntnis bisherige Prinzipien aufgibt. Es soll hier nicht auf den Brauch in unserer Partei eingegangen werden, bloße Überlieferungen, Gewohnheiten, taktische Verfahrungsweisen usw., um ihnen einen dogmatischen Charakter zu verleihen, für Prinzipien auszugeben; auch wirkliche Parteiprinzipien sind nichts Heiliges, Unantastbares, *sondern unterstehen dem Wechsel*. Was ist denn ein Parteiprinzip? Es ist nichts anderes als *eine aus bestimmten politischen Erfahrungen und Erkenntnissen abgeleitete Regel für das politische Verhalten*, eine zeitlich bedingte normative Formulierung *eines bestimmten politischen Erkenntnisstandes* einer Partei. Demnach kann auch ein politisches Prinzip nie etwas ewig Gültiges sein. Es wechselt notwendig im Laufe der geschichtlichen Entwicklung mit der politischen Erfahrung und hat nur so lange Anspruch darauf, als Richtschnur für die politische Aktion zu gelten, als es dem Entwicklungsstand der politischen Erkenntnis einer Partei entspricht.

Das ist früher auch von denen anerkannt worden, die heute noch jede Abwendung von den von ihnen für heilig erklärten Überlieferungen als »Prinzipienverrat« bezeichnen; denn sie haben nicht nur nicht dagegen protestiert, sondern zum Teil selbst mitgewirkt, als in früheren Jahren die Partei ihre Programme änderte — und zwar nicht nur deren Gegenwartsforderungen, sondern gerade die sogenannten grundlegenden prinzipiellen Teile des Programms. Sind Prinzipien etwas Unantastbares, etwas ein für allemal Gegebenes, dann durften zum Beispiel unzweifelhaft die Lassalleaner und Eisenacher nicht auf dem Gothaer Einigungskongreß (1875) ihre alten prinzipiellen Programmsätze fallen lassen und neue aufstellen, dann durfte ferner nicht auf dem Parteitag zu Erfurt (1891) der grundsätzliche Teil des Gothaer Programms durch eine andersgeartete neue Prinzipienerklärung ersetzt werden.

Und auch dieser 1891 in Erfurt vollzogene Prinzipienwechsel wird nicht der letzte sein. Ändern sich die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse, so müssen

auch die aus ihnen abgeleiteten politischen Prinzipienerklärungen geändert werden. Demnach haben auch jene durchaus formell recht, die das Erfurter Programm als überholt ansehen und von dem nächsten Parteitag die Ausarbeitung eines neuen Programms fordern. Nach meiner Ansicht ist überhaupt der theoretische Teil des Erfurter Programms eine — offen gestanden — zweifelhafte theoretische Leistung. Er war teilweise schon überholt, als er das Licht der Öffentlichkeit erblickte — eine einseitig dogmatische Einkleidung bestimmter, aus dem Verlauf der voraufgegangenen beiden Jahrzehnte abgeleiteter marxistischer Entwicklungsthesen, o h n e Berücksichtigung bereits deutlich im Wirtschaftsleben hervortretender neuer Entwicklungstatsachen. Wenn trotz dieser theoretischen Mängel die deutsche Sozialdemokratie unter offizieller Anerkennung dieses Programms die größten Fortschritte gemacht hat, so deshalb, weil überhaupt nicht politisch-deduktive Prinzipienerklärungen, sondern die wirtschaftliche Gestaltung des nationalen Lebens die Entwicklung der Parteien bestimmt. Dennoch halte ich zurzeit das Drängen nach einer Ersetzung des Erfurter Programms durch ein neues allgemeines Parteiprogramm für durchaus verfehlt. Eine Periode schneller Umbildung überlieferter gesellschaftlicher Lebensformen und der völligen theoretischen Unsicherheit ist kaum die geeignete Zeit für die Aufstellung neuer programmatischer Prinzipienerklärungen. Allenfalls könnte man, da eine Reihe der im zweiten Teil des Erfurter Programms erhobenen Hauptforderungen heute durch die Novemberrevolution erledigt ist, an deren Stelle ein kurzes interimistisches Aktions- oder Wahlprogramm setzen. Erst muß der Umlernungsprozeß weiter vorgeschritten sein und sich in dem heutigen bunten Gewoge gegensätzlicher Meinungen eine gewisse Klärung der Theorien vollzogen haben, ehe zur Abfassung eines Parteiprogramms geschritten werden kann, das nicht nur für den Tag geschrieben ist und dessen Bedeutung deshalb auch nicht mit dem nächsten Tage wieder erlischt.

---

# Friedrich Engels in seinen deutschen Jugendjahren

Von A. Conrady

(Schluß)

## II

Wenn Engels auch, wie im vorigen Artikel dargelegt worden ist, sich den fortgeschrittensten Liberalen anschloß, so darf man doch nicht glauben, daß er gegenüber dem landläufigen radikalen Liberalismus auf ein selbständiges Urteil verzichtet hätte. Vielmehr wahrte er sich bereits durchaus die Freiheit des Urteils und das Recht der eigenen Meinung. Die europäische Krisis von 1840 brachte schon eine Situation, in der Engels politische Auffassungen äußerte, die von dem Kosmopolitismus, wie er auch im Ideengang seines Vorbildes Börne lag, recht erheblich differierten. Damals wurde bekanntlich sehr ernsthaft mit der Gefahr eines französischen Angriffs auf Deutschland mit Eroberungsabsichten auf die deutschen Rheinlande gerechnet. Die Parole von Heckers Rheinlied: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein« war in aller Mund. Engels war von der negativen Natur dieser Losung nicht befriedigt, sondern erblickte die einzig würdige Antwort auf die fixe Idee der Franzosen, daß der Rhein ihr Eigentum sei, in der Arndtschen Forderung: »Heraus mit dem Elsaß und Lothringen!« Er nimmt

keinen Anstand, im Gegensatz zur radikalen Opposition jener Tage, die Wiedereroberung der Deutsch sprechenden linken Rheinseite für eine nationale Ehrensache zu erklären. Allerdings rückt er gleichzeitig weit von aller Deutschtümelei ab, die ihm schon wegen ihres reaktionären Abscheus vor den ewigen Resultaten der Französischen Revolution als eine Sackgasse erscheint. Von der beschränkten Franzosenfresserei eines Jahn weit entfernt, teilt er das Börnesche Ideal einer Völkerverbrüderung. Aber sein Wirklichkeitssinn ist schon entwickelt genug, um nicht etwa die Lebensinteressen der eigenen Nation aus purer Illusion der Eroberungslust ausländischer Machthaber aufopfern zu wollen. Im Augenblick erscheint ihm freilich Frankreich weniger gefährlich für Deutschland als England und Rußland, in denen er die Erbfeinde des europäischen Fortschritts erblickt. Aber er rechnet auch damit, daß es ohne Zweifel noch einmal zum Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich kommen und sich zeigen werde, wer des linken Rheinufers würdig sei. Als Vorbedingung, die Deutschland zu erfüllen hat, erscheint ihm seine zeitgemäße Umgestaltung im Sinne der Freiheit und Einheit. Sein Nationalgefühl zeigt sich in diesen Auseinandersetzungen von Vorurteilen frei, aber kräftig entwickelt. Er will nichts davon wissen, an den Lebensfragen der Nation mit theoretischen Schlagworten vorbeizugehen und etwa nach dem Rhein die Weser, die Elbe, die Oder bloß mit dem Munde zu verteidigen, bis Deutschland zwischen Franzosen und Russen geteilt wäre und uns nur zu singen bliebe: »Sie sollen ihn nicht haben, den freien Strom der deutschen Theorie, solange er ruhig wallend ins Meer der Unendlichkeit fließt, solange noch ein unpraktischer Gedankenfisch auf seinem Grund die Flosse hebt.«

In solchen Gedankengängen erscheint schon der Engels von 1848, 1859, 1870 vorgebildet, der sich zwar insofern verändert zeigt, als er den alten Ansprüchen auf Elsaß-Lothringen zu entsagen gelernt hat, aber sich darin gleich geblieben ist, daß er nach wie vor himmelweit von jedem Gedanken entfernt war, der Nation in Daseinsfragen den kampflosen Verzicht zu predigen.

War der praktische Sinn also schon bei dem jungen Menschen zu stark entwickelt, um ihm das Schwören auf eine Doktrin ohne Rücksichtnahme auf ihre Vereinbarkeit mit den Erfordernissen der Wirklichkeit zu erlauben, so ist aber als Endergebnis seiner Bremer Lehrzeit, die im Frühjahr 1841 zum Abschluß kam, festzuhalten, daß er politisch wie philosophisch auf der äußersten Linken angelangt war. Was die allgemeine Weltanschauung angeht, so stand er ganz im Lager der radikalsten Jung-Hegelianer und war in der Auflösung des Hegelschen Gottesbegriffs in das Selbstbewußtsein dahin gelangt, sich zum Atheismus zu bekennen, zu einem idealistischen Atheismus. Im April 1841 ließ er, in Barmen wieder angelangt, einen Aufsatz über Immermann erscheinen, der ein begeistertes Bekenntnis zur Idee in sich schließt. Die neue Philosophie ist ihm der Prüfstein für die Jugend, für die es gilt, sich durch die Philosophie hindurchzuarbeiten und doch die jugendliche Begeisterung nicht zu verlieren. Wer sich scheut vor dem dichten Wald, in dem der Palast der Idee steht, wer sich nicht durchhaut mit dem Schwert und küssend die schlafende Königstochter erweckt, der ist ihrer und ihres Reiches nicht wert, der mag Landpastor, Kaufmann, Assessor oder was sonst werden, ein Weib nehmen und Kinder zeugen in aller Gottseligkeit und

Ehrbarkeit, aber das Jahrhundert erkennt ihn nicht als seinen Sohn an. Als solcher aber will Engels leben und sterben, und er erklärt sich entschlossen, für die Freiheit zu kämpfen, solange er voll blühender Kraft ist.

Als Vorbild erscheint ihm in diesen Tagen, auf einer Reise nach Italien im Mai 1841, als er Ufnau, die Grabstätte Ulrichs v. Hutten, zu Gesicht bekommt, dieser wackere Streiter. So möchte er für die Idee kämpfen. Er gedenkt in diesem Zusammenhang auch Georg Herweghs, der als Vertreter der deutschen Jugend zu diesem Grabe gewallfahrtet ist und seine Lieder darauf niedergelegt hat, »den schönsten Ausdruck der Gesinnung, die die junge Generation begeistert«. Von solchen Gesinnungen beseelt, hielt Engels im Herbst 1841 seinen Einzug in Berlin, um die einjährige Dienstzeit bei der Gardeartillerie zu absolvieren. Man darf nicht glauben, daß er ungern Soldat gewesen sei; das Gegenteil ergibt sich zu deutlich aus seinem lebenslangen Interesse für militärische Dinge. Aber freilich ließ er sich vom Militärwesen nicht ganz absorbieren, sondern hat von vornherein seine geistige Fortbildung damit zu verbinden beabsichtigt und auch zu diesem Zweck als Garnison die preußische Hauptstadt erwählt, die damals als regstes Zentrum des philosophischen Lebens gelten konnte.

Nicht nur hörte Engels in seiner dienstfreien Zeit mit Eifer Vorlesungen an der Universität, sondern er trat auch in enge Beziehungen zu dem berühmten Kreise radikaler Jung-Hegelianer, dem auch Marx angehört hatte, den Berliner Freien, den Köppen, Gebrüder Bauer, Buhl und wie sie hießen, um unter ihnen bald als der radikalste dazustehen, weil er vor ihnen den entschiedenen politischen Standpunkt voraushatte. Er beschränkte sich nicht darauf, bloß ihren ungezwungenen Zusammenkünften beizuwohnen, sondern nahm außerdem aktiv teil an dem Kampfe der Geister, der in Presse und Literatur zwischen den fortgeschrittenen Philosophen und den Vertretern des Autoritätssystems sich abspielte. Für dieses trat im Jahre 1841, vom romantischen König Friedrich Wilhelm IV. an die Universität Berlin berufen, kein Geringerer als der alte Schelling in die Schranken in Vorlesungen, die seiner Offenbarungsphilosophie zum Sieg über die radikale Hegelei verhelfen sollten. Seine berühmte Antrittsvorlesung war ein Ereignis, dem auch der junge Engels mit atemloser Spannung beigewohnt hat. Es drängte ihn, zur Abwehr dieses »neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie« beizutragen, und so kam seine erste, 1842 anonym erschienene Schrift »Schelling und die Offenbarung« zustande. Das Unterfangen des Einundzwanzigjährigen, gegen den berühmten Philosophen aufzutreten, war reichlich kühn. Denn bei allem redlichen Bemühen war Engels' Bekanntschaft mit der klassischen Philosophie doch nicht allzu gründlich. Doch kommt der historische Untergrund des Schellingschen Strebens, Philosophie und Christentum zu vereinbaren, mit dem starken Sinne für das Wesentliche, das Engels eignete, klar zum Vorschein.

Vor allem aber ist die Schrift wertvoll für das Verständnis der Persönlichkeit ihres Verfassers, der zum Schluß mit jugendlichem Feuer seiner Begeisterung für die neue Weltanschauung Ausdruck verleiht. Das Selbstbewußtsein der Menschheit ist ihm der neue Gral, um dessen Thron sich die Völker jauchzend versammeln und der alle, die sich ihm hingeben, zu Königen macht. Das sieht Engels als seinen und seiner Genossen Beruf an, dieses Grals Tempeleisen zu werden, für ihn das Schwert um die Lenden zu gür-

ten und das Leben fröhlich einzusetzen in den letzten, heiligen Krieg, dem das tausendjährige Reich der Freiheit folgen werde. Das ist die Macht der Idee, daß jeder, der sie erkannt hat, nicht aufhören kann, von ihrer Herrlichkeit zu reden und ihre Allgewalt zu verkünden, daß er heiter und guten Muts alles andere wegwirft, wenn sie es heischte, daß er Leib und Leben, Gut und Blut opfert, wenn nur sie durchgesetzt wird. Diesen Glauben an die Allmacht der Idee, an den Sieg der ewigen Wahrheit nennt er die wahre Religion eines jeden Philosophen, die Basis der wahren, positiven Philosophie, der Philosophie der Weltgeschichte. Das Stürmen und Drängen der Völker und Heroen, über dem die Idee in ewigem Frieden schwebt und endlich herniedersteigt mitten in das Getriebe und seine innerste, lebendigste, selbstbewußte Seele wird, bezeichnet Engels als die Quelle alles Heils und aller Erlösung. Die Idee, die mit dem Selbstbewußtsein der Menschheit gleichgesetzt wird, ist der wunderbare Phönix, der verjüngt aus den Flammen emporsteigt, die eine alte Zeit vernichten. Der Idee muß alles freudig geopfert werden in Erwartung ihres kommenden Sieges: »Der Tag der großen Entscheidung, der Völkerschlacht, naht heran, und der Sieg muß unser sein.«

Ungefähr zur gleichen Zeit mit der Kritik an Schelling erschien in der Schweiz, gleichfalls anonym, ein anderes Schriftchen von Engels, in dem sich seine alten poetischen Neigungen mit dem Eifer für die Sache der revolutionären Philosophie verbanden. Als christliches Heldengedicht bezeichnet sich das kleine Werk: »Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel oder Triumph des Glaubens.« In Wirklichkeit war es eine geistvolle Satire, die dadurch angeregt war, daß Bruno Bauer durch die Orthodoxen vom Katheder verdrängt wurde. In dem Kampfe zwischen den Frommen und den Ungläubigen erscheinen unter den Vorkämpfern der letzteren auch Engels, als Friedrich Oswald, und sein zukünftiger Freund Marx, ein schwarzer Kerl aus Trier. Sich selbst schildert Engels als grauberockt und pfefferfarbbehoset und nennt sich den Montagnard, den wurzelhaftesten mit Haut und auch mit Haar. Er tost mit langen Beinen am weitesten links und spielt ein Instrument, die Guillotine, worauf er stets das Höllenlied, die Marseillaise, begleitet; laut brüllt er den Refrain mit seinem Aufruf zu den Waffen.

Von der Schar der Freien wird auch mit lautem Jubel empfangen »ein grauses Meteor, umwallt von Höllendüften«, das allein ein ganzes Heer von Atheisten darstellt, niemand anders als Ludwig Feuerbach. Daß das »Wesen des Christentums« angefangen hatte, in Engels' geistiger Entwicklung seine bedeutende Rolle zu spielen, zeigt auch schon die Schrift gegen Schelling an einer Reihe von Stellen, wo er als jüngster Nachfolger Hegels erwähnt, sein Buch über das Christentum als notwendige Ergänzung der durch Hegel begründeten Religionslehre gekennzeichnet wird. Doch war, als Engels seine beiden Erstlingsschriften schrieb, ihm Feuerbachs Werk offenbar noch nicht in seiner vollen Bedeutung für die weitere Umgestaltung seiner Weltanschauung recht klar geworden, nicht einmal in der Richtung auf die Abkehr vom philosophischen Idealismus, geschweige in der Hinwendung zum Kommunismus. Was nämlich die soziale Grundansicht angeht, so finden wir ihn noch im Frühjahr 1842 auf dem Boden des radikalen Liberalismus. Dies ergibt sich aus Artikeln, die er für das heimatliche Oppositionsblatt schrieb, die »Rheinische Zeitung« in Köln. Da gibt er in einem

Aufsatz über norddeutschen und süddeutschen Liberalismus ersterem den Vorrang, weil er sich nicht auf bloße Praxis beschränke, sondern von der Theorie aus-, auf die deutsche Philosophie zurückgehe. Auch tadelt Engels am süddeutschen Liberalismus das Hin- und Herschwanken zwischen den kosmopolitischen und nationalen Bestrebungen, wogegen den norddeutschen sein nationales Programm vor dem komischen Dilemma behüte, ob man erst liberal und dann deutsch oder erst deutsch und dann liberal sein wolle. Auch noch im Sommer des Jahres 1842 zeigt eine Arbeit über Friedrich Wilhelm IV., die dann in den 21 Bogen aus der Schweiz erschien, ihn noch nicht aus dem Rahmen der bürgerlichen Bestrebungen hinausgefallen. Er sagt voraus, daß von den beiden Forderungen, auf die sich die öffentliche Meinung in Preußen immer mehr konzentriere, das Volk dem König die Preßfreiheit abnötigen werde; wenn es diese aber einmal habe, so müsse die Verfassung in einem Jahre nachfolgen. Sei Preußen dann im Besitz einer Volksvertretung, so lasse sich gar nicht absehen, welchen Gang die Ereignisse nehmen würden; denn die Lage dieses Staates habe viel Ähnlichkeit mit der Frankreichs vor der Revolution. Wenn ihm also noch eine bürgerliche Revolution vorschwebte, so war er nun drauf und dran, sich dem Gedanken einer sozialen Revolution im proletarischen Sinne zuzuwenden; ehe das Jahr 1842 zu Ende ging, war Engels Anhänger eines philosophischen Sozialismus geworden.

Zum Oktobertermin vom Militär entlassen, ging er Ende November, nach langem Aufenthalt in der Heimat, nach England, von wo er schon im Dezember für die »Rheinische Zeitung« korrespondierte, und zwar gleich im Sinne sozialistischer Anschauungen, die er schon aus Deutschland mitgebracht hatte. Seine endgültige Bekehrung zu den neuen Ideengängen muß also spätestens im November 1842 erfolgt sein, hat sich aber in den letzten Monaten vorher mindestens schon vorbereitet. Seine Bekehrungsgeschichte ist zwar nicht im einzelnen aus eigenen oder fremden Angaben zu entnehmen, trotzdem aber in den wesentlichsten Punkten festzustellen mit Hilfe seiner frühesten sozialistischen Kundgebungen. Als solche galten den älteren Darstellern der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie Engels' Beiträge zu den Deutsch-Französischen Jahrbüchern von 1844 und die Lage der arbeitenden Klasse in England von 1845. Von diesem letzteren Werke hat er selber in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1892 gesagt, daß es überall Spuren der Abstammung des modernen Sozialismus von einem seiner Vorfahren, der deutschen klassischen Philosophie, zeige, und in dem ursprünglichen Vorwort von 1845 rechnet er sich zu den Vertretern des deutschen Sozialismus und Kommunismus, die »durch die Feuerbachsche Auflösung der Hegelschen Philosophie zum Kommunismus gekommen« sind. Dahin führen im wesentlichen auch seine kritischen Bemerkungen zu Carlyles »Past and Present«, die in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern 1844 erschienen, aber vermutlich schon 1843 niedergeschrieben sind. Da empfiehlt er Carlyle, wenn er zu wissen wünsche, woher die Unsittlichkeit komme, die alle unsere Verhältnisse verpeste, die Schriften von Feuerbach und Bruno Bauer zu lesen, durch die zuerst der Name der Theologie auf die ganze Unwahrheit und Heuchelei der Gegenwart ausgedehnt worden sei, weil alle diese Lüge und Unsittlichkeit aus der Religion folge, die religiöse Heuchelei der Urtypus aller anderen Lüge und Heuchelei sei. An Bauer erinnert dann

weiterhin vor allem der hohe Wert, der auf die Erweckung des Selbstbewußtseins, auf die endliche Erringung des freien menschlichen Selbstbewußtseins gelegt wird. Im übrigen aber ist es hauptsächlich Feuerbach, an den angeknüpft wird. Wenn die Lösung der Gottesfrage durch die deutsche Philosophie dahin ausgesprochen wird: »Gott ist der Mensch«, so liegt das »Wesen des Christentums« zugrunde, und Feuerbach hat auch den anschließenden Satz von Engels angeregt: »Der Mensch hat sich nur selbst zu erkennen, alle Lebensverhältnisse an sich selbst zu messen, nach seinem Wesen zu beurteilen, die Welt nach den Forderungen seiner Natur wahrhaft menschlich einzurichten, so hat er das Rätsel unserer Zeit gelöst.« Wenn Engels' damaliger Sozialismus auf die »freie, selbsttätige Schöpfung einer auf rein menschliche, sittliche Lebensverhältnisse begründeten neuen Welt« hinausläuft, so gibt er sich als unmittelbare Konsequenz des Feuerbachschen Humanismus.

Der tatsächliche Verlauf der geistigen Entwicklung von Engels weist aber nicht diese unmittelbare Befruchtung durch Feuerbach auf, sondern es fehlt da ein Bindeglied. Engels selbst ist sich in späteren Jahren offenbar über die Einzelheiten seiner Beeinflussung durch den Bruckberger Philosophen nicht mehr recht klar gewesen. In seiner Schrift über Feuerbach hat er als alter Mann von dem »Wesen des Christentums« gesagt, man müsse die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen: »Die Begeisterung war allgemein; wir alle waren momentan Feuerbachianer.« Das bezieht sich hauptsächlich auf die Bedeutung der Feuerbachschen Gedankenarbeit für die Abwendung vom absoluten Idealismus zum neuen Realismus. Indes ist, wie schon angedeutet, nicht einmal in dieser Hinsicht die Wirkung auf Engels sofort durchgreifend gewesen, und ebensowenig hat er unmittelbar aus der Feuerbachschen Betonung des Gemeinschaftslebens sofort sozialistische Folgerungen gezogen. Die volle Bedeutung Feuerbachs für die Umwälzung der Weltanschauung ist ihm in Wirklichkeit erst aufgegangen, nachdem ein anderer deutscher Denker ihn auf die Bahn des philosophischen Sozialismus gebracht hat.

Dieser Wegweiser war Moses Heß. Engels hat später über Heß sehr geringschätzig geurteilt. Das ändert aber nichts daran, daß er im Jahre 1842 entscheidende Anregungen von diesem ersten philosophischen Sozialisten empfangen hat. Engels hat übrigens auch im November 1843 ausdrücklich bekannt, daß Heß der erste gewesen sei, der ihm und seinem Kreise den Kommunismus als die notwendige Weiterentwicklung der deutschen Philosophie plausibel machte. Im Zusammenhang hat nun Heß den Gedanken, daß der Sozialismus als Endergebnis der klassischen Philosophie zu betrachten sei, der Öffentlichkeit erst vorgelegt in den beiden Aufsätzen über die Philosophie der Tat und über Sozialismus und Kommunismus, die in den 21 Bogen von 1843 erschienen. Im Vorjahr lagen gedruckt, wenn man die erst ein Mittelding zwischen Liberalismus und Sozialismus einschließende »Heilige Geschichte der Menschheit« von 1837 beiseite läßt, nur vor Äußerungen in der »Triarchie« von 1841 und in Artikeln der »Rheinischen Zeitung« von 1842. In der »Triarchie« war schon eine soziale Revolution in England vorausgesagt, die den Gegensatz von Pauperismus und Geldaristokratie beseitigen werde. In der »Rheinischen Zeitung« hat Heß im April 1842 auf die Bedeutung des französischen Kommunismus hingewiesen und am 11. Septem-

ber eingehender die Auffassung entwickelt, daß die ganze Organisation oder vielmehr Desorganisation unseres sozialen Lebens eine Reform erheische im Sinne der Aufhebung des Gegensatzes von Pauperismus und Geldaristokratie. Engels ist sowohl mit der »Triarchie« als mit den Heßschen Zeitungsartikeln über die soziale Frage bekannt geworden und hat dadurch ohne Zweifel eine Belebung seines Interesses für die neuen Probleme erfahren, das sich schon im Spätsommer des Jahres 1842 ausgesprochen hat, sofern ihm ein paar Artikel der »Rheinischen Zeitung« aus dieser Zeit mit Recht zugeschrieben werden. Einen logischen Fortgang von den Tendenzen der Philosophie zum Sozialismus hatte Heß aber noch nicht zu erweisen gesucht.

Von großer Wichtigkeit ist nun sicherlich die persönliche Berührung gewesen, die zwischen Engels und Heß erfolgte, als ersterer, von Berlin heimkehrend, in Köln Aufenthalt nahm und die Redaktion der »Rheinischen Zeitung« aufsuchte. Mayer hat unbedingt recht, wenn er annimmt, daß ihre Unterhaltung den sozialistischen Ideen galt, für die Engels Interesse mitbrachte. Heß hat ihm dabei seine Überzeugung einleuchtend gemacht, daß die Philosophie der deutschen Schule notwendig in den Sozialismus auslaufe. Wenn den jungen Mann diese Logik überzeugte, so lag das natürlich auch daran, daß die vermeintlichen reinen Vernunftschlüsse von Heß in Wirklichkeit ihre stärkste Beweiskraft dem Herzen verdankten und bei seinem ideal gesinnten jungen Partner die nämliche Seite des menschlichen Wesens berührten. Man darf nicht übersehen, daß ein Gefühl der Empörung über die unmenschlichen Ausgeburten der industriellen Entwicklung seit langem in Engels steckte und ihn dazu disponierte, sich einem Humanitätsideal zuzuwenden, das sich nicht nur als die einzig mögliche Art der Abhilfe präsentierte, sondern auch als das notwendige Resultat der Geistesgeschichte. Die Jugendeindrücke, die Engels vom Wuppertaler Arbeiterelend empfangen und im Jahre 1839 im »Telegraphen« wiedergegeben hatte, waren auch weiterhin aus seinem menschenfreundlichen Herzen nicht gewichen und halfen zweifellos sehr, ihn für Lehren empfänglich zu machen, die eine bessere Welt als letzten Schluß der Weltweisheit erscheinen ließen.

Neben den Jugendeindrücken waren es aber auch neuere Eindrücke vom Jammer nicht nur, sondern auch von der Empörung des Proletariats, die ihn dem Sozialismus zugänglich machten. Die Not des englischen Industrieproletariats im Krisenjahr 1842 und der daraus hervorgegangene Generalstreikversuch in Lancashire mit seinem politischen Beigeschmack haben tief auf Engels gewirkt. Dies ergibt sich aus seinen ersten Korrespondenzen aus Manchester für die »Rheinische Zeitung«, worin er ausführlich auf die Bewegung vom Sommer 1842 zurückblickt und erklärt, warum sich die daran geknüpften lebhaften Erwartungen einer sofortigen Revolution nicht hätten erfüllen können; er selber war eben auch im jugendlichen Überschwang unter denen gewesen, die damals die von Heß vorausgesagte soziale Umwälzung unmittelbar vor dem Ausbruch gesehen hatten. Es versteht sich, daß bei so hochgespannten Erwartungen starke Einwirkungen von den englischen Dingen auf ihn geübt wurden. Man begreift auch, daß tiefes Interesse für den Weitergang und den inneren Zusammenhang der Ereignisse auf den britischen Inseln wachbleiben mußte und es ihm nicht unerwünscht sein konnte, Gelegenheit zum Studium der englischen Verhältnisse an Ort und Stelle zu erhalten. Dabei kam ihm nun allem Anschein nach der Wunsch des Vaters

zustatten, das Söhnchen aus ungern gesehenen Konnexionen mit allerhand Schöngeistern und Philosophen fortzukriegen und ihn zu diesem Zweck in die Firma zu Manchester zu stecken, der Engels senior als Sozius angehörte. Engels junior aber erblickte in dem Aufenthalt am Mittelpunkt der englischen Baumwollindustrie mehr eine Studienreise. In der Tat erschloß sich ihm hier nach dem Überschreiten des deutschen Horizonts eine neue Welt, aus der ihm neue Erkenntnis erwuchs.

Aber diese englische Zeit, in der er zum Manne reifte und ins ökonomisch-historische Fahrwasser gelangte, geht über den engen Rahmen dieses Überblicks hinaus. Dafür wie für die weitere Zeit bis zu Engels' zweiter Übersiedlung nach Manchester muß auf die eingehende und fesselnde Darstellung Mayers verwiesen werden, die hoffentlich bald ihren Abschluß findet als ein würdiges Denkmal für den großen Vorkämpfer des Sozialismus, der vor nun schon einem Vierteljahrhundert dahinschied, in seinen Werken aber unsterblich fortlebt. Seine Berühmtheit datiert erst von 1845, und im Jahre vorher hat er zuerst unter seinem Namen geschrieben. Deshalb haben aber die vorhergegangenen deutschen Jugendjahre nicht weniger ihre Bedeutung; ihre Kenntnis verhilft erst zum Verständnis von Engels' Werdegang und Persönlichkeit.

## Freie Bahn dem Fachbegabten!

### Eine Laienforderung zur Schulreform

Von E. Busemann (Lübeck)

Freie Bahn dem Tüchtigen heißt die Forderung unserer Zeit. Ein Volk, eine Schule. Nicht der Geldbeutel des Vaters, einzig die persönliche Befähigung des Schülers soll maßgebend sein für den Bildungsgang. Die Entscheidung darüber wird mehr noch als bisher in der Hand des Lehrers beziehungsweise der Lehrerschaft jeder Schule liegen. Ein schweres Richteramt. Manchem gewissenhaften und erfahrenen Pädagogen, der den Lebensgang seiner »guten« und »schlechten« Schüler mit aufmerksamer Anteilnahme verfolgte, graut es vor solcher Verantwortung. Was heißt t ü c h t i g? Was heißt b e g a b t im Schulbetrieb? Der Abcschütz, der leicht lesen und schreiben lernt, kleine Diktate gut wiedergibt, sich also das Wortbild, die Rechtschreibung mühelos einprägt und nebenbei das Einmaleins schön auswendig lernt, hat Aussicht, in die Mittelschule als »Höherbegabter« aufgenommen zu werden.

In der Mittelstufe beginnen nach bisherigen Lehrplänen die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Aber den breitesten Raum nehmen die Sprachen, Deutsch und die Fremdsprachen ein. Schon aus Zeitmangel wird den technischen Fächern, Zeichnen, Handfertigkeit usw. der kleinste Platz eingeräumt. Die Sache erscheint ganz einfach: die praktisch Veranlagten werden mit Normalschulbildung in die praktischen Berufe entlassen. Die »Höherbegabten« rücken zur Mittelschule auf. Nur die »Höchstbegabten« gelangen zur Oberschule und dann in die Universitäten, Technischen Hochschulen zur vollen wissenschaftlichen Ausbildung.

Danach, scheint es, wird alles so bleiben, wie es stets gewesen: wer gut auswendig lernt, ist ein braver Schüler. Das Einprägen der Vokabeln, das Auffassen der grammatischen Regeln bleibt die Hauptaufgabe in unseren

Schulen. Glücklich der Sprachbegabte! Sein Talent wird am früheſten und ſicherſten erkannt. Fehlt es ihm nach der naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen Seite hin, ſo iſt das ſchultechniſch leicht auszugleichen durch eine gute Note im Deutſchen oder in den Fremdſprachen. Als Hauptfach gilt nur Mathematik. Phyſik, Chemie, Naturbeſchreibung, Geographie uſw. ſind Nebenfächer. Noch weniger zählen die techniſchen Fächer, Zeichnen und Handfertigkeit, für Verſetzung und Reifezeugnis mit. Wohl gibt es neue Beſtrebungen, die man unter dem Namen »Werkunterricht« zuſammenfaßt, die auf eine andere Bewertung der praktiſchen Fächer, auf lebensvolle Anregung der Selbſttätigkeit, der techniſchen und künſtleriſchen Fähigkeiten der Schüler, der Erfindungsgabe uſw. hinzielen; aber das ſind junge Anſätze. Die Mehrheit unſerer Pädagogen ſteckt anſcheinend noch im alten Glauben: die Sprachbegabung iſt maßgebend für Verſetzung und Reifeprüfung. Alle anderen Fähigkeiten kommen im Schulbetrieb in zweiter Linie. Niemand wird den Wert der Sprachbildung beſtreiten. Sicher wird durch den alt- und neuſprachlichen Unterricht eine für den angehenden Wiſſenſchaftler wertvolle formale Bildung erzielt; ebenſowenig ſoll der erziehliche Wert der ſprachlichen Übungen unterſchätzt werden. Die Unterwerfung unter gegebene Vorſchriften, die Genauigkeit, das ſubtile Unterſcheidungsvermögen, das peinliche Beobachten der Ausnahmen, das alles entwickelt Eigenſchaften, die den guten Beamten, beſonders den brauchbaren Unterbeamten ausmachen. Preußen-Deutſchland galt im Ausland ſtets als das klaſſiſche Land der peinlichen Ordnung, der muſtergültigen Bureaukraten — vom Rechnungsrat bis zum Wirklichen Obergeheimrat uſw. Vielleicht wußten wir peinliche Gewiſſenhaftigkeit und das Einfügen in die gegebene Ordnung uſw. nie höher zu ſchätzen als heute. Auch der Forſcher bedarf der obengenannten Eigenſchaften, ſoweit er nur Forſcher iſt. Für das praktiſche Leben, für den freien Wettbewerb in Handel und Induſtrie aber bedarf es anderer Fähigkeiten: der Aktivität, des praktiſchen Weitblicks, der Tatkraft, des Wagemuts, der Erfindergabe, des Organiſationstalents. Für aktiv und praktiſch veranlagte Kinder iſt der heutige Schulbetrieb mit ſeinem Schematismus eine Qual, es ſei denn, daß ſie außerdem noch genügend Sprachtalent beſitzen, um ſich mit den täglichen Aufgaben ſpielend abzufinden.

Dieſe allſeitige Begabung findet ſich, wie die Erfahrung lehrt, nur bei einem winzigen Prozentſatz vor. Die rein aktiv und praktiſch Veranlagten aber bleiben in der Schule hoffnungslos untenan. Einige Leute meinen, daß für dieſe praktiſch Begabten die Oberrealſchule die geeignete und leichtere Schule ſei. Das trifft inſoweit zu, als hier die mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Fächer einen breiteren Raum einnehmen und die klaſſiſchen Sprachen ausſcheiden. Dafür wird das Studium der modernen Sprachen aber um ſo gründlicher betrieben. Den hohen Anforderungen kann ebenfalls nur der Sprachbegabte genügen. Mangelnde naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Begabung läßt ſich auch hier leicht ausgleichen durch gute Leiſtungen in Deutſch oder Fremdſprachen. Das typiſche Zeugnis der einſeitig mathematiſch-techniſch Veranlagten: mangelhaft in Deutſch, Fremdſprachen, Geſchichte, Literatur, iſt nicht ausgleichbar durch gute und beſte Noten in Mathematik, Phyſik, Chemie, Zeichnen, Handfertigkeit, wenn nicht wenigſtens in einer Sprache ein »Genügend« erreicht wird.

Praktisch bedeutet diese gesetzliche Vorschrift, daß das Urteil über Aufstieg und Reifezeugnis völlig in der Hand des Philologen liegt. Dieser Philologe ist vielleicht ein ausgezeichneter Fachmensch, aber selbst so einseitig begabt, schwach in Mathematik und Physik, so ungeschickt in Handfertigkeit, daß er beim besten Willen keinen Nagel richtig in die Wand klopfen könnte. Sein Urteil entscheidet jedoch, ob ein Schüler mit hoher mathematisch-wissenschaftlicher und technischer Begabung aufsteigt oder kläglich scheitern muß in unserem modernen Schulbetrieb. Der einzelne Philologe kann übrigens nicht dafür. Er gibt pflichtgemäß sein Urteil über die Leistung in seinem Fach ab. Selbst wider besseres Wissen und Wollen muß er dazu beitragen, daß der einseitig fachbegabte Schüler nicht in die oberen Klassen, geschweige denn zum Reifezeugnis und zur Staatsprüfung an der Technischen Hochschule gelangt. *Das ganze System unserer Prüfungs- und Zulassungsordnung ist es, das den Anforderungen des wirklichen Lebens nicht entspricht.* Die Reformvorschläge aus pädagogischen Kreisen — die übrigens noch vielumstritten sind —, nur eine Fremdsprache als Pflichtfach zu behalten oder ein rein deutsches Gymnasium zu schaffen, ändern an dem System nicht viel. Der einseitig mathematisch-naturwissenschaftlich Begabte wird den gesteigerten Anforderungen in Deutsch und einer Fremdsprache ebensowenig genügen können. Seine Befähigung zeigt sich *erst in späteren Schuljahren*. Er wird also in der Normalschule hängen bleiben. Durch Übergangskurse, die in kurzer Zeit ein gehäuftes Sprachpensum bewältigen sollen, ist ihm nicht zu helfen.

Ein alter Direktor einer Bürgerschule, die sich unter seiner Leitung zum Realgymnasium umwandelte, betonte öfter, nach seiner langjährigen Erfahrung gehe es langsamer mit der sprachlichen Entwicklung der ausgesprochen mathematisch-technisch Begabten. Sie vollziehe sich erst mit der wachsenden Fähigkeit des Mathematikers im logischen Denken, oft erst in den letzten Schuljahren, *manchmal erst draußen im praktischen Leben*. Der Lebenslauf tüchtiger Techniker beweist es tatsächlich vielfach, daß sich ein ziemlich mangelhafter Schüler in seiner eigenen Muttersprache und ein noch weniger glänzender in Fremdsprachen trotzdem später vom tüchtigen Fachmann zum anerkannten Fachschriftsteller entwickeln kann, der sich sogar in der Sprache der neuen Heimat einen ehrenvollen Platz in der Fachliteratur erobert. Gerade die einseitig technisch Begabten sehen sich ja häufig gezwungen, ihr Glück im Ausland zu versuchen.

Mit kleinen Reformen ist also für die Fachbegabten wenig gewonnen. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Fächer müssen grundsätzlich anders gewertet werden. *Mangelnde Sprachbegabung muß durch tüchtige Leistungen in mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Fächern ausgleichbar sein.*

Die Technik ist nicht nur die verzweigteste Wissenschaft, die sich in steter Entwicklung befindet, sie ist auch eine Kunst. Wem das sogenannte »technische Gefühl«, wem der Götterfunke, der den schaffenden Konstrukteur ausmacht, nicht angeboren ist, der lernt's nie. Diplom und Titel sind deshalb an sich noch kein Beweis für eine höhere technische Befähigung, sondern nur für einen vorschriftsmäßigen, wohlgeordneten Bildungsgang. Wie oft

kommen die Professoren der Technischen Hochschulen in Bedrängnis mit ihrem technischen, volkswirtschaftlichen und menschlichen Gewissen, wenn die fachliche Kaum-Mittelmäßigkeit und Unter-Mittelmäßigkeit auf Grund ihres Reifezeugnisses mühsam durchs Examen gepreßt wird, während der »Nur-Hörer« selbst bei ausgezeichneten Leistungen und höchster Fachbegabung gesetzlich von der Staatsprüfung ausgeschlossen ist.

In Preußen legten im Jahre 1918/19 70 Prüflinge die Regierungsbaumeisterprüfung ab. Davon fielen 7 durch, also 10 Prozent, 5 bestanden mit gut, 2 mit Auszeichnung. Man sieht, der Fachbegabten und Hochbegabten sind wenige. Interessant wäre ein Vergleich mit ihren Schulzeugnissen.

Von den Hörern meldet die Statistik nichts. In der Industrie sind Diplome und Titel ein guter Empfehlungsbrief. Aber im Konkurrenzkampf steigt häufig der hochbegabte, leistungsfähige Nichtdiplomierte über den mittelmäßigen Diplomierten empor bis zu den höchsten Posten. Das Geschäftsinteresse erzieht eben zu praktischer Vorurteilslosigkeit. Wehe aber dem hochbegabten Nichtdiplomierten, dessen Unstern ihn unter einem großzügigen Leiter in den Staatsdienst führt und länger festhält. Die Misere der Schule setzt sich fort bis an sein Lebensende. Bei dem winzigen Prozentsatz der allseitig Hochbegabten folgt selten auf einen hervorragenden Leiter wieder eine Fachgröße ersten Ranges. Hinderlich für die höhere Wertung der besonderen Leistung im öffentlichen Dienst ist der größere Verwaltungsapparat und — die Rücksicht auf die andern. Die wohlabgestempelte Mittelmäßigkeit ist der natürliche Feind der fachlich Höherbegabten. Für Arbeit und Verantwortung ist auch der Nichtdiplomierte gleichberechtigt, aber für Beförderungen kommt nur der Beamte mit den vorschriftsmäßigen Staatsprüfungen in Betracht. Das erfordert schon das einfachste Standesinteresse. Wo blieb sonst die Gleichstellung mit dem Juristen, um die der technische Vollakademiker noch immer vergeblich kämpft.

Ein Seitenstück zu dieser Minderachtung des Technikers im Staatsdienst selbst bei gleichwertiger, vollkommen vorschriftsmäßiger Ausbildung war die dienstliche und gesellschaftliche Stellung des Marineingenieurs. Dr.-Ing. Föppl schreibt in Nr. 49 (1919) der »Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure« über die Mißachtung der Technik im Dienste der Marine und erklärt mit dürren Worten: Die eigenartige Zurücksetzung der Marineingenieure, der Kastengeist und die künstlich gezüchtete Überhebung der Seeoffiziere waren der tiefe Grund, daß unsere Flotte technisch nicht in einer Weise mit fortgeschritten war, wie es dem derzeitigen Stande unserer überragenden Technik entsprach. Die Leitung der großen Reichswerften lag nicht in Händen von Praktikern, Technikern oder Kaufleuten, sondern in Händen von Seeoffizieren, was dem Staat unnötige Millionen kostete.

Überall, wohin wir blicken, begegnen die Technik und ihre Vertreter einer durch nichts gerechtfertigten Verständnislosigkeit und Minderachtung. Dabei fühlen und wissen alle, daß Deutschland nichts so not tut als tüchtige, hochbegabte Fachmenschen und Praktiker auf allen Gebieten, die imstande sind, unser Wirtschaftsleben zu heben und der Auslandskonkurrenz unter erschwerten Umständen die Wage zu halten. Wir suchen diese Fachbegabung mit allen Mitteln. Ja, wir Deutschen sind sicher wieder bahnbrechend in den Methoden der psychologisch-physikalischen Prüfung der Berufseignung. Nur wirkt der Eifer, mit dem wir die kleinen Begabungen für den Alltag,

den guten Straßenbahn- und Lokomotivführer entdecken wollen, ein wenig tragikomisch im Gegensatz zu dem blinden Fanatismus, mit dem wir die offenkundigen starken Fachbegabungen niederhalten, sofern sie nicht in das Schema F unserer Schulordnung passen. Das wissenschaftliche Experiment allein bewahrt uns noch nicht vor der Gefahr des Schematisierens. Was uns so bitter not tut, *das ist die Fühlung mit dem wirklichen Leben*. Dann würden wir endlich begreifen, wie unnatürlich und zweckwidrig es ist, jedwede Menschennatur über denselben Leisten schlagen zu wollen.

Schon von den Jesuitenschulen wird erzählt, daß den Jünglingen mit starker Begabung und Neigung für irgendeine Kunst oder Wissenschaft einfach verziehen wurde, wenn sie etwa schlechte Lateiner waren. (Dabei war Latein damals die Sprache der Wissenschaft, in der jedes gelehrte Buch abgefaßt wurde.) Man hütete sich aber, allzuviel Zeit und Kraft auf erfolglose Mühe zu verwenden, und förderte den Jüngling lieber auf dem Gebiet, wo er versprach, eine Leuchte zu werden.

Die allseitige hohe Begabung bedeutet eine seltene Ausnahme: *Unser bisheriges Schulwesen ist deshalb in Lehrplänen und Prüfungsordnung auf die allseitige Mittelmäßigkeit zugeschnitten und schafft dafür — vielleicht ungewollt — künstliche Vorrechte*.

In pädagogischen Kreisen scheint inzwischen die Erkenntnis durchzudringen, daß es außer den Sprachbegabten noch andere starke und wertvolle Begabungen gibt. In einem Vortrag, den ein hiesiger Schuldirektor über Berufsberatung hielt, unterschied er zwei Typen, die Sprachbegabten und die Anschauungsbegabten. Hört der Sprachbegabte das Wort »Haus«, so sieht er förmlich vor seinem geistigen Auge das Wortbild: H—a—u—s mit dem Ringelschwänzchen. Der Anschauungsbegabte aber sieht vor seinem geistigen Auge das richtige Haus mit allem, was dazu gehört, die Front mit den blanken Fenstern, die Haustür, das Dach. Malen könnte er's, bauen möchte er's, aber wie man's schreibt, das Wortbild, das liegt ihm fern. Vielleicht ist es nötig, diese Art der Begabung nach einem Beispiel aus dem wirklichen Leben näher zu beschreiben. Ich denke an einen kleinen Jungen mit hoffnungslos einseitiger Begabung. Mühsam kam er durch die Unter- und Mittelklassen. Von Quarta an zeigte sich aber eine auffallende mathematisch-naturwissenschaftliche Begabung. Am schwersten litt er unter den Geschichts- und Literaturstunden, wo ein junger Oberlehrer durch den idealen Schwung seines Vortrags selbst die Mittelmäßigsten mitzureißen verstand. Für unseren Jungen blieb das ein unverstandener Wortschwall ohne Sinn und Interesse. Gequält suchten seine Augen die Decke oder durch das Fenster die freie Natur. Zu Hause versuchte seine Mutter, die eine Lehrerinnenprüfung bestanden hatte, ihm das Wesentliche der Schulpensen in Deutsch, Französisch und Englisch in einfacher Weise klarzumachen. In Tertia las man »Die Ahnen« von Freitag, zunächst »Ingo«. Mühsam war's, doch endlich kam's zum Schluß. Von der wunderbaren Poesie im letzten Teil, von Ingos Untergang in der brennenden Burg, von Irmgards Treue bis in den Tod, von der erfüllten Rache der Kriemhild-Königin Gisela, die der Nebenbuhlerin ihren Platz noch im Sterben neidet, fühlte sich die Mutter erschüttert. Mit einer Träne im Auge schließt sie das Buch. »Gott sei Dank!«

atmet der Junge auf und greift haſtig nach dem Buch, um es in die Tiefe des Schulränzels zu verſenken. Vorwurfsvoll blicken Mutter und Kind ſich an. »Weinſt du etwa um den Kerl, den Ingo?« fragt der Junge und ballt die Fauſt. »Warum der kleine Junge, der Ingraban, nicht gleich mit totgeht! Da hat der Freitag noch ein ganzes Buch geſchrieben. Das müſſen wir auch noch leſen!« Er ſchließt das Ränzel und eilt fort. Nach einer kleinen Weile folgt die Mutter ihm langſam in die Kinderſtube. Da ſitzt der abgeſpannte, blaſſe Junge von drüben mit blanken Augen und friſchen Bäckchen. Die Dampfmaſchine läuft und dreht verſchiedene meiſt ſelbſtgebaute Modelle, den Klopfhammer, das Rad, die Mühle, die Pumpe uſw. Das raſſelt und ſtampft, das bewegt ſich und lebt. Hier iſt ſeine Welt, ſein Element, ſeine Luft, ſeine Muſik und Poeſie.

Kurze Zeit nachher empfiehlt die Schule den Beſuch von »Wilhelm Tell«. Die Überlaſtung mit Schularbeit verhindert, das Stück zu leſen. Die Mutter wird im letzten Augenblick abgehalten. Statt ihrer geht ſtolz der faſt ebenſo einſeitig begabte Bruder, ein Quartaner, mit. Strahlend kommen die Knaben aus dem Theater zurück und erzählen, wie ſchön es da geweſen ſei. Die Bänke ſind genau ſo angeordnet wie im Phyſikſaal, ganz hoch bis an die Decke. Die Sitze ſind zum Klappen. Drollig, mit lebhaftem Gebärdenſpiel erklären ſie ihrem Vater (die Mutter verſteht leider doch nicht viel davon), wie die Stuhlſitze, der Vorhang, die Beleuchtungskörper uſw. funktionieren. Gar zu gern hätten ſie mal während der Pauſe hinter die Bühne geguckt, aber das ging nicht. »Und der Tell?« mahnt die Mutter. »Ach, der Tell, der war zu ſpaßig! Der hat ja gar nicht richtig geſchoſſen. Wupps macht der Junge, und weg flog der Apfel.« Beide zeigen triumphierend, wie der Knabe auf der Bühne ſich einen kleinen Ruck mit dem Kopf gegeben hat. Schließlich laſſen ſie ſich eine kindliche Zugabe des Inhalts abfragen. Die Hauptrolle ſpielen das Pferd im Engpaß und der Kahn im wirklichen Waſſer. »Ja, und dann, Mutter, das hätteſt du bloß ſehen ſollen, wie Frau Tell ihre Wäſche gewaſchen hat. Immer los rubbelt ſie auf einem Fleck herum. Ich guckte bloß hin, ob ſchon ein Loch drin iſt,« berichtet noch der Ältere.

Die Mutter ſchüttelt den Kopf über ihre unverbeſſerlichen Jungen. Der Vater ſtreichelt halb ſtolz, halb wehmütig ihre blonden Köpfe. Techniſch begabt und intereſſiert bis in die Fingerſpitzen. Aber was bedeutet das für die Schule. Wie ſollen ſie ihr Abitur erreichen! Durch eine Reihe günſtiger Zufälle kam es anders. Der Jüngere entwickelte ſich nach der ſprachlichen Seite ſo weit, daß er mitkam. Der Ältere blieb auffallend unbeholfen in Sprachen und ebenſo auffallend begabt in Mathematik und Phyſik. Der Direktor der Oberrealſchule tat ſtets, was nur in ſeiner Macht ſtand, um einſeitige ſtarke Begabungen zu fördern. Ein feinſinniger Neuphiloloģe führte den Jungen in Franzöſiſch und Engliſch von der Tertia bis zur Oberprima, behandelte ihn mit pädagogiſchem Takt ſeiner Begabung entſprechend und erreichte verhältnismäßig viel. Die wechſelnden Deutſchlehrer dachten meiſt anders. Je mehr ſie den einſeitig Begabten einſchüchterten und für ſchlechtweg »dumm« hielten, oder je ſtärker ſie ihn zu Leiſtungen preſſen wollten, die über die damalige Entwicklungsſtufe hinausgingen, um ſo geringer war der Erfolg. Für die romantiſchen Kämpfe und Liebesnöte der dichteriſchen Helden mangelte ihm einfach das Verſtändnis. Deshalb war ein ſchwung-

voller Aufsatz über ein literarisches Thema von diesem auf nüchternes Rechnen und Beobachtung des wirklichen Lebens eingestellten Jungen nicht zu erreichen. Es blieb also bei der »Vier« im Deutschen. Der Mathematik- und Physiklehrer kämpfte bei den Versetzungen und beim Abitur wie ein Löwe für seinen begabten Schüler.

So erreichte dieser Junge wider Erwarten glatt das Abitur. Gleichzeitig gelang es seinen eifrigen Deutschlehrern, ihm die Perlen unserer Literatur auf Jahre hinaus, wenn nicht für immer — bis auf den Grund der Seele zu verekeln. Ja, es geht wohl nichts über die harmonische Bildung um jeden Preis. Ein bißchen weniger wäre vielleicht mehr gewesen.

Als die Eltern ihren Dank aussprachen, gaben sämtliche Lehrer zu, daß dieses Abitur dem Zusammentreffen der geschilderten glücklichen Zufälle zu danken war. An 99 von 100 deutschen Anstalten wäre der Schüler trotz seiner auffallenden Fachbegabung gescheitert. Warum? —

England erobert und beherrscht die Welt mit sehr viel weniger Sprachkenntnissen, Abstempelung und grauer Theorie. Der kluge Angelsachse wußte von jeher den Praktiker gebührend zu werten und auf den richtigen Platz zu stellen. Bei uns gab es dagegen bis zum Zusammenbruch viel wohlabgestempelte Repräsentation, Titel, Würden, Tradition und keinen Diplomaten unter sechzehn Ahnen usw.; der Praktiker aber waren erschreckend wenige unter unseren Spitzen. Die Revolution hat unsere unglückliche Liebe zum Schematisieren nicht zerstört. Sie sucht nur nach neuen Formen.

Wenn wir die Einheitsschule nicht in ihrem tiefsten Sinn erfassen, jede Begabung in ihrer Art zu werten und zu fördern, so werden wir das Gegenteil erreichen von dem, was wir wollen. Das Abstempelungswesen wird noch schlimmer auf die Spitze getrieben werden. Viele von den einseitig technisch Begabten kann man getrost im sechsten bis zehnten Lebensjahr zu den Minderbefähigtsten in die Hilfsschule stecken und durch pädagogische Kunst und Suggestion *zeitlebens auf der niedrigsten Bildungsstufe festhalten*, so daß sich nur selten einer bewußt wird, welche Kraft und Fähigkeit in ihm ruhten.

Jede technische Fachbegabung, die wir niederhalten, bedeutet einen unersetzlichen Verlust für unser Wirtschaftsleben, jede technische Begabung, die wir ins Ausland treiben, stärkt die fremde Konkurrenz. Wir leben heute nicht mehr im Altertum, nicht im Mittelalter, noch zur Biedermeierzeit in der klassischen Atmosphäre des geruhigen, harmonischen Auslebens der Einzelpersönlichkeit. Wir leben im Zeitalter der Maschine, der Technik, im fieberhaften Konkurrenzkampf mit England, mit allen Völkern Europas, des Westens und des aufstrebenden Ostens. Nie war das wirtschaftliche Leben in seinen Anforderungen so schwer, so kompliziert, so differenziert. *Gerade die starken Fachbegabungen sind es, die wir brauchen*, die sich mit voller Kraft und Ausschließlichkeit einsetzen und auswirken, um auf den verschiedensten Sondergebieten das Höchste zu erreichen. Das Volk, welches über die findigsten und tüchtigsten Praktiker, Techniker und Kaufleute verfügt, wird den Weltmarkt beherrschen. Aus dieser Erkenntnis sollten wir endlich die Konsequenzen ziehen auch für unser Schulwesen: Freie Bahn dem Tüchtigen! Freie Bahn dem Fachbegabten!

# Gleitende Löhne

Von Artur Heichen

Von verschiedenen Seiten wird der Arbeiterschaft neuerdings als Heilmittel aus den Drangsalen und Wirrnissen dieses Erdendaseins der Übergang zu gleitenden Löhnen — gleitend in dem Ausmaß, wie sich das Preisniveau, die Kosten der Lebenshaltung bewegen — anempfohlen. Gleichgültig unter welchem Namen (Indexlöhne, Gehaltsmark, Lohnmark) und mit welchen Modalitäten die einzelnen Vorschläge auftreten, im Kern laufen dieselben auf dasselbe Prinzip hinaus, nämlich die Löhne entweder direkt proportional oder abgeschwächt-degressiv oder innerhalb bestimmter, im voraus festgelegter Skalenstufen sich ändern zu lassen, je nachdem, wie sich die Lebenshaltungskosten verschieben, und zwar gehen die Bestrebungen dahin, einen solchen »Automatismus« der Lohnregelung — denn nichts anderes ist es — zum integrierenden Bestandteil abzuschließender Tarifverträge zu erheben. Dieses Bestreben ist durchaus verständlich. Man will sich von der Geldentwertung, von den unaufhörlichen Schwankungen der Kaufkraft des Geldes befreien und einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht finden. Man will einen gewissen Mindestkonsum für den einzelnen, ein Existenzminimum garantieren und ein für allemal festlegen. Überdies stellt man dabei die so notwendige »Befriedung« unseres Wirtschaftslebens, ein Nachlassen der Streiks und Arbeitskämpfe in Aussicht. In England ist man auch bereits zu diesem System gleitender Löhne in einzelnen Gewerbszweigen (vergl. dazu »Reichs-Arbeitsblatt«, Februar 1920, S. 154: »Gleitende Löhne in England«) übergegangen — aber wohlgemerkt, das geschah im siegreichen England, dessen Reichtum und Prosperität auch heute noch trotz aller Kriegsverluste im großen und ganzen ungebrochen ist. Welche Rückwirkungen auf die deutsche Volkswirtschaft aber wären zu erwarten, wenn die Arbeitnehmerschaft auf der ganzen Linie — nicht nur an einzelnen Stellen wie im Bankgewerbe — die Durchführung des Systems gleitender Löhne durchsetzen wollte? Die große Mehrheit des Volkes — denn das ist die Arbeitnehmerschaft — würde damit im voraus Anspruch auf ein stabiles und gleichbleibendes, jedenfalls nicht sinkendes Realeinkommen erheben, das den größten Teil des gesamten Volkseinkommens überhaupt ausmacht. Eine Elastibilität des Realeinkommens ist jedenfalls ausgeschlossen. Wenn die Bedürfnisse für volkswirtschaftliche Kapitalrücklage und Kapitalneubildung ebenfalls die gleichen und unelastisch bleiben, ist vielleicht alles in Ordnung. Ebenso bleibt alles im Lot, wenn die Entente die gratis zu leistenden Wiedergutmachungen im voraus in ihrer Höhe fixiert. Wenn aber die Reparationskommission oder der Oberste Rat die Leistungen Deutschlands seiner wachsenden Zahlungsfähigkeit gemäß fortlaufend feststellen und heraufsetzen wird, was dann? Aus welchen Fonds sollen — wenn nicht aus der weggesteuerten erhöhten Produktion — dann die Lohnerhöhungen bestritten werden? Aus diesem Dilemma gibt es keinen Ausweg. Entweder die Arbeitnehmerschaft Deutschlands saboliert mit ihren automatisch anwachsenden Löhnen die Ausführung des Friedensvertrags — mit Erfolg kann sie das aber nicht tun, weil ihr dazu die Machtmittel fehlen —, oder aber das deutsche Volk lebt von seinem volkswirtschaftlichen Kapital, was im Effektenausverkauf und in der Kapitalüberfremdung seinen Ausdruck fände, oder aber zu guter Letzt auch weiterhin wie

bisher vom Konsumtivkredit, indem wir weiterhin Noten und kurzfristige Schuldverschreibungen exportieren und dem Ausland Forderungsrechte schaffen, deren Verzinsung wiederum die Zahlungsbilanz zu unseren Ungunsten belastet. Sonst bleibt nur der Ausweg, daß wir zunächst die Schatzwechselwirtschaft des Reiches fortzusetzen suchen mit all ihren inflationistischen Folgeerscheinungen, wie Steigerung des Notenumlaufs, Aufblähung des Giral- und Depositengeldes — und mit dem Endeffekt einer zunehmenden Entwertung unserer Papiermark. Natürlich würde nicht eine der gekennzeichneten Erscheinungen getrennt für sich, sondern ebenso, wie es heute ist, miteinander und ineinander verflochten auftreten. Allerdings wären Lohnsteigerungen, die nicht durch folgende Geldentwertung aufgehoben werden sollen, noch für den Fall denkbar, daß sie auf Kosten anderer Klassen erfolgen, vor allem der breiten Schichten des sogenannten Mittelstandes, dessen Lebensstandard heute in einzelnen Fällen proletarischer ist als der durchschnittliche des eigentlichen Proletariats. Das würde nichts anderes heißen als: der Klassenkampf schlägt um in einen brutalen Schichtenkampf. Daß wirksame Lohnsteigerungen nicht aus den großen Einkommen, die an Zahl so verschwindend gering gegenüber der großen Masse der kleinen Einkommen sind, bestritten werden können, braucht an dieser Stelle wohl nicht besonders erwähnt zu werden.

Man kann das Problem gleitender, das heißt steigender Löhne noch von einer anderen Seite betrachten. Welche volkswirtschaftliche Funktion haben denn steigende Preise? Sie sind doch keine Teufelserfindung der Volkswirtschaft, sondern sind nur der Ausdruck für eine bestehende Knappheit an Gütern. Die Ausschreitungen des Schieber- und Wuchertums können diese Wahrheit wohl verdunkeln, bilden selber aber kein Argument dagegen. Steigende Preise sind das Konjunkturbarometer der Volkswirtschaft, sie zeigen an, daß zwischen der nationalen Produktion und dem nationalen Konsum ein Mißverhältnis besteht. Die Konsumansprüche so weit herabzuschrauben, die Produktion so weit zu steigern, daß beide in Einklang kommen, daß der Konsum nur mehr aus der laufenden Produktion gedeckt wird, das ist die volkswirtschaftliche Aufgabe steigender Preise. Ein anderes Mittel, auf Sparsamkeit, auf Beseitigung des Überkonsums hinzuwirken, gibt es jedenfalls außer Zwangsrationen und den nur ungenügend wirksamen Steuern nicht. Daß wir auch heute noch weit über unsere Verhältnisse leben, daß wir noch tief im »Überkonsum« stecken, dafür gibt es der Symptome genug: die Passivität unserer Zahlungsbilanz, die steigende Verschuldung ans Ausland durch Ausverkauf und Überfremdung, durch Export von Noten und kurzfristigen Schuldverschreibungen (neuerdings sogar Schatzwechsel!) und — last not least — die fiskalische Defizitwirtschaft im Reich, in den Bundesstaaten und Gemeinden.

Gleitende Löhne und Überkonsum — wie verhalten sich beide zueinander? Vorausgesetzt also, die Löhne steigen automatisch wie die Lebenskosten steigen (der Begriff selber ist als ein rechter Kautschukbegriff ungemein vieldeutig). Mit jeder Lohnsteigerung wird »zusätzliche Kaufkraft« geschaffen, und es entsteht nun die Frage, ob diese neue Kaufkraft, die an den Markt drängt, einen Gegenwert in einer erhöhten, zusätzlich produzierten Gütermenge findet. Dann nämlich wäre eine Lohnsteigerung irrelevant und brauchte nicht notwendigerweise sich in Preissteigerungen umzusetzen. Eine Produk-

tivitätssteigerung kann aber als ausgeschlossen gelten, denn die Lohnsteigerungen werden ja ganz automatisch-mechanisch von außen bewirkt und berühren die wirtschaftliche Psychologie des Arbeiters überhaupt nicht. Hierin liegt der entscheidende Unterschied von den Lohnsteigerungen, die als Folge des Unterschieds zu anderen Arbeits- und Lohnmethoden (Akkord-, Prämienlöhne, eventuell auch Gewinnbeteiligung) mittels Beeinflussung der Psyche des Arbeitnehmers Produktions- und Produktivitätssteigerungen ohne weiteres nach sich ziehen, oft sogar, wie im Falle des Akkords, die Lohnsteigerungen überkompensieren. Eine solche Möglichkeit kann aber im Falle einer automatischen Bindung der Löhne an die Preise rundweg als ausgeschlossen gelten. Höchstens, daß die Lohnsteigerungen den Arbeitgeber zwingen, auf eine Minderung der übrigen Unkosten der Produktion, Einführung arbeitsparender Maschinen usw. hinzuwirken. Solche Produktivitätssteigerungen mittels rationeller Ausgestaltung des Produktionsprozesses finden jedoch bald ihre Grenzen und können jedenfalls nicht in dem Tempo wie die Lohnsteigerungen wachsen.

Zudem ist es um manche Produktivitätssteigerungen in der Industrie unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein heikel Ding. Menschenarbeit sparen heißt das Arbeitslosenheer verstärken. Die Kosten, um die die Produktion in der einzelnen Privatwirtschaft vermindert wird, werden der Gesamtheit, den öffentlichen Körpern aufgebürdet. Mitnichten bedeutet also Produktivitätssteigerung der Privatwirtschaft ohne weiteres auch Produktivitätssteigerung der Volkswirtschaft. Unsere industrielle Reservearmee, das Heer der Arbeitslosen, das wir mit durchschleppen müssen, darf bei solchen Betrachtungen nie aus dem Auge verloren werden. Es bleibt also dabei. Der einzige Effekt, den wir sehen, wenn man die Löhne an die Preise bindet, ist der einer Verstärkung aller *inflationistischen* Erscheinungen. Er bedeutet — vorübergehend zunächst — Sanktionierung und Galvanisierung des Übereinkommens, er bedeutet auch — ebenso vorübergehend — Garantie und Stabilisierung der Lebenshaltung auf einem bestimmten Niveau für die breiten Massen, aber eben nur vorübergehend. Bald würde das künstlich aufgerichtete System durchbrochen werden und der Wettlauf zwischen Löhnen und Preisen mit zunehmender Geschwindigkeit einsetzen; wer schließlich dabei zuerst unterliegt, das kann nicht zweifelhaft sein. Deshalb ist es geboten, rechtzeitig zu warnen, ehe solch ökonomischer Irrwahn sich in breiten Kreisen festsetzt, denn den Schaden solcher Experimente müßte doch schließlich die Arbeiterschaft zuallererst bezahlen. Der Gedanke schon an sich, die Löhne von den Preisen zu emanzipieren, ist unter den heutigen Umständen absurd. Keinem nationalökonomischen Kunstgriff kann es gelingen, einen Ausweg aus den Wirtschaftsnöten zu finden, dagegen verschlägt nur eines, was schon so oft vorgetragen und dieserhalb unangenehm zu hören ist: *mehr produzieren, weniger verbrauchen.*

Allerdings muß es schwer halten, der Arbeitnehmerschaft solche wenig tröstlichen Wahrheiten gerade in einem Augenblick zu sagen, wo der Kapitalismus, seiner Stärke und Unentbehrlichkeit bewußt, wahre Orgien feiert. Über die Dividendenpolitik, den Bezugsrechts- und Bonusschwindel wird an anderer Stelle zu reden sein. Die Kapitalisten der Kaliindustrie dokumentieren ihre »fachmännische«, volkswirtschaftliche Einsicht und ihren nationalen Sparsinn auf ihre Weise. Sie verteilen augenblicklich »nur 35 Prozent«.

# Das Hamburger Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen

Von Dr. Erich Wilke, Oberlehrer

Wenn es auch zu beklagen ist, daß in der Nationalversammlung für den deutschen Einheitsstaat keine Mehrheit vorhanden war, so hat doch das Weiterbestehen der Einzelstaaten manchen Vorteil. Es können Reformen, für die im Reichstag keine Mehrheit vorhanden ist, in den Staaten durchgeführt werden, in denen sich das Landesparlament dafür entscheidet, und auf diese Weise aus Erfahrung festgestellt werden, ob eine Reform zweckmäßig ist und in ganz Deutschland eingeführt zu werden verdient. So richten sich die Augen vieler Schulreformer auf Hamburg, wo manche Neuerung eingeführt ist, auf die man in Preußen noch vergeblich wartet. Im April dieses Jahres hat die Bürgerschaft ein Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen beschlossen, das von allen Schulverwaltungen, Landtagen und Schulmännern eingehend studiert zu werden verdient.

In vollem Umfang ist hier die kollegiale Schulverwaltung durchgeführt worden. Der Schulleiter ist nur ausführendes Organ des Lehrerkollegiums, das in allen wichtigen Angelegenheiten selbst entscheidet. Er hat nur das Recht, gegen die Beschlüsse, »die nach seinem Dafürhalten undurchführbar sind oder den gesetzlichen Vorschriften und den Verordnungen der Oberschulbehörde zuwiderlaufen, Einspruch zu erheben« und dann, wenn die Mehrheit den Beschluß aufrechterhält, der Oberschulbehörde zu berichten. Er verwaltet seinen Posten ehrenamtlich, führt keine besondere Amtsbezeichnung und wird von dem Lehrerkollegium auf drei Jahre gewählt.

An der Verwaltung der Schule nimmt auch der Elternrat teil, der in Hamburg weit größere Rechte als in Preußen hat. So ist einzelnen von demselben »beauftragten Mitgliedern Einblick in die Schulverwaltung zu gestatten«. Bei der Durchführung der Vorschriften über die Schulpflicht soll der Elternrat die Oberschulbehörde unterstützen. »Die für die Erfüllung der Schulpflicht verantwortlichen Personen, die ein Kind ohne hinreichenden Grund der Schule entziehen, können auf Antrag des Elternrats durch die zuständige Polizeibehörde in eine Geldstrafe bis zu 150 Mark für jeden Fall der Übertretung genommen werden.« Wenn es in dem Gesetz heißt, daß Aufsichtsbefugnisse gegenüber den Mitgliedern des Lehrkörpers dem Elternrat nicht zustehen, so wird auch diese Bestimmung durch die folgende eingeschränkt: »Der Elternrat hat der Oberschulbehörde Anzeige zu erstatten, wenn Schulkinder in einer Weise beschäftigt werden, die gegen die Vorschriften über die Kinderarbeit verstößt oder ihre Gesundheit schädigt.« Die Elternräte können zu ihren Sitzungen auch Vertrauensschüler als Vertreter der Schülerschaft mit beratender Stimme heranziehen: »Jede Klasse, deren Zöglinge bei regelmäßigem Aufstieg ein Alter von fünfzehn oder mehr Jahren haben, wählt aus ihrer Mitte einen Vertrauensschüler.« Der Elternrat ist verpflichtet, in Angelegenheiten der Schülerschaft Anträge, die von der Mehrheit der Vertrauensschüler unterstützt werden, entgegenzunehmen; den Vertrauensschülern ist Gelegenheit zur mündlichen Begründung ihrer Anträge zu geben.

Mit den größeren Rechten, die der Elternrat in Hamburg hat, sind auch größere Pflichten verbunden. Er soll nicht nur, wie in Preußen, alle halbe Jahre mindestens einmal zusammentreten, sondern »in der Regel einmal im Monat«, nach Bedarf »öfter«. Auf Antrag des dritten Teils der Mitglieder, da sich die Zahl derselben auf neun beläuft, also auf Antrag von drei Mitgliedern, muß eine besondere Sitzung stattfinden. Wenn in Preußen empfohlen wird, möglichst oft Elternversammlungen einzuberufen, so ist in Hamburg vorgeschrieben, daß der Elternrat in der Regel vierteljährlich einmal die Elternschaft zusammenberuft. Auch muß der Elternrat jährlich der Elternschaft und dem Lehrkörper in einer gemeinsamen Versammlung

Bericht erstatten. Ferner können die Elternräte mehrerer Schulen gemeinsame Sitzungen abhalten, sofern es zur Beratung von Fragen, die verschiedene Schulen angehen, sachdienlich erscheint. Wenn dieser Fall auch in den preußischen Bestimmungen nicht vorgesehen worden ist, so werden doch die Elternräte verschiedener Schulen durch nichts gehindert, zu einer Beratung zusammenzukommen, zum Beispiel wenn sie bei den städtischen Körperschaften dafür eintreten wollen, die Schulen, für die sie gewählt worden sind, besser mit Kohlen zu versehen.

Von den Mitgliedern aller Elternräte und aus denselben wird in Hamburg eine Elternkammer gewählt, die 100 Personen umfaßt. Erfreulicherweise hat man nicht besondere Elternkammern für die einzelnen Schulgattungen vorgesehen; also nicht eine Elternkammer für höhere Schulen, eine zweite für mittlere Schulen und eine dritte für Volksschulen. Das wäre ein Rückfall in die Zeiten des Dreiklassenwahlsystems. Dafür ist aber den verschiedenen Schularten in der Elternkammer eine bestimmte Zahl von Sitzen zugewiesen. Es sollen die staatlichen Volksschulen 66, die höheren Staatsschulen einschließlich der Lehrerbildungsanstalten 22, die Schulen der Landgemeinden 6 und die nichtöffentlichen Schulen ebenfalls 6 Vertreter erhalten. Wenn dieses Verhältnis der Zahl der Schulen entspricht, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Diese Elternkammer bildet zusammen mit der Lehrerkammer den Schulbeirat. Die Lehrerkammer soll ebenfalls aus 100 Mitgliedern bestehen. Daß sie indes nach demselben Verhältnis wie die Elternkammer gewählt werden soll, erscheint mir bedenklich; denn Lehrer, welche durch gemeinsame Anschauungen verbunden sind, wie zum Beispiel die sozialdemokratischen Lehrer, haben sicherlich den Wunsch, eine einzige Liste aufzustellen, auch wenn sie in verschiedenen Schulgattungen tätig sind. Sie werden dann schon dafür sorgen, daß die Lehrer der verschiedenen Schularten darauf vertreten sind. Wenn aber zum Beispiel die Lehrer in den Landgemeinden nur 6 Vertreter in die Lehrerkammer entsenden dürfen, so kann leicht eine Minderheit ohne Vertretung bleiben, zumal da es eine Stadtliste oder eine Staatsliste, auf die die Reststimmen anzurechnen sind, nicht gibt. Immerhin ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Lehrer der verschiedenen Schulgattungen eine einzige Lehrerkammer bilden sollen. Der Verband der akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands hat zum Beispiel im vorigen Jahre auf der Tagung seiner Vertreter in Kassel eine solche allgemeine Lehrerkammer abgelehnt und für die verschiedenen Schulgattungen beziehungsweise für die Lehrer mit verschiedener Vorbildung besondere Kammern verlangt. Die Oberlehrer fürchten offenbar, in einer solchen Kammer nicht genügend Einfluß zu haben, da sie in der Minderheit sind. Sie können aber trotzdem einen ebenso großen, wenn nicht einen noch größeren Einfluß als die Volksschullehrer haben; dieser soll sich aber durch die geistige Überlegenheit geltend machen. Es widerspricht den Grundsätzen der Demokratie und des gleichen Wahlrechts, wenn eine besondere Oberlehrerkammer, die von weit weniger Wählern gewählt wird, dieselben Rechte wie die Volksschullehrerkammer haben soll; denn es gibt weit mehr Volksschullehrer als Oberlehrer.

Der aus einer Elternkammer und einer Lehrerkammer bestehende Hamburger Schulbeirat hat nun das Recht, Anträge bei der Oberschulbehörde zu stellen, und die Pflicht, auf Ersuchen derselben Gutachten zu erstatten. »Über alle das Schulwesen betreffenden Gesetzentwürfe und auch tunlichst über wichtige Verordnungen hat die Oberschulbehörde ein Gutachten des Schulbeirats einzuziehen.«

Da es sich nun um einen Schulbeirat handelt, kann selbstverständlich eine Schulreform auch nicht gegen den Willen desselben durchgeführt werden. Die letzte Entscheidung hat immer die Hamburger Bürgerschaft, die auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts gewählt worden ist, oder die Oberschulbehörde, die von dieser eingesetzt worden ist. Damit die Oberschulbehörde auch über die Ansicht der in der Minderheit gebliebenen Gruppen des Schulbeirats unterrichtet ist, enthält das Gesetz den folgenden Paragraphen: »Den in der Minder-

heit gebliebenen Gruppen steht, sofern sie mindestens ein Viertel der bei der Beratung anwesenden Vertreter bilden, das Recht gesonderter Berichterstattung und Antragstellung zu.« Besser wäre es noch, wenn ein Achtel der Personen genügen würde, um eine solche Berichterstattung zu ermöglichen. Die Verhandlungen des Schulbeirats sind öffentlich.

Jede der beiden Kammern kann besonders tagen. Sie können sich aber auch zu einer gemeinschaftlichen Sitzung vereinigen. Hierüber entscheidet ihr Gesamtvorstand. Beide Kammern müssen auch ihren Wählern Rechenschaft ablegen. Ebenso wie der Elternrat jeder Schule die Elternschaft alle Vierteljahre zu einer Sitzung zusammenrufen soll, so muß auch die Elternkammer vierteljährlich eine Versammlung einberufen, zu der jeder Elternrat einen Vertrauensmann entsenden muß. Ferner hat die Lehrerkammer in einer ebenfalls alle Vierteljahre stattfindenden Versammlung den Vertrauensmännern der Lehrkörper über ihre Tätigkeit Rechenschaft abzulegen.

## Literarische Rundschau

R. Pollak, **Volksvertretung.** (Publikation der österreichischen Exportakademie.) Wien 1919. 27 Seiten. Preis 2 Kronen.

Pollak schlägt vor, an die Stelle der Volksvertretung auf territorialer Grundlage ein »System der idealen Interessenvertretung« zu setzen, so daß die Gruppierung der Wähler nach wirtschaftlicher und geistiger Richtung erfolgt. Jedem Wähler solle der Anschluß an einen Wahlkörper freistehen. Die politische Parteizugehörigkeit solle sich innerhalb der Wahlkörper ausleben, deren Vertreterzahl nicht einfach nach der zahlenmäßigen Stärke der Wählergruppen, sondern nach der Bedeutung derselben für das Staatsleben zu bestimmen wäre. (Wer bestimmt diese Bedeutung objektiv?) Um Personen in die Volksvertretung zu bekommen, die wirklich Vertrauensleute der Wähler sind, müsse das ohnehin schwerlich haltbare System der gebundenen Listen durch jenes der freien Listen ersetzt werden. Die Folge wird sein, meint Pollak, daß »das Nivellieren, das Schablonisieren erschwert wird, daß die Individualitäten, die Persönlichkeiten erheblich mehr als bisher sich werden durchsetzen können, daß die Parteischattierungen sich vermehren werden und daß vielleicht die eine oder andere, nicht besonders festgefügte der bisherigen Parteien geschädigt werden wird«. H. Fehlinger

Felix Hollaender, **Salomons Schwiegertochter.** Roman. Berlin, Verlag Ullstein & Co. Preis in Halbleinen gebunden 26 Mark.

Im Verhältnis zu früheren Büchern ist Felix Hollaender ein bescheidener Mann geworden. Es ging ihm wie Wilhelm Hegeler. Erst Stürmerdrang und Zeitgeist, dann genügsam und harmlos. Und wenn sein vergriffener Weltanschauungs- und Entwicklungsroman vom »Weg des Thomas Truck« in diesen Tagen neu aufgelegt wird, so sicher nicht, damit der Leser Vergleiche zwischen diesem und dem neuen Buche ziehen soll; denn der Vergleich würde bestimmt nicht zugunsten des letzteren ausfallen. »Salomons Schwiegertochter« ist eine amüsante Geschichte aus Berlin W. Eine junge selbstbewußte Arbeiterin wird die Frau des jungen Artur Salomon, sehr zum Verdruß der Eltern, die andere Pläne hatten. Um den Kampf zwischen der, nebenbei glänzend gezeichneten, Schwiegertochter und der alten Frau Salomon rankt sich Familienmilieu. Die Pikanterie des Romans, auf die Berlin W-Autoren nicht gern verzichten, liegt darin, daß die Schwiegertochter durch das ganze Buch hindurch sich brünstig-sexuell nach dem Schwiegervater sehnt. Daß dieser neue Roman Hollaenders nicht über das Mittelmäßige hinausgeht, darüber sind wohl Autor und Verleger mit uns einer Ansicht. Kl

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 14 38. Jahrgang · 2. Band 2. Juli 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie. Von Bernhard Rausch. I.

Gefährdeter Kriegsgewinn Englands in Persien. Von Erwin Barth.

Eine neue Geschichtsphilosophie. Von Dr. J. Schikowski.

Ein Vierteljahrhundert Sozialpädagogik. Von Dr. Artur Buchenau (Berlin).

Zum Währungsstreit. Von Artur Heichen.

Wilhelm Holzamer als Erzähler und Poet. Von Joseph Kliche.

◆◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.


# An unsere Leser!

Mit dem 1. Juli 1920 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

**◆ 1 Mark ◆**

**bei Vierteljahrsbezug 13 Mark.**

Unsere Erwartung, daß das Steigen des Papierpreises ein Ende nehmen würde, ist getäuscht worden. Es ist wiederum ein erheblicher Aufschlag erfolgt, der uns zwingt, mit einer nochmaligen Erhöhung vorzugehen. Wir bitten unsere Leser, der Neuen Zeit in dieser schweren Zeit die Treue zu bewahren.

Hochachtungsvoll

**Der Verlag der Neuen Zeit**


**Verkäuflich** Neue Zeit, ab Jahrgang IX (1891) komplett gebunden samt Register

**Gesucht** Neue Zeit, Jahrgänge I—VIII gebunden

Offerten erbeten an
**Paul-Schiff**
Wien IV
Alleegasse 20.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14 Ausgegeben am 2. Juli 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie

Von Bernhard Rausch

I

Eine epochemachende Leistung des bekannten Kriegshistorikers Hans Delbrück ist die von ihm ausgebildete Lehre, daß in der Weltgeschichte zwei Grundformen der Kriegführung zu beobachten und begrifflich festzustellen sind: die Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie.

Die Niederwerfungsstrategie, die dem Wesen des Krieges am meisten zu entsprechen scheint, besteht in dem Streben nach Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Die gewollte und gesuchte Schlacht ist ihr das Hauptmittel zur Erreichung des Kriegszwecks. Eine Strategie dagegen, die den Gegner nicht durch direktes Anpacken, sondern durch Aushungerung, Manöver und andere Kriegsmittel allmählich lahmzulegen versucht, nennt man Ermattungsstrategie. Niederwerfungsstrategen waren: Alexander, Cäsar, Napoleon, Scharnhorst, Moltke, Schlieffen. Ermattungsstrategen: Hannibal, Gustav Adolf, Friedrich II. Der Gegensatz zwischen Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie ist wie überall nur ein relativer. Denn wie die Niederwerfungsstrategie sehr wohl auch das Manöver anwendet, um eine Schlacht in einer ungünstigen Situation zu vermeiden und in einer günstigen herbeizuführen, so muß auch die Ermattungsstrategie »die Gelegenheit, die im Kriege nicht wartet«, zu ergreifen und Schlachten zu wagen verstehen. Welche Grundtendenz der Strategie indessen die jeweils gegebene und am meisten Erfolg versprechende ist, hängt nicht von der freien Wahl des Feldherrn ab, sondern ist in den allgemeinen historischen Verhältnissen begründet, deren gebietendem Zwang die Strategie sich anzupassen verstehen muß, soll sie nicht Schiffbruch erleiden.

Die Ermattungsstrategie war in früheren Jahrhunderten vorwiegend die Kampfesweise der Söldnerheere. Diese waren ein kostbarer, schwer zu ersetzender Schatz, mit dem sparsam gewirtschaftet werden mußte. Man vermied Schlachten möglichst wegen der unvermeidlichen eigenen Verluste und suchte seine Zwecke schon durch »Manöver« zu erreichen. Als Friedrich II. im Jahre 1744 offensiv bis tief nach Böhmen hinein vorstieß, operierte Feldmarschall Traun so geschickt gegen das preußische Heer, daß es sich in einem drei- bis viermonatigen Manöverkrieg durch Strapazen, Krankheiten, Desertion und vor allem dadurch, daß ihm die Lebensmittel abgeschnitten wurden, nahezu auflöste. Diese bittere Erfahrung klärte Friedrich II. über die Grenzen der ihm möglichen Kriegführung auf. Er nannte Traun gern seinen Lehrmeister und erblickte in der Schlacht fortan nur ein »verzweifeltes Hilfsmittel«.

Durch Friedrich II. gelangte die Ermattungsstrategie im achtzehnten Jahrhundert auf ihren Höhepunkt. Die sozialen Umwälzungen der Fran-

zösischen Revolution schufen dann die Grundlage für eine völlig neue, der alten Ermattungsstrategie und »systematischen Kriegführung« unendlich überlegene Strategie. Napoleon, der über Massenheere aus dem sprudelnden Quell der Volkskraft verfügte, warf die bedächtig und schwerfällig operierenden Heere des ancien régime durch wuchtigen Anprall und Masseneinsatz in stürmischem Siegeslauf über den Haufen. Er löste die alte Ermattungsstrategie durch die wieder neuauflebende Niederwerfungsstrategie ab. Die Erfahrungen der Napoleonischen Kriege, in denen der französische Kaiser die Grundsätze der neuen Kriegführung sehr bald seinen Gegnern aufzwang, hat der preußische Kriegsphilosoph Clausewitz in seinen theoretischen Schriften dem preußischen Heere der allgemeinen Wehrpflicht vermittelt.

Das von Clausewitz errichtete theoretische Lehrgebäude der Niederwerfungsstrategie bildete das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch und bis zum Beginn des Weltkriegs die hohe Schule des deutschen Generalstabs. In diesem Geiste der Niederwerfungsstrategie hat Moltke seine Kriege geführt, in ihm sind die Schlieffen, der jüngere Moltke, Falkenhayn, Hindenburg und Ludendorff erzogen. Er beherrschte den Drill des deutschen Heeres, die Gewöhnung zu rücksichtslosem Drauflosstürmen, auf ihn waren Taktik und Strategie völlig eingestellt, und an seine Siegesrezepte glaubten unsere Militärs wie an ein Evangelium. Taktik und Strategie können aber nie ein losgelöstes Eigenleben führen und nie fertige Rezepte zu beliebigem Gebrauch liefern. Sie hängen jeweils von den vorhandenen Gesamtbedingungen der Kriegführung, der technischen Höhe des Kriegsmaterials, vor allem aber der Zahl und sozialen Struktur der lebendigen Streitkräfte ab. Taktik und Strategie wurzeln deshalb unmittelbar in den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und befinden sich wie diese in beständigem Fluß. In Friedenszeiten, bei unwirklichen Manöverbildern, vermag Unzweckmäßiges und Überlebtes noch lange ein Scheindasein führen. Im Kriege folgt jedem Fehler die Strafe unmittelbar auf dem Fuße, und der allein sichere Maßstab für die kritische Beurteilung kriegerischer Aktionen ist ihr Erfolg.

Seit den Tagen der Napoleon und Moltke haben sich die politischen und sozialen, wirtschaftlichen und technischen Grundlagen für die Kriegführung in Europa so gründlich geändert, daß deren Rückwirkung auf die Strategie nicht ausbleiben konnte. In der Tat hat Hans Delbrück schon lange vor dem Weltkrieg, als die offizielle Kriegswissenschaft noch völlig in den Gedankengängen der glorreichen Vergangenheit befangen war, auf Grund eines historisch-kritischen Vergleichs die geniale Vermutung ausgesprochen, daß ein kommender Krieg zu Formen der Ermattungsstrategie zurückführen werde.

Diese scharfsinnige Voraussage blieb von den zünftigen Militärs leider ebenso unbeachtet, wie alle sonstigen grundlegenden Leistungen Delbrücks auf kriegswissenschaftlichem Gebiet nur zu lange unbeachtet geblieben sind. Delbrück hat in den neunziger Jahren einen langen literarischen Kampf gegen die offiziellen Kriegswissenschaftler des Generalstabs über die Strategie der friderizianischen Kriege geführt, deren Charakter als Ermattungsstrategie er nachgewiesen hatte. Das vielbändige Werk, das der Große Generalstab über die Kriege Friedrichs II. herausgab, ging von der Voraussetzung aus, daß der preußische König natürlich die richtigen, also in den Augen der Generalstäbler die napoleonisch-moltkeschen Prinzipien gehabt habe. Das führte zu einer gewaltsamen Einzwängung klarer Tatsachen in

ein doktrinäres Schema, in das sie nicht paßten, und zu den unnatürlichsten Verrenkungen und künstlichsten Konstruktionen. Inzwischen hat Delbrück wissenschaftlich längst gesiegt, aber wir müssen ihm durchaus zustimmen, wenn er heute schreibt: »Wenn in den Kreisen, in denen sich die Anschauungen der Falkenhayn und Ludendorff oder schon früher der Schlichting, Schlieffen, Moltke II bildeten, eine stete, eindringende Überlegung über das Wesen und die Möglichkeiten der friderizianischen Ermattungsstrategie stattgehabt hätte, so hätte unsere Vorbereitung für den Weltkrieg vielleicht eine etwas andere Gestalt angenommen.« (Hans Delbrück, »Falkenhayn und Ludendorff«, »Preußische Jahrbücher«, Mai 1920.)

Die Anerkennung der Erkenntnis Delbrücks als einer »epochemachenden Entdeckung« hätte freilich zu einer grundlegenden Umwälzung unseres gesamten Militärwesens, der Strategie, Taktik, Truppenerziehung usw. führen müssen. Die alten Götzen, die man bisher angebetet hatte, wären mit einem Schlage gestürzt worden. Grund genug, daß man sich unter Führung des Generals v. Bernhardi dafür entschied, die Schriften des gelehrten Zivilisten als »konfusen Nonsens« abzutun.

Der Ausgang des Krieges hat Delbrück recht gegeben, denn er hat zur Evidenz dargetan, daß in ihm die Ermattungsstrategie über die Niederwerfungsstrategie triumphiert hat. Die Merkmale, die die Ermattungsstrategie des Weltkriegs mit der früherer Jahrhunderte gemeinsam hat, springen in die Augen, wobei es sich selbstverständlich nicht um die Wiederholung gleicher Erscheinungsformen, sondern lediglich um gleiche Unterschiedsmerkmale auf einer höheren Stufenleiter handelt. Am hervorstechendsten ist hier die englische Hungerblockade. Auch die finanzielle Erschöpfung des Gegners ist immer ein besonderes Kriegsmittel der Ermattungsstrategie gewesen, denn es ist eine uralte Weisheit, daß zum Kriegführen Geld und dreimal Geld gehört. Wie Friedrich II. bestrebt war, den letzten Taler in der Tasche zu behalten, so wollte und hat England den Krieg mit den letzten silbernen Kugeln entschieden. Auch das Moment der Zeit zeigt eine Wiederkehr der Ermattungsstrategie an, denn deren Kriege haben sich von denen der Niederwerfungsstrategie von jeher durch ihre längere Dauer unterschieden. Sie wurden meist in so viel Jahren wie die letzteren in Wochen und Monaten durchgefochten. Ferner erinnert der Stellungskrieg des Weltkriegs an die starren, schwerfälligen, sich lang gegenüberliegenden Schlachtreihen der früheren Ermattungsstrategie, und schließlich ist auch die fast reine Magazinalverpflegung aus den Zeiten der Söldnerheere im Weltkrieg wiedergekehrt.

Es war unser Verhängnis, daß die führenden Köpfe der deutschen Militärs vor dem Kriege und bis zum unglückseligen Ende nicht aus den Gedankenbahnen der Niederwerfungsstrategie herausfanden. Je mehr es nach 1870 klar wurde, daß jeder kommende Krieg gegen eine mächtige Koalition durchgefochten werden müßte, in eine desto bedrängtere Lage geriet der deutsche Generalstab. Die Sorge, wie ein Zweifrontenkrieg siegreich zu beenden sei, hat ihn in den letzten Jahrzehnten unausgesetzt beschäftigt, und die ganze Größe der Aufgabe, wenn auch noch England unseren wahrscheinlichen Gegnern beitreten sollte, stand ihm sehr wohl vor Augen. Man erwog die verschiedensten Methoden, das Problem zu lösen. Das Ergebnis — der Plan Schlieffens — war Geist vom Geiste der Niederwerfungs-

strategie. Zuerst sollte mit starken wuchtigen Schlägen in kurzer Zeit der Krieg im Westen beendet werden, bevor die Russen Zeit gewännen, in Aktion zu treten. Durch eine gewaltige umfassende Bewegung sollte den Franzosen das vernichtende »Cannä« bereitet werden, ehe die deutschen Waffen die leichtere Aufgabe zu erfüllen und die russischen Heere niederzuwerfen hatten, um schon nach wenigen Monaten mit dem Lorbeer des Sieges nach Hause kehren zu können.

Noch heute halten fast sämtliche militärischen Autoritäten in Deutschland, so auch General Gröner, den Schlieffenschen Plan für richtig und schreiben den Mißerfolg lediglich der Unzulänglichkeit der Durchführung zu. Gewiß hat der unglückselige Moltke II nicht nur die deutschen Kräfte verhängnisvoll verzettelt, indem er während der entscheidenden Operationen des rechten Flügels auf dem linken Flügel in Lothringen einen Durchbruch versuchte, er nahm überdies im kritischsten Augenblick von dem rechten Flügel zwei Korps weg, um sie nach Ostpreußen zu schicken. Demgegenüber erinnert General Gröner an die immer wiederholte Mahnung des alten Schlieffen: Macht mir nur den rechten Flügel stark! Aber es erhebt sich doch die Frage, ob wir, wenn diese Fehler nicht gemacht worden wären, auf Grund des Schlieffenschen Planes den Krieg erfolgreich zu Ende geführt hätten. Delbrück (a. a. O.) stellt und beantwortet diese Frage in folgenden Sätzen: »Nehmen wir an, daß Paris so schnell gefallen wäre wie Antwerpen und daß ein großer Teil der französischen Armee auf dem weiteren Rückzug gefangengenommen worden oder gegen die Schweizer Grenze gedrängt worden wäre — hätten die Franzosen Frieden geschlossen? Wir dürfen es leider als sicher hinstellen, daß das deutsche Volk in seiner damaligen Stimmung so wahnwitzige Bedingungen gestellt haben würde, daß ein dauernder Friede sich darauf nicht hätte aufbauen lassen.«

In diesen Worten liegt angedeutet, daß Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie sich auch sehr wesentlich hinsichtlich ihrer Kriegsziele und Methoden des Friedensschlusses unterscheiden und daß im Kampf gegen eine auf die Dauer überlegene Koalition ein Hubertusburger Friede schon einen vollen Sieg bedeutet. Wir sehen heute klar, daß gegenüber der zahlenmäßigen und wirtschaftlichen Überlegenheit unserer Feinde der Krieg nur dadurch für uns zu einem erträglichen Ende zu bringen war, daß wir unter voller Ausnutzung unserer militärischen Leistungsfähigkeit von vornherein das politische Mittel des Verständigungsfriedens ins Auge faßten und bereit waren, es *auf der vollen Höhe unserer Erfolge* in die Wagschale zu werfen, ehe es zu spät würde. Unsere Friedensangebote 1916 und 1917 sind deshalb abgewiesen worden, weil sie unehrlich waren, weil hinter ihnen der Gedanke des Siegfriedens lauerte. Der Schlieffensche Feldzugsplan wäre, auch wenn die Fehler bei seiner Durchführung nicht gemacht worden wären, mißglückt, denn er bedeutete, da er auf »Vernichtung« abzielte, gegenüber einer gewaltigen feindlichen Koalition eine unerhörte Überspannung unserer Kräfte und eine Herausforderung an das Schicksal, die uns auf die Dauer zum Verhängnis werden mußte. Der Gedanke, daß wir, wenn wir nicht den unbeschränkten U-Bootkrieg begonnen und uns Amerika vom Halse gehalten hätten, den Krieg erfolgreich hätten bestehen können, ist nur insoweit richtig, als uns dann sichere Aussicht auf einen Verhandlungsfrieden blieb. Etwas anderes aber als lediglich die

Selbstbehauptung konnte Deutschland in diesem Koalitionskrieg nicht erreichen, und diejenigen, die noch immer mit Wenn und Aber operieren — das gilt in erster Linie von den Nachkommen der seligen Vaterlandspartei —, übersehen nur die eine Kleinigkeit, daß der Grundgedanke der Niederwerfungsstrategie mit seinen ausschweifenden Kriegszielen für uns schlechterdings nicht durchführbar war, denn ob mit oder ohne U-Bootkrieg (oder rechtzeitigem U-Bootkrieg) beschwor er die Feindschaft Amerikas herauf. Für uns hing alles davon ab, daß der strategische Gedanke rechtzeitig der weltpolitischen Situation Deutschlands angepaßt wurde. Die hartnäckige, subalterne Versteifung auf ein überkommenes Kriegsschema, das unselbständige Klebenbleiben an einer glorreichen Tradition war unser Verderben.

Eine Ahnung von den strategischen Aufgaben, die der Weltkrieg der deutschen Heeresleitung stellte, ist, wie Delbrück in seiner oben angezogenen Arbeit über Falkenhayn und Ludendorff nachweist, dem General Falkenhayn, wenn auch nicht in voller Klarheit, so doch dämmernd aufgegangen. Er nennt es ein »nebelhaftes Kriegsziel«, »alle Feinde mit Waffengewalt so vollkommen niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten. Dieses Ziel war bei der feindlichen Übermacht nicht zu erreichen.« Er verwarf das tiefe Eindringen ins Innere Rußlands. Die Operationen im Osten hatten für ihn nur die Aufgabe, uns den Rücken freizuhalten für die Entscheidung, die er ebenso wie Schlieffen im Westen suchte. Entscheidung bedeutete bei ihm aber nicht völlige Niederwerfung des Feindes. Die von ihm ins Auge gefaßten strategischen Unternehmungen sollten — ganz im Geiste Friedrichs II. — den Gegnern lediglich die Aussicht nehmen, uns durch Erschöpfung auf die Knie zu zwingen, ehe sie selbst unermeßlichen und unersetzlichen Schaden erlitten hätten. Diese Gedanken lagen auch seinem Angriff auf Verdun zugrunde, dessen Ziel nicht der Durchbruch war, um in den Rücken des Feindes zu gelangen, die starre Schlachtordnung des Stellungskriegs aufzulösen und den Gegner im Bewegungskrieg einzukesseln und zu vernichten, wie das Ludendorff bei seinen Durchbruchsschlachten erstrebte, sondern sein Zweck war ein »Ausblutenlassen« der Franzosen, ihnen größere Verluste beizubringen, als wir erduldeten. Hier treten deutlich an die Ermattungsstrategie erinnernde Gedankengänge hervor. Ihre Ausführung war aber so unzulänglich, daß Delbrück sich zu folgender Kritik veranlaßt sieht: »Falkenhayns Verhängnis war das Unternehmen von Verdun. Ludendorff stellt ihm ausdrücklich das Zeugnis aus, daß der Angriffspunkt strategisch richtig gewählt war. Man darf auch hinzufügen, daß die Idee, sich zwar zur Ermattungsstrategie zu bekehren, aber nicht in die reine Defensive zu verfallen, echt friderizianisch gedacht war. Die Ausbildung des Ermattungsgedankens zum ‚Ausbluten' war aber eine Überspannung, die sich schwer durchführen ließ. Die Schwierigkeit ist psychologischer Natur. Der Soldat muß bereit sein, sein Leben zu opfern, wenn es gilt, einen Sieg zu erfechten, den blutigen Lorbeer um die Stirn zu flechten, aber nicht, sich hinschlachten zu lassen nur in der Berechnung, daß drüben beim Feinde mehr als doppelt soviel fallen. Und wenn eine solche Rechnung möglich ist für einen Tag, so ist sie doch unmöglich für die Dauer. Falkenhayn hält noch heute daran fest, daß sein Plan richtig gewesen sei und daß nicht weniger als 90 Divisionen, zwei Drittel

der französischen Armee, in der Mühle von Verdun zerschlagen worden seien. Aber keine solche Berechnung konnte den deutschen Truppen das Gefühl des Erfolges geben, und der Chef des Generalstabs, schon immer angefochten, verlor das Vertrauen der Armee.«

Resigniert müssen wir heute feststellen, daß wir ein strategisches Genie, das seine Aufgabe voll erkannte, im Kriege überhaupt nicht gehabt haben. Die Strategie ist eben keine erlernbare Wissenschaft, aus der man gebrauchsfertige Anweisungen holen könnte, wie ein Feldzug erfolgreich zu führen sei. Der Feldherr steht im Kriege vor immer neuen und einzigartigen Lagen. Moltke sagt in seinem Werk über den Feldzug 1870/71: »Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag.«

Aber diese zweckmäßigen, sich aus den Verhältnissen ergebenden strategischen Maßnahmen erfordern einen derartigen Weitblick und fast seherischen Instinkt, haben so viel Hemmungen zu überwinden, daß erfahrungsgemäß nur ein Höchstmaß geistiger Kraft, nur ungewöhnliche Naturen ihnen vollkommen gewachsen sind. Man spricht mit Recht von der Kriegs*kunst*. Wie jede Kunst, so unterliegt natürlich auch die Strategie gewissen erlernbaren Gesetzmäßigkeiten, und auch bei ihr haben die Götter vor die Tugend den Schweiß gesetzt. Aber wie alle Kunstgesetze tot sind ohne den belebenden Hauch des Genies, so ist auch die Strategie in den Händen der Mittelmäßigkeit nichts als unfruchtbares Beckmessertum, und statt zu schöpferischem Handeln führt sie zu doktrinärer Erstarrung. Das ist eine alte kriegsgeschichtliche Erfahrung. Selbst noch 1813, als Napoleon schon zwei Jahrzehnte hindurch dem alten Europa mit wuchtigen Schlägen die Grundsätze seiner neuen Kriegführung dozierte, hatte von seinen Gegnern eigentlich erst Gneisenau ihr Wesen klar erkannt, während alle anderen noch immer in den Vorstellungen der systematischen Kriegführung umherirrten. Die militärische Theorie ist so wenig Vorbedingung für große strategische Leistungen, daß nicht allein eine verknöcherte, sondern auch eine höchst lebendige Theorie für das praktische Handeln zur Gefahr werden kann. Infolge sich gegenseitig hemmender theoretischer Vorstellungen kann nirgends so sehr die frische Farbe der Entschließung von des Gedankens Blässe angekränkelt werden, wie auf dem Gebiet der Strategie. Wir vermissen deshalb bei der deutschen Heeresleitung im Weltkrieg nicht so sehr die Theoretiker als die Praktiker der Ermattungsstrategie.

Wenn die Größe und Eigenart des Feldherrn gerade darin besteht, daß er untheoretisch, genial intuitiv, sein praktisches Verhalten ungewöhnlichen Verhältnissen gegenüber anzupassen vermag, so bietet sein Handeln selbst eben deshalb doch den ausgiebigsten Stoff für die theoretische Betrachtung. Weil die Größe des Feldherrn in der instinktiven Sicherheit für das Mögliche besteht, so ist das Unerhörte bei ihm auch stets das ganz Natürliche, das sich notwendig aus den Verhältnissen Ergebende, wie sich andererseits

die Unzulänglichkeit eines Feldherrn deutlich an dem Widerspruch zwischen dem ihm gesteckten Ziel und den angewendeten Mitteln erweist.

Nachdem das Ergebnis des Weltkriegs abgerundet vorliegt, ist es sehr wohl möglich, bereits jetzt zu einem abschließenden Urteil über die ihn beherrschenden allgemeinen Gesichtspunkte wie über die ihn tragenden Persönlichkeiten zu gelangen. Das gilt, wie der nächste Artikel zeigen wird, in erster Linie auch von Ludendorff. (Schluß folgt)

---

# Gefährdeter Kriegsgewinn Englands in Persien

Von **Erwin Barth**

Von allen an dem Weltkrieg beteiligten Mächten sind England die meisten Früchte als Siegesbeute zugefallen. Die Niederschlagung Deutschlands und die Beseitigung seiner maritimen Kräfte hat die deutsche Konkurrenz für die englische Seegeltung und Seehandelsvorherrschaft auf lange Sicht vernichtet. Die Erschöpfung der Mittelmeermächte hat England als Vormacht im Mittelmeer noch mehr gefestigt. Durch die Zersplitterung und Erdrückung der Türkei ist das als Landbrücke zwischen Ägypten und Indien dienende südliche Vorderasien unter englische Gewalt gekommen. Und schon mit der Kerenski-Revolution in Rußland ist der erbitterte und mächtige Gegner Englands für seine Vormacht- und Alleinherrscherstellung in Mittelasien, der russische Zarismus, endgültig zusammengebrochen.

Wenn man die politische Entwicklung willkürlich an einem bestimmten Punkte stillegen könnte und wenn England verstanden hätte, den Krieg tatsächlich mit dem europäischen Friedensschluß zu liquidieren, wenn es die Vollreife der Siegesfrüchte richtig erkannt hätte, würde es ungeahnte Vorteile haben einheimsen können. »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.« Allen Anzeichen nach hat England sich aber diesmal dadurch, daß es sich nicht auf eine schnelle, endgültige und umsichtige Konservierung seiner Siegesfrüchte beschränkt hat, die volle Ausnutzung verpaßt. Die Früchte haben begonnen, ihm unterderhand zu verderben.

Ungetrübte Freuden kann England eigentlich nur an der radikalen Zerstörung der deutschen Seegeltung haben. In Zentral- und Vorderasien hat es sich die ernstesten Sorgen bereitet, und es scheint bereits zu spät, die Dinge auf den Stand von 1916/17 und vom Oktober 1918 zurückzuführen. Der Sieg der Alliierten über die Mittelmächte hatte zunächst jede ernsthafte Bedrohung seiner Interessen durch die Türkei beseitigt. Erst die willkürliche Gewaltpolitik gegen die Türkei hat ihm die muselmanischen Stämme der Türkei und in den englischen Kolonien auf den Hals gebracht. Heute erscheint seine vorderasiatische Beute keineswegs gefestigt. Und durch die unglückliche Gewaltanwendung gegen das der inneren Schwierigkeiten kaum Herr werdende Räterußland hat es in Rußland die ihm gefährliche Asienpolitik des früheren Zarismus wieder ins Leben gerufen. Wenigstens hinsichtlich Persiens!

Seit Peter dem Großen sucht das große, von der Verbindung mit der Welt abgedrängte russische Reich nach Ausgängen aus dem stickigen Sack. An der Ostsee gelang ihm die Wegbereitung sehr rasch. Aber die Ostsee ist im Westen durch die starke Inselsperre leicht abzuschließen. Der Weg nach

dem Norden war nur in den paar eisfreien Wochen ein Ausweg und auch dort mangels maritimer Stützpunkte ein qualvoller Umweg. Einem Korridor über den Balkan nach dem Adriatischen Meer hatte es zwar durch das geschickte Einspinnen der nördlichen Balkanstaaten in seinen Einflußbereich vorgearbeitet, aber er hatte infolge der Terrainschwierigkeiten nur indirekt politische Bedeutung. Nach dem fernen Osten hatte sich Rußland mit einer Eisenbahn an den Großen Ozean vorgefühlt. Wie mangelhaft aber dieser Weg für größere Transportbedürfnisse war, haben wir gelegentlich des Russisch-Japanischen Krieges erlebt. Der Stoß Rußlands nach dem Süden gelangte zunächst nur bis an das Schwarze Meer. Dann wurde unter Englands Führung der Bosporus und die Dardanellen — der einzige Ausgang nach dem auch durch englische Stützpunkte in seinen Hauptausgängen beherrschten Mittelmeer — abgeriegelt. Nun wandte sich Rußland in verstärktem Maße nach Zentralasien, schuf sich da ein von Batum bis an die chinesische Grenze reichendes, mit modernen strategischen Verkehrswegen ausgestattetes Glacis für ein weiteres Vordringen nach Indien und nach dem Persischen Golf.

Das zaristische Rußland hatte als entschlossensten Gegner der Erweiterung seines politischen und wirtschaftlichen Spielraums England seit langer Zeit erkannt. Gelang es, durch die englischen Sperrlinien ins Freie hinauszukommen, so war das Spiel gewonnen. Dabei war ihm in Mittelasien nicht allein der Weg nach dem Persischen Golf als Ziel gesteckt; denn dieser Weg war zu lang und zu schwierig, um größere Bedeutung für sich allein beanspruchen zu können; es kam Rußland vielmehr darauf an, England an seinem verwundbarsten Punkt, der Sicherheit Indiens, zu fassen, in ständiger Unruhe zu halten und seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte in stärkstem Maße auf Persien zu konzentrieren, um freien Raum zu gewinnen für seine Absichten auf die Meerengen und das Mittelmeer. Der russisch-englische Gegensatz stand jahrzehntelang im Brennpunkt der Weltpolitik und war in diesem Zeitraum wiederholt unmittelbar bis an die Schwelle des Krieges zwischen beiden Mächten gerückt. Die für England in den deutschen Flottenrüstungen entstandene Gefahr zwang England, sich mit Rußland in Asien auszugleichen, und im August 1907 wurde durch den englisch-russischen Vertrag Rußland in Persien alles das zugesprochen, was es tatsächlich mit seinem Einfluß bereits durchdrungen hatte.

Die Berechnung Englands ging erstens darauf hinaus, Rußlands Freundschaft für eine mögliche europäische Auseinandersetzung zu gewinnen und zweitens bis zu diesem Zeitpunkt Rußland in der ihm zugewiesenen großen Einflußsphäre ein so weites Arbeitsgebiet zu geben, daß es zunächst als gefährlicher Rivale außer Frage kam.

Im Weltkrieg hat Rußland das europäische Kriegsziel Englands, die Vernichtung der deutschen Flottenkonkurrenz, mit erringen helfen. Durch den Krieg selbst ist gleichzeitig Rußland von Persien in stärkstem Maße abgezogen worden und zum inneren Zusammenbruch gekommen. Damit schien für England auch die mittelasiatische Sorge beendet zu sein. Aber England begnügte sich nicht damit, Rußland sich nun selbst und seinen inneren Schwierigkeiten zu überlassen und währenddessen ungestört in Zentralasien aufzubauen. Es bildete vielmehr die erste aktive Kraft für die restlose Zerstörung Rußlands, das sich mittlerweile eine Räteverfassung gegeben hatte.

Seine Absicht war, den Koloß völlig zu zerrütten, um, nachdem er sich in Europa für englische Interessen stumpfgelaufen hatte, ihn auch als Faktor der asiatischen Politik für alle Zeiten auszuschalten.

Wie die Ereignisse zeigen, hat England damit einen groben politischen Fehler begangen. Unter dem Drucke der Blockierung Rußlands und der fortgesetzten kriegerischen Wirrnisse und Eingriffe in Rußland, deren Fäden in London zusammenliefen, hat sich in Rußland eine verzweifelte Abwehrbewegung herausgebildet, hinter der nicht nur die Bolschewiki, sondern auch weite Kreise der bürgerlichen Parteien und der alten zaristischen Anhängerschaft stehen. Rußland ist nicht in der Lage, sich direkt gegen England zu wehren; um den englischen Druck zu beseitigen, ist es daher gezwungen gewesen, nach einer verwundbaren Stelle seines Gegners zu suchen und den zaristischen Vormarsch nach Indien und die Unterminierung Persiens wieder aufzunehmen. So ist durch die Schuld Englands der Bolschewismus weltpolitisch wieder auf die Pfade des zaristischen Imperialismus gedrängt worden, und die russischen Patrioten und Imperialisten alter Schule haben Gelegenheit gefunden, mit den Bolschewiki Arm in Arm die frühere Beunruhigungspolitik gegen Persien und damit gegen Indien wieder aufzunehmen.

Die Bolschewiki haben das ganze Kaspische Meer viel vollkommener, als das dem Zarismus möglich war, in ihre Hände bekommen. Sie haben Enzeli, den persischen Haupthafen am Kaspischen Meer, besetzt und darauf den persischen Handelshauptpunkt Resicht, sie sind über die Pässe bei Mendjil vorgestoßen, haben wahrscheinlich Kaswin in Händen und bilden sogar eine Bedrohung für Teheran, von wo aus ihnen offenbar freundschaftlich durch die in persischen Offiziershänden befindliche russische Kosakenbrigade vorgearbeitet wird. Sie haben gleichzeitig den ganzen Norden Persiens, der von blutarmen und sehr ausgepreßten Bauern bevölkert ist, die natürlich den primitiven bolschewistischen Lehren leicht zugänglich sind, unterminiert und aufgewiegelt und damit Kräfte lebendig gemacht, die nur sehr schwer zu überwinden sein werden.

Ein genaues Bild über die Vorgänge in Persien ist nicht zu erlangen, weil die Nachrichten aus gefärbten Quellen stammen; immerhin zeugen aber die direkten russisch-persischen Verhandlungen, zu denen die russische Regierung die persische gewissermaßen kommandiert hat, von einer großen und für England gefährlichen Kraft des bolschewistischen Vorstoßes.

Um das aufgeregte und aufgewiegelte Land zu beruhigen und die Häufung des Explosionsstoffes nach dem Süden zu verhindern, wird England zu einer sehr starken militärischen Bereitschaft in Persien gezwungen sein. Das erfordert in einem Tausende von Kilometern in die Länge und Breite laufenden Land ohne jegliche moderne Verkehrs- und Etappensicherungsmittel einen ungeheuren Kraftaufwand. Schließlich ist es auch leichter für eine militärische Truppe, gegen einen geschlossen auftretenden militärischen Feind zu kämpfen, als sich auf einem ungeheuer weiten unterminierten Gebiet gegen einen unsichtbaren, wenigstens nicht genau feststellbaren Feind, nämlich gegen eine aufrührerisch gestimmte und feindselige Bevölkerung zu wenden. Räterußland hat mit richtigem Instinkt England an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und es zu einer Verlagerung seines politischen und militärischen Gewichts an eine Stelle gezwungen, von der aus eine un-

mittelbare Bedrohung Rußlands nicht denkbar ist. England ist in die Abwehr gedrängt, und wer weiß, ob die Opfer, die es in dieser Abwehrstellung bringen muß, ihm nicht so viel Kraft rauben, daß ihm alle oder die meisten Früchte seines Sieges in Asien aus den Händen rutschen. In Mittelasien ist jedenfalls das diplomatische und militärische Übergewicht zum größten Teil wieder in die Hände Rußlands zurückgelangt.

## Eine neue Geschichtsphilosophie

Von Dr. John Schikowski

Der Name Oswald Spengler lebt heute im Munde aller Gebildeten und »Gebüldeten«. Sein Buch »Der Untergang des Abendlandes« ist das literarische Ereignis der Saison. Man kennt es zwar nicht, denn die Lektüre des zweibändigen Werkes macht einige Schwierigkeiten, aber man hat darüber gelesen, man hat darüber sprechen und urteilen gehört, und man spricht und urteilt selber darüber. »Untergang des Abendlandes« — das Thema ist wirklich aktuell. Der Kaiser hat es schon vor Jahren gesagt, und Herr Schulze aus der Cöpenicker Straße hat ihm schon damals zugestimmt: »Völker Europas, schützt eure heiligsten Güter!« Den Japanern ist nicht zu trauen, wir haben die gelbe Schlange an unserem Busen genährt, und jetzt, wo der Weltkrieg Europa zermürbt und entnervt hat, steht es den Horden des Ostens frei, dem Abendland den Garaus zu machen. Unser Untergang ist unabwendbar, sagt Spengler, und er beweist es mit mathematischer Sicherheit, sogar mit Hilfe von Logarithmen und Kubikwurzeln.

Das ist ungefähr die Vorstellung, die sich das große Publikum von dem Inhalt des vielgenannten Werkes macht. Wer das Buch gelesen hat, der weiß freilich, daß es von ganz anderen Dingen handelt und daß seine Bedeutung auf einem Gebiet liegt, für das das große Publikum im allgemeinen wenig Interesse hat: auf dem Gebiet der geschichtswissenschaftlichen Methodik. Ein neuer Standpunkt für die Betrachtung und Wertung welthistorischen Geschehens wird darin gesucht, gefunden, erprobt und verteidigt. Von dem neuen Standpunkt eröffnen sich neue Perspektiven, die allerdings, je nach der Blickschärfe des Beobachters, zu mehr oder weniger klaren und zweifelsfreien Zielen führen. Die Entdeckung des Standpunktes war in gewisser Hinsicht eine Tat. Das, was Oswald Spengler von ihm aus rück- und vorwärtsblickend zu sehen glaubt, erscheint mir weniger bedeutungsvoll, und der aktuelle und sensationelle Titel »Der Untergang des Abendlandes« ist irreführend.

Den Kulturmenschen vieler Jahrhunderte erschien die Erde als der Mittelpunkt des Weltalls, um den herum Sonne, Mond und Sterne kreisten. Der Augenschein bestätigte diese Meinung, und erst Kopernikus machte die Entdeckung, daß der Augenschein auch in diesem Falle trügerisch war und daß der zufällige Standort des Beobachters auf einem einzelnen Planeten für das Universum nicht formbestimmend sein könne. Diese Tat des Kopernikus für die weltgeschichtliche Betrachtung zu vollbringen, ist das Ziel, das Spengler sich gesetzt hat. Wir sind bis heute gewohnt, alle historischen Geschehnisse vom Standpunkt unseres Ichs, vom Standpunkt der je-

weiligen »Neuzeit« zu betrachten. Infolgedessen erscheint uns der Gang der Geschichte als eine einheitliche Entwicklungslinie, die im jetzigen Moment den Höhepunkt erreicht hat, nach dem sie von Anbeginn strebte und in dem zu gipfeln ihre Bestimmung war. Wir halten unser neunzehntes Jahrhundert für unendlich viel reicher und wichtiger als etwa das neunzehnte Jahrhundert vor Christus, und wir erlauben uns, die Kultur der Griechen als »Altertum«, relativ zu unserer Neuzeit, zu bezeichnen. Aber war sie das auch für die feinen und historisch hochgebildeten Ägypter am Hofe des großen Thutmosis — ein Jahrtausend vor Homer? Für uns füllen die Ereignisse, die sich 1500 bis 1800 auf dem Boden Westeuropas abspielten, das wichtigste Drittel »der« Weltgeschichte. Für den chinesischen Historiker, der auf 6000 Jahre chinesischer Geschichte zurückblickt und von ihr aus urteilt, sind sie eine kurze und wenig bedeutende Episode, die nicht entfernt so schwer wiegt wie zum Beispiel die Jahrhunderte der Handynastie (206 vor bis 220 nach Christus), die in *seiner* Weltgeschichte Epoche machen.

Verlassen wir den zeitlich und räumlich beschränkten Beobachtungsposten, auf den uns der Zufall der Geburt in einem bestimmten Lande und in einem bestimmten Jahrhundert gestellt hat, und schwingen wir uns zu einer höheren Warte empor, von der wir das Ganze des weltgeschichtlichen Werdens überblicken, so werden wir unsere eigene Gegenwart nicht mehr als einen Kulminationspunkt, sondern als eine relativ gleichgültige Wegstrecke im allgemeinen Entwicklungsgang erkennen. Wie die Erde durch das Kopernikanische Weltsystem zu einem Stäubchen im Universum degradiert wurde, so verwandelt sich für Spengler die zeitgenössische Kultur zu einem verschwimmenden Augenblick im welthistorischen Geschehen. Und dieser Augenblick ist durch nichts ausgezeichnet oder bevorzugt vor Millionen anderen, die vor ihm waren und vergingen, ja, er ist sogar, wenn auch in etwas anderer Erscheinungsform, schon oft dagewesen und wird noch oft wiederkehren. Denn — auch dieses lehrt uns der Blick von der höheren Warte — es gibt keine einheitliche, linienförmige Weltgeschichte, keine Geschichte der »Menschheit«, keine Geschichte »der« Kultur. Die Menschheit als solche hat kein Ziel, keine Idee, keinen Plan, sowenig wie die Gattung der Schmetterlinge oder der Orchideen ein Ziel hat. Es gibt nur einzelne, gesonderte, sozusagen individuelle Kulturen, die mit urweltlicher Kraft aus dem Schoße einer mütterlichen Landschaft, an die jede von ihnen im ganzen Verlauf ihres Daseins streng gebunden ist, aufblühen und von denen jede ihrem Stoff, dem Menschentum, ihre eigene Form aufprägt, von denen jede ihre eigene Idee, ihr eigenes Leben, Wollen, Fühlen, ihren eigenen Tod hat.

In jeder dieser Kulturen ringt ein mit klaren Worten nicht definierbares Etwas, das man ihre Seele nennen könnte, nach Verwirklichung. Jede Erscheinungsform, in der dieses Etwas, diese Seele sich verwirklicht, trägt ihren persönlichen Stempel, ist gewissermaßen ein sinnfälliges Symbol der Kultur. Religion, Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik usw. sind solche Erscheinungsformen, von denen jede eine ganz bestimmte Kultur, und nur diese und keine andere, widerspiegelt und symbolisiert. Darum darf man nicht von »der« Kunst oder von »der« Wissenschaft sprechen, sondern es gibt viele, im tiefsten Wesen völlig voneinander verschiedene Plastiken, Malereien, Mathematiken, Physiken, jede in sich selbst geschlossen und jede von begrenzter Lebensdauer, wie jede Pflanzenart ihre eigenen Blüten und Früchte,

ihren eigenen Typus von Wachstum und Niedergang hat. Diese Kulturen sind Lebewesen höchsten Ranges und wachsen in einer erhabenen Zwecklosigkeit auf, wie die Blumen auf dem Felde. »Ich sehe«, sagt Spengler, »in der Weltgeschichte das Bild einer ewigen Gestaltung und Umgestaltung, eines wunderbaren Werdens und Vergehens organischer Formen. Der zünftige Historiker aber sieht sie in der Gestalt eines Bandwurms, der unermüdlich Epochen ansetzt.«

Aber so wesensfremd die Kunst, die Wissenschaft, die Politik verschiedener Kulturen sich gegenüberstehen, so eng verwandt sind sie untereinander im Rahmen derselben Kultur. Die antike Naturauffassung hat mit der des Abendlandes — nach Spenglers Meinung — nicht das geringste gemein, aber aus der antiken Naturauffassung, aus der antiken Politik und aus der antiken Kunst weht des gleichen Geistes Hauch. Spengler sieht von seinem Standpunkt aus organische Beziehungen, die die Formen der bildenden Künste mit denen des Krieges und der Staatsverwaltung verbinden, und er erkennt eine tiefe Verwandtschaft zwischen politischen und mathematischen Gebilden derselben Kultur, zwischen religiösen und technischen Anschauungen, zwischen wirtschaftlichen und Erkenntnisformen. Es ist zweifellos mehr als eine geistreiche Spielerei, wenn er die Abhängigkeit der modernsten physikalischen und chemischen Theorien von den mythologischen Vorstellungen der germanischen Urzeit nachzuweisen versucht oder eine vollkommene Kongruenz im Stil der Tragödie, der dynamischen Technik und des heutigen Geldverkehrs behauptet. Jede einzelne Kultur ist für ihn eben ein selbständiger Organismus, der sich von jedem anderen streng scheidet, dessen Glieder aber aufs engste untereinander verbunden sind und aus einem gemeinsamen Boden ihre Nahrung ziehen.

Wenn aber jede Kultur ein Organismus ist, so unterliegt sie auch den Gesetzen des organischen Lebens. Sie muß keimen, wachsen, blühen, reifen, welken und absterben. Eine Kultur, sagt Spengler, wird in dem Augenblick geboren, wo eine große Seele aus dem Zustand ewig-kindlichen Menschentums erwacht, sich ablöst, sich begrenzt und Gestalt annimmt. Eine solche junge, verschüchterte, ahnungsschwere Seele offenbart sich in der frühhomerischen Dorik wie in der Morgenfrühe der Romantik und Gotik. Die Kultur erblüht auf dem Boden einer genau abgrenzbaren Landschaft, an die sie zeit ihres Lebens pflanzenhaft gebunden bleibt. Sie stirbt, wenn ihre Seele die ganze Summe ihrer besonderen Möglichkeiten in der Gestalt von Völkern, Sprachen, Glaubenslehren, Künsten, Staaten, Wissenschaften verwirklicht hat und damit wieder ins »Urseelentum« zurückkehrt. Ist dieses Ziel erreicht und die Idee, die ganze Fülle innerer Möglichkeiten, vollendet und nach außen hin verwirklicht, so *erstarrt* die Kultur plötzlich, ihr Blut gerinnt, ihre Kräfte brechen — sie wird zur *Zivilisation*. In diesem Zustand kann sie, wie ein abgestorbener Baumriese des Urwaldes, freilich noch Jahrhunderte hindurch die morschen Äste emporstrecken. Wir sehen dies an Ägypten, an China, an Indien, an der Welt des Islam und an der antiken Zivilisation des römischen Kaiserreichs, die mit einer scheinbaren Jugendkraft und Fülle riesenhaft aufragte und einer neben ihr aufkeimenden neuen Kultur Luft und Licht nahm. Die einzelnen Altersstufen innerhalb der Gesamtheit der Kulturkreise bezeichnet Spengler als »gleichzeitig«. So sind ihm das Zeitalter des ägyptischen Sesostris, das der griechischen Peisistra-

tiden, das Justinians I. und das Karls V. »gleichzeitig«, weil jedes für seinen Kulturkreis die »Mittagshöhe des Daseins« bedeutet. Die Bahnen, die jede Kultur zu durchlaufen hat, sind ihr durch ihre besondere Eigenart fest vorgezeichnet, und aus bestimmten, immer wiederkehrenden Symptomen kann man entnehmen, an welcher Station die Entwicklung jeweilig angelangt ist. Als besonders kritischer Punkt erscheint der Übergang von der Kultur in die Zivilisation, von der lebendigen Auswirkung innerer Kräfte in den Zustand des Beharrens. Auf diesem kritischen Punkt ist, meint Spengler, unsere abendländische Kultur bereits angelangt, und darum läßt sich ihr unaufhaltsamer Nieder- und Untergang mit Sicherheit für eine absehbare Zeit voraussagen.

Durch einen Vergleich der abgeschlossenen antiken mit der gegenwärtigen abendländischen Kultur mögen diese trockenen theoretischen Erörterungen lebendiger und sinnfälliger werden. Wir wollen aus beiden Kulturen zwei Erscheinungsformen auswählen, die anscheinend wenig miteinander zu tun haben: die Mathematik und die Kunst. Das Ursymbol der antiken Seele ist nach Spengler der stoffliche Einzelkörper, das der abendländischen Seele der reine unendliche Raum. Daher kennt die antike, die euklidische Mathematik nur Größen, von denen man sich eine sinnliche Vorstellung machen kann. Die Zahl ist für sie ein wirkliches, begrenztes Einzelding, die Linie eine »Länge ohne Breite«, die quadratische Zahl eine wirkliche Fläche, die kubische Zahl ein wirklicher, dreidimensionaler Körper. Aus dieser Beschränkung spricht das ganze Weltgefühl einer dem realen Jetzt und Hier leidenschaftlich zugewendeten Seele. Und so ist zum Beispiel die Vorstellung irrationaler Zahlen, in unserer Schreibweise also unendlicher Dezimalbrüche, dem griechischen Geist unerreichbar geblieben; denn eine irrationale Zahl kann niemals abgegrenzt oder exakt sinnfällig durch eine Strecke dargestellt werden. Wie sehr eine solche Zahlenidee dem antiken Weltgefühl im tiefsten Innern fremd und darum unheimlich war, verrät ein seltsamer spätgriechischer Mythus, wonach derjenige, der zuerst die Betrachtung des Irrationalen aus dem Verborgenen an die Öffentlichkeit brachte, durch einen Schiffbruch umgekommen sei, »weil das Unaussprechliche und Bildlose immer verborgen bleiben solle«.

Dem antiken Weltgefühl, wie es sich in der Mathematik kundgibt, entspricht auch die antike Kunst. Ihr Endziel ist die Gestaltung des Einzelkörpers. Die kennzeichnendste Schöpfung der griechischen Architektur, der dorische Tempel verzichtet auf alle innenräumlichen Wirkungen. Als massives Gebäude steht er in der Landschaft, und seine künstlerische Formensprache wendet sich nach außen. In den Säulenordnungen seiner Außenflächen, die ihn streng von der Umgebung abgrenzen, liegt sein ästhetischer Schwerpunkt. Es ist charakteristisch, daß das einzige antike Bauwerk, das sich die Gestaltung eines Innenraums zum Ziele gesetzt hatte, das römische Pantheon, nicht von einem Angehörigen des antiken Kulturkreises, sondern von einem Syrer geschaffen wurde. Und ebenso wie die Architektur verschmäht auch die antike Malerei jede räumliche Wirkung. Die griechische Vasen- und die griechische Wandmalerei sind durchaus Flächenkunst. Jede Andeutung der Tiefe, das heißt des Raumes, ist vermieden. Der Begriff des »Hintergrundes« ist dieser Kunst fremd. Jede Gestalt besteht für sich als Einzelwesen, und wo Gruppen erscheinen, da setzen sie sich aus nebeneinandergereihten, selbständig wirkenden Figuren zusammen. Dieselbe An-

ordnung finden wir bei den plastischen Reliefs, die stets auf raumlose Flächenwirkung hin gearbeitet sind und auch da, wo sie — wie bei den Giebelskulpturen der Tempel — ein zusammengehörendes Ganzes bilden, regelmäßig aus geschlossenen Einzelteilen bestehen. Eine klare Anschauung des umgrenzten, für sich bestehenden Körpers zu geben, ist das Grundprinzip der antiken Kunst, ebenso wie die antike Mathematik nur mit deutlich umgrenzten Größen zu arbeiten vermag. Alles Ineinanderfließen der Formen gilt dem antiken Künstler ebenso für verwerflich, wie dem antiken Mathematiker das Verschwimmen der Größen in die grenzenlose Unendlichkeit irrationaler Zahlenbegriffe unfaßbar ist. Es ist klar, daß ein solches Weltgefühl seinen höchsten und reinsten künstlerischen Ausdruck in der Rundplastik, und zwar in der Darstellung des menschlichen Einzelkörpers, finden mußte. Hier ließ sich, konsequenter und radikaler noch als in der Architektur und der Malerei, die strenge Abgrenzung von der Umgebung, die Isolierung des Werkes, durchführen und sinnlich faßbar machen. Die griechische Plastik in ihrer klassischen Blütezeit ist das Seitenstück zur euklidischen Mathematik.

Kein Weg und keine Brücke führt nach Spenglers Meinung von der Grundanschauung der antiken Kultur zu der des Abendlandes. War dort der stoffliche, begrenzte Einzelkörper das Ursymbol, so ist es hier der reine Raum, der die Seele sich ins Unendliche verflüchtigen läßt. Der antiken Welt aber lag der Begriff »Raum« so fern, daß sie nicht einmal ein Wort für ihn hatte. Das lateinische »spatium« bezeichnet nur den Zwischenraum zwischen den Einzeldingen, den die Griechen geradezu »τὸ μὴ ὄν«, das »Nichtseiende«, nannten. Und dieses »Nichtseiende« der antiken Kultur wird nun zum Ursymbol der abendländischen. Ein schrofferer Gegensatz, ein fundamentalerer Umschwung der Anschauungen erscheint kaum denkbar. In der Mathematik befreit sich der abendländische Geist von den Fesseln der sinnlichen Anschauung, von dem Begriff der konstanten Größe. Die Geometrie wird zur Analysis des reinen Raumes umgebildet und löst alle konkreten Formen auf. Sie ersetzt den starren mathematischen Körper durch abstrakte räumliche Beziehungen, die optischen Gebilde Euklids durch geometrische Örter in bezug auf ein Koordinatensystem. Die Zahl wird nicht mehr durch das Bild einer Figur, sondern durch das Bild einer Gleichung symbolisch dargestellt. An die Stelle der festen Größe tritt die Funktion, und die Infinitesimalrechnung beseitigt schließlich den letzten Rest des antiken Zahlengefühls, indem sie im »Grenzwert« einen Begriff schafft, der sich jeder sinnlichen Anschauung entzieht. Bewegung statt festen Beharrens, verschwimmende Ausdehnung in den unendlichen Raum statt streng umgrenzte Körperlichkeit wird zur Grundtendenz der abendländischen Mathematik.

Und Raumgestaltung wird das Ziel der bildenden Kunst des Abendlandes. Es entsteht das übersinnliche Gebilde des gotischen Domes, in dem alle körperliche Schwere verflüchtigt erscheint und die Idee einer himmelanstrebenden Unbegrenztheit symbolisiert ist. Der antike Tempel zeigte in seiner deutlichen Gliederung von Säule und Dach das reale Verhältnis zwischen Stütze und Last. Der gotische Dom sucht jede Andeutung von Erdenschwere zu verbergen. Die tatsächlichen Träger der Last, die Strebepfeiler, werden in den Außenbau verlegt, und im Innern, wo sich die Macht des Baugedankens in ihrer ganzen Fülle entfaltet, erblickt das Auge nur

schlanke, leicht aufwärtsstrebende Pfeilerbündel, die nichts zu tragen scheinen und sich in der schwindelnden Höhe der Kreuzgewölbe in nichts auflösen. Die verstandesklare Logik der antiken Baukonstruktion weicht einer architektonischen Schöpfung, die die Naturgesetze zu durchbrechen scheint und sich nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl wendet, indem sie die Ahnung eines nach oben hin unbegrenzten Raumes zu erwecken sucht. Die Malerei aber löst sich von der Fläche ab, das Tafelbild verdrängt mehr und mehr das Mosaik- und Freskogemälde. Nicht Wanddekoration, sondern Raumgestaltung lautet das neue Problem. Die Perspektive wird entdeckt und damit die malerische Versinnlichung der dritten Dimension, der Tiefe, das heißt des Raumes, möglich gemacht. Der Horizont taucht auf, den die antike Malerei nicht kannte, Landschaftsbilder entstehen, und der Einzelkörper, dessen Darstellung das letzte und höchste Ziel der antiken Kunst war, sinkt im Laufe der Entwicklung immer mehr zur bloßen Staffage herab, deren einziger Zweck darin besteht, Raumwerte zu schaffen und das Gefühl der Ausdehnung zu erwecken und zu tragen. Die Linie, das Hauptausdrucksmittel der antiken Malerei, verschwindet, und an ihre Stelle tritt die Farbe. Die Konturen lösen sich auf, die Gegenstände haben keine festen Umrisse mehr, alles wird in einen verschwimmenden Duft von Licht und Atmosphäre getaucht. Impressionismus und Freilichtmalerei sind die letzten Etappen auf diesem Entwicklungsweg.

Und welche Stellung nimmt in der Kunst des abendländischen Kulturkreises die Plastik ein? Ihr Wesen widerspricht dem veränderten Weltgefühl. Sie, die die reinste Verkörperung des antiken Kunstschaffens war, tritt jetzt vollständig in den Hintergrund und wird, wo sie überhaupt noch eine Rolle spielt (zum Beispiel in der gotischen und in der Barockkunst), zur Dienerin der Architektur. Dem großen Raumgefühl, der undefinierbaren Empfindung des Entschwebens im Unendlichen Ausdruck zu geben, ist die Plastik nicht fähig. Dazu ist eine andere Kunst berufen, in der sich deshalb das Ursymbol des abendländischen Geistes schließlich restlos verkörpert: die M u s i k. Je weiter die Entwicklung fortschritt, desto mehr erhob sich die Musik zum Range der herrschenden Kunstgattung, in der die künstlerische Kultur des Abendlandes ihre höchsten Triumphe feierte. Zu derselben Zeit, wo durch den Koordinatenbegriff des Descartes aus der Geometrie alles unmittelbar Optische beseitigt wurde, gewann die Instrumentalmusik ihre neuen Ausdrucksmittel, die eine immer vollkommener werdende Durchgeistigung ermöglichten. Die Geige begann die Laute zu verdrängen, die Orgel entwickelte sich zum raumbeherrschenden Instrument, und das erste Orchester entstand. In den letzten Stadien der Entwicklung nehmen schließlich auch die bildenden Künste ein sozusagen musikalisches Gepräge an. Die Musik schuf in ihrem Geiste die Architektur des Barock zum Rokoko um, über dessen transzendenter Ornamentik Lichter und Töne »spielen«, aus dessen architektonischen Trillern, Kadenzen und Passagen die Formensprache der Musik tönt. Der Dresdener Zwinger ist eine Sinfonie. Der Geist der Musik verbannte aus dem Rokoko die Plastik der Statue und duldete nur die vollkommen musikalische, raffiniert unantike Kleinkunst des Porzellans, das erfunden wurde, als die Kammermusik zur entscheidenden Geltung gelangte. Während die gotische Plastik und die des Barock mehr oder weniger architektonisches Ornament ist, ist die des

Rokoko das merkwürdige Beispiel einer Scheinplastik, die der Formensprache der Musik unterliegt.

Die antike Kunst ging — nach Spengler — mit der pergamenischen Plastik zu Ende. Das Seitenstück zu Pergamon aber ist Bayreuth. Im »Tristan«, dem »riesenhaften Schlußstein« der abendländischen Musik, stirbt die letzte Kunst, die das Weltgefühl des Abendlandes zu erzeugen vermochte. Die Kultur des Abendlandes ist zur »Zivilisation« erstarrt, die historische Parallele zur Gegenwart liegt nicht im perikleischen Athen, sondern im cäsarischen Rom. Von großer Wissenschaft und Kunst wird für den westeuropäischen Menschen nicht mehr die Rede sein. »Wenn unter dem Eindruck dieses Buches« — sagt Spengler — »sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuwenden, so tun sie, was ich wünsche, und man kann ihnen nichts Besseres wünschen.«

Ich habe mich im vorstehenden bemüht, einige besonders charakteristische Gedankengänge Spenglers möglichst objektiv wiederzugeben, damit der Leser einen Begriff von dem Geiste des vielgenannten und wenig gekannten Buches erhält. Wollte ich mich auf eine erschöpfende Kritik einlassen, so würde ich den doppelten oder dreifachen Raum in Anspruch nehmen müssen. Daher muß ich mich zum Schlusse auf eine kurze Andeutung der besonders zum Widerspruch herausfordernden Punkte beschränken.

Wie ich schon in den Eingangsworten sagte, ist der Titel des Buches irreführend. Es handelt sich nicht um den Untergang des Abendlandes, sondern darum, daß innerhalb des Abendlandes eine alte Kultur zu Grabe getragen wird, um einer neuen Platz zu machen. Nach Spenglers Meinung ist allerdings jede Kultur ein selbständiger Organismus, der seine bestimmte — nach Jahrhunderten genau vorgeschriebene — Lebenszeit durchläuft und mit den vor und nach ihm Lebenden nichts gemein hat. Von diesem Standpunkt aus muß freilich alles, was der heute lebenden abendländischen Kulturmenschheit wertvoll dünkt, als relativ wertlos und des Untergangs würdig erscheinen. Wenn dieser intransigente Standpunkt richtig ist, dann könnte aber der Angehörige eines bestimmten Kulturkreises auch nur den Geist dieses und keines anderen wirklich erleben und begreifen. Es wäre dann keine Möglichkeit vorhanden, eine frühere, bereits abgestorbene Kultur zu verstehen und aus ihrem Entwicklungsgang Schlüsse auf den Entwicklungsgang unserer eigenen Kultur zu ziehen. Spengler sucht sich nun dadurch zu helfen, daß er die Geschichtschreibung für eine Kunst erklärt, in der — im Gegensatz zu den Wissenschaften — nicht das logische Denken, sondern die gefühlsmäßige Intuition herrschen soll. Und so will er den Geist der vergangenen Epochen, der seinem Verstand unzugänglich bleibt, durch intuitives Schauen erfassen. Er übersieht dabei, daß auch der Intuition sich nur solche Dinge erschließen können, die dem Schauenden irgendwie wesensverwandt sind. Wenn aber jede Kultur wirklich ein vollkommen geschlossener, nur für sich bestehender Organismus ist, von dem kein geistiger Leitungsdraht zu anderen Organismen hinüberführt, so müssen ihr inneres Wesen und ihre äußere Erscheinungsformen nicht nur dem fremden Verstand, sondern auch dem fremden Gefühl, der Intuition, unerreichbar sein. Die neue Methode — die übrigens nicht so neu ist, wie Spengler glaubt, denn sie hat ihre Vorgänger einerseits in der Savigny-Eichhornschen Schule der deutschen Juris-

prudenz und in der Roscherschen Schule der Nationalökonomik, andererseits aber in der von Spengler tief verachteten materialistischen Geschichtsauffassung von Marx und Engels —, diese neue Methode, sage ich, bietet in ihrer radikalen Schroffheit zweifellos eine Handhabe, um einzelne historische Phänomene und einzelne überraschende und lehrreiche Parallelen klarzulegen, die bisher verborgen blieben. Die letzten Ziele aber, die Spengler von seiner hohen, in vieler Hinsicht aufschlußreichen Warte zu schauen meint, sind Zerrbilder. Es geht nichts unter und es ist nichts untergegangen, weder in der materiellen noch in der geistigen Welt. Die Kultur der Antike lebt noch heute in mannigfachen Umgestaltungen fort, und ihr Blut strömt in zahllosen Adern durch den Organismus der abendländischen Kultur. Es ist eben nicht wahr, daß jede Kultur ein vollkommen geschlossenes Etwas bedeutet. Sie hängen alle irgendwie miteinander zusammen, eine befruchtet die andere, und die spätere baut sich auf der früheren auf. Der Entwicklungsweg der Menschheit ist ein geradliniger und ein konstant vorwärtsstrebender. Für den, der das Ganze überblickt, gibt es weder Auf- noch Untergänge, sondern nur Übergänge. Während gegenwärtig Einzelerscheinungen der abendländischen Kultur absterben, sind daneben neue im Wachstum begriffen. Auf wirtschaftlichem Gebiet wird der Kapitalismus vom Sozialismus abgelöst, die beide derselben Wurzel, dem Geiste der abendländischen Kultur entstammen, und während in der Kunst der Impressionismus versinkt, erhebt sich der Expressionismus, der in einer Hinsicht ein Gegensatz, in anderer aber eine konsequente Weiterentwicklung seines Vorgängers ist. Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel: wo zwei Kulturen durch weite Räume voneinander getrennt aufblühten und deshalb keine direkten Berührungspunkte miteinander haben konnten — wie es zum Beispiel bei der chinesischen und der altamerikanischen Kultur der Fall war —, da findet eine gegenseitige Befruchtung und Fortbildung naturgemäß nicht statt. Aber auch diese isolierten Kulturen und Zivilisationen bergen in ihrem Kern so viele Elemente allgemein-menschlichen Weltgefühls, daß ihr Geist für jeden verständlich wird, der sich einfühlend in sie versenkt. Wir wissen, wie sehr die Entdeckung der ostasiatischen Kunst im achtzehnten Jahrhundert die des Rokoko beeinflußt hat, und wir sehen heute, wie stark die Kunst der Neger und der altamerikanischen Kulturvölker auf den modernen Expressionismus einwirkt. Nicht ein zerklüftetes sinnloses Auf und Nieder, sondern ein stetes zielsicheres Werden und Wachsen ist — trotz Spengler — das Prinzip der Kulturentwicklung.

## Ein Vierteljahrhundert Sozialpädagogik

Von Dr. **Artur Buchenau** (Berlin)

Im Jahre 1894 erschien ein schmales Bändchen von Paul Natorp: »Religion innerhalb der Grenzen der Humanität« mit dem Untertitel: »Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik«, und das »Kapitel« wurde dann erweitert zu einer Reihe von Abhandlungen: »Grundlinien einer Theorie der Willensbildung« (Archiv für systematische Philosophie, Band I bis III, 1894 bis 1897). Als diese in Buchform unter dem Titel: »Sozialpädagogik« von Natorp (1899) veröffentlicht wurden, spottete der bravbürgerliche Gegner des Marburger Philosophen, Friedrich Paulsen, die Wortführer

der Sozialpädagogik kämen ihm vor wie der »Bürger als Edelmann« Molières, der plötzlich entdeckte, daß er »Prosa, wirkliche Prosa rede«. Dieser Einwand zeigt so recht die Problemblindheit des üblichen Universitätsindividualismus, der bei uns hochmütig an den gewitterschweren sozialpolitischen und sozialwirtschaftlichen Fragen so lange vorbeigesehen hat, bis dann mit einem Schlage die Scheinkultur zusammenbrach.

Übrigens kann man dem billigen Witzwort Paulsens auch noch einen vernünftigen Sinn abgewinnen; denn wenn man sich klarmacht, daß »Prosa« ein Begriff der Wissenschaft von der menschlichen Rede ist, in dem eine bestimmte Gesetzlichkeit des Aufbaus der ungebundenen Rede, verschieden von der »Poesie«, aber doch ihr analog, gedacht wird, so bedeutet das, daß man an der Unterscheidung von der individualen den Begriff der sozialen Pädagogik entdeckt hat. Und darin ist in der Tat der Fortschritt in dem vergangenen Vierteljahrhundert auf diesem Gebiet zu sehen, daß das Bewußtsein der Notwendigkeit einer theoretischen wie praktischen Sozialpädagogik in weitesten Kreisen zugenommen hat. Man hat das Leben der Gemeinschaft in seinen Zusammenhängen zu erforschen versucht, hat gesehen, wie eng Wirtschaft, Politik und Bildung miteinander verbunden und voneinander abhängig sind. Betont der Marxismus als »ökonomischer Materialismus« gegenüber dem verwaschenen Spiritualismus den bis zu den letzten materialen Bedingungen zurückreichenden Gesetzeszusammenhang, so ist dagegen nichts einzuwenden, oder, um es einfacher auszudrücken: Es kann keine gesunde Politik geben ohne eine gesunde Wirtschaft, keine gesunde Bildung als Bildung des ganzen Volkes ohne brauchbare wirtschaftliche und politische Grundlagen. Darum gilt es, von unten an aufzubauen, aber es muß dies geschehen im Geiste eines sozialen Idealismus, einer Auffassung also, die nicht von kurzsichtigen Nützlichkeitserwägungen sich gefangennehmen läßt. Nur das ist soziale Pädagogik, welche das Leben der Gemeinschaft so als Ganzes zu schauen vermag.

Alle sozialen Ordnungen, zunächst die der Wirtschaft, dann die der Regierung, schließlich die der Bildung des Geistes, unterliegen bestimmten Entwicklungsgesetzen, deren strenger Notwendigkeit, vom Hoffen und Wünschen des einzelnen unberührt, man sich klar bewußt sein muß! Soziale »Organisation«, das besagt ja im Grunde nichts anderes als den Gedanken, diesen Grundgesetzen der Entwicklung bis ins feinste nachzuspüren, um die schroffen und als Unbilligkeit und Ungerechtigkeit empfundenen sozialen Diskontinuitäten auszumerzen, die immer wieder das Gleichgewicht des Lebens in Staat und Gemeinde zu erschüttern drohen.

Auf das Leben des Geistes und der Bildung angewandt, besagt das die Notwendigkeit erstens der Vereinheitlichung, zweitens der weitestgehenden Differenzierung der Kultur und des Bildungswesens und drittens der Schaffung kontinuierlicher Übergänge, damit zum Beispiel nicht Begabte den Anschluß an die ihnen gemäße Schule nicht zu finden vermögen, weil es dafür keine Einrichtungen gibt. Das ist nicht identisch mit dem alten, längst abgegriffenen Schlagwort: »Freie Bahn dem Tüchtigen!« Dieser Gedanke von der »Höherhebung« ist überhaupt als individualistisch zu verwerfen, denn nicht die »Höhe« der Begabung ist das entscheidend Wichtige, sondern die Art und Richtung derselben. Die Bildungsanarchie der vergangenen Jahrzehnte hat dazu geführt, daß unter Umständen der theo-

retisch Begabte in rein manueller Tätigkeit unbefriedigt dahinlebt, während der geistig Träge, der Durchschnittskopf etwa sich an die Spitze eines industriellen Unternehmens gestellt sieht, das dann durch seine Unsicherheit und Ängstlichkeit schwer gefährdet wird, wenn er nicht Geist- und Kraftmenschen um sich findet, die statt seiner »führen«. Führer und Geführte wird es auch in der sozialen Demokratie der Zukunft geben und geben müssen, aber jedem seinen Platz zuzuweisen nach Begabung, Talent, Neigung, Willensenergie usw., nicht nach Tradition und »Geldbeutel«, das ist die gewaltig schwere Aufgabe der Sozialpädagogik.

Dazu bedarf es freilich einer völligen inneren Umwälzung, Umschichtung sozusagen in Geist und Willen. Zu verlangen ist also eine Heranbildung der ganzen Menschheit zur Höhe des Menschentums. Es gilt, das »Volk«, das heißt die Gesamtheit der Arbeitenden, auf dem festen Grunde der Arbeitsgemeinschaft zur höchsten nur erreichbaren Stufe wissenschaftlicher, sittlicher, ästhetischer Kultur heranzubilden. Die alte Platonische Forderung, daß Philosophie, das heißt echte, bis zum Grunde vordringende Wissenschaft, Erkenntnis die Staaten regieren sollte, ist daher keineswegs eine »Utopie«, sondern die allerdringlichste, klarste Notwendigkeit! Freilich, unter einer bisher niemals erfüllten Bedingung, daß nämlich diese »Philosophie« allen Ernstes als Gemeingut aller gedacht wird.

Eine solche »Sozialpädagogik« hat, als Theorie, die sozialen Bedingungen der Bildung und die Bildungsbedingungen des sozialen Lebens zu erforschen, als Praxis muß sie versuchen, Mittel und Wege zu finden, um die notwendigen sozialen Voraussetzungen der Kultur herbeizuführen und zu gestalten. Man könnte es mit dem ersten Programmsatz der »Deutschen Gesellschaft für soziale Pädagogik«[1] auch so ausdrücken: »Das doppelte Ziel ist die Erkenntnis der Beziehungen zwischen Erziehung und Gemeinschaft und die Gestaltung einer Gemeinschaftserziehung, die getragen ist vom Geiste wechselseitiger Hilfsbereitschaft in geistigen Dingen und strengster sozialer Gerechtigkeit.«

Was hier so in grundsätzlicher Schärfe von Natorp, Cohen, Görland, Staudinger, Vorländer und anderen vertreten wird, hat man seit einem Vierteljahrhundert auch versucht, in die Praxis umzusetzen. Es ist kein Zufall, daß in das Jahr 1897 die Begründung der drei Lietzschen Landerziehungsheime (Ilsenburg am Harz, Haubinda in Thüringen und Bieberstein in der Rhön) fällt, die im Geiste Fichtes, allerdings auch den sozialpädagogischen Ideen Reddies in Abbotsholme folgend, gearbeitet haben und noch arbeiten. Und auch die »Sezession« Paul Geheebs und Gustav Wynekens, die beide Lehrer bei Lietz waren, die zu den »Freien Schulgemeinden« führte (»Wickersdorf« und »Odenwaldschule«), ist nichts anderes als eine noch konsequentere Durchführung sozialpädagogischer Ideen. Schülerselbstverwaltung, Schülerausschüsse und Schulgemeinden, dies alles wird uns mehr und mehr vom alten preußisch-autoritären Schultyp ab und zu dem Typ der deutschen Schule führen, die auf den Grundgedanken der Genossenschaft eingestellt ist. Es ist dafür charakteristisch, daß Natorps vor wenigen Monaten erschienenes Buch: »Sozialidealismus« (Berlin 1920, Julius Springer) diese Idee mit allem Nachdruck vertritt. Genossenschaft-

[1] Ihr Organ ist die »Zeitschrift für soziale Pädagogik«, herausgegeben von Natorp, Buchenau und Droescher (Langensalza 1920, Beltz).

licher Aufbau wie der Wirtschaft und der Politik, so auch der Schule, das ist die hier erhobene Forderung, die so ganz aller Tradition ins Gesicht schlägt. Und doch gibt es keinen anderen Weg zum Heil, als wenn wir wirklich eine »Erziehung aller im Sinne der Allheit« erstreben. Das führt zu der Sozialeinheitsschule, die zugleich eine Schule der Freiheit und der strengen Gesetzlichkeit ist. Denn eine freie Gemeinschaft freier Individuen muß die Schule der Zukunft sein — nur dann erfüllt sie ihren Begriff. Sie muß als echte Arbeitsschule den Aufbau des Arbeitslebens selbst von Grund auf vollführen und so als Schule selbst Leben, als Leben Schule sein und durch alle Stockwerke hindurch bleiben. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Sozialpädagogik, trotz achtungswerter Erfolge in Theorie und Praxis, im Grunde doch erst in den Anfängen steht. Die Neuordnung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse wird und muß zu einer Neuordnung der Bildungsverhältnisse der Gesamtheit führen, denn nur so ist eine echte Gemeinschaftskultur und in ihr und mit ihr eine wahre Persönlichkeitsbildung möglich.

## Zum Währungsstreit

Von **Artur Heichen**

Einen eigentlichen Währungsstreit, wie ihn frühere Jahrzehnte kannten, haben wir heutzutage gar nicht. Wohl haben wir eine Valutafrage, die nur ein Ausschnitt aus dem heutigen allgemeinen Wirtschaftsproblem ist; aber der Streit, der früher die Gemüter erregte: nämlich ob Gold- oder Silberwährung, ob hinkende oder Parallelwährung, ob Goldkernwährung, ob Papierwährung, ist heute längst begraben, weil reale Tatsachen, die jenseits von »nützlich« oder »schädlich« liegen, zugunsten der Papierwährung entschieden haben. Nun gibt es Leute, die die Wiedereinführung der Goldwährung als ein Mittel zur Heilung unserer Wirtschaftsnöte anempfehlen. So naiv die Forderung ist, so verlohnt es sich doch, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Wie es früher nämlich Leute gab, die glaubten, den Gesetzen der Gravitation und der Erhaltung von Stoff und Energie ein Schnippchen schlagen und ein Perpetuum mobile konstruieren zu können, so gibt es auch heute Leute mit engem Horizont, die wähnen, dem großen internationalen Wirtschaftsproblem sei von einer lokalen und engbegrenzten Stelle aus, nämlich durch irgendwelche währungspolitische Kniffe, beizukommen. Fast regelmäßig stammen die Rufer in diesem Streit aus dem Lager der politischen Reaktion, denen es oft weniger auf Währungspolitik als auf Parteipolitik ankommen mag, weil ihnen die wissenschaftlich verbrämte Forderung nach Wiedereinführung der Goldwährung eine gute Gelegenheit bietet, die jetzige Regierung und die aus ihr bestehenden Parteien für die gegenwärtigen Nöte unseres Wirtschaftslebens verantwortlich zu machen und Verantwortlichkeiten und Schuld von sich selber abzuwälzen. Wissenschaftliche Kontroversen, mit parteipolitischen Auseinandersetzungen nur gelegentlich untermischt, erscheinen auch ästhetisch viel angenehmer als eine massive, laute politische Agitation und verfehlen deshalb selten ihren eigentlichen Zweck, nämlich die Wirkung auf die Intelligenz.

Zu denen, die die Wiedereinführung der Goldwährung verlangen, gehört außer dem Leipziger Professor der Nationalökonomie Wilhelm Stieda auch der Wirkliche Geheime Rat Fr. Edler v. Braun, unter dem alten Regime einer der ausschlaggebenden Männer im Reichsernährungsamt (»Wiedereinführung der Goldwährung«. Berlin 1920, Verlagsbuchhandlung Paul Parey). Man merkt dem Verfasser seine junkerliche Herkunft an. Sein wirtschaftlicher Horizont ist wie der eines ostelbischen Rittergutsbesitzers lokal begrenzt und reicht über die

Bannmeile des vergrößerten Ritterguts Deutschland nicht hinaus. Die internationale Verflechtung der deutschen Volkswirtschaft in die große Weltwirtschaft sieht er kaum; die Tatsache, daß der Weltkrieg allüberall die gleichen Probleme der Wirtschaft und damit auch der Währung geschaffen hat, sieht er gar nicht, ebenso wie für ihn die Internationalität des Wirtschaftselends, das nur in Abstufungen des Grades besteht, nicht existiert. Er lüftet seiner staunenden Leserschaft die Geheimnisse des Wirtschaftszusammenbruchs mit seinem Passepartout, der da heißt: Schuld der jetzigen Regierung. Neben sehr vielen richtigen, aber auch allbekannten Tatsachen und Ausführungen liest man auf diese Weise bei ihm beispielsweise:

»In diesen Zahlen (nämlich im Tiefstand unserer Valuta) drückt sich natürlich nicht nur die Wirkung der Inflation aus, die ja in anderen Ländern auch besteht, nur nicht in so hohem Grade als in Deutschland, sondern das schwindende Vertrauen der Welt, daß es Deutschland unter der jetzigen Regierung (von uns gesperrt gedruckt. Der Verfasser) gelingen wird, sich aus dem wirtschaftlichen Zusammenbruch wieder in die Höhe zu arbeiten.«

Ob der Verfasser bei Abfassung seiner Schrift in Antizipation der Ereignisse einer kommenden Regierung der »Ordnung, der Freiheit und der Tat« à la Kapp Vorschußlorbeeren für den Wiederaufbau Deutschlands, für Valutabesserung usw. erteilen wollte, lassen wir dahingestellt, wie es aber mit dem Vertrauen der Welt bestellt ist, das zu erfahren haben wir wie auch der Verfasser anläßlich der Märztage reichlich Gelegenheit gehabt, so daß sich alle weiteren Polemiken erübrigen.

Nun zum radikalen Allheilmittel des Herrn Verfassers, seiner Goldwährung:

»Der Grund des Tiefstandes unserer Valuta liegt zwar, wie oben ausgeführt, nicht ausschließlich, aber zu einem erheblichen Teil in der Verwässerung unserer Währung. Unsere Geldwertzeichen sind nur noch zu 2,3 statt 33 Prozent mit Gold gedeckt....

So bleibt nur eine Wahl, das jetzige Papiergeld für den inneren Verkehr seinem Schicksal zu überlassen und daneben durch Ausgabe neuer Wertzeichen eine Goldwährung für den Verkehr mit dem Ausland aufzubauen. Noch haben wir die Mittel dazu. Nach dem letzten Ausweis der Reichsbank vom 8. November 1919 betrug deren Goldbestand noch 1 093 454 000 Mark, ist also noch ausreichend zum Aufbau einer Goldwährung in Höhe von über 3 Milliarden Mark bei Einhaltung der Drittelsdeckung. Dieser Betrag genügt zur Regelung unseres Geldverkehrs mit dem Ausland, vorausgesetzt, daß auch im übrigen unser Wirtschaftsleben wieder in Gang kommt, so daß die Goldwertzeichen nur zum Spitzenausgleich dienen. (Von uns gesperrt gedruckt. Der Verfasser.) Voraussetzung wäre weiter eine Vorschrift, daß Verkäufe an Ausländer nur gegen Goldwährung erfolgen....«

Also alles klappt nach Herrn v. Braun aufs schönste, wenn nur die kleinen Voraussetzungen, die so en passant im Nebensatz ausgesprochen werden, nämlich Wiederingangsetzung des Wirtschaftslebens und Goldwertzeichen nur zum Spitzenausgleich — das heißt auf gut deutsch Beseitigung der Passivität unserer Zahlungsbilanz! — erfüllt sind. Ebensogut könnte man ja verlangen, das Defizit unserer Kohlenproduktion durch Erschließung der Kohlenlager in der chinesischen Provinz Tsinan-fu zu begleichen. Daß nämlich unsere Zahlungsbilanz (außer durch forcierte Kapitalausfuhr!) demnächst wieder aktiv gestaltet werden könnte, daran glaubt in Deutschland außer Herrn v. Braun und einigen anderen keiner unserer Fachleute. Vielmehr erklären Theoretiker sowohl wie Praktiker dies für eine Unmöglichkeit. Otto Heyn zieht in seiner Schrift »Zur Valutafrage« diese Möglichkeit überhaupt nicht in Betracht, Georg Bernhard beantwortet diese Frage in seinem »Plutus« mit einem glatten Nein.

»Auf Jahrzehnte hinaus wäre mit äußerster Anstrengung selbst mit einer aktiven Handelsbilanz noch keine aktive Zahlungsbilanz zu erringen. Aber es wird gar nicht einmal möglich sein, bloß die reine Warenhandelsbilanz aktiv zu

machen. Das wird in Deutschland auch vielfach eingesehen, selbst von denen, die an sich keine Anhänger der planmäßigen Wirtschaft sind. Aus dieser Einsicht gehen all jene Erwägungen hervor, die von internationaler Valutaanleihe, von internationaler Neugestaltung der Währung und ähnlichem sprechen. Die Auslandshilfe, namentlich die Hilfe von Amerika, kann, besonders wenn es uns gelingt, kreditfähige Selbstverwaltungskörper in der Industrie zu schaffen, gewiß sehr wertvoll werden. Aber diese Hilfe wird niemals ausreichend sein, dauernd eine aktive Zahlungsbilanz herzustellen, schon weil Kredite auch zurückgezahlt und verzinst werden müssen, was zu Lasten der Zahlungsbilanz geht. Und auch die Währungsexperimentatoren, die vorschlagen, durch Schaffung einer Doppelwährung, gesondert für In- und Ausland, allem Unheil zu steuern, vergessen, daß jede passive Zahlungsbilanz auch die beste theoretische Währung zunichte machen und auf die Dauer selbst den größten Goldbestand verschwinden lassen muß.«

Man braucht gar nicht so weit zu gehen wie Bernhard und von vornherein jede Möglichkeit einer Aktivierung unserer Zahlungsbilanz zu leugnen; durch forcierte Kapitalausfuhr, durch Verkauf von Haus- und Grundbesitz, Fabrikanlagen, durch Abstoßung unserer eigenen Effekten (Staatsfonds, Stadtanleihen, Industrieobligationen und Aktien) ist eine solche Möglichkeit sehr wohl gegeben, und wir sind auf dem besten Wege, das Defizit unserer Zahlungsbilanz schon jetzt auf solche Weise zu begleichen. Aber auch solche Möglichkeiten finden gewisse Grenzen. Wenn das letzte ostelbische Rittergut mit einer Valutahypothek bis an die Grenzen der juristischen und ökonomischen Zulässigkeit belastet ist, dann findet der große Ausverkauf sein Ende; dann gibt es schließlich keine exportfähigen Kapitalgüter mehr, mit denen die Löcher unserer Zahlungsbilanz gestopft werden könnten. Und volkswirtschaftlich wäre es höchst verderblich, wenn es jemals auch nur annähernd so weit käme, obgleich es an sich nichts schaden würde, wenn der ostelbischen Lokalborniertheit auf diesem rein ökonomischen Wege die Verflechtung mit dem Weltwirtschaftsgetriebe, das sogar Rittergüter »erfaßt«, und das Verbundensein mit allen Gliedern der eigenen Volkswirtschaft demonstriert würde.

Über der Sorge für unsere Zahlungsbilanz dürfen wir eine andere Aufgabe, den Schutz unseres volkswirtschaftlichen Kapitalbestandes, der durch Ausverkauf und Überfremdung aufs schwerste bedroht ist, nicht aus dem Auge lassen. Beide Aufgaben, Kapitalschutz und Schutz unserer Zahlungsbilanz, stehen miteinander in Konkurrenz und sind auf eine mittlere Linie zu bringen. Aber der fixen Idee der Goldwährung halber auf den Kapitalschutz ganz zu verzichten, das können wir nun und nimmer. Das wird selbst Herr v. Braun nicht wollen, wenn er nur die Konsequenzen seiner Forderung bis ans Ende durchdenken würde. Einen anderen Weg als den angegebenen wissen wir jedenfalls nicht. Vielleicht aber hätte die Regierung der »Ordnung, Freiheit und der Tat« diese Aufgabe und noch andere dazu spielend gelöst. Schade, daß man so grausam war und ihr nicht gestattet hat, die Probe aufs Exempel zu machen.

## Wilhelm Holzamer als Erzähler und Poet

Von **Joseph Kliche**

Frühe Künstlerschaft und früher Ruhm — früh gestorben und, wie es scheint, auch früh vergessen. Noch nach fünfzig Jahren aber werden wahrscheinlich einzelne seiner Bücher ernste Beachtung finden. Insonderheit sein Lebensbuch »Der Entgleiste« wird als Probe dichterischer Gestaltungskraft und beachtenswerter Stilistik aus den Schränken der deutschen Leihbibliotheken hervorgeholt werden; denn der dieses Buch schuf, war ein Lebenskenner, war Erzähler und Poet. Fünfzig Jahre würde der Rheinhesse jetzt auf seinem Scheitel haben, lebte er noch. So aber deckt ihn schon über ein Jahrzwölft die sandige Erde Berlins. Ohne Zweifel, der düstere Fährmann vom Styx lud ihn zu früh zur großen Reise; denn was Wilhelm Holzamer uns noch hätte geben können, das beweisen gerade die nach seinem Tode aus

dem Nachlaß gesichteten Werke, der schon erwähnte Lebensroman und der Band Gedichte, der 1912 erschien.

Wer den Lebensgang Holzamers kennen will, der lese den Roman vom Entgleisten. Gewiß ist nicht alles auf absoluter Wahrheit basierendes selbstbiographisches Material. Wie stets bei derartigen Werken belletristischen Charakters vermengen sich Wahrheit und Dichtung. Aber die Hauptstationen im Leben des Helden des Buches und sehr vieles vom Detail des Romans sind dem Lebensgang seines Verfassers entnommen. Der kleine, unbefriedigte Schullehrer, die Pariser Arbeits- und Leidensjahre, das Streben, Ringen und Suchen und letzten Endes die Erfüllung — nur daß der harmlose Ausklang nicht ganz zu seinem frühen Scheiden paßt und daß seine Tätigkeit als Kabinettsbibliothekar beim hessischen Großherzog in eine frühere Zeit fiel, während im Roman die Ministerschaft des Dr. Kaiser im gleichen Lande den Ausgang des Lebens bildet.

Fast zwei Dutzend Bücher sind es, die Wilhelm Holzamer in seinem Leben schrieb und der deutschen Leserwelt übergab: neben ästhetischen Studien literarischen und kunsthistorischen Charakters Romane, Erzählungen, einige Gedichtbände und ein Drama. Alles zumeist geschaffen neben einer ums Brotverdienen gehenden Tagesarbeit — drunten im Hessenland, in Paris, Berlin und anderswo. Daher auch nicht alles künstlerisch genügend gereift. Aber das, was als vollwertige Frucht vom Baume seines Schaffens fiel, ist geeignet, die deutsche Literatur der jüngsten Vergangenheit um wertvolle Stücke zu bereichern. Was namentlich seinen Büchern Wert verleiht, das ist die Sicherheit in der Charakterzeichnung, die zu studieren gerade sein letzter Roman reiche und dankbare Gelegenheit bietet; das sind die eigenen Töne, die auf ihren Seiten erklingen und die besonders lebensecht dort sind, wo sie warmes Mitgefühl mit solchen bekunden, die zum Schreiten auf der Schattenseite des Lebens verurteilt sind. Wilhelm Holzamer ist kein Naturalist, nicht einmal als Realist ist er anzusprechen, obwohl er sich persönlich zu denen hingezogen fühlte, die in der literarischen Revolution der neunziger Jahre mitgefochten hatten. In seinen Büchern drängt es ihn oft, seine Helden zu idealisieren. Das, was *ihn* über die Alltagsnot des Lebens hinweghob, was *er* sich selbst als Ideal reinen Strebens hinstellte, das übertrug er in vielen Fällen auf die Gestalten seiner Bücher. Ein Ringer und Aufwärtsschreiter, der das Leben und das Schicksal zu meistern suchte. Zwischendurch dann leicht idyllische Erholungspausen, durchwoben mit Melancholie und duftendem Erinnerungszauber.

Welch tiefe Innerlichkeit, welches reine Gemütsleben leuchtet uns aus seinem »Peter Nockler«, der Geschichte eines armen Schneiders entgegen! Mit einfachen Mitteln, ohne irgendwie gesucht oder aufdringlich zu erscheinen, gestaltet er hier seelische Tiefen. Mit welch sicherer Kraft gelingt es ihm, im »Armen Lukas« Stimmungen auszubreiten, an denen jedes unverbildete Gemüt seine Freude haben muß. Der Poet, der Lyriker Holzamer ist in diesem Buche am sinnigsten vertreten. Vielleicht reiner und sinniger als in seinen ausgesprochenen Versbänden. Und dann die in eine frühere Zeit verlegte Geschichte vom »Heiligen Sebastian«, dem Priester, der den Kampf zwischen der Standespflicht und dem Ruf des Herzens zu kämpfen hat und der sich im selben Sinn entscheidet wie Gerhart Hauptmanns vor zwei Jahren erschienener »Ketzer von Soana«. Der seelische Kampf des Priesters ist packend und erschütternd gestaltet. Man merkt es in jeder Zeile: eine dichterische Kraft war hier am Werke und schuf neben dem Herzenskonflikt auch ein Gemälde jener rauhen Zeit, in der Menschenlose ungeschützt ins graue, hoffnungslose Elend wirbelten. Dazu die sprachlich gutgeformten Naturschilderungen, so daß psychologisch und ästhetisch das Buch einen Höhepunkt Holzamerschen Schaffens bedeutet. Nichts von Pikanterie, keine an gewisse menschliche Instinkte des Lesers spekulierenden Gefühle, nein, ein Kunstwerk ganz um seiner selbst willen — rein, tief und gewaltig.

Frauencharaktere und Frauenschicksale zeichnet der Dichter in seinen Romanen »Inge«, »Ellida Solstratten«, »Die Sturmfrau« und »Vor Jahr und Tag«. Proble-

matische Liebes- und Leidensbücher, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen und die, wenn sie, bis auf das wurzelechte Heimatbuch »Vor Jahr und Tag«, auch nicht vollendete Künstlerschaft verraten, doch entschieden jenem süßlichen Wesen feind sind, wie es sich vielfach in der Erzählungsliteratur unserer Tage breitmacht. Der feine Lyriker ist eben mit dem Erzähler Holzamer eng verbunden. Selbst wenn man seine Gedichtbände nicht kennt und lediglich seine Prosa liest, fühlt man, daß der Erzähler vom Poeten unzertrennlich ist. Daher kommt es auch, daß die einzelnen Prosabücher stets Stimmungsgehalte aufweisen, die im Herzen des Lesers ein Klingen wachrufen, als läse dieser reine Lyrik. Vieles Zarte und Schöne seiner Versbände ist so in seine Erzählungen hinübergeflossen.

Das schließt nicht aus, daß er daneben ein Kämpfer war, der sich mit den Problemen des Lebens auseinanderzusetzen suchte. War es doch gerade sein fortgesetztes Streben, über den bloßen Heimatkünstler, als welchen er sich besonders in seinen ersten Büchern gab, hinauszuwachsen und im großen, umfassenden Zeitwerden aufzugehen. Im »Entgleisten« ist ihm dieses zum ersten Male vollwüchsig gelungen. Hier führt er uns mitten ins Leben hinein. Gleich vornan steht die prächtige wurzelechte Gestalt der Kaiserklar. Herb, selbstbewußt und zielklar schiebt sie ihren Buben vorwärts, auf daß er das Leben meistere. Und der versucht's. Aber zag und nicht immer, wie es einer tun muß, der aufwärts will. Zuviel des Bescheidenen, Problematischen steckt in ihm. Vom rheinhessischen Dorfe geht's nach Mainz und dann nach Paris. Genau wie des Dichters eigener Weg gewesen. Und wie der Dichter selbst, so wird auch sein Held, der Kaiserphilipp, arg durch die harte Schule des Lebens geschüttelt, um als geläuterter Mann daraus hervorzugehen. Dieser Werdegang gibt Holzamer Gelegenheit, sein Buch zu einem Erziehungs-, Entwicklungs- und Weltanschauungsroman zu gestalten. Klug und stark schichtet er die Quadern, baut er einen Turm in blaue, sonnige Höhen. Das Leben des Kaiserphilipp wird zu einem Erziehungsbuch, zu einem Zeitgemälde. Man denkt an Goethes »Wilhelm Meister«, an Kellers »Grünen Heinrich«. Zuweilen unterbrechen freundliche Oasen den steilen Weg, dann wieder jagt Begeisterung durch das Buch — Frauenminne und Geschlechtsleidenschaft. Dann der große Pariser Streik, in dessen Verlauf der noch in Erinnerung stehende Pariser Polizeipräfekt Lépine die Arbeiterbörse stürmen läßt, und schließlich der Hochverratsprozeß in der hessischen Heimat, in dem Holzamers Großvater ein stolzes Denkmal gesetzt wird. Und wenn wir auch über die liberalen Allüren eines ehemaligen hessischen Großherzogs anders denken, als in dem Buche geschieht — wer wollte dessen Verfasser darob schmähen, daß er jenen als modernen Menschen zeichnet? Die oppositionelle Figur des Spengler im »Entgleisten« ist keine vereinzelte Erscheinung bei Holzamer. Sie taucht auch in verschiedenen anderen seiner Bücher auf. So beispielsweise als Andreas Krafft in der kleinen Erzählung »Sein letztes Hochamt«. Hier scheint das Urbild, eben des Dichters Großvater, am treuesten nachgezeichnet zu sein.

Nach den mancherlei anderen Büchern hat Wilhelm Holzamer sich im »Entgleisten« all das von der Seele geschrieben, was ihn in seinen Jünglings- und Mannesjahren bewegte und auf der Wanderschaft begleitete. So ist das Werk auch ein Meisterbuch geworden, das einen an der Schwelle der Vollendung stehenden Künstler verrät. Wehmut befällt einen, wenn man bedenkt, was dieser gereifte und reiche Geist der deutschen Literatur noch hätte geben können, denn so unausgegoren manche seiner früheren Werke noch waren — in diesem ist ihm der große Sprung zu einem neuen Ufer gelungen.

Wilhelm Holzamers Romane, von denen besonders der »Entgleiste« und »Vor Jahr und Tag« in keiner öffentlichen Bücherei fehlen sollten, die wir aber auch in recht viele private Spinde wünschen, sind bei Egon Fleischel in Berlin erschienen. Ein kleiner Probeband auch bei Reclam. Seine ästhetischen Studien, darunter auch Arbeiten über Heinrich Heine und C. F. Meyer, brachten Schuster & Loeffler in Berlin und Eugen Diederichs in Jena heraus.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 15 38. Jahrgang · 2. Band 9. Juli 1920

DEC 1920 UNIV. OF MICH.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Die innere Zwietracht in der sozialistischen Bewegung.** Von Franz Lauffötter.

**Eine literarische Tat.** Von Dr. Otto Jöhlinger.

**Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie.** Von Bernhard Rausch. II. (Schluß.)

**Löhne und Weltmarktpreise.** Von Fritz Tejessy.

**Eine Frankfurter Arbeiterakademie.** Von H. Marckwald.

**Literarische Rundschau:** Professor Dr. Adolf Weber, **Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit.** Rudolf Greinz, **Der Garten Gottes.** Ernest L. Bogart, **Direct and indirect cost of the great world war.** E. Herbst, **Für Menschheitskultur! Gegen Wirtschaftsanarchie, Umsturz und Spießertum.**

**Notizen.**

◆◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Eckstein.
5. Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. Die Arbeiterbewegung in Belgien. Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. Die Engländer in Ägypten. Von Th. Rothstein.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Strasser.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpiansky.
14. Zur Urgeschichte der Ehe und Familie. Von Heinrich Cunow.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von K. Kautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881. Von Georg Stieklow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Askew.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15 | Ausgegeben am 9. Juli 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die innere Zwietracht in der sozialistischen Bewegung

Von Franz Laufkötter

Eine der charakteristischsten Erscheinungen in der modernen Arbeiterbewegung ist ihre innere Zerklüftung. Die Anhänger und Vorkämpfer des Sozialismus sind in die verschiedensten Gruppen und Richtungen gespalten, die sich untereinander aufs schärfste bekämpfen. Sie sprechen sich gegenseitig den Namen Sozialist ab, indem sie von Schein- und Auchsozialisten, wenn nicht gar von Verrätern des sozialistischen Gedankens und von Verfälschern des wahren Sozialismus reden. Diese innere Uneinigkeit hat eine gegenseitige Zerfleischung zur Folge gehabt, die zweifellos die Stoßkraft des Proletariats ungemein schwächt und die Widerstandskraft des Kapitalismus und der Reaktion stärkt. Darum herrscht in weiten proletarischen Schichten, die instinktiv die Notwendigkeit einer einheitlichen Bewegung fühlen, tiefe Trauer über die gegenseitige Zerfleischung und eine lebhafte Entrüstung über die Kampfhähne, die den Streit schüren, anstatt die Eintracht zu predigen und zu fördern. Auf der anderen Seite freuen sich die Gegner der sozialistischen Bewegung darüber, daß die Sozialisten sich gegenseitig bekämpfen und schwächen. Sie ziehen daraus die Folgerung, daß der Sozialismus infolge seiner inneren Zerklüftung niemals verwirklicht werden könne und eine vorübergehende Erscheinung bleiben werde. Darum schüren sie den Bruderkampf und gießen Öl ins Feuer, weil sie nach dem Satze: »Ein Heer, das in sich selbst uneins ist, muß auseinanderfallen!« auf eine wachsende Ohnmacht der Arbeiterbewegung hoffen.

So tieftraurig nun auch die innere Uneinigkeit im Schoße des Sozialismus ist und so sehr sie auch die Verwirklichung der sozialistischen Gedanken erschwert, so liegt doch keinerlei Grund vor, die Sache pessimistisch zu betrachten. Weder die Befürchtungen der Anhänger des Sozialismus noch die Hoffnungen der Gegner haben eine innere Berechtigung, wenn man den Maßstab der Entwicklungsgeschichte daran legt, denn dann bemerkt man sofort, daß sich noch jede neue Weltanschauung unter inneren Wirren und Kämpfen durchgesetzt hat. Alles Neue stößt nicht nur auf den zähen, erbitterten Widerstand der Freunde und Nutznießer des Alten, es hat auch mit abweichenden Meinungen in den Reihen seiner Vorkämpfer zu rechnen. Jeder neue Gedanke muß zunächst eine Zeit der Gärung durchmachen, bevor eine Klärung eintritt, auf dem Wege einer inneren Zwietracht und gegenseitigen Bekämpfung der verschiedenen Richtungen stößt er allmählich die Schlacken ab und gewinnt eine einheitliche Gestalt, die die Vorbedingung seiner Verwirklichung ist. Es ist ein soziologisches Gesetz, es ist das Verhängnis der Menschheit, daß jedesmal, wenn das überlebte Alte durch eine Neugestaltung der Dinge ersetzt

werden soll, die Vorkämpfer des Neuen wohl in den Zielen einig sind, aber über die Mittel und Wege zu diesen Zielen meilenweit auseinandergehen und um die Erreichung dieser Ziele mit rücksichtsloser Erbitterung kämpfen. Die Menschheitsgeschichte bietet zahlreiche Beispiele, die die Wahrheit dieser Behauptung dartun.

Sozialpsychologisch ist ein solcher Vorgang durchaus erklärlich. Alle jene Menschen, die sich von dem Alten abwenden und nach neuen Sternen spähen, handeln zunächst aus rein gefühlsmäßigen Beweggründen heraus. Sie empfinden die Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse tiefer als ihre Zeitgenossen, die noch im alten Trott dahinwandern, ihr Freiheitsgefühl und ihr gesteigertes Selbstbewußtsein empört sich gegen den geistigen und wirtschaftlichen Zwang, unter dem sie leben und leiden, sie reißen sich los von der alten Gebundenheit und erträumen ein Reich der Freiheit und der Selbstbestimmung. Ganz neue, bisher ungeahnte Kräfte ringen nach Betätigung, Kampfnaturen tauchen auf, die das Zukunftsland im Sturm erobern wollen und deshalb jede Nachgiebigkeit und Kompromißlei als Schwäche ablehnen. Es fehlt ihnen an dem Sinn für ruhiges Abwarten der kommenden Dinge und an der Einsicht, daß eine neue Welt und eine neue Menschheit nur allmählich heranreifen kann. Daneben zeigt sich viel Eigensinn und Eigenbrötelei, viel Starrsinn und Rechthaberei, viel Unduldsamkeit und Gewaltsamkeit. Neben all den guten Eigenschaften eines revolutionären Feuerkopfes zeigen sich auch seine Schwächen: der mangelnde Blick für das Erreichbare und Mögliche, die Überschätzung der eigenen Kraft und die Unterschätzung der Lebens- und Widerstandskraft des Bestehenden, der Mangel an Wirklichkeitssinn und Tatsachensinn, die Unklarheit und Unrast, die auch durch den besten Willen nicht ersetzt werden kann, die überschäumende Kraft, die die nüchterne Überlegung ausschaltet. Die Stürmer und Dränger finden ihre Befriedigung im Kampfe, sie sprechen mit Ulrich v. Hutten: »Es ist eine Lust zu leben!«, sie folgen dem Nietzschewort, daß der freie Mensch nicht ersticken darf im Dunste der muffigen Vergangenheit, sondern daß er die Fenster zerbrechen und hinausspringen muß ins Freie: »Frei steht großen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht!« Für sie ist der Kampf Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck. Und so tummeln sie sich denn in der neugewonnenen Freiheit, worüber sie verpassen, daß die Menschheit in sich selbst an innere, unzerreißbare Gesetze gebunden ist und daß sie diese Gebundenheit mit sich schleppt durch die Jahrtausende als Überlieferung und Hemmschuh.

Der innere Zwiespalt in den Reihen der Neuerer wird noch verstärkt durch die Verschiedenartigkeit der Veranlagung, des Temperaments, der Vorbildung, der Erziehung und der Erfahrung, die in den Trägern der Bewegung steckt. Auch die Umwelt, in der sie leben, spielt eine große Rolle. Sie werden mehr oder minder beeinflußt durch den wirtschaftlichen, sozialen und sozialgeistigen Interessenkreis, der sie umflutet. Und so suchen sie ungestüm nach neuen Wegen, nachdem sie die Brücken hinter sich abgebrochen haben, wobei sie erklärlicherweise ihrem eigenen Gefühl, ihrem eigenen Denken, ihren eigenen Beobachtungen und Erfahrungen ein größeres Vertrauen schenken als dem, was von anderer Seite an sie herantritt. Weil sie aus sich heraus eine neue Welt gebären wollen, die sich meist in ihrem

Innern ganz anders widerspiegelt als in den Köpfen und Herzen der anderen, entwickelt sich in ihnen leicht ein starrer Dogmatismus und leidenschaftlicher Fanatismus, der keinem vernünftigen Zureden zugänglich ist. Das Aufkommen eines Pfaffentums, das als Hüter des Heiligen Grals die reine Wahrheit und die alleinseligmachende Lehre in Erbpacht genommen hat, ist eine der unangenehmsten Begleiterscheinungen einer jeden neuen Bewegung, es trägt dazu bei, immer neue Reibungen zu erzeugen und immer neue Ketzer zu schaffen.

So gewährt denn der Vormarsch eines revolutionären Heeres ein ganz anderes Bild, als die Massen es darstellen, die am Alten kleben und in den gewohnten Bahnen marschieren. Wenn eine Gesellschaft von Menschen auf einer Landstraße einem Ziele zuwandert, so macht sie den Eindruck der Geschlossenheit, hinter der die vorhandenen Gegensätze verschwinden, wenn aber eine Gesellschaft vom gebahnten Wege abbiegt und durch Wald und Heide, durch Gestrüpp und Sumpf einem neuen Ziele zustrebt, so entsteht ganz von selbst das Bild der Uneinigkeit und der Entzweiung. Der eine drängt und hastet am anderen vorüber, der eine glaubt hier, der andere dort den nächsten und besten Weg zu finden, der eine macht dem anderen Vorwürfe, daß er in die Irre gehe und vom rechten Weg abkomme, ein jeder hält sich für den Berufensten, den anderen die Richtung zu weisen. Da haben die Leute, die auf dem gebahnten Wege dahinwandern, gut reden, sie haben kaum ein Verständnis für die Schwierigkeiten, die jene zu überwinden haben, die nach neuen Zielen und Wegen suchen.

Und diese Schwierigkeiten zeigen sich vor allen Dingen dann, wenn eine Bewegung aus dem Dunstkreis der Gefühlsduselei und aus dem Gebiet der theoretischen Katzbalgereien übertritt auf das Feld praktischer Betätigung und Verwirklichung. Da machen sich erst recht die inneren Gegensätze bemerkbar, weil es sich hier um materielle Interessen und wirtschaftliche Streitfragen handelt. Gerade die gegenwärtige Zeit, die da berufen ist, praktischen Sozialismus zu treiben, liefert uns tagtäglich den Beweis für diese Behauptung. Es ist nun einmal nicht anders: der Aufstieg der Menschheit auf eine höhere Stufe wahrer Kultur vollzieht sich ebensowenig wie der proletarische Befreiungskampf in der Form eines einheitlichen, geschlossenen Vormarsches, er wird begleitet von inneren Zwistigkeiten und inneren Kämpfen. Die revolutionären Heere sind keine kompakten Massen — und werden dies auch niemals sein —, sie sind Armeen von Kämpfern, die einen Guerillakrieg führen und den Feind überall angreifen, wo er sich eine Blöße gibt.

Die gleiche Beobachtung, die wir in der revolutionären Bewegung der Gegenwart machen, tritt auch in den Revolutionen früherer Zeiten deutlich zutage. Auch in jenen Bewegungen finden wir innere Gegensätze bis zur gegenseitigen Zerfleischung. Wir stoßen auf Kampfnaturen, die dem erhofften Siege tollkühn entgegenstürmen und ihre andersgearteten Kampfgenossen rücksichtslos beiseitedrängen. Deshalb haben die Vertreter des heute Bestehenden, das sich ja auch erst unter Sturm und Drang durchgesetzt hat, keine Veranlassung, den Vorkämpfern des Neuen in der Gegenwart Vorwürfe zu machen über ihre innere Zwietracht und aus dem Mangel an Geschlossenheit zu folgern, daß die neue Bewegung aussichtslos sei. Man braucht nur, um ein Beispiel zu erwähnen, an die schweren

inneren Kämpfe zu erinnern, unter denen sich der moderne Kapitalismus durchgerungen hat. In der Französischen Revolution prallten die Gegensätze in den Reihen der Revolutionäre unvermittelt aufeinander; es haben sich dort Ereignisse abgespielt, gegen die die Kämpfe der Gegenwart nur ein Kinderspiel sind.

Besonders interessant ist aber die Entwicklung, die das Christentum in seinen Anfängen durchgemacht hat. Die christliche Geschichte berichtet uns von inneren Kämpfen, die mit einer Erbitterung und Maßlosigkeit durchgefochten wurden, von denen wir heute kaum noch eine Vorstellung haben. Und dabei galt die christliche Lehre als eine geoffenbarte Wahrheit, die von ihrem Stifter verkündet und von dessen Jüngern verbreitet wurde, so daß man eigentlich hätte annehmen sollen, daß jede Meinungsverschiedenheit ausgeschlossen gewesen wäre. Gerade in der Entwicklung des Christentums zeigen sich Erscheinungen, die eine überraschende Ähnlichkeit aufweisen mit denen des modernen Sozialismus. Es dürfte heute ein aktuelles Interesse bieten, in kurzen Zügen die Parallelen darzulegen zwischen christlicher und sozialistischer Entwicklung, damit die Vertreter des Christentums lernen, daß sie nicht die geringste Veranlassung haben, über die innere Zwietracht in der sozialistischen Bewegung die Nase zu rümpfen.

Gleich in den ersten Jahrzehnten des neuaufkommenden Christentums fehlte es nicht an Zwistigkeiten in den christlichen Gemeinden. Der Gegensatz zwischen Judenchristen und Heidenchristen machte sich bemerkbar, und auch sonst traten abweichende Meinungen zutage. Der Apostel Paulus hält sie sogar für notwendig, »damit die, die bewährt sind im Glauben, offenbar werden«, wie er an die Korinther schreibt. Einstweilen wurde jedoch die innere Einheit der Gläubigen noch aufrechterhalten durch die bald einsetzenden Christenverfolgungen, wie ja jede gewaltsame Unterdrückung einer aufsteigenden Bewegung die Anhänger zusammenschweißt. (Vergl. das Sozialistengesetz in Deutschland.) Kaum aber trat eine gewisse Bewegungsfreiheit ein, als auch die unter der Oberfläche schlummernden Gegensätze mit ungeahnter Heftigkeit ausbrachen. Es entstanden die Sekten der Gnostiker, die sich allein in dreißig verschiedene Richtungen spalteten, der Manichäer, der Monarchianer, der Subordinationer, der Noratianer, der Montanisten und wie sie alle heißen mögen. Sie waren in sich uneins über die Dreieinigkeit, die Erlösung, die Stellung des römischen Bischofs in der Kirche, die Priesterehe usw. Um das Jahr 300 riß Arius die Christenheit auseinander, der die Wesensgleichheit des Gottessohnes mit dem Vater leugnete, auch die Sekten der Pelagianer und Nestorianer kamen auf, und die Rechtgläubigen (Orthodoxen) hatten alle Hände voll zu tun, um die Schäflein zusammenzuhalten. Ein paar Jahrhunderte später brach dann die christliche Kirche auseinander.

Und diese inneren Zwistigkeiten wurden nicht lediglich mit geistigen Waffen ausgefochten, wie dies die großen Kirchenväter in ihren Streitschriften taten; im Gegenteil, es wurde auch, und mit Vorliebe, mit gewaltsamen Mitteln gekämpft. Die Christen der verschiedensten Richtungen schreckten in ihrem Eifer für die wahre Lehre nicht vor den größten Greueltaten zurück. So wird uns unter anderem erzählt, daß die Arianer und Donatisten in Nordafrika ihre Glaubensbrüder von der anderen Fakultät aufs heftigste bekämpften. Sie steckten ihre Häuser in Brand, mißhandelten

die Andersgläubigen in der grausamsten Weise — ein beliebtes Kampfmittel war das Ausschneiden der Zunge — und verbreiteten durch Mordtaten Angst und Schrecken. Wo die Rechtgläubigen die Oberhand hatten, hausten sie in derselben Weise, wovon die blutigen Ketzerverfolgungen den Beweis liefern. In jenen religiösen Kämpfen merkte man nichts von christlicher Liebe und Duldsamkeit. Es herrschte ein grenzenloser Fanatismus, und es gibt keine Grausamkeit und Scheußlichkeit, die nicht von Christen gegen Christen verübt worden ist. Unter der Devise: »Alles zur größeren Ehre Gottes!« sind Millionen von Menschen hingemordet worden, die geweihten Priester der christlichen Religion wurden berufsmäßige Henker.

Auch im Zeitalter der Reformation fehlte es nicht an Glaubensstreitern, die vor keiner Gewalt zurückschreckten. Luther, Kalvin, Zwingli und die anderen Reformatoren waren Fanatiker, die sich gegenseitig mit Schmutz bewarfen und, wenn es sein mußte, gewaltsame Mittel anwendeten. Die berüchtigten Kampftheologen jener Zeit, die für die reine Lehre kämpften, griffen sich gegenseitig in der pöbelhaftesten Weise an und reizten die weltlichen Obrigkeiten zu Gewalttaten gegen die Andersgläubigen auf, so daß ein Zeitgenosse schreiben konnte: »Diesen Leuten ist der Heilige Geist nicht in der Gestalt einer Taube, sondern eines Geiers erschienen!« Rechthaberei, Unfehlbarkeit und Starrsinn waren die hervorstechendsten Eigenschaften dieser Prediger der christlichen Liebe. Um die geringfügigsten Unterschiede in der Lehre stritten sie mit ungemeiner Erbitterung: auf den Kanzeln haben sie sich geprügelt, die Gemeinde nahm teil an den Kämpfen, und bis auf die Straße setzten sich die Prügeleien fort. Nicht selten floß Blut, und die verhetzten Massen schlugen sich gegenseitig die Knochen entzwei. Den Obrigkeiten blieb nichts anderes übrig, als diese Kampftheologen zur Ruhe zu ermahnen — »die Pfaffen sollen sich nicht unnütz machen!« hieß es in dem Erlaß eines sächsischen Herzogs.

Dennoch hat sich der der Reformation zugrunde liegende Gedanke allmählich durchgesetzt, weil er sich den wirklichen Verhältnissen angepaßt hat und weil sich die Gegensätze allmählich abgeschliffen haben. Heute spielen die Meinungsverschiedenheiten über religiöse Fragen, zum Beispiel über das Wesen und die Bedeutung des Abendmahls, nicht mehr die Rolle wie in jener gärenden Zeit, die Menschheit hat sich eben in religiöser Beziehung an Toleranz gewöhnt, wenn auch die Unduldsamkeit noch nicht gänzlich ausgestorben ist.

Wenn wir die Richtungsstreitigkeiten im modernen Sozialismus vom Gesichtspunkt der Entwicklungsgeschichte aus, sub specie aeternitatis, betrachten und Vergleiche ziehen zwischen einst und jetzt, so drängt sich uns die Überzeugung auf, daß wir keinen Anlaß haben, an der endlichen Verwirklichung des sozialistischen Gedankens zu verzweifeln. So viel ist ja richtig: einen feinfühlenden, zartbesaiteten Menschen stößt der Wirrwarr unserer Tage ab — jeder gewaltsame, rücksichtslose Kampf wirkt unästhetisch —, aber ein Mensch, der die Vergangenheit kennt und die Gegenwart meistern will, nimmt das Häßliche und Abstoßende, das ein Bruderkampf mit sich bringt, mit in den Kauf. Der Philosoph Nietzsche hat einmal das Wort geprägt: »Sie hassen sich, wie sich nur Brüder hassen können!«, und in der Tat sehen wir, daß sich der gegenwärtige Kampf in dem Proletariat von seiten der Wortrevolutionäre viel mehr gegen die eigenen

Klassengenossen als gegen das Kapital und die Reaktion richtet. Damit müssen wir uns abfinden, daß innere Kämpfe mit viel größerer Erbitterung geführt werden als äußere Kämpfe, weil sich hier Liebe in Haß verkehrt hat, aber trotz alledem dürfen wir nicht die Hoffnung verlieren, daß sich die Gegensätze im Laufe der Zeit mildern und daß die Berührungspunkte wieder mehr in den Vordergrund treten werden. Der große Gedanke des Sozialismus wird sich allen äußeren Widerständen und allen inneren Zwistigkeiten zum Trotz doch einmal durchsetzen — das ist unsere Hoffnung, unsere feste Zuversicht.

Diese Gewißheit schöpfen wir aus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit und aus der Kenntnis der Einzelseele und der Volksseele. Diese felsenfeste Überzeugung ist keine Illusion, keine Utopie, sie ist gegründet auf die Erfahrung und auf die nüchterne Abwägung der Tatsachen. Das Goethewort: »Wenn sich der Most auch noch absurd gebärdet, er gibt doch endlich einen guten Wein!« wird sich auch am modernen Sozialismus bewahrheiten. Gerade die mehrheitssozialistischen Massen, die in gärender Zeit dem sozialistischen Gedanken die Treue gewahrt haben, haben durch ihre Haltung bewiesen, daß sie nicht den Glauben verloren haben an den endlichen Sieg ihrer guten Sache. Aus dem Nebeldunst der Phrasen und Schlagwörter, aus dem Gewölk der Luftgebilde und Seifenblasen, aus der Stickluft der Zänkereien und Gehässigkeiten heraus wird die Sonne des Sozialismus siegreich hervorleuchten, sie wird ihr Licht und ihre Wärme über die Menschheit ausstreuen. Nur das eine tut uns not: nicht irre werden an dem Siege, nicht die Hoffnung verlieren, daß trotz innerer Zerfleischung sich der starke Wille des Proletariats dennoch durchringen wird!

## Eine literarische Tat

Von Dr. **Otto Jöhlinger**

Als ich seinerzeit als Mitglied der Friedensdelegation in Versailles weilte, hörte ich, daß ein Mitglied des Obersten Wirtschaftsrats sein Amt niedergelegt hätte, da es mit dem Friedensvertrag nicht einverstanden gewesen sei. Es handelte sich um den Engländer John Maynard Keynes. Ich erinnerte mich, wohl einmal den Namen Keynes gehört zu haben, wußte, daß er nationalökonomischer Professor und Herausgeber einer Fachzeitschrift war, weitere Einzelheiten über ihn waren mir aber nicht bekannt. Ich legte daher damals dem Rücktritt keine besondere Bedeutung bei, und die Entwicklung der Verhältnisse in Versailles schien mir recht zu geben.

Wenn man aber jetzt zu dem Buche greift, das der Mann, der seinerzeit seine Arbeit in Paris niederlegte, geschrieben hat, dann erkennt man, daß sein Rücktritt von den Beratungen eine Bedeutung hatte, deren Tragweite heute noch niemand ermessen kann. Wie auch immer die Dinge sich entwickeln werden, was Keynes in seinem Werke »Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags« ausführt, ist ein Merkstein in der Geschichte des Friedensvertrags von Versailles.[1]

[1] Eine deutsche Übersetzung ist erschienen unter dem Titel »Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags«, übersetzt von M. J. Bonn und C. Brinkmann, München, Verlag von Duncker & Humblot, Preis 10 Mark.

Selten habe ich ein nationalökonomisches Buch gelesen, das derartig klar und inhaltreich geschrieben ist, das auf so wenig Raum eine solche Fülle von Tatsachen bringt, die weitesten Kreisen unbekannt sind, und das nicht nur die schärfste Kritik bringt, sondern darüber hinaus positive Verbesserungsvorschläge macht. Das Werk von Keynes erfüllt alle diese Voraussetzungen in hohem Maße. Es ist stilistisch und inhaltlich, wirtschaftlich, politisch und psychologisch ein Meisterwerk.

Das Interessanteste an dem Werke ist in meinen Augen die Psychologie der Männer, in deren Händen damals in Versailles nicht das Schicksal Deutschlands, nicht das Schicksal Europas, sondern das Schicksal der ganzen Welt lag, und mit schonungsloser Offenheit enthüllt uns Keynes die Männer Clémenceau, Wilson und Lloyd George. Er zeigt uns, wie Clémenceau geistig alle überragt, wie es ihm gelingt, die anderen vollkommen in seinen Bann zu zwingen, wie er dem Friedensvertrag seinen Stempel aufdrückt. Er erstrebt den Karthagofrieden, Wilson den Frieden der Gerechtigkeit. Clémenceau gelingt es aber, den Friedensvertrag so zu formulieren, die einzelnen Bedingungen so zu stilisieren, daß Wilson gar nicht merkt, wie ihm ein Punkt nach dem anderen entwunden wird. Und als der Friedensvertrag fertig ist, da kann Clémenceau triumphieren. Er hat gesiegt. Aber Wilson merkt es immer noch nicht, daß von seinem Frieden der Gerechtigkeit auch nichts mehr übriggeblieben ist. Mit schonungsloser Offenheit wird Wilson gekennzeichnet als jener Mann, der, wie ein Erretter der Menschheit begrüßt, während der Verhandlungen geistig völlig zusammenbricht und schließlich als Don Quichotte den Verhandlungssaal verläßt. Keynes legt großen Wert darauf, die geistige Unterlegenheit von Wilson zu unterstreichen. War hier nicht auch ein Defekt im Charakter vorhanden? Wäre Wilson wirklich jener Charakter gewesen, der für einen Staatsmann unbedingt notwendig ist, er hätte sich nimmermehr vor einem Mann wie Clémenceau gebeugt. In dieses Triumvirat paßte Lloyd George, jener Popularitätshascher und Demagoge gut hinein. Für ihn kam es nur darauf an, sich populär zu machen und eine zugkräftige Wahlparole zu finden. Diesen beiden Forderungen ordnete er alles unter, das Wohl seines eigenen Vaterlandes, das Wohl der Menschheit. In packender Weise schildert Keynes, wie von Tag zu Tag Lloyd George mehr verspricht. Je mehr sich der Wahltag nähert, um so mehr Versprechungen macht er. Schließlich sind ihm alle Hände gebunden, als er aus der Wahl als Sieger hervorgeht. So ist das Spiel für Clémenceau gewonnen, ehe er es recht begonnen hatte. Der Vierte im Bunde, Orlando, wird von Keynes überhaupt nicht eines Wortes gewürdigt.

Nur wenn man sich diese Zusammensetzung der Friedenskonferenz vor Augen hält, wird der Widerspruch klar zwischen den feierlichen Versprechungen des Präsidenten Wilson und der unerhörten Ausbeutung Deutschlands in Versailles. Man hat die Deutschen in einen Hinterhalt gelockt und sie in dem Augenblick, wo sie im Vertrauen auf Anstand und Ehrlichkeit die Waffen niederlegten, ausgeplündert. Dieses Verfahren wird von Keynes mit den schärfsten Worten gegeißelt, als unritterlich und unehrenhaft bezeichnet, und er sagt mit Recht, daß die Folgen eines solchen unmoralischen Auftretens nicht ausbleiben können.

Der sachliche Inhalt des Buches kann hier nur kurz gestreift werden. Jeder, der sich für die politische, wirtschaftliche und soziale Zukunft Deutsch-

lands interessiert, muß das Buch gelesen haben, denn weiteste Kreise des Volkes macht es erst mit dem wirklichen Inhalt des Friedensvertrags bekannt, über den sich heute viele immer noch in Unkenntnis befinden. Keynes schildert die Psychologie der europäischen Wirtschaft und die Lage der arbeitenden Klassen, die Schwierigkeiten, unter denen Europa zu leiden hatte infolge der Ansammlung der Bevölkerung, der sehr verwickelten und künstlichen wirtschaftlichen Organisation, der seelischen Unstetigkeit der arbeitenden Klassen und der Unsicherheit der Lebensmittelzufuhren. Gewaltige Aufgaben waren es, die der Friedenskonferenz vorbehalten blieben. An die Stelle der Zerstörung durch den Krieg sollte sie den Aufbau setzen, aber sie hat das Werk der Zerstörung nur vollendet. Wie im einzelnen durch den Friedensvertrag das Wirtschaftsleben der ganzen Welt zertrümmert wird, das zeigt Keynes mit wenigen, aber sehr klaren Strichen, wobei er namentlich die wahnwitzigen Bestimmungen über Kohlenlieferung auf der einen Seite und Abtretung der Kohlengebiete auf der anderen Seite gegenüberstellt. Er kommt zu dem Resultat, daß die Staatsmänner der Entente die Undurchführbarkeit der Friedensbedingungen gekannt haben mußten, daß sie aber ihre Völker absichtlich getäuscht haben bis zu dem Tage, wo einst ein fürchterliches Erwachen kommen muß. Wenn die Kohlenverteilung so vorgenommmen werden soll, wie es der Friedensvertrag in Aussicht nimmt, »dann ist die Zukunft der europäischen Industrie düster, und dann sind die Aussichten der Revolution sehr gut«.

Das, was die Entente für Wiedergutmachung fordert, bezeichnet Keynes als unverantwortlich. Er macht eine Rechnung des Schadens auf, die erheblich hinter dem zurückbleibt, was sonst von Männern der Entente gesagt wird. Aber er geht von der richtigen Überzeugung aus, daß man nicht mehr fordern darf, als man wirklich an Schaden erlitten hat und als tatsächlich einziehbar ist. Seine Rechnung zeigt folgendes Bild: Belgien 10 Milliarden Mark, Frankreich 16 Milliarden, Großbritannien 11,4 Milliarden, andere Verbündete 5 Milliarden, zusammen 42,4 Milliarden Mark. Auf Grund dieser Berechnung rundet er die Forderung auf 40 Milliarden ab. Mehr dürfe von Deutschland auf keinen Fall gefordert werden. Aber zugleich weist er nach, daß Deutschland gar nicht imstande ist, überhaupt mehr zu zahlen.

Gewiß wäre es denkbar, die Deutschen so unter Druck zu halten, daß sie auf alles verzichten und lediglich im Lohn für die Entente arbeiten. Aber ist Sklavereidienst der weißen Rasse in der heutigen Zeit überhaupt noch durchführbar, und wird eine Nation wie die deutsche sich jemals dazu hergeben, alles, was sie schafft, ihren Ausbeutern und Bedrückern zur Verfügung zu stellen? Diese Frage beantwortet Keynes mit einem glatten Nein, und er warnt mit Recht vor diesem so sehr gefährlichen Experiment. Aber für das ausschlaggebende psychologische Moment, nämlich für die Voraussetzungen für den Trieb zur Arbeit, dafür haben die vier Männer von Paris kein Verständnis gehabt. Für Clémenceau gab es nur einen Imperativ, und der hieß Revanchenehmen.

Keynes ist kein Deutschenfreund. Das Buch ist auch nicht typisch englisch, es ist europäisch empfunden, es ist menschlich. Nicht der Appell an das Christentum, den der Engländer so gern im Munde führt, sondern der Appell an die Menschheit ist es, der es durchweht. Und so widmet Keynes

ein besonderes Kapitel dem Problem der alten Welt, das er selbst das Kapitel des Pessimismus nennt. Er kommt zu dem Resultat, daß der Friedensvertrag, der den Aufbau der Menschheit bewirken sollte, den Zusammenbruch der Kultur bedeutet und zugleich die Gefahr, daß die weiße Rasse sich selbst vernichtet: »Vor uns steht ein leistungsunfähiges, arbeitsloses, desorganisiertes Europa, zerrissen vom Haß der Völker und von innerem Aufruhr, kämpfend, hungernd, plündernd und schwindelnd. Wo soll man weniger düstere Farben hernehmen!«

Nur eine Rettung gibt es — und Keynes zeigt, wo sie zu finden ist: Los aus der Atmosphäre und den Methoden von Paris. Um das zu erreichen, muß der Friedensvertrag gründlich revidiert werden, müssen die Verbündeten alle Schulden, die sie untereinander haben, streichen und sich von den papierenen Fesseln, die sie zum Abgrund zerren, völlig befreien, müssen sie durch eine internationale Anleihe den Aufbau Europas in die Hand nehmen.

Der Schluß des Buches behandelt das Verhältnis zu Rußland. Polen, sagt Keynes, ist eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, weil es kein Gewerbe außer der Judenhetze besitzt. Er warnt vor den verdrehten Träumen und kindischen Ränken in Rußland und Polen, die gegenwärtig die Lieblingsbeschäftigung der Engländer und Franzosen sind. Für Keynes gibt es keine Möglichkeit, den Verlust an Leistungsfähigkeit in Rußland wieder gutzumachen, es sei denn durch Vermittlung deutscher Unternehmungen und Organisation. Franzosen und Amerikaner können es nicht leisten. Sie haben weder den Trieb noch die Mittel, die Arbeit in genügendem Umfang zu übernehmen: »Es liegt in unserem Interesse, den Tag zu beschleunigen, wo deutsche Agenten und Organisatoren in der Lage sein werden, in jedem russischen Dorfe die gewöhnlichen wirtschaftlichen Antriebe wieder in Tätigkeit zu setzen.«

Das Werk von Keynes ist eine literarische Tat. Es ist ein Appell an die Menschheit, der, mögen sich die Staatsmänner der Entente noch so sehr dagegen sträuben, nicht ungehört verhallen wird. Es ist der mutige Schrei eines kühnen Mannes, der sich nicht beirren läßt durch die Verblendung seiner Zeitgenossen. Jenem tapferen Manne gleich ruft er es in die Welt hinaus: »Und sie bewegt sich doch.« Mögen sich die verblendeten Staatsmänner noch so sehr wehren, hier sind sie schonungslos in ihrer Nacktheit enthüllt, wird Europa gezeigt, welch frevlerisches Spiel mit seiner Zukunft gespielt ist.

---

# Der Weltkrieg und Ludendorffs Strategie

Von Bernhard Rausch

(Schluß)

## II

Die Sozialdemokratie hat bei ihren Bemühungen, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen, schon sehr frühzeitig erkannt, daß Ludendorff, blind für die realen Faktoren und erreichbaren Möglichkeiten, mit denen er rechnen mußte, Phantomen nachjagte und Deutschland ins Verhängnis trieb. Diese Meinung finden wir vollauf bestätigt bei Hans Delbrück, sowohl in seiner Besprechung von Ludendorffs Kriegsbuch (Artikel »Ludendorff«, »Preußische Jahrbücher«, Oktoberheft 1919) wie auch in seiner oben

angeführten kritischen Studie, in der er zu einem für Ludendorff ziemlich vernichtenden Urteil gelangt. Bei Ludendorff vereinigen sich Erziehung, Temperament, Charakter und Geistesanlagen, um ihn zu einem Typ des Niederwerfungsstrategen zu machen, der den Angriff der Verteidigung vorzieht, der im stürmischen Draufloßgehen das wichtigste und wirksamste Kriegsmittel erblickt, der im Bewußtsein, daß der Krieg ein grausam blutiges Handwerk ist, einen noch so hohen Einsatz nicht scheut und in frischem Wagemut, zupackendem Willen die schönsten Soldatentugenden erblickt.

Nachdem der ursprüngliche Kriegsplan Schlieffens mißglückt war, setzte sich in dem Kopfe des Niederwerfungsstrategen Ludendorff ein anderer, dem Wesen nach gleichartiger Plan fest, erst den Osten niederzuwerfen und dann den Westen. Aber gesiegt, restlos gesiegt mußte nun einmal werden. Das schrieb die Niederwerfungsstrategie und das preußische Exerzierreglement vor. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen! Entweder vollständiger Sieg oder vollständige Niederlage! Eine andere Möglichkeit bestand für den Horizont dieses Mannes nicht, der vom ersten Tag an, nachdem er in die Oberste Heeresleitung eingetreten war, starr an dem Kriegsziel festhielt: »An der Ostfront war endlich ganze Arbeit zu tun; dazu mußten wir dort stark genug bleiben; Rußland und Rumänien waren zu schlagen, um 1918 die Entscheidung im Westen durch einen Angriff in Frankreich unter Mitwirkung des U-Bootkrieges zu erstreben, falls dieser allein die erhoffte Wirkung noch nicht erzielt haben sollte.«

Delbrück hat Ludendorff in der Kritik seines Buches eine Reihe von Widersprüchen nachgewiesen und ihn einen »fortlaufenden Selbstwiderspruch« genannt. So bemerkt er auch bei der Friedensfrage: »Mit der größten Energie verwirft Ludendorff wiederholt die Idee des Verständigungsfriedens, ‚der praktisch nie zu erreichen war', um ihn dann selber mit derselben Entschiedenheit für möglich zu erklären und zu fordern.« Dazu ist nun freilich zu sagen, daß Ludendorff den Verständigungsfrieden forderte, als nichts mehr zu retten war und die Feinde unser Verlangen hohnlachend zurückweisen mußten. Sonst war Ludendorff wohl dauernd von der Grundstimmung beherrscht, daß der Krieg nicht durch einen Verhandlungsfrieden zu beenden sei und daß es nur ein Entweder — Oder, nur vollständigen Sieg oder vollständige Niederlage geben könne.

Und wie auf strategischem, so waren Ludendorffs Ideen auch auf wirtschaftlichem Gebiet überspannt und phantastisch. Das wesentlich von ihm entworfene Wirtschafts- und Rüstungsprogramm, das sogenannte Hindenburgprogramm, war wohl großzügig und willensstark, aber doch, wie der kühlere und schlauere Helfferich richtig bemerkte, eine Überschätzung der deutschen Volks- und Wirtschaftskraft ohne ruhige und sachliche Prüfung des Möglichen und Erreichbaren, das im ganzen mehr geschadet als genutzt hat. Die mehr vom Willen als vom Verstand beherrschte, als Feldherr durchaus unzulängliche Persönlichkeit Ludendorffs offenbarte sich besonders deutlich in der Anlage der Frühjahrsoffensiven 1918. Wie überall »großartiger Schwung ohne genügende Berechnung«, ohne das richtige Abwägen von Ziel und Mitteln. Nur diese willensbetonte, intellektuelle Oberflächlichkeit war angesichts der deutschen Kriegslage überhaupt fähig, in dem Vorstellungskreis der Niederwerfungsstrategie gebannt zu bleiben, an den deutschen Sieg zu glauben und dem Volke immer wieder zu verkünden:

»Wir kämpfen auf Sieg.« Die Virtuosität in der Heerführung, die Energie des Handelns und seine zahlreichen glänzenden Erfolge sollen dabei Ludendorff keineswegs geschmälert werden. Aber gegenüber der Prätension, mit der er auftritt, und dem Kult, der noch immer mit ihm getrieben wird, ist es nur zu berechtigt, wenn Delbrück schreibt: »Kann ein General noch ein großer Feldherr genannt werden, der in dieser Weise und in solchem Maße die Kräfte hüben und drüben unrichtig einschätzt?«

Aus dieser heute geradezu engstirnig anmutenden Befangenheit in dem Vorstellungskreis der Niederwerfungsstrategie folgte mit logischer Konsequenz die innere Verlogenheit der deutschen Kriegspolitik, weil sie sich im Widerspruch mit den Tatsachen befand und — in auffallendem Gegensatz zu den Methoden der Alliierten, besonders Englands — gezwungen war, Tatsachen zu verdrehen, Mißerfolge wegzuleugnen, rosig zu färben, wo trübe Wolken lagerten, kurz — zu vertuschen. Ludendorff war durchaus nicht blind für den Ernst unserer Kriegslage, und er erklärt in seinem Buche, wie er es auch vor dem Untersuchungsausschuß getan hat, wie oft ihn die Sorge um den Ausgang des Kriegs gedrückt habe, während der hurrapatriotische Pöbel ihm zujubelte und die Schwerindustrie ihn als den Genius der Deutschen auf den Schild hob. Sein verhängnisvoller Fehler aber war es, daß er — immer im Zusammenhang mit der Vorstellungswelt der »auf Sieg« kämpfenden Niederwerfungsstrategie — diese Sorgen sorgfältig in seinem Busen verbarg, nach außen die Fiktion des gewissen deutschen Sieges aufrechterhielt und auch die politische Leitung des Reiches zwang, diese Politik mitzumachen.

Das mußte, als die Niederlage nicht mehr zu verbergen war und den angelogenen und getäuschten Volksmassen die Schuppen von den Augen fielen, zu einem gewaltigen Stimmungssturz, zum Zusammenbruch führen. Auch hier zeigt sich die unzulängliche Intellektualität Ludendorffs. Der Sieg erforderte die Aufrechterhaltung der Siegesstimmung im Volke, und unfähig, in seinem rein militaristischen Denken die tieferen Ursachen für das immer deutlicher fühlbar werdende Versagen der sich mehr und mehr erschöpfenden und in immer stärkerem Maße notleidenden Heimat zu erkennen und klug in Rechnung zu stellen, glaubte er, daß auch hier nur ein scharfes Drauflosgehen notwendig wäre, um die Dinge zu meistern. Die bessere Stimmung brauchte nur energisch kommandiert zu werden!

Die strategische Unzulänglichkeit der Obersten Heeresleitung bedingte auch ihre politische Unfähigkeit, und an ihren politischen Fehlern ist Deutschland letzten Endes zugrunde gegangen.

Man hat, nicht zuletzt auch in den Reihen der Sozialdemokratie, Ludendorff zum besonderen Vorwurf gemacht, daß er sich in verhängnisvoller Weise in die Politik gemischt und die militärische Spitze auch zur eigentlich politischen gemacht habe. Man erinnerte wohl an ein Wort Bismarcks aus seinen »Gedanken und Erinnerungen«: »Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere, strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, das Ergebnis derselben in den Schranken zu halten, auf welche

das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob.«

Das Beispiel von Bismarck und Moltke scheint uns indessen hier nicht beweiskräftig zu sein, weil es einen Sonder- und Ausnahmefall bildet. Bismarck und Moltke waren hinsichtlich des Kriegsziels und der Kriegsmethoden völlig kongruent, und wo sich Differenzen ergaben, behielt in der Regel der politische Wille die Oberhand. Im übrigen aber beweist die gesamte Kriegsgeschichte, daß Kriegführung und Politik auf das engste zusammengehören, und daß alle großen Strategen auch große Politiker waren. Wir möchten uns der Meinung von Hans Delbrück anschließen, der in dem mehrfach angezogenen Artikel im Maiheft der »Preußischen Jahrbücher« schreibt: »Der Vorwurf, der der Obersten Heeresleitung gemacht wird, daß sie sich unbefugt in die Politik gemischt habe, ist grundfalsch; der Vorwurf muß lauten: sie hat sich in einer falschen Weise eingemischt, sie hat eine unrichtige Politik getrieben. Politik und Strategie sind nicht zu trennen, dürfen nicht voneinander getrennt werden.... Ludendorffs und unser Schicksal war, daß ihm die Natur nicht nur diese Seite des großen Strategen versagt hatte, sondern daß die öffentliche Meinung ihm auch noch die Rolle des richtunggebenden Staatsmannes geradezu aufdrängte. So ließ er sich verführen, Herrn v. Bethmann Hollweg zu stürzen in dem Augenblick, als dieser sich endlich dazu durchgerungen hatte und den Moment gekommen sah, die Politik des Verständigungsfriedens aufzunehmen und durchzuführen.«

Delbrück belastet und entlastet hier Ludendorff zugleich, denn er berührt die tiefsten Wurzeln unserer Niederlage, und das ist die politische Unreife und Unzulänglichkeit des überwiegenden Teils des deutschen Volkes selber gewesen. Delbrück bemerkt sehr mit Recht an derselben Stelle: »Was hätte es geholfen, wenn man an der höchsten Stelle gewußt hätte, was man tat? Volk und Heer setzten ihr ganzes Vertrauen politisch und militärisch in Hindenburg und Ludendorff und verlangten ihre Berufung. Es blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als das Geschick des Landes dem Vorschlag des Reichskanzlers gemäß in ihre Hand zu legen. Mit diesem Tage und diesem Entschluß war das Deutsche Reich verloren, und das darf nicht verschwiegen, sondern muß ausgesprochen werden.« Und auch das erschütternde Wort Bethmann Hollwegs vor dem Untersuchungsausschuß sei hier herangezogen: »Die Unzulänglichkeit unserer politischen Zustände ist uns zum Verhängnis geworden.« Jedes Volk hat nicht nur die Regierung, sondern auch die Strategie und die Heerführer, die es verdient. Die das deutsche Volk während des Krieges führenden politischen Schichten wollten den Gedanken der Ermattungsstrategie und den mit diesem organisch verbundenen Verständigungsfrieden nicht. Hier erhebt sich die riesengroße Schuld derjenigen, die das deutsche Volk in die Irre führten, die Schuld der Alldeutschen, Vaterlandsparteiler und U-Bootphantasten. Das zähe und bornierte Festhalten an den Methoden der Niederwerfungsstrategie war lediglich der strategische Ausdruck für das zähe Festhalten an den imperialistischen Eroberungsplänen unserer Schwerindustriellen und alldeutschen Weltmachtspolitiker, und Ludendorff war nichts als der strategische Exponent dieser ausschweifenden, unwirklichen, phantastischen Tendenzen, die notwendig zur Katastrophe führten.

# Löhne und Weltmarktpreise

Von Fritz Tejessy

Das Steigen der deutschen Valuta brachte für das Ausland eine Verteuerung der deutschen Waren mit sich und als Folge dessen ein Sinken der Kauflust des Auslandes auf den deutschen Märkten. Die deutsche Industrie, die trotz aller Verbote und Beschränkungen offen und geheim für das Ausland produzierte, sah sich durch die steigende Valuta in den Exportmöglichkeiten gehindert. Die Unternehmerschaft war zum großen Teil auch noch an große Valutaprofite gewöhnt und konnte sich nicht so schnell auf »bürgerliche« Gewinne umstellen. Die Preise waren für das Ausland und rückwirkend auch für das Inland auf das Maximum des Möglichen emporgeschraubt worden. Das Steigen der deutschen Valuta und vor allem der Umstand, daß sich die deutsche Valuta auf der erreichten Höhe, die trotz alledem noch sehr niedrig ist, hält, machen für viele Industrien einen Preisabbau nötig, da, wechselwirkend, Deutschland im Ausland Rohstoffe billiger einkaufen und Fertigprodukte teurer verkaufen kann. Dieser Preisabbau, begründet durch das Steigen der deutschen Valuta, ist nicht aufzuhalten.

Die Frage des Preisabbaus wird nun aber auch mit der Frage des Abbaus der Löhne verquickt. Von der Unternehmerschaft wird behauptet, daß der Preis der deutschen Industrieprodukte bereits den Weltmarktpreis überschritten hätte, Deutschland müsse zugrunde gehen, wenn es nicht exportieren könne, das Gespenst der Arbeitslosigkeit wird an die Wand gemalt — und natürlich zum Schluß der Abbau der Löhne verlangt, denn auch die Löhne der deutschen Arbeiter seien durch das Steigen der deutschen Valuta größer geworden als die der ausländischen Arbeiter.

Es soll ganz und gar nicht angezweifelt werden, daß ständige Lohnforderungen eine Schraube ohne Ende bilden, doch soll man, wenn man diese Phrase gebraucht, nicht vergessen, daß nicht der Arbeiter es ist, der diese Schraube in Bewegung setzt, sondern daß der Arbeiter in dem Gewinde dieser Schraube selbst emporgetrieben wird, er muß Lohnforderungen stellen, wenn er mit seiner Familie nicht verhungern will. Die verschiedenen statistischen Berechnungen über Indexzahlen und Existenzminimum zeigen zur Genüge, daß es kaum Arbeitergruppen gibt, die auch nur das geforderte Existenzminimum verdienen, und es ist ein magerer Trost, wenn man den Handarbeitern die noch schlechtere Lage vieler geistigen Arbeiter vor Augen hält.

Das Lebensniveau auf das Existenzminimum zu *heben*, muß die Aufgabe der Sozialpolitik der nächsten Zeit sein, und man darf sich die geeignetste Gelegenheit zur Durchführung einer solchen Politik nicht entgehen lassen, nämlich die Preisregelung als Folge einer steigenden Valuta. *Wir müssen zu einer Gesundung unserer Verhältnisse in erster Linie nicht durch Steigen der Löhne, sondern durch das Sinken der Preise kommen.* Daß aber an einen Abbau der Löhne nicht zu denken ist, solange nicht einmal das Existenzminimum erreicht ist, wird viel zu wenig berücksichtigt. Es wird vielfach argumentiert, daß die hohen Löhne die Ursache der hohen Preise seien und daher müßten zuerst die Löhne abgebaut werden, bevor die Preise abgebaut werden können. Diese Argumentation vergißt, daß die Löhne nur *ein*

Kalkulationsfaktor sind und daß ein Abbau der Preise auch erfolgen kann und muß, wenn andere Kalkulationsfaktoren sich niedriger stellen, zum Beispiel Rohstoffe. Es ist doch eine bekannte Sache, daß die Verteuerung der Rohstoffe prozentual viel höher ist als das Steigen der Löhne, und daß daher bei dem Steigen der Valuta auf das Zweieinhalbfache des früheren Wertes und das Fallen der ausländischen Rohstoffpreise (in Mark gerechnet) auf 40 Prozent des früheren Preises die Voraussetzung zu einem gewaltigen Preisabbau schafft, bei dem die Löhne ganz und gar nicht in Betracht gezogen werden können.

Die Behauptung, daß die Löhne im Inland zum Teil höher sind als im Ausland, wird meist ohne jeden Beweis weitergegeben. Wir sind in Deutschland so weit gekommen, daß es dem Publizisten fast gar nicht möglich ist, sich genaues Material über die Löhne zu beschaffen, die im Ausland gezahlt werden. Auch Heinrich Cunow geht in seinem Artikel in der Neuen Zeit Nr. 11 »Valutastand und Preisabbau« auf diese Frage nicht näher ein und prophezeit den Abbau der Löhne, ohne Grenzen für die Berechtigung zu ziehen. Es läßt sich doch über diese Frage auch ohne jede agitatorische Phrase sprechen, nicht jeder, der die Meinung hat, der Augenblick zum Abbau der Löhne ist noch nicht gekommen, macht sich mit dieser Behauptung einer Demagogie schuldig. Eben weil so gar nichts über die ausländischen Löhne in die deutsche Presse kommt, liegt der Verdacht nahe, daß die gut unterrichtete bürgerliche Presse Gründe hat, nichts darüber zu bringen, sondern lieber immer wieder die Forderung nach dem Abbau der Löhne als Voraussetzung zum Abbau der Preise wiederholt.

Es ist aber auch ein großer Unterschied, mit den Löhnen welcher Länder man die deutschen Löhne vergleicht, ob mit Ländern schlechter Valuta, wie Frankreich oder gar Italien, oder Ländern wie England oder gar die Vereinigten Staaten. Auch das müßte bei einer Bearbeitung dieser Frage, die dringend not tut, beachtet werden. Dem Verfasser dieser Zeilen ist es unmöglich, hier Vergleiche anzustellen, weil ihm eben das nötige Zahlenmaterial fehlt und es ihm bisher nicht möglich war, es sich zu beschaffen.

Auch Arbeitszeit und Arbeitsleistung müßten bei einer solchen Darlegung berücksichtigt werden, ist doch für die Kalkulation des Preises die Arbeitsleistung pro Kopf und Arbeitstag entscheidend. Auch wäre es nötig, die deutschen Arbeitslöhne von 1914 mit den ausländischen von 1914 zu vergleichen und das Verhältnis aus dem Jahre 1914 bei der Beurteilung der Lohnhöhe von 1920 zu berücksichtigen. Ebenso wäre die Preissteigerung in Betracht zu ziehen, die jedes Land seit 1914 durchgemacht hat. Zweifelsohne war das Lohnniveau in Deutschland 1914 in vielen Industrien weit unter dem der Vereinigten Staaten. Auch wird es nicht angehen, trotz aller Verelendung einfach die Löhne im kaiserlichen Deutschland von 1914 als maßgebend anzusehen.

Ein Beispiel:[1] In Deutschland betrug im Jahre 1901 der Lohn des Arbeiters im Erzbergwerk pro Schicht 3,50 Mark, in Amerika 4 Dollar oder 16 Mark. Trotzdem bei diesem Vergleich gleichwertige Erzvorkommen gewählt sind, waren die Leistungen des vollständig unterernährten deutschen Arbeiters etwa eine Tonne pro Schicht, die des Amerikaners aber im

[1] Die Zahlen sind der Schrift »Sozialisierung und Wiederaufbau« von Alfons Horten, Verlag Neues Vaterland, entnommen.

Durchschnitt sechs Tonnen pro Schicht. Mag man diesen Zahlen noch so skeptisch gegenüberstehen, der Unterschied springt in die Augen. Es ändert nichts an der Tatsache, wenn man feststellt, daß die amerikanischen Bergwerke mit ihren maschinellen Einrichtungen technisch auf höchster Höhe standen. Eine kurze Rechnung ergibt, daß trotz der wesentlich höheren Löhne in Amerika der Lohnanteil für die Tonne Erz geringer war als in Deutschland. Man vergesse eben nicht, daß höhere Löhne den Unternehmer zur Verbesserung maschineller Einrichtungen zwingen.

Wie steht die Sache jetzt? Nach dem Jahresbericht des amerikanischen Stahltrusts beträgt bei dieser Gesellschaft der Lohn der geringst besoldeten ungelernten Arbeiter im März 1920 etwa $4^1/_2$ Dollar pro Schicht, der höchstbezahlten Qualitätsarbeiter bis zu 32 Dollar. Das ergibt in Papiermark für den niedrigstbesoldeten ungelernten Arbeiter 180 Mark pro Schicht, für den höchstbesoldeten Qualitätsarbeiter sogar 1280 Mark pro Schicht. In Deutschland dürften die Löhne der geringstbesoldeten Hüttenarbeiter heute etwa 30 Mark, die der hochbesoldeten Qualitätsarbeiter etwa 60 Mark pro Tag betragen, also etwa ein Sechstel bis ein Einundzwanzigstel der entsprechenden Lohnsätze in den Vereinigten Staaten. Trotzdem aber kostet das hergestellte Stahlhalbzeug in den Vereinigten Staaten bloß 60 Dollar gleich 2400 Mark, in Deutschland aber nach den Preissätzen vom April 2500 Mark. Also trotzdem die deutschen Löhne einen geringen Bruchteil der amerikanischen ausmachen, ist doch das deutsche Erzeugnis *im Verkauf* teurer als das amerikanische. Mögen dabei zur Entschuldigung der deutschen Unternehmer schwierige Verhältnisse der deutschen Industrie in Betracht gezogen werden, so ist doch vollkommen klar, daß man eine etwaige Konkurrenzunfähigkeit der deutschen Stahlindustrie mit dem Ausland nicht mit der Höhe der deutschen Löhne begründen kann.

Man kommt eben um das Problem, Löhne und Preise in Einklang zu bringen, nicht dadurch herum, daß man in den von der Industrie ausgegebenen Ruf einstimmt: Die Löhne müssen abgebaut werden. Die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt ist eine Frage der Organisation der deutschen Industrie nach gemeinwirtschaftlichen Interessen. Den Arbeiter zum Sündenbock machen zu wollen, ist nicht nur ungerecht, sondern auch gefährlich, weil er es sich eben kaum gefallen lassen wird.

* * *

## Einige Worte der Erwiderung

Obgleich meiner Ansicht nach der Artikel des Genossen Tejessy von einer nicht ganz zutreffenden Beurteilung der heutigen Wirtschaftslage ausgeht, bringe ich ihn bereitwillig zum Abdruck, da erstens die Frage der Preissenkung von solcher Bedeutung ist, daß ihre Diskussion allgemeines Interesse beanspruchen kann, und mir zweitens einige Bemerkungen Tejessys die Gelegenheit bieten, eine falsche Folgerung richtigzustellen, die nicht nur er, sondern, wie mir zwei Zuschriften zeigen, auch andere Leser der Neuen Zeit aus meinem in Nr. 11 veröffentlichten Aufsatz »Valutastand und Preisabbau« gezogen haben. Tejessy und diese beiden Leser sind anscheinend der Meinung, daß ich die heutigen hohen Löhne, da ich die traurige Lage vieler Arbeiterfamilien nicht kenne, für unberechtigt halte und deshalb für Lohnherabsetzungen plädieren will. Genosse Tejessy nimmt sogar an — wenn er das auch nicht offen ausspricht —, daß ich mich jenen Unternehmern anschließe, welche die Forderung stellen, die Löhne seien zunächst abzubauen, erst dann könne an einen Abbau der Warenpreise gedacht werden.

Diese Annahme unterstellt mir eine Ansicht, die ich nicht vertrete. Ich hebe S. 247 selbst hervor, daß die Arbeitslöhne durchweg hinter der Warenpreissteigerung zurückgeblieben sind, und betone ferner S. 244, daß eine wesentliche Ursache der drohenden Krise in der zu geringen Kaufkraft der unvermögenden Volksteile besteht; denn trotz nominell hoher Löhne und Gehälter hätte doch das Einkommen der meisten Arbeiter, Angestellten, Beamten usw. nicht mit der Preissteigerung vieler Bedarfsartikel Schritt gehalten, so daß heute diese Schichten ihr Einkommen größtenteils für die allernötigsten Nahrungsmittel ausgeben müßten. Ich halte also die heutigen Löhne keineswegs für unberechtigt, und wenn man meint, daß die Arbeiter und Angestellten einen Anspruch auf eine gleiche oder ähnliche Lebenshaltung haben wie vor dem Kriege, dann sind Löhne und Gehälter entschieden nicht hoch genug. Unrichtig aber ist — und darin unterscheidet sich meine Folgerung von der des Genossen Tejessy —, in der Beurteilung der Krisenentwicklung und ihrer Folgen von der Frage der Berechtigung oder Unberechtigung der Lohnsätze auszugehen und zu sagen, weil die heutigen Löhne berechtigt sind, deshalb dürften und könnten sie nicht fallen. Die Krisenentwicklung richtet sich nicht danach, was einzelne oder auch ganze Schichten und Klassen für berechtigt halten, sondern sie vollzieht sich auf Grund gegebener ursächlicher Bedingungen nach ihren eigenen Gesetzen. Über den Verlauf der Krise und ihre Wirkung auf Preis, Profit, Lohn usw. entscheiden nicht ethische Berechtigungserwägungen. Es gilt vielmehr, die wirtschaftlichen Ursachen der Krise sowie ihren Charakter festzustellen und daraus die sich mit innerer Notwendigkeit ergebenden Konsequenzen zu ziehen. Aus solchem Verfahren aber ergibt sich meines Erachtens für das heutige Deutschland mit seiner Abhängigkeit von den Vorgängen auf dem Weltmarkt, daß dem Fall der Warenpreise, mag auch zeitweilig eine künstliche Hochhaltung der Arbeitslöhne gelingen, unvermeidlich der baldige Rückgang der letzteren folgen muß. Und die Arbeiterschaft auf diese Konsequenzen hinzuweisen, halte ich für besser, als sie aus agitatorischen Motiven über die Folgen der heutigen Krisenerscheinungen hinwegzutäuschen.

Von diesem marxistischen Standpunkt aus habe ich den Artikel in Nr. 11 geschrieben. Er will lediglich nachweisen, welcher Art die heutige Krise ist und welche Konsequenzen sich voraussichtlich aus ihr ergeben. Will Tejessy die Unrichtigkeit meiner Ausführungen dartun, muß er deshalb beweisen, daß meine Ansichten über die Gründe der Krise und ihre Folgen unrichtig sind. Heinrich Cunow

---

# Eine Frankfurter Arbeiterakademie

Von Hans Marckwald

In loser Verbindung mit der Universität Frankfurt a. M. ist dort eine Arbeiterakademie geplant, die für die Zukunft der Arbeiterbewegung und die Demokratisierung des Staates von großer Bedeutung werden kann. Die sozialdemokratische Fraktion der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung hat ihre Bewilligung der zur Deckung desjenigen Teils des Defizits der Frankfurter Universität erforderlichen Mittel, die vom Reich und von Preußen nicht herauszuschlagen sein werden, davon abhängig gemacht, daß bis zum 1. Oktober 1920 alle Vorbereitungen zur Errichtung der geplanten Arbeiterakademie abzuschließen sind. Es hängt lediglich von der organisierten Arbeiterschaft ab, ob das Kulturwerk an jenem Tage seine Wirkung wird beginnen können, an dem die Einrichtungen zu ihm fertig dastehen werden.

Die Fraktion hat ihre Zustimmung davon abhängig gemacht, daß die Akademie denjenigen Grundsätzen entspricht, die sie in einer besonderen Denkschrift niedergelegt hat, an der auch nicht zur Fraktion gehörige Genossen mitgewirkt haben. Das Hauptverdienst um die Realisierung der Idee haben zwei Professoren, unsere Genossen Sinzheimer und Pape. Es sollen zunächst etwa je 1000 Arbeiter gleich-

zeitig zu einem zweijährigen Studium Aufnahme finden, so daß pro Jahr 500 Arbeiter mit den von ihnen auf der Akademie erworbenen Kenntnissen und der noch wertvolleren Befähigung zu wissenschaftlichem Denken die Akademie werden verlassen können. Die Kosten für den Lehrbetrieb werden Reich, Staat und Gemeinde zu tragen haben, während für den Lebensunterhalt der Schüler die Vereinigungen der Arbeiter, Angestellten, unteren und mittleren Beamten aufkommen können, wenn pro Jahr und Mitglied eine Mark gezahlt wird. Auf die Unterstützung seitens der Genossenschaften, Krankenkassen, Krankenkassenverbände und anderer Vertretungskörper der proletarischen Bevölkerung ist dabei gerechnet.

Der Zweck der Arbeiterakademie ist nicht die systemlose Verbreitung beliebiger Kenntnisse unter bildungslustigen Arbeitern, sondern die Vermittlung einer ausreichenden Vorbildung für Gewerkschaftsbeamte, Arbeitersekretäre, Parteisekretäre, Redakteure der Arbeiterpresse, Genossenschaftsbeamte usw., sowie für Verwaltungsbeamte in Reich, Staat und Gemeinde. Die Denkschrift sagt über den Grundgedanken, auf dem das Ganze beruht:

»Eine umfassende demokratische Entwicklung würde einem Gemeinwesen nicht zum Segen gereichen können, wenn die Kräfte nicht ausreichen würden, die zu seiner Verwaltung im weitesten Sinne berufen sind. Es ist daher ein allgemeines und öffentliches Interesse, daß den neuen Ausbildungsbedürfnissen durch eine neue Bildungsorganisation Rechnung getragen wird.«

Die Arbeiterakademie hat unseres Erachtens zwei Fehler zu vermeiden: erstens das, was Karl Marx als »Fachidiotismus« bezeichnet hat, und zweitens das Gegenteil davon — eine Vielseitigkeit, die entweder über den geistigen Horizont der proletarischen Intelligenz hinausgeht oder auf Kosten der Gründlichkeit zu vieles verabreicht. Die Denkschrift ist beiden Gefahren aus dem Wege gegangen, indem sie zwischen den Fächern unterscheidet, die eine für alle Teilnehmer gemeinsame Bildungsgrundlage zu liefern haben, und den besonderen Lehreinrichtungen zur Vorbereitung auf die besonderen Berufsaufgaben der einzelnen Studierenden. Wer nur in seinem engsten Fach praktische Aufgaben zu lösen Neigung und Kraft besitzt, kommt unseres Erachtens für die Arbeiterakademie nicht in Betracht. Es können und sollen nicht alle künftigen Funktionäre der Arbeiterbewegung die Frankfurter Akademie besuchen, sondern nur solche, die entweder für eine leitende Stelle in der Arbeiterbewegung bestimmt oder für eine Berufsart ausersehen sind, die nur der befriedigend zu lösen vermag, der die in der proletarischen Klassenbewegung vorkommenden Funktionen als Teil einer großen geschichtlich bedingten Aufgabe begreift, die für den kulturellen Aufstieg der Menschheit notwendig ist. Die Vereinigung von Theorie und Praxis, von Wissen und Können, von Beschränkung auf bestimmte Tätigkeitsgebiete und Durchgeistigung jeder im Dienst des Proletariats stehenden Spezialarbeit soll durch die Arbeiterakademie erreicht werden. Noch viel nötiger als für die Fortbildung der Arbeiterfunktionäre der Arbeiterbewegung ist sie aber zur Vorbereitung geeigneter proletarischer Kräfte für den Staatsdienst. Die Demokratisierung der Verwaltung ist eine Arbeit, zu der die Massen außer der Macht, ihren Willen durchzusetzen, auch aus ihren Reihen hervorgegangene Kräfte brauchen, die an die Stelle unzuverlässiger, aber in die Technik ihres Amtes eingefuchster Bureaukraten treten können.

Im Einklang mit diesen Anschauungen steht folgende Stelle der Denkschrift:

»Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß eine Berufsausbildung vollendet sei, wenn der Auszubildende das für die Praxis des Berufs Notwendige wisse und könne. Es kommt bei der Ausübung eines Berufs nicht nur darauf an, daß man etwas kann, sondern auch, daß man etwas glaubt. Nur wenn ein Glaube an die Notwendigkeit der Berufsarbeit für ein Ganzes besteht, entsteht echte Berufsfreude, die sich willig in den Dienst einer allgemeinen Aufgabe stellt. Die Arbeiterakademie muß deswegen ihrem Teilnehmer eine Arbeiterbildung im höchsten Sinne verschaffen, die sein Denken und Schaffen mit allgemeinen Ideen

verbindet und auf seine allgemeine Lebensanschauung einwirkt. Aus diesem Grunde soll nicht nur die Sozialwissenschaft im weitesten Sinne, sondern auch Philosophie, Geschichte und Kunstlehre in den Vordergrund treten. Es werden hierbei auch solche Lehrgebiete eine Rolle spielen müssen, die auf den bisherigen Bildungsanstalten zurückgetreten sind, insbesondere Politik und Sozialismus.«

In den Vorberatungen, die sich eingehend gerade mit diesem Problem befaßten, fand die von mir in N. 11 der Neuen Zeit vom 13. Juni 1919, 37. Jahrgang, 2. Band, in dem Artikel »Philosophie und Bildungsarbeit« vertretene Ansicht schließlich einstimmige Billigung. Die Ökonomie als die Grundlage alles Gesellschaftslebens wird mehr Zeit als andere Fächer für sich in Anspruch nehmen; aber ohne Philosophie ist keine in sich folgerichtig aufgebaute Weltanschauung möglich, abgesehen davon, daß alles theoretische und praktische Denken durch logische Schulung erleichtert wird. Wie einige in Abstraktionen schwelgende Geister des Proletariats die Philosophie überschätzen, so verkennen die über die Philosophie geringschätzig die Achseln zuckenden Wirtschaftspolitiker, daß für den Sozialisten »philosophische« Betrachtungsweise nichts anderes ist als der Wille und die Fähigkeit, die Einzelerscheinungen in ihrem Zusammenhang, in ihrem Werden und Vergehen, in ihren Ursachen und Wirkungen zu untersuchen, also von der Oberfläche in den Kern zu dringen und jeden Gedanken bis zu Ende zu denken. Die Praxis des philosophisch nicht Geschulten fällt leicht in jene Art der Realpolitik, die um eines Augenblickserfolgs den dauernden Nutzen auf das Spiel setzt, und von der es in Lassalles »Franz von Sickingen« heißt: »Du bist der erste nicht, wirst nicht der letzte sein, den es den Kopf wird kosten, in großen Dingen klug zu sein.«

Der vorläufig vorgesehene Lehrplan ist folgender:

I. Allgemein bildende Vorlesungen und Übungen für alle Besucher der Arbeiterakademie.

1. Rechtswissenschaft (Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Grundzüge des bürgerlichen und des Arbeitsrechts), Vorlesungen und Übungen.
   a) Einführung in die Rechtswissenschaft (3 Stunden).
   b) Grundzüge des bürgerlichen Rechts, für Studierende der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät (2 bis 3 Stunden).
   c) Staatsrecht (4 Stunden).
   d) Verwaltungsrecht (3 bis 4 Stunden).
   e) Grundzüge des Arbeitsrechts (2 Stunden).
   f) Übungen im Staats- und Verwaltungsrecht (mit schriftlichen Arbeiten), auch für Studierende der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät (2 Stunden).
   g) Übungen im Arbeitsrecht (mit schriftlichen Arbeiten) über Tarifverträge (2 Stunden).
2. Wirtschaftslehre.
   a) Grundzüge der Betriebswirtschaftslehre (Privatwirtschaftslehre) (3 bis 4 Stunden).
   b) Wirtschaftskunde (Einführung in das Wirtschaftsleben der Gegenwart) (2 Stunden).
   c) Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre (5 Stunden).
   d) Spezielle oder praktische Volkswirtschaftslehre (4 bis 5 Stunden).
   e) Einführung in die soziale Frage und Sozialpolitik.
   f) Nationalökonomische Übungen (2 Stunden) usw.
3. Das soziale Geistesleben (Parlament und Parteien, Zeitungswesen).
   a) Parlament und Parteien (3 Stunden).
   b) Die Leistungen und Mängel der Tagespresse (1 Stunde).
   c) Die geistigen Grundlagen der sozialen Politik, mit Übungen (2 bis 3 Stunden).

4. Historisch-philosophische Schulung.
   a) Logik (1 Stunde).
   b) Die Probleme der Philosophie (1 Stunde).
   c) Das Werden der Gesellschaft (Geschichte der Wirtschaft, der Staaten und der Philosophie) (3 Stunden).
   d) Grundzüge der Psychologie unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftspsychologie (2 Stunden).

II. Spezialvorlesungen und -übungen.

A. Für staatliche und kommunale Verwaltungsbeamte. Allgemeine Verwaltungslehre und Wohlfahrtspflege. Finanz- und Rechnungswesen der öffentlichen Körperschaften. Statistik.
   a) Das Finanzwesen der öffentlichen Verbände (1 Stunde).
   b) Die neue Gemeindepolitik (1 Stunde).
   c) Das Armenwesen des Deutschen Reiches (1 Stunde).
   d) Grundprobleme der Kinderfürsorge (1 Stunde).
   e) Besprechung über Fürsorgefragen (2 Stunden).
   f) Allgemeine Methodenlehre der Statistik; Bevölkerungsstatistik, Wirtschafts- und Sozialstatistik (8 Stunden).

B. Für Gewerkschaftsbeamte.
   a) Gewerberecht (1 Stunde).
   b) Sozialversicherungsrecht (2 Stunden).
   c) Soziale Grundfragen der industriellen Arbeitsverfassung (1 Stunde).
   d) Soziales Praktikum (2 Stunden).
   e) Genossenschaftswesen (1 Stunde).

C. Für Wirtschaftsbeamte.
   a) Handels-, Wechsel- und Scheckrecht (5 bis 6 Stunden).
   b) Finanz- und Rechnungswesen der Wirtschaftsbetriebe (Buchführung, Bilanzen, wirtschaftliches Rechnen) (8 bis 10 Stunden).
   c) Wirtschaftslehre der Industrie-, Bank-, Warenhandels-, Verkehrs- und Versicherungsbetriebe (je 2 bis 3 Stunden). (Eventuell: Grundzüge der mechanischen und chemischen Technologie.)

D. Für politische Beamte.
   a) Völkerrecht (3 Stunden).
   b) Internationales Privatrecht (1 Stunde).
   c) Auslandskunde (vergleichende Volkswirtschaft der wichtigsten Kulturländer) (2 Stunden).
   d) Konsulatswesen.
   e) Einführung in die auswärtige Politik (Imperialismus und Völkerbund) (2 Stunden).
   f) Der Friedensvertrag von Versailles (1 Stunde).
   g) Geographie (insbesondere Wirtschaftsgeographie und Völkerkunde).

Die Organisationen sollen berechtigt sein, die Teilnehmer selbst vorzuschlagen, deren Lebensunterhalt sie für die Zeit ihres Studiums bestreiten wollen. Trotz gewichtiger Bedenken entschloß sich jedoch die Fraktion einstimmig, neben den von ihren Organisationen gesandten und während ihrer Studienzeit unterhaltenen Arbeiterakademikern auch solche Personen nicht ganz auszuschließen, welche die zu ihrem Lebensunterhalt während der zwei Jahre erforderlichen Kosten selbst tragen wollen. Man will befähigten Arbeitern, die etwa vom achtzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahr sparen, um dann einmal die Arbeiterakademie zu besuchen, den Weg dazu nicht ganz versperren. Man denkt weiter daran, daß vielleicht auch Beamte gegen Fortzahlung ihres Gehalts beurlaubt werden können, um sich an der Akademie auszubilden. Von dem ursprünglichen Gedanken, daß die von den Organisationen Vorgesehenen ohne weiteres, das heißt ohne Nachprüfung zuzulassen

seien, ist die Fraktion schließlich abgekommen. Im Verwaltungsausschuß der Arbeiterakademie werden neben Vertretern der Behörden und der Dozenten die des Proletariats maßgebenden Einfluß haben. Dieser Ausschuß soll nachprüfen, ob sich die Aufnahme der von den Organisationen bestimmten Teilnehmer oder der sonstigen Bewerber empfiehlt. Ohne ausreichenden Grund wird der Ausschuß keinen Beauftragten einer Organisation zurückweisen. Es dürfen nicht gute Kameradschaftlichkeit, persönliche Freundschaft, glatte Beredsamkeit dazu führen, daß ganz ungeeignete Bewerber auf die Arbeiterakademie kommen. Es heißt in der Denkschrift:

»Eine Zulassung kann nur für solche Männer und Frauen in Betracht kommen, welche das vierundzwanzigste Lebensjahr überschritten haben und diejenige Reife des Geistes und des Charakters besitzen, welche eine gedeihliche Teilnahme an den Veranstaltungen der Akademie gewährleistet. Der Nachweis für diese Reife soll in freier Weise erbracht werden können, zum Beispiel durch eine Bescheinigung mehrjähriger erfolgreicher praktischer Betätigung in verantwortlicher Stellung oder durch ein Zeugnis über die bei Besuchen von Volksbildungskursen an den Tag gelegten Fähigkeiten. In allen Fällen wird die Anmeldung unter Beifügung eines selbstverfaßten und eigenhändig geschriebenen Lebenslaufs zu erfolgen haben.«

Die Jugend unter 24 Jahren ist ausgeschlossen, weil unter 26 Jahre alte Personen an verantwortliche Stellen im Staat, in einer Redaktion, in einer Gewerkschaft, in einer Genossenschaft, in einem Parteisekretariat nicht gestellt werden können. Selbst für Talente, denen vielleicht schon in ihrer Jugend Maienblüte die Lösung schwieriger Aufgaben anvertraut werden könnte, wird es, wie für jeden, der dem Proletariat dienen will, nur von Wert sein, wenn sie die harte Schule der Arbeit vorher durchgekostet haben, ehe sie sich in leitenden Stellen betätigen.

Die Arbeiterschaft bedarf solcher Kräfte, die befähigt sind, aus den wirtschaftlichen Kämpfen der Gewerkschaften, aus der Neugestaltung des Wirtschaftslebens, aus dem politischen Ringen, aus der Beteiligung an der Staatsverwaltung herauszuholen, was herauszuschlagen ist. Zur Heranziehung solcher Kräfte, zur Hebung des Geistes und Stählung des Charakters des Proletariats vermag die geplante Frankfurter Arbeiterakademie ein gutes Stück beizutragen. Pflicht aller beteiligten Arbeiterorganisationen ist daher, sich sofort mit der Angelegenheit zu befassen, die bescheidenen Mittel zu bewilligen, deren Aufbringung ihnen zugemutet wird, und nach wirklich geeigneten Personen (nicht nach guten Freunden) in ihren Reihen Umschau zu halten, die sie nach Frankfurt schicken können. Es gilt ein Werk zu fördern, das ein beredtes Zeugnis ablegt von dem in aller Not sich durchsetzenden wissenschaftlichen Geist der deutschen Nation.

## Literarische Rundschau

Professor Dr. Adolf Weber, **Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit.** Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände. Zweite, neubearbeitete Auflage. Tübingen 1920, Verlag von J. C. B. Mohr.

Der Verfasser beginnt sein umfangreiches Buch mit einer Verwahrung dagegen, daß er ein Manchestermann und Gegner des sozialen Fortschritts sei und daß er der neuzeitlichen Arbeiterbewegung und den aus ihr hervorgegangenen Gewerkschaften feindlich gegenüberstehe. Das sei nicht der Fall. Wahr sei aber, daß er nicht kritiklos auf die jeweiligen Wünsche und Klagen der Arbeiter eingehe. Er beabsichtige allerdings keinen Sturmlauf gegen allgemein anerkannte sozialpolitische Grundsätze, aber er wolle Klarheit und Wahrheit schaffen im Gebiet der Sozialpolitik. Gerade hier habe die Wissenschaft große Fehler begangen und große

Schuld auf sich geladen. Das habe sich aber gerächt, denn der nüchterne, besonnene deutsche Arbeiter würde nicht die sozialen Torheiten der jüngsten Zeit so überzeugungstreu mitgemacht haben, wenn er nicht Menschenalter hindurch im Namen der Wissenschaft auf falsche Wege geführt worden wäre. Heute, in der Zeit der Gärung und Wallung, stehe die Wissenschaft vor der Unmöglichkeit, Wesentliches und Unwesentliches genau scheiden zu können. Man werde abwarten müssen, bis die raschlebende Zeit die Zauberinstrumente der Revolution einigermaßen ausprobiert habe.

Nach dieser etwas kriegerisch anmutenden Einleitung geht der Verfasser zu seinem Thema über. Er behandelt zunächst die Lage der gewerblichen Arbeiter vor Kriegsausbruch, wobei er einen wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt konstatiert, der es allerdings nicht fertiggebracht habe, die soziale Unzufriedenheit der Massen zu beseitigen. Diese habe ihre Ursache eben nicht ausschließlich in der wirtschaftlich schlechten Lage, sondern auch in seelischen Momenten. »Je höher ein Individuum geistig steigt, um so höher sind seine Ansprüche, als Mensch geachtet zu werden, um so feinfühliger wird er. Man kann es daher begreifen, daß so mancher Streik durch die Behandlung verursacht worden ist, die dem Arbeiter zuteil wurde. Eine Behandlung, die für einen Kuli, allenfalls auch noch für einen ostpreußischen Landarbeiter (!), ganz passend sein mag, würde ein großstädtischer industrieller Arbeiter als höchst menschenunwürdig empfinden.... Fest steht jedenfalls, daß ein beachtenswerter Teil unserer Arbeiterschaft sich durch geistige Regsamkeit auszeichnet; sie bringen dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch die ganze Klasse, der sie angehören und die sie geistig führen, auf ein höheres Niveau. Dieses geistige Aufwärtsstreben unserer Arbeiter dürfen wir unbedenklich auf die Aktivseite der Bilanz der neuen sozialen Entwicklung buchen.« Auch in rechtlicher Beziehung haben die Unterschichten zweifellos große Fortschritte zu verzeichnen. Sie haben vom Koalitionsrecht weitestgehenden Gebrauch gemacht, sie haben sich die Gleichberechtigung mit den anderen Volksschichten erkämpft, und in Staat und Gemeinde ist ihr Einfluß gewachsen. *Besonders die Gewerkschaften haben sich um die Hebung der Arbeiterklasse große Verdienste erworben.*

Im Wirtschaftsleben stehen sich Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände als Gegner gegenüber, die einen zähen, erbitterten Kampf miteinander führen. In eingehender Weise schildert der Verfasser den Werdegang der deutschen Gewerkschaften, ihren inneren Aufbau und ihre Verfassung, ihr Verhältnis untereinander und zu anderen Arbeiterorganisationen sowie ihre internationalen Verbindungen. Auch die Arbeitgeberverbände finden eine eingehende Behandlung. Der innere Zusammenhalt der Organisationen beruht auf wirtschaftlichen und geistigen Interessen, die nach der Ansicht des Verfassers allerdings in den Gewerkschaften stärker sind als in den Arbeitgeberorganisationen. Die Kampfmittel der Gewerkschaften sind Streik und Boykott, die der Arbeitgeberverbände Aussperrung und wirtschaftlicher Zwang. Der Arbeitsnachweis ist zu einem Kampfmittel geworden. Ein interessantes Kapitel des Buches behandelt den *Einfluß des wirtschaftlichen Kampfes auf die Volkswirtschaft*. Die sozialen Leistungen der Arbeiter und die sozialen Gegenleistungen der Unternehmer werden einander gegenübergestellt, sodann werden die gewerkschaftlichen Erfolgsmöglichkeiten innerhalb der einzelnen Berufsgruppen und der Gesamtarbeiterschaft erwogen, wobei der Verfasser allerlei Gegenwarts- und Zukunftsprobleme in anregender Weise erörtert. In einem Ausblick auf die Zukunft kommt Weber zu dem Ergebnis, daß die These, auf der bisher die Gewerkschaftspraxis fußte: »Vorenthaltung der Arbeitskraft, um eine Steigerung des Wertes herbeizuführen«, nichts als ein verhängnisvoller volkswirtschaftlicher und sozialer Irrtum sei, daß vielmehr auf einer Betätigung aller Arbeitskräfte und auf einer allgemeinen Steigerung der Arbeitsleistungen das Heil unseres Volkes beruhe. Zwei Sorgen seien es besonders, die heute auf uns lasten: ob es den Gewerkschaften möglich sein werde, den gewaltigen Zustrom neuer

Mitglieder für eine ruhig abwägende Gewerkschaftspolitik nutzbar zu machen, und ob es gelingen werde, die Betriebsräte in unseren volkswirtschaftlichen Organismus einzugliedern, um diesen vor einer fortwährenden Beunruhigung zu bewahren. Um diese Gefahren abzuwenden, sei eine Stärkung des sittlichen Pflichtbewußtseins und eine Sozialisierung der Geister unerläßliche Vorbedingung.

Das Webersche Buch, das in manchen Einzelheiten Widerspruch hervorruft, ist jedem zu empfehlen, der nach Aufklärung sucht in dem Kampfe, der gegenwärtig die Welt durchtobt. Es bietet Anregung und Belehrung in reichstem Maße.

Franz Laufkötter

---

Rudolf Greinz, **Der Garten Gottes.** Roman. Leipzig, Verlag L. Staackmann. Preis broschiert 7 Mark.

Neben dem frühverstorbenen Hoffensthal ist Rudolf Greinz das stärkste Talent auf dem Gebiet der gegenwärtigen Tiroler Romanliteratur. Einer, der mit starken Leidenschaften und ruhigen abgeklärten Stimmungen, mit kraftvollen Gluten und sanft abgetönten Empfindungen zu arbeiten versteht, dabei wohlbewandert in der humorvollen, zuweilen derbkomischen Kleinmalerei wie in der Gestaltung herber, vom Leben hartgeschüttelter Menschenschicksale. In manchen Partien entspricht seine Kunst dem Wesen seiner Heimat, die trotz ihrer Fremdenindustrie noch immer etwas Urgemütliches, Stillzufriedenes besitzt. Ob er uns nun, wie in der »Stadt am Inn«, nach Innsbruck oder, wie im »Haus Michael Senn«, nach Brixen und in dem neuesten — seinem siebten — Roman nach Meran oder auch, wie in seinen verschiedenen Geschichtenbüchern, in die stillen Dorftäler Tirols führt — stets versteht er es, zwischen seinen Gestalten und dem Leser Brücken zu bauen. Die Handlung seines neuen Buches ist bald erzählt. Heinrich Landgraf, der junge Dichter, kommt nach Meran und lernt dort ein unberührtes Geschöpf kennen, mit dessen Seele seine eigene in Harmonie verschmilzt. Eine feine stille Liebe entwickelt sich, bis dann in den Gluten körperlicher Leidenschaft der von Kindheit an mit dem Todeskeim behaftete Mädchenkörper zerbricht. Der Dichter kehrt in seine Heimat zurück, um nach Jahren des Erfolgs noch einmal die Meraner Jugendwege aufzusuchen und den Garten junger Liebe seelisch zu genießen. Also eine romantische Geschichte, abseits von Krieg und Kriegsfolgen. Man denkt an die Bücher der deutschen Romantiker, die nach den Napoleonischen Kriegen die blaue Wunderblume absolutester Tendenzlosigkeit zu suchen begannen (sofern man die damals vielfach erfolgte Flucht ins katholische Mittelalter als solche ansehen will). Das kurz vor dem Kriege erschienene packende Buch desselben Verfassers von der Tragödie der Gertraud Sonnweber war wesentlich anderer Natur, wenngleich auch dieser Roman in einzelnen Zügen eine romantische Note aufwies. Als ein guter Liebesroman wird das neue Buch von Greinz seinen Verehrern willkommen sein. Kl

---

Ernest L. Bogart, **Direct and indirect cost of the great world war.** New York 1919, Oxford University Preß. VII und 338 Seiten.

Der Verfasser, Professor der Volkswirtschaft an der Staatsuniversität zu Urbana, Illinois, stellt hier auf Grund amtlicher und verläßlicher privater Veröffentlichungen die Kriegskosten aller Staaten zusammen — soweit es bereits möglich war, sie zu ermitteln. Das vorhandene Material war durchaus nicht immer befriedigend, vor allem deswegen, weil die Regierungen ganz allgemein zur Wahrung militärischer Geheimnisse gewisse finanzielle Angaben unterdrückten oder irreführend gestalteten; einzelne unterließen die Veröffentlichung der Kriegsbudgets überhaupt.

Die wichtigeren Ententestaaten und britischen Kolonien werden in 13 selbständigen Kapiteln behandelt, ein 14. Kapitel faßt die übrigen Ententestaaten zusammen, dann folgen Abschnitte über Deutschland (S. 196 bis 235), Österreich-Ungarn und die Türkei sowie ein Gesamtergebnis. Danach betragen die unmittelbaren

Kriegskosten aller Staaten 186,3 Milliarden Dollar, die mittelbaren nahezu ebensoviel, nämlich 151,6 Milliarden Dollar, zusammen 337,9 Milliarden. Der kapitalistische Wert der Verluste von Menschenleben ist mit 67,1 Milliarden angesetzt, die Güterzerstörungen sind mit 36,9 Milliarden berechnet, der Produktionsausfall wird auf 45 Milliarden geschätzt usw.

Wertvoll ist das dem Buche beigegebene 21 Seiten starke Verzeichnis von Schriften über die Kriegsfinanzen aller Staaten. H. Fehlinger

---

Edgar Herbst, **Für Menschheitskultur! Gegen Wirtschaftsanarchie, Umsturz und Spießertum.** Wien, Anzengruber-Verlag.

In einer temperamentvollen, wenig selbständigen, aber die Gedankeninhalte der Werke des Wiener Nationalökonomen Rudolf Goldscheid und des Begründers der Allgemeinen Nährpflicht-Theorie Joseph Popper-Lynkeus gut und leichtverständlich verwertenden Schrift nimmt Edgar Herbst für die »wahre Demokratie« Stellung. Von aktueller und spezieller Bedeutung sind seine Ausführungen, soweit sie die Vermögensabgabe in Deutschösterreich betreffen, für deren Durchführung in Gestalt einer »Sachabgabe« er mit einem ebensolchen Eifer eintritt wie der erstmalige Verkünder dieser Abgabe, Rudolf Goldscheid. Allgemeine Beachtung verdienen jene Teile, wo Herbst auf Gesellschafts- und Lebensformen überhaupt, auf kulturelle und ethische Probleme zu sprechen kommt. Hier erscheinen die freisinnigen Anschauungen des Verfassers in bestem Lichte. Zum Schlusse siegt ein reiner Idealismus, der Glaube an eine Höherentwicklung des Menschentums und einen Fortschritt der Gesellschaftsordnung. J. H.

---

# Notizen

**Die neue Landkarte Europas** wird noch bunter sein, als die alte war. Nach der letzten Vorkriegsausgabe von Hübners »Geographisch-statistischen Tabellen« gab es im Jahre 1914 in Europa 27 mindestens der Form nach selbständige Staaten, von denen Rußland mit 5 377 000 Quadratkilometer der größte und Monako mit 1,5 Quadratkilometer der kleinste war. Gegenwärtig beträgt die Zahl der europäischen Staaten 39, also 12 mehr als früher. Rußland steht noch immer mit etwa 4,2 Millionen Quadratkilometer und 78 Millionen Einwohnern an erster Stelle, aber es ist fraglich, ob ihm auch seine asiatischen Besitzungen wieder zufallen werden, die vor dem Kriege 16 920 000 Quadratkilometer umfaßten. An die zweite Stelle ist nun in bezug auf den Gebietsumfang Frankreich getreten, das 551 000 Quadratkilometer umfaßt und rund 40 Millionen Einwohner zählt. Auf Grund der Bevölkerungszahl aber steht das Deutsche Reich mit seinen vielleicht 64 Millionen Einwohnern auf 477 000 Quadratkilometer Bodenfläche nach wie vor an zweiter Stelle. Seine Volkszahl ist dank der erzwungenen und freiwilligen Rückwanderungen aus den Abtretungsgebieten und aus dem ehedem feindlichen Ausland heute nicht viel kleiner, als sie 1914 war. Nach der Einwohnerzahl (46 Millionen) an dritter Stelle, nach dem Flächenraum aber erst an neunter Stelle, folgt das »Vereinigte Königreich Großbritannien und Irland«, das 315 000 Quadratkilometer groß ist. Größer sind außer den drei schon genannten Staaten noch die Ukraine (schätzungsweise 510 000 Quadratkilometer mit 36½ Millionen Einwohnern), Spanien (505 000 Quadratkilometer und 21 Millionen Einwohner), Schweden (448 000 Quadratkilometer und 5,9 Millionen Einwohner), Finnland (377 000 Quadratkilometer und 3,2 Millionen Einwohner) sowie Norwegen (323 000 Quadratkilometer und 2,7 Millionen Einwohner). Über 30 Millionen Einwohner hat außer Rußland, Deutschland, Großbritannien-Irland, Frankreich und der Ukraine nur noch Italien, das jetzt auf rund 312 000 Quadratkilometer 38 Millionen Bewohner zählt. Die siebte Stelle nimmt in Hinsicht auf die Bewohnerzahl das neue Polen ein, das mindestens eine Bevölkerung von 24 Millionen Personen

auf 247 000 Quadratkilometer haben wird. Allerdings verlangen die polnischen Ausdehnungsgelüste weit mehr, und die Staatsmänner der befreundeten großen Nation jenseits des Rheins scheinen ihr möglichstes zu tun, um die polnischen Ansprüche aufzustacheln, die sowohl Engländern wie Amerikanern schon recht unbequem werden, denn diese möchten doch um der Polen willen ihr Ansehen bei den übrigen Ostvölkern nicht einbüßen.

Aus dem Trümmerhaufen des Habsburger Reiches sind zwei Kleinstaaten und ein Mittelstaat hervorgegangen, nämlich:

| | Quadratkilometer Fläche | Einwohner |
|---|---|---|
| Österreich . . . . . | 84100 | 6800000 |
| Ungarn . . . . . | 87000 | 7500000 |
| Tschecho-Slowakei . . . . . | 141000 | 13200000 |

Das so klein gewordene Österreich wird auch wahrscheinlich nicht »ewig stehn«, wie es in seinem »Kaiserlied« hieß, sondern es wird in immerhin absehbarer Zeit ein Teil Deutschlands werden — was seiner Bevölkerung nur zum Vorteil gereichen kann. Hat doch sogar im Britischen Herrenhaus Ende April 1920 Lord Milner als Vertreter der Regierung erklärt, man müsse daran denken, daß Österreich in Zukunft der südliche Teil Deutschlands werden könne, britischerseits seien viele hierfür. Kommt es dahin, so ist die neue tschecho-slowakische Republik in ihrer Westhälfte vom Deutschen Reich umschlossen. Die tschecho-slowakische Republik präsentiert sich im Bilde der europäischen Landkarte recht eigenartig. In der West-Ostrichtung erstreckt sie sich etwa vom 12. bis zum 23. Längengrad, in der Nord-Südrichtung aber nur ungefähr vom 48. bis ein kleines Stück über den 51. Breitengrad hinaus; namentlich die Osthälfte ist auffallend schmal.

In allen Staaten, die Anteil an dem Gebiet der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie haben, leben sehr viele Deutsche. Überdies haben Frankreich, Belgien, Polen und Dänemark durch Annexion deutschen Gebiets ansehnliche deutsche Volksminderheiten erhalten. Betrachtet man das Saarland, Luxemburg und Danzig als selbständige deutsche Staaten, so gibt es künftig, ohne Bedachtnahme auf die Rückwanderung, in Europa 11¼ Millionen Deutsche unter fremder Staatshoheit, nämlich:

| | | | |
|---|---|---|---|
| In Frankreich . . . . . | 1500000 | In der tschecho-slowakischen Republik . . . . . | 3500000 |
| - Belgien . . . . . | 115000 | - Ungarn . . . . . | 250000 |
| - Dänemark . . . . . | 48000 | - Polen . . . . . | 2200000 |
| - Italien . . . . . | 230000 | - den drei baltischen Staaten | 270000 |
| Im serbokroat.-slowen. Staat . | 700000 | - Rußland . . . . . | 1600000 |
| In Rumänien . . . . . | 900000 | | |

Diese starken deutschen Bevölkerungsminderheiten in fremden Ländern werden dort deutsches Wesen zur Geltung bringen helfen, vorausgesetzt, daß sie in geistiger Verbundenheit mit der Masse der Deutschen im Reiche bleiben. Man bedenke die völkerkundliche Regel, daß höhere Kultur sich fast stets der zahlenmäßigen Übermacht niedrigerer Kultur gegenüber nicht bloß zu halten, sondern auch auszubreiten vermocht hat.

Weniger als 10 000 Quadratkilometer umfaßten vor dem Weltkrieg bloß acht europäische Staaten, nun sind es elf, wovon allerdings einige voraussichtlich bald mit benachbarten größeren Staaten verschmolzen werden, nämlich die dem Völkerbund unterstehenden Gebiete des Memellandes (2500 Quadratkilometer, 120 000 Einwohner), des Saarlandes (1600 Quadratkilometer, 650 000 Einwohner), der Stadt Zara (600 Quadratkilometer, 50 000 Einwohner) und der Stadt Fiume (21 Quadratkilometer, 60 000 Einwohner). Mehr Aussichten auf längeren Bestand haben die Freistaaten Danzig und Konstantinopel. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 16 38. Jahrgang · 2. Band 16. Juli 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms. Von Heinr. Cunow.

Hindenburgs „Kriegserinnerungen". Von Dr. Feydt (Königsberg i. Pr.).

Die Tschechoslowakei als Wirtschaftsgebiet. Von Hans Steik.

Die Neckarkanalisierung. Von H. Fehlinger.

Literarische Rundschau: Max Glaß, Die entfesselte Menschheit. Andreas Latzko, Der wilde Mann.

Notizen.

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Eckstein.
5. Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. Die Arbeiterbewegung in Belgien. Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. Die Engländer in Ägypten. Von Th. Rothstein.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Strasser.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpiansky.
14. Zur Urgeschichte der Ehe und Familie. Von Heinrich Cunow.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von K. Kautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881. Von Georg Stieklow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Askew.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16 | Ausgegeben am 16. Juli 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms

Von Heinrich Cunow

Schon auf dem Würzburger Parteitag im Oktober 1917 trat in der Diskussion der »nächsten Aufgaben der Partei« die Ansicht hervor, das aus dem Jahre 1891 stammende Erfurter Programm sei durch die weltwirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte längst überholt und bedürfe notwendig einer Revision. Es wurde ein neues Programm gefordert, das in seinem theoretischen Teil, weniger scholastisch gefaßt und dogmatisch zugespitzt, mit den neuzeitlichen Entwicklungserscheinungen besser übereinstimme. Nach der Novemberrevolution und der sich in ihrem Gefolge vollziehenden Umgestaltung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens trat diese Forderung einer Programmrevision mit verstärktem Nachdruck hervor, und als vor einigen Wochen eine kombinierte Sitzung der neugewählten Reichstagsfraktion und des Parteiausschusses sich für die Abhaltung eines Parteitags im Spätherbst dieses Jahres entschied, wurde denn auch sofort das dringende Verlangen erhoben, auf die Tagesordnung dieses Parteitags als einen der wichtigsten Beratungsgegenstände die Schaffung eines neuen Parteiprogramms zu setzen.

In Anbetracht des Wechsels, der sich infolge des Krieges und der Revolution im internationalen Gesamtwirtschaftsgetriebe wie in der Ausgestaltung des inneren Lebens unserer deutschen Partei vollzogen hat, ist dieses Verlangen durchaus begreiflich. Manche Forderungen des zweiten Teils des Erfurter Programms sind heute bereits verwirklicht, andere haben durch die Kriegsfolgen und die Machtsprüche der Entente ihre einstige Bedeutung verloren, oder ihre Verwirklichung erscheint heute in weitere Ferne gerückt als je zuvor. Zugleich hat die politische Entwicklung der letzten Jahre eine Reihe neuer Probleme und Forderungen aufgeworfen, die zur Zeit der Aufstellung des Erfurter Programms erst schüchtern im öffentlichen Leben hervortraten und deshalb in diesem Programm auch keine Berücksichtigung gefunden haben, wie zum Beispiel die Frage des Siedlungs- und ländlichen Genossenschaftswesens sowie der kleinbäuerlichen Organisation, die Schul- und Universitätsreform (Einheitsschule) usw., die Monopolisierungs- und Sozialisierungsfrage. Ferner fehlt im Erfurter Programm jedes präzise Bekenntnis der Partei zum demokratischen Volksstaat (zum demokratischen deutschen Einheitsstaat mit weitgehender Selbstverwaltung der Länder und Landesteile, zur Demokratisierung der Staatsinstitutionen, zum parlamentarischen Regierungssystem usw.), ebenso — eine Frage, die in den nächsten Jahren die proletarische Welt noch sehr eingehend beschäftigen dürfte — eine klare Stellungnahme zu den Bestrebungen der Wiedererrichtung einer allgemeinen Internationale und ihrer Ausgestaltung zu einer aktionsfähigen Arbeitsgemeinschaft.

Auch die vielfach erhobene Forderung einer gleichzeitigen Revision des sogenannten »theoretischen« ersten Teils des Erfurter Programms, in dem Richtung und Ziel der Wirtschaftsentwicklung mit ihren Folgen für die sozialistische Arbeiterbewegung kurz skizziert werden, ist nur allzu verständlich. Weltkrieg und Revolution haben mit rauher Hand in das Reich der alten Vorstellungen, Thesen und Hypothesen eingegriffen, eine Reihe überlieferter Illusionen und Annahmen vernichtet und jedem, der sich aus dem Bann utopistischer Vorstellungen zu befreien vermochte, deutlich gezeigt, daß die Entwicklung zum Sozialismus sich keineswegs so rasch und glatt in den mit schönen Voraussetzungen und Hoffnungen gepflasterten Bahnen vollzieht, wie man vielfach 1891 nach dem Fall des Sozialistengesetzes glaubte — in dem frohen Gefühl, daß nun die Wege zum schnellen Aufstieg freilägen. Die Erfahrung hat seitdem gezeigt, daß mit jedem neuen Fortschritt sich auch neue Verwicklungen, neue Umstellungen, neue Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ergeben. Wie wenige so manche der alten im Erfurter Programm entwickelten »unverkennbaren« Tendenzen noch heute Anspruch auf Geltung haben können, beweist zum Beispiel deutlich der in diesem Programm aufgestellte Satz, daß die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft völlig über den Kopf gewachsen seien — ein Satz, der in den offiziellen Erläuterungen Kautskys dahin interpretiert wird, die Produktivität der Arbeit hätte sich dermaßen gesteigert (Kautsky spricht sogar von einer Verhundertfachung), daß die Warenmärkte die Produktionsmasse gar nicht mehr aufzunehmen vermöchten und daher die Überproduktion mit ihrer Folge, der fast unaufhörlichen Wirtschaftskrise aus Überfluß, eine in der heutigen Wirtschaftsform begründete »naturnotwendige Erscheinung« sei. Heute weiß jeder Volkswirtschafter, daß wir nicht an einer Überproduktion, sondern an einer Unterproduktion kranken, die enorme Preissteuerung auf dem Mißverhältnis zwischen dem zu geringen Warenbestand und der starken Warennachfrage beruht und die wichtigste Bedingung einer Rückkehr zu einigermaßen normalen Lebensverhältnissen in der baldigen intensiven Steigerung der Produktivität besteht.

Man fühlt eben in unseren Parteikreisen, daß die Gegenwart mit so manchen der alten Prophezeiungen, Annahmen und Hoffnungen der theoretischen Einleitung des Erfurter Programms nicht übereinstimmt, und man fragt nun nicht nach den Ursachen dieser Erscheinung, sondern schließt daraus einfach, daß eine sogenannte »Neuorientierung« nötig ist — eine Umarbeitung des Parteiprogramms, die dessen Sätze in besseren Einklang mit den beobachteten Entwicklungsvorgängen bringt.

Besonders sind es die jungen, erst jüngst zur Partei gekommenen intellektuellen Elemente, die nach einer Änderung des theoretischen Programmteils rufen. Sie sind meist noch nicht eingedrungen in die ältere Geschichte des Werdens und Wachsens unserer Partei, wissen daher auch nicht, wie häufig diese seit Lassalles Auftreten auf ihrem Entwicklungsweg ihre Anschauungen und Forderungen geändert hat, wie historisch bedingt alle Parteiprogramme sind, und besonders das Programm einer Partei, die noch mit zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten, gewissermaßen also mit noch unbekannten Größen rechnet. Nach ihrer Auffassung soll ein Parteiprogramm vielmehr der Extrakt reiner Wahrheitserkenntnis, die Wahrheit an sich

sein, und da sie sehen, daß manche der programmatischen Sätze zu den heutigen Entwicklungstatsachen nicht stimmen und ferner die Partei teilweise eine Politik treibt, die zu dem im Erfurter Programm behaupteten wirtschaftlichen Richtungsverlauf nicht paßt — zum Beispiel die neue Siedlungspolitik —, so fordern sie, das Programm müsse unbedingt den neuen Erkenntnissen angepaßt werden; denn sonst werde ein sich stetig vergrößernder Wirrwarr in der Partei entstehen.

Liegt in dieser Ansicht auch eine Überschätzung der Programme für die Erfolge und die Bewegungsrichtung einer politischen Partei, so läßt sich doch eine gewisse Berechtigung solcher Begründung nicht verkennen. Trotzdem halte ich heute, wie ich schon auf dem Würzburger Parteitag ausgesprochen habe, das Drängen nach einer Ersetzung des bisherigen theoretischen Teils des Erfurter Programms durch eine neue Programmeinleitung für verfehlt; denn was unter den gegebenen Umständen aus einer Beratung herauskommen würde, wäre voraussichtlich ein Gelegenheits-Kompromißprodukt, das, wenn es auch wohl gewisse künstliche Konstruktionen des Erfurter Programms vermeiden würde, doch auf der anderen Seite wahrscheinlich viel zu sehr auf heutige politische Tagesbedürfnisse zugeschnitten und deshalb in kurzem selbst wieder revisionsbedürftig sein würde. Wir befinden uns heute eben nicht in einem normalen Stadium der Gesellschaftsentwicklung, sondern in einer Periode überhasteter Umbildung überlieferter gesellschaftlicher Lebensformen, einer völligen Unsicherheit darüber, welche Umschläge im Gesellschaftsleben demnächst erfolgen und wie sich die internationale Wirtschaftsstruktur gestalten wird. Derartige Zeiten der Gärung und des revolutionären Wechsels sind schon an und für sich wenig zur Aufstellung allgemeiner Richtlinien des sozialen Fortschritts geeignet, und noch weniger lassen sich aus den konvulsivischen Erscheinungen einer solchen Zeit taktische Verhaltungsdirektiven für ferne Zukunften ableiten; im heutigen Fall kommt überdies noch hinzu, daß die mit früheren Erwartungen im Widerspruch stehenden Erfahrungstatsachen der Kriegs- und Revolutionszeit und die Veränderungen in der Zusammensetzung des Parteikörpers einerseits eine gewisse mißmutige Abkehr von der »grauen Theorie«, andererseits allerlei neue theoretische Strömungen und Unterströmungen hervorgerufen haben. Ganz naturgemäß haben eben manche der neuen Zuzügler, besonders aus dem Reich der Intellektuellen, ansehnliche Reste ihrer Ideologie mit in die Partei gebracht. Von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei mag das noch mehr gelten als von der Mehrheitssozialdemokratie, immerhin läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß mindestens ein großer Teil unserer Partei *den alten theoretischen Boden verloren hat, ohne bereits einen neuen gefunden zu haben.*

Ich bin keineswegs der Ansicht, daß eine theoretische Einleitung, wie sie das Erfurter Programm und ebenso das 1901 auf dem Parteitag zu Wien beschlossene österreichische Parteiprogramm enthält, ganz überflüssig ist, obgleich die Geschichte der verschiedenen Parteien zeigt, daß manche von ihnen, trotzdem sie nie allgemeine Prinzipienerklärungen aufgestellt und sich mit kurzen Wahlprogrammen beholfen haben, dennoch zu großer Macht gelangt sind. Als knappe Skizzierung der den praktischen Programmforderungen zugrunde liegenden sozialen Entwicklungsauffassung kann auch eine theoretische Einleitung, wie die des Erfurter Programms, ihren Wert haben,

aber nur dann, wenn sie von dem Verständnis der großen Mehrheit der Parteianhängerschaft getragen ist, das heißt gewissermaßen nur der theoretische Ausdruck ihres Erkenntnisstandes ist und nicht in ihren Voraussetzungen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung widerspricht. Dürfen wir aber heute darauf rechnen, daß unter den herrschenden Umständen ein neues theoretisches Programm diesen Bedingungen entsprechen würde? Meiner Ansicht nach nicht! Gemäß dem demokratischen Charakter unserer Partei kann auch eine theoretische Programmeinleitung nur das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit eines Parteiausschusses — ein Kompromißprodukt sein, und zwar würde sie entsprechend dem heutigen Stand unserer Parteitheoretik einen eklektischen Charakter tragen — eine Zusammenhäufung verschiedenartiger divergierender Anschauungen sein. Sie würde deshalb auch sofort in unseren Reihen auf ablehnende Kritik stoßen und alsbald den Ruf nach einer neuen Revision auslösen.

Meines Erachtens wäre deshalb besser, die Revision beschränkte sich auf den zweiten Teil des Erfurter Programms, auf ein knappes, die neuen politischen und wirtschaftlichen Probleme berücksichtigendes Aktionsprogramm. Der erste Teil könnte als historisches Dokument der Parteientwicklung in den Aktenschrank verwiesen oder aber, wenn man meint, eine theoretische Programmeinleitung durchaus nicht entbehren zu können, vorläufig an seinem Platz belassen werden. Eine Entscheidung, die freilich wohl dazu führen würde, daß sich dann zwischen dem ersten und zweiten Teil Widersprüche ergeben.

Damit möchte ich keineswegs behaupten, daß das Erfurter Programm in seinem ersten Teil noch immer leidlich den Ergebnissen der geschichtlichen Forschung entspricht. Nach meiner Ansicht war die theoretische Grundlage des Erfurter Programms bereits teilweise überholt, als sie in Erfurt akzeptiert wurde. Besser, als diese Entwicklungskonstruktionen zur Basis der neuen Parteiforderungen zu machen, wäre es nach meiner Ansicht in Erfurt immer noch gewesen, den einleitenden Teil des Gothaer Einigungsprogramms zu übernehmen, nachdem einige Sätze, wie zum Beispiel »Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums« oder die Berufung auf das »eherne Lohngesetz« entfernt worden wären; denn was in Erfurt an die Stelle der Vorbemerkungen zum Gothaer Programm gesetzt wurde, das waren zum Teil Marx-Engelssche Entwicklungshypothesen in abstrakt-dogmatischer Fassung, für die noch jegliche ausreichende Beweisführung fehlte, oder es waren an sich durchaus richtige Folgerungen aus der englischen und deutschen Wirtschaftsentwicklung, die aber nur für die voraufgegangenen Jahrzehnte allgemeine Geltung beanspruchen konnten, nicht mehr für die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Das im einzelnen nachweisen zu wollen, würde erfordern, den ganzen theoretischen Unterbau des Erfurter Programms einer Kritik zu unterziehen — eine Arbeit, die einen zu großen Raum der Neuen Zeit in Anspruch nehmen würde und sich überdies heute kaum noch lohnt. Ich möchte mich deshalb auf die Kritik einiger weniger durch den Entwicklungsgang überholter Konstruktionen des Erfurter Programms beschränken.

Schon in ihrem Grundzug ist die Entwicklungsauffassung des Erfurter Programms insofern falsch, als sie von der Annahme ausgeht, daß ur-

sprünglich, das heißt auf den Anfangsstufen der Wirtschaftsentwicklung, ein Privateigentum an Produktionsmitteln gar nicht existiert habe, die heute erstrebte Vergesellschaftung der Produktionsmittel also gewissermaßen nur eine Rückkehr zu urkommunistischen Eigentumsformen sei. Es ist die Lehre von der ursprünglichen wirtschaftlichen Gleichheit der Menschen, dem gleichen Anrecht aller auf die Naturschätze, wie sie im achtzehnten Jahrhundert vornehmlich in der französischen Sozialphilosophie Aufnahme gefunden hat und dann auf dem Wege über Rousseau und Weitling auch in den deutschen Arbeiterkommunismus der vierziger, fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eindrang. Bestätigt schien diese Auffassung durch die Entdeckung gewisser Feldgemeinschaftsformen bei den Germanen, Kelten, Indern, Altperuanern, Azteken usw. zu werden, zu der man in den sechziger, siebziger Jahren gelangte. Indes ist das sogenannte »Ureigentum« der Laveleye und Bücher durchaus keine ursprüngliche oder primitive, sondern eine relativ späte Eigentumsform. Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung, daß die Horden und Stämme der Urzeit, sobald sie den Ackerbau »entdeckt« hatten, nun dazu übergegangen seien, sich in ihrer Gesamtheit auf den Anbau oder vielmehr die Feldwirtschaft zu werfen und das in ihrem Besitz befindliche Land periodisch aufzuteilen. Der Feldbau ist überhaupt nicht die erste Form des Anbaus, sondern der primitive Gartenbau (Hackbau), und der Übergang zu diesem erfolgt gewöhnlich derart, daß zunächst von den Frauen kleine in der Nähe der Niederlassungen gelegene Parzellen mit Wurzeln oder Knollenfrüchten, Melonen usw. bestellt werden, während die Männer Jäger und Fischer bleiben. Durch die Bebauung einer solchen Parzelle erlangen nun zwar die Frauen kein eigentliches Eigentumsrecht auf ihre Parzelle, wohl aber ein Nutzungsrecht, das später auch meist dann nicht erlischt, wenn sie die Bewirtschaftung aufgeben, sondern noch längere Zeit darüber hinaus dauert und durch Erbschaft oder Kauf auf andere Geschlechts- oder Stammesgenossenschaften übertragen werden kann. Erst weit später, wenn die Totemgenossenschaften sich zu Wirtschaftsgenossenschaften entwickeln, innerhalb dieser Verbände zusammenwirtschaftende Großfamilien und Hausgemeinschaften entstanden sind, und diese nun umfangreiche Landokkupationen und Neuansiedlungen vornehmen, findet eine Aufteilung der Dorf- und Feldfluren statt; doch erstreckt sich auch in diesem Falle das Gemeineigentum nicht auf die Hofstätte, Haus- und Gemüsegarten. Die Völker, bei denen gemeinsame Dorf- und Markfluren vorgefunden sind, stehen denn auch sämtlich schon auf einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe. Oder kann man vielleicht die Germanen des Cäsar, die alten Römer, die irischen Kelten, die Altperuaner zu den primitiven Naturvölkern rechnen?

Selbst in diesem Fall ist jedoch nur *ein* Produktionsmittel, der Grund und Boden, und auch dieser *nur zum Teil* Gemeinbesitz, nicht die Ackergeräte, die Gebäude, die Handwerkszeuge und das Vieh. Zwar finden wir bei einzelnen Völkern auch Dorfherden, das heißt dem ganzen Dorf oder der ganzen Geschlechtsgenossenschaft gemeinschaftlich gehörende Herden, durchweg aber ist das Vieh Einzel- oder Familienbesitz.

Der theoretische Teil des Erfurter Programms unterscheidet jedoch nicht zwischen allen solchen verschiedenen Eigentums- und Besitzformen. Weil auf gewissen Entwicklungsstufen ein gemeinsamer Bodenbesitz vorkommt, deshalb konstruiert es sich kurzweg einen allgemeinen, alle wichtigen Produk-

tionsmittel umfassenden Urkommunismus. Kautsky erklärt denn auch in seiner Programmerläuterung kategorisch: »Jede dieser Gesellschaften (Stamm, Horden) [schon der Ausdruck ‚Gesellschaft' ist vom marxistischen Standpunkt unrichtig; es muß ‚Gemeinschaften' heißen. H. C.] besaß ursprünglich die entscheidenden Produktionsmittel — Grund und Boden, Boote, Haushaltungsstätten usw. in Gemeineigentum; ihre Benutzung stand dem einzelnen nur mit Wissen und Willen und entsprechend dem Vermögen und den Bedürfnissen der Gesellschaft zur Verfügung.«

Wo, bei welchen Naturvölkern sind denn Boote (bei einigen Südseestämmen gibt es wohl dem ganzen Dorf gemeinsam gehörende Kriegsboote, aber inwieweit dürfen diese zu den Produktionsmitteln gerechnet werden?), Haushaltungsstätten, Hausvieh, Jagd-, Fischerei- und Ackergeräte Gemeineigentum? Kurz, dieser ganze Urkommunismus, wie ihn sich das Erfurter Programm konstruiert, ist eine Fiktion — *und demnach auch die aus ihm gezogenen Folgerungen.*

Betrachten wir eine andere haltlose Unterstellung des Erfurter Programms: die Behauptung, die Kleinbetriebe wären »*mit Naturnotwendigkeit*« zum Untergang verurteilt und würden immer mehr durch kolossale Großbetriebe aufgesogen. Das wird mit größter Entschiedenheit nicht nur etwa bezüglich gewisser Industriezweige, sondern auch der *kleinbäuerlichen* und *handwerksmäßigen* Betriebe behauptet. Ist diese Behauptung richtig? Bekanntlich hat sich in der deutschen Sozialdemokratie eine lange Auseinandersetzung über die Frage der ländlichen Betriebskonzentration entsponnen. Zu Marxens Zeit, als noch alljährlich aus Deutschland große Mengen von Getreide, Flachs, Holz, Vieh usw. nach England gingen und die preußischen Landjunker die enragiertesten Freihändler waren, traf auch auf Deutschland die Behauptung zu, der ländliche Kleinbetrieb weiche vor dem Großbetrieb zurück. Der Export von Getreide, Vieh usw. hat jedoch längst aufgehört (die Begünstigung des Getreideexports durch das Einfuhrscheinsystem der Vorkriegszeit kommt hier nicht in Betracht); Deutschland wurde zum Industrieland. Überall entstanden größere oder kleinere Industriereviere, und diese mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, mit Gemüse, Obst, Eiern, Milch, Fleisch usw. zu versorgen, wurde nun eine Hauptaufgabe der Landwirtschaft. Zu solcher Versorgung ist aber der bäuerliche Klein- und Mittelbetrieb vielfach weit besser geeignet als der auf den Massenanbau angewiesene Großbetrieb. Dadurch hat der Kleinbetrieb teilweise eine neue Existenzbasis gewonnen, die ihm vorher fehlte. Eine neue Wirtschaftsepoche hat eingesetzt, und mit dieser haben sich auch neue Tendenzen eingestellt. Für seine Zeit hatte Marx also recht; ein grober Mißgriff war es aber, aus reinem Dogmatismus an der Marxschen Konzentrationsauffassung festzuhalten, nachdem 1891 bereits die ihr zugrunde liegenden Erfahrungstatsachen gewechselt hatten. Wäre tatsächlich, wie das Erfurter Programm behauptet, der Untergang des bäuerlichen Kleinbetriebs eine »Naturnotwendigkeit« und eine Vorbedingung der Durchführung des Sozialismus, dann müßten eigentlich der preußische sozialistische Landwirtschaftsminister und die ganze preußische Landtagsfraktion wegen ihrer Siedlungspolitik aus der Partei ausgeschlossen werden.

Ebenso verfehlt war es, daß der theoretische Teil des Erfurter Programms noch 1891 den Sieg des Sozialismus auf der sogenannten Marxschen

Verelendungstheorie begründete und zu diesem Zweck die Verelendungstheorie in ihrer krassesten Form übernahm, wie sie im »Kapital« (24. Kapitel, 7: Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation) zu finden ist; dort heißt es bekanntlich: »Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse.«

Auch diese Theorie war zur Zeit ihrer Formulierung richtig. Sie stützte sich auf jene Zustände, wie sie Friedrich Engels in seiner »Lage der arbeitenden Klasse in England« schildert und wie sie in den englischen Industrierevieren noch bis gegen Mitte der fünfziger Jahre bestanden. Nur insofern beging Marx einen Fehler, als er eine Folgerung, die für jene kapitalistische Entwicklungsperiode durchaus zutraf, als allgemeine Tendenz der Kapitalakkumulation auffaßte. Später, als er den wohltätigen Einfluß der englischen Arbeiterschutzgesetzgebung, besonders der beschränkten Arbeitszeit (Zehnstundenbill) erkannte, hat er denn auch über die körperliche und geistige Entwicklung der englischen Arbeiterschaft ganz anders geurteilt. So heißt es beispielsweise im 8. Kapitel des »Kapital« (Abschnitt 6: Der Kampf um den Normalarbeitstag):

> »Dennoch hatte das Prinzip (der Arbeitszeitbeschränkung) gesiegt mit einem Sieg in den großen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktionsweise. Ihre wundervolle Entwicklung von 1853 bis 1860, Hand in Hand *mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge.*«

Der letzte Satz stimmt nicht. Obgleich sich in den folgenden Jahrzehnten nicht nur in England, sondern auch in Deutschland eine wesentliche Besserung der Arbeiterlage vollzog, fanden sich doch noch 1891 »blöde Augen«, die diese Entwicklung nicht erkannten — und so wurde einfach die alte, durch die Entwicklung überholte Theorie von der zunehmenden Verelendung der Arbeiterklasse in das Erfurter Programm einrangiert, und zwar *in verschärfter Form*. Während Marx nämlich an der betreffenden Stelle nur von der Verelendung der Arbeiterklasse spricht, dehnt das Erfurter Programm *die Verelendung auch noch auf die Mittelschichten aus* und erklärt: »Für das Proletariat *und die versinkenden Mittelschichten* — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.«

Tatsache ist denn auch, daß der österreichische Parteitag in Wien vom Jahre 1901, obgleich das von ihm beschlossene Programm überall die Züge des Erfurter Programms aufweist, doch die Aufnahme der Erfurter Verelendungsformulierung abgelehnt und sich mit folgenden Sätzen begnügt hat: »Es wächst die Masse der Proletarier, es steigt aber auch der Grad ihrer Ausbeutung, und dadurch tritt die Lebenshaltung immer breiterer Schichten des arbeitenden Volkes immer mehr in Gegensatz zu der rasch steigenden Produktivkraft seiner eigenen Arbeit und zu dem Anschwellen des von ihm selbst geschaffenen Reichtums.«

Vielleicht wird mancher Leser folgern: »Nun, wenn der theoretische Teil des Erfurter Programms dermaßen veraltet ist, dann müßte er doch gerade geändert werden!« Ganz richtig, er gehört längst in den Aktenschrank einer vergangenen Entwicklungsepoche der deutschen Sozialdemokratie, doch besteht in Anbetracht der Verwirrung, in der sich zurzeit unsere Parteitheoretik befindet, meines Erachtens fast keine Aussicht, daß an seine Stelle eine einheitliche, logisch in sich geschlossene Entwicklungsauffassung treten würde — und deshalb ist besser: wir lassen sich zunächst die theoretischen Auffassungen der Partei klären und beschränken uns auf die Ausarbeitung eines neuen praktischen Aktionsprogramms.

## Hindenburgs „Kriegserinnerungen"

Von Dr. Feydt (Königsberg i. Pr.)

Das Ludendorffsche Kriegsbuch, dieses selbstgesungene Loblied, ist auf jeder Seite von dem grenzenlosen Dünkel des geborenen Diktators getragen, der nie irren kann, auch nie geirrt hat, der alle Schuld — den anderen zuschiebt. Diesem Werk ist nun ein anderes Kriegsbuch gefolgt, das Generalfeldmarschall v. Hindenburg unter dem Titel »Aus meinem Leben« veröffentlicht hat. Auch dieses Buch erschien bereits geraume Zeit vor den Wahlen. Während aber das Ludendorffsche Werk von der Rechtspresse mit einem wahren Triumphgeheul begrüßt wurde, begnügt man sich diesmal im allgemeinen mit einer kurzen Anzeige und einigen nichtssagenden Phrasen.

Was war der Grund dieses auffälligen Verhaltens, obgleich doch der »Volksheld« auf den Plan trat, den beispielsweise die »Deutsche Volkspartei« so ganz für sich gepachtet hat, daß sie nicht einmal den Demokraten gestattet, sich auf Hindenburgsche Worte zu beziehen? Nun, sehr einfach: Wer das Buch liest, der muß erkennen, wie wenig es in der Tat geeignet ist, den reaktionären Parteien Agitationsmaterial zu liefern, wie sehr es vielmehr in vielen wichtigen Punkten vollauf bestätigt, was die Sozialdemokratie, leider ohne bei der damaligen kaiserlichen Regierung und der verhetzten Mehrheit des Volkes durchzudringen, während des Krieges oft genug warnend gesagt hat.

Zwar macht sich auch Hindenburg die Ludendorffsche Phrase von der »von hinten erdolchten Front« zu eigen, wenn er in dem Schlußkapitel seines Buches schreibt: »Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front«; aber schon der anschließende Satz klingt doch recht vieldeutig: »Vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken.« Sieht man aber näher zu, so widerlegt Hindenburg in alledem, was er selbst über die militärische Kriegslage von Ende 1914 an sagt, besonders aber durch seine Urteile über die Haltung der Soldaten, die Phrase von der hinterrücks durch die Tätigkeit der Sozialdemokratie erdolchten Front, die bezeichnenderweise auch an keiner früheren Stelle des Buches in der fortlaufenden Schilderung auftaucht. Mit einer sachlichen Objektivität, die angenehm gegen Ludendorffs abstoßendes Selbstlob absticht, werden vielmehr alle die »Siege«, an denen sich die Heimat berauschte, auf ihre wirkliche Bedeutung zurückgeführt, alle Niederlagen

und Fehlschläge vom Verlust der ersten Marneschlacht an über den unbefriedigenden Verlauf des Ostfeldzugs 1915 und die unsinnige Fortsetzung der Verdunoffensive rückhaltlos zugegeben. Erst aus Hindenburgs Buch erfahren wir, daß die schwere Niederlage vom 18. Juli 1918, die uns Marschall Foch durch eine völlig geglückte Überrumpelung der deutschen Flanken zwischen Soissons und der Marne beibrachte, *den militärischen Wendepunkt des Krieges bedeutete*, denn mit diesem Tage hatten wir »die Vorhand an den Gegner verloren« und besaßen keine Kraft mehr, »sie wieder an uns zu reißen«, zumal von demselben Zeitpunkt an mit der Ankunft der amerikanischen Massen »die bloße zahlenmäßige Überlegenheit mehr als je wirkte«.

Vollends unverständlich aber wirkt die später aufgenommene Phrase von der rücklings erdolchten Front, wenn Hindenburg selbst nach der Katastrophe vom 8. August und der wiederholten Niederlage des September 1918 *den strikte sten Nachweis des schrittweise erfolgenden militärischen Zusammenbruchs führt und sich selbst auf diese Weise dauernd widerspricht*.

Ende September 1918 war die Westfront zwar nicht durchbrochen, »sie wankte, aber sie fiel nicht. Um diese Zeit wurde jedoch in unsere gesamte Kriegsfront eine breite Lücke gerissen: Bulgarien brach zusammen.« Er gesteht ein, daß wir »keine neue Front aufzubauen« imstande waren, ist aber der Ansicht, daß wir »noch monatelang den Gegner vom Heimatboden abzuwehren« vermochten. Dann aber fährt er wörtlich fort: »*Stillschweigende Voraussetzung aber war, daß unsere Grenzen im Osten und Süden nicht bedroht wurden*.« Daß diese Tatsache mit dem Zusammenbruch der Türkei, vor allem aber mit der Auflösung und dem offenen Abfall Österreich-Ungarns von Deutschland eintrat, dieser unbequemen, aber entscheidenden Wahrheit geht der Verfasser aus dem Wege, und erst nachdem er alle Schuld an der zum Waffenstillstand führenden *militärischen* Katastrophe dem Versagen der »Heimat« in die Schuhe geschoben hat, muß er vier Seiten weiter denn doch gestehen, daß die von ihm selbst als »stillschweigende Voraussetzung« zur Vermeidung des militärischen Zusammenbruchs angegebene Auflösung Österreich-Ungarns und seiner Wehrkraft tatsächlich erfolgt war, und die Worte niederschreiben, mit denen er wiederum sein eigener Richter wird: »*Es gab nicht nur sich selbst, sondern auch unsere Landesgrenzen preis*.«

Aber selbst wer hierin noch nicht einen strikten Beweis vom militärischen Zusammenbruch Deutschlands sieht, das *militärisch* zu weiterem Widerstand unfähig wurde — konnte doch der *Feind* von Süden her *jederzeit in den Rücken der Westfront stoßen*! —, selbst der wird vor jenem Schlußwort vergebens nach Ausdrücken suchen, in denen klipp und klar gesagt ist, daß die Heimat Verrat am kämpfenden Heere begangen hätte, das noch kämpfen wollte und womöglich noch »siegen« konnte, wie es seitdem die »nationalen« Volksverhetzer zu predigen nicht müde geworden sind. Ende Oktober 1918 faßt Hindenburg sein Urteil in den Worten zusammen: »Der Zusammenbruch zeigt sich ... überall. Wir sinken, denn die Heimat sinkt. *Sie kann uns kein neues, frisches Leben mehr geben, ihre Kraft ist verbraucht*.« Verbraucht durch die rücksichtslosen Forderungen, die die Oberste Heeresleitung in wahnwitziger Über-

spannung des Bogens an ein Volk gestellt hat, das wahre Wunder im Entbehren vollbracht hat! Diese einfache Wahrheit auszusprechen, hütet sich Hindenburg natürlich, aber immerhin klingen jene Worte doch ganz anders als die Tiraden der »nationalen« Hetzer!

Von einer Zweideutigkeit aber, die zu dem sonstigen Charakter des Verfassers in einem Widerspruch steht, ist das vorangegangene Urteil von Ende September 1918. Da heißt es: »Nur noch eine Massenerhebung des Volkes konnte den endgültigen Ausgang des Kampfes, den Zusammenbruch (also doch wohl den militärischen?) ändern. War aber eine solche brauchbare Lebensstärke und opferwillige Masse noch vorhanden?« Natürlich muß und kann die Antwort für jeden, der den September 1918 eben nicht am grünen Tisch im Hauptquartier, sondern in der Heimat selbst erlebt hat, nur lauten: Nein! Denn Ludendorff hatte mit Zustimmung des Generalfeldmarschalls bereits das Letzte, was von »brauchbarer Lebenskraft« und »opferwilliger Masse« »noch vorhanden« war, durch seine berühmten Krüppelnachmusterungen aus Deutschland herausgepreßt! Und darum können die folgenden Sätze: »Jedenfalls war unser Versuch, eine solche in die Front zu bringen, vergeblich. *Die Heimat erlahmte früher als das Heer*«, gar nicht scharf genug zurückgewiesen werden; denn sie enthalten entweder die Unterstellung, daß Deutschland damals noch tatsächlich ein zum Kriegführen brauchbares Volksaufgebot besessen hätte, das sich nur drücken wollte, oder mit »Heimat« ist im stillen der in den Garnisonen stehende Teil des Heeres gemeint, und dann ist der Ausdruck »Heimat« eine Irreführung, da jeder naive Leser darunter das deutsche *Volk* verstehen muß, das in der entscheidenden Stunde der höchsten Not schmählich versagt hätte!

Von allergrößter Bedeutung aber ist es, was Hindenburg über die Haltung der Soldaten und zwar vornehmlich der Mannschaften sagt im Gegensatz zu Ludendorff, der für die Leistungen des einzelnen Mannes kaum ein Wort übrig hat, da er ja in ihnen nur »Material« sieht und wie diese schönen, von Menschenwürde zeugenden Ausdrücke lauten. Wir besinnen uns alle, in welch gemeiner und schmutziger Weise die hetzerische Rechtspresse immer wieder von einer schematischen Vergiftung der kämpfenden Front durch die Sozialdemokratie gesprochen hat. Nur diesem Umstand sei die Niederlage und alles Elend des Vaterlandes zuzuschreiben. Vergeblich wird man in dem Hindenburgischen Buche nach einer Bestätigung solcher Behauptungen suchen. Ganz frei von Widersprüchen sind freilich auch diese Partien der Darstellung nicht. Es wiederholt sich immer derselbe Vorgang. Der Verfasser ist zu ehrlich, um die Wahrheit völlig auf den Kopf zu stellen oder gar totzuschweigen, andererseits aber steht er so stark unter dem Einfluß seines bösen Genius Ludendorff, daß er sich nicht völlig mit ihm in Gegensatz zu setzen vermag, und daraus ergeben sich notwendig innere Widersprüche. Nach dem ersten Besuch an der Westfront im Herbst 1916 faßt er sein Urteil in folgende Worte zusammen, die jeder vernünftige Sozialist vollinhaltlich unterschreiben wird:

»Die Soldaten sahen kaum etwas anderes als Schützengräben und Geschoßtrichter, in denen und um die sie wochen-, ja monatelang mit dem Gegner rangen. Welch ein Nervenverbrauch und welch geringe Nervennahrung! Welche Stärke des Pflichtgefühls und welche selbstlose Hingabe gehörten dazu, solch einen Zustand jahrelang ... zu ertragen. Ich gestehe

offen, daß diese Eindrücke für mich tief ergreifend waren.« Und weiter: »Alle, Offiziere und Mannschaften, sehnten sich aus solchen Kampfverhältnissen heraus.«

Aber schon dieser letzte Ausdruck ist wieder eine jener Vieldeutigkeiten, an denen gerade in den entscheidenden Punkten das Buch so reich ist. Klarer und zutreffender hätte Hindenburg geschrieben: »Sie hatten den Krieg von Herzen satt und sehnten sich nach Hause.« Ende 1917 muß er denn auch zugeben, daß »leider so manche, selbstredend nicht die Besten aus unseren Reihen vom Kriege nichts mehr wissen wollten«. Indem er aber zugibt, daß diese beim Besuch in der Heimat »niederdrückend« wirkten, zerstört er selbst die Legende, als ob lediglich die Front durch die Heimat vergiftet worden sei, sondern bekennt sich zu der gar nicht zu bestreitenden Wahrheit, daß eine ständige Wechselwirkung zwischen beiden stattgefunden hat. Wenn er freilich meint, daß »die meisten« damals noch auf Urlaub »belebend und erhebend« auf die Heimat gewirkt hätten, so ist das wieder ein untrüglicher Beweis dafür, in wie völlig falschen Vorstellungen er über die wahren Zustände und Stimmungen in Heer und Volk schon damals befangen war.

Und nun folgen andere Selbsttäuschungen. In dem ungestümen Vorwärtsdrängen des Jahres 1918, wo jeder Soldat nur nach dem einen lechzte: schnelle Waffenentscheidung und dann Schluß mit dem Krieg! — hierin sieht Hindenburg nur ein Wiederaufleben des Geistes von 1870! Die furchtbare und vernichtend wirkende Enttäuschung aber, die bei dem einfachsten Mann an der Front eintreten mußte, als es im Sommer 1918 klar wurde, daß alle Hoffnungen wiederum vergebens gewesen waren und aus einem raschen Sieg mit Kriegsentscheidung ein immer aussichtsloser werdendes Sichzermürbenlassen geworden war, die entgeht ihm. Jedenfalls steht davon kein Wort zu lesen! Was aber das Entscheidende ist: In diesem Augenblick hätten doch die »destruktiven Tendenzen« des vaterlandsverräterischen Treibens der Sozialisten sofort in die Höhe schießen und das Heer völlig zersetzen müssen, wenn sie nämlich dagewesen wären! Aber siehe da: alle Urteile, die Hindenburg im letzten Teil seines Buches ab Sommer 1918 über die Soldaten fällt, sagen nichts davon, künden eher das Gegenteil. Nach den Julikämpfen — wie wir bereits gesehen haben dem militärischen Umschwung — spricht er persönlich mit »Soldaten aus diesen letzten Schlachten« und nennt sie »prächtige Menschen«, die das Äußerste hatten leisten müssen, »nicht nur im Kampfe, sondern auch in ruhelosen Bereitschaften, in Märschen und Entbehrungen. Ihr Kräfteverbrauch war groß, ihr Nervenverbrauch noch größer. Sie waren freilich müde, bedurften der körperlichen Ruhe und der seelischen Entspannung«.

Der Feind, jetzt bei einer energischen Ausnutzung seines Erfolgs des Sieges bereits sicher, gewährt diese Ruhe natürlich nicht; und so kommt die Katastrophe vom 8. August. Hier zuerst spricht Hindenburg offen vom Versagen der Mehrzahl der Soldaten, aber auch hier führt er es auf die natürlichen Folgen der bisherigen militärischen Mißerfolge zurück und auf die zersetzende Propaganda der Feinde an der Front selbst. Nicht ein Wort vom »Dolchstoß von hinten«! Geradezu vernichtend aber ist für die Lüge von der durch einen vaterlandslosen Geist zersetzten Fronttruppe das Schlußurteil Hindenburgs über die letzten Kämpfe vom 29. Sep-

tember bis zum 26. Oktober. Da heißt es: »Wäre in dem Buch des großen Krieges das Kapitel über das Heldentum des deutschen Heeres nicht schon längst geschrieben gewesen, so würde es in dem letzten, furchtbaren Ringen mit dem Blut unserer Söhne in ewig unauslöschlicher Schrift geschehen sein. Welch ungeheuren Anforderungen wurden in diesen Wochen an die Körper- und Seelenkräfte von Offizieren und Mannschaften ... gestellt .... (Sie) begannen wohl zu ermatten, aber sie rissen sich immer wieder empor, wenn es galt, den feindlichen Anstürmen Halt zu gebieten.«

Aber auch die andere Lesart der berühmten Lügenphrase vom »Dolchstoß«, daß nämlich das Frontheer zum Opfertod und sinnlosem Weiterkampf »für König und Vaterland« bereit gewesen sei und nur die Revolution in der Heimat dies unmöglich gemacht und so einzig und allein den vernichtenden Zusammenbruch verschuldet hätte, auch diese Lesart wird von Hindenburg selbst, bevor er sie sich noch kurz vorher auch zu eigen macht, widerlegt. Von den entscheidenden Novembertagen vor der Abdankung und Flucht Wilhelms II. heißt es nämlich: »Der Gedanke wird erwogen, mit unseren Fronttruppen in der Heimat Ordnung zu schaffen. (!!) Jedoch zahlreiche Kommandeure, Männer, würdig des größten Vertrauens und fähig des tiefsten Einblicks, erklären, daß unsere Truppen zwar noch die Front nach dem Feind behalten werden, daß sie aber die Front gegen die Heimat nicht nehmen würden.«

Können also die Fronttruppen das Verhalten der Heimat wirklich so rückhaltlos verurteilt haben? Kann es ferner eine glänzendere Rechtfertigung für die sozialdemokratische Kriegspolitik geben, die vom ersten bis zum letzten Tage darauf hinausgelaufen ist: Notabwehr gegen den Feind, aber keinen Mißbrauch von Heer und Volk zu militärischer Unterdrückungspolitik nach außen und innen?

Leider hat sich Hindenburg außer der Phrase von der hinterrücks erdolchten Front noch einen zweiten, ebenfalls von Ludendorff in seinem Buch erhobenen Vorwurf zu eigen gemacht. Beide werfen derselben Heimat, die 1918 ihrer Ansicht nach vorzeitig den Mut und das Pflichtgefühl zum Weiterkampf verlor und so das Heer mit sich riß, vor, daß sie in den ersten zwei bis drei Kriegsjahren »den wahren Ernst unserer Lage im Streit der Parteiinteressen und Parteidogmata vergaß oder diesen Ernst nicht mehr sehen wollte«. Es ist tief bedauerlich, daß ein Mann wie Hindenburg derartig argumentieren kann! Augenscheinlich ist er sich der Schwere des Vorwurfs, den er damit gegen sein eigenes Vaterland erhebt, nicht recht klar geworden. Statt aller Antwort nur die Gegenfrage: Geschah es nicht mit seiner Zustimmung, und waren es nicht Organe der von ihm befehligten Armee, die durch ihre verlogene Art der Presseberichterstattung und Zensurhandhabung diesem Volk erst eingetrichtert und eingehämmert hatten, wie glänzend wir dastanden? Waren es nicht Ludendorff und die maßgebenden Organe, die mit seiner Zustimmung jeden, der diesem widerlichen Gefasel von entscheidenden Siegen und zu länderschluckenden Forderungen berechtigenden Kriegsergebnissen entgegenzutreten wagte, als einen elenden Flaumacher in der niederträchtigsten Weise unmöglich zu machen suchten? Waren es also nicht Hindenburg und sein Freund Ludendorff selbst, die das Volk zu Hause zu diesem sträflichen, frivolen Leichtsinn, dieser Siegesrummelstimmung erzogen?

Ein erfreulicheres Kapitel für die Wahrheitsliebe des Verfassers sind seine rückhaltlosen Urteile über das fortgesetzte Versagen der Heerführung vom französischen Feldzug 1914 an. Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten einzugehen, genug, daß Hindenburg so ehrlich ist, auch eigene Fehler einzugestehen, so zum Beispiel daß er vor Verdun viel energischer noch hätte abbauen müssen und eigentlich nur gegen besseres militärisches Wissen es nicht tat, weil dem Volk in der Heimat zu viel in dieser Hinsicht vorgelogen war und er den Rückschlag in der Stimmung fürchtete. Schwerer wiegt das geradezu vernichtende Urteil über den Moltkeschen Feldzugsplan und seine Durchführung 1914 in Frankreich und die Urteile über den Verlauf der großen Schlachten von März bis August 1918, in denen wiederholt der betreffenden Führung vom Armeekommandanten herunter bis zu »den unteren Dienstgraden« Versäumnis günstiger Gelegenheiten, Mangel an Tatkraft und Überblick und, was das Schlimmste ist, in einzelnen Fällen auch sträfliche Nachlässigkeit vorgeworfen wird, so in der sogenannten Kaiserschlacht, den Kämpfen an der Lys und vom 8. August 1918.

Über das Politische in dem Buche ließe sich ein zweites, ebenso umfangreiches Buch schreiben, und es ist natürlich unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen, durch die die gesamte Kriegspolitik Deutschlands aufgerollt werden würde. Das Tragische für Hindenburg und das Unheil für Deutschland lag darin, daß dieser Mann, dem als Menschen auch der Sozialist nicht die Achtung versagen wird und der als Soldat an verantwortlicher Stelle die militärische Lage, wie sie wirklich war, stets klar erkannte und richtig beurteilte, sich völlig außerstande zeigte, daraus auch die unbedingt notwendigen richtigen politischen Schlußfolgerungen zu ziehen. So richtig er jedesmal den militärischen Entschluß zu fassen verstand, so falsch entschied er sich politisch in allen entscheidenden Augenblicken. Wie erklärt sich nun diese Tatsache? Hindenburg gibt uns selbst des Rätsels Lösung an die Hand. Er sagt von sich, daß man ein volles Recht gehabt hätte, in ihm eine unpolitische Natur zu sehen, und er erklärt, daß er aus diesem Grunde auch als Chef des Generalstabs nicht die Neigung hatte, sich mehr als unbedingt notwendig mit gegenwärtigen politischen Fragen zu beschäftigen. Sehr treffend beruft er sich dabei auf das klassische Wort des alten Moltke: »Der Führer hat bei seinen Operationen den militärischen Erfolg in erster Linie im Auge zu behalten. Was aber die Politik mit seinen Siegen oder Niederlagen anfängt, ist nicht seine Sache, deren Ausnutzung ist vielmehr allein Sache der Politiker.« Wenn Hindenburg, und noch mehr seine Vorgänger, doch nur danach gehandelt hätten! Aber das ist eben der verderblichste innere Widerspruch für ihn und uns alle geworden. Unter dem Einfluß Ludendorffs und anderer — die Einzelheiten wird erst allmählich die Geschichte enthüllen — ging er von diesem einzig richtigen Standpunkt ab und verlangte für sich entscheidenden Einfluß auf alle wichtigen politischen Maßnahmen. Ihm ist es sicherlich nie zum Bewußtsein gekommen, daß tatsächlich von Monat zu Monat sein Freund Ludendorff immer mehr in die Rolle des Militärdiktators, der eben auch die Politik »macht«, hineinwuchs. Hieraus, und nur hieraus erklärt sich das Mißverhältnis zu Bethmann Hollweg nach anfänglicher Harmonie, hieraus die Jammerrolle des Herrn Michaelis, hieraus das unklare, jedes echten Vertrauens ent-

behrende Verhältnis auch zu dem Grafen Hertling. Es steht auch nicht so, daß die Verhältnisse Hindenburg die politische Rolle, die er spielte, aufgezwungen hätten; nein, unter dem verhängnisvollen Einfluß Ludendorffs zwang er sie den Verhältnissen auf und drängte sich in eine Rolle, der er unter keinen Umständen gewachsen war. Fragen wir aber, da es uns nicht darauf ankommt, herabzusetzen und anzuklagen, sondern menschlich zu verstehen, warum Hindenburg, der Politiker, versagen mußte, so erklärt sich auch diese Tatsache aus seinen eigenen Ausführungen. In dem Kapitel: »Meine Stellung zu politischen Fragen« sagt er: »Ich fühlte mich in meiner politischen Überzeugung am wohlsten in dem Schatten des Baumes, der in dem ethisch-politischen Boden der Epoche unseres greisen Kaisers festwurzelte. Diese Zeit mit ihrer für mich wunderbaren Größe hatte ich voll und ganz in mich aufgenommen und hielt an ihren Gedanken und Richtlinien fest.«

In diesem Selbstbekenntnis liegt alles! Dieser Mann, ohnehin, wie er selbst sagt, eine unpolitische Soldatennatur, mußte als Politiker kläglich scheitern. Denn er trat an alle politischen Entscheidungen der Jahre 1916 bis 1918, die einen die ganze Welt umspannenden geistigen Horizont voraussetzten, mit dem engpreußischen, ostelbischen Horizont der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts heran! Zu jener Zeit aber hatte ein Bismarck seine größten außenpolitischen Erfolge nur dadurch erringen können, daß er bei den politisch wichtigen Entscheidungen (Nikolsburg, Kaiserfrage!) den in Wilhelm I. verkörperten engpreußischen Ideenkreis rücksichtslos durchbrach. Hindenburg aber stellte sich ein halbes Jahrhundert später auf jenen, schon damals rückständigen Standpunkt Wilhelms I. und glaubte nur durch eine Politik aus solchem Geiste heraus Deutschland zum Siege über eine Welt von Gegnern führen zu können! Darum kommen wir zu dem Ergebnis: Genau so, wie es ein Segen für uns war, daß ein Mann von dem tiefen Pflichtgefühl und der schlichten Opferfähigkeit Hindenburgs an der Spitze des Westheeres stand, als es galt, dieses im Herbst 1918 einigermaßen geordnet in die Heimat zurückzuführen, genau so war es für uns alle ein Verhängnis und für ihn die bitterste Tragik seines Lebens, daß er sich politisch in eine Rolle hineindrängen ließ, der er trotz aller menschlichen und militärischen Tugenden in keiner Hinsicht gewachsen war. Der Geschichte wird er daher gerade auf Grund dieses seines Buches als ein Opfer jenes Konservativismus erscheinen, dem unser Vaterland als Ganzes zum Opfer gefallen ist.

## Die Tschechoslowakei als Wirtschaftsgebiet

Von **Hans Stein**

Mit dem Friedensvertrag von Saint-Germain ist die tschechoslowakische Republik als selbständiger Staat in den Kreis der Völker getreten; aber während man in den alliierten Ländern für das neue Gebilde franko-britischer Ostpolitik reges Interesse an den Tag legt und bedeutende Geldmittel für die Anbahnung neuer Handelsbeziehungen mit dem neuen Staate bereitstellt, zeigt man in Deutschland eine gewisse Uninteressiertheit und klagt meist nur über die Vergewaltigung der Deutschböhmen. Damit darf die tschechoslowa-

kische Republik für uns nicht erledigt sein. Ihre Wirtschaftsmöglichkeiten verlangen im Gegenteil unsere volle Aufmerksamkeit.

Aus der Liquidationsmasse der Doppelmonarchie hat sich die »Cesko-Slovenska Republika« eine Fläche von 140 000 Quadratkilometer mit 13 Millionen Einwohnern gesichert. Die Staatsgrenzen entsprechen in der nördlichen (tschechischen) Hälfte im allgemeinen denen des ehemaligen Kronlandes Böhmen, die Nordgrenze des südlichen (slowakisch-ungarischen) Teils ist noch strittig in dem bekannten Teschener Kohlengebiet, wo Polen Ansprüche geltend macht; im übrigen deckt sie sich mit der alten ungarisch-galizischen Grenze (Karpathen) bis in die Gegend der Laborczaquelle. Dort biegt sie jäh nach Süden ab ins Ungarische hinein. (Die Verbindung mit Jugoslawien ist noch fraglich.) Südlich der Stadt Munkácz wendet sich die Grenzlinie nach Osten, überschreitet Theiß, Hernad und Lajo, folgt dem Lauf des Eipel bis zu seiner Mündung in die Donau, geht, mit der Donau gleichlaufend, bis nördlich Preßburg und erreicht, in nördlicher Richtung weiterführend, die alte niederösterreichisch-mährische Grenze in der Gegend von Nikolsburg. Dieser folgt sie dann in westlicher Richtung bis zur Vereinigung mit der Grenze des Deutschen Reiches im Böhmerwald. Neben wertvollen landwirtschaftlichen Bezirken umschließt also der neue Staat die wichtigsten Industriegebiete des ehemaligen Habsburgerreichs: Böhmen und Mähren. 54 Prozent der Bevölkerung sind denn auch in der Industrie, 32 Prozent in der Landwirtschaft beschäftigt.

Als Handhabe zur wirtschaftlichen Beurteilung dieses Gebiets stehen leider vorläufig nur die österreichischen Mitteilungen zur Verfügung; amtlich-tschechische Berichte, die über die Republik als Wirtschaftseinheit Aufschluß geben, liegen noch nicht vor. Das ehemalige Königreich Böhmen steht wirtschaftlich auf hoher Stufe. Der Boden ist zu etwa 50 Prozent Ackerland, und nur 3 Prozent sind gänzlich unproduktiv. Angebaut werden in der Hauptsache Kartoffeln, Zucker- und Futterrüben, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hopfen und an Obst besonders Äpfel und Pflaumen. In der Viehhaltung wird Rindvieh bevorzugt. Auch die Geflügelzucht (zahlreiche Gänseherden) ist recht bedeutend. Der Wald war zu zwei Dritteln Eigentum der Großgrundbesitzer, wie überhaupt die Junker eine starke Position in Böhmen hatten.

Mit diesen Leuten ist aber die republikanische Regierung, in der bisher Sozialisten und Kleinbauern die Mehrheit gegenüber dem nationaldemokratischen Bürgertum bilden, energisch ins Gericht gegangen. Nach dem Agrargesetz vom 16. April 1919 wird aller Grundbesitz über 250 Hektar beziehungsweise über 150 Hektar Ackerland enteignet, freilich mit Entschädigung. Das so gewonnene Land wird vom Ackerbauministerium parzelliert und verteilt. An Stelle des Großagrariers tritt also der Bauer.

Der böhmische Bergbau ist wohl der größte Aktivposten des neuen Staates. In der Gegend von Prag, Schlan, Pilsen, Mies, Brüx, Kuttenberg wird Steinkohle abgebaut. Braunkohle findet sich bei Falkenau, Ellbogen, Komotau, Brüx, Tyssitz, Kuttenberg und Budweis. Im Jahre 1900 zählte man im Bergbau 297, im Hüttenwesen 25 Unternehmungen mit 10 Hochöfen und insgesamt 70 124 Arbeitern. 1908 wurde der böhmische Anteil an der österreichischen Gesamtproduktion auf 55 Prozent im Bergbau und 23 Prozent im Hüttenprozeß geschätzt.

Die nachstehende Tabelle zeigt die wichtigsten Förderungsergebnisse im Vergleich zur österreichischen Gesamtproduktion:

| Doppelzentner | Böhmen | | Österreich-Ungarn |
|---|---|---|---|
| | 1900 | 1908 | 1908 |
| Steinkohlen | 40051352 | 46675797 | 489620000 |
| Braunkohlen | — | 222209638 | |
| Eisenerz | 6759909 | 8534438 | 45690000 |
| Silbererz | 213628 | 222413 | 222413000 |
| Bleierz | 23560 | 9138 | 235000000 |

Zum Vergleich lassen wir eine Produktionsübersicht Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens folgen:

| Doppelzentner | Steinkohlen | | Eisenerz | |
|---|---|---|---|---|
| | 1900 | 1908 | 1900 | 1908 |
| Großbritannien | 2287330000 | 2656960000 | 142820000 | 152720000 |
| Frankreich | 334040000 | 376230000 | 54480000 | 100570000 |
| Belgien | 234630000 | 236780000 | 2480000 | 1390000 |

Interessant ist auch die Gegenüberstellung der nachfolgenden vier reichsdeutschen Kohlengebiete mit Böhmen und Mähren.

Doppelzentner Steinkohlen:

| Gebiet | 1900 | Gebiet | 1900 | 1903 |
|---|---|---|---|---|
| Ruhr | 601190000 | Böhmen | 40051352 | — |
| Oberschlesien | 247830000 | Mähren | — | 15977619 |
| Saar | 111370000 | | | |
| Aachen | 17720000 | | | |

Neben Kohle und Eisenerz werden Silbererz, Bleierz, Schwefelkies, Zinn und Galmei abgebaut, jedoch in bescheidenerem Umfang.

Dem Berg- und Hüttenwesen treten die übrigen Industriezweige ebenbürtig zur Seite. Die Metallindustrie liefert Schweiß- und Flußeisen, Eisenwaren, Schwarz- und Weißblech, Stahlschienen, Nägel, Drahtstifte und anderes. Maschinenfabriken befinden sich in Prag, Reichenberg und Pilsen. Gold-, Silberwaren und Musikinstrumente werden in Prag und in Königgrätz hergestellt. Von beträchtlichem Rufe ist die Gablonzer Glasindustrie, die nach allen Weltteilen exportiert. Im Jahre 1900 zählte man hier 82 Glashütten, 41 Glasraffinerien und 95 fabrikmäßige Werkstätten mit insgesamt 14 000 Arbeitern. Die 42 Porzellanfabriken Böhmens waren die einzigen des ganzen Habsburgerstaates. Eine wichtige Erwerbsquelle ist ferner die ausgedehnte qualifizierte Textilindustrie. Die folgende, leider bereits zwanzig Jahre alte Statistik zeigt die Verteilung von Spindeln und Webstühlen auf die Rohstoffsorten. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß diese Ziffern nur die Fabrikbetriebe erfassen, nicht die umfangreiche Hausindustrie. Sie geben also kein vollständiges Bild der Produktionsmöglichkeiten.

Böhmen 1900:

| | Spindeln | Kraftstühle | Handstühle |
|---|---|---|---|
| Schafwolle | 245640 | 15631 | 7613 |
| Baumwolle | 1334647 | 34991 | 14467 |
| Flachs, Hanf, Jute | 245460 | 1250 | 2145 |

Die Tuchfabrikation hat ihren Hauptsitz in Reichenberg, die Kammgarnweberei in der Gegend von Aussig und Böhmisch-Aicha, die Leinenindustrie in Trautenau, Hohenelbe und Georgswalde. Baumwolle wird verarbeitet in Eger, Brüx, Leipa, Reichenberg und Josephstadt. Weltruf haben ferner die Stickerei, Spitzenklöppelei und Posamentierwarenherstellung im Erzgebirge. Zugleich sind freilich diese Hausindustriezweige von jeher Pflanzstätten ärgster kapitalistischer Ausbeutung und jammervollen Proletarierelends gewesen. Im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe nimmt die Rübenzuckerindustrie mit 176 Fabriken im Jahre 1908 die erste Stelle ein. Böhmen war an der Gesamtzuckererzeugung des alten Österreichs mit 61 Prozent beteiligt. Neben der Bierbrauerei (vornehmlich Pilsen), die 1900 etwa 649 Betriebe umfaßte, verdienen noch eine stattliche Anzahl weniger umfangreicher Industriezweige Erwähnung, zum Beispiel die Fabrikation von chemischen Produkten (Aussig, Prag), Spiritus, Essig, Schokolade, Öl, Seife, Stärke, Papier, Leder, Schuhwaren, Hüte, Knöpfe, Zündhölzer, Tabakwaren.

Dieser Entwicklung entsprechen die Verkehrswege: das Eisenbahnnetz hatte 1900 eine Gesamtlänge von 5927 Kilometer und war damals schon das dichteste ganz Österreich-Ungarns. Gute Landstraßen und Schiffahrtsmöglichkeiten gehen damit Hand in Hand.

Eine ähnliche wirtschaftliche Struktur wie Böhmen zeigt das ehemalige Kronland Mähren. Die landwirtschaftliche Bodennutzung ist hier allerdings größer, nämlich 54,79 Prozent. Zu den fruchtbarsten Gebieten gehören das Tal der March und die Niederungen ihres Nebenflusses Thaya. Der Anbau der Nutzpflanzen entspricht ganz dem böhmischen. An erster Stelle stehen Kartoffeln, Zucker- und Futterrüben, dann folgen Gerste, Roggen, Hafer, Weizen und Mais. In der Viehzucht hat die Schafzucht neben der auch hier auffallenden Geflügelhaltung besondere Bedeutung erlangt.

Der Bergbau richtet sich vornehmlich auf Steinkohle (Ostrauer und Rossitzer Becken), Braunkohle, Eisenerz und Kupfer. Die Förderung entwickelte sich wie folgt:

| Doppelzentner | 1903 | 1908 | 1910 |
|---|---|---|---|
| Steinkohle | 15977619 | 18453455 | 19657199 |
| Braunkohle | 1876144 | 2516939 | 2240883 |
| Eisenerz | 26796 | 25811 | 30727 |
| Kupfer | 1603 | — | 8230 |

Im Jahre 1908 stellte Mähren im Bergbau 6,96 Prozent, im Hüttenwesen 21,16 Prozent der Gesamtproduktion Österreich-Ungarns. Die Zahl der Koksanstalten belief sich 1910 auf 7 mit 1833 Arbeitern und einer Gesamtproduktion von 10 688 206 Doppelzentner. An Frischroheisen wurden in demselben Jahre 2 734 458 Doppelzentner, an Gußroheisen 1 693 396 Doppelzentner verarbeitet.

Die mährische Industrie ist nicht so umfangreich wie die böhmische, gibt ihr aber in der Durchbildung nichts nach. Die Eisenindustrie sitzt hauptsächlich in Wittkowitz, Friedland und Zöptau. Auf die Schafzucht stützt sich die hochentwickelte Tuchweberei in Brünn, Iglau und Zwittau. Die Leinenspinnerei und -weberei hat sich in Schönberg und Römerstadt festgesetzt, während für die nicht unbedeutende Baumwollindustrie Sternberg als Hauptort zu nennen ist. Außer diesen großen Industrien zählte man 1910 102 Brauereien, 147 Brennereien, 51 Rübenzuckerfabriken und 2 Mineralölraffinerien. Des weiteren werden Glaswaren und Möbel aus gebogenem Holz hergestellt. Als bedeutendster Marktplatz gilt Brünn.

Andersgeartet ist der südöstliche Teil der Tschechoslowakei, das dem neuen Staate zugefallene Landstück, das ehemals zur Krone Ungarn gehörte. Es handelt sich um das Gebiet der West- und Ostbeskiden, der Tatra und des Ungarischen Erzgebirges. In diesem gebirgigen Teil sind Ackerbau und Viehzucht vorherrschend, in höheren Regionen Alpenwirtschaft. Die Schafzucht und die Käsebereitung (Karpathen-, Liptauer-, Széklerkäse) spielen eine wichtige Rolle. Der Waldreichtum dieser Berge ist auch manchem Deutschen während des Krieges bekanntgeworden. Weit wichtiger aber ist der Mineralreichtum dieses Gebiets. In Oberungarn findet sich Gold, Silber, Kupfer, Kohle, Eisenerz, Galmei, Blei, Quecksilber, Kobalt, Nickel, Zink, Bergkristalle und Petroleum. Die Kremnitz-Schemnitzer Gegend, ferner Gömör-Zips und Neusohl sind die wichtigsten Stätten dieses vielseitigen Bergbaus. Im Kremnitzer Land hatte bereits im Mittelalter das süddeutsche Handelshaus Fugger Berggerechtsame. In Schemnitz beträgt die Jahresproduktion an Gold etwa 120 Kilogramm, Silber 6100 Kilogramm, Kupfer 170 Doppelzentner und Blei 8200 Doppelzentner. Rosenau zeichnet sich durch Kupfer-, Eisen-, Antimon- und Bleigruben aus. Zahlreiche Eisenhämmer finden sich in der Umgegend. Bei Dobschau fördert man hauptsächlich Eisenerze. Auch hier arbeiten zahlreiche Hammer- und Hüttenwerke. Altsohl ist die älteste Bergstadt Ungarns und durch seine Eisengießerei bekannt. Neusohl hat Kupfer- und Eisenerzbergwerke, daneben eine lebhafte Papier-, Tuch- und Zündholzindustrie. Tuch- und Leinenweberei, Flachsbau und Lederfabrikation finden sich in dem am Fuße der Hohen Tatra gelegenen Kesmark, in dessen Nähe auch das Bad Leilitz gelegen ist.

Durch ihren Handel sind bekannt Kaschau, eine der schönsten Städte Oberungarns, und Komorn an der Donau. Gesamtziffern, die erst ein Gesamturteil über die Produktionsmöglichkeiten dieses Teils der tschechischen Republik ermöglichen, sind noch nicht aufzutreiben, können auch erst dann gegeben werden, wenn das besprochene Gebiet zum mindesten ein Jahr losgelöst von Ungarn und eingefügt in den neuen Staat gewirtschaftet haben wird.

Der neue Staat verfügt also über eine reiche Landwirtschaft und eine ebenso ausgedehnte wie hochentwickelte Industrie, die ihm voraussichtlich eine starke Wirtschaftsstellung unter den Mächten Mitteleuropas sichern werden.

## Die Neckarkanalisierung

Von H. Fehlinger

Eine der wichtigsten Aufgaben, welche die deutsche Volkswirtschaft in nächster Zeit zu lösen haben wird, ist die Nutzung unserer Flüsse für die Zwecke der Schiffahrt sowohl wie der Kraftgewinnung. Die Verbindung

beider Arten der Dienstbarmachung des fließenden Wassers erleichtert die Lösung der Aufgabe, namentlich bei den süddeutschen Flüssen mit großer Wassergeschwindigkeit, wo vielfach durch den Ausbau der Wasserkräfte und durch die gestaute Stromhaltung die starke Strömung gebrochen, der Abflußvorgang gleichmäßig gestaltet und eine Hebung des Niedrigwasserstandes erreicht wird. Andererseits kann auch der Ausbau der Wasserkräfte durch die Schiffahrt nur gewinnen, zum Beispiel deshalb, weil die durch die Wasserkräfte getragenen Industrien gleichzeitig den billigeren Wasserweg haben. Besonders wichtig aber ist der Umstand: trägt die Wasserkraftausnutzung die Kosten der Kanalanlage, so entfallen auf die Kanalschiffahrt nur mehr die Kosten für die Schleusen und die Ausrüstung sowie für die Verkehrseinrichtungen. So erhöht die gemeinsame Lösung beider Aufgaben die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens und seine Bedeutung für die Versorgung des Landes. (Vergl. Halbfaß, Deutschland, nutze deine Wasserkräfte, S. 60.)

Von den süddeutschen Binnenschiffahrtsprojekten haben jene, welche die Herstellung eines Großschiffahrtswegs zwischen Rhein und Donau betreffen, seit vielen Jahren das öffentliche Interesse erregt, aber erst in unserer Zeit der maßlos gesteigerten Verkehrsnot eröffnet sich die Aussicht auf Verwirklichung des Planes. Über die beabsichtigte Verbindung Rhein—Main—Donau wurde in Nr. 6 dieser Zeitschrift bereits berichtet. Daneben wird besonders von württembergischer Seite für die Herstellung eines Großschiffahrtswegs vom Rhein über den Neckar zur Donau geworben. Mindestens die Kanalisierung der Neckarstrecke von der Mündung des Flusses bei Mannheim bis Plochingen oberhalb Stuttgart (212 Kilometer) darf man heute bereits als gesichert betrachten. Der Neckar ist auch in seinem gegenwärtigen Zustand von Mannheim bis Cannstatt schiffbar, doch wird er seit Jahren nur bis Lauffen (128 Kilometer) mit Kettenschleppern befahren. Früher ging die Schiffahrt mit Pferdezug bis Cannstatt. Der derzeitige Schiffahrtsbetrieb leidet aber schwer unter dem schnellen und großen Wechsel der Wasserstände und der bei niedrigen Wasserständen zu geringen Fahrtiefe, die einen Umschlag der Schiffsladungen in Mannheim erfordert und die Schiffer, besonders im Herbst, oft nötigt, mit halber Ladung zu fahren oder wochenlang stillzuliegen. Flößerei findet von Heilbronn ab statt.

Der ungenügende Zustand des Schiffahrtsbetriebs veranlaßte die Gründung mehrerer Interessenvereinigungen, die für den Bau eines Großschiffahrtswegs warben. Im Jahre 1904 beschlossen die Regierungen von Württemberg, Baden und Hessen die Aufstellung eines Entwurfes für die Kanalisierung des Neckars in der den drei Uferstaaten gemeinsamen Strecke von Mannheim bis in das jetzige Oberwasser von Heilbronn. Nach dessen Fertigstellung (1911) wurden dann auch noch von Württemberg Pläne und Kostenvoranschläge für die Fortführung der Neckarkanalisierung von Heilbronn bis Plochingen unter Beachtung der für den unteren Neckar eingehaltenen Grundsätze ausgearbeitet. Die Pläne waren ursprünglich nur für Schiffe von 600 Tonnen Raumgehalt gedacht, wurden aber später von einer gemeinsamen technischen Kommission der drei Staaten für 1200-Tonnenschiffe abgeändert.

Nach dem Entwurf, den diese Kommission vor kurzem in Form einer Denkschrift vorlegte, wird bei der Neckarkanalisierung der natürliche Wasserlauf in der Hauptsache als Schiffsweg beibehalten. Es soll jedoch durch Ein-

setzung von Stauwehren der Wasserspiegel so weit gehoben und erforderlichenfalls die Flußsohle an den oberen Enden der Haltungen in dem Maße vertieft werden, daß Schiffe mit der festgesetzten größten Tauchtiefe jederzeit und überall verkehren können. Nur wo die Einstauung des Flusses nicht möglich ist, wird durch Herstellung eines Seitenkanals neben der Flußrinne ein neuer Fahrweg geschaffen. Durch die einzubauenden Stauanlagen wird der Fluß in eine Reihe stufenförmig übereinanderliegender Strecken (Staustufen, Haltungen) geteilt. Die Haltungen werden unter sich mit Schleusen verbunden, in denen die Schiffe bei der Bergfahrt auf- und bei der Talfahrt absteigen.

Zur Überwindung des Flußgefälles, das rund 160 Meter beträgt, sind 34 Stauanlagen erforderlich, wodurch die zu kanalisierende Strecke in 35 Haltungen aufgeteilt wird. Ob eine Verringerung der Zahl der Staustufen möglich ist, die im Interesse der Schiffahrt wie der Wasserkraftnutzung liegt, sollen erst weitere Untersuchungen ergeben. Die Wehre werden durchweg als bewegliche ausgebildet und die festen Wehrrücken dabei etwa in Höhe der Flußsohle angeordnet, da die nahezu vollständige Beseitigung des Staues bei Hochwasser notwendig ist, um eine schädigende Veränderung der bestehenden Abflußverhältnisse zu verhüten. Die Wehre müssen ferner so eingerichtet sein, daß sie bei den meist schnell ansteigenden Hochwassern und bei Eisgang rasch entfernt und demnächst schnell wieder eingesetzt werden können. Die Schleusen werden nach dem Kommissionsentwurf als einschiffige Kammerschleusen ausgeführt. Ihre nutzbare Länge wird 110 Meter betragen, so daß ein aus dem Schlepper und einem 1200-Tonnenkahn bestehender Schiffszug auf einmal durchgeschleust werden kann. Die Schleusenbreite ist zu 12 Meter angenommen. Die beiden Drempel der Schleusen werden mindestens 3 Meter unter das niedrigste Fahrwasser gelegt. Soweit nennenswerte Kosten dadurch nicht entstehen, empfiehlt sich eine noch tiefere Lage, um die Durchfahrt zu erleichtern. Die Querschnitte der durch beide Kammerwände ihrer ganzen Länge nach durchzuführenden Umläufe sind so bemessen, daß eine Schleuse in vier bis fünf Minuten gefüllt werden kann. Zum Abschluß der Kammern sind vorläufig eiserne Stemmtore vorgesehen. Diese wie die Verschlüsse der Schleusenumläufe und die etwa erforderlichen Spille zum Verholen der Kähne sollen elektrisch bewegt werden.

Je nach den örtlichen Verhältnissen ist die Schleuse entweder neben dem Wehr oder abseits von diesem in einem besonderen Schleusenkanal oder am Ende der längeren, gleichzeitig auch der Wasserkraftausnutzung dienenden Seitenkanäle geplant. In der freien Flußstrecke soll der Schiffsweg in der geraden Strecke auf 36 Meter Sohlenbreite eine Mindestwassertiefe von 2,5 Meter unter dem hydrostatischen Stau erhalten. Von der Herstellung von Durchstichen für den Schiffsweg in den scharfen Schleifen unterhalb Heilbronn wurde aus schiffahrtstechnischen Erwägungen und wegen der aufzuwendenden großen Kosten Abstand genommen. Dagegen läßt sich die Verlegung des Flußlaufs in den besonders starken Windungen oberhalb Heilbronns bei Kirchheim (135 Kilometer), Besigheim (141 Kilometer), Hessigheim (147 Kilometer), Münster (167 Kilometer), Metzingen (198 Kilometer) und Altbach (207 Kilometer) nicht vermeiden. Längere Seitenkanäle, die zugleich auch den Wasserwerksanlagen dienen, sind an sieben Stellen vorgesehen; an zwei Stellen sind solche Seitenkanäle schon vorhanden. Als Zu-

fluchts- und Liegeplätze bei Hochwasser und Eisgang sollen außer den bestehenden Hafenanlagen in Mannheim und Heilbronn die meist mit Hochwasserabschlüssen zu versehenden Seitenkanäle und die verlassenen Neckararme bei Unterkürkheim, Altbach und Plochingen dienen.

In bezug auf die Wasserkraftnutzung sagt die Denkschrift über die Neckarkanalisierung, daß die Wasserkraftwerke oberhalb der Kochermündung (105 Kilometer) in der Regel für die Ausnutzung derjenigen Wassermenge des Neckars ausgebaut werden sollen, die im zehnjährigen Jahresdurchschnitt an hundert Tagen nicht unterschritten wird. Auf der unteren Strecke will man sich auf die während der Hälfte des Jahres vorhandene Wassermenge beschränken. Vorhanden sind auf der Strecke Plochingen bis Heilbronn an 20 Stauanlagen 61 Triebwerke mit einer Nutzleistung von ungefähr 14 700 Pferdekräften. Unterhalb Heilbronn liegen an 6 Zeilenwehren (Schöpfzeilen), die den Schiffsweg mit Flußbeet freilassen, 7 Kraftwerke mit einer Kraftleistung von etwa 800 Pferdekräften. Von den 61 Triebwerken bleiben 38 mit einer Leistung von zusammen etwa 10 500 Pferdekräften durch die Kanalisierung unberührt. Neue Kraftwerke werden neben den Wehren angeordnet, soweit der Fluß selbst für die Schiffahrt benutzt wird, und zwar in der Regel auf der den Schleusen entgegengesetzten Seite. Wo Seitenkanäle gebaut werden, dienen diese gleichzeitig der Wasserzuführung zu den neben den Schleusen gelegenen Kraftwerken. Die Krafterzeugung in den neuen Werken wird im Jahresdurchschnitt mit 63 200 Pferdekräften berechnet, während etwa 4300 Pferdekräfte alter Kraftwerke in Wegfall kommen. Die Vermehrung der Kraftgewinnung betrüge etwa 58 000 Pferdekräfte. Die entsprechende Jahresleistung an elektrischer Arbeit beträgt 349,5 Millionen Kilowatt. In dieser Berechnung ist die volle Wassermenge des Neckars, soweit sie durch Turbinen ausgenutzt werden kann, in Ansatz gebracht. In Wirklichkeit treten indessen durch die Schleusungen Undichtigkeiten an den Wehren und durch den Wasserverbrauch der Fischpässe gewisse Verluste ein, so daß unter Berücksichtigung etwaiger Mehrforderungen an Strom bei der Ablösung von Werken nur mit einer neu zu gewinnenden Menge elektrischer Arbeit von 333 Millionen Kilowatt gerechnet werden mag.

Die Berechnung der Baukosten wurde von der technischen Kommission der beteiligten Landesregierungen unter Zugrundelegung der Vorkriegspreise vorgenommen. Dieses Verfahren hat aber wenig praktischen Wert, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß es kaum möglich ist, eine andere Berechnungsgrundlage zu gewinnen. Als sicher ist anzunehmen, daß die Baukosten wie auch ein Teil der Unterhaltungs- und Betriebskosten durch den Ertrag der auszubauenden Wasserkräfte gedeckt werden können. Ferner wird damit gerechnet, daß ein Teil der durch die Schiffbarmachung erwachsenden jährlichen Kosten für Betrieb und Unterhaltung der Wasserstraße durch Schiffahrtsabgaben aufgebracht werden kann.

Was den zu erwartenden Güterverkehr auf dem kanalisierten Neckar betrifft, so wird (wie für die meisten deutschen Wasserstraßen) der Steinkohlentransport von größter Bedeutung sein. Die Denkschrift nimmt an, daß von dem gesamten Empfang an Ruhrkohle in den Orten des Einflußgebiets künftig 80 vom Hundert den Neckar benutzen werden. Neben der Ruhrkohle werden im Einflußgebiet große Mengen Saarkohle bezogen, von

denen ebenfalls 80 vom Hundert als künftig auf den Wasserweg vom Ruhrgebiet über den Rhein und Neckar entfallend angenommen werden. Neben den Steinkohlen wird für den Bergverkehr Getreide von größter Bedeutung sein. Gerade für Getreide besitzt die Verladung zu Schiff besondere Vorzüge. Es wird gleichzeitig in großen Mengen versandt, und wegen der hohen Bahnfrachten kommt bei größeren Entfernungen der direkte Bahnweg nicht in Betracht. Auf Grund der Verkehrsstatistik von 1913 würden — bei Erhebung von Schiffahrtsabgaben — von dem gesamten Bergverkehr des Neckars im Betrag von jährlich 3,71 Millionen Tonnen auf Steinkohlen, Koks und Brikette allein 2,94 Millionen Tonnen entfallen. Dazu kommen noch: Düngemittel 89 000 Tonnen, Roheisen 60 000 Tonnen, Eisen des Spezialtarifs II 218 000 Tonnen, Getreide 296 000 Tonnen, Mehl 60 000 Tonnen und Mineralöle 45 000 Tonnen. Vom Talverkehr (812 000 Tonnen) treffen auf Salz 412 000 und auf Holz 400 000 Tonnen. Ohne Erhebung von Schiffahrtsabgaben würde die ganze Verkehrsmenge schätzungsweise um 544 000 Tonnen steigen. Mit einer Erhöhung der angesetzten Verkehrsmengen ist zu rechnen. So wird ein großer Teil der Ausfuhr von gewerblichen Erzeugnissen, vor allem aus Württemberg, künftig die Neckarstraße benutzen. Ferner wird der Holzversand beträchtlich höher sein als angenommen. Ein Teil der Mengen, die als Rundholz bisher auf den Main verladen wurden, werden zum Neckar gehen, besonders deshalb, weil die hier billig gewonnenen Wasserkräfte den Anreiz geben werden, das Holz zu verarbeiten und als Schnittware zu Schiff zu verladen. Dazu wird der Grubenholzversand zum Ruhrgebiet bedeutender werden, da durch die wirtschaftspolitische Lage die Zufuhr vom Ausland beschränkt bleiben wird und auch ein Teil des aus Süddeutschland bisher in großen Mengen zum Saargebiet gehenden Versands bei Ersatz von Saarkohle durch Ruhrkohle statt nach dem Saargebiet künftig nach dem Ruhrgebiet, das heißt zu Schiff, wird geliefert werden müssen. Ganz besonders wird für den Talverkehr die Ausfuhr von Eisenerz aus Württemberg in Betracht kommen. Die Frachtersparnis würde schon bei Ansatz der Transportkosten der Vorkriegszeit bei Erhebung von Schiffahrtsabgaben etwa 5 Millionen Mark, ohne solche etwa 10 Millionen Mark betragen.

## Literarische Rundschau.

Max Glaß, **Die entfesselte Menschheit.** Roman. Leipzig, Verlag L. Staackmann. Preis broschiert 9, gebunden 12 Mark.

Lodernde Gluten steigen aus diesem Buche auf. Fast durchweg aus Konversation bestehend, verzichtet es auf das, was man gemeinhin Handlung nennt. Die »Handlung« vollzieht sich vor unseren Augen in den Köpfen der symbolischen Personentypen. Mit plastischer Bildkraft werden Gedanken ausgebreitet oder ruckartig hingeschleudert, bis dann im letzten Abschnitt mit dramatischer Wucht gestaltete Kampfszenen den Höhepunkt des Romans bringen. Wie schon der Titel vermuten läßt, ist es ein Revolutionsroman, den Glaß in diesem über 400 Seiten fassenden Werke geschaffen hat. Aber nicht etwa die Tage des November 1918 sind es, deren Geschehnisse an uns vorüberziehen: was Glaß zum Vorwurf nahm, das sind die wenige Monate später folgenden Spartakistenkämpfe Berlins. Seine Helden interpretieren indes keine kommunistischen Programme — lediglich eine wilde Rache- und Vergeltungswut zuckt in ihren Gesprächen. Da der Verfasser diese

Gespräche zumeist auf die Junge gebildeter Männer und Frauen legt, so üben sie eine starke Wirkung aus. Und da sie weder politisch noch volkswirtschaftlich sind, sondern lediglich individuelle Kraft atmen, so würden sowohl Max Stirner als Friedrich Nietzsche ihre Freude an dem Feuercharakter des Buches haben. Auf der vierletzten Seite stellt dann der Verfasser seine Helden auf den Boden der Wirklichkeit. Er läßt sie zur Vernunft kommen in den Worten des jungen Arbeiters: »Wohin führte mich die wilde Jugend? Ich ließ mich nur treiben. Nun hat mich etwas Stärkeres gepackt, die neue Zeit, sie hat mich zurechtgebogen, meine losen, tolljagenden Kräfte zu einer einzigen treibenden Kraft. Nur ein einziges Ziel kennt sie: die Arbeit. Daraus wächst unser Leben.« Noch einmal: wer etwa einen herkömmlichen Roman nach altem, leicht lesbarem Schema in dem Buch erwartet, der lasse seine Hände lieber davon, denn er dürfte eine Enttäuschung erleben. Kl

---

Andreas Latzko, **Der wilde Mann.** Zürich, Verlag von Max Rascher. Preis geheftet 6 Franken, gebunden 8 Franken.

In der letzten Zeit ist der Name Latzkos viel genannt worden, und zwar im Zusammenhang mit dem furchtbaren Gerücht seiner Ermordung durch die Banden des ungarischen weißen Schreckens. Das hat sich zum Glück als unrichtig erwiesen, aber es hat zugleich die Erinnerung an einen der unerschrockensten Friedensapostel neu geweckt und an seine Werke aufrüttelnder Wirkung wie »Das Friedensgericht«, »Frauen im Krieg« und »Menschen im Krieg«. Dasselbe gilt auch für seinen bereits vor einigen Jahren erschienenen Roman »Der wilde Mann«, der wohl stillerer Art ist als die das Weltgewissen aufpeitschenden Kriegsschriften, aber von so unvergleichlich höherer Bedeutung als mancher anderer derartiger Roman, daß nicht oft genug auf dieses wirklichkeitsgesättigte Werk hingewiesen werden kann. Die großen Fragen der Religion und des Sozialismus, der Kunst und des Zeitungswesens, Politik und Militarismus werden in lebhaften Gesprächen zwischen den auftretenden Personen behandelt. Daneben aber tauchen rein persönliche Menschenschicksalsfragen auf, und die Träger dieser Schicksale werden in ihrer verschiedenen Art, das Leben zu bezwingen oder sich ihm zu unterwerfen, dargestellt. Alle mit feinem Verständnis, mag auch in die Schilderung der einen ein Tropfen Ironie einfließen, bei der der anderen wärmeres Mitgefühl mitschwingen. Aber am Ende der Kämpfe winkt das letzte Ziel: Fertig werden wir alle!

Im Mittelpunkt des Romans steht eine Frauengestalt, die der Dichter mit der ganzen Innigkeit seiner tiefen Frauenverehrung umschmeichelt. Man muß diese Liebe des Dichters für die Frauen kennengelernt haben, um seine Schrift »Frauen im Kriege« ganz zu verstehen. Dann erst wird man die furchtbare Enttäuschung begreifen, die ihm das »Heldentum« der Frauen im Kriege bereitete, die erschreckende Umwandlung hingebender Weiblichkeit in »forsches« Kameradschaftswesen. — Der Typus der »Anna« gleicht wenig dem deutschen »Gretchen«, aber er hat sich aus ihm entwickelt, während es für den Frauentyp der Kriegszeit keinen natürlichen Ursprung, keine Erklärung gibt. Irma Hift

---

# Notizen

**Schulden der Ententestaaten unter sich.** In seiner Nummer vom 4. Juli gibt der Pariser »Temps« eine auf fachmännischer Berechnung beruhende Übersicht über die Summen, die die Ententestaaten infolge ihrer gegenseitigen Anleihen während der Kriegsjahre einander schulden. Europa werde, meint der »Temps«, sein wirtschaftliches und damit auch sein politisches Gleichgewicht nicht wiederfinden, solange diese finanzielle Schuldenfrage nicht gelöst sei. Man sei nach Brüssel gekommen, ohne daß die Lösung hätte vorbereitet werden können. Zwanzig Monate nach dem Sieg

wisse man noch nicht, wie man die Schulden der Alliierten untereinander regeln wolle. Über die Schulden macht dann der »Temps« folgende Angaben: Frankreich habe verschiedenen alliierten Staaten zusammen geliehen 7 Milliarden 575 Millionen Franken. Es habe dafür von Amerika geliehen 2 Milliarden 985 Millionen Dollar. Das mache 15½ Milliarden Goldfranken, nach dem heutigen Kurs 36 Milliarden. England habe Frankreich geliehen 514 Millionen Pfund Sterling, das mache 13 Milliarden Goldfranken aus, nach heutigem Kurs 24 Milliarden. Wenn man die Summen anrechne, die Frankreich ausgeliehen habe, dann schulde Frankreich an New York und London 28 Milliarden Goldfranken, das seien heute 60 Milliarden. Aber auch England habe geliehen. Es schulde Amerika 1060 Millionen Pfund Sterling nach heutigem Stand des Kurses, es habe dafür aber geliehen außer Frankreich an Belgien 92 Millionen Pfund, 455 Millionen an Italien, Serbien 20 Millionen Pfund, verschiedenen anderen Alliierten 66 Millionen Pfund und Rußland 568 Millionen Pfund. Das bedeute, wenn man von der russischen Schuld absehe, daß England 87 Millionen Pfund mehr zu fordern habe, als es Amerika schulde. Amerika endlich habe ausgeliehen außer der 4220 Millionen an England 2985 Millionen Dollar an Frankreich, 1811 Millionen an Italien, 839 Millionen an Belgien, 188 Millionen an Rußland, 27 Millionen an Serbien und 136 Millionen Dollar an andere Alliierte.

---

**Europas nächste Zukunft.** In seinem in der vorigen Nummer der Neuen Zeit ausführlich besprochenen Buch »Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags« untersucht John Maynard Keynes auch in ausführlicher Weise die Wiedergutmachungsansprüche der Entente, die Zahlungsfähigkeit Deutschlands und die Vorschläge, die bisher zur Rettung der Wirtschaftslage Europas gemacht sind. Das Ergebnis seiner Untersuchung, das wegen der unzweifelhaften Sachkunde des Verfassers gerade jetzt angesichts der Verhandlungen in Spaa allgemeines Interesse beanspruchen darf, faßt er zum Schluß seines Buches in folgende Sätze zusammen:

»Ich sehe überall nur wenige Anzeichen plötzlicher dramatischer Entwicklung. Aufstände und Revolutionen mag es geben, nicht aber für den Augenblick solche, die grundlegende Bedeutung haben. Revolution ist eine Waffe gegen politische Tyrannei und Ungerechtigkeit. Aber welche Hoffnungen kann sie denen bieten, die unter wirtschaftlichen Entbehrungen leiden, wenn diese Entbehrung nicht aus der Ungerechtigkeit der Verteilung entspringt, sondern allgemein ist? Die einzige Sicherung gegen Revolutionen in Mitteleuropa ist allerdings die Tatsache, daß sie selbst den Verzweifelten keine Aussicht auf irgendeine Besserung ihrer Lage bietet. Ein langer stiller Weg des Halbverhungerns und der allmählichen, stetigen Senkung der Lebenshaltung und des Lebensgenusses mag deshalb vor uns liegen. Der Bankrott und Verfall Europas wird, wenn wir ihn weiter fortschreiten lassen, auf die Dauer einen jeden erreichen, nur vielleicht nicht in auffallender und unmittelbarer Weise.

Das hat sein Gutes. Wir können immer noch Zeit haben, unsere Politik zu überprüfen und die Welt mit neuen Augen anzusehen. Denn in der unmittelbaren Zukunft liegt das Schicksal Europas nicht mehr in der Hand eines einzelnen. Die Ereignisse des kommenden Jahres werden nicht von den planvollen Handlungen der Staatsmänner, sondern von den verborgenen Strömungen gestaltet werden, die ständig unter der Oberfläche der politischen Geschichte dahinfließen, und deren Ergebnisse niemand voraussagen kann. Nur in einer Weise können wir sie beeinflussen, dadurch, daß wir die Kräfte der Bildung und Phantasie in Bewegung setzen, die die öffentliche Meinung ändern. Die Wahrheit aussprechen, Trugbilder bloßlegen, Haß zerstreuen, Herz und Geist der Menschen weiten und bilden, das müssen die Mittel sein.«

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 17 38. Jahrgang · 2. Band 23. Juli 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Spaa. Von Erwin Barth.

Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit. Von Erich Pagel. I.

Preußentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Von Dr. K. Hoppe.

Die Erwerbslosenfürsorge. Von Heinrich Crodel.

Literarische Rundschau: Marx oder Bakunin? — Demokratie oder Diktatur? Georg v. Below, Soziologie als Lehrfach. Klara Viebig, Das rote Meer.

Notizen.

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. **Die Entwicklung des japanischen Familienrechts.** Von Gustav Eckstein.
5. **Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa.** Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. **Die Arbeiterbewegung in Belgien.** Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. **Die Engländer in Ägypten.** Von Th. Rothstein.
11. **Kapitalismus und Kriegsrecht.** Von Joseph Strasser.
12. **Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel.** Von F. Mehring.
13. **Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus.** Von L. Pumpiansky.
14. **Zur Urgeschichte der Ehe und Familie.** Von Heinrich Cunow.
15. **Die französische Sprache vor und nach der Revolution.** Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. **Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung.** Von K. Kautsky.
17. **Aus der Vorgeschichte der Internationale.** Von Th. Rothstein.
18. **Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881.** Von Georg Stieklow.
19. **Der britische Imperialismus.** Von J. B. Askew.
21. **Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg.** Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.



**Zu verkaufen** Neue Zeit, 1. bis 26. Jahrgang (1883—1908). Tadellos erhalten; Leinenbände mit Golddruck auf dem Rücken. Angebote an A. Nöhren, Kiel, Howaldtstraße 14.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 17 Ausgegeben am 23. Juli 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Spaa

Von Erwin Barth

Alle Lebensfragen des deutschen Volkes sind unlösbar in den in Versailles diktierten Friedensvertrag verstrickt. Dieses Eisengewicht an unseren Füßen hemmt alle unsere Bewegungen. Die deutsche Regierung hat gleichzeitig mit der von ihr erzwungenen Unterschrift erklärt, daß dieser Vertrag unerfüllbar ist, und die Alliierten haben damals versichert, daß sie über die Durchführung des Friedens nach Maßgabe des — von ihnen — festzustellenden Wohlverhaltens Deutschlands mit sich reden lassen würden. Das war zunächst nur eine Redensart. Frankreich ist infolge der schweren Kriegsschäden, die es erlitten hat, in eine Stimmung wütenden Deutschenhasses gebannt. Es hat eine krankhafte Angst vor einer etwaigen Wiedererhebung Deutschlands und ist daher voll Mißtrauen. Es hat gesiegt und ist dabei doch ebenso geschlagen wie Deutschland. Frankreich leidet unter einer außerordentlich starken »vague de paresse« (Faulheitswelle), die nicht zu verstehen ist ohne das zur Faulheit anreizende Schlagwort der französischen Regierung: »Deutschland wird alles zahlen«, und es erschöpft sich überdies in fortdauernden kriegerischen Maßnahmen gegen Rußland und im Orient. Die dem französischen Volke von der Regierung gemachten überschwenglichen Hoffnungen auf reiche Siegesfrüchte sind nicht erfüllbar, und ein Bekenntnis der französischen Regierung zu den tatsächlich möglichen Leistungen Deutschlands würde dort eine die Regierung sofort tötende Enttäuschung auslösen. Die französische Regierung befindet sich daher in einer sehr gefährlichen Situation, und nur der Anschein rigoroser Härte und Willkür betreffs der Friedensfragen kann sie retten — wenigstens vorläufig. Belgien ist weit besser daran, hat aber auch sein vollgerüttelt Maß von Haß gegen Deutschland und ebenfalls enorme wirtschaftliche Schwierigkeiten. England hat seine Kriegsziele in Europa voll erreicht; es betrachtet Deutschland in der Hauptsache als Kompensationsobjekt für seine nur von Frankreich ernsthaft umstrittene Vorderasienpolitik. Italiens Stimme ist zunächst noch durch Kriegserlebnisse und eine langjährige Waffenbrüderschaft an Frankreich gebunden. Amerika ist desinteressiert und hat sich fast ganz aus den Friedensfragen herausgezogen. Die Führung liegt also bei Frankreich.

Seit der Unterzeichnung des Friedensvertrags sind von seiten Frankreichs in unzähligen Fällen Vergewaltigungen Deutschlands und deutscher Staatsangehöriger erfolgt. Der Friedensvertrag ist, ausgenommen in der Wiedergutmachungsfrage und Kohlenfrage, aus Gründen höherer Gewalt von Deutschland nicht voll erfüllt worden. In Spaa sollen nun die Modalitäten fixiert werden, unter denen die Vertragserfüllung durch Deutschland

erreicht werden kann. Ob die Konferenz von Spaa ein endgültiges Ergebnis bringt, ist zur Stunde noch nicht vorauszusehen. Die Möglichkeit eines Abbruchs der Konferenz ist, bei den starken Abweichungen der gegenseitigen Standpunkte in wirtschaftlichen Fragen und bei der Entschlossenheit der deutschen Vertreter, in wirtschaftlichen Dingen nur Verpflichtungen einzugehen, die erfüllbar sind, im Augenblick dieser Niederschrift nicht von der Hand zu weisen. Den Alliierten war es infolge ihrer verschiedenen Interessenstellungen nicht leicht, sich über die in Spaa zu regelnden Fragen zu einigen. In langen Vorbesprechungen in London, Paris, Hythe, Folkestone, Boulogne und Brüssel mußten sich erst die verschiedenen Auffassungen über das Zweckmäßige und Mögliche der Forderungen abkämpfen.

Trotzdem — Spaa ist und bleibt von größter Bedeutung! Es ist das erste Mal, daß sich die feindlichen Mächtegruppen zu gemeinsamer Aussprache und Fühlungnahme zusammengesetzt haben. Damit ist der Modus, Fragen pulsierenden Lebens per Distanz mit papierenen Noten zu lösen, verlassen.

* * *

Für Spaa lag, soweit an der Konferenz Deutschland interessiert war, folgende Tagesordnung vor: 1. Durchführung der militärischen Bedingungen des Friedensvertrags. 2. Die Frage der Wiedergutmachungen. 3. Die Kohlenfrage. 4. Die Frage der Durchführung der Bestrafung der sogenannten Kriegsverbrecher. 5. Die Danziger Frage.

Ursprünglich war beabsichtigt, auch in Spaa nach Möglichkeit jede Frage auf dem Wege des einseitigen Diktats zu lösen und der deutschen Delegation lediglich eine Art Berichterstatterstätigkeit zuzuweisen. Diese Absicht wurde gelegentlich der Eröffnung der Konferenz und auch bei der Behandlung des ersten Punktes der Tagesordnung erneut bekundet, allein die deutsche Delegation zeigte von Anfang an eine erfreuliche Festigkeit und rückte im Laufe der weiteren Verhandlungen mit so substantiiertem Material — unterstützt durch die Darlegung der Sachverständigen — heraus, daß sich sehr bald auch für Millerand und Lloyd George, die Führer der gegnerischen Delegation, die Notwendigkeit ergab, zu regelrechten Verhandlungen und Kommissionsberatungen überzugehen, wenn nicht die ganze Konferenz scheitern sollte.

* * *

Die Frage der Entwaffnung und Abrüstung Deutschlands, die mit Rücksicht auf die krankhafte Angst Frankreichs vor einem baldigen Revanchefeldzug als Angelpunkt in den Vordergrund der Konferenz gerückt worden war, wurde vollkommen zugunsten der Alliierten gelöst. Die Alliierten konnten sich dabei rechtlich auf den Friedensvertrag stützen, und die deutschen Vertreter hatten dem nichts anderes als die Gefahren für die innere Ruhe und Ordnung, die sich aus der Heeresverminderung ergeben könnten, gegenüberzustellen. Lloyd George, der allein in der Abrüstungsfrage als Sprecher der Alliierten agierte, gab zu erkennen, daß die Verminderung des deutschen Heeres von 200 000 auf die im Friedensvertrag festgesetzten 100 000 Mann erst in zweiter Linie steht. Viel wichtiger sei es, den Waffenbestand Deutschlands auf die im Friedensvertrag vorgesehene Zahl herabzusetzen. Die Alliierte behaupteten, daß sich in Deutschland nahezu 2 Millionen Ge-

wehre in den Händen der Zivilbevölkerung befinden. Dadurch wäre es möglich, mit Hilfe der altgedienten und ausgebildeten ehemaligen Soldaten im Handumdrehen eine neue schlagfertige Armee zu schaffen. Außerdem liege darin ein Moment der Gefahr für die innere Ruhe in Deutschland selbst. Die zahlenmäßigen Angaben der Alliierten über die Waffenvorräte in Deutschland sind lediglich Annahmen, für die ein schlüssiger Beweis gar nicht zu erbringen ist. Die deutschen Delegierten hatten keinen Anlaß, mit dem Bekenntnis ihres Willens, die Waffen aus den Händen Unbefugter zu winden, zurückzuhalten. Sie gaben gleichzeitig aber den Schwierigkeiten Ausdruck, die der Durchführung der Waffensammlung bei den gegenwärtigen gering gefestigten Machtverhältnissen in Deutschland erwachsen.

Schließlich wurde von den Alliierten folgende formulierte Erklärung vorgelegt:

Unter der Bedingung, daß Deutschland

a) sofort zur Entwaffnung der Einwohnerwehren und der Sicherheitspolizei schreitet;

b) eine Bekanntmachung veröffentlicht, in der die sofortige Auslieferung aller Waffen gefordert wird, die in den Händen der Zivilbevölkerung sind, und welche im Falle der Zuwiderhandlung wirksame Strafen vorsieht. Im Falle, daß die Befugnisse, die die Regierung kraft Gesetzes hat, nach dieser Richtung hin ungenügend sein sollten, müssen unverzüglich gesetzgeberische Maßnahmen geschaffen werden, die die Befugnisse der vollziehenden Gewalt auf diesem Gebiet verstärken;

c) sofort alle die Maßnahmen in Angriff nimmt und ergreift, die notwendig sind, um die allgemeine Wehrpflicht abzuschaffen und um das Heer auf der Grundlage der langfristigen Dienstzeit aufzubauen, so wie es im Friedensvertrag vorgesehen ist;

d) den Alliierten alle in ihrem Besitz befindlichen Waffen und alles Kriegsgerät, das über die im Vertrag zugelassenen Mengen hinausgeht, zum Zwecke der Zerstörung ausliefert und den Alliierten bei der Zerstörung behilflich ist;

e) die Anwendung derjenigen Bestimmungen des Friedensvertrags über die Seemacht wie über die Luftfahrt sicherstellt, die noch keine Ausführung gefunden haben;

erklären sich die Alliierten damit einverstanden:

1. die Frist, die für die Verminderung der Streitkräfte der Reichswehr vorgesehen ist, bis zum 1. Oktober zu verlängern. Zu diesem Zeitpunkt muß das Heer auf 150000 Mann beschränkt sein und höchstens zehn Reichswehrbrigaden umfassen. Die Alliierten erklären sich weiter mit einer zweiten, am 1. Januar 1921 ablaufenden Frist einverstanden. Zu diesem Zeitpunkt muß die Ermäßigung der Streitkräfte auf 100000 Mann genau in der Zusammensetzung und der Organisation, wie im Friedensvertrag vorgesehen, vollendet sein;

2. die deutsche Regierung zu ermächtigen, in der neutralen Zone bis zum 1. Oktober diejenigen Streitkräfte zu unterhalten, deren Zahl der interalliierte militärische Überwachungsausschuß ihr bekanntgeben wird, um an der Sammlung der Waffen teilzunehmen;

3. alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um den Waffenschmuggel aus dem besetzten Gebiet nach anderen Teilen Deutschlands zu verhindern.

Wenn zu irgendeinem Zeitpunkt vor dem 1. Januar 1921 die Alliierten Überwachungsausschüsse in Deutschland feststellen, daß die Bedingungen der gegenwärtigen Vereinbarung nicht loyal ausgeführt werden, zum Beispiel wenn am 1. September die vorgesehenen Verwaltungs- und gesetzgeberi-

schen Maßnahmen nicht ergriffen worden und nicht in weitestgehendem Maße veröffentlicht worden sind, wenn die Zerstörung und Auslieferung der Kriegsgeräte nicht normal ihren Fortgang nehmen, wenn am 1. Oktober das deutsche Heer nicht auf eine Ziffer von 150 000 Mann beschränkt ist und höchstens zehn Reichswehrbrigaden umfaßt, so werden die Alliierten zur Besetzung eines neuen Teils des deutschen Gebiets schreiten, sei es des Ruhrgebiets, sei es eines anderen Gebiets, und werden dieses Gebiet erst an dem Tage räumen, wo alle Bedingungen der gegenwärtigen Vereinbarung restlos erfüllt sein werden.

Diese Erklärung hatte ultimativen Charakter. Lloyd George sagte lakonisch, daß es nur ein Ja oder Nein gäbe. Die deutschen Delegierten wandten ein, daß mit der Zustimmung Deutschlands über die im letzten Absatz angedrohten Strafbestimmungen eine Änderung des Friedensvertrags ausgelöst würde, die nicht ohne die Ratifikation durch den Reichstag erfolgen könne. Schließlich wurde unseren Delegierten zugestanden, die Erklärung mit folgendem Schlußsatz zu unterschreiben: »Die deutsche Delegation nimmt von der Entscheidung der alliierten Regierungen Kenntnis und wird die Bedingungen ausführen, soweit die deutsche Regierung in Betracht kommt.«

Damit ist ausdrücklich festgelegt, daß die deutsche Delegation durch ihre Unterschrift ein Recht der Alliierten zum Einrücken in Deutschland nicht anerkennt. Folgende Lage ist dadurch geschaffen: Alle zur Bewaffnung der in der vorstehenden Erklärung zahlenmäßig fixierten Truppenmassen gehörigen Kriegsgerätschaften müssen zum Zwecke der Zerstörung an die Alliierten sofort ausgeliefert werden. Ebenso müssen alle kriegsmäßigen Waffen, die sich in den Händen der Zivilbevölkerung (auch der Sicherheitswehr, der Angehörigen der ehemaligen Einwohnerwehr und der Zeitfreiwilligen) befinden, sofort eingezogen und abgeliefert werden. Kann die deutsche Regierung diese Verpflichtung nicht erfüllen, so greift die Entente zu Zwangsmaßnahmen, das heißt trotz des deutschen Protestes zur unbefristeten Besetzung deutschen Gebiets.

Die deutsche Regierung wird sich zur Anwendung allerschärfster Strafmaßnahmen gezwungen sehen, um die Waffen aus den Händen all derer zu bekommen, die sie jetzt, nach der Verpflichtung von Spaa, noch widerrechtlich in Händen haben. Wenn der deutschen Regierung diese ungemein schwierige Aufgabe gelingt, so fallen damit auch alle Befürchtungen, daß die innerhalb von sechs Monaten auf 100 000 Mann zu verringernde Heeresmacht für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung nicht ausreichend sei. 100 000 Mann sind nur für den Fall ungenügend, daß Tausende von Zivilpersonen im Besitz von Waffen sind und gewaltsam den Bestand der Staatsordnung bedrohen. Ist die Bevölkerung entwaffnet, so verbürgt eine hunderttausendköpfige Waffenmacht eine für alle inneren Bedürfnisse ausreichende Autorität der Regierungsgewalt. Ob aber die Entwaffnung der Zivilbevölkerung gelingt? Im Falle des Nichtgelingens reichen 100 000 Waffenträger nicht aus, die innere Ordnung zu schützen, und außerdem droht die ernste Gefahr feindlicher Besatzung weiterer deutscher Gebietsteile.

* * *

Der erste Punkt der Tagesordnung wurde durch ein abgemildertes Diktat erledigt. Die Kohlenfrage, die jetzt zur Erörterung steht und die bis zur Stunde noch nicht zum befriedigenden Abschluß gekommen ist, rollte sofort die ernstesten Schwierigkeiten auf, die jeder Vorherbestimmung wirtschaftlicher Fragen entgegenstehen. Die Kohlenfrage ist ein Teil des ganzen Komplexes der Wiedergutmachungsfragen. Sie wurde dennoch aus dem Zusammenhang gelöst, weil sie von besonderer Bedeutung ist und eine Spezialerörterung möglich machte. Nach dem Friedensvertrag ist Deutschland verpflichtet, »an Frankreich während der Dauer von zehn Jahren 7 Millionen Tonnen Kohle« jährlich zu liefern. (Frankreich war von jeher Kohleneinfuhrland und hat früher jährlich rund 6 Millionen Tonnen Kohle aus Deutschland bezogen.) Ferner hat Deutschland jedes Jahr so viel Kohle an Frankreich zu liefern, »als der Unterschied zwischen der Jahresproduktion vor dem Kriege aus den durch den Krieg zerstörten Bergwerken des Nordens und des Pas de Calais und der Förderung aus den (wieder betriebsfähigen) Bergwerken dieses Beckens während des betreffenden Jahres beträgt. Diese Lieferung wird während der ersten fünf Jahre 20 Millionen Tonnen nicht übersteigen.«

Frankreich hat vor dem Kriege jährlich 41 Millionen Tonnen Kohlen gefördert. Infolge der Zerstörungen durch den Krieg ist die Förderungsmöglichkeit aus französischen Bergwerken so weit eingeengt worden, daß bei gleicher Arbeitsleistung wie vor dem Kriege im Jahre 1919 nur noch 31 Millionen Tonnen hätten gefördert werden können. Durch die große Faulheitswelle, die über Frankreich gekommen ist, ist aber die Förderung in der Tat auf 20 Millionen Tonnen gesunken. Diese 11 Millionen Tonnen Ausfall hat Deutschland nicht zu vertreten, sondern Frankreich. Inzwischen sind in Frankreich eine größere Zahl zerstörter Gruben wieder in Betrieb genommen, so daß Ende dieses Jahres voraussichtlich nur noch mit einem durch den Krieg in Frankreich verursachten Förderungsausfall von nicht ganz $6^1/_2$ Millionen Jahrestonnen zu rechnen sein wird. Nach dem Friedensvertrag hätte Deutschland also an Frankreich *jährlich 7 Millionen Tonnen plus höchstens $6^1/_2$ Millionen Tonnen Kohle* zu liefern. Demgegenüber verlangt die Entente eine Lieferung von monatlich $2^1/_2$ Millionen, also jährlich *30 Millionen Tonnen* Kohle. Wie wir in betreff der Kohlenlieferung schon bisher über die Bestimmungen des Friedensvertrags hinaus freiwillig geleistet haben, was möglich war, so haben wir auch in Spaa entgegenkommend 1,3 Millionen, also mehr als 15 Millionen Jahrestonnen angeboten.

Die Ententevertreter bestanden aber auf ihrer Forderung, und die deutschen Vertreter erklärten, daß nach dem gegenwärtigen Stand der Produktionsmöglichkeit in Deutschland eine auch nur annähernde Befriedigung der Wünsche der Alliierten unmöglich sei. An diesem Punkte *drohte* die Konferenz zu *scheitern*.

Nach einer Rede von *Stinnes*, der sachlich die Grenzen der Leistungsmöglichkeit Deutschlands in der Kohlenfrage umriß, und nach einer Rede des Genossen *Hue*, der wie Stinnes die Notwendigkeit einer internationalen Behandlung der Kohlenfrage betonte und darauf hinwies, daß die Konferenz beschließen könne, was sie wolle, daß sie aber praktisch das letzte Wort den Bergarbeitern der verschiedenen Nationen überlassen müsse,

lenkten die Alliierten ein. Namentlich auf Lloyd George, der mit den Bergarbeitern Englands zu rechnen hat, machten diese Ausführungen den ersichtlich stärksten Eindruck.

Es ist zur Stunde noch nicht sichtbar, ob und in welcher Weise eine befriedigende Lösung der Differenzen in der Frage der Kohlenlieferung erreicht werden wird; aber sie scheint zu kommen. Die Alliierten müssen auf die Stimmung des neutralen Auslandes Rücksicht nehmen. Sie müssen auch erkannt haben, daß der praktische Nutzen einer Verständigung mit Deutschland für sie größer ist als die Ausübung eines verbitternden Druckes, der sich in passiver Resistenz der deutschen Bergarbeiter äußern könnte. Deshalb scheint mir wahrscheinlich, daß schließlich doch in der Kohlenfrage eine Einigung erzielt werden wird. Wenn dieser Artikel erscheint, ist die Frage entschieden und damit zugleich, ob die weitere innere Zersetzung der europäischen Wirtschaft ihren Fortgang nimmt.

## Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit

Von **Erich Pagel**

I

Japan[1] ist ein Inselreich, es besteht aus etwa 600 Inseln, die die Reste eines jungen Faltengebirges mit Eruptivgesteinen sind, das sich als fortlaufende Landbrücke von Kamtschatka bis zu den Philippinen erstreckte. Die Inseln bilden drei große Bogen: Von der Südspitze Kamtschatkas bis Yezo die 31 Chishima (Kurilen), dann der japanische Inselbogen, der mit Sachalin beginnt (dessen südlicher Teil politisch zu Japan gehört) und der die vier japanischen Hauptinseln Hokkaido oder Yezo, Honshiu oder Hondo, Shikoku und Kiushiu umfaßt, woran sich als dritter Bogen die 55 Riu-kiu bis Taiwan anschließen. Westlich von Taiwan (bekannter unter dem portugiesischen Namen Formosa die »Schöne«) liegen in der Fokien-Straße die Hoköto (63 Inseln, bekannt als Pescadores oder Fischerinseln). Südlich von Hondo, im Stillen Ozean, gehören noch die 20 Ogasawarajima (Bonin-Inseln) und die vier südlich von ihnen liegenden vier Vulkaninseln (Felseninseln, 22 Quadratkilometer groß, 1890/91 ihres Schwefelreichtums wegen von den Japanern besetzt) zu Japan.

[1] Wir sprechen im Deutschen j in Japan nach deutscher Weise aus, während richtiger dsch zu sprechen wäre (das englische Japan und das portugiesische Japao haben außer der richtigeren Aussprache noch die Betonung auf der Endsilbe, auch im Niederländischen betont man Japán). Der Name ist entstanden aus chinesisch ji-pén (j wie in Jalouste) »Sonnen-Ursprung« (das Land der aufgehenden Sonne; von China aus liegt Japan ja im Osten). Das von dem Reisenden Marco Polo erwähnte »Zipangu« gibt dies ji-pén wieder. Das in Japan selbst für Japan übliche Nihon oder Nippon (n wie ng gesprochen) geht auf das südchinesische nit (japanisch nichi) »Sonne« und pon »Ursprung« zurück und wird mit denselben beiden chinesischen Schriftzeichen geschrieben wie ji-pén in China. — In der Schreibung der japanischen Namen und Wörter habe ich mich hier der Orthographie der Romaji-k(w)ai (»Verein für lateinische Schrift«), wie sie auch in den deutschen und englischen Lehr- und Wörterbüchern üblich ist, angeschlossen. Danach sind die Vokale nach deutscher, die Konsonanten nach (annähernd) englischer Weise zu sprechen, das heißt ch wie tsch, j wie dsch, sh wie sch, y wie deutsches j, z wie s in leise. Das n am Ende von Wörtern ist nasal wie ng in enge zu sprechen.

Das ganze Reich erstreckt sich von 50 Grad nördlicher Breite bis etwa 23 Grad nördlicher Breite, die vier Hauptinseln liegen zwischen 45 Grad und 30 Grad nördlicher Breite. Die erste Strecke entspricht der Lage und Entfernung von Frankfurt a. M. bis zur Südgrenze von Tripolis, die zweite der von Bukarest bis Alexandrien. Das Klima ist, entsprechend der Lage, der Inselnatur und unter dem Einfluß des Kuroshi(w)o (einer warmen Meeresströmung; wörtlich »schwarze Flut«) milde, nur die nördlichste Hauptinsel Yezo sowie die Kurilen und Sachalin sind darin weniger günstig gestellt und deshalb auch nur dünn bevölkert; Sachalin hat nicht nur kühle Sommer, sondern auch sehr eisige Winter. Doch sind auf Nord-Hondo die Winter so kalt und fast so schneereich wie in Norddeutschland, und man muß selbst in dem auf südlicherer Breite als Sizilien liegenden Tokio im Winter so gekleidet gehen wie etwa zur selben Jahreszeit in Berlin. Verwickelte Gebirgssysteme mit vielen Vulkanen durchziehen das Land, der höchste Berg ist der 3800 Meter hohe berühmte Fuji (Fujisan oder Fuji no yama; san, yama »Berg«), dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Zwischen den an Naturschätzen reichen Gebirgen erstrecken sich fruchtbare Ebenen. Die kurzen, jedoch wasserreichen Flüsse mit starkem Gefälle verheeren durch Überschwemmungen oft große Landflächen. Zahlreiche Erdbeben verursachen oft große Katastrophen, weshalb auch die Häuser nur leicht und meist einstöckig gebaut sind. Viele Buchten befinden sich an den Küsten, doch ist die Zahl der guten gegen Wind geschützten Häfen gering.

Der Flächeninhalt Japans beträgt 382 415 Quadratkilometer (Großbritannien mit Irland 314 377 Quadratkilometer), mit den Kolonien Karafuto (Südsachalin), Chosen (Korea), Kwantung und Taiwan (Formosa) 673 681 Quadratkilometer. 1912 hatte Japan 52 985 442 Einwohner, 1917 56 550 348 (etwa 600 000 Männer mehr als Frauen), der Bevölkerungszuwachs war in den letzten Jahren durchschnittlich 1,3 Prozent. Da das Inselreich von dem Weltkrieg fast gar nicht berührt wurde und auch von den Kriegsfolgen (geminderter Gesundheitszustand infolge langjähriger Entbehrung, Kriegsbeschädigte usw.) nicht zu leiden hat, so dürfte die Bevölkerung jetzt auf etwa 60 Millionen geschätzt werden (Frankreich noch nicht 40 Millionen Einwohner!). Auf 1 Quadratkilometer kamen 1912 durchschnittlich 139, 1917 145, 1920 etwa 160 Einwohner; rechnet man das dünnbevölkerte Hokkaido ab, so wird der Durchschnitt noch höher. An Bevölkerungsdichte wird Japan wohl nur von den Niederlanden (180 Einwohner auf 1 Quadratkilometer) und Belgien (vor dem Kriege 255 Einwohner auf 1 Quadratkilometer) übertroffen, in Großbritannien kamen vor dem Kriege auf 1 Quadratkilometer 145 Einwohner, in Deutschland 120. In Asien sind Teile Chinas, Nordindiens und Javas ebenso dicht besiedelt wie Japan. Mit seinen Kolonien hatte letzteres 1912 etwa 72¼ Millionen, 1917 etwa 77¼ Millionen Einwohner, jetzt wohl an 82 Millionen. Bei den Kolonien ist noch zu berücksichtigen, daß sie in nächster Nähe des Mutterlandes liegen. Der Geburtenüberschuß ist (war?) nur in Rußland größer (1906 1,7 Prozent). Infolge der zahlreichen Bevölkerung ist der Ausdehnungsdrang Japans sehr groß, doch sind die Kolonien selbst (außer Karafuto) schon dicht bevölkert, und die übrigen in Betracht kommenden Länder schließen sich gegen die japanische Einwanderung ab. So zählte man 1917 nur etwa 450 000 im Ausland lebende Japaner (die Zahl

dürfte jetzt allerdings höher sein); rund 230 000 (darunter 77 000 Frauen) davon lebten in den Vereinigten Staaten von Amerika, 47 000 (21 000 Frauen) in China, 30 000 (8000 Frauen) in Australien, 6000 (2500 Frauen) in Brasilien, 1200 (150 Frauen) in Europa. Bei der dünnen Bevölkerung Australiens und dem Ausdehnungsdrang Japans sind Konflikte wohl kaum zu vermeiden. In Taiwan (Formosa) und Chosen (Korea) leben etwa eine halbe Million Japaner. Die Ainu, die ehemals auch auf den Riu-kiu-Inseln lebenden Ureinwohner, sind jetzt auf Yezo und Sachalin beschränkt.

Entsprechend der Bevölkerungsdichte und der wachsenden Industrie gibt es eine ganze Reihe von Großstädten. Am 31. Dezember 1916 hatten Bewohner: Tokio 2 244 796, Osaka 1 460 218, Kyoto 539 153, Kobe 498 317, Nagoya 389 272, Yokohama 428 663, Hiroshima 167 400 (sämtlich auf der größten Insel Honshiu, die über die Hälfte vom Flächeninhalt des eigentlichen Japans umfaßt), Nagasaki (auf Kiushiu) 136 800.

Überall an den Küsten wird Fischfang und Schiffahrt getrieben, auf Karafuto (Sachalin) auch ergiebiger Robbenschlag. Forstwirtschaft, Getreidebau und Obstkultur hauptsächlich im Norden Japans. Im Süden namentlich Reis und Tee. Daneben als Industriepflanzen noch der Kampferbaum und die Baumwolle. Die Viehzucht ist infolge Mangel an guten Weiden sehr zurückgeblieben. Bedeutend aber ist die Seidenraupenzucht. Durch den Bergbau usw. wird hauptsächlich Kohle und Kupfer gewonnen, daneben ist die Ausbeute an Gold, Silber, Schwefel und Petroleum bemerkenswert; an Eisenerzen aber ist Japan verhältnismäßig arm. Die wichtigsten Industrien sind die Textil-, Eisen-, Papier-, Lackwaren-, Glas-, Zucker-, Tabak- und Zündholzindustrie und der Schiffbau.

## Forst- und Landwirtschaft

Am 1. Januar 1918 befanden sich an Landflächen in der Hand von Privateigentümern und Gemeinden 15 089 949 cho (1 cho = 99 Ar), davon unter Kultur 5 333 863 cho, Wald 7 983 947 cho, Weiden 43 413 cho, Brachen usw. 1 307 442 cho. Der gesamte Waldbestand war 1916 etwa 19 Millionen cho, wovon 8,3 Millionen dem Staat und 1,8 Millionen dem kaiserlichen Haushalt gehörten. Die Waldwirtschaft steht noch nicht ganz auf der Höhe, der Ertrag der Staatsforsten stieg von 2 558 589 Yen im Jahre 1902 auf 8 830 848 Yen im Jahre 1911. Drei Fünftel des anbaufähigen Landes werden von Bauerneigentümern, der Rest von Pächtern bebaut.

Über den Anbau der wichtigsten Nahrungspflanzen unterrichtet folgende Tabelle:

| | Anbaufläche (in cho) | | | | Ernteertrag in Millionen koku (1 koku = 180 Liter) | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1912 | 1915 | 1916 | 1917 | 1912 | 1915 | 1916 | 1917 |
| Reis . . . | 3003000 | 3213700 | 3134800 | 3083500 | 50,227 | 55,925 | 58,443 | 54,559 |
| Weizen . . | 1774491 | 514100 | 541900 | 568200 | 22,870 | 5,350 | 5,869 | 6,787 |
| Gerste . . | | 595700 | 582200 | 536700 | | 10,254 | 9,559 | 9,169 |
| Roggen . . | | 699900 | 699500 | 641700 | | 8,178 | 7,922 | 8,197 |

In den Jahren 1918 (1919) hatte die Getreideernte nach amtlichen japanischen Erhebungen folgendes Ergebnis: Weizen 6,4 (6,4) Millionen koku, Gerste 8,5 (9,9) Millionen und Roggen 7,8 (7,7) Millionen.

Das Hauptnahrungsmittel ist, wie ersichtlich, der Reis. Doch vermag der Ackerbau, der großenteils mehr ein Gartenbau ist, die Einwohnerschaft nicht zu ernähren. Es muß deshalb noch besonders Reis eingeführt werden. Teilweise vermag Taiwan (Formosa) auszuhelfen, dessen zweite Reisernte für 1920 auf über 2 Millionen koku geschätzt wird (8 Prozent mehr als im letzten Jahre). Die japanische Regierung hat jetzt mit den Behörden von Saigon (in Cochinchina) ein Abkommen über Lieferung von etwa 1 Million Tonnen Reis an Japan getroffen. Zugleich soll durch diese Einfuhr auch der Preis des einheimischen Reises gesenkt werden, jedoch ist der Preis für Saigonreis zweiter Qualität in Yokohama mit 30 Yen für 1 koku fast ebenso hoch wie für japanischen Reis. Die japanische Reisernte ergab 1918 (1919) 54,7 (61) Millionen koku (1919 also 11 Prozent über dem Durchschnitt).

Zucker (Rohr- und Rübenzucker) wird ebenfalls gewonnen und sogar ausgeführt (siehe weiteres unter Industrie). Auf der Insel Yezo und dem südlichen Teil von Kiushiu (Kagoshimadistrikt) hat die Regierung zur Pflanzung von Zuckerrüben geeignetes Land erkunden lassen, um den Anbau dieser Feldfrucht energisch zu fördern.

Der Teeanbau ist bedeutend, im Jahre 1915 (1917) waren 48 119 (47 558) cho mit Tee bepflanzt, der Ertrag von 1913 war 8,8 Millionen kwan (1 kwan = 3,75 Kilogramm) im Werte von 14,1 Millionen Yen, der Ertrag von 1915 (1917) 9,14 Millionen (10,19 Millionen) kwan. 1909 bestanden 964 225 Kleinbetriebe für die Präparierung von Tee (jetzt ungefähr 900 000).

Tabakindustrie und Tabakhandel ist Regierungsmonopol. Der Staat erstrebt daher eine vermehrte Erzeugung von Tabak im eigenen Lande und zahlt deshalb den Tabakpflanzern Anbauprämien, deren Gesamtsumme von 10,4 Millionen Yen im Jahre 1908 auf 12,8 Millionen Yen im Jahre 1917 stieg und deren Sätze im Herbst 1918 wieder um durchschnittlich 22 Prozent erhöht wurden. Die Steigerung der Anbauprämien ist aber nicht von großem Erfolg gewesen, 1915 (1917) waren 35 455 (27 880) cho mit Tabakpflanzungen bedeckt, und während 1908 die Tabakernte 10,6 Millionen kwan betrug, um 1915 nach großen Schwankungen auf 15,5 Millionen kwan zu steigen, sank sie im Jahre 1917 auf 11 Millionen.

Flachs wird nur auf Yezo angebaut, der Jahresertrag soll zurzeit 50 000 Tonnen sein.

1914 waren ungefähr $3^3/_4$ Millionen Familien ausschließlich mit Landbau beschäftigt, etwa $1^3/_4$ Millionen Familien betrieben Landwirtschaft mit Hausgewerbe. Diese Zahlen dürften mit einer kleinen Erhöhung noch jetzt zutreffen.

Die Viehzucht ist, wie schon erwähnt, unbedeutend. Der Japaner nährte sich bisher (auch durch den Buddhismus veranlaßt) hauptsächlich von Pflanzenerzeugnissen, doch steigert sich mit der zunehmenden Industrialisierung des Landes und demnach größerer Inanspruchnahme der Körperkräfte auch der Fleischverbrauch. Der Viehbestand in den Jahren 1901, 1911 und 1916 war wie folgt:

| | Rindvieh | Pferde | Schafe | Ziegen | Schweine |
|---|---|---|---|---|---|
| 1901 . . . | 1282341 | 1533173 | 2545 | 54724 | 202037 |
| 1911 . . . | 1405026 | 1576146 | 3736 | 100081 | 298709 |
| 1916 . . . | 1342990 | 1572500 | 3370 | 109353 | 327891 |

Zum Vergleich seien die Zahlen von 1912 für Deutschland angeführt: 20 158 738 Rinder, 4 516 279 Pferde, 5 787 848 Schafe, 3 383 971 Ziegen, 21 885 073 Schweine.

Die Rinder wurden nur zum Pflügen und als Lasttiere verwendet, erst in neuerer Zeit auch zur Nahrung. Die Benutzung der Milch und die Bereitung von Butter und Käse blieben bisher unbekannt. Der Verbrauch von Schweinefleisch steigt beträchtlich, 1899 wurden 89 219 Stück geschlachtet, im Jahre 1908 bereits etwa 200 000.

Die Geflügelzucht ist ebenfalls bedeutend; genauere Zahlen liegen mir aber nicht vor. Gegessen werden Haus- und Wildente, Huhn, Fasan und kleineres Jagdgeflügel.

Über die Seidenraupenzucht wird bei der Seidenindustrie das Nötige mitgeteilt werden.

## Fischfang

Das fehlende Fleisch wurde von alters her an den Küsten durch frische Fische ersetzt, in den großen Städten werden diese besonders von den Bessergestellten genossen. Vom Walfisch bis zum kleinsten Fischlein werden etwa 90 Arten See- und Flußfische usw. im gekochten, gebackenen oder auch rohen Zustand verzehrt; katsuo (Bonitfisch), gesalzener und getrockneter Lachs, Tintenfisch und das Fleisch des Walfisches werden roh gegessen. Daneben werden große Mengen Krabben und Hummern, Austern und Venusmuscheln gefangen und verzehrt. Die Heringe werden ihres hohen Fettgehalts wegen selten gegessen, meist als Dünger verwendet. Auch die in ungeheuren Mengen gefangenen Sardellen werden vielfach als Dünger benutzt. In den Flüssen werden viel Forellen und in der Laichzeit viel Lachse beim Flußaufwärtsschwimmen gefangen.

Die Küstengewässer sind, wie schon bemerkt, überaus fischreich, und der Fischfang ist demnach sehr bedeutend; das Fischereiwesen selbst aber ist nicht sehr entwickelt, nur die Heringsfischerei (an der Küste von Hokkaido und weiter nördlich) wird in großem Maßstab betrieben.

Auch die Algenfischerei ist bedeutend.

Aus der Wasserbewirtschaftung wird noch Salz gewonnen.

Der Wert der Rohprodukte des Fischfanges stieg von 44 323 038 Yen im Jahre 1901 auf 83 019 709 Yen im Jahre 1911, der Wert der Fabrikate in demselben Zeitraum von 30 075 953 Yen auf 40 871 013 Yen. 1916 hatten die rohen Seeprodukte einen Wert von 102 242 143 Yen, die daraus hergestellten Waren von 66 006 155 Yen. Die Salzförderung hatte 1901 (1911) einen Wert von 8 707 340 (10 284 438) Yen, 1916 von 11 246 562 Yen.

1914 waren etwa 1 Million Personen hauptberuflich und etwa $1^1/_2$ Millionen nebenberuflich in der Fischerei tätig. Ungefähr ebensoviel auch jetzt.

## Bergbau usw.

Die Schürfung nach Metallen ist natürlich schon Jahrhunderte alt, doch war die Gewinnung ursprünglich sehr primitiv. Erst in neuester Zeit mit der Anwendung europäischer Abbaueinrichtungen, der Einführung mechanischer Kraft (Wasser, Dampf, Elektrizität) steht der Bergbau auf der Höhe. Der Kohlenbergbau ist erst jüngeren Datums. Über den Wert der Mineralienausbeute in den letzten Jahren siehe folgende Tabelle:

| Mineralien | Wert in Yen 1905 | 1910 | 1917 |
|---|---|---|---|
| Gold | 4063000 | 5537000 | 9388000 |
| Silber | 3293000 | 4074000 | 11946000 |
| Kupfer | 23663000 | 25426000 | 118692000[2] |
| Blei | 321000 | 429000 | 5661000 |
| Roh- und Gußeisen usw. | 2114000 | 2272000 | 12074000 |
| Stahl | 406000 | 560000 | 82569000 |
| Eisenpyrite | 75009 | 251000 | 1041000 |
| Graphit | 36000 | 26000 | ? |
| Antimon | 91000 | 39000 | 3174000 |
| Kohle | 40196000 | 51076000 | 140010000 |
| Schwefel | 575000 | 1004000 | 4767000[3] |
| Petroleum | 2942000 | 6592000 | 19004000 |

Während die Förderung der meisten Mineralien steigt, sinkt seit 1916 die Förderung von Petroleum. 1916 war mit der Gewinnung von 2 592 000 koku ein Rekordjahr, 1917 wurden nur noch 2 509 000 koku gewonnen, seitdem nimmt die Förderung noch weiter ab. Das beruht darauf, daß bisher nur die ergiebigsten Quellen ausgebeutet wurden; für die recht zahlreichen bisher weniger ergiebigen Quellen fehlt es noch an Kapital und Maschinen. Um die Kohlengruben auf Karafuto (Japanisch-Sachalin) auszubeuten, soll eine neue Gesellschaft, Karafuto Kogyo Kaisha (Bergbaugesellschaft), mit einem Kapital von 60 Millionen Yen gegründet werden; 30 Millionen davon soll die japanische Regierung übernehmen.

1905 (1910) wurden 11,542 (15,681) Millionen Tonnen Kohle gefördert, 1918 bereits 28,024 Millionen; der Wert war 1905 (1918) 40,196 (286,022) Millionen Yen. Der Verbrauch der Industrie und der Verkehrsmittel im Inland (einschließlich der fremden Dampfer) war 1912 (1917) 13,487 (19,923) Millionen Tonnen. Die Ausfuhrmenge ist in den letzten Jahren gesunken (1913 höchster Stand mit 3,871 Millionen Tonnen, 1918 nur noch 2,197 Millionen Tonnen), die Einfuhr steigt; sie betrug aber mit 768 000 Tonnen im Jahre 1918 nur etwas über ein Drittel der Ausfuhr.

1909 waren in den Kohlenbergwerken 152 515, in den Metallminen 74 105, in sonstigen Minen 7207 und in den Petroleumbohrfeldern etwa 4000 Personen beschäftigt, zusammen an 238 000 Personen; 1914 waren es mehr als 260 000 Personen. In den Kohlengruben waren bis zu einem Drittel Frauen, teilweise sogar unter Tage, beschäftigt. Ende 1911 gab es 1604 Bergwerke, 1908 bestanden 234 Metallraffinerien mit 49 000 Arbeitern, worunter etwa 20 Prozent Frauen und 6 Prozent Kinder waren.

---

# Preußentum und Sozialismus

## Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler

Von Dr. K. Hoppe

Oswald Spengler ist davon durchdrungen, im »Untergang des Abendlandes« die von allen dunkel vorgefühlte Philosophie der Zeit als die natür-

[2] Nach den neuesten Nachrichten ist in letzter Zeit die Kupfererzeugung um 40 Prozent gesunken. Eine Anzahl Minen haben infolge Rückgang der Kupferpreise und Erhöhung der Gestehungskosten ihren Betrieb eingestellt.

[3] Außerdem 1917 noch für 104 000 Yen Schwefelerz.

liche und einzig mögliche dargestellt zu haben. Mit großer Selbstsicherheit schiebt er alle bisherige Geschichtschreibung als unwesentlich beiseite und entwickelt voll quellenden Gedankenreichtums seine Morphologie der Weltgeschichte. In seiner Methode hält er sich nicht bei den Tatsachen um ihrer Tatsächlichkeit willen auf und begnügt sich nicht damit, die Wirkung durch ihre Ursache erklärt zu haben; er sucht vielmehr den inneren Sinn der Dinge zu erfassen und aus der Verkettung der Ereignisse die wesentliche Struktur des Geschehens herauszufühlen. Seine Mittel sind dieselben, wie sie Goethe anwandte, um den Geheimnissen der bewegten Erscheinung nahezukommen: Nachfühlen, Anschauen, Vergleichen, die unmittelbare innere Gewißheit, die exakt sinnliche Phantasie. Der »Untergang des Abendlandes« hat — bei allen Schwächen in Einzelheiten — die Tiefe und Weite dieser morphologischen Geschichtsdeutung bewiesen. Demgegenüber zeigt Spenglers letzte Schrift »Preußentum und Sozialismus« die ganze subjektive Bedingtheit und Gefährlichkeit der neuen Methode.

Spengler geht in »Preußentum und Sozialismus«[1] von dem instinkthaften, tief im Lebensgefühl verankerten Gegensatz zwischen dem englischen und preußischen Typ des abendländischen Kulturkreises aus. Das Engländertum erscheint ihm aus dem Geist der Wikingerscharen geboren und unter dem Bewußtsein eines Inseldaseins zu seiner charakteristischen Eigenart herausgebildet. Das Preußentum ist aus der Ordensidee der Deutschritter hervorgewachsen und in der Not um den Schutz der auf allen Seiten dem Feinde preisgegebenen Mark erhärtet. Dabei will Spengler den Begriff »Preußentum« nicht auf die alten preußischen Länder beschränkt wissen, sondern er faßt unter ihm alles zusammen, was wir Deutschen an schicksalhaftem Wollen, Müssen, Können besitzen. Er wendet sich scharf gegen den typisch Deutschen; denn der ist seiner Ansicht nach unpolitisch und unpraktisch, ein ewiger Provinzler, der Biedermeier aller Vereine, Biertische und Parlamente; »ein Rest erstarrter innerer Gotik ist da noch übrig mit dem Rankenwerk und Wirrsal einer ewig-kindischen Seele.«

Der englische Typ — sagt Spengler — ist durch das unbedingte, in allen Jahrhunderten festgehaltene Streben nach persönlicher Unabhängigkeit ausgezeichnet. Der Einfluß des Staates ist auf ein Minimum zurückgedrängt; an seine Stelle ist der Begriff des freien Privatmannes getreten. Dieser besitzt in hohem Grade positive Eigenschaften wie Selbstverantwortung, Entschlossenheit und Initiative. Aber seine Ethik kennt nur den Erfolg. Ihm erscheint jede Tat schon dadurch gerechtfertigt, daß man sie überhaupt tun konnte; er erkennt nichts an, was ihn in der rücksichtslosen Durchführung seines Kampfes um das Dasein behindern könnte. Dadurch stellt sich das englische Wirtschaftsleben (der englische Handel) als die kultivierte Form des Raubens dar. »Diesem Instinkt gegenüber wird alles zur Beute, zur Ware, an der man sich bereichert.« Reichtum ist das höchste Ziel alles Schaffens. Nach dem Unterschied von reich und arm gliedert sich das ganze englische Volk. Selbst die Politik ist nur Geschäft. Sie wird »gemacht« von den beiden großen Parteien und kommt in ihrer spezifischen Form als parlamentarisches System nur für England in Betracht.

[1] Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus. München 1920, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 99 Seiten Oktav. Preis geheftet 4 Mark mit 10 Prozent Zuschlag.

In vollem Gegensatz dazu steht für Spengler der preußische Typ. Sein Kennzeichen ist die selbstlose und völlige Hingabe an den Staat, der das Maximum des überpersönlichen Gemeinschaftsgedankens darstellt. Er ist erfüllt von dem Geist der Entsagung, Selbstzucht, Disziplin und Treue; die Arbeit gilt ihm als sittliche Pflicht, als göttlicher Beruf. Dagegen sind ihm Bequemlichkeit, Genuß, Luxus, bloßes Reichsein würdelose Dinge und gelten als verächtlich. Das preußische Volk gliedert sich nach dem Unterschied von Befehl und Gehorsam. Der einzelne wird durch seine Fähigkeit nicht durch eine Tradition in die ein für allemal gegebene Schichtung eingereiht. Jeder erhält seine wirtschaftlichen Aufgaben zugewiesen. Rechte und Pflichten der Gütererzeugung und -nutzung sind verteilt. Das Ziel ist nicht die Bereicherung von einzelnen oder jedes einzelnen, sondern die Blüte des Ganzen. Die Politik ist Sache des Monarchen und liegt im übrigen in den Händen von Beamten, die sich unbeeinflußt von persönlichen Interessen als Diener des Ganzen fühlen. Die Teilnahme des Volkes an der Regierung ist beschränkt; der einzelne erhält auf Widerruf und nur »nach Maßgabe seiner praktischen, sittlichen, geistigen Fähigkeiten ein bestimmtes Maß von Befehl und Gehorsam« angewiesen. Parlamentarismus ist in Deutschland Unsinn oder Verrat.

Und dieses Preußentum erscheint Spengler als die einzig mögliche Form des Sozialismus. Preußentum ist ohne weiteres Sozialismus. Friedrich Wilhelm I., nicht Marx ist der erste bewußte Sozialist gewesen. Wenn das bisher nicht erkannt ist, wenn sich bisher der konservative Landrat und der sozialistische Arbeiter wechselseitig mißverstanden haben, so trägt nur die Lehre von Marx und die Klassenselbstsucht die Schuld daran. Aber diese Zeit ist Gott sei Dank vorüber. Der Arbeiter wird sich von seinen Illusionen befreien.

Wie ist solch ein unglaublicher Widersinn möglich?

Spenglers Begriff »Preußentum« bedeutet eine Idealisierung des historischen, tatsächlichen Preußentums. Um sich dies erlauben zu können, muß Spengler ganz wesentliche Züge aus dem Bilde des nur zu wohl bekannten Preußen — etwa eines verflossenen preußischen Polizeipräsidenten oder eines modernen Kapp — unterschlagen. Im Tiefsten seines Wesens von brutalen politischen Machtvorstellungen erfüllt, klammert er sich angesichts der Trümmer der alldeutschen Expansionsbestrebungen an Scheinwirklichkeiten und möchte die müden Rosse des Militarismus wieder aufpeitschen. Wohl gab es große Tugenden in diesem Volk um Havel und Spree, etwa in der preußischen Armee oder dem preußischen Beamtentum, aber sie standen — bewußt oder unbewußt — im Dienst dynastischer und ständischer Interessen. Wohl ist die Idee der selbstlosen Unterordnung unter das überpersönliche Ganze der Begeisterung würdig. Aber gerade hier liegt der fundamentale, trügerisch-überbrückte Gegensatz zwischen Preußentum und Sozialismus, der es unmöglich macht, beide in einem Atemzug zu nennen. Die konservativ-preußische Anschauung faßt den Staat als ein historisches Gebilde von durchaus selbständigem Charakter auf, um seiner selbst willen vorhanden, durch Kriege und das Blut des Volkes genährt. In seinen Rockschößen aber verbirgt sich die kleine Gruppe seiner gekrönten Häupter und ihrer privilegierten Diener. Der proletarische Sozialismus dagegen erkennt keinen Selbstzweck des Staates an; für ihn steht der Staat im Dienst der

Gesellschaft als der Gesamtheit aller Volksgenossen. Spengler schweigt von den Zeiten nach 1800, als sich der preußische Geist als ein Geist der Knechtschaft offenbarte. Damals rang das preußische Volk zum ersten Male mit seinen Fürsten um sein Recht, und die Besten opferten sich für die Idee der Freiheit. Was in der Paulskirche geredet wurde, war hoch gedacht und groß geplant; wenn es dennoch scheiterte, so lag dies an der unglaublichen Stumpfheit und Interesselosigkeit des auf »Befehl und Gehorsam« gedrillten Volkes. Der Liberalismus ist nicht immer »eine Sache für Tröpfe« gewesen. Und gegenüber dem preußischen Leutnant, dem preußischen Krautjunker hat der deutsche Professor, den Spengler bis zur Lächerlichkeit herabzuwürdigen sucht, doch immer noch etwas mehr Kultur besessen.

Wie schon gesagt, hat Spenglers Begriff »Sozialismus« *nicht das geringste mit dem tatsächlichen Sozialismus zu tun*. Ein praktisches Programm hat Spengler nicht entwickelt; er deutet es nur in schwachen Umrissen an. Danach hätte der Staat — unter Ausschaltung von Arbeitgeber und -nehmer — den Lohn für jede Art von Arbeit festzusetzen, etwa in der Form der Beamtengehaltsordnung. Streiks wären natürlich verboten. Als Staatsform käme nur die Monarchie in Betracht; der einzelne erhielte je nach seinem sozialistischen Range (Gehaltsordnung!) den ihm zukommenden politischen Einfluß. Einzige Aufgabe des einzelnen wäre es, den Staat zu stärken, höchste Aufgabe des Staates — Krieg zu führen. »Krieg ist die ewige Form höheren menschlichen Daseins, und Staaten sind nur um des Krieges willen da; sie sind der Ausdruck der Bereitschaft zum Kriege.« Spengler möchte die sich sammelnde Menschheit wieder in Kriegsvölker auseinanderreißen, die nicht nebeneinander leben können, von denen das eine siegen, das andere untergehen muß. In Analogie zu dem römischen Imperialismus ist er davon überzeugt, daß die Zeit da ist, in welcher das Abendland, ja die gesamte Welt *einem* Willen unterworfen werden muß, und daß es eine reine Machtfrage ist, ob dem preußischen oder dem englischen. »Eine Versöhnung zwischen beiden gibt es nicht, und da sie beide als Germanen und faustische Menschen höchsten Ranges für ihr Wollen keine Grenzen anerkennen und sich erst dann am Ziele glauben werden, wenn die ganze Welt ihrer Idee unterworfen ist, wird es Krieg geben, bis eine von ihnen endgültig gesiegt hat.«

Auf diesen furchtbarsten aller Weltkriege steuert Spengler zu; zu diesem Blutbad will er Preußentum und Sozialismus zusammenschweißen. Die einzige Internationale, die Spengler gelten läßt, *ist die der Gewalt*, ist »Imperialismus, Beherrschung der faustischen Zivilisation, also der ganzen Erde, durch ein gestaltendes Prinzip, nicht durch Ausgleich und Zugeständnis, sondern durch Sieg und Vernichtung«. Soll das der Zweck alles menschlichen Mühens und Schaffens sein? Sind darum Jahrtausende in das Grab gesunken und soll darum immer neue Menschheit auferstehen? Sollen wir aufbauen, nur um zu zerstören? Für Spengler ist Weltgeschichte — Staatengeschichte. Um den Staat in seiner Machtposition zu stärken, sucht er alle ethischen, ideellen, kulturellen Faktoren ihres Eigenwerts zu entkleiden. Er gibt ihnen ihre Norm lediglich von dem Gesichtspunkt aus, ob sie dem Wohl des Ganzen, das heißt der Staatsräson einer von politischen Zweckvorstellungen erfüllten Dynastie dienlich sind. Der Spenglersche Sozialismus hat eine rein politische Tendenz. Der tatsächliche Sozialismus dagegen ist von

weit universalerem, kulturschaffendem Charakter. Auch die »materialistische Geschichtsauffassung« — ein Ausdruck, den Marx selbst nie gebraucht hat — ist letzten Endes idealistisch orientiert. Der wirkliche Sozialismus sieht in dem Staat eine Organisation zur Kultivierung und Versittlichung des ganzen Volkes, besonders aber der entwurzelten Masse. Er unterbindet nicht die persönliche Entfaltung, er predigt nicht Krieg und Vernichtung, er glaubt an die »lichte, von einem großen Gedanken beschienene Kraft, welche von dem leuchtenden Traum an ein Reich der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Schönheit umfangen ist« (Maxim Gorki). Für ihn gliedert sich die Menschheit gewissermaßen in Horizontalschichten, in privilegierte und entrechtete Menschheitsklassen. Schicht für Schicht steigt aus der Gebundenheit absolutistischer Epochen zur Freiheit empor, die Feudalaristokratie erlag dem Bürgertum, und das Bürgertum muß das Proletariat neben sich dulden. Und wie sich das aufsteigende Bürgertum kosmopolitisch über die nationalen Grenzen hinweg verbunden fühlte, so ist auch das Proletariat aller Länder in internationaler Solidarität zusammengehalten.

Spengler kann die russische Bewegung schwer mit seinen Vorstellungen vom abendländischen Kulturkreis in Einklang bringen, deshalb isoliert er sie und stellt sie als etwas völlig Sondergeartetes hin. Nun ist sicher die russische Kultur von der des übrigen Abendlandes grundverschieden, aber wenn sie irgendwie vom Westen befruchtet ist und sich irgendwo Gemeinsames auswirkt, so ist es in dem gleichen Willen zum Sozialismus. In welchen Formen sich die revolutionären Bewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts in Rußland, Ungarn, Italien, Deutschland, Frankreich usw. schließlich einmal kristallisieren werden, ist vorläufig nicht zu erkennen (sicher werden die Unterschiede groß sein), aber darüber kann kein Zweifel sein: ihr Ausgangspunkt ist derselbe, liegt in Frankreich und Deutschland. Der Westen hat Rußland die Idee des Sozialismus als die reife Frucht seiner Entwicklung geschenkt, und von Rußland wird sie an Asien weitergegeben werden, bis der ganze Osten eine glutrote Auferstehung vom westlichen Imperialismus feiern und sein Widerschein auch die erstarrenden Völker des Westens rückstrahlend emporreißen wird.

Spenglers Polemik gegen Marx ist ganz naiv, und es lohnt sich nicht, näher darauf einzugehen. Unglaublich ist seine Behauptung, Marx habe die Verachtung der Arbeit gelehrt. Selbstverständlich bildet die Arbeit die Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenlebens, und ohne sie fällt die Kultur in das Chaos zurück. Arbeit ist Pflicht, ist allgemeine Pflicht; »wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.« Aber die Arbeit soll den Menschen nicht in das tierische Dasein herabziehen; sie soll nicht ganze Sippen, ganze Familien für die Zeit ihres Lebens in die Grube bannen und zum Fluche der Menschheit werden. Das ist der Sinn der marxistischen Auffassung.

So fußt Spengler weder auf dem historischen Preußentum noch auf dem tatsächlichen Sozialismus. Seine Phantasie schweißt beide in willkürlicher Stilisierung — unter der Suggestion des römischen Imperialismus — zu einer künstlichen Einheit zusammen. Spengler ist ein dichtender Philosoph, gefährlich für die Jugend und die Masse der Denkfaulen. Sein schwungvolles Pathos und die Kunst seiner Dialektik wirken zunächst hinreißend. Aber es genügt, das Buch zum zweiten Male zu lesen, und man wird es für immer beiseitelegen. Man muß sich fragen, ob ein Mann, der den Sinn

seiner Zeit so grundfalsch interpretiert, überhaupt in der Lage ist, den Geist fremder, längst entschwundener Kulturen richtig zu deuten. Jedenfalls genügt der geistreiche Unsinn dieser Verkuppelung von Preußentum und Sozialismus, um Spengler für immer mit der größten Skepsis zu begegnen.

# Die Erwerbslosenfürsorge

Von Heinrich Crodel

## 1. Handhabung der Fürsorge und deren Schwierigkeiten

Die Frage, wie der nach Beendigung des Krieges zu erwartenden Erwerbslosigkeit abzuhelfen sei, hat schon zu Beginn des Jahres 1915 die Sozialpolitiker beschäftigt; und lange vor dem Ende des Krieges hat denn auch ein Demobilmachungsplan die Richtlinien festgesetzt, die für die Truppenentlassungen maßgebend sein sollten. Die Mannschaften sollten entsprechend dem Arbeitsbedarf und der Gestaltung der Volkswirtschaft allmählich entlassen werden. Durch den Zusammenbruch des Krieges und durch die harten Waffenstillstandsbedingungen wurde der ganze Plan zuschanden. Die Truppen strömten zurück, überfluteten die eng gewordenen Reichsgrenzen und drängten nach Entlassung. Sie mußten »losgelassen« werden auf ein besiegtes Land, eine zusammengebrochene Volkswirtschaft. Nur mit Grausen denken wir noch an diese November- und Dezembertage 1918 zurück. Alles schrie nach Waren; aber unsere Volkswirtschaft war eingestellt auf die Kriegsrüstung, sie mußte erst »umgestellt« werden und konnte für die allererste Übergangszeit kaum die damals eingestellten Arbeiter beschäftigen, geschweige denn all die entlassenen Krieger aufnehmen. Erschwerend wirkte weiter, daß verschiedene Gewerbe infolge Rohstoffmangels überhaupt nicht arbeiten konnten.

In diese Zeitverhältnisse muß man sich zurückversetzen, wenn man der Verordnung über die Erwerbslosenfürsorge vom 17. November 1918 gerecht werden will. Sie hat nie die Hast ihrer Entstehung verleugnen können. Groß ist die Zahl der Flicken, die diesem Notgewand aufgesetzt werden mußten, weil es bald an allen Ecken zu eng wurde. Die erste Verordnung wurde verändert durch Nachtragsverordnungen vom 3. Dezember 1918, 21. Dezember 1918, 15. Januar 1919, 14. März 1919, 15. April 1919. Um sich in der Menge dieser Flicken zurechtzufinden, bekam die Erwerbslosenfürsorge ein neues Kleid in der »Fassung der Reichsverordnung über Erwerbslosenfürsorge« vom 16. April 1919. Doch auch dieses war bald wieder zu eng, es mußte nochmals durch Nachtragsverordnungen (vom 27. Oktober 1919 und 15. Januar 1920) ausgebessert werden. Am 26. Januar 1920 wurde die Erwerbslosengesetzgebung erneut gefaßt, und unterm 6. Mai 1920 mußte sie einer abermaligen Änderung unterzogen werden. Wer die Bewegungen innerhalb der Verordnungen der Erwerbslosenfürsorge verfolgt, dem geben sie ein anschauliches Bild der Mißstände und Schwierigkeiten, die sich in der Behandlung der Arbeitslosenfrage eingestellt haben.

Die Schwierigkeiten in der Durchführung der Erwerbslosenfürsorge waren eng verbunden mit den innerpolitischen Verhältnissen. Die gewaltsame Kundgebung, die Drohung mit der Handgranate gehörten und gehören heute noch zu den Mitteln, mit denen Teile der Erwerbslosen ihre Forderungen durchzusetzen versuchen. In der »Sozialen Praxis« klagte Käthe Gaebel im April 1919: »Es ist keine Seltenheit, daß durch Drohungen handgreiflicher Art die Beamten veranlaßt werden, trotz Vorliegen von Arbeitsangeboten die Karten abzustempeln und Leute wider besseres Wissen zu unterstützen. Überall, am meisten natürlich in Großstädten, wird über gewissenlose Ausbeutung der Erwerbslosenfürsorge geklagt. Das sind Auswüchse, die gerade deshalb so bedauerlich sind, weil sie einen an sich notwendigen und guten Gedanken in Mißkredit bringen.«

Während der besonnene Teil der Arbeiterschaft bald versuchte, Arbeit zu erhalten, und auch allmählich mit in den Erzeugungsprozeß eingereiht werden konnte, ergänzte sich der »Stamm« der großstädtischen Erwerbslosen immer mehr aus der Zahl der Unständigen, aus der Reihe derjenigen Arbeiter, die nie oder nur mangelhaft eine politische und gewerkschaftliche Schulung durchgemacht haben. Es soll nicht verkannt werden, daß der Krieg mit seinen Folgen auf viele seelisch und körperlich verderblich eingewirkt hat. Gar mancher sieht im Staat eine Geldquelle von unerschöpflicher Tiefe, die man nur ordentlich auszubeuten verstehen muß. Arbeitslosigkeit wurde zum Beruf, reichte der Unterstützungssatz nicht aus, so wurde er durch kleine Dienstleistungen (Kofferfragen) oder durch Handel, der das Tageslicht scheute, aufgebessert.

Der Staat hatte nach Beendigung des Krieges sicher die Pflicht, daß er für die aufkam, die keine Arbeitsmöglichkeit mehr finden konnten. So war der Kreis der unterstützungsberechtigten Personen von vornherein dahin umrissen, daß alle die der Fürsorge zu unterstehen hätten, die infolge des Krieges erwerbslos geworden waren. Der Begriff Kriegsfolge wurde von unserer Gesetzgebung immer recht weit gefaßt, so wird auch die durch die derzeitige wirtschaftliche Stockung hervorgerufene Arbeitslosigkeit als durch den Krieg bedingt angesehen. Alle über 14, später über 16 Jahre alten Personen, die arbeitsfähig und arbeitswillig sind und durch Arbeitslosigkeit sich in bedürftiger Lage befinden, sollen unterstützt werden. Für die Familienmitglieder werden besondere Familienzuschläge gewährt. In bezug auf den Kreis der Familienmitglieder war die Gesetzgebung lange recht unklar, und erst in der Verordnung vom 15. Januar 1920 erfolgte die notwendige Festlegung. Als Folge des Hilfsdienstgesetzes hatten bedeutende Verschiebungen von Arbeitskräften besonders aus den Heimindustrien der mitteldeutschen Gebirge und aus der Textilindustrie stattgefunden; durch die Revolution verstärkte sich die Anziehungskraft der Großstädte auf alle unsteten, abenteuerlichen Kreise. Diese Bevölkerungsverschiebung ist eine ganz ungesunde und keineswegs eine der Aufnahmefähigkeit unserer Industrie entsprechende; deshalb müssen alle nach dem 1. August 1914 zwecks Arbeitsaufnahme zugewanderten Erwerbslosen nach ihrer Wohngemeinde der Vorkriegszeit zurückgeführt werden. Eine Bestimmung, die noch heutigentags manchen Zugewanderten, der plötzlich erwerbslos wird, treffen kann und eine gewisse Härte mit sich bringt.

Schwierig und wohl nie ganz lösbar ist die Frage nach der *Höhe der Unterstützung*. Sie darf nicht tiefer gehalten werden, als für den allernotwendigsten Lebensbedarf notwendig ist (Untergrenze). Doch wird dieser niedrigste Unterstützungssatz erhöht werden müssen, denn man muß billigerweise den bedauernswerten Opfern einer Wirtschaftsumwälzung einen wenn auch geringen Verbrauch von Genußmitteln, ausreichende Ernährung, Kleidung und Wohnung zukommen lassen. Zugleich aber besteht für die Höhe der Unterstützung eine scharfe Obergrenze. Ist der Unterstützungssatz zu hoch, übt er also einen Anreiz auf den weniger Arbeitsamen aus, so steigt die Zahl der Erwerbslosen, eine Tatsache, die in Berlin im Januar 1919 als Folge hoher Unterstützungssätze ihre Bestätigung fand. Hohe Erwerbslosenunterstützung wirkt sich auch dahin aus, daß sie zu Lohnforderungen anregt. Das Reich sah sich daher bald gezwungen, Höchstsätze festzulegen, innerhalb deren den Gemeinden eine gewisse Bewegungsfreiheit zustand. Es ist schwer, den angebrachten Unterstützungssatz zu finden, und oft, besonders in dem erregten Winter 1918/19, haben Drohung und Gewalt mehr erzwungen, als für unsere Volkswirtschaft erträglich gewesen wäre.

## 2. Die Frage der Arbeitsbeschaffung

Die Unterstützung Arbeitsloser hat an sich keinen Selbstwert; immer wird man versuchen müssen, dem Erwerbslosen Arbeit zu beschaffen. Diesen Weg hat unsere Gesetzgebung reichlich spät beschritten. Die erste Verordnung vom 13. November 1918 betonte zwar, daß die Unterstützung nur arbeitswilligen Personen zustand und

daß die Arbeitslosen »verpflichtet« seien, eine ihnen zugewiesene Arbeit anzunehmen; aber es fehlten alle Handhaben, um irgendeinen Zwang auf die Unterstützungsberechtigten auszuüben. Etwas schärfer griff die Verordnung vom 15. Januar 1919 zu, wonach die Gemeinden verpflichtet werden, Erwerbslosen, die sich weigern, eine ihnen zugewiesene Arbeitsgelegenheit anzunehmen, die Unterstützung zu versagen. Ein neuer Weg wurde mit der Verordnung vom 27. Oktober 1919 beschritten durch Einführung der schöpferischen, sogenannten »produktiven« Erwerbslosenfürsorge, wonach der Reichsarbeitsminister ermächtigt wird, Zuschüsse zu bewilligen zur »Unterstützung von Maßnahmen, die geeignet sind, den Abbau der Erwerbslosenfürsorge zu fördern«. Die Verordnung vom 15. Januar 1920 brachte die Bestimmung, daß das Ziel der Fürsorge die Beendigung der Erwerbslosigkeit durch Arbeitsaufnahme sein soll; nur soweit dieses Ziel nicht erreicht werden kann, ist Unterstützung zu gewähren. Durch diese etwas akademisch anmutende Bemerkung erhält der letzthin eingeschlagene Weg der Arbeitsbeschaffung eine starke, grundsätzliche Betonung. Um die Aufmerksamkeit der Erwerbslosen auf die Notwendigkeit der Arbeitsaufnahme hinzulenken, bestimmt die Verordnung vom 26. Mai 1920, daß, abgesehen von einigen erleichternden Übergangsmaßnahmen, die Unterstützung desselben Erwerbslosen nicht länger als höchstens 26 Wochen betragen darf. Für Angehörige von Berufen, die einen besonders günstigen Arbeitsmarkt aufweisen, kann diese Frist sogar auf 13 Wochen beschränkt werden.

Wir sehen also, wie der Gesetzgeber immer mehr versucht, die Notwendigkeit der Arbeitsaufnahme vorzuschieben. Und dies mit vollem Recht, denn unsere notleidende Volkswirtschaft kann es nicht länger vertragen, daß Tausende arbeitsfähiger Männer, die sie selbst nicht zu beschäftigen vermag, feiern und daß aus den Mitteln der Allgemeinheit diese Tausende noch obendrein unterhalten werden. Solange sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse nicht so weit gefestigt haben, daß jeder arbeitsfähige und arbeitswillige Mann auch wirklich Arbeit findet — und es wird bis dahin leider noch viel Zeit vergehen —, bietet der von der Reichsregierung in der produktiven Erwerbslosenfürsorge vorgesehene Weg die einzige Möglichkeit, daß die ausgeworfenen Beträge nicht ohne Gegenwert ausgegeben werden. Der Gedanke, Arbeitslose durch Notstandsarbeiten zu beschäftigen, ist schon alt. Die Ausführung und Bezahlung der Notstandsarbeiten fiel den Gemeinden, Ländern und in beschränktem Maße dem Reich zu. Solange das Reich für die Unterstützung der Erwerbslosen zum großen Teil aufkam, lag für Gemeinden und Länder, die durch die Finanzreform sowieso nicht übermäßig mit Geldmitteln gesegnet sind, kein Grund vor, in großem Umfang Notstandsarbeiten vornehmen zu lassen. Daher hat sich das Reich entschlossen, in weitem Maße Beträge der Erwerbslosenfürsorge statt wie bisher unfruchtbar jetzt werbend anzulegen. Das Reich sieht es weniger als seine Aufgabe an, die Arbeitslosen selbst zu beschäftigen; es will nur durch Erteilung von Zuschüssen einen Anreiz ausüben, Arbeiten ausführen zu lassen, zu denen Arbeitslose eingestellt werden. Dieser Anreiz besteht um so mehr, als die Höhe der Zuschüsse nach der Zahl der Arbeitslosen bemessen wird. Hierin unterscheidet sich die produktive Erwerbslosenfürsorge von den Maßnahmen, die das Reich zur Wiederbelebung der Bautätigkeit (Baukostenzuschüsse) anwandte, und wo durch die Zuschüsse ein Teil der Verteuerung gedeckt werden sollte. Die Arbeiten sollen in der Regel von Körperschaften öffentlichen Rechtes und nur ausnahmsweise von reinen Erwerbsunternehmungen in Angriff genommen werden. Vorbedingung ist, daß die Arbeiten einen volkswirtschaftlichen Wert besitzen und bis auf den Verwaltungsstab nur von Arbeitslosen ausgeführt werden. So ist es neuerdings gelungen, die durch die Preissenkung schwer geschädigte und zum Stillstand verurteilte pfälzische Schuhindustrie (Mittelpunkt Pirmasens) durch Zuschüsse arbeits- und wettbewerbsfähig zu erhalten. Ein anderer großzügiger Plan dieser Art steht zurzeit im Freistaat Sachsen zur Besprechung, wo die Regierung die Braunkohlenschätze in der Leipziger Gegend der Gewinnung von elektrischem Strom dienstbar zu machen sucht.

### 3. Weiterer Ausbau der Fürsorge

Am Erwerbslosenschalter steht der vorübergehend arbeitslose Facharbeiter neben dem zu langer Arbeitslosigkeit verurteilten Textilarbeiter, der arbeitsunfähige Schwerkriegsbeschädigte neben dem schwindsüchtigen Fabrikarbeiter. Für eine kurze Übergangszeit immerhin ein Notbehelf, aber auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand! Es wird Zeit, allerhöchste Zeit, daß der Kreis der unterstützungsberechtigten Erwerbslosen von Grund auf verändert wird. Aus der Erfahrung eines in der Erwerbslosenfürsorge arbeitenden Beamten[1] sei hier folgendes angeführt: »Wer von den Arbeitsämtern kennt nicht jene Fabrik- und Hilfsarbeiter, die schon ihre fünf bis sechs Karten abgestempelt haben, über 60 Jahre alt oder als arbeitsscheu bekannt sind und nun ihre Mitgliedschaft bei der Armenpflege mit der etwas erträglicheren und ehrenvolleren bei der Erwerbslosenfürsorge vertauschen. Bei den gelernten Berufen erinnern wir an jene, die ihr Handwerk nicht richtig verstehen und, was besonders in mittleren und kleineren Städten sehr häufig ist, schon bereits bei allen in Betracht kommenden Arbeitgebern in Arbeit gestanden haben, schließlich als unfähig bekannt sind und jetzt mit der fünften Karte in der Hand auf einmal als Opfer der wirtschaftlichen Demobilmachung dastehen.«

Der Ausweg ist folgender: Der Erwerbslosenfürsorge dürfen nur jene angehören, für die begründete Aussicht besteht, daß sie in Bälde wieder Arbeit finden: die vorübergehend Arbeitslosen. Für sie sind die Mittel zur Unterstützung durch eine Arbeitslosenversicherung zu beschaffen. Die Lasten der Versicherung werden, wie in dem Regierungsentwurf betreffs eines Arbeitslosenversicherungsgesetzes vorgesehen, durch Beiträge von Reich, Gemeinde, Arbeiterschaft und Unternehmer aufzubringen sein. Nur würde ich einen anderen Verteilungsschlüssel vorschlagen. Solange wir uns noch in der Zeit der Wirtschaftskrise befinden, wird man auf die Zuschüsse der öffentlichen Körperschaften nicht verzichten können. Daß der Arbeiter auch einen Teil beisteuert, wird notwendig sein, um sein Verantwortlichkeitsgefühl der Versicherung gegenüber zu stärken, denn es gibt leider immer unsozial denkende Menschen, die in der Versicherung einen Anlaß zum »Feiern« sehen. Zu erwägen wäre es aber, ob nicht (der Entwurf sieht für Arbeiter wie für Unternehmer gleiche Leistungen vor) der Unternehmerbeitrag zugunsten des der Arbeiter zu erhöhen wäre. Denn es ist doch nicht mehr als angebracht, wenn das kapitalistische Unternehmertum verstärkt herangezogen wird, um eine traurige Begleiterscheinung seiner Wirtschaftsweise wenigstens teilweise auszugleichen. Ein Vergleich mit der Krankenversicherung ist insofern unangebracht, als hier auch außerhalb der kapitalistischen Erzeugung liegende Ursachen krankheitserregend wirken können, zum Beispiel Lebenswandel. Die Obergrenze des Unternehmerbeitrags ist wie immer von der Frage der Wettbewerbsfähigkeit abhängig.

Diejenigen Arbeitnehmergruppen, für die geringe oder keine Aussicht besteht, daß sie bald Arbeit finden, haben sich einer anderen Fürsorge zu unterstellen.

Wir haben bereits festgestellt, daß aus volkswirtschaftlichen Gründen der Unterstützungssatz niedriger sein muß als der Ortslohn. Keine Annehmlichkeit, aber doch immerhin eine Lebensmöglichkeit für den vorübergehend Arbeitslosen. Für alle übrigen Gruppen bedeutet diese Lösung eine unsagbare Härte. Es ist menschenunwürdig, demjenigen, der nach einem arbeitsreichen Leben keine Invalidenrente erhält, weil er nicht versichert war, ein solch kärgliches Einkommen zuzuweisen. Es ist ebenso menschenunwürdig, demjenigen, der aus dem Kriege als Krüppel heimgekehrt ist, sein trauriges Los noch durch ungenügende Unterhaltsmittel zu erschweren. Alle die, welche aus körperlichen Gründen keine Arbeit mehr finden, die Schwerkriegsbeschädigten, die Gebrechlichen, die hoffnungslosen Kranken, die alten Leute, desgleichen die Arbeitsscheuen, die sittlich Verkommenen gehören nicht zum Arbeitsgebiet der Erwerbslosenfürsorge. Sie sind dem weiten und umfang-

[1] Dr. Wehrle, »Soziale Praxis«, XXVIII, Sp. 951.

reichen Fürsorgegebiet der Wohlfahrtspflege einzugliedern. Hier ist jeder einzelne Fall für sich zu behandeln, vielleicht können doch noch verborgene Lebenskräfte bei dem einen oder die Arbeitsfreudigkeit bei dem anderen geweckt werden, oder vielleicht läßt sich für einen Schwerbeschädigten noch eine leichte Beschäftigung finden.

Tausende von rüstigen Erwerbslosen gehören Gewerben an, in denen sie aller Voraussicht nach weiterhin keine Arbeit mehr finden werden: sie sind Opfer der Wirtschaftsumwälzung. Hunderte junger Männer und Mädchen sind während des Krieges in Ermangelung besserer Arbeitskräfte vollständig ungenügend ausgebildet in kaufmännische Berufe eingetreten; heute fristen sie als stellungslose kaufmännische Angestellte ihr Dasein. Diese beiden Gruppen, die Arbeiter zurückgebliebener Gewerbe und die unvollständig ausgebildeten Kaufleute, müssen in anderen Berufen unterkommen; sie müssen ihren Beruf wechseln. Arbeitsmöglichkeiten müssen für sie geschaffen werden und sind auch zu schaffen. Die Landwirtschaft klagt über Leutenot, der Ausbau des Mittellandkanals ist beschlossen und in Angriff genommen, die Wasserkräfte Bayerns sind noch unausgenutzt, Braunkohlenfelder harren der Aufschließung. Der intelligente Teil der Arbeiterschaft wird in ausbaufähigen Ausfuhrgewerben, den Kunst-, Kleineisen-, optischen und feinmechanischen Gewerben nach einer Übergangslehrzeit unterzubringen sein. Da unsere Volkswirtschaft nun mal dazu verurteilt ist, die Werkstätte für die Bedürfnisbefriedigung eines glücklicheren Auslandes auf lange Zeit hinaus zu sein, müssen die Wirtschaftsbeziehungen mit dem überseeischen Ausland, mit dem Osten und vor allem mit dem an Erzeugnissen des Gewerbefleißes so heißhungrigen russischen Koloß mit größtem Eifer aufgenommen werden, denn weitblickende Wirtschaftspolitik ist immer die beste Erwerbslosenfürsorge.

Die Umstellung auf andere Berufe wird auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Wir dürfen keine Vogelstraußpolitik treiben und müssen offen eingestehen, daß ein Teil der seit längerem Erwerbslosen — und gerade die kommen für den Berufswechsel in Betracht — arbeitsscheu ist; eine traurige Erscheinung, in der wir die Folge einer Arbeitsentwöhnung durch Schützengraben und durch eine lange Arbeitslosigkeit sehen. Mancher von ihnen wird auf Jahre hinaus, vielleicht sein Leben lang nie wieder ordentlich arbeiten lernen. Die Gesetzgebung hat hier bereits eingegriffen, als sie festsetzte, daß der, welcher 26 Wochen lang ununterbrochen unterstützt wurde, der weiteren Erwerbslosenunterstützung verlustig wird. Wie diese Bestimmung wirken wird (sie tritt mit dem 1. August 1920 in Kraft), ist heute schwer zu entscheiden; es ist aber anzunehmen, daß mancher jetzt bereitwilliger die offenen Stellen des Arbeitsnachweises verfolgt oder durch eigene Umfrage eine Arbeitsstelle aufzufinden versucht.

Wie soll man die Arbeiter, die einem niedergegangenen Gewerbezweig angehören, in anderen Berufen unterbringen? Schon allein wegen der gegenwärtigen ausgesprochenen Wohnungsnot stoßen wir hier auf Schwierigkeiten. Und wenn es auch möglich ist, junge, unverheiratete Menschen bei freiwilliger Meldung zur Arbeitsaufnahme in andere Gebiete zu verbringen, so läßt sich diese Maßnahme bei Familienvätern nicht so einfach durchführen, weil hier die Frage der Wohnungsnot viel mehr ins Gewicht fällt und dann, weil bei Familienvätern die Freiwilligkeit, ohne die bei einem solchen Unternehmen kein Erfolg zu erwarten ist, nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist. Aus dieser Klemme kann uns die Wirtschaftsgeschichte herausführen. Es ließen sich Beispiele nennen, wo nicht Arbeitskräfte einer neuen Beschäftigung nachwanderten, wohl aber ein Gewerbe die Arbeitnehmerschaft aufsuchte. Verpflanzung neuer Gewerbe in die großen Mittelpunkte der Arbeitslosigkeit — einer der Auswege, die für unsere Wirtschaft möglich und notwendig sind. Wege, um der drückenden Arbeitslosigkeit mit all ihren Schädigungen für unsere Wirtschaft zu entgehen, sind sicher vorhanden. Wo ist der Wirtschaftspolitiker, der sie aufzufinden versteht?

# Literarische Rundschau

**Marx oder Bakunin? — Demokratie oder Diktatur?** Zeitgemäße Neuausgabe der Berichte an die sozialistische Internationale über Michael Bakunin von Karl Marx und Friedrich Engels (»Die Allianz der sozialistischen Demokratie und die Internationale Arbeiterassoziation«). Mit einem Geleitwort und Erläuterungen herausgegeben von Wilhelm Blos. Stuttgart 1920, Volksverlag für Wirtschaft und Verkehr. 96 Seiten Oktav.

Es ist bedauerlich, daß diese Schrift, die schon vor der deutschen Novemberrevolution neu herausgegeben werden sollte, erst jetzt erscheint; denn wie keine andere der gegen den Bolschewismus gerichteten Schriften ist sie geeignet, die Behauptung Lenins und seiner Parteifreunde, der Bolschewismus ruhe auf dem Fundament der Marxschen Staatsauffassung, zurückzuweisen und die wirkliche Stellung von Marx und Engels zum Bolschewismus authentisch, das heißt durch deren eigene Kritik klarzulegen.

Genosse Blos hat nämlich den in unserer Partei fast völlig der Vergessenheit anheimgefallenen Bericht der Kommission, die von dem Internationalen Kongreß im Haag (1872) zur Untersuchung des Treibens von Michael Bakunin und Genossen eingesetzt worden ist, ausgegraben und mit einigen Erläuterungen neu herausgegeben. In dieser Kommission saßen auch Marx und Engels; sie waren die eigentlichen Leiter und Theoretiker des Ausschusses, und, wenn auch nicht alle Äußerungen dieses Berichts, so rühren doch die wichtigsten und vor allem die theoretischen Ausführungen von ihnen her; zudem aber haben beide sich nachher mit der Schrift öffentlich solidarisch erklärt. Man kann also die Kritik, die der Bericht an der anarchistischen »abstrakten« Staatsidee Bakunins und der von ihm gepredigten Zerstörung des Staates durch die proletarische Revolution übt, als Marx-Engelssche Kritik ansehen. Diese Kritik der bakunistischen Staatsidee richtet sich aber zugleich gegen die bolschewistische Staatsidee, denn beide sind in ihren Hauptzügen nahe verwandt, so daß man Blos zustimmen muß, wenn er sie als Spielarten einer und derselben anarchistischen Richtung bezeichnet.

Bekanntlich predigt Lenin in seiner Schrift »Staat und Revolution«, daß es die erste Aufgabe des Proletariats nach einer Revolution sein müsse, den Staat zu zertrümmern, das heißt die Staatsinstitutionen zu »zerbrechen« und an die Stelle der alten Regierungsform vom Proletariat gewählte diktatorische Ausschüsse (Räte) und Vollzugsorgane zu setzen. In etwas romantischerer, aufgeputzterer Form finden wir diese Ansicht schon bei Bakunin. Auch er erklärt, daß die erste Tat einer proletarischen Revolution die Abschaffung des Staates sein müsse, und zwar jeglicher Staatsgewalt, wie sie auch beschaffen sein möge, ob konservativ oder demokratisch, denn immer sei der Staat die »unfehlbare Quelle der Ausbeutung und des Despotismus«. Deshalb seien auch die Revolutionäre, die am Tage nach der Revolution an »den Aufbau des revolutionären Staates« dächten, fast noch gefährlicher als die Reaktionäre.

Auch die Organisation der proletarischen Herrschaft beziehungsweise Verwaltung dachte sich Bakunin der bolschewistischen Rätediktatur ziemlich ähnlich. An der Spitze jeder Kommune sollte ein aus gewählten Delegierten der Revolutionäre bestehender Kommunalrat stehen, dessen Mitglieder »mit bindenden Mandaten versehen, stets verantwortlich und stets abberufbar« sein müßten. Dieser Kommunalrat hätte dann aus seiner Mitte wieder einen »Vollzugsausschuß« zu wählen und sich zugleich mit den Kommunalräten anderer Gemeinden in Verbindung zu setzen, um einen Bund der aufständischen Vereinigungen, Kommunen und Provinzen aufzurichten und eine revolutionäre »bewaffnete Macht« zu schaffen, das heißt diktatorische Oberprovinzial- und Landesräte einzusetzen.

Wie stellte sich nun Marx zu dieser Lehre von der Staatsdemolierung und der Organisation der Proletarierherrschaft?

Schon in dem geheimen Rundschreiben des Generalrats vom März 1873, »Die angeblichen Spaltungen in der Internationale«, heißt es S. 37:

»Die Anarchie, das ist das große Paradepferd ihres Meisters Bakunin, der von den sozialistischen Systemen nur die Überschriften genommen hat. Alle Sozialisten verstehen unter Anarchie folgendes: Ist das Ziel der proletarischen Bewegung, die Abschaffung der Klassen, einmal erreicht, so hört die Macht des Staates auf, der nur dazu dient, die große produktive Mehrheit unter dem Joch einer wenig zahlreichen ausbeutenden Minderheit zu erhalten, und die Aufgaben der Regierung verwandeln sich in einfache Aufgaben der Verwaltung. Die Allianz (gemeint ist die von Bakunin geleitete Allianz der sozialistischen Demokratie) verfährt umgekehrt. Sie verkündet die Anarchie in den Reihen der Proletarier als das unfehlbarste Mittel, die machtvolle Konzentration der sozialen und politischen Kräfte in den Händen der Ausbeuter zu vernichten. Unter diesem Vorwand verlangt sie von der Internationale in dem Augenblick, wo die Welt sie zu vernichten sucht, sie solle an die Stelle ihrer Organisation die Anarchie setzen.«

Ähnliche Äußerungen findet man an anderen Stellen des Berichts; und von dem revolutionären Organisationsplan Bakunins heißt es, nachdem er mit einigen höhnischen Bemerkungen glossiert worden ist, wörtlich: »Über den tatsächlichen Wert dieses Revolutionsplans, der seine Anhänger statt kämpfen diskutieren läßt, verlieren wir kein Wort.«

Das ist, sollte man meinen, deutlich genug. Die bolschewistischen Scholastiker werden freilich auch durch diese Äußerungen von Marx nicht eines Besseren belehrt werden, denn sie sind unbelehrbar; aber so manchem »Unabhängigen«, der tatsächlich glaubt, Marx sei auch ein Anhänger der Rätediktatur gewesen, vermag diese alte Kampfschrift gegen den bakunistischen Bolschewismus vielleicht doch den Star zu stechen.

Heinrich Cunow

---

**Georg v. Below, Soziologie als Lehrfach. Ein kritischer Beitrag zur Hochschulreform.** München und Leipzig 1920, Verlag von Duncker & Humblot.

Das Buch, ein Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch, ist eine Kampfschrift. Der Verfasser, der als Geschichtsprofessor an der Universität Freiburg wirkt, setzt sich mit einer Schrift des Staatssekretärs Becker im preußischen Kultusministerium auseinander, die den Titel führt: »Gedanken zur Hochschulreform« und die soziologische Professuren fordert, weil sie darin ein ausgezeichnetes Mittel zur Gesundung der deutschen Universitäten erblickt. Below wendet sich zunächst gegen das in der Beckerschen Schrift enthaltene ungünstige Urteil über die deutschen Hochschulen, das aus Unkenntnis der wirklichen Zustände und aus tendenziöser Voreingenommenheit entspringe. Er preist die wissenschaftlichen Leistungen der Professoren in hohen Tönen und behauptet boshaft, die Unzufriedenheit ihrer Kritiker habe darin ihre eigentliche Ursache, daß sie nicht genug Gegenliebe fänden bei den Professoren und Studenten; die nicht geneigt seien, sich als feinere Köpfe einer brutalen gröberen Zeitströmung unterzuordnen. Nach diesem Kampfe pro domo geht Below zu seinem eigentlichen Thema über und untersucht die Frage, ob die Soziologie als Lehrfach auf den Universitäten überhaupt eine Berechtigung habe. Diese Frage wird rundweg verneint. Zum Beweis hierfür führt er an, daß die soziologischen Erscheinungen schon seit langer Zeit, bevor die Soziologie als Spezialfach aufgetreten sei, von der Wissenschaft beobachtet und untersucht worden seien. Gerade die deutsche Wissenschaft, die allerdings die Soziologie im Sinne des Positivismus (Comte, Buckle und Spencer) ablehne, sei mit wachsendem Erfolg bemüht, die menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen wirtschaftlicher und sozialer Art zu erforschen und die gewonnene Erkenntnis für das Leben nutzbar zu machen. Die vom Positivismus behauptete Abhängigkeit der Menschen von objektiven Mächten werde hinreichend gewürdigt.

aber die Wissenschaft wende sich dagegen, daß die menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen festen Gesetzen unterlägen, die der Entfaltung der freien Einzelpersönlichkeit keinen Spielraum mehr ließen. Der Verfasser kommt zu folgendem Endergebnis: Die Soziologie, wenn man sie überhaupt als Wissenschaft gelten lassen will, ist keine Universal-, sondern eine Spezialwissenschaft, sie ist als besonderes Lehrfach auf den Universitäten nicht am Platze, soziologische Professuren sind nicht nur unmöglich, sondern auch überflüssig und sogar schädlich. Die berufenen Vertreter der soziologischen Forschungen sind die Vertreter der bisherigen Fachwissenschaften, die soziologischen Professuren mögen wohl brauchbar sein, wenn sie einem bestimmten Parteizweck dienen sollen, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus aber sind sie zwecklos.

Der schroff ablehnende Standpunkt Belows gegen die Soziologie als Lehrfach auf den deutschen Hochschulen hat zweifellos seine tiefere Ursache in der Unklarheit, die noch heute vorhanden ist über den Begriff und das Wesen dieser Wissenschaft und in der gegensätzlichen Auffassung ihrer Vertreter über die Frage, ob die Soziologie anzusehen ist als eine Hilfswissenschaft für die Geschichte und die Kulturphilosophie oder als eine Allgemeinwissenschaft, die Geschichte, Geschichts- und Kulturphilosophie nebst Sozialethik zu einer Gemeinschaft zusammenfaßt. Zur Entscheidung dieser Frage trägt die vorliegende Schrift gerade wegen ihrer Einseitigkeit recht wenig bei, immerhin verdient sie gelesen zu werden. Zweifellos verdient auch das Problem der Soziologie als Lehrfach auf den Volkshochschulen und in den Arbeiterbildungsvereinen eine eingehende Erörterung. Franz Laufkötter

---

Klara Viebig, **Das rote Meer.** Roman. Berlin, Verlag Egon Fleischel & Co. Preis broschiert 10, gebunden 15 Mark.

Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung des vor drei Jahren erschienenen Romans »Töchter der Hekuba« — wie jener ein scharfgeschautes Zeitbild des Deutschen Reiches der letzten Kriegsjahre. Packend geschrieben, plastisch gestaltet und voller Wahrhaftigkeit. Hier die Not der einen, dort das Schwelgen und Sichausleben der anderen. Dazwischen die Gläubigen, die Hoffenden, die Resignierten und die Fatalisten. Vertreter aller Kreise stehen, gut beobachtet und scharf herausgemeißelt, vor uns. Keine Schönfärberei, keine Übertreibung, dazu eine verblüffende Kenntnis der haupt- und nebensächlichen Dinge des täglichen Lebens. Mit einem Wort: eine belletristische Zeitchronik. Mit der Ausrufung der Republik und den Kämpfen um den Marstall reißt der zum größten Teil in Berlin rollende Film ab. Das rote Meer von Blut und Tränen, durch das das deutsche Volk hindurch mußte, ist vorübergezogen.

Pünktlich zu ihrem sechzigsten Geburtstag bringt Klara Viebig ihr neues Buch. Wie sie der Armut Not zu schildern versteht, das wissen wir aus ihrem »Täglichen Brot«, aus der »Handvoll Erde«. Was Mutterseh nen und Mutterschmerzen bedeuten, kennen wir aus »Einer Mutter Sohn«. Mit welcher Plastik sie Revolutionsszenen zu gestalten versteht, das zeigt die prächtige Schilderung der Barrikadenkämpfe des 18. März 1848 im »Eisen im Feuer«. Zweifellos kommt diese Künstlerin dem Zolaschen Satz, daß Kunst Natur sei, gesehen durch ein Temperament, unter den Schriftstellern der Gegenwart am nächsten. Und eine tapfere Realistin ist sie auch dort geblieben, wo sie, wie in ihrem neuen Roman, objektivversöhnend zu wirken versucht. Wo sie sich — nicht durchweg zum Vorteil des Buches — aller Tendenz enthält und lediglich in der Niederschreibung von Schicksalen und Erlebnissen Zeitgeschichte schreibt.

Im »roten Meer« steht ebensowenig ein Held im Mittelpunkt als in den »Töchtern der Hekuba« (beide Bücher führen den gemeinsamen Titel »Mütter und Söhne«). Das Wort, das der alte Spielhagen seinerzeit in bezug auf die gleiche Situation in den »Webern« prägte: »Die Heldin des Buches ist die Not«, kommt einem in den Sinn. Dennoch: die Bewunderer des Viebigschen Fabuliertalents und ihrer realistischen Schilderungskunst haben längst den Wunsch, aus der Hand

der beliebten Autorin wieder einmal ein vollsaftig gestaltetes Kunstwerk, fundamental breitgelagert, wuchtig hochgeschichtet und konsequent durchgeführt zu erhalten. Ob sie als sechzigjährige deutsche Dichterin das noch vermag? Kl

## Notizen

**Die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland.** Hat die Arbeitslosigkeit in Deutschland auch seit dem letzten Winter etwas abgenommen, so ist doch die Zahl der Erwerbslosen noch immer eine recht hohe und beginnt seit einigen Wochen infolge weiterer Zuspitzung der wirtschaftlichen Krise weiter bedenklich anzuschwellen. Nach dem Bericht der Demobilmachungskommission empfingen am 15. Juni 1920 im Deutschen Reich 289 658 Personen Erwerbslosenunterstützungen, zu welchen noch 271 146 »Zuschlagsempfänger«, das heißt unterstützte Familienangehörige von Erwerbslosen hinzukamen. Nach Angabe empfingen Unterstützungen:

| Stichtage im Jahre 1920 | Hauptunterstützungsempfänger (Erwerbslose) | | | Zuschlagsempfänger (Familienangehörige) |
|---|---|---|---|---|
| | Männliche | Weibliche | Zusammen | |
| 15. Januar . . . | 340773 | 106887 | 447660 | 397071 |
| 1. Februar . . . | 321101 | 97303 | 412404 | 392321 |
| 15. Februar . . . | 369639 | 91761 | 401400 | 368000 |
| 1. März . . . . | 286224 | 82635 | 368859 | 349932 |
| 15. März . . . . | 271626 | 75096 | 346722 | 332503 |
| 1. April . . . . | 257186 | 70669 | 327855 | 306475 |
| 15. April . . . . | 242973 | 56536 | 309509 | 293008 |
| 1. Mai . . . . | 228573 | 63753 | 292326 | 273490 |
| 15. Mai . . . . | 212903 | 68031 | 272939 | 257626 |
| 1. Juni . . . . | 209407 | 62554 | 271961 | 254159 |
| 15. Juni . . . . | 221123 | 67935 | 289658 | 271146 |

Verhältnismäßig am größten ist die Erwerbslosigkeit in Hamburg, Sachsen sowie den industriellen Teilen Preußens und Bayerns. In den einzelnen Ländern stellte sie sich am 15. Juni 1920 folgendermaßen dar:

| Gebiet | Hauptunterstützungsempfänger (Erwerbslose) | | | Zuschlagsempfänger (Familienangehörige) |
|---|---|---|---|---|
| | Männliche | Weibliche | Zusammen | |
| Preußen . . . . . | 97473 | 22226 | 119699 | 116189 |
| Bayern . . . . . | 25806 | 7722 | 33526 | 32013 |
| Sachsen . . . . . | 47514 | 27767 | 75281 | 70509 |
| Württemberg . . . . | 3909 | 1482 | 5480 | — |
| Baden . . . . . | 3697 | 1043 | 9740 | 4458 |
| Hessen . . . . . | 3606 | 480 | 4086 | 4973 |
| Mecklenburg-Schwerin . | 699 | 143 | 847 | 540 |
| Mecklenburg-Strelitz . . | 83 | — | 83 | 47 |
| Thüringische Staaten . . | 6142 | 2378 | 8520 | 8905 |
| Oldenburg . . . . . | 892 | 59 | 951 | 1386 |
| Braunschweig . . . . | 777 | 161 | 838 | 754 |
| Anhalt . . . . . | 48 | 2 | 50 | 43 |
| Waldeck . . . . . | 12 | — | 12 | 11 |
| Schaumburg-Lippe . . . | 33 | — | 33 | 51 |
| Lippe . . . . . | 5 | — | 5 | — |
| Hamburg . . . . . | 22742 | 4223 | 26965 | 28015 |
| Bremen . . . . . | 1748 | 202 | 1950 | 2242 |
| Lübeck . . . . . | 848 | 42 | 890 | 942 |
| Deutsches Reich . . . | 221123 | 67935 | 289058 | 271146 |

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 18 38. Jahrgang · 2. Band 30. Juli 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Marx, Engels und Feuerbach. Von Heinrich Cunow.

Das Resultat von Spaa. Von Erwin Barth.

Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit. Von Erich Pagel. II.

Max Klinger. Von Dr. John Schikowski.

Literarische Rundschau: W. Hausenstein und A. Kranold, Der deutsche Student. Pauline Metternich-Sándor, Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Gustav Leutelt, Hüttenheimat.

◆◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

---

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

---


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Eckstein.
5. Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Deutsch von A. Stein.
9. Die Arbeiterbewegung in Belgien. Von Hendrik de Man und Louis de Brouckère.
10. Die Engländer in Ägypten. Von Th. Rothstein.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Strasser.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpiansky.
14. Zur Urgeschichte der Ehe und Familie. Von Heinrich Cunow.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von K. Kautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881. Von Georg Stieklow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Askew.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18 | Ausgegeben am 30. Juli 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Marx, Engels und Feuerbach[1]

Von Heinrich Cunow

Immer wieder taucht in kritischen antimarxistischen Abhandlungen die seltsame Behauptung auf, die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung schalte die Wirkung der Ideen in der Geschichte aus. Sie kenne eigentlich nur eine »mechanische« oder »mechanistische« Wirkung der wirtschaftlichen Tatsachen auf den Geschichtsverlauf. Freilich würden in marxistischen Geschichtserklärungen auch manchmal ideelle Motive zur Erklärung historischer Vorgänge herangezogen; aber das sei eigentlich vom marxistischen Standpunkt aus eine Inkonsequenz, gewissermaßen ein verlegenes Zugeständnis an die als »ideologisch« verspottete liberale Historik.

Sonderbar, wie wenig oft selbst gescheite Menschen, besonders wenn sie sich in ein philosophisches System eingekapselt haben, für die außerhalb ihres eigenen altgewohnten Ideenkomplexes liegenden Auffassungen Verständnis zeigen. In jüngst erschienenen Abhandlungen und Artikeln über die Marxsche Geschichtstheorie bin ich mehrfach diesem alten Einwand gegen die Marxsche Geschichtsauffassung wieder begegnet, zum Teil freilich in einer so naiven Fassung, daß man sofort sieht, der ganze Zusammenhang von Marx mit Hegel und Feuerbach ist den betreffenden Kritikern unbekannt geblieben.

Im Grunde genommen, kann es kaum etwas Absurderes geben als die Behauptung, Marx leugne die Wirkung der Ideen in der Geschichte; denn Marx sieht in der Geschichte der Menschheit die Wirkung menschlicher Aktivität, und ganz selbstverständlich werden doch die Menschen bei ihren geschichtlichen Aktionen von irgendwelchen Vorstellungen und Zwecksetzungen, also von Ideen geleitet. Wie kann auch eine ökonomische Tatsache anders geschichtliche Handlungen beeinflussen, als daß sie dem Menschen zum Bewußtsein kommt, daß er sie also wahrnimmt und in seinen Vorstellungskreis einbezieht, sie apperzipiert, mit anderen Wahrnehmungen und Erfahrungen verknüpft, das heißt die einfache intuitive Apperzeption

[1] Am 5. August dieses Jahres sind es fünfundzwanzig Jahre, seit uns der Tod den Mitbegründer des marxistischen Sozialismus, unseren Altmeister Friedrich Engels, entrissen hat. Voraussichtlich werden manche unserer Parteiblätter Gedenkartikel zu diesem Tage bringen, in denen sie den Lebenslauf und das Wirken unseres großen Vorkämpfers schildern. Wir möchten diese Gedenkartikel nicht noch durch einen weiteren vermehren, zumal wir erst kürzlich (Heft 12 und 13) zwei Artikel über die Jugendjahre von Friedrich Engels gebracht haben. Wir glauben den Manen des großen Toten besser unseren Dank durch die Veröffentlichung des nachstehenden Aufsatzes, der das geistige Verhältnis von Engels und Marx zu Ludwig Feuerbach behandelt, abtragen zu können.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

zu »Gedankenreihen«, zu »Zweckvorstellungen« erweitert und nun durch diese zu Willensaktionen bestimmt wird. Eine ökonomische Tatsache, deren sich der Mensch gar nicht bewußt wird, die nicht in seinen Vorstellungskreis eingeht und ihn nicht dazu veranlaßt, wie es im Volksmund heißt, »sich über die Sache seine Ideen zu machen«, kann in ihm auch nicht irgendwelchen Willen auslösen. Seine Wahrnehmungen, Erkenntnisse, Folgerungen und Entschlüsse mögen irrige sein; aber eine rein mechanische Relation zwischen ökonomischen Tatsachen und geschichtlichen Handlungen gibt es gar nicht. Alles, was den Menschen bewegt, muß, wie Engels in seiner Schrift über Feuerbach »Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie« (S. 23) sagt, den Durchgang durch seinen Kopf machen:

Die Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen drücken sich in seinem Kopfe aus, spiegeln sich darin ab als Gefühle, Gedanken, Triebe, Willensbestimmungen, kurz als »ideale Strömungen«, und werden in dieser Gestalt zu idealen Mächten. Wenn nun der Umstand, daß dieser Mensch überhaupt idealen Strömungen folgt und idealen Mächten einen Einfluß auf sich zugesteht — wenn dies ihn zum Idealisten macht, so ist jeder einigermaßen normal entwickelte Mensch ein geborener Idealist....

Schon im »Elend der Philosophie« führt Marx aus, daß die Begriffe und Prinzipien nur »theoretische Ausdrücke«, ideelle Abstraktionen der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse sind, und erklärt auf S. 101:

Aber dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Produkte.

Noch bestimmter heißt es in der bekannten Marxschen Definition der materialistischen Geschichtstheorie (Vorwort zur »Kritik der politischen Ökonomie«):

Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten.

Die Ideen, Prinzipien, Motive, kurz die ideologischen Faktoren, sind also nach Marxscher Auffassung nichts Wesensverschiedenes von den sogenannten ökonomischen Faktoren; sie sind ihre Umsetzung ins Ideelle, die Gedankenform, in der sich die Menschen der ökonomischen Tatsachen und ihrer Veränderungen bewußt werden. Nur in dieser ideellen Form erfaßt der Mensch sie, und nur in dieser Form vermag er seine wirtschaftlichen Konflikte in der Geschichte auszukämpfen.

Demnach ist es denn auch ein völliges Mißverständnis, wenn sogar von sogenannten »Marxisten« behauptet wird, Marx erkenne neben den ökonomischen Faktoren auch nichtökonomische oder ideelle Faktoren als wirksam in der Geschichte an, ja er habe sogar öfters diesen letzteren einen viel größeren Einfluß auf die Handlungen der Menschen zugestanden usw. Das ist leeres Gerede. Die ökonomischen Tatsachen vermögen nach Marxscher

Auffassung überhaupt erst den Menschen zu einem Wollen und Handeln zu veranlassen, indem sie sich in seinem Kopfe in bestimmte Motive umsetzen.

Viel besser als diese Marxisten hat (obgleich er nur bis zu einem gewissen Grade Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung ist) Professor Rudolf Stammler das Verhältnis der »ideellen« zu den »materiellen« Faktoren begriffen, wenn er in seinem Werk »Wirtschaft und Recht« (1. Auflage, S. 72) sagt:

Die materialistische Geschichtsauffassung behauptet gar nicht, daß jedes einzelne geschichtliche Ereignis oder jede erfolgreiche oder scheiternde Rechtsreform in unmittelbarer Weise von irgendeinem wirtschaftlichen Moment hervorgebracht sei. Sie sagt nicht, daß jegliche religiöse und sittliche Vorstellung, jedes Wollen und Streben oder der jeweilige Stand der Wissenschaft wie einer Kunst direkt aus einem entsprechenden wirtschaftlichen Phänomen herfließe.

Der Prozeß der sozialgeschichtlichen Entwicklung ist ein überaus komplizierter. Es ist nicht für jedes besondere Vorkommnis nur eine einzige Ursache gegeben, nämlich ein wirtschaftlicher Grund; sondern in dem Werden und Vergehen der mannigfachen Erscheinungen im sozialen Dasein der Menschen verwebt sich ein wirres Geflecht einander durchkreuzender Einzelursachen und Wirkungen. Bezüglich ihrer mag man ruhig behaupten, daß daselbst an ihrem Sonderplatz materielle Momente, physiologisch erkannte Kausalität für menschliches Begehren neben (wie man allgemein sagt) geistigen bestimmenden Gründen, die in ihrem physiologisch-kausalen Werden wissenschaftlich nicht erklärt sind, sich befinden; und daß die Ideen des Guten und Gerechten sowie religiöse Vorstellungen und bestimmte geistige Entwickelheit überhaupt von maßgeblichem Einfluß auf die Ausgestaltung des Rechtes und des gesellschaftlichen Lebens der Menschen seien. Der soziale Materialist wird dem nicht widersprechen. Es ist ein Irrtum, falls man meint, daß er solchen Widerspruch erheben müßte, um sein Grundprinzip und seine daraus abgeleitete allgemeingültige Methode der Sozialwissenschaft zu retten.

Es widerlegt die Theorie des sozialen Materialismus in nichts, wenn dargetan werden kann, daß in einem besonderen Falle die nächstliegende Ursache einer sozialen Erscheinung nicht ökonomische Bedingungen, sondern ideelle Momente waren: Rollt man die Kette der Ursachen weiterhin auf und erkennt sie in ihrem einheitlichen Zusammenhang vollständig, so gelangt man schließlich immer zu der Unterlage des sozialen Lebens — zu der sozialen Wirtschaft.

Der Kampf der Parteien, Klassen, Stände, Gruppen in der Gesellschaft, wie er sich geschichtlich vollzieht, wird immer mit »Ideen« (Ideologien) ausgefochten; selbst hinter dem Kampf auf dem Schlachtfeld oder auf der Straßenbarrikade stehen sogenannte »treibende Ideen« oder »ideelle Faktoren«. Er ist, um ein Wort des Strategen v. Clausewitz zu variieren, nur eine »Fortsetzung des Ideenkampfes mit gewalttätigen Mitteln«. In dieser Auffassung scheidet sich die sogenannte materialistische oder ökonomische Geschichtsauffassung keineswegs von der idealistischen. Sogenannte ideale Ursachen, Motive, Zwecke erkennt auch die Marx-Engelssche Geschichtstheorie an, aber während die idealistische Geschichtsauffassung die ideellen Momente als selbständige, im Kopfe der Menschen entstandene, der menschlichen Vernunft oder der »Weltvernunft« entstammende, von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängige Gedankengebilde auffaßt, sieht die materialistische Geschichtsauffassung in ihnen nur ideelle Zwischenglieder in der Kausalreihe der von der Wirtschaftsweise ausgehenden Wirkungen. Für den Anhänger

der idealistischen Geschichtschreiber sind die Ideen ein Primäres, die letzte Ursache des Geschichtsgeschehens; für den Marxisten sind sie hingegen ein Sekundäres, bedingt durch die Wirtschaftsstruktur. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß der ideelle Faktor wirkt und Handlungen auslöst, aber er selbst ist wieder ein sozial »Ausgewirktes«. Verfolgt man die Kausalreihe der Wirkungen bis auf die Grundursache zurück, gelangt man schließlich zur Wirtschaftsstruktur als dem eigentlichen Fundament.

Erklärlich ist die Behauptung, Marx erkenne nicht die »Ideen« als in der Geschichte wirksam an, nur daraus, daß man Marxens geistiges Verhältnis zu Hegel und Feuerbach nicht kennt, vor allem nicht den Einfluß, den Feuerbach auf die materialistische Geschichtsauffassung gehabt.

Bekanntlich geht Marx von Hegel aus. In seiner im Frühjahr 1841 geschriebenen Doktordissertation über die »Differenz der demokratischen und epikureischen Naturphilosophie« zeigt er sich noch als reiner Idealist der Hegelschen Schule, der in dem Geschichtsverlauf nur die Auswirkung der Ideen, des Weltgeistes sieht. Und dasselbe gilt von seinen ersten Abhandlungen. Aber schon in einigen dieser tritt verstohlen die Auffassung hervor, daß die »Begriffe« Hegels nicht als Abstraktum, sondern in ihrem inneren Zusammenhang als »gesellschaftliche Vernunft« begriffen werden müßten, woraus sich weiter für Marx die Auffassung ergibt, daß die Ideen gesellschaftlich gebunden, das heißt vom Gesellschaftsleben abhängig sind.

Vertieft wurde diese Auffassung dadurch, daß Marx inzwischen mit verschiedenen Feuerbachschen Schriften (soweit sich ersehen läßt, zunächst mit der 1835 als Broschüre erschienenen »Kritik des Anti-Hegel«, dann mit verschiedenen, in den »Halleschen Jahrbüchern« erschienenen Besprechungen, darauf mit dem 1841 herausgekommenen »Wesen des Christentums« und der 1843 veröffentlichten kleinen Schrift »Die Grundsätze der Philosophie der Zukunft«) bekannt geworden war und in diesen das allgemeine Bewußtsein nicht als Ursache des gesellschaftlichen Seins, sondern umgekehrt das menschliche Bewußtsein als Folge des menschlichen Seins aufgefaßt gefunden hatte. So heißt es denn auch in einem Briefe Marxens an Ruge vom September 1843:

Die Reform des Bewußtseins besteht nur darin, daß man die Welt ihres Bewußtseins inne werden läßt, daß man sie aus dem Traum über sich selbst aufweckt, daß man ihre eigenen Aktionen ihr erklärt. Unser ganzer Zweck kann in nichts anderem bestehen, wie dies auch bei Feuerbachs Kritik der Religion der Fall ist, als daß die religiösen und politischen Fragen in die selbstbewußte menschliche Form gebracht werden. Unser Wahlspruch muß also sein: Reform des Bewußtseins nicht durch Dogmen, sondern durch Analysierung des mystischen, sich selbst unklaren Bewußtseins, trete es nun religiös oder politisch auf.

Und noch deutlicher tritt dieser Einfluß Feuerbachs in dem von Marx für die »Deutsch-Französischen Jahrbücher« geschriebenen Aufsatz »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« hervor. Gleich zu Anfang heißt es dort:

Das Fundament der irreligiösen Kritik ist: Der Mensch macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen. Und zwar ist die Religion das Selbstbewußtsein und das Selbstgefühl des Menschen, der sich selbst entweder noch nicht erworben oder schon wieder verloren hat. Aber der Mensch, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, Staat, Sozietät. Dieser Staat, diese Sozietät produzieren die

Religion, ein verkehrtes Weltbewußtsein, weil sie eine verkehrte Welt sind....

In der 1845 erschienenen »Heiligen Familie oder Kritik der kritischen Kritik« wird denn auch schon teilweise Hegel im Sinne Feuerbachs rektifiziert:

Hegels Geschichtsauffassung setzt einen abstrakten oder absoluten Geist voraus, der sich so entwickelt, daß die Menschheit nur eine Masse ist, die ihn unbewußter oder bewußter trägt. Innerhalb der empirischen, exoterischen Geschichte läßt er daher eine spekulative, esoterische Geschichte vorgehen. Die Geschichte der Menschheit verwandelt sich in die Geschichte des abstrakten, daher dem wirklichen Menschen jenseitigen Geistes der Menschheit....

... Schon bei Hegel hat der absolute Geist der Geschichte an der Masse sein Material und seinen entsprechenden Ausdruck erst in der Philosophie. Der Philosoph erscheint indessen nur als das Organ, in dem sich der absolute Geist, der die Geschichte macht, nach Ablauf der Bewegung nachträglich zum Bewußtsein kommt. Auf dieses nachträgliche Bewußtsein des Philosophen reduziert sich sein Anteil an der Geschichte, denn die wirkliche Bewegung vollbringt der absolute Geist unbewußt. Der Philosoph kommt also post festum.

Noch weit mehr als Marx zeigt sich Friedrich Engels von Ludwig Feuerbachs Philosophie beeinflußt. Mit Begeisterung begrüßte er Feuerbachs »Wesen des Christentums«, wenn er auch fand, daß Feuerbachs »Mensch« noch immer zu sehr »mit einem theologischen Heiligenschein der Abstraktion bekränzt« sei, eine Spukgestalt, die durch den empirischen, leibhaftigen Menschen, wie er sich inmitten der Gesellschaft entwickelt habe, ersetzt werden müsse. Engels hat erst Marx auf manche Ausführungen Feuerbachs hingewiesen. Doch es ist müßig, des näheren zu untersuchen, inwieweit Engels in dieser Richtung auf Marx vorwärtsdrängend eingewirkt hat — genug, beide wurden enthusiasmierte Feuerbachianer, jedoch ohne zunächst zu einer vollen Auseinandersetzung mit Hegel zu gelangen. Erst nachdem sie durch die Veröffentlichung der von Arnold Ruge unter dem Titel »Anekdota« herausgebrachten Schrift mit Feuerbachs »Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie« und dann im Herbst 1846 mit dem »Wesen der Religion« (vergl. Engels' Brief an Marx aus Paris vom 19. August 1846; Briefwechsel, 1. Band, S. 23) bekannt geworden waren, gelangten sie mit ihrer Geschichtsauffassung zu einem gewissen Abschluß, und zwar scheinen die »Thesen« in ihrer scharfen, antihegelschen Fassung sie weit mehr beeinflußt zu haben als die Schrift über das »Wesen der Religion«, in der sie keinen Fortschritt über das »Wesen des Christentums« hinaus zu entdecken vermochten. Engels nennt diese neue Schrift denn auch in seinem obenerwähnten Brief ein »Ding, ganz im alten Stiefel«.

Tatsächlich enthalten die Feuerbachschen »Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie« bereits die ganze spätere Marxsche Auffassung über den Zusammenhang zwischen Denken und Sein, wie er in dem bekannten Marxschen Satze des Vorworts zur »Kritik der politischen Ökonomie« zum Ausdruck kommt: »Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.« So heißt es zum Beispiel in den Feuerbachschen »Thesen«:

... Der bisherige Gang der spekulativen Philosophie vom Abstrakten zum Konkreten, vom Idealen zum Realen ist ein verkehrter. Auf diesem Wege kommt man nie zur wahren objektiven Realität, sondern immer nur zur Realisation seiner

eigenen Abstraktionen und eben deswegen nie zur wahren Freiheit des Geistes, denn nur die Anschauung der Dinge und Wesen in ihrer objektiven Wirklichkeit macht den Menschen frei und ledig aller Vorurteile. Der Übergang vom Idealen zum Realen hat seinen Platz in der praktischen Philosophie....

... Das wahre Verhältnis vom Denken zum Sein ist nur dieses: Das Sein ist Subjekt, das Denken Prädikat. Das Denken ist aus dem Sein, aber das Sein nicht aus dem Denken. Sein ist aus sich und durch sich — Sein wird nur durch Sein gegeben — Sein hat seinen Grund in sich, weil nur Sein Sinn, Vernunft, Notwendigkeit, Wahrheit, kurz alles in allem ist. Sein ist, weil Nichtsein Nichtsein, das heißt nichts, Unsinn ist....

... Das Sein wird nur da vom Denken abgeleitet, wo die wahre Einheit vom Denken und Sein zerrissen ist, wo man erst dem Sein seine Seele, sein Wesen durch die Abstraktion genommen und dann hinterdrein wieder in dem vom Sein abgezogenen Wesen den Sinn und Grund dieses für sich selbst leeren Seins findet; gleichwie nur da die Welt aus Gott abgeleitet wird und werden muß, wo man das Wesen der Welt von der Welt willkürlich absondert....

Die Marxsche Geschichtstheorie übernimmt diese Kausalauffassung; aber damit bestreitet sie keineswegs, daß das Denken das Handeln der Menschen bestimmt. Sie behauptet nur, daß die aus dem Denken sich ergebende Ideologie nicht das Primäre, nicht ein freies Erzeugnis des sogenannten Geistes ist, sondern daß Form und Richtung des Denkens ihrerseits wieder durch das gesellschaftliche Sein, das heißt durch den sozialen Lebensprozeß bestimmt werden; die Ideologie also nichts anderes ist als die ins Ideelle übersetzte Realität des Gesellschaftslebens oder, wie Engels sich ausdrückt, der ideelle Reflex der sozialen Verhältnisse.

Die Wirkung ideeller Faktoren wird demnach durchaus nicht geleugnet; nur sind diese nach Marxscher Auffassung nichts Selbständiges, sondern abhängig vom gesellschaftlichen Zusammenleben und demnach nur Kausalzwischenglieder in der Kettenreihe des Geschichtsverlaufs.

Die Lehre von der Abhängigkeit der Ideologie vom gesellschaftlichen Sein ist also, wenn Marx ihr auch auf halbem Wege entgegenkam, nicht geistiges Eigentum von Marx. Aber damit ist natürlich nicht gesagt, daß eigentlich die Marxsche Geschichtstheorie von Feuerbach stammt, denn über die Auffassung, daß das Sein Subjekt, das Denken Prädikat sei, kommt Feuerbach nicht wesentlich hinaus.

Feuerbachs Philosophie stellt sich als ein kritischer Bruch mit Hegel und als eine Beiseiteschiebung dieses großen Denkers dar, nicht als eine geistige Überwindung, vor allem nicht auf sozialphilosophischem Gebiet. Mit der Hegelschen Dialektik weiß Feuerbach nichts anzufangen, und zudem bleibt er beim Begriff des gesellschaftlichen Seins einfach stehen. Woraus dieses Sein besteht, worauf es beruht, wie es sich entwickelt, untersucht er nicht. Über die schon in seinen »Vorläufigen Thesen« enthaltene Definition »Das Wesen des Seins als Sein ist das Wesen der Natur; die zeitliche Genesis erstreckt sich nur auf die Gestalten, nicht auf das Wesen der Natur« kommt er kaum hinaus. So gelangt er denn auch nicht dazu, die Welt als einen Prozeß, als einen in steter geschichtlicher Fortbildung begriffenen Stoff aufzufassen, die Natur gedanklich von der Gesellschaft, also die natür-

liche Umwelt von der sozialen Umwelt zu trennen und den Menschen teils als Naturwesen, teils als Gesellschaftswesen aufzufassen. Der Mensch bleibt für Feuerbach im wesentlichen ein bloßes Naturwesen, »ein Teil der Natur, ein Teil des Seins«, wie er sagt, in seiner Wesenheit durch die Natur bestimmt. Der Mensch wird ihm nicht zum Gesellschaftswesen, nicht minder in seiner Wesenheit bestimmt durch die Entwicklung der Gesellschaft. Zwar findet man vereinzelt bei Feuerbach Sätze wie den folgenden: »Der Mensch, der ursprünglich aus der Natur entsprang, war auch nur ein reines Naturwesen, kein Mensch. Der Mensch ist ein Produkt des Menschen, der Kultur, der Geschichte.« Aber das sind nur gelegentliche geistige Gedankenblitze; auf seine eigentliche Auffassung des Menschen bleiben sie ohne Einfluß.

Und noch weniger gelangt Feuerbach dazu, in der Gesellschaft ein historisches Entwicklungsprodukt menschlich-sinnlicher Tätigkeit, eine Auswirkung menschlicher Lebensarbeit zu sehen. Zwar ist insofern, als nach Feuerbach »das Wesen der Menschen nur in der Gemeinschaft, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen« enthalten ist, der Mensch als Naturwesen zugleich auch ein Gattungswesen, aber zu einem eigentlichen, in seiner Wesenheit zugleich durch die Gesellschaftsentwicklung bestimmten Gesellschaftswesen wird er Feuerbach nicht, und so kommt denn auch dieser zur Annahme eines gleichbleibenden wahren menschlichen Wesens an sich und prägt in seinen »Grundsätzen der Philosophie« den Satz: »Kunst, Religion, Philosophie sind nur die Erscheinungen oder Offenbarungen des wahren menschlichen Wesens. Mensch, vollkommener, wahrer Mensch ist nur, wer ästhetischen oder künstlerischen, religiösen oder sittlichen und philosophischen oder wissenschaftlichen Sinn hat — Mensch überhaupt nur der, welcher nichts wesentlich Menschliches von sich ausschließt.«

Einen ganz anderen Weg schlugen in der Ausbildung ihrer Geschichtstheorie Marx und Engels ein. Sie übernahmen wohl Feuerbachs materialistische Denklehre, aber zugleich die Hegelsche Dialektik, indem sie den dialektischen Prozeß aus dem Reiche der Selbstbewegung des Begriffs in die materielle Entwicklungsbewegung der Gesellschaft verlegten. Ferner aber unterschieden sie, ausgehend von der Tatsache, daß der Mensch nicht nur in der Natur, sondern auch in der Gesellschaft lebt, den Menschen als Naturwesen von dem Menschen als Gesellschaftswesen. Der wahre Mensch im Sinne Feuerbachs gilt ihnen als eine bloße philosophische Konstruktion und ebenso die sogenannte wahre Wesenheit des Menschen. Der wirkliche Mensch ist ihnen der historische im arbeitstätigen Zusammenwirken mit anderen innerhalb der Gesellschaft gewordene Mensch. Deshalb ist auch seine Wesenheit ein Wechselndes, ein entwicklungshistorisch Bedingtes, und sein religiöses und ästhetisches Gefühl ist daher ebensowenig wie die sogenannten egoistischen und altruistischen, sozialen und antisozialen, moralischen oder unmoralischen Triebe nicht etwas ein für allemal in der menschlichen Wesenheit Gegebenes, Sichgleichbleibendes; sondern sie sind veränderliche historische Entwicklungsprodukte. Mit der Zurückführung der religiösen Auffassung auf die Wesenheit des Menschen ist also nur der Anfang zu ihrer Erklärung gemacht; es gilt, diese Wesenheit in ihrem geschichtlichen Werdegang zu begreifen.

Zu solcher historischen Auffassung menschlicher Wesenheit waren Marx und Engels größtenteils schon um die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelangt. Bei aller Hochschätzung Feuerbachs wenden sie sich daher auch alsbald gegen Feuerbachs »Gedankenbild« vom »abstrakten« wahren Menschen. So schreibt Engels am 19. November 1844 an Marx (Briefwechsel, 1. Band, S. 7):

Stirner hat recht, wenn er »den Menschen« Feuerbachs, wenigstens (den) des Wesens des Christentums verwirft; der Feuerbachsche »Mensch« ist von Gott abgeleitet. Feuerbach ist von Gott auf den »Menschen« gekommen, und so ist »der Mensch« allerdings noch mit einem theologischen Heiligenschein der Abstraktion bekränzt. Der wahre Weg, zum »Menschen« zu kommen, ist der umgekehrte. Wir müssen vom Ich, vom empirischen, leibhaftigen Individuum ausgehen, nicht um, wie Stirner, drin stecken zu bleiben, sondern uns von da aus zu »dem Menschen« zu erheben. »Der Mensch« ist immer eine Spukgestalt, solange er nicht an dem empirischen Menschen seine Basis hat. Kurz, wir müssen vom Empirismus und Materialismus ausgehen, wenn unsere Gedanken und namentlich unser »Mensch« etwas Wahres sein sollen; wir müssen das Allgemeine vom Einzelnen ableiten, nicht aus sich selbst oder aus der Luft à la Hegel.

Und noch schärfer kritisiert in seinen 1845 niedergeschriebenen Glossen zu Feuerbachs »Wesen des Christentums« Marx (abgedruckt in Friedrich Engels' »Ludwig Feuerbach«, S. 63) dessen Auffassung:

Feuerbach löst das religiöse Wesen in das menschliche Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Feuerbach, der auf die Kritik dieses wirklichen Wesens nicht eingeht, ist daher gezwungen:

1. von dem geschichtlichen Verlauf zu abstrahieren und das religiöse Gemüt für sich zu fixieren und ein abstrakt-isoliert-menschliches Individuum vorauszusetzen;
2. kann bei ihm daher das menschliche Wesen nur als »Gattung«, als innere, stumme, die viele Individuen bloß natürlich verbindende Allgemeinheit gefaßt werden.

Feuerbach sieht daher nicht, daß das »religiöse Gemüt« selbst ein gesellschaftliches Produkt ist und daß das abstrakte Individuum, das er analysiert, in Wirklichkeit einer bestimmten Gesellschaftsform angehört.

Erst indem Marx und Engels, über Feuerbachs unhistorische Abstraktionen hinweggehend, den Menschen als historisches Entwicklungsprodukt auffaßten und zugleich die Grundlage des (gesellschaftlichen) Seins in der Wirtschaftsweise fanden, gelangten sie zu jener ökonomischen Geschichtskausaltheorie, die uns später in ihren Schriften als »materialistische Geschichtsauffassung« entgegentritt.

## Das Resultat von Spaa

Von **Erwin Barth**

Die Konferenz von Spaa ist am 17. Juli auseinandergegangen, ohne das ursprünglich festgesetzte Programm erledigt zu haben. Die wichtigste Frage, die der Wiedergutmachung, konnte nicht mehr in Angriff genommen werden; man war nach den Verhandlungen über die deutschen Kohlenlieferungen sich darüber klar geworden, daß man gar nicht genügend vorbereitet war und daß insbesondere die Alliierten viel zu wenig unter sich einig waren.

Die Methode von Spaa wich von der in Versailles immerhin erheblich ab. Namentlich bei der Behandlung der Kohlenfrage wurde das sichtbar. In Versailles wurde nur befohlen, stumm unsere völlige Unterwerfung unter die Willkür der Sieger zu unterschreiben oder unser Land dem Einmarsch feindlicher Krieger preiszugeben. In Spaa war uns doch Gelegenheit gegeben, in persönlichen Konferenzen und kontradiktorischen Verhandlungen darzutun, was wir leisten und was wir wahrscheinlich nicht leisten könnten, und erst nach der Aussprache wurde uns unsere Unterschrift unter Drohungen mit dem Einmarsch erzwungen. In Spaa herrschte also die Diktatur der Sieger, gemildert durch vorhergegangene Verhandlungen.

Aber auch die in Spaa geübte Methode des Diktierens birgt schwerste Gefahren für die endliche Liquidierung der Kriegsstimmung, für die Annäherung der Völker und für die Erzeugung einer Atmosphäre des Vertrauens in Europa. Wenn die mit dem Diktat gleichzeitig festgesetzten Strafmaßnahmen im Falle der Nichterfüllung ernst gemeint sind — sie sind bestimmt ernst zu nehmen —, so müssen sie angewendet werden, sobald eine Forderung nicht termintreu erfüllt wird. Wenn das Diktat auch nur um fünf Prozent über die Leistungsmöglichkeit hinausgeht, so trifft es uns mit seinen Straffolgen *genau so hart*, als wenn es zu fünfzig Prozent unerfüllbar ist.

Wenn die Festsetzung der Modalitäten für die Durchführung der Wiedergutmachung, die man Mitte August in Genf auf einer neuerlichen Konferenz behandeln will, auch unter diesem Druck der Säbelspitze erfolgen soll, dann ist nichts gelernt und für die Herbeiführung eines wirklichen Friedenszustandes nichts geleistet worden. *Dann wird Europa, an der Spitze Deutschland, weiter in den Abgrund gerissen.*

Es darf nicht verkannt werden, daß den Alliierten diese Methode des Diktierens zurzeit als das Gebotene erscheint. Die Alliierten sind untereinander über die Durchführung des Friedensvertrags nicht einig; ihre wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse sind voneinander ebenso verschieden wie ihre außenpolitischen Bedürfnisse und Absichten. Sie alle auf einen gemeinsamen Standpunkt zu vereinigen, kostet häufig monatelange Konferenzen voll hartnäckigsten Feilschens. Sie müssen einen einheitlichen Standpunkt erreichen, weil sie gemeinsame Garanten des Friedensvertrags sind und weil ihnen die äußerliche Geschlossenheit in allen ihn betreffenden Fragen zunächst noch über alles geht. Sobald sie nun aber ihre Pläne auf den Konferenztisch vor die Gegner hinlegen, wird das mühsam Vereinbarte Gegenstand der Verhandlungen und notwendigerweise erschüttert. Damit kommt die mühevoll erreichte Einigung der Alliierten ins Wanken, und es bedarf für jede Abänderung neuer interner Konferenzen. Die Front der Alliierten ist eine starre Fassade, die Widerstreitendes verbirgt. Es fehlt jene Elastizität, die am Verhandlungstisch notwendig ist. Dieser Mangel an Anpassungsfähigkeit an reale Erfordernisse und Möglichkeiten reizt natürlich und zwingt sogar dazu, die Entscheidung durch Diktieren herbeizuführen.

* * *

Zwei Tagesordnungpunkte der Konferenz in Spaa sind letztlich durch das Diktat der Gegner entschieden worden. Nur in der Frage der Bestrafung der Kriegsverbrecher, die noch vor nicht zu langer Zeit ganz Deutschland in gefährliche Erregung versetzte, ist schnell eine Einigung erzielt wor-

den. Die Probeprozesse werden vor dem Reichsgericht in Leipzig geführt, das damit eine ganz neuartige Aufgabe zu erfüllen hat.

Das Diktat über die deutschen Kohlenlieferungen an die Entente ist nach langen, komplizierten und konfliktschwangeren Verhandlungen gesprochen worden. Darin wird gesagt:

daß die deutsche Regierung sich verpflichtet, ab 1. August 1920 während sechs Monaten monatlich 2 Millionen Tonnen Steinkohlen an die Entente zu liefern;

daß die Kohle zum deutschen Inlandpreis auf das Wiedergutmachungskonto angerechnet und außerdem von den Alliierten als Gegenleistung für die Befugnis, sich besondere Qualitäten von Kohle liefern zu lassen, eine Prämie von 5 Goldmark pro gelieferte Tonne Kohle in bar zum Erwerb von Nahrungsmitteln für die deutschen Bergarbeiter gezahlt wird;

daß alsbald von den Alliierten ein Abkommen über die Verteilung der oberschlesischen Kohle durch eine Kommission, in der auch Deutschland vertreten ist, getroffen wird;

daß alsbald in Essen eine Kommission unter deutscher Beteiligung zusammentritt, die Mittel und Wege finden soll, um die Lebensbedingungen der Bergarbeiter bezüglich der Ernährung und der Kleidung im Hinblick auf eine bessere Ausbeutung der Bergwerke zu heben;

daß die Alliierten sich bereit erklären, während des sechsmonatigen Lieferungszeitraums an Deutschland einen Vorschuß zu gewähren in der Höhe des Unterschieds zwischen dem deutschen Inlandpreis der gelieferten Kohlen und dem deutschen Ausfuhrpreis für Kohlen aus deutschen Häfen, beziehungsweise dem englischen Ausfuhrpreis aus englischen Häfen. Dieser Vorschuß wird später verrechnet und hat den Vorrang vor allen anderen Forderungen der Alliierten gegen Deutschland; und

daß, falls am 15. November festgestellt wird, daß die deutschen Kohlenlieferungen für August, September und Oktober die Mindestgrenze von 6 Millionen Tonnen nicht erreicht haben, die Alliierten zur Besetzung des Ruhrgebiets oder eines anderen neuen Teils deutschen Gebiets schreiten werden.

Nach dem Friedensvertrag von Versailles ist Deutschland zur Gesamtlieferung von zunächst 41 Millionen Tonnen Steinkohlen jährlich an Frankreich, Belgien und Italien verpflichtet worden. Dabei waren uns die elsaß-lothringischen Gruben mit 3,8 Millionen Tonnen und die Saargruben mit 17 Millionen Tonnen Friedensförderung ganz abgenommen worden, und von der oberschlesischen Förderung (43,4 Millionen Tonnen Friedensförderung) war uns nur ein ganz kleiner Teil überlassen worden. Die Kohlenlieferung an die Entente hätte also fast ausschließlich durch das Ruhrgebiet erfolgen müssen, das 1913 eine Förderleistung von 114,5 Millionen Tonnen hatte, inzwischen aber auf etwa 80 Millionen Tonnen Jahresförderung zurückgegangen war. Die Alliierten haben bald eingesehen, daß die Kohlenlieferungspflichten im Versailler Vertrag Wahnsinnsgeburten waren. Schon im vorigen Jahre hat Loucheur, der damalige französische Wiedergutmachungskommissar, vor einer auch von Deutschland beschickten Kommission zugegeben: »Daß der Kohlenlieferungsvertrag nach den Versailler Bestimmungen für Deutschland nicht erfüllbar ist, wissen wir.« Die Lieferpflicht wurde denn auch auf 30 Millionen Tonnen Kohle jährlich herabgesetzt.

In Spaa forderten die Alliierten eine monatliche Kohlenlieferung von 2,5 Millionen Tonnen, während die deutsche Delegation mit Rücksicht auf die schwere Kohlennot für Industrie und Hausbrand nur monatlich 1 Million Tonnen versprechen zu dürfen glaubte. Die Differenz war also groß. Unter der Voraussetzung einer besseren Ernährung der deutschen Bergarbeiter bot Deutschland schließlich eine staffelweise Ablieferung bis zu monatlich 1,7 Millionen Tonnen an. Die Alliierten lehnten das ab. Ebenso lehnten sie ab, uns die Differenz zwischen dem deutschen Inlandpreis und dem Weltmarktpreis bar zu bezahlen. Sie bestanden schließlich in ihrem Diktat auf 2 Millionen Monatstonnen, zunächst während 6 Monaten.

Die deutsche Delegation hatte zu entscheiden zwischen der sofortigen militärischen Besetzung des Ruhrgebiets durch alliierte Truppen und der Unterschrift unter ein diktiertes Protokoll, das eine Besetzung des Ruhrgebiets am 15. November im Falle der Nichterfüllung in Aussicht stellt. Sie unterschrieb unter Protest gegen die Androhung einer Besetzung im Falle der Nichterfüllung.

Ab 1. August sind nun monatlich 2 Millionen Tonnen Steinkohlen an die Alliierten abzuliefern (an Frankreich 1 550 000, Belgien 215 000, Italien 200 000 und Luxemburg 35 000 Tonnen). Gegenüber dem Versailler Vertrag sind eine Reihe von Verbesserungen festzustellen. Dort war eine Lieferung von monatlich fast 3,5 Millionen Tonnen Kohle verlangt, jetzt sind es 2 Millionen Tonnen monatlich. Dort war eine Bezahlung überhaupt nicht vorgesehen, jetzt wird der deutsche Inlandpreis berechnet und uns auf dem Wiedergutmachungskonto gutgeschrieben. Außerdem werden 5 Goldmark pro Tonne zum Ankauf von Nahrungsmitteln für die deutschen Bergarbeiter in bar bezahlt, das heißt monatlich 10 Millionen Goldmark gleich heute zirka 80 Millionen Papiermark. Außerdem wird uns ein Vorschuß in der Höhe der Differenz zwischen Inlandpreis plus 5 Goldmark und dem allerdings für uns ungünstig berechneten Weltmarktpreis pro Tonne ausgezahlt, den wir freilich zurückzahlen müssen.

* * *

Ob Deutschland die ihm auferlegten Verpflichtungen in der Militärfrage und in der Frage der Kohlenlieferung, hinter denen in beiden Fällen das Gespenst des Einmarsches steht, vollständig wird erfüllen können, ist die Frage. Auch die Regierung ist keineswegs sicher. Sie hält mit ihren Sorgen darüber nicht zurück.

Die Verminderung des deutschen Heeres ist ohne Zweifel durchführbar. Die Ablieferung der in den Händen von Unberufenen befindlichen angeblich 2 Millionen Gewehre ist u n m ö g l i c h. Die in den Händen der Konterrevolutionäre von rechts und von links befindlichen Gewehre sind in nennenswerter Zahl nicht zu bekommen. Beide Lager sind gegeneinander mit stärkstem Mißtrauen erfüllt. Jede der beiden Gruppen glaubt namentlich, gegen die Absichten der anderen Waffen nötig zu haben. Keine wird mit der Waffenablieferung anfangen wollen. Die Regierung muß mit schärfsten Strafmaßnahmen gegen die vorgehen, die nicht freiwillig die Waffen abliefern und böswillig oder leichtfertig die Gefahr des feindlichen Einmarsches vergrößern. Wir müssen durch besonderen Aufwand von Energie in der Waffenablieferungsaktion der Entente unseren Willen zur Erfüllung dieser Verpflichtung zeigen. Wenn die Entente jedoch die nahezu 2 Millionen

Gewehre haben will, von denen Lloyd George in Spaa behauptete, daß sie in Händen Unberufener in Deutschland sind, so werden wir sicher mit dem Einmarsch alliierter Truppen im Westen rechnen müssen.

Die Verpflichtung zur monatlichen Lieferung von 2 Millionen Tonnen Kohlen scheint auch bei größter Anspannung der Arbeitskräfte und bei stärkster Sparsamkeit im Kohlenverbrauch unseres Landes nicht erfüllbar. Wir haben bisher an die Entente geliefert: September 1919 417 000 Tonnen, Oktober 599 000, November 622 000, Dezember 675 000, Januar 1920 425 000, Februar 673 000, März 573 000, April 718 000, Mai 962 000 Tonnen. Jetzt muß reichlich das Doppelte der Mindestlieferung monatlich abgeliefert werden. Es steht zu befürchten, daß uns dazu nicht einmal die Verkehrsmittel zur Verfügung stehen.

Wir hoffen für das Jahr 1920 auf eine Steinkohlenförderung von 126 Millionen Tonnen (einschließlich Oberschlesien) zu kommen. Davon würden nach Deckung des Selbstverbrauchs der Zechen, des Bedarfs der Eisenbahnen, der Schiffahrt, der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke (nach der gegenwärtigen Einschränkung) für Hausbrand, Industrie und Landwirtschaft insgesamt 71,5 Millionen Tonnen übrigbleiben, während innerhalb der gegenwärtigen Grenzen Deutschlands 1913 für diese Zwecke 85,7 Tonnen verbraucht wurden. Von diesen 71,5 Millionen Tonnen haben wir Lieferungen an Holland, Skandinavien und die Schweiz zu leisten, ohne die wir von diesen Staaten nichts für unser Volk erhalten können. Durch die Lieferungen an die Entente bleibt uns für unsere inländischen Bedürfnisse in Industrie, Landwirtschaft und Hausbrand etwa die Hälfte von dem übrig, was wir 1913 verbraucht haben. Ob wir das Riesendefizit, das eine weitere ungeheure Verschärfung der Arbeitslosigkeit nach sich ziehen muß, durch angestrengte Vermehrung der Braunkohlenförderung und durch stärkere Ausnutzung der Arbeitskraft der Steinkohlenarbeiter auf ein erträgliches Maß vermindern können? Niemand kann das sagen.

Indessen es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. Von Versailles bis Spaa hat sich vieles Unvorhergesehene in der Welt ereignet, und von Versailles bis Spaa hat sich das Gesicht der Gruppe der alliierten und assoziierten Mächte merklich verändert. Die Atmosphäre von Versailles ist nicht mehr, und von Spaa bis Genf und von Genf bis zum 15. November werden auch die Alliierten noch allerhand Neues lernen. Vorher wird in Genf die internationale Bergarbeiterschaft eine Konferenz (2. bis 5. August) abhalten, die auf die weitere Entwicklung der Dinge wohl nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Ob die Unterschrift Deutschlands unter die Diktate von Spaa nicht hätte verweigert werden sollen — ohne Rücksicht auf die sofortigen Folgen? Man kann darüber streiten! Wer die Katastrophe für Deutschland aus der Härte des Friedensvertrags unabwendbar kommen sieht, dem muß die Verweigerung als das Richtige erscheinen; dem Schrecken ohne Ende ist das Ende mit Schrecken vielleicht vorzuziehen. Wer hingegen in außenpolitischen Dingen optimistischer sieht, wer jede Verschiebung der Weltkonstellation als einen Vorteil für unsere Lage betrachtet, wer darum zu dem Satze hält: Zeit gewonnen — alles gewonnen, für den muß die Leistung der Unterschrift richtig sein.

# Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit

Von Erich Pagel

II

## Japans Industrie

Japan war schon vor dem Kriege mit steigendem Erfolg bemüht, dem Abendland und der Neuen Welt in der industriellen Tätigkeit gleichzukommen. In großer Zahl wurden Fabriken gebaut und Kraftmaschinen aufgestellt. Im Ausland studierte man die wissenschaftlichen Betriebsmethoden und versuchte überhaupt, sich die neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften der Technik zu eigen zu machen. 1911 bestanden 14 228 Fabriken (davon 7756 mit Motoren) mit 956 656 Arbeitern (darunter fast 517 000 Frauen), die gelernten Arbeiter in der Mehrzahl (793 885). 1913 waren in den 15 811 Fabriken mit mehr als 10 Beschäftigten 1 252 150 Arbeiter (davon in den Regierungsfabriken 150 980), weniger als ein Viertel unter ihnen waren Ungelernte. Jetzt dürfte die Zahl der Fabrikarbeiter wohl $1^1/_2$ bis 2 Millionen betragen.

Die Rechte der Erfinder werden durch ein modernes Patentgesetz (das neue ist seit dem 2. April 1909 in Kraft) geschützt, dieses kennt eine Prüfung der Erfindungen nicht nur in formeller Hinsicht, sondern auch auf Neuheit hin. (Frankreich, die Niederlande und andere Staaten nehmen keine Prüfung auf Neuheit hin vor.) 1917 waren von in den Vereinigten Staaten von Amerika erteilten Patenten 35 japanischer Herkunft.

Während des Weltkriegs und danach hat Japan in weitem Ausmaß seine Industrie auf die Befriedigung des Weltbedarfs eingestellt. Viele neue Firmen wurden gegründet, vom 1. Oktober bis 24. November 1919 71 neue Firmen mit einem Kapital von 415,5 Millionen Yen, an der Spitze die Dai Nippon Denryoku Kaisha (Großjapanische Elektrizitätsgesellschaft) mit 50 Millionen Yen (nach der Art teilen sich die 71 neuen Gesellschaften in 13 für Land, 11 für Kohlengruben, 9 für die Textilindustrie, 10 für die übrige Industrie, der Rest auf verschiedene Tätigkeit, zum Beispiel eine Gesellschaft mit 10 Millionen Yen für Gemäldeausstellungen). Im ganzen Jahre 1919 sind neue Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von fast $3^1/_2$ Milliarden Yen gerichtlich eingetragen worden. Die bereits bestehenden Gesellschaften haben 1919 ihr Kapital um 792 Millionen Yen erhöht. Die Geschäftsgewinne sind bedeutend gestiegen; von 13 japanischen Textilfabriken hat im zweiten Halbjahr 1919 keine unter 30 Prozent Dividende gezahlt, je eine 70 und 80 Prozent, drei je 60 Prozent, zwei je 50 Prozent. Viele Unternehmungen erbrachten im zweiten Halbjahr 1919 mehr Gewinn, als ihr eingezahltes Kapital betrug, wovon zum Teil auch Gratifikationen an die Angestellten verteilt wurden. Der Zustrom von Kapital läßt natürlich die Kleinbetriebe mehr zurücktreten, die teilweise von den Großbetrieben aufgesogen werden. Viele Fabriken verschmelzen sich, und in verschiedenen Industriezweigen bilden sich zur Ausschaltung des hindernden Wettbewerbs Trusts und Konzerne. So beabsichtigen fünf bedeutende Papierfabriken, sich zu einem Unternehmen mit einem Kapital von 50 Millionen Yen zusammenzuschließen.

Viel Ungesundes steckt auch in den Neugründungen, man spricht bereits von einem Gründungsfieber. Der Drang, mühelos reich zu werden, verführt

viele zur Spekulation. Infolge großer Börsengeschäfte und der Verschlechterung der Handelsbilanz machte sich Mitte April 1920 eine Knappheit der Zahlungsmittel bemerkbar, so daß die Spekulanten die von den Banken usw. geforderten Erhöhungen der Einschüsse nicht zahlen konnten. Die größeren Börsen mußten deshalb auf drei Tage geschlossen werden. Die Lage hat sich aber jetzt wieder gebessert. Da nach dem Kriege auch die in den Krieg verwickelten Staaten wieder auf dem Weltmarkt erscheinen, so erleidet schon hierdurch die auf Ausfuhr eingerichtete japanische Industrie eine Beeinträchtigung. Weiterschauende Kreise befürchten einen großen Krach, wie er nach dem Russisch-Japanischen Kriege eintrat, nur glauben sie, daß er noch heftiger und von verheerenden Folgen für die Volkswirtschaft sein wird. Mit einer gewissen Erschütterung wird man allerdings rechnen müssen, nur werden hauptsächlich die kleineren Firmen und die arbeitenden Schichten die wirtschaftlichen Wirkungen spüren.

Die Arbeiterschaft hat keinen oder wenig Anteil an den glänzenden Gewinnen der Unternehmer und Spekulanten. Da die schnell reich Gewordenen ganze Häuserviertel aufkaufen, um sie abreißen und an ihrer Stelle neue Prachthäuser mit großen Gärten für sich errichten zu lassen, so ist die Wohnungsnot gestiegen. (Wobei für Japan noch zu berücksichtigen ist, daß sich nicht nur die Zahl der Familien, sondern auch die Zahl der Einwohner bedeutend erhöht hat.) Die steigenden Lebensmittelpreise verschlechtern die Lebenshaltung trotz teilweise erhöhter Löhne und sind mit eine Ursache für die allgemeine Unzufriedenheit und die Streiks. Die Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung macht demzufolge auch große Fortschritte.

Die Textilindustrie ist die wichtigste der japanischen Industrien. Sie beschäftigt die meisten Arbeiter, und der Gesamtwert ihrer Waren übersteigt den anderer Industrien. In den Textilfabriken wurden 1909 (1913) 486 508 (517 253) Arbeiter beschäftigt, größtenteils gelernte. Fünf Sechstel und mehr sämtlicher Arbeiter sind weiblichen Geschlechts. (Von allen gelernten Arbeiterinnen überhaupt sind etwa fünf Sechstel in der Textilindustrie beschäftigt.) 1913 waren 554 500 Arbeiter und Arbeiterinnen in der Textilindustrie tätig. In demselben Jahre erscheinen in der Statistik zum erstenmal die Kinder (unter 14 Jahren) auch besonders, von den 554 500 Arbeitern waren fast ein Zehntel Kinder, nämlich 51 720 (darunter 48 220 Mädchen).

Verarbeitet werden hauptsächlich Baumwolle, Seide und Wolle. Die Baumwolle wird zum größten Teil eingeführt, hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, Indien, China, Korea und Ägypten. Die einheimische Baumwollproduktion ist gering, sie betrug in den Jahren 1912 bis 1917 durchschnittlich etwa 17 000 Pikuls (1 Pikul = 61,521 Kilogramm), das sind 0,03 Prozent des durchschnittlichen Jahresverbrauchs von 6 838 000 Pikuls. Die Seide wird im Lande selbst erzeugt. Wolle muß aus Australien, Großbritannien und China (vor dem Kriege auch aus Frankreich) eingeführt werden. Die Besorgnis Australiens vor japanischen Schafzuchtplänen ist vorläufig unbegründet; denn wegen der Härte des Grases gedeihen die Schafe nicht recht. In den Jahren 1913 bis 1918 wurden aus Australien zusammen für 84 335 000 Pfund Sterling (etwa 800 Millionen Yen) Wolle eingeführt.

Die Baumwollspinnerei hat ihren Hauptsitz in Tokio und Osaka, der Großbetrieb überwiegt. 1909 (1913) gab es 88 (100) Spinnereien mit 1 785 865

(2 340 000) Spindeln, die 18 431 (21 260) männliche und 70 894 (93 720) weibliche Personen beschäftigten. Am 31. Dezember 1917 bestanden 38 Baumwollspinnereigesellschaften[4] mit 2 872 286 Spindeln, in denen 25 776 Arbeiter und 96 852 Arbeiterinnen tätig waren, und die im Jahre 1917 449 Millionen englische Pfund Baumwolle verbrauchten und 389 Millionen englische Pfund Garn erzeugten. Nachstehende Gesellschaften erhöhten in letzter Zeit ihr Kapital durch Kapitalisierung der Gewinne:

| | Früheres Kapital Yen | Neues Kapital Yen | Letzte Dividende Prozent |
|---|---|---|---|
| Dai Nihon . . . . . | 30400000 | 50000000 | 61 |
| Toyo . . . . . | 25000000 | 50000000 | 60 |
| Kurashiki . . . . . | 7500000 | 15000000 | 60 |
| Hinode . . . . . | 3000000 | 10000000 | 25 |
| Kishiwada . . . . . | 4800000 | 9600000 | 80 |
| Fukushima . . . . . | 4000000 | 8000000 | 80 |
| Idzumi . . . . . | 3000000 | 6000000 | 50 |

Die Durchschnittsdividende von 26 Baumwollspinnereien betrug für die drei Jahre 1911 bis 1913 10,26 Prozent jährlich; in den vier Jahren 1914 bis 1917 betrug sie für 32 Gesellschaften 20,22 Prozent und für 33 Gesellschaften im ersten Halbjahr 1918 50,27 Prozent; 1919 war, wie bereits bemerkt, die Dividende ebenfalls sehr hoch.

Im Bezirk Osaka sind 17 neue Baumwollspinnereigesellschaften gegründet worden mit etwa 180 000 Spindeln und einem Kapital von 35 Millionen Yen. Zurzeit sind in Japan etwa 3 335 000 Spindeln im Betrieb.

1909 bestanden außerdem noch 55 Spinnereien für Wolle, Flachs, Hanf, Jute usw. mit 13 784 Arbeitern (davon 80 Prozent Frauen).

Über die Entwicklung der gesamten Webindustrie gibt folgende Tabelle Auskunft:

| Jahr | Zahl der Betriebe | | | Arbeiter | | | Webstühle | | | Gesamtwert der Gewebe in Mill. Yen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Betriebe | Akkord-, Heimarbeiter | Gesamtzahl | Männliche | Weibliche | Gesamt | Maschinen- | Hand- | Insgesamt | |
| 1903 | 144600 | 241380 | 385980 | 27050 | 611310 | 638360 | 24800 | 599300 | 624100 | 138,3 |
| 1908 | 169790 | 337660 | 507450 | 32430 | 725850 | 758280 | 37600 | 745500 | 783100 | 242,3 |
| 1911 | ? | ? | 444778 | ? | ? | 748881 | ? | ? | 727415 | 316,5 |
| 1913 | 142350 | 253800 | 396150 | 37020 | 630920 | 667940 | 113500 | 558900 | 672400 | 365,5 |

Die Zahl der Betriebe und Webstühle hat sich seit 1898 (mit Ausnahme von 1908) fast ständig vermindert, durch die vermehrte Aufstellung von mechanischen Webstühlen ist aber die Erzeugung erhöht worden. Die Zahl der Kleinbetriebe herrscht vor, dagegen wird die Baumwollweberei durchaus im großen betrieben. Die Zahl der Spinnereimaschinen ist hier seit den achtziger Jahren dauernd gestiegen und hat den Kleinbetrieb und die Heimarbeit zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Am 31. Dezember 1917 (1913) bestanden 19 (25) Baumwollwebereigesellschaften mit 32 710 (22 980) Webstühlen, die 4588 (3264) Männer und 24 525 (22 034) Frauen beschäftigten

[4] Die Zahl der Betriebe konnte ich nicht ermitteln. 1913 bestanden 45 Gesellschaften mit 100 Baumwollspinnereien. Der Zusammenschluß der Gesellschaften hat also zugenommen.

und im Jahre 1917 303½ Millionen englische Pfund Baumwollwaren erzeugten. 1903 gab es 39 Gesellschaften mit 5000 Webstühlen, die 666 Männer und 4212 Frauen beschäftigten. Das eingezahlte Kapital betrug 1913 75,7 Millionen Yen, das Gesamtkapital (einschließlich 30,1 Millionen Reserven und 20,5 Millionen Obligationen) war 126,3 Millionen Yen.

Im Jahre 1913 (1916) wurden für 165,4 Millionen (304,49 Millionen) Yen Baumwollgewebe erzeugt.

An Strickwaren (Wirkwaren) wurden 1916 (1919) für 54,23 (68,50) Millionen Yen hergestellt. Die Erzeugung (größtenteils aus Baumwolle) besteht in Halbfabrikaten, Unterzeug, Strümpfen und Handschuhen. Es gab 1919 hierfür 2232 Fabriken mit 24 638 Arbeitern.

Die Zucht der Seidenraupe wird fast ausschließlich als Hausindustrie oder als landwirtschaftliches Nebengewerbe betrieben. Etwa 1 500 000 Familien (ungefähr ein Viertel der ackerbautreibenden und ein Siebtel der Gesamtbevölkerung) beschäftigen sich mit der Seidenzucht. Die Erzeugung an Kokons belief sich 1902 auf 2 549 224, 1912 auf 4 493 758, 1917 auf 6 370 438 koku. Japan nimmt in der Seidenraupenzucht und demnach auch in der Seidenerzeugung die erste Stelle in der Welt ein. Rohseide ist der wichtigste und wertvollste Ausfuhrartikel.

1914 waren 454 000 cho Land mit weißen Maulbeerbäumen, die der japanischen Landschaft mit ihren meist gestutzten Formen ein eigentümliches Gepräge verleihen, bepflanzt. 1884 waren erst 94 000 cho damit bepflanzt, 1893 schon 243 000 cho, 1902 317 000 cho. Der Maulbeerbaum liefert nicht nur in seinen Blättern die Nahrung für die Seidenraupen, sondern auch sein Bast findet Verwendung, vornehmlich zur Papierherstellung.

Etwa ein Viertel der Kokons werden nach Abtötung der Puppen in ländlichen Betrieben noch auf primitive Weise verhaspelt, so daß das Erzeugnis noch umgehaspelt werden muß. 1908 (1913) waren in der größtenteils als Hausgewerbe betriebenen Rohseidenindustrie 391 110 (333 560) Arbeiter (meist Frauen) tätig, die Rohseide im Werte von 144,4 (199,5) Millionen Yen herstellten. Von den 333 560 Familien, die sich 1913 damit beschäftigten, hatten nur 4070 (also etwa 1,3 Prozent) mehr als 10 Haspeln und nur 570 mehr als 100.

Über die Seidenspinnereien siehe folgende Zusammenstellung:

| Jahr | Fabriken | Spindeln | Kapital (in Mill. Yen) | Arbeiter | | Gesamtzahl |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Männlich | Weiblich | |
| 1905 . . . . . | 8 | 38600 | 3,08 | 660 | 2000 | 2660 |
| 1908 . . . . . | 9 | 99400 | 6,87 | 2000 | 5320 | 7320 |
| 1913 . . . . . | 8 | 106600 | ? | 2120 | 7270 | 9390 |

Neben den Großbetrieben (die sich allerdings nicht nur mit Seidespinnen befassen) gibt es noch eine ganze Reihe von kleinen Handspinnereien. Die Erzeugung von Seidengarn stieg in den Jahren 1905 bis 1913 von 186 000 kwan (1 kwan = 3,75 Kilogramm) auf 532 000 kwan. Der Wert des 1913 erzeugten Seidengarns war 166,8 Millionen Yen.

Die Seidenweberei ist in der Hauptsache noch Hausindustrie. Unter den hergestellten Seidenstoffen ist der Habutae genannte von größter Wichtigkeit. Habutae ist ein starker, jedoch leichter, wellenförmig gerippter weißer

Stoff, der aus der Rohseide, die die Raupe des japanischen Eichenspinners liefert, hergestellt wird. Die Erzeugung dieses Seidengewebes hatte 1905 (1913) einen Wert von 25,1 (46,7) Millionen Yen, die Ausfuhr (hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten von Amerika) von 28,1 (34,9) Millionen Yen; für diese Ausfuhr arbeiteten ungefähr 50 000 Webstühle. Die Ausfuhr von seidenen Taschentüchern hatte 1913 einen Wert von 5 Millionen Yen.

Einige große Seidenwebereien gibt es bereits, zum Beispiel im Jahre 1913 in Kyoto mit 275 mechanischen und 100 Handwebstühlen und die Fuji-Fabrik in Tokio mit 56 300 Spindeln und 288 Webstühlen für Seidengewebe, wovon sie jährlich für 2,2 Millionen Yen ausführte (jetzt ist der Betrag noch höher).

1916 hatten die im selben Jahre erzeugten Seidenwebwaren einen Wert von 160 Millionen Yen.

Die Wollindustrie steckt noch in den Kinderschuhen. Durch die großen Bestellungen der ersten Weltkriegsjahre aus Rußland ist allerdings ein beträchtlicher Aufschwung erfolgt. 1913 hatte die Erzeugung von wollenen Geweben einen Gesamtwert von 32,4 Millionen Yen, 1916 von 51,4 Millionen Yen. 1916 wurde an Webwaren überhaupt für 564,2 Millionen Yen hergestellt.

Für Weiterverarbeitung von Garn und Gewebe bestehen noch Färbereien, Bleichereien, Zeugdruckereien und Appreturen. 1909 wurden in diesem Gewerbezweig 1166 Fabriken mit 13 974 Personen gezählt (ein Siebtel davon Frauen). Außerdem bestanden 1909 in Kyoto noch über 3000 Färbereien, meist Zwergbetriebe.[5]

Eine beträchtliche Entwicklung weist auch die Metallindustrie auf. Berühmt sind als Kunstgewerbe die Waffenschmieden und Bronzegießereien. In den ersteren wurden schon in alter Zeit Schwerter und Rüstungen hergestellt, die kaum ihresgleichen hatten. Bekannt sind in europäischen Sammlungen die Stichblätter (tsuba). Das Eisen wurde aus dem magnetischen Sande zersetzter Granite gewonnen. Die aus Bronze gegossenen Tempelglocken und Buddhastatuen stehen ebenfalls in technischer Ausführung auf hoher Stufe.

Da die in der Metallverarbeitung beschäftigten Kunsthandwerker bei Einführung der europäischen Metallindustrie nicht zu dieser übergingen, so mußten die neu entstehenden Betriebe auf ungelernte, mit der Metallverarbeitung nicht vertraute Arbeiter zurückgreifen. Demzufolge steht die moderne japanische Eisenindustrie durchaus noch nicht auf der Höhe, die Leistungen der japanischen Ingenieure haben sich erst in den letzten Jahren gehoben. Eisen wird in großer Menge in Form von Eisenerz, Stabeisen, Blechen usw. eingeführt, die Einfuhr von Maschinen ist ebenfalls bedeutend. Mitte 1919 hat Japan Verträge mit den Leitern der Tai-yen- und anderer Erzgruben im Yang-tse-Tal (in China) zwecks Lieferung von Eisenerzen abgeschlossen. Danach sollen die staatliche Eisengießerei in Kiushiu und andere japanische Werke im Jahre 1919 360 000 Tonnen, 1920 an 600 000 Tonnen Eisenerze erhalten. Ende 1909 bestanden 2526 Maschinenfabriken mit 63 821 Arbeitern (davon 59 420 männlich), außerdem waren in den Staats-

[5] Für 1913 werden 131 Gesellschaften der Bleich- und Färbeindustrie genannt, deren eingezahltes Kapital 3,538 Millionen Yen betrug.

betrieben (Eisenbahnwerkstätten, Militär- und Marinearsenalen) 73178 Arbeiter (70 381 männlich) beschäftigt. 1913 waren in der Metallindustrie 107 090 Arbeiter (davon 101 310 männlich) beschäftigt.

Während des Weltkriegs hat, wie alle anderen Industriezweige, auch die Eisenindustrie in Japan eine ungeahnte Entwicklung durchgemacht. Die Regierung hat diese Entwicklung tatkräftig gefördert. Ende 1919 bestanden 250 Eisengießereien (vor dem Kriege nur etwa 20!), von denen 40 Großbetriebe vom Staate subventioniert wurden.[6] Die Eisenerzeugung ist daher gegen 1913 auf das Zwei- und Dreifache gestiegen, 1919 wurden rund 695 000 Tonnen Gußeisen und 556 000 Tonnen Stahl erzeugt. Die Maschinenindustrie hat sich ebenfalls gehoben, steht aber doch noch hinter der elektrischen Industrie und besonders hinter dem Schiffbau zurück. 1909/10 bestanden über 200 Firmen mit 4000 Angestellten für die Herstellung und den Verkauf elektrischer Maschinen. Es werden in Japan Drähte und Kabel, Lampen, Umformer, kleine Elektromotoren und Dynamos hergestellt. Die Einfuhr im Jahre 1910 von elektrischen Maschinen hatte einen Wert von 2,19 Millionen Yen, die von Isolierdraht einen Wert von 1,64 Millionen Yen. (Neuere Zahlen sind mir nicht zugänglich.) Elektrisches Licht und Fernsprecher sind allgemein in Japan. Die großen Gesellschaften arbeiten mit bedeutendem Kapital und erzielen hohe Gewinne. Es gab Ende 1914 19 führende Elektrizitätsgesellschaften mit einem eingezahlten Kapital von 141,403 Millionen Yen und einer durchschnittlichen Dividende von 10 Prozent. Man geht immer mehr daran, das starke Gefälle der Flüsse zur Gewinnung elektrischer Kraft auszunutzen. (Schluß folgt)

## Max Klinger

Von Dr. John Schikowski

Jedes Menschenalter ist Zeuge einer künstlerischen Revolution. Die letzte, in ihren Folgen jetzt schon abgeschlossene Umwälzung vollzog sich in Deutschland während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und stand im Zeichen des Naturalismus. Es galt damals, eine Kunstauffassung und -ausübung zu überwinden, die an überkommenen handwerklichen Gewohnheiten klebte und einem Schönheitsideal diente, das dem Geist der Zeit fremd geworden war. Die Führer der Alten waren teils trockene Akademiker, teils geschäftskundige Routiniers, die die Tradition hochhielten, weil sie einmal durch das Alter geheiligt erschien und andererseits dem großen Publikum geläufig war und von zahlungsfähigen Käufern honoriert wurde. Die Jungen sahen das Allheilmittel in der Rückkehr zur Natur. Die Kunst sollte die Wirklichkeit gestalten, und zwar nicht so, wie die alten Meister sie gesehen hatten, sondern wie sie sich in den Augen der damals schaffenden Generation oder vielmehr in den Augen der einzelnen Künstlerpersönlichkeit widerspiegelte. Jeder sollte im Kunstwerk nur das geben, was

[6] Die Regierungssubventionen zur Förderung von Landbau, Industrie usw. betrugen 1908 5,98 Millionen, 1913 11,25 Millionen und 1915 11 Millionen Yen. Davon entfielen im Jahre 1915 auf den Landbau 3,73 Millionen, auf das Forstwesen usw. 1,65 Millionen, auf Handel und Industrie 1,23 Millionen, auf Seidenzucht 2,05 Millionen, auf Fischfang 0,89 und auf Viehzucht 0,61 Millionen Yen.

er selber in der Natur beobachtet hatte, und zwar genau so, wie es ihm erschienen war. Die individuelle Gestaltung des reinen optischen Eindrucks galt als alleiniges Ziel des Schaffens. Der Künstler mußte sich sozusagen moralisch verpflichten, dem Naturbild, das sich ihm darbot, mit Bewußtsein nichts hinzuzufügen und nichts von ihm wegzulassen. Verstand und Empfindung waren nach Möglichkeit auszuschalten, das Künstlerauge wurde zur photographischen Platte, die treu und mechanisch aufnahm, was dann die Hand mit Griffel, Pinsel oder Meißel gewissenhaft registrierte.

Die heutige junge Generation ist nur zu leicht geneigt, die Verdienste des Naturalismus zu unterschätzen. Wir aber, die wir jene Zeit miterlebt und ihre Kämpfe mitgekämpft haben, wissen, wieviel Großes und Unvergängliches damals gewonnen und geschaffen wurde. Es war eine Zeit der Verjüngung und Befreiung, in der alte Fesseln brachen, der Blick sich weitete, aus Kunst und Leben die Pose und die Phrase verbannt wurden und ein tiefes, ehrliches Empfinden für die schlichte Schönheit des Alltags in den Herzen erwachte. Das eine freilich übersahen auch wir schon damals nicht: daß der Naturalismus nur eine Übergangsstufe bedeutete, daß er nur ein reinigendes und kräftigendes Bad war, aus dem die neue, die große, die Kunst des Stils erstehen sollte. Und zu diesem höchsten Ziel, das erst in der Ferne verschwommen dämmerte, bot sich uns als Führer und Wegbahner über den Naturalismus hinaus ein Mann, den wir deshalb als den größten Künstler seiner Zeit verehrten und von dessen streng und folgerichtig sich entwickelndem Schaffen wir die Erfüllung unserer Sehnsüchte erhofften.

Dieser Mann war Max Klinger. Nicht eigentlich aus der Schule des Naturalismus hervorgegangen, hatte er sich doch die Errungenschaften der impressionistischen und der Freilichtmalerei technisch und dem Geiste nach zu eigen gemacht. Und diese Errungenschaften benutzte er nun als Formen, die er mit neuem Inhalt erfüllte. Die »Eroberung der Natur«, wie das damalige Modeschlagwort hieß, die Verfeinerung im künstlerischen Gestalten optischer Eindrücke war nicht seine Sache. Er nahm die neue Kunstsprache, wie er sie fand, und sie mußte ihm zum Ausdruck seiner ganz persönlichen Empfindungen, Gedanken und Träume dienen. Dieser synthetische Charakter seiner Kunst trennte ihn von den damaligen Jungen, das Eigenwüchsige, radikal Moderne seiner Gefühls- und Ideenwelt trennte ihn von den Alten. Er ward ein Einsamer und Außenseiter, der von den Strömungen der Gegenwart unberührt erschien. Und er wäre sicher ein Märtyrer geworden, wenn nicht glückliche äußere Verhältnisse ihn in den Stand gesetzt hätten, ohne Rücksicht auf die Neigungen und Abneigungen der werten Zeitgenossen seinen Weg zu verfolgen und zu vollenden. Als Sohn einer sehr reichen Leipziger Patrizierfamilie und als ein Mann, dem wohlfeiler Lorbeer nicht genügte, hat Klinger es nie nötig gehabt, für den Erwerb zu arbeiten, und er hat sich nie dazu herbeigelassen, fremden Wünschen und Forderungen Zugeständnisse zu machen. Der Ausgestaltung seines eigenen Weltbildes und der Verkörperung seines persönlichen Schönheitsideals war sein Leben geweiht.

Während Klinger an den Kämpfen der kunstrevolutionären Epoche keinen Anteil nahm, ist er selbst jahrzehntelang ein Gegenstand dieser Kämpfe gewesen. Als er sein erstes großes Ölgemälde, das »Urteil des Paris«, 1887 in Berlin ausstellte, erhob sich beim Publikum und bei der Kritik ein

Sturm der Entrüstung. Der verstorbene Kunsthändler Gurlitt erzählte darüber: »Eben war Klinger bei mir im Bureau, ganz zerschlagen und vernichtet. Er hatte eine halbe Stunde vor seinem Bilde gestanden, seinem ersten großen Ölgemälde, an das er alle Kraft, auf das er alle Hoffnungen gesetzt hatte, und mußte nun die Urteile des Berliner Publikums hören: Herrje, von wem is denn das?! Der muß nach Dalldorf, den darf man nich frei rumlaufen lassen! In dieser Tonart war es fast unausgesetzt gegangen. Klinger, bis aufs tiefste verletzt und den Tränen nahe, forderte die sofortige Zurückziehung des Bildes.« Nur mit schwerer Mühe gelang es Gurlitt, den Künstler von diesem Entschluß abzubringen. Er vertröstete ihn auf das Urteil der Kritik, jener Berliner Kritik, die damals in Anton v. Werner und Karl Becker die Gipfelpunkte künstlerischen Schaffens sah! Das Urteil fiel denn auch dementsprechend aus, und Klinger räumte schließlich seine Junggesellenwohnung, weil er sich wegen der Beschimpfungen, mit denen die Presse ihn überhäufte, vor seiner Wirtin schämte. Seinen Weg aber ging er trotz allem unbeirrt weiter. Er verschmähte es, durch Verfertigung theatralisch-effektvoller Historienschinken nach Art der Makart und Piloty sich das Wohlwollen der Galeriedirektoren, Mäzene und »Kenner« zu erwerben, und verharrte bei seiner Anstoß erregenden Kunstauffassung. Wie im »Urteil des Paris«, so gab er auch in den Gemälden »Kreuzigung« und »Christus im Olymp« große, naturalistisch gesehene Figuren und Akte, die er mit strengem Stilgefühl reihenartig nebeneinander gruppierte. Und er stellte diese Gestalten in Ideallandschaften, die wie Zaubergärten aussahen, aber von einem durchaus irdischen Freilicht durchflossen waren. Die Sachverständigen jener Zeit sahen in dieser künstlerischen Synthese nichts als stillose Originalitätshascherei, die sie aus ästhetischen und moralischen Gründen verurteilen mußten. Und ebenso verurteilten sie die kühne Verbindung von Malerei und farbiger Plastik, die Klinger schon im »Urteil des Paris« gewagt hatte und dann im »Christus im Olymp« zur Vollendung brachte. Man verstand damals das Ziel nicht, das Klinger vorschwebte. Es war das ideale Ziel aller großen Stilkünstler, durch ein harmonisches Zusammenwirken scheinbar widerstreitender Ausdrucksmittel das organisch geschlossene Gesamtwerk zu schaffen. Dieses Ziel hat er auch mit seinen späteren rein plastischen Arbeiten verfolgt. Er begnügte sich in seiner »Salome«, seiner »Kassandra« und seinem »Beethoven« nicht mit der schüchternen Tönung des Steins, sondern er setzte die Werke aus verschiedenfarbigem und in seiner Struktur und Oberflächenwirkung verschiedenartigem Material zusammen. Auch mit dieser »Stillosigkeit« hat er anfangs Hohn und Empörung geerntet, bis die ergreifende Majestät des in strahlender Feierlichkeit thronenden Beethoven die Zweifler und Nörgler verstummen ließ.

Aber nicht nur ein eigenes Reich der Schönheit, sondern auch eine eigene Gedankenwelt hat Klinger mit Hilfe der damals neu gewonnenen Kunstmittel gestaltet. Über den Ideengehalt des »Beethoven« und des »Christus im Olymp« ist eine ganze Literatur entstanden, und was er in den Werken seiner »Griffelkunst«, wie er es nannte, vor allem in seinen Radierungen niedergelegt hat, umfaßt das gesamte Geistesleben der Gegenwart mit allen ihren Zweifeln, Kämpfen und Leidenschaften. Mit übermütigen, satirischen Capriccios begann er (»Rettungen ovidischer Opfer«,

»Paraphrase über den Fund eines Handschuhs«). Es folgten sozial-kritische Schilderungen aus dem Leben der Gegenwart (»Ein Leben«, »Dramen«, »Eine Liebe«). Den Höhepunkt in Form und Inhalt aber erreichte er mit der »Brahmsphantasie« und den beiden Zyklen »Vom Tode« — unsterblichen Gesängen vom irdischen und kosmischen Werden und Vergehen, von den Schicksalsmächten, die den Menschen regieren, von dem Leid und Elend, das die Sterblichen selber über sich verhängen, und von der Überwindung aller Mühsal durch den Dienst der Schönheit, den höchsten, den einzigen wahrhaften Gottesdienst.

Diese graphischen Serien sind das reifste und umfassendste Werk, in dem ein moderner Künstler und ein mit allen Fasern im lebendigen Leben der Gegenwart wurzelnder Mensch seine tiefsten Bekenntnisse niedergelegt hat. Kaum eine Frage, die unsere Zeit bewegt, ist hier unberührt geblieben. Die Antworten selber sind nicht immer das Produkt selbständiger Geistesarbeit; Marx, Darwin, Nietzsche haben in den verschiedenen Epochen die Gedankenwelt Klingers beeinflußt. Die künstlerische Form aber, in der der geistige Inhalt seine Verkörperung findet, ist von der Gesamtauffassung bis zur Gestaltung jeder Einzelheit vollkommen neu und eigenartig. Und diese Formsprache, die an keinerlei Vorbilder anklingt, hat die Arbeiten Klingers dem großen Publikum so schwer verständlich gemacht, daß sich die Meinung bildete, man könne nur mit der Hilfe von Kommentaren in ihren Geist eindringen. Das gilt aber nur für ein Publikum, das in der Kunst lediglich den leichten und oberflächlichen Genuß sucht. Wer an ein Kunstwerk mit dem notwendigen hingebenden Ernst und der forschenden Liebe herantritt, ohne die das Wesen keiner wirklich großen Schöpfung sich entschleiern läßt, der wird auch stets den Zugang zum Verständnis der Klingerschen Graphik finden. Allerdings muß zugegeben werden, daß unter der Überfülle des geistigen Gehalts, wenn nicht die Verständlichkeit, so doch der rein künstlerische Charakter mancher Blätter leidet. Man hat zuweilen das Gefühl, daß nicht das Gestalten von Form und Linie, sondern der Ausdruck eines Gedankens dem Künstler Hauptzweck gewesen ist. Dadurch kommt ein Zwiespalt in die Werke, der zwar aus der Zwiespältigkeit ihrer Entstehungszeit zu erklären ist, uns heute deshalb aber nicht weniger stört.

Die Epoche, in der Klinger sich entwickelte und seine charakteristischen Werke schuf, war die Blütezeit jener Verstandeskultur, die mit der Renaissance eingesetzt hatte und, wenn nicht alle Zeichen trügen, in unseren Tagen ihren Abschluß finden soll. Intellekt und Wissenschaft hatten die Führung, Gefühl und Kunst standen in ihren Diensten. Klinger war Künstler in allen Fasern seines Wesens und daher ein Träumer und Gefühlsmensch. Aber dem Geiste der Zeit mußte er seinen Tribut zahlen, und so mischten sich in sein Wesen Züge des Grüblers, Forschers und Experimentators. Und da er eine sehr starke Intelligenz war und außerdem als wissenschaftlicher Autodidakt eine etwas übertriebene Hochachtung vor aller Gelehrsamkeit hatte, so gewannen diese Züge zuweilen die Oberhand. Den Knick, der hier und da durch Klingers reifste und tiefste Werke geht, empfanden wir vor zwanzig, dreißig Jahren noch nicht. Heute aber sehen wir ihn, und heute erkennen wir auch, daß unsere damalige Hoffnung, das Schaffen Klingers werde aus dem Naturalismus zu einer neuen Stilkunst hinüberführen, sich nicht erfüllt hat und sich nicht erfüllen konnte. Denn nicht aus einer stilisierenden

Umformung der Wirklichkeitsbilder, sondern nur aus der Ausdruckskraft der reinen Kunstmittel konnte das Neue gewonnen werden. Bei einer Stilisierung der Naturformen wird stets die Persönlichkeit des Schaffenden dem Werke den charakteristischen Stempel aufdrücken, wie es die Geschichte der griechischen und die der neueren Kunst, von der Renaissance an, beweist. Wo aber die Sprache der reinen Kunstmittel, der Linie, der Farbe und der Form, den entscheidenden Schwerpunkt bildet, da verschwindet die Persönlichkeit hinter dem Werk, und der einheitliche Stil wird geboren. Die romanische und die gotische Epoche kennen keine Künstlernamen, und wer den Werken des modernen Expressionismus eine durchgehende »Familienähnlichkeit« und stereotype Eintönigkeit vorwirft, der stellt den jungen Künstlern damit unbewußt das Zeugnis aus, daß sie auf dem rechten Wege zum erstrebten Ziele sind.

Durch den veränderten Standpunkt, von dem die Gegenwart Klingers Werk betrachtet, wird das Urteil über die Bedeutung des Künstlers und des Menschen nicht berührt. Der vor kurzem im Alter von 63 Jahren Verstorbene gehörte zweifellos zu den stärksten und eigenartigsten Persönlichkeiten unserer Zeit. Er hat deren Entwicklungsgang nicht beeinflußt, er blieb ein Einsamer, aber ein einsamer Gipfel im Kunstleben der Gegenwart. Ein an Gaben unerschöpflich Reicher, dabei unermüdlich Strebender und unbeirrt Aufrechter, dem Werke gelungen sind, von denen ein Teil alle Wandlungen der Zeiten überdauern und jeder neuen Generation neue Werte offenbaren wird.

## Literarische Rundschau.

W. Hausenstein und A. Kranold, **Der deutsche Student.** Urburschenschaft und Freistudententum. München 1920, Verlag »Der Neue Merkur«. 93 Seiten. Preis Mk. 6.50.

Nicht kulturhistorisch interessante Dinge aus der alten Burschenschaft mit ihren beiden Polen, dem akademisch-privaten und dem politischen, erzählt uns Hausenstein, nicht vom Kampf gegen den Illiberalismus der Landsmannschaften und von Sands Tat an Kotzebue, sondern er zeigt uns, wie die Anfänge modernen Lebens am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aus der alten Feudalität als kräftige grüne Maitriebe hervorsprießen, aus denen die Gegenwart geworden ist. Die Forderungen nach Reichseinheit, Beschränkung der monarchischen Gewalt, Rechtsgleichheit, Beseitigung der stehenden Heere, Abschaffung aller Privilegien, demokratischem Wahlrecht usw. in den Grundsätzen und Beschlüssen des 18. Oktober 1817 auf dem Wartburgfest haben mehr als historisches Interesse.

Allmählich verschob sich die nationale und soziale Basis des Programms der alten Burschenschaft. Die Tat des Apothekergehilfen Löning gegen den nassauischen Präsidenten Ibell deutete darauf hin, daß der Gedanke der Revolution auch in der Welt des bürgerlichen Erwerbsstandes Boden gefaßt hatte, und in dem heraufdämmernden revolutionären Kosmopolitismus verlor die alte Burschenschaft ihre Einheit und Orientierung. 1819 durch den Karlsbader Kongreß aufgelöst, fristete sie dann als Geheimorganisation ihr Dasein und wurde in ihren Ausläufern zu radikalen Sonderbünden.

Nicht die Fortsetzung der alten Burschenschaft, wohl aber eine Art geistiger Analogie und wie jene nicht ohne Beziehungen zu großen weltpolitischen Erschütterungen, ist das moderne Reformstudententum, das uns Kranold schildert. Freistudentische und freideutsche Jugendbewegung in ihrem studentischen Teil werden

in ihrer seelischen Grundverfassung analysiert, die in ihrem Aufbau zwar verschieden zu sein scheinen, aber zum gleichen Ziele streben. Jene, 1896 zunächst vorwiegend gewerkschaftlich, später geistig kulturell, will Massenbewegung sein; diese, als Ganzes erst seit 1913, ist ängstlich bestrebt, nicht Zweckverband zu sein. Ein Inhalt kann im Leben verschiedene Formen annehmen, ohne deshalb seine Natur zu ändern, so sind die beiden Bewegungen nur verschiedene Ausdrucksweisen; die eine mehr rational, begrifflich, die andere irrational, gefühlsmäßiger. Wie die alte Burschenschaft eine ausgesprochene Jugendbewegung ist, so will es auch die freistudentische sein; aber es genügt ihr nicht, jung zu sein, sie will ihr eigenes Lebensrecht; ihren eigenen Wert hat die Jugend doch nur dann, wenn sie nicht nur etwas Formales ist, also inhalterfüllter Begriff wird, mithin menschliche Werte überhaupt schafft.

Beide Bewegungen wollten politisch neutral sein, da sie sich selbst als eine Vielheit von Lernenden betrachteten. Wenn man sich aber Inhalte setzt, dann ist man eben schon Partei, das Agens des sozialen Lebens ist das menschliche Interesse, und da wird aktive und passive Neutralität zum Phantom. Politik ist der Kampf um die Organisation des sozialen Ganzen auf allen Lebensgebieten, nicht nur um verfassungsmäßige Festlegung von Machtverhältnissen, und da muß in den Stürmen der Gegenwart Partei genommen werden. Der Krieg hat die Jugend gelehrt, daß das Wichtigste im Menschenleben nicht die Kultur der eigenen schönen Seele ist, sondern die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft; die Politik, aus der das rohe Mittel der Gewalt verdrängt werden muß, ist zu vergeistigen, zu versittlichen, der höchste Zweck ist Menschheit, zu dem die Nation ein notwendiges Mittel ist.

Alles in allem ein zeitgemäßes Buch, das nicht nur die studentischen Bewegungen soziologisch in den allgemeinen gesellschaftlichen Umschichtungsprozeß einordnet nach ihrem Verhältnis zum Aufstieg des Sozialismus, sondern auch ein Fingerzeig für die Orientierung nach der Zukunft hin. Es kann warm empfohlen werden, denn es arbeitet die Züge studentischer Vergangenheit und Gegenwart heraus, die aktuellstes Interesse haben.

Wenn neuerdings verlangt wird, von der Studentenschaft als Gesamtheit Politik und parteipolitische Gruppierung fernzuhalten, unbeschadet der politischen und parteipolitischen Betätigung des einzelnen Studenten, so dürfte das nach dem Ausgeführten nicht leicht sein, denn die Neutralität ist eben eine Negation, die erst Sinn und Inhalt erhält durch Hinzufügung dessen, was verneint wird. H. Berger

---

Pauline Metternich-Sándor, **Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes.** Verlag Wiener Literarische Anstalt.

Das Memoirenwerk der ehemaligen Fürstin Metternich, Enkelin und zugleich Schwiegertochter des bestgehaßten Staatsmannes, hätte eines der aufschlußreichsten Bücher über das alte Österreich werden können; denn wohl kaum einer anderen Frau war es in gleichem Maße vergönnt, eine so lange, bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichende Lebensbahn zurückzulegen, und dieses Leben im Kreise von Kaisern, Königen und Fürsten zu verbringen, die der klugen Frau weit über den hohen Rang hinaus, der ihrer Herkunft entsprach, um ihrer persönlichen Eigenschaften, Macht und Einfluß einräumten. Pauline Metternich hat es aber vorgezogen, ein hübsches, interessantes Buch zu schreiben, das für ihr frisches und warmherziges Wesen sehr bezeichnend ist, aber die Personen, von denen sie erzählt — mit Ausnahme der Künstler, wie Wagner, Liszt und andere —, nur schattenhaft vorübergleiten läßt und ausschließlich in ihrer gesellschaftlichen Stellung sowie in ihren konventionellen und persönlichen Beziehungen untereinander und zu der Verfasserin betrachtet, nicht aber Ausgangspunkte und Zentren politischer Ereignisse. Der Staatskanzler Metternich tritt nur in seinen sympathischen Eigenschaften als Großpapa auf, die sächsischen Könige sind als liebens-

würdige Gastgeber geschildert, Napoleon III. — ganz flüchtig — als Gönner Wagners, dessen »Tannhäuser« er auf Empfehlung der Fürstin trotz großen Widerstands seitens der Theaterhabitués in der Pariser Oper aufführen ließ, der spätere österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe als Opfer eines kühnen Streiches, der den damaligen Präsidenten des Obersten Gerichtshofs die Härten seiner Justiz- und Polizeigewalt am eigenen Leibe kennen lehrte.

Es ist tatsächlich sehr schade, daß Pauline Metternich aus ihrem langen und belebten Leben nicht mehr und Ausführlicheres berichtet, denn sie besitzt neben dem Schatz ihrer Erfahrungen eine Stärke der Darstellungsgabe und Helligkeit des Stils, die das politische Treiben der »höchsten« Gesellschaft hätte ableuchten können. Was sich zwischen den beiden Revolutionen von 1848 und 1918 als Eckpfeilern dieser Entwicklungsperiode zugetragen hat: die Zerschmetterung und Wiederaufrichtung der absolutistischen Gewalt, Glanzzeit und Niedergang des Regimes der Selbstherrlichkeit und seiner Stützen, das alles hat Pauline Metternich aus einer Nähe gesehen, in der jede Erschütterung sich auf ihren eigenen Daseinskreis fortpflanzte. Eine derartige höchst persönliche Betrachtungsweise wäre gerade um ihrer Einseitigkeit willen von großer Bedeutung gewesen, wie ja immer der gegensätzliche Standpunkt der ist, von dem aus man sich am erfolgreichsten dem Kern der Wahrheit nähert. Von allem dem nichts: nur hübsche Plaudereien über Wagner, Liszt, den Spiritisten Home, der seinerzeit in Paris großes Aufsehen erregte, Schilderungen der Reiterkunststücke ihres Vaters, der Geselligkeitsabende im Hause ihres Großvaters, des Fürsten Metternich. Immerhin werfen auch diese Schilderungen manche Streiflichter auf das Treiben einer sorglos-übermütigen Gesellschaft, die von Vergnügen zu Vergnügen jagte, während von unten die Massen der Festelosen drohend in die Höhe wuchsen.

Pauline Metternich ist bekannt als eine der wohltätigsten Frauen des alten Österreichs. Es wird ihr Verständnis und Empfinden für die Not und die Leiden des Volkes nachgesagt: so stark ist aber ihr soziales Bewußtsein doch nicht, daß sie das Recht des Volkes auf eine bessere Lebenshaltung anzuerkennen vermöchte, und daß nicht aus jeder Zeile ihres Buches, wo immer sich die Gelegenheit zu einer Seitenbemerkung ergibt, Haß und Widerstand gegen das Jetzt zu erkennen wäre. Es heißt auf der Hut sein vor jenen, die gleich der Metternich glänzendere Tage gesehen haben, aber nicht wie sie sich begnügen, Memoiren zu schreiben, um den Glanz der entschwundenen Zeiten festzuhalten, sondern heimlich Waffen schärfen, das verlorene »Paradies« wiederzugewinnen. Irma Hift

---

Gustav Leutelt, **Hüttenheimat.** Roman. Berlin, Verlag S. Fischer. Preis broschiert Mk. 4.50.

Die deutsche Literatur ist reich an sogenannten Entwicklungsromanen. Das typische Beispiel des letzten Jahrzehnts ist die Trilogie Otto Ernsts. Dennoch, einen guten sozialistischen Roman besitzen wir bis heute nicht, so nahe der Stoff auch liegt. Auch »Hüttenheimat« ist kein solcher. Schon seiner Knappheit und seiner Absichtslosigkeit wegen nicht. Die Handlung spielt im Isergebirge und zeigt neben verschiedenen Familienschicksalen einige Jahre der Entwicklung eines Werkmeistersohnes. Durch Familienbeziehungen gewinnt dieser als Volontär in einer Glashütte beschäftigte junge Mann intimere Fühlung mit sozialdemokratischen Kreisen. In einzelnen Szenen interpretieren Arbeiter einiges aus der Gedankenwelt des Sozialismus. Ein Miniaturausschnitt eines Streiks und eines sozialdemokratischen Parteitags — das ist alles. Der größte Teil des Buches handelt von anderen biederen Dingen. Schließlich ist das Ganze eine recht harmlose, ohne besondere Kunst und Stärke geschriebene Geschichte, die nur durch eine gewisse Freude an der Heimat und ihrer Natur belebt wird. Kl

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 19 38. Jahrgang · 2. Band 6. August 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Das Steuerrecht der Gemeinden im neuen Deutschland.** Von Paul Hirsch (Berlin).

**Von Allenstein bis Tauroggen.** Von Jakob Altmaier.

**Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit.** Von Erich Pagel. III. (Schluß.)

**Der Entwurf eines Betriebsbilanzgesetzes.** Von H. Harz (Bremerhaven).

**Literarische Rundschau:** Max Weber, **Wissenschaft als Beruf.** Karl Binding, **Zum Werden und Leben der Staaten.** Dr. K. Kleefeld, **Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaues.** Ludwig Rubiner, **Kameraden der Menschheit.** Wolfgang Sorge, **Geschichte der Prostitution.**

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Aus Natur und Geisteswelt.** Leipzig, B. G. Teubner. Kartoniert M. 1.90 zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Bavink, B.,** Einführung in die anorganische Chemie. 115 S.

**Miehe, H.,** Allgemeine Biologie. Einführung in die Hauptprobleme der organischen Natur. 129 S.

**Pohle, L.,** Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. 148 S.

**Sommer, G.,** Geistige Veranlagung und Vererbung. 122 S.

**Bauer, Otto,** Bolschewismus oder Sozialdemokratie? Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 120 S. Geh. 12 Kronen.

**Bernstein, Rich.,** Der Kapp-Putsch und seine Lehren. Nr. 10 der Revolutionsbibliothek. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 14 S.

**Bieler, A.,** Brasilien. (Auslandswegweiser, herausgegeben von dem Hamburgischen Weltwirtschafts-Archiv und dem Ibero-Amerikanischen Institut. 4. Band.) Hamburg, L. Friedrichsen & Co. 152 S. Geh. M. 10.80.

**Binding, K.** und **Hoche, A.,** Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form. Leipzig, Felix Meiner. 62 S. Kart. 6 M.

**Bonin, E. v.,** Die Versuchungen des Herzens. Roman. Jena, Landhausverlag. 250 S.

**Böttcher, P.,** Arbeitsgemeinschaft oder Klassenkampf? Gewerkschaftliche Probleme im Verband der Deutschen Buchdrucker. Leipzig, Verlag „Graphischer Block". 30 S. Geh. M. 1.25.

**Briefs,** Dr. **G.,** Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit O. Spengler. Freiburg i. Br., Herder & Co. 112 S. Geh. M. 7.50 zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Busse, Karl,** Aus verklungenen Stunden. Skizzenbuch. Leipzig, Quelle & Meyer. 295 S. Geb. 7 M.

**Davidsohn, G.,** Die Erdolchung der deutschen Ernährungsfront. Berlin, Verlag Deutscher Arbeiter-Abstinentenbund. 20 S. Geh. 80 Pf.

**Deutscher Textilarbeiterverband.** Protokoll der Verhandlungen des Kongresses der Betriebsräte und Arbeiterausschüsse der Textilindustrie. Selbstverlag.

**Deutsch-Französischer Wirtschaftsverein.** Bericht über die Mitgliederversammlung am 15. Juni 1920. 32 S.

**Die Arbeiter und die Republik.** Eine Übersicht über die neue Arbeitergesetzgebung. Berlin, Zentralverlag. 32 S.

**Die Frau und der neue Reichstag.** Berlin, Zentralverlag. 24 S.

**Die Neue Landhausbücherei.** 3. Band: Skizzen und Novellen des letzten Jahres. Jena, Landhausverlag. 99 S. Kart. 5 M.

**Dietrich, Br.,** Oberschlesien. Mit einer Skizze der natürlichen Landschaften. Breslau, Ferd. Hirt. 23 S. Geh. M. 1.25 zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Erdmannsdörffer, H. G.,** Das Wahlrecht für den Deutschen Reichstag 1920. Wahlgesetz, Wahlkreiseinteilung, Wahlstatistik. Berlin-Zehlendorf, Reichsverlag. 78 S. Geh. M. 1.25.

**Goldscheid, R.,** Grundfragen des Menschenschicksals. Wien, E. P. Tal. 227 S.

**Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine,** Geschäftsbericht 1919. Selbstverlag. 60 S.

**Günther, A.,** Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920 nebst der Wahlordnung und den Ausführungsbestimmungen des Reichs und Preußens. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 166 S. Geh. 9 M.

**Hallupp, E.,** Die Internationale. Tragikomödie in 4 Akten. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 48 S. Geh. 4 M.

**Harms-Plön, H.,** Die Volkshochschule im Lichte allgemeiner Bildungs- und Menschheitsfragen. Ein Beitrag zu einer naturgemäßen Gestaltung der Volkshochschulen. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt. 127 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19 | Ausgegeben am 6. August 1920 | 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Das Steuerrecht der Gemeinden im neuen Deutschland

Von Paul Hirsch (Berlin)

Die neue Reichsgesetzgebung hat auch das Finanzwesen der Gemeinden auf eine neue Grundlage gestellt. Dadurch, daß das Reich in der Finanzgesetzgebung selbständig geworden ist und die Finanzhoheit erhalten hat, ist nicht nur sein Verhältnis zu den Ländern, sondern auch das der Länder zu den Gemeinden ein anderes geworden; die Finanzgebarung der Gemeinden wird nicht mehr in erster Linie durch die Landesgesetzgebung, sondern durch die Reichsgesetzgebung bestimmt. Die Deckung der Bedürfnisse des Reiches geht allem anderen voran.

Man wird zugeben, daß das Reich sich in einer Zwangslage befindet. Seine Finanzen sind durch den Krieg völlig zerrüttet, sein Steuerbedarf ist ins Unermeßliche gestiegen, und so blieb ihm kein anderer Ausweg, als daß es die wichtigsten Steuern, die bisher den Ländern und Gemeinden zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienten, an sich zog. In der Begründung zu dem Entwurf eines Landessteuergesetzes gibt die Regierung unumwunden zu, daß die Länder und Gemeinden den wertvollsten Teil ihrer Steuerhoheit hingeben müssen. Die Steuerhoheit der Länder und Gemeinden soll nur noch da Platz greifen, wo das Reich nicht die Regelung in Anspruch nimmt. Allerdings sind die Länder und Gemeinden nach § 1 des Landessteuergesetzes auch in Zukunft berechtigt, Steuern nach Landesrecht zu erheben, aber nur insoweit, als die Reichsverfassung und die gemäß der Reichsverfassung erlassenen reichsrechtlichen Vorschriften dem nicht entgegenstehen. Die Inanspruchnahme von Steuern für das Reich schließt die Erhebung gleichartiger Steuern durch die Länder und Gemeinden aus, wenn nicht reichsgesetzlich ein anderes vorgeschrieben ist, und ebenso ist ihnen die Erhebung von Zuschlägen zu Reichssteuern nur auf Grund reichsgesetzlicher Ermächtigung gestattet (§ 2). Stehen überwiegende Interessen der Reichsfinanzen entgegen, so sollen Landes- und Gemeindesteuern, die die Steuereinnahmen des Reiches zu schädigen geeignet sind, nicht erhoben werden (§ 3). Steuerliche Bestimmungen der Länder und Gemeinden, die diese Vorschrift verletzen, müssen aufgehoben oder so abgeändert werden, daß ein Widerspruch mit den Interessen der Reichsfinanzen nicht mehr besteht.

Also überall steht das Interesse des Reiches im Vordergrund, das der Länder und Gemeinden kommt erst in letzter Linie. Nun ist anzuerkennen, daß die Reichsgesetzgebung bestrebt gewesen ist, den Ländern und Gemeinden wenigstens ihre Einnahmen der letzten Jahre zu gewährleisten, wenn sie ihnen auch die Quellen verstopft hat, und daß sie ihnen auch sonst ein gewisses Entgegenkommen erwiesen hat. Für die Länder und Gemeinden bedeutet es eine wesentliche Erleichterung, daß das Reich ihnen Kriegslasten abnehmen

will, die ihre Haushalte schwer bedrücken. Außer den Mindestsätzen der Familienunterstützungen, deren Übernahme unter Vorbehalt eines besonderen Gesetzes bereits im Reichsgesetz vom 28. Februar 1888 vorgesehen ist, sollen auch die sämtlichen Zinsen, Diskontbeträge und Kosten, die den Ländern und Gemeinden einschließlich der Lieferungsverbände aus der Beschaffung der Mittel für die Familienunterstützungen erwachsen sind, auf das Reich übernommen werden. Das Reich übernimmt ferner die Zuschläge zu den Mindestsätzen der Familienunterstützungen und die sonstigen bisher als beihilfefähig anerkannten Kosten der Kriegswohlfahrtspflege nebst den zugehörigen Zinsen und Unkosten. Endlich will es den Ländern die Kosten der Beschaffungsbeihilfen abnehmen, die sie im Anschluß an das Vorgehen des Reiches den Beamten und Lehrern aus ihren Mitteln bewilligt haben. Diese vom Reich neu übernommenen Kosten bedingen die Aufwendung von rund 11,2 Milliarden Mark, wozu der bisher noch nicht erstattete Restbetrag der Mindestsätze der Familienunterstützungen nebst Zinsen und Kosten mit 5,3 Milliarden hinzutritt.

Wie gewaltig sich der Bedarf von Reich, Ländern und Gemeinden gesteigert hat, ersieht man daraus, daß im Jahre 1914 der Steuerbedarf der Bundesstaaten 1,163 Milliarden, der der Gemeinden 1,227 Milliarden, zusammen also 2,390 Milliarden betrug, daß dagegen für das Jahr 1918 die Gesamteinnahme an Steuern in den Bundesstaaten und Gemeinden auf 3,6 und für 1919 sogar auf 6,5 Milliarden berechnet wird. Aber diese Steigerung wird noch weit übertroffen durch das Anwachsen des Bedarfs des Reiches, der sich vor dem Krieg auf 2 Milliarden belief und gegenwärtig auf mehr als 18 Milliarden berechnet wird.

Durch das Landessteuergesetz soll nun einstweilen ein Bedarf der Länder und Gemeinden in Höhe von 6,5 Milliarden gedeckt werden, und zwar zunächst 1,11 Milliarden durch Landes- und Gemeindesteuern (erhöhte Ertragsteuern vom Grundbesitz und Gewerbe, Vergnügungssteuern, Wertzuwachssteuern, von kleineren Steuern und Stempeln), der Rest von zirka 5,39 Milliarden durch Überweisungen aus Reichssteuern. Aber diese Summe soll nicht auf die Gesamteinnahmen des Reiches angewiesen werden, sondern die Länder und Gemeinden sollen an dem schätzungsweise ermittelten Ertrag gewisser Reichssteuern mit prozentualen Anteilen teilnehmen. Die Regierung glaubt, daß sie das durchaus notwendige eigene Interesse an der Steigerung der Erträge der gemeinschaftlich bewirtschafteten Steuern am besten dadurch behalten, daß sie auf diese Weise an dem steuerlichen Risiko mit Gewinn und Verlust beteiligt werden. Als Anteile sind in Aussicht genommen von der Einkommensteuer 4500 Millionen, von der Erbschaftssteuer 150 Millionen, von der Grunderwerbsteuer 140 Millionen und von der Umsatzsteuer 600 Millionen.

Ob diese Erträge eingehen, vermag natürlich niemand mit Bestimmtheit im voraus zu sagen. Insbesondere ist es bekannt, wie sehr die Einkommensteuer von der Lage auf dem Wirtschaftsmarkt abhängt. Es handelt sich hierbei genau so um Schätzungen wie beim Bedarf. Wie sehr zum Beispiel die Ergebnisse der wirtschaftlichen Unternehmungen, die doch einen erheblichen Teil der Einnahmen der Länder und Gemeinden bilden, Schwankungen unterworfen sind, lehren folgende Zahlen: In den sechs größeren Bundesstaaten mußten 1913 durch Einkommensteuern durchschnittlich 11,16

Mark auf den Kopf der Bevölkerung aufgebracht werden. Die Erwerbsunternehmen lieferten zu den Haushalten Beiträge, die sich in den einzelnen Staaten zwischen 6,7 und 20,5 Mark auf den Kopf gerechnet bewegten. Demgegenüber weisen die Haushaltspläne für 1919 nicht allein den Wegfall dieser Beträge, sondern auch Zuschüsse auf, die in Preußen 13,2, in Bayern 35, in Sachsen 35,2, in Württemberg 33,7 und in Baden 46,6 Mark auf den Kopf der Bevölkerung ausmachen. Die Ursache liegt hauptsächlich bei den Eisenbahnen, die in Preußen einen Zuschuß von 19,6 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, in Bayern 43,7 Mark, in Sachsen 37,8 Mark, in Württemberg 41 Mark und in Baden 49 Mark ausmachen, also ein Mehrfaches der Einkommensteuern vor dem Kriege. Hätten nicht andere Erwerbsunternehmungen Mehreinnahmen gebracht, so würden die Fehlbeträge der Eisenbahnen noch verhängnisvoller wirken. Mit Recht sagt die Begründung zum Entwurf eines Landessteuergesetzes, es liege auf der Hand, daß auf die Dauer jede Finanzwirtschaft zugrunde gehen muß, wenn Erwerbsunternehmungen an so ungeheuerlichen Fehlbeträgen kranken.

Nun sind ja die Länder insofern in einer besseren Lage als die Gemeinden, als die Staatseisenbahnen, die in der Hauptsache die Fehlbeträge verursacht haben, auf das Reich übergegangen sind. Die Gemeinden dagegen behalten ihre wirtschaftlichen Unternehmungen, die vor dem Kriege und auch noch während des Krieges ergiebige Einnahmequellen für sie gewesen sind, jetzt aber mit mehr oder größerer Unterbilanz arbeiten. Es ist leicht gesagt, daß es in erster Linie darauf ankommen wird, die Fehlbeträge der Erwerbsunternehmungen auszuschalten. Lebten wir in einigermaßen normalen Verhältnissen, so wäre das nicht allzu schwer, aber heute, wo die Preise für Rohprodukte in fortgesetztem Steigen begriffen sind, wo die Löhne und Gehälter infolge der noch immer anhaltenden und vielleicht noch anwachsenden Teuerung nicht nur nicht abgebaut werden können, sondern in absehbarer Zeit vielleicht noch erhöht werden müssen, ist das Problem schlechterdings nicht zu lösen.

Nun spielten aber die *Wirtschaftsbetriebe im Haushalt der Gemeinden* bisher schon eine große Rolle. Der Grundsatz, daß die Ausgaben der Gemeinden lediglich durch Zuschläge zu den direkten Steuern gedeckt werden sollen, nahm sich auf dem Papier recht schön aus, in der Praxis war er undurchführbar, wenn man nicht auch die Minderbemittelten erheblich belasten wollte. Schon lange vor dem Kriege war das Einkommen in beträchtlichem Maße zur Deckung der Gemeindeausgaben herangezogen, und seitdem ist eine immer weitere Belastung des Einkommens eingetreten. Nach einer Statistik über die Gemeindesteuern in den preußischen Großstädten, den selbständigen rheinisch-westfälischen Stadtkreisen und den übrigen kreisfreien Städten Preußens aus dem Jahre 1915, die sich auf 110 Gemeinden erstreckt, wurden Einkommen von mehr als 420 bis 600 Mark zur Gemeindeeinkommensteuer herangezogen in sieben rheinischen Stadtkreisen, sieben westfälischen Stadtkreisen, fünf sonstigen Städten mit mehr als 80 000 und 39 Städten mit weniger als 80 000 Einwohnern. Einkommen von mehr als 600 bis 900 Mark wurden zur Gemeindeeinkommensteuer herangezogen in 12 rheinischen, 13 westfälischen Stadtkreisen, 14 sonstigen Städten mit mehr als 80 000 und 49 mit weniger als 80 000 Einwohnern. Im übrigen bewegte sich der Zuschlag zur Staats-

einkommensteuer in den rheinischen Stadtkreisen zwischen 130 und 250 Prozent, in den westfälischen Stadtkreisen zwischen 100 und 280 Prozent, in den sonstigen Städten mit mehr als 80 000 Einwohnern zwischen 125 und 250 Prozent, in den Städten mit weniger als 80 000 Einwohnern zwischen 110 und 260 Prozent. Seitdem ist fast überall eine wesentliche Erhöhung der Zuschläge nicht nur zur Einkommensteuer eingetreten, sondern auch die Sätze der Grund- und Gebäudesteuer sowie die Gewerbesteuersätze haben erhöht werden müssen. Wenn in einigen Gemeinden von einer Steigerung ganz oder teilweise Abstand genommen werden konnte, so deshalb, weil die Werke mit Überschüssen arbeiteten. Auf diese Überschüsse werden die Gemeinden auch in Zukunft angewiesen sein, ja sie werden weit mehr als früher der Ausbreitung des Regiegedankens ihre Aufmerksamkeit widmen müssen, aus sozialpolitischen, nicht minder aber aus finanzpolitischen Erwägungen.

Denn mit dem, was ihnen das Reich zugesteht, können die Gemeinden unmöglich auskommen, wenn anders sie die großen Kulturaufgaben lösen und auch nur in bescheidenem Umfang ihre Pflichten auf sozialem Gebiet, vor allem auf dem der öffentlichen Gesundheitspflege, erfüllen wollen. Die Regierung macht es sich in der Begründung ihres Entwurfs eines Landessteuergesetzes leicht, indem sie den Gemeinden Sparsamkeit und nochmals Sparsamkeit predigt, obwohl sie unumwunden zugeben muß, daß durch solche erzwungene Sparsamkeit dringend wünschenswerte Fortschritte auf wirtschaftlichen wie auf kulturellen Gebieten vorläufig vielleicht gehemmt werden. Die Gemeinden werden sich, ob sie wollen oder nicht, vor den Tatsachen beugen und die notwendigen Schlüsse aus unserer Verarmung und Verschuldung ziehen, sie werden dem weisen Rate der Regierung folgen, den verbleibenden Rest von Steuergebieten ausbauen und ihn ebenso wie ihre wirtschaftlichen Unternehmungen möglichst ergiebig zu gestalten suchen. Wieweit das möglich ist, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls wird es schwer sein, »mit den beschränkten Einnahmen so zu wirtschaften, daß die Lebensinteressen gewahrt bleiben und Kultur und Wirtschaft auch in dem enger gespannten Rahmen vor Verfall gerettet werden«.

In dem Ausschuß der Nationalversammlung, der mit der Vorberatung des Gesetzentwurfs betraut war, haben sich denn auch solche Redner, die an sich der Tendenz des Entwurfs insofern zustimmten, als damit die Länder völlig vom Reich abhängig gemacht werden und so ein weiterer Schritt zum Einheitsstaat getan wird, gegen die Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Gemeinden ausgesprochen, weil diese dann nicht mehr in der Lage sein würden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und weil ihr Kredit infolgedessen verloren gehe.

Welches sind nun die Einnahmen aus Steuern, die den Gemeinden noch verbleiben? Aus der Einkommensteuer, also gerade aus der Steuer, die sie am stärksten ausgebaut hatten, selbständig Erträge zu ziehen, ist ihnen verboten, sie sind auf die Überweisungen vom Reich angewiesen. Da das Reich mit seiner Einkommensteuer bereits bis an die äußerste Grenze der Belastungsmöglichkeit gegangen ist, sind weitere Zuschläge nicht mehr möglich. Wollte man durch Zuschläge diese Grenze überschreiten, so würde man, wie es in den Motiven heißt, an der Unmöglichkeit der Durchführung der Beschlüsse scheitern; »man würde nicht allein die Existenz zahlreicher Steuerpflichtiger vernichten, sondern auch die Kapitalbildung verhindern und da-

mit die Grundlage zerstören, auf der die Volkswirtschaft Bestand und Fortschritt gründen muß. So ist die Zuschlagsautonomie eine Frage der Beurteilung der Finanznot, und sie findet ihre Entscheidung tatsächlich bereits im Einkommensteuergesetz. Das Landessteuergesetz kann nur die unentrinnbare Folgerung aus diesem Gesetz ziehen.« Einen Vorteil hat die vom Reich getroffene Regelung zweifellos, der Ungleichheit der Besteuerung in den einzelnen Gemeinden wird dadurch ein Ende bereitet, es wird nicht mehr vorkommen, daß die leistungsfähigen Steuerpflichtigen die Gemeinden mit hohen Zuschüssen meiden und sich durch Flucht in Gemeinden mit niedrigen Zuschlägen weitgehende steuerliche Vorteile vor der an die Arbeitsstelle gebundenen ärmeren Bevölkerung verschaffen. Der Einwand, daß Steuerflucht und Steueroasen antisozial wirken und die Steuerpolitik der Gemeinden demoralisieren, ist nicht von der Hand zu weisen. Es fragt sich, ob dieser Vorteil nicht durch Nachteile auf der anderen Seite aufgewogen wird.

Der ursprüngliche Regierungsentwurf hatte eine Beteiligung der Länder an dem Ertrag der Reichseinkommensteuer in der Weise vorgesehen, daß ihr Anteil von den Steuerbeträgen der Steuerpflichtigen mit weniger als 15 000 Mark steuerbarem Einkommen 90 Prozent betragen und entsprechend der Höhe der Steuerpflicht bis auf 30 Prozent des Betrags der Steuerpflichtigen mit einem Einkommen von mehr als 300 000 Mark sinken sollte. Von den Steuern, die das Reich an Stelle der allgemeinen Einkommensteuer von nicht physischen Personen erhebt, sollte der Anteil, unabhängig von der Steuerstufe, 50 vom Hundert des Steuerbetrags betragen. Nach der endgültigen Fassung des Gesetzes werden die Länder und Gemeinden an dem Ertrag der Einkommensteuer und der Körperschaftssteuer mit zwei Dritteln des Aufkommens beteiligt. Im Ausschuß war von einer Seite beantragt worden, daß die Länder sowie mit ihrer Genehmigung die Gemeinden und Gemeindeverbände Zuschläge zur Reichseinkommensteuer für ihre Rechnung erheben können, und zwar sollten die Zuschläge in einem gleichen Prozentsatz für alle Steuerpflichtigen bestehen müssen. Gegen diesen Antrag machte der Reichsfinanzminister unter anderem geltend, daß uns der Friedensvertrag zwinge, so viel Steuern zu erheben, wie dies in den Ländern der Entente geschehe; deshalb sei es notwendig, den vollen Steuerbetrag für das Reich zu erheben, mindestens aber zweckmäßig, da man bei Annahme des Antrags gewiß die Entente auch auf die danach zu erhebenden Landes- und Gemeindesteuern hinweisen könne, dieser Hinweis aber doch vielleicht von ihr nicht als voll beweiskräftig angesehen werde. Bei Annahme des Antrags würden überdies die Steuern in den einzelnen Ländern und Gemeinden verschieden hoch werden. Es gäbe also damit wieder Rentnerstädte und Steueroasen, und damit gehe der Grundgedanke der neuen Steuergesetzgebung verloren, der eine gleichmäßige Besteuerung herbeiführen wolle.

Auch die Gefahr sei nicht zu unterschätzen, daß die Gemeinden bei Annahme des Antrags leicht das Interesse an einer richtigen Veranlagung gerade der kleineren Einkommen verlieren würden. Endlich solle man doch in der Beschränkung der Selbstverwaltung nicht weiter gehen, als unbedingt nötig sei. Die Verteilung der den Ländern und Gemeinden zu überweisenden Einkommensteuer zwischen beiden solle der Landesgesetzgebung überlassen bleiben; dabei könne auf die Verhältnisse in den einzelnen Ländern und Ge-

meinden mehr Rücksicht genommen werden. Auch wenn man den Ländern und Gemeinden etwa gestatte, Zuschläge zu erheben, so dürfe dabei doch niemals über den Steuertarif des Einkommensteuergesetzes hinausgegangen werden. Umgekehrt vertrat der badische Vertreter im Reichsrat den Gedanken, daß den Ländern und Gemeinden die Erhebung von Zuschlägen gestattet werden müsse, weil sonst für die Landesfinanzverwaltungen der einzig bewegliche Faktor ihrer Finanzgebarung verloren gehe, und weil man ferner dadurch jede gesunde Entwicklung auch des Gemeindelebens unterbinde, ebenso wie die Länder dann ihre Kulturaufgaben nicht mehr richtig pflegen könnten. Steueroasen würden, auch wenn man das Zuschlagsrecht zulasse, bei dem allseits vorhandenen Steuerbedarf wohl kaum mehr entstehen; übrigens würden sie doch wohl kaum das größte Übel darstellen. Der Antrag wurde schließlich zurückgezogen.

Wir haben also damit, daß den Ländern und Gemeinden ein Zuschlagsrecht zur Reichseinkommensteuer nicht zusteht, als mit einer gegebenen Tatsache zu rechnen, auf deren Boden wir uns zu stellen haben. Nur insofern ist eine gewisse gemeindliche Steuerautonomie gewahrt worden, als die Wohnsitzgemeinden beschließen können, eine Steuer von demjenigen Mindesteinkommen, das von der Einkommensteuer nicht erfaßt wird, zu erheben, soweit dies nicht durch Landesgesetz ausgeschlossen wird. Doch muß der nach dem Einkommensteuergesetz bei einem 10 000 Mark nicht übersteigenden Einkommen für die zweite und jede weitere Person steuerfrei bleibende Einkommensteil von 700 Mark auch von dieser Steuer frei bleiben. Außerdem darf die Steuer für Personen, die nicht einkommensteuerpflichtig sind, den für die unterste Stufe der Einkommensteuer geltenden Prozentsatz, für einkommensteuerpflichtige Personen den höchsten Prozentsatz nicht übersteigen, mit dem sie zur Einkommensteuer herangezogen sind.

Anders als mit der Einkommensteuer steht es mit den Realsteuern von Grundvermögen und Gewerbebetrieb, aber auch hier sind die Gemeinden insofern schlecht daran, als es von dem Willen der Landesgesetzgebung abhängt, ob sie ihnen die Erträge aus diesen Steuern, zu deren Erhebung die Länder verpflichtet sind, ganz oder teilweise überlassen wollen. Das Bedenken des Berichterstatters über den Entwurf eines Landessteuergesetzes, daß die Gemeinden angesichts des Steuerbedarfs und des Fehlens sonstiger großer Einnahmequellen für die Länder diese Steuern mit ihnen teilen müßten und daß sie überdies über einen gewissen Satz hinaus nicht ausgebaut werden können, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Steuer vom Grundvermögen und Gewerbebetrieb tritt an die Stelle der Vermögenssteuer, deren Einführung den Ländern verboten ist. Ebensowenig haben die Gemeinden noch die Möglichkeit, Zuschläge zur Reichserbschaftssteuer zu erheben; die Länder erhalten 20 Prozent des Steueraufkommens auf Grund des Erbschaftssteuergesetzes vom 10. September 1919, die Gemeinden sind auch hier wieder auf den guten Willen der Länder angewiesen. Ähnlich steht es mit der Grunderwerbssteuer, deren Erträge im allgemeinen zur Hälfte den Ländern zufließen, doch sagt das Gesetz ausdrücklich, daß über die Verwendung des Anteils der Länder, insbesondere über eine völlige oder teilweise Überweisung an die Gemeinden oder Gemeindeverbände, die Länder selbst zu bestimmen haben. Besser gestellt als bei der Einkommensteuer sind die Gemeinden hier in zwiefacher Hinsicht: einmal in-

sofern, als diejenigen von ihnen, die bereits vor dem 1. Januar 1918 Abgaben der im Grunderwerbssteuergesetz geregelten Art erhoben haben, bis zum 31. März 1923 eine Sonderzuweisung aus dem in ihrem Bezirk aufkommenden Reichsanteil in Höhe von einem Viertel dieses Anteils erhalten, und zweitens insofern, als ihnen mit Genehmigung der Länder die Erhebung von Zuschlägen zur Grunderwerbssteuer gestattet ist. Ob die Länder und die Gemeinden von dieser Befugnis Gebrauch machen werden, wird die Zukunft lehren. Bei der Höhe der Sätze der Reichsgrunderwerbssteuer erscheint dies nicht allzu wahrscheinlich.

Völlig überlassen hat das Reich den Gemeinden die Vergnügungssteuer, zu deren Erhebung sie verpflichtet sind, es sei denn, daß der Gemeindeverband oder das Land, denen die Gemeinde angehört, eine solche Steuer einführt. Die Reichsgesetzgebung legt dieser Steuer eine so hohe Bedeutung bei, daß sie den Reichsrat ermächtigt hat, Bestimmungen zu erlassen, in denen Art und Umfang der Steuerpflicht, die Steuersätze und die sonstigen steuerlichen Befugnisse der Gemeinden geregelt werden. Diese Bestimmungen haben in allen Gemeinden Geltung als Steuerordnung, soweit die Gemeinden nicht mit Genehmigung der Landesregierung oder der von ihr beauftragten Behörden besondere Steuerordnungen im Rahmen der Bestimmungen des Reichsrats erlassen. Ja, es bedürfen sogar solche Steuerordnungen, die zur Zeit des Inkrafttretens der Bestimmungen des Reichsrats in Geltung sind, erneuter Beschlußfassung der zuständigen Gemeindevertretungen und Aufsichtsbehörden. In Ermangelung solcher treten sie nach Ablauf von drei Monaten außer Kraft. Kleineren Gemeinden dürften aus der Vergnügungssteuer nennenswerte Beträge kaum zufließen, man hat sogar, namentlich in Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Einnahmen völlig aufgesogen werden durch die Kosten der Veranlagung und der Erhebung.

Endlich wird den Gemeinden noch ein gewisser Anteil des Einkommens aus der Umsatzsteuer überwiesen, und zwar erhalten sie 5 Prozent des Aufkommens, soweit die Steuer von den in § 11 Absatz 1 des Umsatzsteuergesetzes bezeichneten Steuerpflichtigen entrichtet wird.

Sehr ins Gewicht fallen eine Reihe weiterer Bestimmungen, vor allem die Vorschrift, daß die Beteiligung des Reiches an den Kosten neuer Aufgaben, die es den Ländern oder den Gemeinden zuweist, gesetzlich geregelt werden soll. Weiter wird das Reich, wenn einzelnen Ländern oder Gemeinden durch Verträge, Gesetze oder Verwaltungsmaßnahmen des Reiches besondere Kosten erwachsen, entweder die Kosten übernehmen oder angemessene Zuschüsse leisten, und schließlich wird das Reich, wenn Länder oder Gemeinden Unternehmungen auf kulturellem, wirtschaftlichem oder sozialem Gebiet betreiben, deren Bedeutung sich auf das ganze Reichsgebiet oder auf einen größeren Teil des Reiches über die Grenze des Landes hinaus erstreckt, im Falle des Bedürfnisses zu den Kosten einen Zuschuß leisten oder die Unternehmung im Einverständnis mit dem Land und den Gemeinden übernehmen. Dasselbe gilt von sonstigen Einrichtungen, deren Kosten allein zu tragen ein Land auch bei völliger Ausschöpfung der eigenen Einnahmequellen außerstande ist.

Für die nächste Zukunft glaubt das Reich der Finanznot der Länder und Gemeinden dadurch begegnen zu können, daß es jedem Lande die Ein-

nahme aus den durch die Einkommensteuer, Körperschaftssteuer, Kapitalertragssteuer und die Erbschaftssteuer ersetzten Steuern des Landes und seiner Gemeinden in der bisherigen Höhe gewährleistet. Der Anteil der Einkommensteuer muß mindestens das Aufkommen des Steuerjahres 1919 an den durch die Einkommensteuer, die Körperschaftssteuer und die Kapitalertragssteuer ersetzten Steuern des Landes und seiner Gemeinden zuzüglich einer Steigerung von 25 Prozent erreichen. Das ist immerhin ein Notbehelf, aber angesichts des gestiegenen und noch fortgesetzt steigenden Bedarfs der Gemeinden doch nur ein sehr schwacher Notbehelf. Der Gesetzgeber befand sich eben in einer Zwangslage, er konnte den Bedürfnissen der Gemeinden auch beim besten Willen nicht Rechnung tragen. An der Tatsache aber, daß die Gemeinden durch die Reichsfinanzgesetzgebung schwer geschädigt werden, wird dadurch nichts geändert. Ihre Einnahmequellen sind ihnen großenteils verstopft, und es wird ihnen nicht leicht werden, selbst bei noch so großer Einschränkung ihren Pflichten zu genügen.

## Von Allenstein bis Tauroggen

Von Jakob Altmaier

Am 11. Juli haben in Ostpreußen rund 98 Prozent der Wahlberechtigten, in Westpreußen etwa 92 Prozent für Deutschland gestimmt. Als das Resultat bei der Ententekommission in Allenstein, die die Abstimmung leitete, bekannt wurde, rief der Vertreter Japans: »Wo bleiben die Experten von Versailles?« Schritt für Schritt, wirtschaftlich, völkisch und politisch, wann und wo der Friedensvertrag eine Probe ablegen soll, zeigt sich, welch elendes Machwerk am 29. Juni 1919 unterzeichnet werden mußte. Statt Versöhnung — neuer Haß, neuer Streit, neue Kriege und furchtbare wirtschaftliche Katastrophen, die beängstigend am morschen Bau Europas rütteln und schütteln.

Vor dem Weltkrieg hat mancher lächelnd den Kopf geschüttelt, wenn von Nationalitätenkämpfen und Gebietsstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Balkanvölkern die Rede war. Ein Jahr nach Versailles sind wir so weit, daß wenige Eisenbahnstunden von Berlin entfernt genau dieselben Zustände und Wirren beginnen wie ehedem um Skutari, Durazzo oder Valona. Zwischen Ostpreußen und das übrige Reich schiebt sich wie ein Riegel der polnische Korridor. Wer es vermeiden will, vor der Fahrt nach Königsberg tagelang einer polnischen Durchreiseerlaubnis nachzujagen, unterwegs stundenlang auf polnischen Grenzstationen liegen zu bleiben, wo man riskieren muß, wegen einer Kiste unverzollter Zigarren eine hohe Geldstrafe zu erleiden, der holt sich lieber auf dem Seeweg von Swinemünde nach der ehemaligen preußischen Krönungsstadt die Seekrankheit, wobei er zwar leichter an Körpergewicht, jedoch sonst unbeschadet nach dem Reiseziel gelangt. Danzig, die ehemals blühende See- und Hafenstadt, ist öde und leer. Welche Produkte sollten auch die Polen auszuführen haben? In diesem 350 000 Einwohner zählenden Freistaat gibt es heute 10 000 arbeitslose Proletarier, meist Familienväter. Die Steuerlast, die dort ein Arbeiter mit 7000 bis 8000 Mark Jahreseinkommen zu tragen hat, ist jährlich 1000 Mark höher als in Deutschland. Um nicht in den Verdacht nationalistischer Hetze

zu kommen, zitieren wir hier einen Artikel der »Leipziger Volkszeitung«, worin es unter anderem heißt:

Das Abstimmungsergebnis ruft die Frage nach Revision des Versailler Friedensvertrags wach. Westpreußen ist durch ihn in drei Teile zerrissen worden. Es ist aber wirtschaftlich ein einheitliches Gebiet, und durch Grenzpfähle im Lande Schranken aufzurichten, wo seit Jahrhunderten freier Verkehr herrschte, wo hüben und drüben Geschäfts- und Familienverbindungen bestehen, geht nicht an, ohne die ganze Bevölkerung rebellisch zu machen. Unter dem polnischen Korridor leiden die deutsch gebliebenen Gebiete sehr stark. Die Polen haben seither nicht die Verpflichtungen eingehalten, die ihnen der Versailler Vertrag auferlegt. Eine Reise von Elbing nach Danzig kostet beispielsweise bei Benutzung der Bahn außer dem Fahrpreis noch eine Paßgebühr von 100 Mark, die in deutscher Währung zu entrichten sind. Daß damit der Verkehr abgedrosselt ist, braucht nicht erst des näheren ausgeführt zu werden.... Die Grenze zwischen dem Freistaat und Deutschland geht in Marienburg mitten durch die Stadt und trennt Kalthof, einen Stadtteil, von Marienburg ab. Im Norden ist es ähnlich. Jeyer und Jungfer, zwei große Dörfer im Nogatdelta, gravitieren wirtschaftlich nach Elbing hin, in dessen Nähe sie liegen. Ohne Rücksicht darauf ist Jungfer zu Danzig geschlagen. In Jeyer läuft die Grenze durchs Dorf. Der Teil auf dem rechten Flußufer ist deutsch, der auf dem linken streistaatlich. Ähnliche Fälle staatsrechtlichen Blödsinns könnten dutzendweise aufgezählt werden. Auch aus den an Polen gefallenen Gebieten. Besonders schlimm daran sind hier die mit schwäbischen Bauern besiedelte Kulmer Niederung und die Stadt Graudenz. Auch die Polen leiden unter der wirtschaftlichen Zerrissenheit Westpreußens und der Vergewaltigung durch die Warschauer Imperialisten derart, daß es bereits wiederholt zu Unruhen gekommen ist. Eine Volksabstimmung in Westpreußen ist das mindeste, worauf die Bevölkerung Anspruch hat. Eine solche Bewegung war im polnischen Westpreußen bereits vor der Abstimmung im Gange. Durch den Ausfall des 11. Juli hat sie neue Nahrung erhalten. Für uns unabhängige Sozialdemokraten liegt keine Veranlassung vor, dem berechtigten Streben der westpreußischen Bevölkerung nach Selbstgestaltung ihres Geschicks entgegenzutreten, denn die heutigen Zustände sind in der Tat unhaltbar.

So verderblich und gefahrdrohend der polnische Korridor für Westpreußen, so schlimm sind die durch ihn bedingten Verhältnisse in Ostpreußen. Diese Kornkammer Deutschlands ist heute eine Insel, ohne Zusammenhang mit dem Reich. Die Republik verliert täglich mehr an Macht in jener losgelösten Provinz, die ihrer wirtschaftlichen Eigenart, Herkunft und Bevölkerung wegen besonderer Beachtung bedarf.

Zu einer Zeit, da die Russen täglich näher an Warschau heranrücken und bei einem kommenden Friedensschluß das gesamte Ostproblem neu aufgerollt werden dürfte; wo jeder neue Tag einen neuen Stein von Versailles abbröckelt, kann man hoffen, daß auch die Frage des polnischen Korridors zu beiderseitiger Verständigung geregelt wird. Was sich jedoch nicht so leicht »wiedergutmachen« läßt, sind die nationalen Gegensätze, die die aufgezwungene, lächerliche Abstimmung in der Ostmark heraufbeschworen hat. Das Ergebnis hat gezeigt, was der deutschen Bevölkerung um Allenstein und Marienwerder damit zugemutet wurde, daß sie in einen solchen Kampf überhaupt eintreten mußte. Die Polen jedoch mußten sich ihre Agitatoren aus Warschau holen, und was diese nicht durch Worte erreichen konnten, haben sie mit Schnaps und Bestechung versucht. Polnische Stoßtrupps, Bojawkas, waren mit schlimmen Mordwerkzeugen ausgerüstet, um deutsche Versammlungen zu sprengen. Natürlich erzeugte dies Gegendruck.

Kurz vor dem 11. Juli glich das Land einem siedenden Kessel, täglich kam es zu Überfällen und Schlägereien, Häuser wurden in Brand gesetzt und noch drei Tage nach der Abstimmung in Wehmitten drei Deutsche von Polen erschossen. Es wird noch lange dauern, bis die verschiedensprachliche Bevölkerung den Wahlkampf vergessen hat. Zurzeit gähnt eine Kluft, die sich stündlich durch die oben geschilderten Zustände im Korridor vertieft und im Osten einen neuen »Erbfeind« entstehen läßt, wenn nicht schnellstens abgeholfen wird.

So selbstverständlich für einen Sozialdemokraten es war, für die deutsche Sache im Osten einzutreten, schon aus der Begründung, die einst Jaurès gegeben, daß die Nation das Schatzkästlein der Völker sei, bei dem Wahlkampf haben wir noch die besondere Genugtuung gehabt, daß lediglich durch die demokratische Republik und durch die Weimarer Verfassung die bedrohten Provinzen gerettet worden sind. Wenn auch die Zustände im heutigen Polen, sein imperialistischer Krieg gegen Rußland und die furchtbaren Niederlagen der polnischen Heere die besten Werbemittel für Deutschland waren, preußische Ostmarkenpolitik und Hakatistenbewegung, die Glaubensverfolgungen und der Sprachenparagraph zittern heute noch in jenen Gegenden und erfüllen große Teile der Bewohner mit Mißtrauen. Jene Bedrückungen haben den Polen die einzige Agitationswaffe geliefert, deren sie sich bedienen konnten. Stumpf gemacht wurde sie durch die Republik und die Anhänger der früheren Koalitionsparteien. Wenn wir auch die organisatorische Arbeit der Leute von rechts und vor allem das kluge Verhalten des Reichskommissars nicht unterschätzen, die Hauptlast, die Versammlungsarbeit, wurde von Mitgliedern der sozialistischen Parteien, des Zentrums und der Demokraten getragen. Sie konnten aus bester Überzeugung dem Volke sagen, daß mit dem 9. November 1918 das kaiserliche Regime und das alte Preußen versunken und vor den neuen Gesetzen jeder Deutsche frei und gleichberechtigt ist; daß keine Volksminderheit um ihrer Sprache und ihres Glaubens willen leidet, Personen und Eigentum durch die Verfassung unantastbar sind. Solche Pfunde konnten wir den polnischen Luftblasen entgegensetzen und damit sogar den polnisch sprechenden Teil der Bewohner bis zu gewissen Ausnahmen zu uns herüberziehen. Wo aber Polen in Ost- und Westpreußen sitzen, sind sie früher von den deutschen Grundbesitzern angesiedelt worden, da sie bedeutend anspruchslosere und billigere Arbeitskräfte waren als das eingesessene Landproletariat, das im Laufe der Jahrzehnte zu Hunderttausenden in die besser entlöhnende rheinische Industrie und in die westfälischen Gruben abwanderte, wo es oft von den Schlot- und Industriebaronen als Damm gegen die dortige höherstehende, vom gewerkschaftlichen Gedanken durchtränkte Arbeiterschaft mißbraucht wurde. Trotzdem sind jene Ausgewanderten dem Rufe der Heimat gefolgt. Unter den beschwerlichsten Fahrten kamen sie in die Kreise Allenstein und Marienwerder, und der Begeisterung, die sie nach dem Osten mitbrachten, verdanken wir zum nicht geringsten Teil den überwältigenden deutschen Sieg. Deutschlands ärmster Sohn ist wiederum der getreueste gewesen, und wenn auch einige Anhänger der U. S. P. von den Polen gekauft werden konnten, solche Ausnahmen zählen nicht. Man könnte übrigens gleiche Beispiele »vaterlandsloser Gesinnung« auch aus Gutsbesitzerkreisen melden.

Der Kampf um den Besitz der Ostmark ist mit dem Volksentscheid des 11. Juli nicht zu Ende. Er wird von polnischer Seite unterirdisch und

»hintenherum« weitergeführt. Das eine sollten deshalb die besitzenden Klassen wissen und gelernt haben: was in solchen Zeiten eine freie und klassenbewußte Arbeiterschaft bedeutet, die wirtschaftlich und politisch so gestellt ist, daß sie nicht um einen Schnaps und ein Stück Brot zu kaufen ist.

Es lag in der Natur der Dinge, daß der Wahlkampf stark nationalistisch gefärbt war und einen gewissen alldeutschen Beigeschmack bekommen mußte. Wenn die Begeisterung für Deutschland die Herzen schwellt und die Republik kein Lied besitzt, drängen sich dem Volke von selbst die »alten vaterländischen Weisen« auf die Lippen. Wenn aber erzreaktionäre Stürmer den Honig aus den Blüten saugen, die nicht ihrem Stamm entsprossen sind, wenn in der evangelischen Kirche zu Allenstein beim Gottesdienst ein Gebet für das »erhabene Kaiserpaar« gesprochen wird und dieselben Macher den Volksfesten als Kuckucksei »Heil dir im Siegerkranz« einschieben, wenn ein geschwollener, von Öl und Volksverachtung triefender Konsistorialrat sowie ein alldeutscher Professor reaktionäre, die Regierung beschimpfende Reden halten, so zeugt dies von ebensoviel Frechheit und Taktlosigkeit wie von Dummheit! Nicht umsonst haben die Polen in einer Eingabe an die Entente behauptet, die Abstimmungsgebiete würden in deutscher Hand ein Herd der Reaktion und der Revanche. Ein Körnchen Wahrheit liegt darin. Nur sollten die Warschauer hinzufügen, daß sie es sind und waren, die im Osten Deutschlands den Nationalismus bis zur Siedehitze gebracht haben. Die erzwungene Abstimmung, die Bedrückungen der Deutschen in den abgetretenen, teils überwiegend deutschen Kreisen, die Unerträglichkeit des polnischen Korridors mit allen Schikanen und Belästigungen, die Abschnürung Ostpreußens vom übrigen Reich, das sind die Ursachen. Aus dieser Saat des Hasses und der Vergewaltigung kann und wird nichts Gutes entstehen.

Für den reaktionären Samen ist Ostpreußen ein ebenso fruchtbares Ackerland wie für Korn und Weizen. Nicht umsonst spielt mancher mit dem Gedanken größerer Selbständigkeit und »Beachtung völkischer Eigenarten« — ein Kapitel, mit dem alle Loslösungsbestrebungen beginnen. Um der Einheit des Reiches, der Republik und der Völkerverständigung muß der polnische Korridor verschwinden. Die Reaktion in Ostpreußen träumt von einem zweiten York und einem Tauroggen redivivus. Was einst Alexander I. für Napoleon, kann Lenin für Lloyd George werden. Hier ist Arbeit für Genf! Die deutsche Republik aber muß hinten wie vorn Augen haben, denn nirgends ist die wirtschaftliche und geistige Macht der arbeitenden Klassen so gering als im Osten Deutschlands.

---

# Die wirtschaftliche Entwicklung Japans in neuester Zeit

Von **Erich Pagel** (Schluß)

## III

Am bedeutendsten hat sich der japanische Schiffbau entwickelt, der vor der Eröffnung Japans (1853) künstlich gehemmt war, weil bis dahin nur Küsten-, keine Seeschiffahrt gestattet war.

1906 (1912) gab es in Japan 1492 (1981) Dampf- und 4044 (6443) Segelschiffe, von denen 1100 (1509) beziehungsweise 3859 (6432) in Japan selbst hergestellt waren.

Über Dampferneubauten (von mehr als 100 Registertonnen) siehe folgende Tabelle:

| | In Japan gebaute Dampfer | | Im Ausland gekauft | |
|---|---|---|---|---|
| | Zahl | Tonnen | Zahl | Tonnen |
| 1907 . . . . | 79 | 29898 | 34 | 32009 |
| 1911 . . . . | 137 | 43817 | 49 | 129454 |
| 1915 . . . . | 73 | 78918 | 11 | 28081 |
| 1918[7] . . . . | 189 | 579250 | ? | ? |
| 1919[7] . . . . | 134 | 620000 | ? | ? |

Während also die Zahl der neuerbauten Dampfer nicht wesentlich steigt oder sogar sinkt, ist dafür ihr Rauminhalt bedeutend gestiegen. Auch die japanischen Kriegsschiffe werden in Japan selbst gebaut. Es werden noch ziemlich viel Segelschiffe, aber meist kleinere und nur für kleine Fahrt gebaut. 1918 und 1919 war die Gesamterzeugung an Schiffsraum (einschließlich der Holzschiffe) je etwa 700 000 Tonnen.

1915 war die Zahl der Dampfer mit über 100 Tonnen 1056 mit einem Gesamtrauminhalt von 1557757 Tonnen, von denen 667 mit 600182 Tonnen in Japan gebaut waren. 6 dieser Fahrzeuge umfaßten je über 10 000 Tonnen, 66 je über 5000 Tonnen.

Die größten Schiffbaugesellschaften sind:

| Gesellschaften | Auftragsbestand für 1916 | |
|---|---|---|
| | Schiffe | Gesamttonnenzahl |
| Osaka Ironworks . . . . . | 44 | 201000 |
| Kawasaki Dockyard (bei Kure) . . . . . | 24 | 139000 |
| Mitsubishi Dockyard . . . . . | 18[8] | 94000 |
| Uraga Company . . . . . | 15 | 61000 |
| Fujinagata Shipyard (bei Osaka) . . . . | 7 | 15000 |
| Ishikawajima Yard (bei Tokio) . . . . . | 6 | 13000 |
| Ono Yard (bei Osaka) . . . . . | 5 | 9000 |
| Yokohama Shipbuilding Company . . . . | 6 | 47000 |

Außerdem bestehen noch viele kleinere Privatwerften (1909 waren es 240), die Fischereifahrzeuge, kleinere Segelschiffe und Boote, teilweise mit Motoren, bauen. Ende 1916 gab es insgesamt 216 Privatwerften und 62 Privattrockendocks. Es werden nur noch wenig Schiffe im Ausland gekauft. Statt dessen haben jetzt die japanischen Werften viele Aufträge aus fremden Ländern.

Die Kriegsschiffe usw. werden auf den Staatswerften in Yokosuka, Maizuru, Kure und Sasebo gebaut, wo vor dem Kriege über 20 000 Schiffbauer beschäftigt waren.

Auch Automobile werden neuerdings verfertigt, und die Regierung unterstützt seit dem März 1918 den Bau von Lastautomobilen.

Papierindustrie. Es wird japanisches und europäisches Papier hergestellt. Das japanische Papier wird in Hausbetrieben hauptsächlich aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums verfertigt. Über die Entwicklung der Hausbetriebe (zum Teil landwirtschaftliche Betriebe mit der Papierherstellung als Nebenerwerb) siehe folgende Aufstellung:

[7] Von diesen beiden Jahren sind nur die über 1000 Registertonnen großen Dampfer gegeben.

[8] Davon 12 mit 70 000 Tonnen auf der Werft von Nagasaki und 6 mit 24 000 Tonnen auf der Werft von Kobe.

| Jahr | Familien | Arbeiter | | | Wert des Papiers in Mill. Yen |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Männer | Frauen | Insgesamt | |
| 1903 . . . . . | 63530 | 76030 | 96290 | 172320 | 12,41 |
| 1908 . . . . . | 58510 | 70560 | 92430 | 162990 | 18,8 |
| 1913 . . . . . | 52320 | 65140 | 88410 | 153550 | 20,94 |
| 1916 . . . . . | 60000[9] | ? | ? | 177000[9] | 24,74 |

Das europäische Papier wird aus Hanf, Reisstroh und neuerdings zu über 50 Prozent aus Holz hergestellt. Holzzellstoff wird gegenwärtig hauptsächlich aus den Waldungen auf Hokkaido und Karafuto gewonnen. Gegenüber den Kleinbetrieben für japanisches Papier herrscht der Großbetrieb in der Herstellung des europäischen Papiers vor:

| Jahr | Fabriken | Eingezahltes Kapital in Mill. Yen | Arbeiter | | | Wert des Papiers in Mill. Yen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Männer | Frauen | Insgesamt | |
| 1903 . . . . . | 11 | 7,12 | 2230 | 1160 | 3390 | 7,17 |
| 1908 . . . . . | 26 | 21,67 | 4380 | 1630 | 6010 | 12,69 |
| 1913 . . . . . | 35 | 23,75 | 5720 | 1900 | 7620 | 23,0[10] |
| 1916 . . . . . | ? | ? | ? | ? | 15000[9] | 43,83 |

Ende 1909 gab es neben den Papierfabriken noch 111 kleinere Betriebe mit und 497 ohne Motorantrieb mit zusammen 12 296 beschäftigten Personen (davon 40 Prozent Frauen, der Anteil ist also höher als im Großbetrieb). Fünf bedeutende Papierfabriken, nämlich die Fuji Paper Manufacturing Co., die Tokio Pasteboard Manufacturing Co., die Yokkaichi Paper Manufacturing Co., die Kiso Kogyo Kaisha und die Chuwo Seishi Kaisha beabsichtigen, sich zu einem Unternehmen zusammenzuschließen. Das Kapital soll 50 Millionen Yen betragen. Nach Durchführung dieses Planes würde die japanische Papierindustrie in Zukunft durch drei große Gruppen, nämlich die obenerwähnte Fuji-, die Mitsui- und die Mitsuibishi-Gruppe vertreten sein.

Da infolge der immer größeren Heranziehung des Holzes zur Papierherstellung bald mit einem Holzmangel gerechnet werden muß und die Aufforstung abgeholzter Stellen natürlich viele Jahre in Anspruch nimmt, so hat sich eine Gesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Yen gegründet, um mittels eines patentierten Verfahrens Papier aus Seetang herzustellen. Der Seetang, der in unerschöpflicher Menge an der Küste vorkommt, wächst nach jeder Ernte in vier bis fünf Monaten nach, ist also ein leicht zu beschaffendes Rohmaterial.

Der Verbrauch an Zellstoff für die Papierherstellung betrug 1919 etwa 300 000 Tonnen.

Die Lackwarenindustrie wird größtenteils hausindustriell betrieben, sie ist ein altes, berühmtes Kunstgewerbe. 1909 waren 5921 Familien mit 17 339 Arbeitern darin beschäftigt, außerdem gab es 129 Fabriken mit 1977 Arbeitern (davon 932 Frauen). 1909 wurden für 7,5 Millionen Yen Lackwaren verfertigt, 1916 für über 14 Millionen.

[9] Annähernd.

[10] Davon für 15,16 Millionen Yen Druckpapier.

Nach amtlicher Statistik bestanden in den Jahren 1918 (1919) 7374 (7416) Kleinbetriebe (Hausindustrien) und Fabriken mit 22 626 (22 668) Arbeitern, die Erzeugung hatte einen Wert von 15,98 (16,19) Millionen Yen.

In der Lackfabrikation hat sich ein starker Zusammenschluß vollzogen. 1899 bestanden 2489 kleine Lackfabriken mit einer Jahreserzeugung von 150 000 Kilogramm, 1909 waren es nur noch 1076 Fabriken, die 250 000 Kilogramm herstellten (neuere Zahlen liegen mir nicht vor).

In der Glasindustrie ist infolge des Krieges ein großer Aufschwung zu verzeichnen. So sind 1918 in Japan 240 neue Glasfabriken mit einer Arbeiterzahl von 3236 entstanden. Es gab Ende 1918 insgesamt 1062 Glasfabriken mit 20 930 Arbeitern. Vor dem Kriege bewertete sich die Gesamtjahreserzeugung auf 7 Millionen Yen, um 1917 auf 27 Millionen und 1918 auf 41,92 Millionen zu steigen.

Es werden besonders auch viele Flaschen hergestellt.

Über die Scheibenglasindustrie mögen folgende Ausführungen, die ich der »Industrie- und Handelszeitung« vom 7. April entnehme, unterrichten:

> Die Anfänge der japanischen Glasindustrie reichen bis in das Jahr 1876 zurück, das Gründungsjahr der Shinagawa Glaß Company, einer ursprünglich staatlichen Musterfabrik, die zehn Jahre später in Privatbesitz überging. Bis zum Ausbruch des Krieges erstreckte sich jedoch die Fabrikation fast ausschließlich auf kleine Gegenstände, wie Flaschen, Trinkgläser, Vasen und dergleichen, während Spiegel- und Fensterglas wegen der technischen Schwierigkeiten nur in sehr geringem Umfang hergestellt wurde. Der japanische Bedarf an Scheibenglas, der sich vor dem Kriege auf etwa 600 000 Kisten (zu je 100 Quadratfuß) stellte, wurde in der Hauptsache durch Einfuhren aus Belgien, ferner aus Amerika, in geringem Umfang auch aus Deutschland und Frankreich gedeckt. Hierin führte der Krieg einen vollkommenen Umschwung herbei. Als die belgischen Fabriken zerstört waren und auch die Einfuhr aus Amerika aus verschiedenen Gründen aufhörte, war dies für die japanische Glasindustrie ein Ansporn, ihre Erzeugung derart zu steigern, daß sie nicht nur den Bedarf des eigenen Landes decken, sondern überdies beträchtliche Mengen ausführen konnte. Die bisher unentwickelte Fabrikation von Scheibenglas wurde nunmehr mit dem gleichen Erfolg wie die der übrigen Artikel in Angriff genommen. Auf diesem Gebiet betätigte sich besonders die Asahi Glaß Company, vor dem Kriege eine unbedeutende Fabrik, die ihre Erzeugung auf 800 000 Kisten jährlich steigerte und auf dem japanischen Markt eine Monopolstellung erzielte. Die Annahme, daß der Abschluß des Waffenstillstandes einen Rückschlag verursachen würde, bestätigte sich nicht. Der Wiederaufbau der zerstörten belgischen Fabriken erforderte Zeit, und die während des Krieges enorm gestiegenen Erzeugungskosten machten eine Konkurrenz mit der preiswerten japanischen Ware zunächst unmöglich. Auch die amerikanische Glasindustrie wurde infolge der Verteuerung ihrer Produktion auf dem japanischen Markt ausgeschaltet und führte statt dessen ihre Erzeugnisse nach Europa aus, wo sie hohe Preise erzielten.
>
> So konnte die japanische Glasindustrie sich auf dem einheimischen Markt frei entfalten und auch ihre Ausfuhr nach dem fernen Osten und Australien steigern. In den acht Monaten Januar bis August 1919 belief sich die Ausfuhr Japans an Fensterglas auf über 19 Millionen Quadratfuß gegen rund 16 Millionen Quadratfuß im gleichen Zeitraum 1918. Infolge der ständig zunehmenden Ausfuhr konnte die Asahi Glaß Company trotz ihrer beträchtlich erhöhten Erzeugung den inländischen Bedarf nicht mehr decken, und der Preis stieg im August 1919 auf 30 Yen für die Kiste. In neuester Zeit rechnet man allerdings mit einer Verschlechterung der Konjunktur infolge des Wiedereinsetzens der europäischen Konkurrenz. Schon

im Oktober flaute der Markt etwas ab, da sich das Gerücht verbreitete, daß demnächst belgische Ware eintreffen würde. In Anbetracht der großen Nachfrage konnte dieses belgische Glas, das zu 26 bis 27 Yen ab Dampfer Kobe angeboten wurde, dem Absatz der japanischen Ware zwar keinen Abbruch tun, immerhin ging aber der Preis der letzteren auf 28 bis 29 Yen zurück. Sollten die belgischen Lieferanten ihren Preis ermäßigen, so wird auch der japanische Preis weiter sinken. Nach Ansicht der leitenden Persönlichkeiten der Asahi Glaß Company hält sich jedenfalls die japanische Glasindustrie für leistungsfähig genug, um sich auch in dem nunmehr eröffneten Wettbewerb zu behaupten.

Die Töpferwarenindustrie ist Kunstgewerbe, vornehmlich in Kleinbetrieben. Hauptorte der Porzellanherstellung sind gegenwärtig Kyoto und Nagoya. 1909 (1913) waren 1902 (798) keramische Fabriken vorhanden. Die Zahl der Arbeiter war in den Jahren 1904 (1909) 21 510 (34 366), 1913 35 370 (wovon 8100 Frauen und 2700 Kinder). Der Herstellungswert der Waren betrug 1904 6,7 Millionen, 1913 17,7 Millionen und 1916 25,22 Millionen Yen. Der Wert der Ausfuhr stieg von 6,6 Millionen Yen im Jahre 1913 auf 20 Millionen im Jahre 1918.

Zement stellten 1908 (1913) 23 (21) Fabriken mit 3850 (5440) Arbeitern (davon ein Achtel Frauen) in einer Menge von 1,79 (4,56) Millionen Tonnen im Werte von 8,28 (16,36) Millionen Yen her. 703 (700) Ziegeleien mit 10 980 Arbeitern (ein Viertel Frauen) brannten in denselben Jahren Ziegelsteine für 6,13 (6,235) Millionen Yen, während 10 634 (12 220) Dachziegelbrennereien mit 34 290 (39 480) Arbeitern (ein Sechstel Frauen) 430,8 (553) Millionen Dachziegel mit einem Wert von 8,95 (11,84) Millionen Yen herstellten.

Die Streichholzindustrie Japans versorgt fast ganz Ost- und Südostasien. Mit der Herstellung von bloßen Hölzchen waren 1913 in 71 Fabriken 2940 Arbeiter (60 Prozent Frauen) beschäftigt; der Wert der Ware betrug 7 Millionen Yen. Früher wurde ein großer Teil der fertiggeschnittenen Hölzchen und Schachteln in den Streichholzfabriken von China und Britisch-Indien zu Streichhölzern verarbeitet (das heißt mit Zündköpfen, beziehungsweise Streichflächen versehen), da die Rohstoffe dazu fehlen. Jetzt führt Japan in steigendem Maße die chemischen Grundstoffe (Paraffin, Chlorkalzium und Phosphat) ein. Streichholzfabriken bestanden:

| Jahr | Fabriken | Arbeiter | Davon Frauen | Wert der Ware in Mill. Yen |
|---|---|---|---|---|
| 1903 . . . . . | 251 | 20880 | 14590 | 9,87 |
| 1908 . . . . . | 213 | 16710 | 11830 | 10,74 |
| 1913 . . . . . | 189 | 16540 | 11630 | 14,19 |

Im Jahre 1916 war der Herstellungswert 27,8 Millionen Yen. Die Ausfuhr war in den Jahren 1903 für 8,47 Millionen Yen, 1913 für 11,86 Millionen, 1919 für 35 Millionen Yen!

Über die Bürsteindustrie, die hauptsächlich in den Bezirken Osaka (1918 7,4 Millionen Jahreserzeugung), Hiroshima und Tokio ansässig ist, siehe folgende Tabelle:

| Jahr | Fabriken | Arbeiter | Wert der Waren in Mill. Yen |
|---|---|---|---|
| 1908 . . . . . | 277 | 3090 | 3,53 |
| 1913 . . . . . | 436 | 3310 | 3,37 |
| 1917 . . . . . | 771 | 6181 | 5,9 |
| 1918 . . . . . | 777 | 6811 | 9,4 |

Von den Arbeitern waren etwa 40 Prozent Frauen. Die Zahl der hergestellten Bürsten (besonders viel Zahnbürsten) und Pinsel war 1917 7,8 Millionen Dutzend, 1918 10,1 Millionen Dutzend.

Für die Herstellung von Matten und Flechtwaren sind Hausbetriebe (zum Teil als Nebenerwerb der Bauern) und Fabriken tätig. Matten (zum größten Teil in Japan selbst gebraucht) wurden in den Jahren 1903 für 8,5 Millionen Yen, 1913 für 11,1 Millionen und 1916 für 10,995 Millionen Yen verfertigt.

Die Lederindustrie ist in der Beschaffung des Rohmaterials fast ganz vom Ausland (Amerika, Australien, England, neuerdings hauptsächlich China, Korea und Indien) abhängig, da in Japan selbst wegen der geringen Viehzucht zu wenig Häute auf den Markt kommen. Es bestanden 1908 (1913) hauptsächlich in Tokio und Osaka 1096 (891) Fabriken mit 3950 (3680) Arbeitern (etwa ein Neuntel Frauen) mit einer Jahreserzeugung von 7,17 (7,33) Millionen Yen. 1918 (1919) war die Zahl der Fabriken und Gerbereien 983 (1049) mit 4031 (4137) Arbeitern, und die Erzeugung bewertete sich auf 27,1 (34,7) Millionen Yen.

In der Knopfindustrie gab es im Jahre 1918 1503 Fabriken und Werkstätten mit 11 345 Arbeitern, Hauptsitz dieser Industrie ist der Bezirk Osaka. 1917 (1918) wurden 30,1 (31,9) Millionen Gros Knöpfe (hauptsächlich aus Perlmutter — über drei Viertel der Gesamterzeugung — und Steinnuß) im Werte von 11,9 (15) Millionen Yen hergestellt. 1913 bestanden erst 461 Fabriken mit 3950 Arbeitern und einer Erzeugung im Werte von 2,52 Millionen Yen.

Erwähnt sei noch die Bambuswarenindustrie (1913 Wert der hergestellten Waren 5,24 Millionen Yen) und die Spielwarenindustrie (1913/14 Wert der Erzeugung 4 Millionen Yen). Letztere hat sich im Kriege infolge Ausschaltung des deutschen Wettbewerbs gut entwickelt und konnte ihre Ausfuhrziffer bedeutend steigern. In Nagoya besteht eine ansehnliche Standuhrenindustrie.

Mehrere Gummifabriken (1913 etwa 30), teils englische, teils japanische, befassen sich mit der Herstellung von Gummiwaren (hauptsächlich Gummireifen für die Räder von Jinrikscha, Fahrrädern und Automobilen und Isoliermaterial für Drähte der Elektrizitätsindustrie).

Die chemische Industrie hat einen großen Aufschwung genommen, infolge der durch den Krieg bewirkten Ausschaltung Deutschlands vom Weltmarkt hat sich besonders die Herstellung künstlicher Farben entwickelt.

Der Rohkampfer wird in Hausbetrieben aus den Wurzeln und Stengeln des Kampferbaumes gewonnen. Die Regierung hat das Verkaufsmonopol und kauft den Rohkampfer auf, um ihn in ihren Fabriken durch chemische Verfahren zu reinigen. Die Erzeugung des eigentlichen Japans an Rohkampfer und Kampferöl hatte 1913 einen Wert von über 1 Million Yen. Die Erzeugungsmenge im Jahre 1919 war 3 Millionen (statt der erwarteten 5 Millionen) kin (Wert?). Japan, Taiwan (Formosa) und Südchina sind die Hauptlieferanten für den Weltbedarf an Kampfer. Es ist auch eine Zelluloidindustrie in Japan entstanden, die ziemlich schnell aufblüht, aber von der schlechten Ernte 1919 zu leiden hat.

Chemikalien wurden 1908 (1913) in 36 (341) Fabriken mit 1660 (3370) Arbeitern (meist männlich) im Werte von 2,74 (7,98) Millionen Yen her-

gestellt, Kunstdünger 1908 (1913) in 2750 (23 680) Fabriken im Werte von 29,15 (57,76) Millionen Yen. Die 11 großen Düngemittelgesellschaften erzeugten 1918 an 163 Millionen kwan (1 kwan = 3,75 Kilogramm), in der ersten Hälfte 1919 122 605 000 kwan.

Die Erzeugung von Menthol- und Pfefferminzöl stellte sich für 1918 auf 400 000 bezw. 270 000 englische Pfund, ist aber im Jahre 1919 infolge verminderten Anbaus der den Rohstoff liefernden Pflanzen auf 160 000 bezw. 108 000 englische Pfund gesunken.

Die Samenölerzeugung hatte 1908 (1913) einen Wert von 10,36 (14,79) Millionen Yen, 1916 von 27,39 Millionen Yen.

Seife wurde 1908 (1913) in 191 (217) Fabriken mit 1250 (1920) Arbeitern (ein Drittel bis die Hälfte Frauen) für 3,40 (6,42) Millionen Yen hergestellt.

Für die Erzeugung und die Abgabe von Gas bestanden 1913 79 Gesellschaften mit einem eingezahlten Kapital von 67½ Millionen Yen und einer durchschnittlichen Dividende von 8 Prozent. Die Gasröhren hatten im selben Jahre eine Länge von 2341 Ri (1 Ri = 3,927 Kilometer).

Nahrungs- und Genußmittelindustrie. Zu erwähnen ist die Mehlfabrikation (1913 12 530 Fabriken[11] mit 20 250 Arbeitern — ein Drittel weiblich — und einer Jahreserzeugung von 499 Millionen kin im Werte von 35,82 Millionen Yen), die Konservenindustrie[12] (1913 784 Fabriken mit 6460 Arbeitern — zur Hälfte weiblich — und einer Erzeugung im Werte von 6,31 Millionen Yen), die Shoyusoßenindustrie und die Zuckerindustrie. Zuckerrohr (und Rohzucker) wird von den Riu-kiu-Inseln, hauptsächlich aber aus Taiwan eingeführt (auch Java liefert noch erhebliche Mengen), um in den japanischen Zuckerfabriken (1919 39) raffiniert zu werden. Der größte Teil der Ausfuhr geht nach China.

Von den gegorenen Getränken ist am wichtigsten der Sake (Reisbranntwein), von dem 1913 4,5 Millionen koku im Werte von 220 Millionen Yen und 1919 5 Millionen koku gebraut wurden. Die Bierbrauerei ist von untergeordneter Bedeutung, das japanische Bier wird meist ausgeführt. 1913/14 bestanden für Herstellung von Sake und Bier fast 11 000 Brauereien, meist allerdings kleineren Umfangs. Die Bierbrauerei ist fast nur Großbetrieb mit etwa 22 352 Arbeitern.

Die Mineralwasserfabrikation ist der vielen kohlensauren Quellen wegen sehr bedeutend.

Eigentliche Teefabriken gibt es nur wenige (1908 37).

Die Tabakindustrie ist Staatsmonopol. Das Rohmaterial (Blättertabak) muß größtenteils eingeführt werden (1919 für etwa 5 Millionen Yen). Den Hauptartikel der Ausfuhr bilden Zigaretten (Höchstziffer 1905 mit 3 Millionen Yen, 1918 war der Ausfuhrwert noch nicht ½ Million Yen). 1909 bestanden 92 Fabriken mit 17 427 Arbeitern (davon 13 044 Frauen und 1308 Kinder unter 14 Jahren) zur Präparierung der Tabakblätter. In demselben Jahre gab es etwa 25 große Tabakfabriken mit 22 715 Arbeitern (etwa drei Viertel Frauen, wenig Kinder).

[11] Nur etwa ein Fünfundzwanzigstel davon mit Maschinenkraft. Das Mehl wurde früher zum größten Teil ausgeführt, da die Japaner die Getreidefrüchte weichgekocht oder in Form von Kleber genossen. In jüngster Zeit wird aber mehr Mehl in Japan zur Brotbereitung benutzt.

[12] Nahm besonders im Kriege mit Rußland ihren Aufschwung.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß Japan nach Europa neben vielen anderen Waren auch Zucker und Kartoffelmehl ausführt. In der letzten Zeit sind etwa 400 000 Zentner Weißzucker nach den europäischen Mittelmeerhäfen gebracht worden. In der Ausfuhrstatistik von 1913 fehlt Kartoffelmehl überhaupt noch, 1917 (1918) dagegen wurden 101 (167) Millionen kin im Werte von 15 (30) Millionen Yen ausgeführt. 1919 ist in der Ausfuhr allerdings ein bedeutender Rückgang eingetreten.

## Der Entwurf eines Betriebsbilanzgesetzes

Von H. Harz (Bremerhaven)

Nach § 72 des Betriebsrätegesetzes sollen die Unternehmer, die zur Führung von Handelsbüchern verpflichtet sind, nach Maßgabe eines noch zu erlassenden Gesetzes spätestens sechs Monate nach Ablauf eines Geschäftsjahres den Betriebsräten bezw. -ausschüssen eine Betriebsbilanz und eine Betriebsgewinn- und -verlustrechnung vorlegen. Bekanntlich hat dieser Paragraph im Parlament die schärfsten Kämpfe heraufbeschworen. Wie nun mitgeteilt wird, wird zurzeit der Entwurf eines solchen Betriebsbilanzgesetzes im Zusammenhang mit dem bereits erwähnten § 72 im Justizministerium beraten.

In diesem Entwurf heißt es:

»§ 1. Unternehmer genügen der ihnen nach § 72 des Betriebsrätegesetzes obliegenden Verpflichtung zur Vorlage einer Betriebsbilanz, indem sie ihre nach den handelsrechtlichen Vorschriften aufgestellte Bilanz vorlegen oder eine solche, welche das dem Betrieb dienende Vermögen umfaßt. Für die Aufstellung der Betriebsbilanz sind im übrigen die handelsrechtlichen Bestimmungen maßgebend.

§ 2. Aktiva und Passiva, die im Laufe des Geschäftsjahres aus dem Betriebsvermögen in das Nichtbetriebsvermögen oder aus dem Nichtbetriebsvermögen in das Betriebsvermögen eingetreten sind, sind in der Betriebsbilanz dieses Geschäftsjahres als übergetreten auszuweisen.

§ 3. Soweit ein Gesamtbetriebsrat besteht, genügt die Vorlage einer Gesamtbetriebsbilanz und einer Gesamtbetriebsgewinn- und -verlustrechnung an den Gesamtbetriebsrat.

§ 4. Der auf das Betriebsvermögen entfallende Betrag des eigenen Kapitals kann in der Betriebsbilanz ohne Rücksicht auf die Gesellschaftsform in einer Summe angegeben werden. Zum eigenen Kapital sind auch die Einlagen von stillen Gesellschaftern zu rechnen.

§ 5. Die erste vorzulegende Bilanz erstreckt sich nicht auf Geschäftsjahre, die vor dem 31. Dezember 1920 ihr Ende erreicht haben.«

Bei der Beratung des § 72 des Betriebsrätegesetzes ging man von dem Gesichtspunkt aus, daß der Betriebsrat zur Förderung eines Unternehmens und damit zur Erhöhung seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit um so mehr beizutragen vermöge, je mehr er über die Lage eines ganzen Betriebs Bescheid wisse und sich ein Bild von der Leistungsfähigkeit und Rentabilität eines Unternehmens machen könne. Dem Verlangen nach Darstellung der Leistungsfähigkeit und des Fortschritts eines Unternehmens für den Betriebsrat bezw. Betriebsausschuß soll nun dieses im Entwurf vorliegende Betriebsbilanzgesetz Rechnung tragen. Aber schon nach einem kurzen Überblick über den Entwurf schüttelt man erstaunt mit dem Kopf. Diesem neuen Gesetzungetüm muß von vornherein energisch mit scharfem Messer zu Leibe gerückt werden.

Ein günstiger Wind wehte mir vor einigen Tagen eine vertrauliche Mitteilung des Deutschen Industrie- und Handelstags vom 15. Juni 1920 auf den Tisch, die ich hier wortgetreu dem obigen Entwurf gegenüberstelle. Es heißt dort:

»Vertraulich! Berlin, den 15. Juni 1920

Mitteilung des Deutschen Industrie- und Handelstags.

Betriebsbilanz nach § 72 des Betriebsrätegesetzes.

Wie wir bei Besprechung im Reichsarbeitsministerium und Reichsjustizministerium feststellten, sind zwar die Vorarbeiten zu dem nach § 72 des Betriebsrätegesetzes zu erlassenden Gesetz über eine Betriebsbilanz und eine Betriebsgewinn- und -verlustrechnung bereits begonnen, befinden sich aber noch in dem Stadium der ersten Erwägungen. Innerhalb des Reichsjustizministeriums, das für die Angelegenheit federführend ist, ist ein Referentenentwurf ausgearbeitet; indes haben weder zwischen den einzelnen zuständigen Ministerien noch mit den Interessenten Besprechungen stattgefunden. Gemäß einem vom Vorstand des Deutschen Industrie- und Handelstags gefaßten Beschluß hat der Deutsche Industrie- und Handelstag entgegen der Auffassung eines Mitglieds davon abgesehen, auf Fertigstellung des Gesetzentwurfs zu dringen, da der jetzige Rechtszustand für die gedeihliche Entwicklung der Betriebe angemessener zu sein scheint. Es sei unter anderem nur daran erinnert, daß in einem künftigen Gesetz über die Betriebsbilanz Vorschriften enthalten sein könnten, nach denen stille Reserven aufgedeckt werden müssen, um den Arbeitern und ihren Vertrauensleuten Klarheit in allen Vermögenseinzelheiten zu gewähren. Ferner ist es nicht ausgeschlossen, daß Einzelaufstellungen über alle Vermögensobjekte gegeben werden müssen, während nach dem Handelsgesetzbuch summarische Aufstellungen genügen. Auch hinsichtlich der Abschreibungen würde man vielleicht Kenntlichmachung verlangen und es für unzulässig erklären, diese vor Feststellung des Gewinns stattfinden zu lassen. Endlich müßte man auch damit rechnen, daß eine Spezifizierung des Gewinns verlangt wird. Diesen Mißständen gegenüber käme als einzigster Vorteil wohl nur der in Betracht, daß in der Bilanz eine reinliche Scheidung zwischen dem Privatvermögen und dem geschäftlichen Vermögen eines Einzelkaufmanns stattfinden könnte, was nach der Vorschrift des Handelsgesetzbuchs nicht unzweifelhaft der Fall ist. Dieser eine Vorteil, auf den das vorerwähnte Mitglied mit großem Nachdruck hinweist, erscheint uns aber im Verhältnis zu dem Nachteil so klein, daß er nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen kann.

Bemerkt sei, daß sich auch die Vorarbeiten des nach § 70 des Betriebsrätegesetzes zu erlassenden Gesetzes über die Absendung von Betriebsratsmitgliedern in den Aufsichtsrat noch in einem nicht sehr weit vorgeschrittenen Stadium befinden. Federführend für dies Gesetz ist vorläufig das Reichsarbeitsministerium.«

Durch den vorliegenden Entwurf des Betriebsbilanzgesetzes wird den Auswüchsen der Bilanzierung noch mehr Vorschub geleistet, als das schon bisher durch die handelsrechtlichen Bestimmungen geschehen ist. Dem Betriebsrat genügt nicht eine Abschrift des Bilanzkontos und des Gewinn- und Verlustkontos aus dem Hauptbuch, sondern er fordert und muß fordern: eine vollständig klare, logisch geordnete und zusammenhängende Darstellung der einzelnen Vermögensobjekte.

Nach § 1 des Betriebsbilanzgesetzentwurfs werden die Unternehmer der Bestimmung des § 72 des Betriebsrätegesetzes schon gerecht, wenn sie die nach den handelsrechtlichen Vorschriften aufgestellte Bilanz oder eine solche vorlegen, die (nur!) das dem Betrieb dienende Vermögen umfaßt. Bei der Aufstellung einer Bilanz — einer Betriebsbilanz — kommen also nur die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs in Betracht. Dadurch wird nach wie vor dem Unternehmer freigestellt, seine Geschäftsbilanz zu verschleiern und zu frisieren, wie er es in seinem Interesse für am praktischsten hält. Was nutzt dem Betriebsrat das Recht der Bilanzeinsicht, wenn ihm nicht die Möglichkeit und das Recht gegeben wird, die Grundbücher und Belege einzusehen? Eine Bilanzeinsicht ohne die Möglichkeit, in die Grundbuchungen zum Beispiel des Memorial- und des Kassabuches und die

zugehörenden Belege Einsicht zu nehmen, hat für den Betriebsrat keinen praktischen Wert.

In Nr. 3 der Neuen Zeit vom 16. April 1920, Seite 68, wird in einem Aufsatz über die Bilanzverschleierung unter anderem geschrieben:

»Es ist ein Unterschied, ob ein Unternehmer die ganze Organisation seiner Buchhaltung auf das Ziel einstellt, eine Bilanz für sich selber — für seinen Privatgebrauch —, für seine persönlichen Geschäftsinteressen zu gewinnen, oder ob das Ziel der Bilanzaufstellung in der Richtung geht, bestimmte Rücksichten auf dritte Personen zu nehmen. Letzteres kommt alle Tage vor, zum Beispiel, wenn ein morsches Unternehmen zur Abwendung des Zusammenbruchs neue Kapitaleinschüsse sucht und den Geldgebern Sand in die Augen streuen will; oder wenn ein minderwertiges Unternehmen einen Käufer sucht, dem ‚buchmäßig', womöglich bescheinigt durch den Stempel eines ‚vereidigten Bücherrevisors' — immer wieder fallen Hunderte auf diesen Stempel hinein! — eine anständige Rentabilität vorgeflunkert werden soll; oder wenn — auch dieser Fall ist gewiß denkbar — einer Betriebsarbeiterschaft aus bestimmten Gründen ein unzutreffendes Bild von dem wirklichen Stand des Unternehmens gegeben werden soll. Gewandte Buchhalter und gewiegte Bücherrevisoren kennen die mannigfachen Methoden, deren sich die Buchhaltung zum Zwecke der Bilanzverschleierung bedienen kann. Man hat dafür den bekannten Ausdruck ‚Frisieren einer Bilanz'.«

Der Verfasser weist weiter darauf hin, daß man die Geschäftsbilanz total verschleiern kann, indem man, sich *formal auf die Vorschriften des Handelsgesetzbuchs stützend*, die Bewertung der Aktiv- und Passivposten der Bilanz in der sogenannten Inventur (Grundstücke, Gebäude, Maschinen usw.) ganz nach Gutdünken und Belieben vornimmt, durch starke oder schwache Abschreibungen stille Reserven oder künstliche Verluste erzeugt und durch fingierte oder ungehörige Belastung des Unkostenkontos zum Beispiel mit Privatausgaben, mit willkürlichen Provisionen, mit künstlichen Gehältern für vermeintliche Angestellte und Verwandte die Rentabilität des Unternehmens herabdrückt. Alle solche Verschleierungen sind bei einer summarischen Aufstellung nach den Vorschriften des Handelsgesetzbuchs keineswegs aufzudecken. Taxen sind Faxen, sagt man, und deshalb muß verlangt werden, daß die Bestimmungen in dem zukünftigen Betriebsbilanzgesetz abweichend von den Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs getroffen werden. Die Vorschrift, daß die Unternehmer auch solche Bilanzen vorlegen können, welche das dem Betrieb dienende Vermögen insgesamt umfassen, muß auf jeden Fall ausgemerzt werden.

Zu vielen Mängeln gibt auch der im Entwurf des Betriebsbilanzgesetzes vorgesehene § 4 Anlaß. Der auf das Betriebsvermögen (Gesamtvermögen?) entfallende Betrag der Einlagen von stillen Gesellschaftern muß meines Erachtens unter allen Umständen in der Betriebsbilanz spezifiziert werden. Es fehlen auch genaue Vorschriften über die Amortisation. Bei den Abschreibungen können die größten Täuschungen hervorgebracht werden. Gerade eine spezifizierte Aufstellung der Abschreibungen ist ein wichtiger Faktor bei der Prüfung der Bilanzen.

Den maßgebenden Stellen sollte das zitierte Rundschreiben als Fingerzeig dienen. Durch ein Betriebsbilanzgesetz muß meines Erachtens dem Betriebsrat das Recht zugestanden werden, neben der Betriebsbilanz sämtliche Bücher und Belege einzusehen. Die Betriebsbilanz müßte eine genaue, übersichtliche Aufstellung enthalten, und zwar über:

1. *Das Kapital.* (Volles Geschäftsvermögen. Stille Reserven — geheime, versteckte usw. — sowie Einlagen stiller Gesellschafter usw.)
2. *Aktiva*, darunter: Immobilien, Maschinen, Mobilien, Kasse, Wechsel, Forderungen usw.
3. *Passiva*, darunter: Hypotheken, Guthaben der Banken, Guthaben der Lieferanten, Akzepte im Umlauf, Zinsen, Dividenden usw.

Die Betriebsgewinn- und -verlustrechnung müßte nach Vorschrift aufweisen:

1. Gewinn, und zwar folgende Bestandteile: a) Umsatz (Ertrag der verschiedenen Zweige der eigentlichen Produktion des Betriebs; Handelsgewinn beim Einkauf von Rohstoffen und Verkauf von Produkten oder umgekehrt; Kurs- und Agiogewinn beim Handel mit Effekten, Zahlungsgeschäften, Kreditpapieren usw.); b) Betriebsergebnis (Betriebsüberschüsse usw.).

2. Verlust: a) Arbeitslohn des Unternehmers usw.; b) Arbeitslohn der Arbeitnehmer usw.; c) Abschreibungen (detailliert!) usw.

Ich wünsche, daß sich alle Kreise der Arbeiterschaft mit diesem Problem befassen. Auch die Presse muß in jeder Weise in Anspruch genommen werden, damit sie einen regelrechten Meinungsaustausch über das »Betriebsbilanzgesetz« herbeiführt. Wie die Unternehmer bereits in dieser Angelegenheit »arbeiten«, zeigt uns deutlich genug die Mitteilung des Deutschen Industrie- und Handelstags.

## Literarische Rundschau

**Max Weber, Wissenschaft als Beruf.** München und Leipzig 1919, Verlag von Duncker & Humblot. 38 Seiten. Preis geheftet M. 1.50.

Eine gedankenreiche Schrift des bekannten langjährigen Heidelberger, jetzt Münchener Volkswirtschafters, aus einem Vortrag vor dem Freistudentischen Bund hervorgegangen. Zunächst (Seite 3 bis 9) werden die materiellen Seiten, das heißt die Zukunftsaussichten des Privatdozententums, von einem so Kundigen wie Weber erörtert: die Gefahren der Plutokratisierung, Bureaukratisierung, Politisierung, die Vorteile und Nachteile des amerikanischen Musters (Abhängigkeit von den Chefs der großen medizinischen, naturwissenschaftlichen, neuerdings auch staatswissenschaftlichen Institute), dem unsere Entwicklung nach Webers Ansicht zustrebt. Auch die Rückständigkeit mancher Fakultäten, die Kollegintereſſen der beati possidentes, die bei Neubesetzungen eine Rolle spielen, die öfters den hervorragendsten Gelehrten (wie Helmholtz und Ranke) völlig mangelnde Lehrfähigkeit wird nicht vergessen. Kurz, das Schicksal des jungen Gelehrten ist »in ungewöhnlich hohem Grade« (Seite 6) ein Hasardspiel. Um so notwendiger ist die — von Weber noch nicht berührte — jetzt im Gange befindliche Regelung, die jedem Tüchtigen wirklich freie Bahn schaffen soll.

Sodann (Seite 9 ff.) wendet sich der Verfasser der Frage des inneren Berufs zur Wissenschaft zu. Das Überhandnehmen strengster Spezialisierung ist berechtigt, ja notwendig; der Fachmann muß sich in eine anscheinend ganz geringfügige Frage leidenschaftlich vertiefen können; »denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann«. Und zu der Leidenschaft muß als entscheidende Instanz die »Eingebung« des schöpferischen Augenblicks treten, die andererseits die Arbeit nicht ersetzt, welche Bedingung alles wissenschaftlichen Fortschritts ist. Und dieser Fortschritt wieder ist ein Teil jenes notwendigen Intellektualisierungsprozesses, dem die Menschheit seit Jahrtausenden unterliegt, der von der Voraussetzung ausgeht, daß es keine geheimnisvollen, unberechenbaren Mächte gibt, sondern daß man — grundsätzlich wenigstens — alle Dinge durch Berechnen beherrschen könne (Seite 16).

Hat die Welt nun über dies Streben der Wissenschaft hinaus noch einen Sinn? Worin besteht überhaupt der Beruf und Wert der Rationalisierungswissenschaft für das Leben? Ist sie nicht, wie gerade die Jugend heute vielfach glaubt, eine Welt dürrer Abstraktionen? Soll sie nicht eigentlich, wie man zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kreisen gemeint hat, den Weg zu etwas ganz anderem darstellen: etwa zur wahren Natur oder Kunst oder zu Gott oder dem wahren Glück? Und inwiefern ist die Wissenschaft und ihre Lehre »voraussetzungslos«?

Der Verfasser weist das dann nach an dem Beispiel der Politik (Seite 23 ff.). Der Prophet und der Demagoge (was nicht in üblem Sinne verstanden zu werden braucht) soll und muß Partei nehmen, das heißt Werturteile fällen; der Mann der Wissenschaft hat Tatsachen festzustellen, ja muß seine Schüler auch Tatsachen anzuerkennen lehren, die für seine Parteimeinung unbequem sind. Prinzipiell ist diese Unterscheidung gewiß unanfechtbar, wenn es auch zu weit gegangen sein dürfte, daß der Professor nur Lehrer, nicht Führer sein soll (Seite 29). Freilich braucht er das nicht im Hörsaal zu sein, wo seine vielleicht anders denkenden Zuhörer zum Schweigen verurteilt sind.

Was leistet denn nun, wenn dem so ist, die Wissenschaft an Positivem für das praktische und persönliche Leben? Nun, erstens gibt sie praktische Kenntnisse, zweitens Denkmethoden mit dem nötigen »Handwerkszeug« und der Schulung dazu, drittens und vor allem Klarheit (die natürlich zunächst einmal der Lehrende selbst besitzen muß) und endlich den Hinweis auf die letzten Konsequenzen der einzelnen Standpunkte und damit Verantwortungsgefühl. Dagegen will Wissenschaft nicht sein »eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern und Propheten« oder (was für die Philosophie unseres Erachtens denn doch in Frage kommt) »ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt« (Seite 33). Gerade auch die Theologie zeigt, daß in ihr selbst »die Spannung zwischen der Wertsphäre der Wissenschaft und der des religiösen Heils unüberbrückbar ist« (Seite 35). Jedenfalls wird, darin hat Weber recht, »Kathederprophetie nur fanatische Sekten, aber nie eine echte Gemeinschaft schaffen« (Seite 36). Hier gilt nur »schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit« (Seite 37).

Wir haben die kleine Schrift Max Webers so ausführlich besprochen, weil sie voll scharfsinniger und anregender Gedanken über den Beruf nicht bloß zur, sondern auch der Wissenschaft ist. Hoffentlich fühlen sich dadurch recht viele Leser, die das Problem interessiert, dadurch veranlaßt, zu dem Büchlein selbst zu greifen.

Karl Vorländer

---

Karl Binding, **Zum Werden und Leben der Staaten.** Zehn staatsrechtliche Abhandlungen. München und Leipzig 1920, Verlag von Duncker & Humblot.

In einem umfangreichen Buche hat der bekannte Staatsrechtslehrer und Freiburger Professor als Abschluß seines Lebenswerkes zehn Vorträge, beziehungsweise Abhandlungen zusammengestellt, in denen er seine Stellung zu der staatsrechtlichen Entwicklung des Deutschen Reiches von der achtundvierziger Revolution bis zur Novemberrevolution des Jahres 1918 zum Ausdruck bringt. Der erste Abschnitt behandelt den Versuch der Reichsgründung der Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849 an der Hand der Protokolle der Deutschen Konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M., die am 18. Mai 1848 zusammentrat und in der Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März 1849 ihren Höhepunkt erreichte. Diese Nationalversammlung, in der sich das deutsche Volk durch seine gewählten Vertreter »zur rettenden und schaffenden Tat« zusammengefunden hatte, beruhte auf der Auffassung, daß das deutsche Volk einzig und allein berufen sei, sich eine Verfassung zu geben. Sie hat trotz innerer Gegensätze verschiedener Art theoretisch sehr bedeutende Arbeit geleistet, aber der praktische Erfolg scheiterte an den unüberwindlichen Schwierigkeiten jener gärenden Zeit und an dem Widerstand der deutschen Fürsten. Es war das Verhängnis des deutschen Volkes, es war die Tragödie der Nationalversammlung, daß das so hoffnungsfroh begonnene Werk so gründlich mißlingen mußte.

Die eingehende, lichtvolle Darstellung des Verfassers gewährt einen großen Genuß und bietet noch heute ein hohes Interesse, zumal wenn man das Ringen jener Tage mit dem vergleicht, was die Gegenwart errungen hat. Nach einigen

gelehrten Abhandlungen über die Gründung des Norddeutschen Bundes beschäftigt sich Professor Binding eingehend mit der rechtlichen Stellung des deutschen Kaisers im Deutschen Reich, mit dem Verhältnis zwischen Kaiser und Heer und der staatsrechtlichen Verantwortlichkeit der Minister in einem konstitutionellen Staate. Auch diese Abhandlungen, die für uns nur noch geschichtliches Interesse haben, bieten manchen guten Gedanken und geben manche Anregung. Vor allen Dingen lesenswert, weil sie aktuelle Bedeutung haben, sind aber die Abhandlungen über das Problem der Bildung der Parlamente und der Volksversammlung der Freistaaten sowie über die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß ein Volk, die rechtlich zusammengeschlossene Masse der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen, in seiner Rechtsstellung bestimmt wird durch das Rechtszugehörigkeitsverhältnis des einzelnen zur staatlichen Rechtsgenossenschaft. Diese Auffassung müsse naturgemäß zu einer Parlamentsbildung führen. Die Parlamente seien berufen, einzutreten für die berechtigten Interessen des gesamten Volkes, sie seien die Bildungsstätten wichtigster, wohlüberlegter Volksbeschlüsse, sie seien maßgebend für die Zukunft der Staatsvölker und der Staaten. Darum müßten sie geschützt werden gegen Angriffe von außen und gegen Obstruktion von innen, damit sie nicht verletzt würden in ihrer Würde als Trägerinnen des Volkswillens und damit sie nicht gehindert würden in ihrer Pflichterfüllung als Vollzieherinnen dieses Volkswillens.

Wenn es nötig ist — und wer möchte dies bestreiten? —, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit staatsbürgerlich erzogen wird, so muß es sich gründlicher als bisher mit jenen schwerwiegenden Fragen beschäftigen, die in dem vorliegenden Buche behandelt werden. Man braucht mit dem Verfasser durchaus nicht in allen Punkten einverstanden zu sein, im Gegenteil, seine Ausführungen geben nach meiner Meinung zu mancher Beanstandung und Einwendung Anlaß, dennoch aber muß man sagen, daß die staatsrechtlichen Abhandlungen Bindings geeignet sind, einen tieferen Einblick zu geben in die Entwicklungsgeschichte des neuen Deutschen Reiches. Der reiche Stoff, der darin enthalten ist, und die klare Darstellungsweise des Verfassers sind gleicherweise dazu angetan, alle die, die für derartige Fragen Interesse haben, zum Nachdenken anzuregen und sie einzuführen in das Werden und Leben des deutschen Rechtsstaats. Es erscheint angebracht und wünschenswert, daß möglichst viele Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschulen unter Leitung eines tüchtigen Lehrers das Buch Bindings gründlich durcharbeiten. Wenn sie der nötigen Kritik nicht ermangeln, wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Franz Laufkötter

---

Dr. K. Kleefeld, **Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaues.** Berlin, Verlag Th. Lißner.

In diesem Büchlein versucht ein bekannter praktischer Volkswirt, ein Wirtschafts- und Landeskulturprogramm zu entwerfen. Ein solches Programm mit allgemeiner Gültigkeit aufzustellen — noch dazu in diesen verworrenen Zeitverhältnissen —, bedeutet einen kühnen Schritt. Kleefeld hat ihn gewagt. Natürlich kann dieses Programm systematischer Arbeit auf den verschiedensten Hauptgebieten unserer Wirtschaft nicht anders denn als eindringliche Anregung aufgefaßt werden. Die praktische Anwendung kann im einzelnen nicht vorausbestimmt werden, weil die alltäglich neu erstehenden Hemmungen nicht vorausgesehen und vorausgewertet werden können. Aus diesem Grunde hält sich das Kleefeldsche Programm auch in allgemeinen Andeutungen, die erst mit ihrer praktischen Auswertung Leben gewinnen können. Das Programm auf den kürzesten Nenner gebracht heißt: Sparsamste und intensivste Ausnutzung unserer natürlichen Kraftquellen mit den technisch vollkommensten Mitteln im Sinne des sozialen Individualismus und des sozialen Kapitalismus. Das ist wohl theoretisch faßbar, läßt aber in der Praxis die verschiedensten Auslegungen zu.

Ich sehe die Bedeutung des Kleefeldschen Buches nicht in der programmatischen Formulierung — die übrigens viel zu knapp und zu deutungsfähig ist —, sondern in der ungeheuren in der neueren Literatur einzigartigen Materialfülle, die der Verfasser zusammengetragen und der Öffentlichkeit als Spiegel und Werkzeug gleichzeitig übergeben hat. Alle wesentlichen Gebiete der Statistik sind bearbeitet, und vieles praktisch Wertvolle, was bisher unbekannt gewesen ist, ist auf kleinstem Raume zusammengehäuft. Keiner, der sich heute mit praktischer Wirtschaftspolitik befaßt, kann an diesem Buche vorübergehen, wenn er Wert darauf legt, über ein reiches Arsenal von wirtschaftlichen Hilfsziffern zu verfügen. Es ist ein ausgesprochenes Materialbuch, das sich darauf beschränkt, die Beurteilung der Zahlen anregend anzudeuten, und sich von breiten Erörterungen fernhält. Das gerade ist es, was den interessierten Leser, auch den einfachen denkfähigen Mann aus dem Volke, von der ersten Seite an fesselt. Auf so gedrängtem Raum ist bisher nicht erreicht worden, gewissermaßen filmartig ein nüchternes Tatsachenbild der volkswirtschaftlichen Gegenwart unter gleichzeitigem Aufzeigen des Vergangenen und Andeuten des Zukünftigen zu entwerfen. Erwin Barth

---

Ludwig Rubiner, **Kameraden der Menschheit.** Dichtungen zur Weltrevolution. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

Unter diesem Titel faßt Ludwig Rubiner eine Anzahl »Dichtungen zur Weltrevolution« zusammen, aber man könnte seine Auswahl nur gutheißen, wenn man seinen Standpunkt anerkennt, es handle sich bei solchen Gedichten nicht um den künstlerischen Gehalt, sondern um den inneren Gefühlswert. An dem Wohlmeinen der in der Sammlung Vertretenen ist nicht zu zweifeln; sie sind von Menschenfreundschaft, Haß gegen die kapitalistische Weltordnung und flammenden Eifer für die Weltrevolution bis an den Rand gefüllt; aber ihre Ergüsse sind zum Teil fürchterlich, ihr Gestammel wirkt lächerlich und schadet den oft schönen Gedanken. Nur aus diesem Grunde soll hier vor derartigen Veröffentlichungen gewarnt werden, weil sie eine große Sache entwürdigen. Wenn Rubiner selbst, Martinet oder Jouve ihre überströmenden Gefühle in Worte kleiden, so gewinnen sie den von ihnen vertretenen Ideen neue Anhänger, wenn aber derart kindische Ausbrüche wie die »Dichtungen« Bechers und anderer zu Papier gebracht werden, weckt das nur das Gefühl des Bedauerns: Schade um das Papier! J. H.

---

Wolfgang Sorge, **Geschichte der Prostitution.** Berlin 1919, Potthof & Co. 476 Seiten.

Sorges Buch umfaßt einen sexualpsychologischen und einen historischen Teil, dem sich ein kurzer sexualpolitischer Ausblick anschließt. Besonders in dem sexualpsychologischen Abschnitt sagt der Autor manches, das sich gegen die traditionellen Auffassungen vom Wesen des Geschlechtstriebs und der Beziehungen der Geschlechter zueinander richtet. Es ist deshalb selbstverständlich, daß er vielem Widerspruch begegnen wird. Einer von Sorges Gedanken ist, daß der natürlichen Artung der sexuellen Triebe gemäß das weibliche Geschlecht einen starken Einfluß auf das männliche auszuüben vermag, doch hat sich der Mann in dieser Beziehung unabhängig gemacht, indem er durch überlegene Körperkraft und durch den Besitz der wirtschaftlichen Macht die Erotik des Weibes vergewaltigte und die Prostitution schuf. Diese ist in der Hauptsache keine erotische, sondern eine durch gewisse psychische Voraussetzungen bedingte wirtschaftliche Erscheinung und bezeichnend für die privatwirtschaftliche Periode der menschlichen Vergesellschaftung. Nur wenn kein Mensch mehr über einen anderen wirtschaftliche Macht hat, sagt Sorge, kann die Prostitution verschwinden; soziale und politische Reformen vermögen nur ihre Auswüchse zu beseitigen. Die Hoffnung, die der Autor in den russischen Bolschewismus setzt, werden wohl manche Leser nicht teilen. H. Fehlinger

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 20 38. Jahrgang · 2. Band 13. August 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Akkord- oder Zeitlohn?** Von Artur Beyer, Fabrikbesitzer (Berlin).

**Sozialismus und Auslandsverschuldung.** Von Artur Heichen (Frankfurt a. M.).

**Goethe und die Revolution.** Von Franz Lauffötter.

**Neue Gaben zweier Arbeiterdichter.** Von Ludwig Lessen.

**Thomas von Aquino—Locke—Hegel.** Von K. Vorländer.

**Literarische Rundschau:** W. A. Wilhelm, **Wirtschaftsdemokratie der Zukunft.** Henri Barbusse, **La lueur dans l'abîme. Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung.** Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. Vierter Band. Salomon Dembitzer, **Über die Liebe.**

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Hartmann, Ludo M.**, Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Frühes Mittelalter. Von S. Hellmann. Gotha, Fr. Perthes. 350 S. Geh. 24 M.

**Hentig, H. v.**, Über den Zusammenhang von kosmischen, biologischen und sozialen Krisen. Tübingen, J. C. B. Mohr. 105 S. Geh. 10 M. zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Hertz, P.** und **Boenheim, K.**, Der Mieterschutz. Ausführliche Erläuterungen der geltenden Mieterschutzgesetzgebung, insbesondere der Höchstmietenverordnung vom 9. Dezember 1919. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 15 S.

**Heyde, L.**, Abriß der Sozialpolitik. Leipzig, Quelle & Meyer. 168 S. Geb. 5 M.

**Hinden, H.**, Nützliche Winke für Auswanderer nach Brasilien. Herausgegeben auf Veranlassung und unter Mitwirkung der Einwandererberatungsstelle der deutschen Kolonie in Rio de Janeiro. Hamburg, Friedrichsen & Co. 44 S.

**Horten, A.**, Sozialisierung und Wiederaufbau. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 84 S. Geh. M. 7.50.

**Independent Labour Party**, Report of the twenty-eight Annual Conference Glasgow. London, Selbstverlag. 128 S.

**Jastrow, J.**, Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien. Fünfzig Gutachten im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. München, Duncker & Humblot. 450 S. Geh. 20 M.

**Karstädt, O.**, Aufbauschule und Deutsche Oberschule. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt. 99 S.

**Kaskel, W.**, Das neue Arbeitsrecht. Systematische Einführung. Berlin, Julius Springer. 323 S. Geh. 32 M.

**Kautsky, K.**, Delbrück und Wilhelm II. Ein Nachwort zu meinem Kriegsbuch. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 55 S. Geh. 5 M.

**Keynes, J. M.**, Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages. München, Duncker & Humblot. 243 S.

**Kutzner, O.**, Die Pädagogische Fakultät. Ein Beitrag zur Reform der Lehrerbildung. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt. 52 S.

**Latzko, A.**, Der wilde Mann. Roman. Zürich, Rascher & Co. 387 S.

**Lenin, N.**, Die große Initiative. Der Heroismus der russischen Arbeiter im Hinterland. (Die kommunistischen Samstage.) Wien, Verlag der Kommunistenpartei Deutschösterreichs. 28 S.

**Lewin, K.**, Die Sozialisierung des Taylorsystems. Eine grundsätzliche Untersuchung zur Arbeits- und Berufspsychologie. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 36 S.

**Lüders, Dr. Marie Elisabeth**, Die Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit im Kriege. München, Duncker & Humblot. 54 S. Geh. 3 M.

**Marx, Heinrich**, Handbuch der Revolution in Deutschland 1918/19. Berlin, A. Grübel Nachf.

**Mathematisch-Physikalische Bibliothek.** Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 1.40 zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Ahrens, W.**, Mathematikeranekdoten. 42 S.

**Angersbach, A.**, Das Relativitätsprinzip. 57 S.

**Wieleitner, H.**, Die sieben Rechnungsarten. 54 S.

**Mautner, Wilh.**, Der Bolschewismus. Voraussetzungen. Geschichte. Theorie. Zugleich eine Untersuchung seines Verhältnisses zum Marxismus. Berlin, W. Kohlhammer. 368 S. Geh. 24 M. zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Mayer, Gustav**, Friedrich Engels. Eine Biographie. Ergänzungsband zum ersten Bande. Schriften der Frühzeit. Aufsätze, Korrespondenzen, Briefe, Dichtungen aus den Jahren 1838 bis 1844 nebst einigen Karikaturen und einem unbekannten Jugendbildnis des Verfassers. Berlin, Julius Springer. 317 S. Geh. 26 M., geb. 38 M.

**Metternich-Sandor, Pauline**, Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 136 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20 Ausgegeben am 13. August 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Akkord- oder Zeitlohn?

Von Artur Beyer, Fabrikbesitzer (Berlin)

Die Frage der Wiedereinführung des Akkordlohns gehört zu den wichtigsten, die unser heutiges Wirtschaftsleben beschäftigen. Zu Beginn der Novemberrevolution 1918 schienen die Anhänger der Zeitlohnarbeit sich mit Gewalt durchsetzen zu wollen. Die Abschaffung jeglicher Akkordarbeit als einer »Giftblüte am Baume des Kapitalismus« wurde stürmisch von ihnen gefordert. Da aber die von vielen Ideologen prophezeite Weltrevolution bisher nicht eingetreten ist, haben die Wogen der Erregung sich so weit geglättet, daß sich über unser Thema sachlich verhandeln läßt. Immerhin muß es vorsichtig angefaßt werden, wie jeder leitende Praktiker in Handel oder Industrie fast täglich zu fühlen bekommt. Durften schon vor dem Weltkrieg Änderungen der Lohnverhältnisse nur mit großer Vorsicht vorgenommen werden, um nicht die Schaffensfreude der Arbeiter ungünstig zu beeinflussen, so gilt dies in erhöhtem Maße für die Gegenwart, die der Arbeiterschaft recht bedeutende wirtschaftliche Machtmittel verliehen hat. So mancher Streik der Gegenwart hätte sich vermeiden lassen, wenn von Unternehmerseite die mit der Klärung der Lohnstreitigkeiten betrauten Personen besser dazu geeignet gewesen wären.

An sich herrscht in der Arbeiterschaft gegen die Akkordarbeit gar keine große Abneigung; nur die ungerechte Durchführung geschlossener Akkordverträge durch die Unternehmerhilfskräfte ruft solche Abneigung hervor. Der deutsche Arbeiter, der hochwertige Güter erzeugt, vermag sehr wohl zwischen sich und den weniger leistungsfähigen Kollegen zu unterscheiden; deshalb kommt es hauptsächlich auf richtige Behandlung der Arbeiter an. Sie läßt leider noch immer viel zu wünschen übrig. Der Streit, der zwischen Arbeitern und Vorgesetzten innerhalb der industriellen Werke herrscht, wurde schon mit der Industrie geboren; denn es wird immer Vorgesetzte geben, die nicht die Fähigkeit besitzen, Untergebene gerecht zu leiten; und gegen solche Vorgesetzte ergreift die Arbeiterschaft dann Abwehrmittel, die ihren Höhepunkt im wirtschaftlichen Streik erreichen. Es ist daher unbedingt erforderlich, daß mit der Durchführung geschlossener Akkordverträge nur solche Personen betraut werden, die in dieser Hinsicht das Vertrauen der Arbeiterschaft genießen. Nur dann kann die Akkordarbeit mit dazu beitragen, das Deutsche Reich aus den bestehenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten herauszubringen.

Akkord ist ein zwischen zwei oder mehreren Kontrahenten, das heißt zwischen einem oder mehreren Arbeitgebern und Arbeitnehmern zwecks Erfüllung einer bestimmten Arbeitsleistung gegen ein bestimmtes Entgelt geschlossener Vertrag. Ein solcher Vertrag muß von allen Beteiligten unter

allen Umständen restlos erfüllt werden; insbesondere darf während seiner Durchführung von seiten des Arbeitgebers keine auf Minderung des Arbeitslohns hinstrebende Änderung des Vertrags versucht werden. Deshalb sollte jeder Kontrahent vor Erfüllung eines geschlossenen Akkordvertrags eine besonders die Preisabmachungen genau präzisierende Abschrift des Vertrags erhalten. Da der für die vertragsmäßig zu leistende Arbeit vereinbarte Preis den Hauptpunkt des Vertrags bildet, so ergeben sich die Fragen: Wer soll diesen Preis festsetzen und wie soll er ermittelt werden? Viele Firmen lassen die Akkordpreise durch ihren Werkmeister oder durch einen Abteilungsmeister festsetzen in der Annahme, daß gerade diese Personen auf Grund ihrer technischen Kenntnisse und ihrer im Umgang mit den Arbeitnehmern gewonnenen Erfahrungen am besten dazu geeignet seien. Dieses Verfahren birgt zwei Grundfehler. Einmal ist es zeitraubend, da die Meister ihrer Haupttätigkeit, das heißt der Beaufsichtigung der ihnen unterstellten Werkstätten entzogen werden; außerdem aber bietet es den Arbeitnehmern eine gute Angriffsfläche bei etwaiger Bekämpfung der Akkordberechnung. Durch beide Tatsachen kann die beste Durchführung der Akkordarbeit stark gefährdet werden. Es ist daher zweckdienlicher, wenn die Akkordpreise durch eine den Arbeitern *unparteiisch gegenüberstehende Instanz* ermittelt werden. Das kann durch ein Akkordberechnungsbureau geschehen, das mit der Aufsicht bei der Herstellung der Werkstücke nicht betraut ist. Es kann nach meiner Erfahrung jedem mittleren und größeren industriellen Werke nur geraten werden, ein solches Bureau einzurichten. Die daraus erwachsenden Unkosten werden hinreichend ausgeglichen durch Ersparnisse bei der Gütererzeugung sowie durch die Vermeidung der heute in ihrer Auswirkung für das Wirtschaftsleben besonders gefährlichen Lohnstreitigkeiten.

Bei Auswahl der Beamten für das Akkordberechnungsbureau ist Wert darauf zu legen, daß der Akkordberechner praktisch durchgebildet ist; denn um den Arbeitnehmern gegenüber den festgesetzten Akkordpreis vertreten zu können, muß er gegebenenfalls das strittige Werkstück auf der von ihm bestimmten Maschine in der von ihm ermittelten Zeit *selbst* herstellen können. Das ist der Prüfstein für den Grad des Vertrauens, welches die Arbeitnehmer zu dem Akkordberechner haben. Kann er das Werkstück nicht vorschriftsmäßig herstellen, oder überschreitet er die von ihm ermittelte Zeit, dann wird die Arbeiterschaft den von ihm festgesetzten Akkordpreisen mit Recht Mißtrauen entgegenbringen. Um dies nun möglichst zu vermeiden, lasse man neu einzuführende Werkstücke erstmalig durch einen tüchtigen Vorarbeiter in Anwesenheit eines Vertrauensmannes der Arbeitnehmer und des Akkordberechners herstellen. Man gibt diesem dadurch Gelegenheit, vorhandene Berechnungsfehler richtigzustellen, und der Arbeiterschaft ist durch Zulassung ihres Vertrauensmannes jeder berechtigte Grund zu späterer Anfechtung des gemeinsam vereinbarten Akkordpreises genommen. Die Akkordberechnung kann auch dadurch günstig beeinflußt werden, daß man ältere Meister und Vorarbeiter, die nach jahrelanger Tätigkeit auf einem Werke für den Werkstattdienst nicht mehr ausreichen, mit beratender Stimme im Akkordberechnungsbureau beschäftigt.

Die Akkordpreise müssen natürlich so festgesetzt sein, daß sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer damit auskommen. Preise für ständig wieder-

kehrende Erzeugnisse sind schriftlich festzulegen und den Arbeitern durch Aushang anzuzeigen. Solche Preise dürfen nur aus wichtigen Gründen und dann auch nur im Einvernehmen mit der Arbeiterschaft geändert werden. Als derartige wichtige Gründe können Änderungen und Verbesserungen der Maschinen und Vorrichtungen gelten, die zur Herstellung der Produkte dienen, sofern deren Herstellungsdauer dadurch verringert wird. Das Vertrauen der Arbeiterschaft zur Leitung eines Werkes wird durch strenges Einhalten der festgesetzten Akkordpreise sehr gefördert. Dagegen tritt bei der Arbeiterschaft eines Werkes mit Recht Erbitterung ein, wenn die Akkordpreise nur unternehmerseitig festgesetzt oder willkürlich abgeändert werden. Schon vor dem Weltkrieg war und noch heute ist es in der Industrie teilweise üblich, dem Stundenverdienst der Akkordarbeiter eine Höchstgrenze zu setzen. Man versucht oft, diesen Gebrauch mit dem Humanitätsmantel zu bekleiden, indem man vorgibt, daß die Arbeitnehmer dadurch vor Überanspannung und frühzeitiger Erschöpfung ihrer Arbeitskraft bewahrt werden sollen; hauptsächlich aber verfolgt man damit den Zweck, die Arbeitnehmer von der Versuchung zum Pfuschen abzuhalten. Das Verfahren ist jedoch unersprießlich für beide Teile und schädigt außerdem den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands; denn wenn man zum Beispiel den Stundenverdienst des Arbeiters auf das Eineinhalbfache seines Zeitstundenlohns begrenzt, wenn also ein Arbeiter bei 4 Mark Stundenlohn im Akkord nicht mehr als 6 Mark verdienen kann, dann wird der Arbeiter vernünftigerweise nicht darüber hinaus arbeiten; denn er muß ja damit rechnen, daß der Akkordpreis für das Werkstück um den 6 Mark übersteigenden Stundenverdienst gekürzt wird, und dies kann bei einem großen Akkord ein recht erheblicher Betrag sein.

Als weitere Folge ergibt sich, daß ein solcher Arbeiter bei seinen Kollegen bald als »Lohndrücker« verrufen ist, dem dann der Unwille der Kollegenschaft versteckt oder handgreiflich dargetan wird. Dies wird er unter allen Umständen zu vermeiden suchen. Er rechnet sich deshalb bei sogenanntem garantierten Stundenlohn die zwecks Herstellung des übernommenen Werkstücks erforderliche Zeit wie folgt aus: Wenn ich für die Ausführung des Werkstücks die garantierten 150 Mark erhalten will, so muß ich mindestens 25 Stunden daran arbeiten. Ich will nun aber sichergehen und werde auf die Herstellung des Werkstücks $25^1/_2$ Stunden verwenden; alsdann beträgt mein stündlicher Verdienst 5,90 Mark, ich bleibe somit unter der Höchstgrenze um 10 Pfennig zurück und habe mit niemand Differenzen. Und der aufmerksame Beobachter solcher Vorgänge wird feststellen können, daß gerade meistens die tüchtigen Arbeiter um des lieben Friedens willen dieses Verfahren anwenden; denn die Schreier, die man heute auf allen Werken findet, handeln oft weniger aus Solidaritätsgefühl, sondern versuchen, durch ihr Mundwerk mangelhafte Leistungen zu verdecken. Das schlechteste Rad knarrt auch hier am meisten. Diese ungesunden Zustände, an denen im ganzen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleich schuld sind, müssen beendet werden! Durch derartige Akkordlohnbeschränkungen wird der geschickte Arbeiter gezwungen, an einem Werkstück länger als erforderlich zu arbeiten, und der Betrieb wird durch ungenügende Ausnutzung seines Maschinenparks geschädigt. Außerdem bedeutet das gerügte System

geradezu eine Prämie auf den Betrug, herbeigeführt durch falsche Zeitangaben des Arbeitnehmers und jener Aufsichtspersonen, die jede Überschreitung der auf dem Werke üblichen Akkordstunden-Verdiensthöchstgrenze zu melden haben.

Es kann daher nicht genug vor Einführung dieses Systems gewarnt werden. Wo es gehandhabt wird, sollte es möglichst schnell wieder abgeschafft werden; denn der von der Durchführung der Akkordarbeit erhoffte Nutzen wird ausbleiben, ganz abgesehen davon, daß die heutige Arbeiterschaft sich das gerügte Entlohnungsverfahren dauernd nicht gefallen lassen und zu Abwehrmitteln greifen wird, die unser Wirtschaftsleben stark erschüttern und gefährden können. An alle in der deutschen Industrie an leitender Stelle befindlichen Personen ergeht daher der Ruf: »Helft euer Werk von jeder schwankenden Akkordpreispolitik zu befreien und gebt euren Akkordarbeitern restlos den Verdienst, den sie durch Geschicklichkeit und Fleiß erzielt haben, fragt dabei nicht nach der Höhe der von ihnen verdienten Summe!« Denn ebensowenig wie jeder beliebige Mensch zu verantwortlich-leitender Arbeit befähigt ist, lassen alle Arbeiter eines Werkes sich in eine Höchstlohnschablone pressen. Die tüchtigen von ihnen werden arbeitsunlustig, während die unfähigen dadurch nicht leistungsfähiger gemacht werden. Jeder Unternehmer sollte bedenken, daß dem Arbeitnehmer seine »Ware« Arbeitskraft dasselbe ist, was dem Werksbesitzer die fertigen Erzeugnisse bedeuten. Und welcher Kaufmann wird wohl freiwillig seine Waren unter Selbstkosten verkaufen oder nicht danach streben, den Erlös aus seinen Fabrikaten möglichst der Höchstgrenze der jeweiligen Marktpreise anzupassen. Deshalb lege jede Werksleitung die Akkordlöhne einwandfrei und eindeutig fest. Sind die veranschlagten Selbstkosten zu hoch, dann muß versucht werden, durch Materialersparnisse oder durch Vereinfachung des Arbeitsprozesses die Selbstkosten zu verringern. Die Werkstatt- und Maschinenunkosten werden ja fast allgemein in Form von Zuschlägen auf die produktiven Löhne berechnet. Welchen Einfluß die Löhne auf die Selbstkostenberechnung der Fabrikate haben können, kann man daraus ersehen, daß jede Mark Produktivlohn noch mit 100 bis 300 Prozent (bei großen Werken sogar bis 700 Prozent und darüber) Werkstatt- und Maschinenunkosten belastet wird. Für die Massenherstellung muß daher mit Pfennigbruchteilen des Produktivlohns gerechnet werden.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der bei Ermittlung von Akkordpreisen leider oft vergessen oder nicht gebührend berücksichtigt wird, ist die Feststellung der für die Vorbereitung von Akkordarbeiten erforderlichen sogenannten »toten« Zeiten, zum Beispiel für das Einspannen der Werkstücke, die Beschaffung nötiger Vorverrichtungen und anderes mehr. Derartige Vorarbeiten beanspruchen manchmal mehr Zeit als die eigentliche Bearbeitung, und es bedarf großer Erfahrung des Akkordberechners, um sie richtig abzuschätzen, weil sie sich nicht so einfach errechnen lassen wie die Laufzeiten von Maschinen.

Vor Schluß dieser Zeilen seien noch einige Ausführungen gestattet, die mit unserem Thema zwar nur indirekt zusammenhängen, aber doch von großer Wichtigkeit sind. Die Zeitdauer der Maschinenleistungen ist vielfach mehr oder weniger von der Handfertigkeit des Maschinenarbeiters abhängig, wenngleich nicht in dem Grade wie beim gelernten Handwerker. Er kann

sich nun oft einen großen Teil seiner Hilfswerkzeuge selbst herstellen, besonders wenn es sich um Massenerzeugung handelt. Er wird dann aber die Erleichterungen, die er sich dadurch schafft, vor jedermann als sein »Fabrikationsgeheimnis« hüten. Wohl aber ist für das ihn beschäftigende Werk von Vorteil, wenn derartige Hilfsmittel einem jeden Mitarbeiter zugänglich gemacht werden. Eine kluge Werksleitung muß daher den Erfindern solcher Hilfsmittel für deren Preisgabe angemessene Prämien in Aussicht stellen. Das regt die gesamte Arbeiterschaft eines Werkes zur Entwicklung neuer und Verbesserung vorhandener Arbeitsmethoden an. Von diesem Verfahren machen leider immer nur noch verhältnismäßig wenig Werke Gebrauch, obgleich der einsichtsvolle Teil der deutschen Arbeiter längst erkannt hat, daß die verkürzte Arbeitszeit und die verhältnismäßig hohen Löhne nur bei gleichzeitiger erheblicher Vereinfachung und Verbesserung der Arbeitsmethoden aufrechterhalten bleiben können. Im Interesse der Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens sollte daher jeder Unternehmer bemüht sein, die Arbeitsfreude seiner Arbeiter dadurch zu fördern, daß er in erweitertem Umfang Vertrauensleute der Arbeitnehmer für die Festsetzung der Akkordpreise heranzieht und angemessene Vergütungen an solche Arbeiter zahlt, die Material und Zeit sparende Hilfsmittel erfinden. Sein eigener Betrieb wie das ganze deutsche Wirtschaftsleben werden davon Nutzen haben.

## Sozialismus und Auslandsverschuldung

Von **Artur Heichen** (Frankfurt a. M.)

Die Revolutionierung des Denkens der deutschen Sozialdemokratie hat mit der Revolutionierung der Wirtschaftsweise nicht Schritt gehalten. Die sozialdemokratische Ideologie befindet sich im Verzug, und so offenbart sich an uns selber wieder einmal der alte marxistische Grundsatz, daß die Ideologie das Bestreben hat, hinter der Ökonomie hinterdreinzuhinken. Vorerst wird es gut sein, sich darauf zu beschränken, die neuen Wirtschaftstatsachen zu konstatieren, die Deutungsversuche[1] aber bis zu dem Zeitpunkt zu vertagen, wo man klarer sieht, als es heute infolge der einander jagenden Ereignisse und der fortdauernden wirtschaftlichen Umwälzungen und Verschiebungen der Fall ist. Die ernsteste Aufmerksamkeit aller Sozialisten beansprucht nun die fortdauernde Kapitalüberfremdung und die wachsende privatwirtschaftliche Verschuldung ans Ausland. Die völkerrechtliche Verschuldung aus dem Friedensvertrag gehört ins gleiche Gebiet, scheidet aber, weil sie offensichtlich zutage liegt, aus unseren Betrachtungen aus. Hier gilt für den Sozialismus der Satz: tua res agitur! Je größer diese Verschuldung wird, je stärker die Überfremdungserscheinungen sich geltend machen, je enger die Verbrüderung des deutschen und ausländischen Kapitalismus wird, desto geringer werden die Aussichten der deutschen Arbeiterschaft, ihr Sozialisierungsbegehren erfüllt zu sehen. Je mehr die deutsche Wirtschaft ihres Selbstbestimmungsrechts verlustig geht, je mehr die Verfügungsmacht — nicht bloß die rechtliche,

[1] Versuche dieser Art hatten wir mit den beiden Beiträgen »Kapitalüberfremdung« (Neue Zeit, Nr. 26, 26. März 1920) und »Der deutsche Ausverkauf« (Neue Zeit, Nr. 7, 14. Mai 1920) unternommen.

sondern auch die tatsächliche — über unsere Produktionsmittel ins Bereich der Ententebajonette und der Dispositionen unserer Rohstofflieferanten rückt, desto aussichtsloser werden alle Versuche des Proletariats bleiben, sich auf dem Weg über das Parlament oder den Volksentscheid oder auf andere Weise in den Mitbesitz der Produktionsmittel zu setzen. Je abgeschlossener ein Wirtschaftsgebiet ist, je größer seine wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit, um so leichtere Arbeit hat der Sozialismus. Siehe Sowjetrußland! Das war auch einer der Grundgedanken der Wisselschen Planwirtschaft, unsere Verflechtung mit dem Weltwirtschaftsgetriebe, die unter den heutigen Umständen wachsendes Abhängigwerden bedeutet, möglichst einzuschränken. Fortan werden alle Sozialisierungsmaßnahmen sich nur auf einzelne Teile der Wirtschaft beschränken können, die »überfremdungsfrei« bleiben; und das wird mit der Zeit immer weniger der Fall sein. Mit einem Wort: Die Sozialisierungsmöglichkeiten verengern sich — oder angewandt auf die Arbeiterschaft: Der deutsche Arbeiter denkt, die Entente lenkt.

Die Verschuldung an Amerika hat in den letzten Wochen weitere sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Unsere Ausführungen in der Neuen Zeit (N. 7) im Artikel »Der deutsche Ausverkauf« spiegeln den Stand bis in den Märzmonat wider. Wir registrieren im folgenden die Veränderungen, die seither eingetreten sind, soweit wir in der amerikanischen Presse dafür Anhaltspunkte finden. Die Tatsachen selber reden ja die allerdeutlichste Sprache. An Industriewerten (Aktien), die damals nur schwach vertreten waren, werden in den Vereinigten Staaten gehandelt: Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, Siemens & Halske, Gelsenkirchener, Bismarckhütte, Bochumer Gußstahl, Deutsche Bank, Rheinische Metall, Daimler Motorwerke, Deutsche Erdöl, Schuckertwerke, verschiedene sonstige elektrische Unternehmungen.

In der Hauptsache waren es damals noch Städteanleihen, wohingegen Staatsanleihen nur schwach — nur durch Preußische Konsols — vertreten waren. Auch hierin sind seitdem Veränderungen eingetreten. Heute werden folgende Staatsanleihen gehandelt: 5prozentige Deutsche Reichsanleihe, 4prozentige Badische Staatsanleihe, 4prozentige Deutsche Reichsanleihe, 4prozentige Bayerische Staatsanleihe, 3prozentige Deutsche Reichsanleihe, 4prozentige Württembergische Staatsanleihe, 3prozentige Preußische Konsols, 4prozentige Sächsische Staatsanleihe.

Es scheint sich also eine Umwandlung unserer inneren Staatsschuld in eine äußere Schuld vorzubereiten, die den Nachteil hat, daß die Zinsen fremden Volkswirtschaftsgruppen zufließen. Der New Yorker »Sun« schätzte die amerikanischen Kapitalanlagen in deutscher Markwährung vor einiger Zeit auf volle 15 Milliarden Mark. Hierin sind wohl die Marknoten eingeschlossen, die der New Yorker Staatsanzeiger am 9. April 1920 auf mehr als 6 Milliarden — wohl reichlich hoch — beziffert; wahrscheinlich sind hierbei nicht nur die Marknoten, sondern auch die kurzfristigen Schatzwechsel (teilweise mit einjähriger Laufzeit) und Schuldverschreibungen anderer Art eingerechnet, die man nach Amerika gegeben hat. Ferner werden sogenannte »Valutaschuldscheine«, ausgestellt in Mark, rückzahlbar in Franken in den Jahren 1927 bis 1928, gehandelt, die eine Form langfristiger Kreditgewährung darstellen und nicht so gefährlich wie die schwebende Schuld an Noten und Schatzwechseln sind.

Eine andere Form der Verschuldung sind die ausländischen Guthaben, die nach Deutschland gelegt wurden. Insbesondere deutschamerikanische Banken pflegen dieses Geschäft; man scheint dazu sogar kleine Sparbeträge deutschamerikanischer Kreise zu mobilisieren.

Was besagen nun diese Tatsachen? Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß bestimmte Industriekreise die Transaktionen in Aktien nicht nur aus rein geschäftlichen Gründen unternommen haben, sondern zweifellos auch in der Absicht, sich beim amerikanischen Kapitalismus durch eine gewisse Kapitals- und Interessenamalgamierung gegen Sozialisierungsgefahren rückzuversichern. Bezeichnend bleibt es, daß unser Aktienverzeichnis auf Unternehmungen hinweist, deren Sozialisierungsreife eine sehr beträchtliche ist. Aus diesen Gründen stehen wir denn auch diesen Tatsachen mit recht gemischten Gefühlen gegenüber, solange man uns nicht strikte nachweisen kann, daß die Kapitalbedürfnisse der Volkswirtschaft wirklich auf keine andere Weise zu befriedigen waren. Von der verstärkten Anteilnahme des ausländischen Kapitals am deutschen Wirtschaftsleben in *dieser Art* erwarten wir recht wenig. Die Freude darüber können wir ruhig den bürgerlichen Kreisen überlassen, die jetzt auf die Internationale des Kapitalismus schwören, wie sie früher ihre Karten auf den Imperialismus setzten. Die allzeit optimistische »Frankfurter Zeitung« erhofft davon zu guter Letzt Mitteilnahme, Einsicht und Milderung in der übermäßigen Ausnutzung der wirtschaftlichen Bestimmungen des Friedensvertrags. (Vergl. »Frankfurter Zeitung«, Abendblatt vom 26. Juni, Handelsteil: »Zur Wirtschaftslage«.) Wir möchten solche Hoffnungen ins Gebiet der Illusion verweisen. Ebenso wie die Sozialdemokratie die Erfahrung hat machen müssen, daß sich die Proletariate der feindlichen Länder wegen der Abwendung des Friedensdiktats und seiner Anwendung in der Praxis nicht in allzu große Unkosten gestürzt haben, ebenso werden die deutschen Kapitalisten bald herausfinden, daß die Entente ihnen nicht mit »Jahresrenten« — um mit Radek zu sprechen — aufwarten wird.

Ferner besagen diese Tatsachen, daß es um die deutsche Zahlungsbilanz überaus traurig bestellt ist. Um diese überhaupt aufrechterhalten zu können, verschlechtern wir unsere *Vermögensbilanz*, indem wir Kapitalwerte exportieren. Das deutsche Volk ist nicht imstande, seine Einfuhr aus der laufenden Produktion zu bezahlen; es greift sein Vermögen an — was in der Privatwirtschaft ebenso verderblich ist wie in der Volkswirtschaft. Aber auch dieser Kapitalexport kann nicht ins Unendliche fortgesetzt werden, auch er hat seine Grenzen in der wachsenden Belastung der Zahlungsbilanz mit den daraus entspringenden Zins- und Amortisationsleistungen.

Wie die Entwicklung sich weiterhin gestalten soll, wenn es an die endgültige Erfüllung der Wiedergutmachungsschuld geht, ist gar nicht abzusehen. Vorderhand weiß niemand weder aus noch ein. Auch der Finanzminister wußte sehr erklärlicherweise in seiner letzten Rede im Reichstag keine neuen Wege zu weisen. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wird seine Konsumansprüche noch ganz gewaltig herabsetzen, seine produktiven Leistungen stark erhöhen müssen, um den Friedensvertrag überhaupt erfüllbar zu machen und um Produktion und Konsum einigermaßen in Einklang zu bringen. Ohne eine Erfüllung dieses Erfordernisses müssen wir notwendigerweise der Katastrophe entgegeneilen. Wie weit wir davon noch

entfernt sind, zeigt die finanzielle Defizitwirtschaft im Reich, in den Ländern und Gemeinden und die Gestaltung unserer Zahlungsbilanz. »Nur der Sozialismus kann helfen«, mit dieser stereotypen Redensart sind recht viele Genossen schnell zur Hand. Soweit der Sozialismus als Verteilungsproblem gedacht ist, steckt in dem Satz ein wahrer Kern, als Produktionsproblem aber gefaßt, ist er nichts anderes als eine ungeheure, gedankenlose und gefährliche Phrase, die die Betreffenden nur deshalb so leichthin aussprechen können, weil sie selber dem Zwang enthoben sind, die Probe aufs Exempel zu machen. Die Durchführung des Sozialismus im Sinne des Produktionsproblems *war auf andere Zeiten zugeschnitten, als es die heutigen sind.*

Damit soll natürlich nicht die Möglichkeit teilweiser Sozialisierungen auf einzelnen Gebieten abgestritten werden, nur ist davor zu warnen, an solche Maßnahmen große Erwartungen zu knüpfen. Des Rätsels Lösung liegt also bei dem schon reichlich breitgetretenen Satz: *Weniger verbrauchen, mehr produzieren.* Dabei handelt es sich nicht nur um eine allgemein-volkswirtschaftliche, sondern auch um eine sozialistische Forderung ersten Ranges. Gelingt es nicht, die Produktion so weit zu erhöhen, die Konsumansprüche so weit herabzusetzen, daß das Loch in unserer Zahlungsbilanz, das wir bisher durch Ausfuhr von Kapitalwerten stopften, beseitigt wird, dann schlüpft uns durch dieses Loch der Kapitalismus, soweit er sozialisierungsreif ist, hindurch und sucht Anschluß und Schutz beim ausländischen Kapitalismus. Das ist die vielberufene Verbrüderung, die das Proletariat nach Möglichkeit verhindern muß, weil sie seinen Interessen und denen der gesamten Volkswirtschaft zuwiderläuft, weil die letzten Sozialisierungsmöglichkeiten durch eine solche Entwicklung schließlich ganz verschüttet werden. Aber erst der Überkonsum und die Minderproduktion des deutschen Volkes, nicht zuletzt auch die Lohnpolitik einzelner Arbeiterschichten, liefern die ökonomischen Voraussetzungen für eine solche Verbrüderung. Es ist dies einer der Fälle, wo das Sonderinteresse einer Gruppe dem fernerliegenden, aber höheren Klasseninteresse entgegensteht, eine Auflösung der geschlossenen Klassenkampffront in direktionslose, einander widerstreitende Schichten- oder Gruppenkämpfe. Der Schutz der heimischen Volkswirtschaft wird damit zu einer Hauptaufgabe des sozialistischen Proletariats, allerdings in einem anderen Sinne als dem der imperialistischen Schutzzöllner vor dem Kriege. Aber immerhin, die Rollen im neuen Deutschland vertauschen sich. Die deutsche Bourgeoisie schwärmt heute für die Internationalität der Wirtschaft, wie sie vor dem Kriege unter anderen Umständen für den »Schutz der nationalen Arbeit« schwärmte. Das deutsche Proletariat aber muß unbeschadet seiner internationalen Ideologie aus Klasseninteresse heraus für größtmögliche Autarkie unseres Wirtschaftskörpers kämpfen. Es muß versuchen, die Verflechtung der heimischen Volkswirtschaft mit dem Weltwirtschaftsgetriebe, die Auffaugung und Durchdringung durch den ausländischen Kapitalismus auf ein Minimum zu beschränken. Für die Übergangszeit aber ergeben sich folgende Forderungen, deren Durchsetzung wir unseren Genossen im Reichsparlament und Reichswirtschaftsrat empfehlen möchten:

1. Die Banken — denn nur diese dürfen Wertpapiere exportieren — sind für alle ins Ausland abgeführten Wertpapiere meldepflichtig zu machen.

Nur so ist es möglich, die statistischen Unterlagen zur Beurteilung des Postens »Effektenausfuhr« unserer Zahlungsbilanz in die Hand zu bekommen. Es geht nicht an, die Banken weiterhin so im dunkeln arbeiten zu lassen. Die größtmögliche Publizität, die hier gar keine Schwierigkeiten machen kann, muß gefordert werden. Die Zahlen dieser Effektenausfuhr sind genau so periodisch zu veröffentlichen wie die Ziffern der Warenhandelsbilanz vor dem Kriege.

2. Für Aktien und Kuxe ist ein Ausfuhrverbot zu statuieren, das die Rechtsgrundlage für Ausfuhrbewilligungen von Fall zu Fall, soweit die wirtschaftliche Entwicklung sie notwendig macht, bietet. Besser ist es jedenfalls, staatliche und städtische Anleihepapiere und Obligationen hinauszugeben, die dem Ausland nur Gläubigerrechte und generelle Verfügungsmacht über die Erträgnisse unserer Volkswirtschaft einräumen, als Aktien und Kuxe die Teilhaberrechte, also spezielle Verfügungsmacht über bestimmte Produktionsmittel gewähren.

## Goethe und die Revolution

Von Franz Laufkötter

In der Sturm- und Drangperiode, die in Deutschland gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einsetzte, machte sich immer ungestümer eine Umwertung der alten Werte, ein Streben nach Neugestaltung der Dinge bemerkbar. Der neu aufkommende Kapitalismus, der sich mit allen Mitteln durchzusetzen suchte, entfesselte bisher ungekannte wirtschaftliche Kräfte. Er schlug die bisherige Wirtschaftsordnung in Trümmer, räumte auf mit den Schranken, die die menschliche Tätigkeit einengten, und ersetzte die organische Gebundenheit des Mittelalters durch die schrankenlose Bewegungsfreiheit des Individuums. Diese wirtschaftliche Umwälzung zog auch eine geistige und seelische Umwandlung der Menschen nach sich: im Staatswesen zeigte sich das Bestreben, die Alleinherrschaft der Fürsten und Obrigkeiten zu brechen und dem Volk ein möglichst weitgehendes Mitbestimmungsrecht einzuräumen, im Gebiet des Geisteslebens erscholl der Ruf nach dem Recht der freien Forschung, nach Denkfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit, nach dem Recht der freien Meinungsäußerung; auch in der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur beobachten wir revolutionäre Strömungen. Die alte, verknöcherte Welt des Abendlandes war in Gärung geraten und wollte eine neue Welt gebären.

In diesem Ringen der Geister hat der junge Goethe eine hervorragende Rolle gespielt. Als jugendlicher Brausekopf und Feuergeist öffnete er seine Seele dem Neuen, mit jubelnder Begeisterung warf er sich in das Kampfgewühl, am liebsten hätte er alles Überlebte in Trümmer geschlagen. Sein ganzes Wesen ächzte unter dem Druck der Überlieferung und lechzte nach Freiheit, nach der Höhenluft, in der sich freie Menschen auszuleben vermögen. Er war eine Faustnatur, die über den Augenblick hinaus ihr Sehnen in die Zukunft warf; er war ein Prometheus, der in wildem Trotz sich aufbäumte gegen die Herrschaft der alten Götter. So ist denn in Wahrheit der junge Goethe das Urbild eines Revolutionärs, der aber die Kunst verstand, sich selbst zu bändigen und seiner Sehnsucht und seinem Drang nach

dem Neuen Zügel anzulegen. Jede Schrankenlosigkeit und Maßlosigkeit war seinem innersten Wesen zuwider, in ihm vereinigte sich revolutionärer Wille mit ruhiger Überlegung. Seine Veranlagung, seine Herkunft, seine Erziehung bewahrten ihn vor der hemmungslosen Hingabe an das Extreme, bei allem revolutionären Feuer blieb er noch immer, selbst als Jüngling, sich der Bedeutung des Möglichen und Erreichbaren bewußt. Er besaß Tatsachensinn und Wirklichkeitssinn, und deshalb blieb er mit beiden Füßen auf der Erde haften, wenn ihn seine sehnende Seele zu den Sternen emportrug. Tatendurst und Wagemut, Besonnenheit und Vernunft befanden sich bei ihm im Gleichgewicht, und so gewährt uns der junge Goethe stets das Bild innerer Ausgeglichenheit und äußerer Abgeschliffenheit. Die Harmonie seines Wesens gilt uns noch heute als nachahmungswürdiges Vorbild.

Mit zunehmenden Jahren entwickelte sich der konservative Zug in ihm, den er als Erbteil mitbekommen hatte, erklärlicherweise noch stärker, wozu seine Stellung in Weimar und die Umwelt, in der er lebte, wesentlich beitrugen. Allmählich wuchs er in den Augen seiner Zeitgenossen zu einem Übermenschen empor, der mit olympischer Ruhe und ohne innere Anteilnahme auf das Weltgetriebe hinabsah. Und noch heute erblicken die meisten Menschen in dem zugeknöpften Geheimrat Goethe einen Mann, der starr am Alten klebte und jede Neuerung mit einer Handbewegung ablehnte. Diese Auffassung ist durchaus falsch, *denn auch im hohen Alter hat er niemals den revolutionären Bestrebungen ablehnend oder gar feindlich gegenübergestanden.* Allerdings war er seinem innersten Wesen nach ein Feind der gewaltsamen Revolution. Als Naturforscher hatte er die Natur, die nach einem bekannten Worte keine Sprünge macht, in ihrem leisen, stetigen Wachsen und Werden beobachtet, das keine Gewaltsamkeit kennt, und diese Auffassung übertrug er auch auf die Entwicklung der Menschheit, weshalb er die Evolution über die Revolution stellte. Auch als Dichter und Ästhet empfand er einen starken Widerwillen gegen alles Gewaltsame. Dennoch aber nahm er, Realpolitiker wie er war, die Revolutionen als unabwendbare Notwendigkeiten und als gegebene Tatsachen hin. Sogar mit den Ausschreitungen und Häßlichkeiten, die bei keiner Revolution fehlen, weiß er sich abzufinden. »Bei keiner Revolution«, äußerte er sich im Jahre 1830 zu seinem Freunde Eckermann, »sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen Revolution will man anfänglich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen, *aber ehe man's sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln.*«

Hier tritt der Gedanke zutage, daß die Absicht der Revolutionäre auf die Hinwegräumung des Alten, Überlebten gerichtet ist, nicht auf Gewalttaten und Grausamkeiten, daß aber die Greueltaten, die wir bei jeder Revolution beobachten, unvermeidliche Begleiterscheinungen der revolutionären Bewegungen sind. Sie haben ihre Ursache einerseits in der Empörung der Unterdrückten über das Unrecht, das man ihnen zugefügt hat, andererseits in dem Widerstand der bisherigen Machthaber. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß die siegenden Revolutionäre stets viel glimpflicher mit ihren Unterdrückern verfahren sind als die siegenden Gegenrevolutionäre, nachdem es ihnen gelungen war, die Bewegung niederzuschlagen. Es ist eine ge-

schichtliche Tatsache, daß der weiße Schrecken stets viel schlimmer gewütet hat als der rote.

Über die Ursachen, aus denen die Revolutionen entspringen, spricht sich Goethe zu wiederholten Malen aus. In einem Gespräch mit Eckermann vom Jahre 1824 erinnert er an ein unvollendetes Schauspiel »Die Aufgeregten«, das er vor mehr als dreißig Jahren unter dem frischen Eindruck der Französischen Revolution geschrieben habe und das als sein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit angesehen werden könne. In diesem Stücke tritt eine Gräfin auf, die soeben aus Paris zurückgekehrt ist, wo sie Zeugin der revolutionären Vorgänge war, aus denen sie heilsame Lehren gezogen hat. »Sie hat sich überzeugt,« sagt Goethe, »daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeiten der Großen sind.« Darum will sie persönlich jede ungerechte Handlung streng vermeiden, und zu keiner Ungerechtigkeit will sie mehr schweigen, wenn sie auch als Demokratin sollte verschrien werden. »Ich dächte,« fuhr er fort, »diese Gesinnung wäre durchaus achtungswert. Sie war damals die meinige, und sie ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag.« Als Eckermann darauf hinwies, daß Goethe besonders in seinem »Egmont« der Freiheit des Volkes das Wort geredet habe, beklagte sich dieser darüber, daß man ihn als Feind des Volkes und der Freiheit hinzustellen suche, wogegen er Einspruch erheben müsse. »Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebensowenig war ich aber ein Freund herrischer Willkür. *Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution niemals Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung.* Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen zuvorkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.«

Goethe wendet sich in demselben Gespräch auch scharf gegen den Vorwurf, daß er ein Freund des Bestehenden und ein Feind von Neuerungen sei. »Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit ist in einem ewigen Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben immer eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die ursprünglich eine Vollkommenheit war, nach fünfzig Jahren ein Gebrechen ist.«

Dieser Standpunkt Goethes gegenüber der Revolution läßt sich sehr wohl verstehen und rechtfertigen. Der Dichter ist nicht ein Anhänger der »Revolution um jeden Preis«, er betrachtet sie nicht als Selbstzweck, sondern als ein unvermeidliches Mittel, das Bestehende umzugestalten und

dem Neuen die Bahn zu öffnen. Er ist kein unbedingter Freund der bestehenden Ordnung, weil er weiß, daß sie sich im Laufe der Zeit überlebt, und er hat deswegen gegen eine Umwälzung grundsätzlich nichts einzuwenden. Aber er möchte lieber, daß sich diese Umwälzung nicht auf dem Wege der gewaltsamen Revolution, sondern auf dem friedlicher Entwicklung vollzieht; jedoch erkennt er auch unter Umständen die Revolution als eine Notwendigkeit an. Also nicht die Revolution an sich lehnt er ab, nur die unangenehmen Begleiterscheinungen erregen seinen Widerwillen.

In einem Gespräch mit Eckermann vom Jahre 1825 kommt er noch einmal auf den Gegenstand zurück. In großer Erregung verwahrt er sich dagegen, daß man ihn einen Fürstendiener, einen Fürstenknecht und Volksfeind nenne. Er habe allerdings seinem Herzog treu gedient, aber dessen gesamte Tätigkeit sei nichts anderes gewesen als ein beständiges Dienen zur Erreichung großer Zwecke, als ein Dienen zum Wohle des Volkes. »Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines Fürsten bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.« Noch in weiteren Ausführungen wehrt er sich gegen die öffentliche Meinung, die ihn in eine ganz falsche Stellung zum Volke hineingelogen habe. »Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt hätte, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig wie ich ein Freund Ludwigs XV. bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, *weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird*. Ich hasse die, die ihn ausführen, aber auch die, die Ursache dazu geben. Aber bin ich denn darum kein Freund des Volkes? Denkt denn irgendein rechtlich gesinnter Mensch anders? Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, die die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt, aber jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, *denn es ist nicht naturgemäß*. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem anderen den Stengel von Woche zu Woche weiterbildet, ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und ich bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser!«

Diese Theorie des Abwartens einer natürlichen Entwicklung erscheint auf den ersten Blick sehr einleuchtend, sie ist vom Standpunkt eines Naturforschers und Dichters aus gesehen zweifellos unanfechtbar, ob man sie aber einfach auf das Gebiet der Menschheitsentwicklung übertragen darf, dürfte zweifelhaft sein. An und für sich wäre es sicherlich wünschenswert, wenn sich die Neugestaltung der Dinge auf dem Wege der Evolution vollziehen würde, denn kein vernünftiger Mensch will eine Gewaltanwendung, wenn sie sich vermeiden läßt; aber es können Augenblicke eintreten im Völkerleben, wo die Menschen nicht mehr warten können und wollen. Dann

schlägt eben die Evolution in die Revolution um, das gewaltsame Zerbrechen des Alten, das gewaltsame Niederzwingen der Unterdrücker wird zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Das lehrt uns die Geschichte, wie dies Marx in dem kurzen, schlagenden Satze zum Ausdruck bringt: »Die Gewalt ist die Geburtshelferin einer jeden neuen Gesellschaft!« Wenn man diesen Satz gründlich durchdenkt, so erkennt man, daß hier nicht von Revolution als einem Willensakt, sondern als einer geschichtlichen Notwendigkeit die Rede ist. Eine Geburtshelferin will keine Gewalt anwenden, sie würde sich im Gegenteil freuen, wenn sich die Gewalt vermeiden ließe, aber sie sieht sich leider unter Umständen gezwungen, zur Gewaltanwendung zu greifen, wobei sie sich allerdings bemüht, diese Gewaltanwendung auf das geringste Maß zu beschränken. So ähnlich verhält es sich auch mit der Entwicklung der Menschheit. Auch hier ist die Regel, daß alles Sprunghafte, Gewaltsame vermieden wird, und in der Tat sehen wir, daß sich die allermeisten Umwälzungen durch innere Kräfte, ohne Anwendung äußerer Gewalt, vollzogen haben. Nur dann, wenn sich die Nutznießer des alten Systems hartnäckig und verblendet dem Neuen, das sich durchzuringen suchte, mit brutaler Gewalt widersetzten, dann mußte notwendigerweise dieser Widerstand durch Gewaltanwendung gebrochen werden.

Beachtenswert erscheint noch, daß Goethe scharf unterscheidet zwischen den in einer Revolution steckenden positiven und negativen Elementen. Er hat erkannt, daß alles revolutionäre Wirken zunächst auf das Negative hinausläuft. »Aber das Negative ist nichts,« sagt er zu Eckermann. »Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.« Hier finden wir im Keim den richtigen Gedanken, daß eine jede Revolution lediglich imstande ist, die Hindernisse, die einer Durchsetzung des Neuen im Wege stehen, mit Gewalt hinwegzuräumen, daß aber sofort, nachdem dem Neuen die Bahn freigemacht worden ist, die Evolution wieder einsetzen muß. Anders ausgedrückt heißt das: Die Revolution als Umsturz muß durch die Evolution als Aufbau abgelöst werden. Leider gibt es heutzutage viel zu viele Menschen, die infolge ihrer Veranlagung, ihres Temperaments und ihres Charakters die Revolution als Selbstzweck betrachten, nicht als Mittel zum Zweck des Aufbaus, und es gibt noch viel, viel mehr Menschen, die infolge eines Mangels an Kenntnis, Erfahrung und Schulung auf die Redensarten und Phantastereien dieser Nichts-als-Revolutionäre immer wieder hereinfallen. Diese Leute mögen es sich von Goethe gesagt sein lassen, daß nicht das Einreißen des Alten, Überlebten genügt, sondern daß es darauf ankommt, das Neue, Höhere aufzubauen. Die Kraft des Volkes im allgemeinen und die des Proletariats im besonderen darf sich nicht erschöpfen in der Negation, sie muß nutzbar gemacht werden für die positive Arbeit. Das ist die große erzieherische Aufgabe, die gelöst werden muß, wenn etwas Gedeihliches geschaffen werden soll. Die Abkehr vom Negativen, der Wille zum Positiven im Goetheschen Sinne tut uns heute mehr not als jemals.

# Neue Gaben zweier Arbeiterdichter

Von Ludwig Lessen

Die geistige Entwicklung unserer Zeit steht trotz Not und Ungemach und sich häufender Enttäuschung nicht still. Eine gewisse Gesetzmäßigkeit scheint sich darin zu erfüllen, daß die materiell schwer ringende Menschheit sich ein Aquivalent in erhöhter geistiger Beweglichkeit zu schaffen trachtet. Nur so ist der sich immer schärfer ausprägende metaphysische Zug der Gegenwart zu deuten, der sich so ziemlich in allen Ländern beobachten läßt, deren Bewohner sich im Kriege gegenüberstanden. Der Krieg ist es denn wohl auch in letzter Linie gewesen, der unserem künstlerischen und schöngeistigen Schaffen eine neue Richtung gab — eine Richtung, die im Grunde genommen nur das widerklingen läßt, was die politischen Stürme der jüngsten Vergangenheit ins Schwingen geraten ließen. Nirgends aber dröhnten diese Stürme brausender und gewaltiger als in Arbeiterkreisen. Arbeiterdenken und Arbeiterkunst waren es denn auch, die zuerst die Blüten einer erwachenden Neuzeit erschlossen. Arbeiter waren es, die als Soldaten das Grauen und die Wucht des Krieges besangen, die dem Heimatgedanken ein neues Gepräge gaben, die in tief aufwühlenden Psalmen und Chorälen die jäh aufbrausende Revolution verherrlichten. Und nun, da bereits einige Monate über die elementarsten Umwälzungen dahingegangen sind und eine gewisse geistige Beruhigung eingetreten ist, kommen ein paar Versbücher[1] gut bekannter proletarischer Dichter gerade recht, um einen beachtenswerten, wenn auch noch keineswegs abschließenden Überblick über das dichterische Erfassen dieses jüngsten Zeitabschnitts zu geben. Diese Bücher sind nicht nur ihres hohen künstlerischen Wertes wegen beachtenswert, sondern auch deshalb, weil sich in ihnen der enge Zusammenhang zwischen Krieg und Revolution so überaus sichtlich offenbart. Die Arbeiter aber interessieren sie in erster Linie, weil diejenigen, die diese Strophen schufen, Mitkämpfer und Mitstrebende aus ihren eigenen Reihen sind und weil ihr Inhalt deutlich und klar jene Strömungen aufweisen, die, obwohl aus der gleichen Quelle springend, heute den Körper des Sozialismus in neuen, voneinander vorderhand noch getrennten Rinnsalen durchrieseln. So wachsen die drei Versbücher, auf die wir hier ausführlicher eingehen wollen, über den mehr oder weniger eng gezogenen künstlerischen Rahmen hinaus zu Dokumenten einer sozial und politisch wildbewegten Zeit.

Sowohl Bröger wie Barthels Kunstkönnen steigert sich in ihren neuen poetischen Gaben zu einer eigenartigen, prophetischen Kraft und Tiefe. Eine neue Zeit ringt in ihnen um neues Menschentum. Von heiligstem Zukunftswillen durchglühte Menschheitsforderungen heischen Erfüllung. Alle Parteigegensätzlichkeit versinkt. Aus den Trümmern der im Kriege zusammengebrochenen Welt steigt siegreich und erlösend die Kraft des Geistes, der den großen Brudergedanken über alle Lande hinausruft. Beide Dichter treibt die gleiche Sehnsucht: Frieden auf Erden. Ruhiger und reifer schwingt sie in den Strophen des einen, temperamentvoller und leidenschaftlicher in

[1] Karl Bröger, »Flamme«. Jena, Eugen Diederichs. 95 Seiten. Preis broschiert 6, gebunden 10 Mark. — Max Barthel, »Arbeiterseele«. Jena, Eugen Diederichs. 150 Seiten. Preis broschiert 8, gebunden 12 Mark. — Max Barthel, »Das Herz in erhobener Faust«. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. Preis 3 Mark.

denen des anderen. Inhaltlich und der Form nach aber wurzeln beide tief im Weſen der Zeit, dieſe widerſpiegelnd dadurch, daß zwei ehrlich Strebende ihr innerſtes Weſen und beſtes Wollen offenbaren. Eine tiefe und ernſte Einheit ſchlägt die Brücke zwiſchen den tiefſten und charakteriſtiſchſten Gedichten dieſer Bücher. Und was beide Dichter empfinden und ausſprechen, iſt letzten Endes doch nichts weiter als das Erlebnis von Hunderttauſenden. Dieſer Zug ins Allgemeine aber gibt ihren Strophen Gegenwartsbedeutung und Ewigkeitswert, er ſtempelt ſie zu dichteriſchen Kündern ihrer erregten Zeit.

All dieſes aus dem Zeitgeſchehen Herauswachſende drängt bei Bröger zu einer ſtark ſymboliſchen Geſtaltung. Er wächſt mit ſeinem ganzen Weſen in die Natur hinein, ſieht in jedem Stein, in jedem Baum das Weſensverwandte, läßt ſeine Liebe zur Menſchheit aus der Liebe zur Natur quellen. In wechſelnden Sinnbildern und Gleichniſſen von packender, hinreißender Schönheit zeigt er uns ſeine Welt. Dabei gebraucht er weder in Wort noch Form ein Übermaß. Mit einer oft rührenden und ergreifenden Schlichtheit redet er auf uns ein, in der ein volkstümliches, aber niemals an der Oberfläche haftendes Klingen ſchwingt. Denn das iſt der Grundton Brögerſcher Lyrik: ſie geht in die Tiefe. Sie ſucht den Urkern aus allem Lebensgeſchehen herauszuſchälen, ſie zielt bei aller Beſchaulichkeit doch faſt immer auf etwas Sinnliches, Sinnenfälliges hin. In ſeinen Rhythmen klingt eine Saite, die an den Rouſſeauſchen Ruf zur Rückkehr zur Natur anklingt. Die Menſchenüberhäufung der modernen Großſtädte iſt ihm Quelle und Fluch des grenzenloſen Gegenwartselends. Da ertönt es mahnend, ganz den Gefühlen vieler Großſtädter Ausdruck gebend, in dem Oratorium »Der junge Baum«:

Zerſchlagt die Stadt! Noch bin ich toll
Und der verworrenen Wunder voll.
Heraus, heraus aus dumpfer Schlucht,
Die Stadt verflucht, das Land geſucht.
— — — — — — — — — —
Da brach ein Schrei in meine Bahn.
»Verirrter Sohn, heran! heran!«
Und mächtig eine grüne Hand
Griff jäh nach mir und ſtellte mich ins Land.
Hab Dank, du Erde, tiefen Dank!
Seit ich dich floh, bin ich auch krank.
Nun wächſt mir wieder Kraft aus deiner Kraft.
Den Spaten auf und neu die Welt geſchafft!

Aber der alte lodernde Kampfgeiſt fehlt auch dem neuen Brögerſchen Buche keineswegs. Nur daß bei ihm, wie das ſo ſeine ſtark zum Sinnieren neigende Art mit ſich bringt, ſich auch alles revolutionäre Geſchehen verinnerlicht. Das rein äußerlich Sichtbare genügt ſeiner großen dichteriſchen Senſibilität nicht. Er ſchürft tiefer. Er gräbt nach den Gründen dieſes Geſchehens. Er ſucht nach dem Sinn der gewaltigen, umwälzenden Veränderung. Und da kommt ihm die Erkenntnis, daß nicht nur der Menſch befreit ſein ſoll, ſondern auch ſeine Arbeit. »Auf Arbeit, Friede, Freiheit ſtehen die Tore der neuen Zeit, die ſich erfüllen ſoll« (»Heimkehr und Gelöbnis«). Gleichheit kann nur auf reſtloſer Pflichterfüllung und Pflicht nur auf in Freiheit geſtalteter Gleichheit aufgebaut ſein. Das iſt das hohe Ethos,

das in Brögers Versen immer wieder anklingt und sie nicht nur künstlerisch, sondern auch moralisch so wertvoll macht. Das ist d e r Sozialismus, den er meint:

Die Arbeit, Mensch, nur kann dein Dasein krönen
Und mit der schwersten Schickung dich versöhnen.

Verröchelnder Krieg leitet Brögers neues Gedichtbuch ein. Dann brandet die Revolution auf. In zahlreichen, packenden Strophen ist ihr Eindruck festgehalten; am eigenartigsten ist dies wohl in dem aus fünf kurzen Gedichtskizzen bestehenden, alle Gluten der Novembertage eng aneinanderrückenden Poem »Der Aufbruch« geschehen. Form und Rhythmus und Bildgebung sind immer mit einer feinen künstlerischen Treffsicherheit dem behandelten Thema angepaßt. Wort und Reim tragen stets eine eigene Note. Alles Schablonenhafte ist nicht nur vermieden, sondern man merkt es aus jeder Zeile heraus, daß es künstlerisch völlig überwunden ist.

Mitten in diese Gedichte hinein hat Bröger drei »Spiele« gestellt (»Kreuzabnahme«, ein Spiel von Schuld und Sieg; »Kanaan«, ein Spiel um Gott; »Der junge Baum«, ein Oratorium in Worten). Diese dramatisierten Gedichte kennzeichnen die Entwicklungsphase, in der sich der Dichter gegenwärtig befindet, wohl am besten. Der Krieg, der Mensch und die Mutter sind die Hauptgestalten des ersten Poems. Das Weib, der Einsame und der Wanderer künden die leitenden Gedanken der zweiten Dichtung. Mann, Greis, Jüngling und Frau stehen in ihren Lebensauffassungen im dritten Gedicht einander gegenüber. Ein tiefer symbolischer Zug geht durch diese drei »Spiele«, die in grüblerischem Gegenwartsernst wurzeln und in mancher Beziehung an den zweiten Teil des Goetheschen »Faust« erinnern.

Diese »Spiele« leiten zu einer Reihe wundervoller Naturgedichte hinüber, in denen eine weiheheftreuende Feierlichkeit klingt. Da ist jedes Wort auf feinste Wirkung hin gemeißelt, jeder Satz in Farbe und Glut getaucht. Man muß gerade diese Gedichte ganz langsam lesen, ihre Rhythmen gleichsam tropfend auf sich wirken lassen, um recht in ihre hohe Schönheit eindringen zu können, die so ganz von abgeklärter Hölderlinscher Ruhe erfüllt ist. Die Eingangsstrophen aus »Feierliche Nacht« mögen zur Kennzeichnung dieser zarten Naturmalerei hier Platz finden:

Tiefer glühen da mit einem Male
Grund und Gipfel, Berge, Fluß und Baum.
Abend hebt die sanft gewölbte Schale
Müder Landschaft zärtlich in den Raum.

Nacht mit einem muttermilden Neigen
Nimmt die Schale stumm aus seiner Hand.
Sterne tropfen in das blaue Schweigen.
Silbern überschäumt der Becherrand.

Diese abgeklärte Ruhe Karl Brögers, die zu einem Teil wohl auch in dem verschiedengearteten Temperament und in dem Jahresunterschied begründet sein mag, hat Max Barthel in seinen neuen Gedichten nur ganz vereinzelt erreicht. Er steht inmitten der Brandung des revolutionären Geschehens, das ihn sichtlich tiefer gepackt hat als das Grauen des Krieges. Aber nicht von seiner politischen Überzeugung, die ihn ins Gefängnis geworfen und politisch ganz nach links gedrängt hat, soll hier die Rede sein, sondern von seinem künstlerischen Können. Und das hat sich nicht nur auf

ſeiner alten Höhe gehalten, ſondern iſt wohl noch um ein gutes Stück geſteigert worden. Barthels Perſönlichkeit iſt an zwei Erſcheinungen gewachſen: am Sozialismus und an Goetheſcher Menſchheitsvertiefung. Auch Spuren Dehmelſchen Einfluſſes laſſen ſich deutlich erkennen. Bewußt ſtrebt der Dichter dem Typus eines neuen Menſchentums zu; aber dieſer Menſch iſt im Grunde genommen doch nichts weiter als der Goetheſche Idealmenſch: Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut. Eine allumfaſſende Liebe hat auch hier einem berufenen Poeten die Wege geebnet, hat ihn hinausgehoben über Kriegslärm und Fabrikſtaub, über Alltagsvergänglichkeit und flüchtiges Gegenwartshaſchen. Dabei iſt ſeine künſtleriſche Form immer glücklich gewählt und überzeugend in ihrer Wirkung. Das Beſchauliche liegt ihm ebenſoſehr wie die mitreißend-lodernde Glut. Kraft und Naivität paaren ſich in ſeinem Können. Seine Wortgewaltigkeit verhilft ihm zu vertiefter Eindringlichkeit. Eine urſprüngliche, überzeugende Lebendigkeit durchſprudelt alle ſeine Strophen. Schon im Vorwort zur »Arbeiterſeele« gibt er ſich ganz: »Die erſten Gedichte! Ein junger Fabrikarbeiter ſchreibt ſie mit zitternder Hand.... Entkettung von der Maſchine.... Lange Wanderjahre.... Dann der Krieg.« Das iſt nicht die Entwicklungskurve eines einzelnen, ſondern diejenige einer ganzen Generation. Sein volles Weſen ſetzt er ein in dem Befreiungskampf der eigenen Perſönlichkeit (»Aufbruch«) und in dem der Menſchheit:

Noch trage ich Feuer in meinen Händen,
Noch lodert ſieghaft die roſige Glut!
Durch Nacht und Wildnis will ich ſie tragen,
Und was mich hindert in Stücke zerſchlagen:
Ich will mich verſchwenden
Mit gläubigem Mut.

Dieſer Dichter iſt der geborene Kämpfer. Immer wieder rufen ſeine Fanfaren die ermüdenwollenden Streitgenoſſen zuſammen (»Rebellion«):

Die Welt ſoll erzittern vor unſerem Schreiten!
Wir branden und landen ein donnerndes Meer.
Wir wälzen und wühlen mit unſern befreiten,
Entfeſſelten großen Gedanken einher.

Das Elementare in ſeinem Weſen ſtammt aus der Natur und drängt ihn zur Natur. Alles Organiſche wird ihm — ähnlich wie bei Bröger — zur Verwandtſchaft, nicht nur der Menſch, ſondern auch der Baum, die Blume, der Halm, der Stein. Seine Unraſt, die ihn ſo lange hinaus auf die Landſtraße getrieben, die ihn den Krieg ertragen und die Revolution ſuchen ließ, zwingt ihn hinaus in die Einſamkeit der Berge und Wälder und läßt ihn verzückt aufſtammeln: »O Bruder Wald! Wie urgewaltig dein Sauſen meine Glut verkühlt« (»Wald und Berg«). Nur Ewigkeitsziele vermögen ihn zu locken und ſeine Tatkraft in Brand zu ſetzen: »Ich haſſe das Kleine und liebe das Große, das Unbezwingbare lockt mich an« (»Ewiges Ziel«). Und doch ſteht er mit beiden Füßen feſt im Leben. Aus dem Häuſermeer der Großſtadt heraus wächſt ihm die Erlöſung der Zeit. Den Proletarierfäuſten vertraut er, »die mit dem ſauſenden Hammer hinauf in den Himmel beten« (»Erſcheinung«). Dem Proletariat gehört die Zukunft; es wird der Herrſcher in der kommenden Zeit ſein: »Wenn wir Proletarier die Städte durchſchreiten, ſind uns alle Dinge untertan« (»Aufbruch«). Er, der ſo ſchwer an der

Fron des Alltags zu leiden hatte, daß er in dem Gedicht »Heimgang« die wunderfeinen, tief erschütternden Worte fand:

Wenn ich heimwärts schreite,
Sinkt die Sonne schon;
Wenn die Sterne steigen,
Fällt des Werktags Fron,

Steigen meine Wünsche,
Die der Tag gebracht,
Wie die Sterne steigen
Aus dem Schoß der Nacht,

ist bis in den feinsten Nerv hinein von dem Gluthauch der Revolution durchflammt. Eine Neuschöpfung vollzieht sich an ihm und läßt ihn (in »Schöpfung«) die stolzen, strahlenden Worte prägen:

Die Kraft der Maschine ist in meine Seele übergesprungen.
Ich bin ein Werksaal, lärmdurchbraust.
Eure Dynamos haben nun ausgesungen,
Da mein Dynamo der Sehnsucht saust.

Während alle bisher zitierten Gedichtstellen dem Buche »Arbeiterseele« entstammen, das sich in die Gruppen »Die Stadt«, »Die Wanderschaft«, »Der Krieg«, »Das vielverliebte Herz«, »Die Revolution« gliedert (viele der Gedichte waren schon in früheren Buchveröffentlichungen Barthels enthalten), gibt das zweite Bändchen Barthelscher Lyrik mehr eine einheitliche Dichtung. Es sind Balladen, die im Gefängnis entstanden sind. Die Einheitlichkeit ist nicht nur gedanklich gewahrt, sondern auch im Klang und im Strophenbau verankert. Eine stürmende, glühende Sprache durchpulst diese jagenden Trutzrhythmen. Ein Orgelbrausen rollt schwingend durch die schwül und schwer gehäuften Worte. Ein rotes Brennen flackert um jedes Wort. Und doch schmiegt sich eine süße Verträumtheit namentlich um das letzte dieser Gedichte (»Der Rosengarten«), in dem es heißt:

Das kam, wir waren im strahlenden Tag
Eine lange Hofstunde frei.
Der Garten so paradiesisch lag
Voll Rosen und Licht und Salbei.
Die schmalen Hände waren blaß wie die Wände,
Die Stirn wie das Zuchthaus so feucht.
Als ob er unsere Sehnsucht verstände,
Der Himmel war voller Geleucht.

Es würde zu weit führen, wollte man noch mehr auf Einzelheiten aus diesen Büchern hinweisen. Wer die im Sozialismus der Gegenwart drängenden Triebkräfte zu erkennen streben will, wer sich ein paar Feierstunden mit der Weihe einer reinen und hohen Kunst umgolden will, der lasse diese Verse auf sich wirken. Brögers und Barthels Gedichte quellen in erster und letzter Hinsicht aus einer tiefen und reinen Menschenliebe. Vor ihrem inneren Auge blühen Zukunftsmenschen auf, die Blutgier und Gegensätzlichkeit innerlich völlig überwunden haben. Die Bewegtheit des Herzens vermag nicht immer leidenschaftslos die Worte zu zügeln, und dennoch schwingt — trotz der Jugend der beiden Dichter — eine abgeklärte Ruhe um Wort und Bild der meisten Strophen. Stark und eigenwüchsig stehen die Gesichte dieser Rhythmen da, die bald weich und verträumt schwingen, bald in einem klirrenden Trotz zittern. Und immer ist es ein Genuß, sie zu lesen — nicht bloß einmal zu lesen, sondern des öfteren. Denn dann erst prägen sie sich tief dem Geist ein und lassen flammende, unverlöschbare Spuren zurück.

Verse von der Fabrik, der Landstraße, der Wanderschaft, von Krieg und Revolution sind es, die uns da geschenkt wurden — prächtige Gaben, die besonders der Arbeiter, für den sie in erster Linie bestimmt sind, dankbar hinnehmen sollte. Denn zwei Arbeiter sind es, die ihr siedendes Herzblut in diese Strophen gegossen: Männer, die für die Heimat, für ihre Überzeugung und für die Befreiung der Arbeiterklasse nach bestem Wollen und Können gekämpft, wie Karl Bröger das so schlicht und ergreifend in seinem Oratorium »Der junge Baum« gesagt hat:

Wo sich ein Hauch von Liebe regt,
Wird neuer Grund für neue Welt gelegt,
Die Arbeit außen und die Liebe innen,
Die lassen Ungestalt zu reiner Form gerinnen.

## Thomas von Aquino—Locke—Hegel

### Drei Neuausgaben der Philosophischen Bibliothek

Von **Karl Vorländer**

**Die Philosophie des Thomas von Aquino.** Durch ausgewählte Stücke aus seinen Schriften in ihren Grundzügen dargestellt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. theol. Eugen Rolfes. Philosophische Bibliothek, Band 100. XI und 224 Seiten. Broschiert M. 7.40, gebunden M. 10.40.

John Locke, **Über den richtigen Gebrauch des Verstandes.** Neu übersetzt von Dr. Otto Martin. Philosophische Bibliothek, Band 79. VIII und 109 Seiten. Broschiert 6, gebunden 10 Mark.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel, **Die griechische und die römische Welt.** Auf Grund des aufbehaltenen handschriftlichen Materials neu herausgegeben von Georg Lasson, Pastor an St. Bartholomäus, Berlin. Philosophische Bibliothek, Band 171c. VIII und 525 Seiten — 753 des Gesamtbandes. Broschiert 18, gebunden 24 Mark. Alle drei im Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1920.

Ein merkwürdiger Zufall will es, daß nahezu zu gleicher Zeit in der hier schon oft erwähnten einzigen umfassenden Sammlung von Philosophen alter und neuer Zeit, der »Philosophischen Bibliothek«, drei Neuausgaben erschienen sind, die drei unter sich ganz entgegengesetzte hervorragende Typen europäischen Philosophierens repräsentieren: den Italien entstammenden größten der mittelalterlichen Scholastiker, den hervorstechendsten englischen Empiristen der neueren Zeit und den berühmtesten Vertreter deutscher metaphysischer Spekulation im neunzehnten Jahrhundert.

Mit besonderem Interesse nahmen wir den Thomas-Band in die Hand. Denn wenn wir auch nicht die Meinung des Herausgebers teilen, daß »der Weltkrieg die Konfessionen in nähere Berührung gebracht« und daß erst er »das Bedürfnis nach einer genaueren Bekanntschaft mit der katholischen Kultur geweckt« (S. III) habe, so ist doch unbestritten, daß gerade Thomas von Aquino »einer der vornehmsten Vertreter dieser Kultur« ist und daß seine Lehre durch amtliche Kundgebungen gerade der letzten Päpste Leo XIII., Pius X. und Benedikt XV. eine geradezu autoritative Stellung in der katholischen Kirche erhalten hat. Und da wohl kaum je ein nichtscholastischer Denker, und sei er auch Fachmann, die 18 Folianten der alten, die 34 Quartbände der neuen oder die bis 1913 erschienenen 12 Großfoliobände der neuesten Papst-Leo-Ausgabe der Werke des Aquinaten durchstudiert hat, so freuten wir uns, eine kurze, handliche Auswahl-Ausgabe in die Hand zu bekommen, welche seine Philosophie »in ihren Grundzügen« wiedergibt, zumal da der Name des durch verschiedene Aristoteles-Ausgaben bekannten Herausgebers für

eine fleißige und zuverlässige Arbeit bürgt. Für das von ihm Gegebene wollen wir diese Qualitäten auch keineswegs bestreiten. Aber der theologische Gelehrte Rolfes hat doch gar zu wenig an moderne, auf keinen Fall an politisch oder sozial interessierte Leser gedacht. Denn die von ihm ausgewählten Stücke behandeln nur kurz die Lehre von der Erkenntnis (S. 10 bis 40), die »Naturlehre« einschließlich der sogar besonders bevorzugten Lehre von der unsterblichen Seele (S. 41 bis 95) und die völlig metaphysische »Ontologie« oder Seinslehre (S. 96 bis 107), während die »Gotteslehre«, die in vier Abschnitten die Beweise für das Dasein Gottes, für die Schöpfung aus dem Nichts, für einen zeitlosen Weltanfang und für eine göttliche Weltregierung vorführt, beinahe die Hälfte des Ganzen einnimmt. Wir hatten erwartet, doch wenigstens etwas aus der Ethik und namentlich der Politik vorgesetzt zu bekommen, die ein von dem Haupte der Scholastiker mit Vorliebe beackertes Feld darstellt. Wir hätten gerne seine freilich fast durchweg dem Aristoteles entnommene Staatstheorie, seine Sätze über Gemeinbesitz, Handel, Hörigkeit und Staatsformen im Wortlaut (das heißt natürlich in deutscher Übersetzung aus seinen durchweg lateinisch abgefaßten Schriften) kennengelernt. Aber wir haben keine einzige derartige Stelle gefunden. Es wäre zu wünschen, daß der Herausgeber diesem Mangel in einer Neuausgabe oder durch ein Sonderbändchen nachhülfe.

»Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!« könnte man mit Faust ausrufen, wenn man aus der vollkommen scholastischen, und zwar mittelalterlich-scholastischen Begriffswelt des von der römischen Kirche auch heute noch so gefeierten Thomas zu der allgemeinverständlichen, ganz modern geschriebenen kleinen Schrift Lockes übergeht, die sich »über den richtigen Gebrauch des Verstandes« in einer Reihe ungemein klar geschriebener, lose aneinandergereihter Betrachtungen verbreitet. Ursprünglich als ein Kapitel seines philosophischen Hauptwerkes »Versuch über den menschlichen Verstand« gedacht, ist sie erst nach seinem Tode (1706) herausgekommen. Sie macht keinerlei gelehrte Voraussetzungen, sondern ist für den Laien geschrieben, bleibt freilich mit ihren auf dem Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und des hergebrachten Liberalismus stehenden Ausführungen auch ziemlich an der Oberfläche der Dinge haften. Die neue Übersetzung Otto Martins zeichnet sich vor der alten, von dem damaligen Bonner Professor Jürgen Bona Meyer herrührenden (ebenfalls als Band der Philosophischen Bibliothek, 1883) durch besondere Frische und Lebendigkeit aus, so daß sie sich nicht wie eine Übersetzung liest. Sie ist dem, der Lockes Denkart zuerst kennenlernen will, als vortreffliche Einführung wohl zu empfehlen.

Wieder ganz anders geartet ist der dritte Band von Hegels »Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte«, die sein eifriger Verehrer G. Lasson unter dem Titel »Die griechische und die römische Welt« veröffentlicht hat. Da die Anlage der ganzen Serie seinerzeit von H. Cunow ausführlich, der zweite Band kürzer von mir in der Neuen Zeit besprochen worden ist, erübrigt sich diesmal eine allgemeine Charakteristik. Die Welt des griechischen Geistes hat den Philosophen offenbar mehr angezogen als die römische, die eine weit kürzere Behandlung erfährt. Den »Elementen des römischen Geistes« und der Überschau über »Die Geschichte des römischen Staates« folgt noch ein eigentlich nicht mehr unter diesen Titel gehörendes kurzes Kapitel über das Christentum: seine geistesgeschichtlichen Grundlagen, das Verhältnis von Christi Person zur christlichen Religion und die christliche Kirche als geschichtliche Macht. Recht kennzeichnend für Hegels spekulative Denkweise ist die Art, wie er sich zu Christus (nicht Jesus) stellt. Die geschichtliche Person Christi interessiert ihn gar nicht, sondern nur seine »spekulative Idee«, seine »absolute Wahrheit«. »Macht exegetisch, kritisch, historisch aus Christus, was ihr wollt, ebenso zeigt, wie ihr wollt, daß die Lehren der Kirche auf den Konzilien durch dieses und jenes Interesse und die Leidenschaft der Bischöfe zustande gekommen oder von da oder dorther flossen: alle solche Umstände mögen beschaffen sein, wie sie wollen; es fragt sich allein, was die Idee oder die Wahrheit an und für sich ist.«

(S. 737.) Im griechischen Geist sieht er das »Bewußtsein des Geistes« verkörpert, aber »des beschränkten, den das Naturelement als wesentliches Ingrediens hatte«; im römischen »die Innerlichkeit« (?), die praktisch ist. Beiden eigen aber ist das »An-und-für-sich-bestimmt-sein«, der »Glaube der Endlichkeit« (S. 723). Im Christentum erst, in dem »alle Rätsel gelöst, alle Mysterien offenbar geworden« sind, erscheint die »wahrhafte Idee, die an und für sich seiende«, aber unendliche »Allgemeinheit«, indem Gott, »als die Zeit für die Erscheinung dieses Geistes erfüllt war«, seinen Sohn schickte. »Wer von Gott nicht weiß, daß er dreieinig ist, der weiß nichts vom Christentum.« Die Dreieinigkeit Gottes ist »die Angel, um welche die Weltgeschichte sich dreht. Bis hierher und von daher geht die Geschichte.« (S. 722.)

Schade ist, daß die beste Vorlesungsnachschrift, auf die Lasson sich stützen konnte, schon bei der Betrachtung von Sokrates' Tod, das heißt etwa in der Mitte des Ganzen (S. 646) abbricht, so daß er längere Strecken des Restes aus der Druckausgabe hat entnehmen müssen. Der von dem Herausgeber noch für dies Jahr des 150. Geburtstags Hegels (27. August 1920) in Aussicht gestellte Schlußband der »Vorlesungen« wird dann die Darstellung der »germanischen Welt« bringen, die nach Hegel die Versöhnung zwischen Religion und Staat, »dem Innern des Herzens und dem Dasein« (S. 748), zu bringen berufen ist.

## Literarische Rundschau.

W. A. Wilhelm, **Wirtschaftsdemokratie der Zukunft.** Wien 1919, Brüder Suschitzky. 248 Seiten.

Im ersten Teil dieses gedankenreichen Buches wird eine Geschichte und Kritik des Kommunismus und Sozialismus geboten, im zweiten Teil (S. 99 bis 246) werden Grundsätze einer Kollektivwirtschaft der Zukunft behandelt. Der Verfasser ist davon überzeugt, daß mit der Überführung der Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in irgendeine Form des Gemeinschaftsbesitzes die mit dem System der Lohnarbeit verbundenen Übel durchaus nicht beseitigt würden; es bliebe nach wie vor ein Interessengegensatz zwischen den Arbeitern und den deren Arbeit anwendenden Körperschaften der Gemeinschaftsbetriebe bestehen, während die Intensität der Arbeit bedeutend sinken würde. Die hierarchische Arbeits- und Wirtschaftsverfassung, welche die privatkapitalistischen wie die behördlichen Unternehmungen gegenwärtig auszeichnet, erhält auf seiten der Arbeiter das Gefühl der wirtschaftlichen Abhängigkeit und Untertänigkeit, das durch keine noch so weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung und keine Demokratisierung der Betriebsverwaltung zu beseitigen ist und zudem die wirtschaftliche Leistung so lange gefährdet, als die Arbeiterschaft kein Interesse an der Produktion und keine Verantwortlichkeit für dieselbe hat. Hauptsächlich dem Mangel jeder materiellen Verantwortlichkeit auf seiten der Mitglieder der gesetzgebenden und verwaltenden Körperschaften wird es zugeschrieben, daß in den Behördenbetrieben wirtschaftliche Verstöße und Unterlassungen vorkommen, die fast stets den Erfolg solcher Betriebe in Frage stellen.

Der Sozialismus ist keine Rechtsfrage der Besitztitel, sondern eine gesellschaftstechnische Organisationsfrage. Notwendig ist vor allem eine Umwandlung des kollektiven dienstherrlichen Arbeitsverhältnisses in ein freies gesellschaftliches Arbeitsverhältnis. Soll aber eine Gemeinwirtschaft des obrigkeitlichen Zwanges entbehren können und nicht Schiffbruch leiden, so muß allen »an der Erzeugung eines Produkts oder an der gleichen Arbeit Beteiligten die kollektive Verantwortung und gleiche materielle Haftung auferlegt werden«. »Die Einführung der kollektiven Verantwortung und persönlichen materiellen Haftung für die sachliche Arbeitsleistung in die sozialistische Arbeitsordnung ist der erste Schritt zur wirklichen Befreiung der Arbeit, sie kann aber auch heute schon das Mittel zur Befreiung von

der dienstherrlichen Unterthänigkeit und Botmäßigkeit des Privatunternehmers, der erste Schritt zur Befreiung der Arbeit von Unterdrückung und vom Schandmal des Lohndienstes sein.«

Um freie Arbeit unter der Verantwortlichkeit aller wirtschaftlich tätigen Glieder der Gemeinschaft zu ermöglichen, empfiehlt der Verfasser die Bildung von Arbeits- (Produktions-) und Verbrauchsverbänden. Die gemeinwirtschaftlichen Produktionsverbände »würden in der Zukunft in jedem Unternehmen die Unterlage für die demokratische Gestaltung der arbeitstechnischen Einteilung und Zuweisung der Arbeit, die Auswahl der Betriebsleiter und die richtige Bewertung der Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters im gemeinschaftlichen Arbeitsprozeß ermöglichen und diese Obliegenheiten der gemeinsamen Beurteilung und Entscheidung aller im Betrieb beschäftigten Arbeiter allein vorbehalten. Der Auswahl der Tüchtigen würde damit wirklich auf allen Gebieten wirtschaftlicher Betätigung freie Bahn geschaffen«.

Der Anschluß an einen Produktions- und Verbraucherverband soll Pflicht sein, aber es solle der Übertritt von einem in einen anderen Verband stets freistehen, ebenso wie die Berufs- und Arbeitswahl innerhalb eines Produktionsverbandes. Die gemeinwirtschaftliche Organisation des Verbrauchs soll so gestaltet werden, daß die persönlichen Bedürfnisse möglichst unbehindert befriedigt werden können. Eine Vorschrift der Verbrauchsgüter wird abgelehnt, gleich wie Arbeitszwang, denn »Individualität und Initiative müssen überall dort erstickt werden, wo das natürliche Empfinden und die natürlichen Ursachen wirtschaftlicher Tätigkeit beseitigt, dem einzelnen arbeitsfähigen Individuum die persönliche Obsorge um die Erhaltung seines Ichs abgenommen oder im vorhinein die Menge dessen, was er zur eigenen Erhaltung benötigt, zu leisten oder zu verzehren hat, vorgeschrieben wird«. Die Aufträge zur Ausführung der gesellschaftlich notwendigen Arbeiten hätten, dem vorgeschlagenen Wirtschaftsplan gemäß, von den Verbraucherverbänden auszugehen, und die Lieferung hätte zu den gemeinsam oder von wirtschaftlichen Schiedsämtern festgesetzten Bedingungen zu geschehen.

Dem Buche beigegeben ist ein Entwurf für eine sozialistische und demokratische Wirtschaftsverfassung nach den von Wilhelm vertretenen Grundsätzen der freien Arbeitsorganisation und der gemeinsamen Verantwortlichkeit. H. Fehlinger

---

Henri Barbusse, **La lueur dans l'abîme.** Ce que veut le Groupe Clarté? Motto: »Nous voulons faire la révolution dans les esprits.« Paris, Verlag der »Clarté«. Preis 3 Franken.

Das soeben erschienene, vorerst nur in der französischen Originalausgabe vorliegende neueste Buch Henri Barbusses, »Das Licht im Abgrund«, ist, wie schon der Untertitel »Was will die Clarté-Gruppe?« und die im Motto bereits gegebene Antwort »Wir wollen die Revolutionierung der Geister« andeutet, eine Programm- und Werbeschrift für die »Geistige Internationale«, die Henri Barbusse und Romain Rolland schufen und die, von Paris ausgehend, die Verbindung der geistigen Arbeiter sämtlicher Länder zu einer neuen internationalen Einheit bezweckt. Dieser Vereinigung »Clarté«, die durch die Vorträge Karl Colins auch in Deutschland bekannt geworden ist und bereits zahlreiche Zweigstellen in England, Holland usw. besitzt, sind Barbusses Ausführungen gewidmet; aber seine Werbetätigkeit für den Anschluß ist weniger eine direkte, unmittelbare als eine mittelbare — die sich mit zwingender Folgerichtigkeit aus seinen knappen Sätzen über die Unnatur der bestehenden und über die Notwendigkeit der Neuschaffung einer anderen, besseren Gesellschaftsordnung ergibt. Er bietet zwar nur wenige originelle Gedanken, denn die Verneinung der kapitalistischen Weltordnung, die Verdammung der zu allem fähigen und zu allem zu gebrauchenden Lügenpresse, die Leugnung des Krieges als Mittel der Politik und die Forderung der Wandlung des engen Nationalismus in den völkerverbindenden Internationalismus, das alles sind heute landläufige Ansichten; aber das »Wie« der Begründung dieser Ansichten, das ist Barbusses eigene

Note, das offenbart sein Genie und seine hohe Menschlichkeit. Er ist kein Idealist und Schwärmer, sondern steht auf dem festen Boden der Wirklichkeit und der erreichbaren Möglichkeiten. Darum zeigt er nicht allein verlockende Ziele, sondern er deckt Ursachen auf, er sagt nicht: »Das ist der Idealzustand, streben wir danach, ihn zu erreichen,« sondern er beweist die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, aus denen sich mit zwingender Gewalt die Frage ergibt: »Wie kann es anders werden?« Und dann erst zeigt er, wie es anders werden könnte, und weist den Weg, den jeder beschreiten muß, der sich der durchschlagenden Logik der Tatsachen nicht widersetzen will. Der Weg ist einfach; er heißt Zusammenschluß. Da es in der Welt Ausbeuter und Ausgebeutete gibt, von denen die ersteren schon längst eine alle Landesgrenzen überschreitende Internationale gebildet haben, so müssen eben die anderen, die Ausgebeuteten, ebenfalls zusammenstehen und ihren schwachen Armen durch Verschlingung die nötige Kraft verleihen.

Die Einfachheit und Klarheit des Stils trägt nicht wenig dazu bei, Barbusses Werk trotz seines theoretischen, etwas philosophischen Einschlags den Charakter einer Werbeschrift zu verleihen. Hoffentlich erscheint bald eine deutsche Übersetzung, damit der Organisation der »Clarté« auch in Deutschland und Deutschösterreich neue Anhänger gewonnen werden. Irma Hift

---

**Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung.** Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. Vierter Band: Das Mittelalter bis zum Ausgang der Kreuzzüge. Von S. Hellmann. Gotha 1920, Verlag von Fr. Andr. Perthes A.-G. 350 Seiten. Preis 24 Mark.

Über die Grundsätze des Werkes, die auch der soeben neu erschienene Band befolgt, brauchen wir uns nicht auszulassen. Die acht Jahrhunderte (Mitte des fünften bis Mitte des dreizehnten Jahrhunderts), die der Band umfaßt, werden in einer zusammenhängenden Erzählung in drei Abteilungen dargestellt; sie umfassen die Geschichte des Fränkischen Reiches, weiter das Übergewicht Deutschlands, das Erwachen der Peripherieländer zu staatlichem Leben und schließlich das Zeitalter der Hierarchie. Die sich aus der Gefolgschaft des germanischen Königs bildende neue Aristokratie, das entstehende Lehenswesen und die im Reiche aufkommende Machtstellung der Kirche bilden die Elemente des Bestehens des Frankenreichs; die auch vom großen Karl nicht beseitigten wiederholten Teilungen, die »Erbschafts«kämpfe, aber auch die geringe Zentralisation des staatlichen Systems, die nicht einmal die Normannengefahr bannen konnte, die Vermengung von Vasallität und Amt, besonders des wichtigen des Grafen, die eine Feudalisierung auch des Beamtentums herbeiführte und die Zentralgewalt schwächte, zeigen sich als die Ursachen seines Unterganges.

Die Geschichte Deutschlands führt uns seine erste Blüteperiode und Machtstellung bis zu Heinrichs III. Tode 1056 vor, die Ausbreitung seiner Macht nicht nur über Italien, sondern auch über die der vordringenden westlichen Kultur und der Christianisierung sich nicht verschließenden Nordseevölker, Slawen und Magyaren. Wir erfahren ferner die Geschichte der Konsolidierung und Abrundung des sich zum Franzosenreich entwickelnden Franciens sowie die Englands und des weiteren Abendlandes, desgleichen den Gang der Dinge in Byzanz und den Ländern des Islams.

Im Zeitalter der Hierarchie, das sich mit der Regierung Heinrichs IV. und der Periode der Kreuzzüge deckt, sehen wir die neuen Kräfte des europäischen Gesellschaftskörpers wachsen, durch Veränderungen im Lehenswesen das Rittertum sich bilden, die Naturalwirtschaft vordringendem Handel und der Geldwirtschaft immer mehr Raum geben, die sowohl dem platten Lande als auch den alten Römerstädten Aufschwung verleihen und Städteneugründungen hervorrufen. Der Aufstieg der Kirche führt zum nunmehr unbestrittenen päpstlichen Primat im Westen und steigert die Ansprüche desselben auch dem Staate gegenüber. Der Kampf beider Mächte

erfüllt die folgenden Jahrhunderte, und wenn die kaiserliche Macht den herrschsüchtigen Bestrebungen der Kirche unterliegt, so ist das zum großen Teil die Schuld der vollendeten und skrupellosen Eigensucht des sich mehr und mehr kräftigenden Fürstentums, dem es viel mehr darauf ankam, seine aus den Grafenämtern entstandenen Landesherrschaften zu vergrößern, als die Interessen des Reiches oder der Bevölkerung wahrzunehmen. Freilich hat auch das Kaisertum mit seiner Sucht — eine von Karl dem Großen überkommene böse Erbschaft —, auch über Italien zu herrschen, zum Niedergang sein gut Teil beigetragen. So erliegt das Reich der teils feudalen, teils priesterlichen Anarchie.

Da jedoch egoistisch und gewissenlos angewendete Macht immer gefährlich und schädlich, sehen wir bereits in dieser Periode die Zeichen des kirchlichen Verfalls sich mehren, und weder neu erworbene kirchliche Rechte, Länder- und Machtstützen noch die neu entstehenden geistlichen Ritter- oder die Mönchsorden können dem steuern.

Die Darstellung des Bandes ist klar und flüssig, und wir möchten ihm in dieser Beziehung vor manchem früheren den Vorzug geben. Eine sehr umfangreiche Zeittafel am Schlusse faßt das ganze vorgetragene Material zu einer chronologischen Einheit zusammen. bs

---

Salomon Dembitzer, **Über die Liebe.** Erzählungen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 92 Seiten.

Von dem galizischen Dichter, dessen Buch »Aus engen Gassen« viel und lobend besprochen wurde, liegt nun ein neues Werk vor. Und man kann sagen: ein reiferes Werk. Die Farbengebung, die Vorliebe für weiche, lyrische Details ist die alte geblieben; aber die Linienführung ist eine andere, weiter ausholende, schärfer konturierende geworden. Auf inneres Erleben ist die Schilderung in den sechs Novellen des Bandes in erster Linie eingestellt. Die Lust an Zergliederung seelischer Nöte spricht aus jeder Zeile des Buches; sie analysiert selbst das Landschaftliche auf Stimmung und Empfindung hin. Aus solchen Stimmungen heraus wächst alles, baut sich alles vor uns auf, reiht es die Geschehnisse zu einem Ganzen. Diesmal sind es nicht immer bloß die kleinen galizischen Städte, in die wir geführt werden. Auch die Fremde taucht auf; aber nur dort scheint sie mir Dembitzer restlos künstlerisch meistern und ausschöpfen zu können, wo er teilweise auf heimatliches Milieu stößt: auf Juden. In wenigen charakteristischen Strichen versteht er es, ihre Gestalten hinzusetzen, ihre Wesensart anzudeuten, ihre Charaktere zu meißeln. Von wundervoller Feinheit sind besonders immer seine Frauengestalten, die versonnenen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen Töchter Judas. Aber es brauchten nicht immer Jüdinnen zu sein; die Schilderung des weichen Frauenhaften liegt ihm auch sonst. Trefflich kommt das namentlich im »Galizischen Sommer« zum Ausdruck, wo inmitten einer ganz wundervoll zart gepinselten Landschaft die beiden blonden Polenmädchen der schwarzhaarigen Ruchtja gegenübergestellt sind. Eine fesselnde, tiefschürfende psychologische Studie ist die »Geschichte meiner Amsterdamer Liebe«. Orientalischer Grüblerhang vereint sich in allen diesen Erzählungen in eigenartiger Weise mit slawischer Schwermütigkeit, die oft an Dostojewski erinnert. Aber man muß auch ebenso oft an den modernen polnischen Dichter Przybiczewski denken, der so gern ganz in seelischer Selbstanalyse aufgeht. Auch rein sprachlich steht »Über die Liebe« höher als »Aus engen Gassen«; in welchem Maße das auf das Konto der Übertragung aus dem »Jiddischen« — die Verdeutschungen besorgten L. Schweriner und M. Stein — zu setzen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Von einer landläufigen Unterhaltungslektüre kann keine Rede sein, dazu ist der Inhalt des Buches zu schwer; um so höher ist dafür sein literarischer Werk anzuschlagen. In

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13.

Nummer 21 38. Jahrgang · 2. Band 20. August 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Genf und der Ententeimperialismus.** Von Heinrich Cunow.

**Von Kiel bis Kapp.** Noskes Revolutionserinnerungen. Von Bernhard Rausch.

**Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms.** Von Max Sachs. I.

**Sozialidealismus.** Von Karl Vorländer (Münster i. W.).

**Literarische Rundschau: Handbuch der Revolution in Deutschland 1918 bis 1919.** — **„Arbeiterbildung“**, Monatsschrift für die Arbeiterbildungsausschüsse und Bildungsorgan für die Jungsozialisten. Dr. Herbert Studders, **Das Taubesche System der Ziehkinderüberwachung in Leipzig.** Dr. jur. Franz Wolff, **Die Rechtsstellung der unehelichen Kinder im Bürgerlichen Gesetzbuch und ihre Reform.** Eugen Hoeflich, **Feuer im Osten.** Alfred Bock, **Der Schlund.**

**Notizen.**

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Meurer, Kurt E.,** Der große Trost. Eine Liebesfeier in fünf Abteilungen und einem Epilog. Hamburg, Hoffmann & Campe. 184 S.

**Meyer, H. Matth.,** Die Einheitsschule. Begriff und Wesen. Leipzig, B. G. Teubner. 66 S. Geh. M. 2.40.

**Möller, K.,** Der Vorturner. Hilfsbuch für deutsches Gerätturnen in Vereinen, Oberklassen und Fortbildungsschulen, sowie auf Volkshochschulen. Leipzig, B. G. Teubner. 222 S. Geh. 4 M. zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Nawiasky, H.,** Die Grundgedanken der Reichsverfassung. München, Duncker & Humblot. 164 S. Geh. 8 M.

**Neurath, O.,** Bayerische Sozialisierungserfahrungen. Wien, Verlagsgesellschaft „Neue Erde". 31 S. Geh. 3 M.

**Plötz, Georg,** Der Reichswirtschaftsrat. Voller Wortlaut der Verordnung nebst einem vollständigen Verzeichnis der in ihm vertretenen Organisationen und Personen. Seine Entstehung, seine Rechte und Aufgaben. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 32 S. Geh. M. 2.50.

**Raschdau, L.,** Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859 bis 1862). Berlin, Reimar Hobbing. 2 Bände. 256 und 234 S. Geb. je 25 M.

**Rauthe, Oskar,** Antiquariatskatalog. Selbstverlag, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 72.

**Reinagl, L.,** Sozialisierung durch die Selbstversorgergenossenschaft. Ein Aufruf an alle! Wien, Verlagsgenossenschaft „Neue Erde". 15 S. Geh. M. 1.50.

**Rubiner, L.,** Kameraden der Menschheit. Dichtungen zur Weltrevolution. Eine Sammlung. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 176 S.

**Sapper,** Dr. **K.,** Natur und Lebensbedingungen in tropischen und tropennahen Gebieten. Ein praktischer Ratgeber. Auslandwegweiser Bd. 3. Hamburg, Friedrichsen & Co. 124 S. Geh. 9 M.

**Saternus, A.,** Die Schwerindustrie in und nach dem Kriege. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 27 S. Geh. 2 M.

**Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens.** Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Heft 11: **Lipmann, O.** und **Stolzenberg, O.,** Methoden zur Auslese hochwertiger Facharbeiter der Metallindustrie. 79 S. Geh. M. 4.80.

Heft 12: **Benary, W.,** Kurzer Bericht über Arbeiten zu Eignungsprüfungen für Fliegerbeobachter. II. Teil. 61 S. Geh. M. 3.60.

Heft 13: **Steinmetz, S. R.** und **Henning, H.,** Wirtschaftsleben und Berufseignung in Überseeländern. Fragen zur Erforschung des Wirtschaftslebens der Naturvölker. Die Wirtschaftspsychologie und Berufseignung in Überseeländern. 52 S. Geh. M. 4.30.

Heft 14: **Sachs, Hildegard,** Zur Organisation der Eignungspsychologie. 16 S. Geh. M. 3.35.

**Sorge, W.,** Geschichte der Prostitution. Berlin, Dr. Potthof & Co. 476 S.


## Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik bis 1914

**Von Erwin Dörzbacher ★ Preis M. 18.—**

Eine Hauptfrage aus der Entwicklungsgeschichte des deutschen Sozialismus, die hier zum erstenmal wissenschaftlich-kritisch erörtert wird. Das Buch ist nicht nur belangreich als Beitrag zur Geschichte der Partei in ihren einzelnen Stufen und Wandlungen, sondern auch dadurch, daß hier endlich einmal an konkreten Anhaltspunkten das Verhältnis von Imperialismus und Sozialismus geprüft und geklärt wird. Die Arbeit verdient die Beachtung aller historisch und politisch Interessierten.

**Verlag Friedrich Andreas Perthes A.G. Gotha.**

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21 Ausgegeben am 20. August 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Genf und der Ententeimperialismus

Von Heinrich Cunow

Die Internationale Genfer Sozialistenkonferenz hat in der deutschen Presse nicht jene aufmerksame, sich in Stimmungsschilderungen, Leitartikeln und mehr oder minder kritischen Glossen äußernde Beachtung gefunden wie die Kongresse der Arbeiterinternationale vor dem Kriege. Die Parteiblätter haben zwar pflichtschuldigst ausführliche Verhandlungsberichte gebracht, und auch ein Teil der großen bürgerlichen Blätter hat es für seine publizistische Pflicht gehalten, über die Genfer Tagung Bericht zu erstatten; aber es hieße sich selbst täuschen, wenn man daraus folgern wollte, in den politischen Kreisen des Bürgertums oder auch nur der sozialistischen Arbeiterschaft wäre man mit Spannung den in Genf abgehaltenen Sitzungen gefolgt und hätte sie als entscheidend für die Richtung betrachtet, die in der nächsten Zeit die politische Entwicklung in Europa nehmen wird. Der Ton macht die Musik — und die aus Genf herüberschallenden Töne oder, besser gesagt, Geräusche ließen selbst den, der die einzelnen heutigen Strömungen und Unterströmungen in der sogenannten Zweiten Internationale nicht kennt, deutlich herausfühlen, daß verschiedene der dort gespielten Instrumente wenig zusammenstimmten und andere, die während des Krieges Sprünge erlitten haben, nur notdürftig geflickt worden sind. Überdies weiß man, daß das Orchester der Zweiten Internationale nicht mehr als Vollorchester gelten kann, da eine Reihe sozialistischer Parteigruppen sich von dem alten Stamm getrennt und zu neuen »Internationalen« zusammengeschlossen hat, in denen einzelne Instrumente entschieden stärker vertreten sind.

Sicherlich hat das am Horizont im Osten aufsteigende Gewitter, welches das noch unter den Wirkungen des letzten Riesenkampfes schwer seufzende Europa mit neuen furchtbaren Machtkämpfen bedroht — anderthalb Jahre nach dem Zusammenbruch eines Völkerkriegs, von dem wohlmeinende Ideologen behaupten, daß er der letzte sein werde —, den Blick von Genf abgezogen und auf das russisch-polnische Ringen gelenkt. Hier können für die künftige Entwicklungsgeschichte Europas tatsächlich höchst wichtige Entscheidungen fallen; hier bietet sich auch die Möglichkeit neuer politischer Schicksalsgestaltungen, die Schaffung neuer politischer und wirtschaftlicher Lebensformen, während dort in Genf vorläufig nur alte Risse durch konventionelle Formeln überbrückt und schöne Ausgleichsresolutionen konstruiert wurden.

Schon der Auftakt, mit dem die Tagung in Genf begann, zeigte, wie wenig ein wesentlicher Teil der Delegierten die schwüle Lage und die zur Abwendung neuer Kriegsgefahren zu treffenden Gegenmaßnahmen erkannt hatten. Anstatt daß nach Eröffnung der Konferenz alsbald die gegenwärtige Lage im Osten in Betracht gezogen, die fortgesetzten brutalen Übergriffe des

Ententeimperialismus angenagelt und gegen den Frieden von Versailles und Saint-Germain als der Ursache der jetzigen Wirren in Ost- und Mitteleuropa der schärfste Protest erhoben wurde, setzte sich ein Teil der fremden Delegierten zusammen, um erneut die sogenannte Frage der Kriegsschuld — nicht der Schuld an dem drohenden Ausbruch eines neuen Weltkriegs, sondern der Schuld an dem Kriegsausbruch im Jahre 1914 — aufzuwerfen und in Abwesenheit der deutschen Kongreßdelegierten eine gegen die deutsche Sozialdemokratie gerichtete Kriegsschuldresolution zu fabrizieren: eine Resolution, die jedes historischen Verständnisses, jeder Betrachtung der politischen Einzelvorgänge im Rahmen des geschichtlich bedingten Gesamtentwicklungsverlaufs ermangelt.

Und wer waren die Veranlasser dieser Resolutionsfabrikation? Eine Anzahl französischer Halbsozialisten wie Aubriot, Brunet, Rozier, die rechtmäßig gar nicht auf den Genfer Kongreß gehörten — Geistesverwandte von Gustav Hervé, die in der »France Libre« ihr Sprachorgan erblicken und um jeden Preis eine politische Rolle spielen möchten. Deshalb von der französischen sozialistischen Partei ausgestoßen, haben sie sich im Wahlkampf gegen ihre früheren Genossen von bürgerlichen Parteigruppen auf deren Listen setzen und, unterstützt durch deren Geldmittel, ins Parlament wählen lassen. Und diese strebsamen Geschäftspolitiker, denen wir vielleicht bald schon auf den Bahnen Millerands begegnen dürften — Auchsozialisten —, die weder sozialistische Wählermassen hinter sich haben noch auf irgendwelche hervorragende Leistungen hinweisen können, ließ man nicht nur als Vertreter der französischen sozialistischen Arbeiterschaft auf der Genfer Konferenz zu, sondern gestattete ihnen auch, Schulddebatten zu arrangieren und Schuldresolutionen auszuklügeln.

Nach meiner Ansicht war es ein entschiedener Fehler der deutschen Delegierten auf der Genfer Tagung, daß sie, als die Frage zur Verhandlung stand, ob dieses Häuflein der französischen »Dissidenten« als französische Vertretung zugelassen werden solle, sich aus Höflichkeit und der Befürchtung, für parteiisch voreingenommen gehalten zu werden, der Stimme enthalten haben. Höflichkeit und Bescheidenheit ist recht schön, und sicher kann im politischen Leben oft kühle Zurückhaltung angebrachter sein als Draufgängertum; in diesem Fall aber war sie schlecht angebracht. Der Zusammenhang des internationalen Proletariats wird durch solche Nachsicht sicherlich nicht gefördert. Wenn sich unsere Delegierten der Abstimmung aus der Erwägung heraus enthalten haben sollten, daß ihre Stimmenabgabe gegen die Anwesenheit der Aubriot, Rozier und Gefährten die französische Arbeiterschaft verschnupfen könnte, so haben sie sich meiner Ansicht nach gründlich verkalkuliert. Die mit der Moskauer Internationale sympathisierenden französischen Arbeiter werden vielmehr sagen: »Nun nimmt die alte Internationale auch noch, um eine französische Vertretung zu haben, jene zweifelhaften Elemente auf, die wir als unsozialistisch ausgeschieden haben, und die deutsche Sozialdemokratie läßt sich herbei, sie als Vertreter des französischen Sozialismus zu akzeptieren, obgleich die Herren gegen die Deutschen die ärgste chauvinistische Hetze getrieben und gern das Versailler Friedensdiktat noch um einige Nuancen verschärft hätten.«

Daß durch diese — — — sagen wir Selbstausschaltung die deutsche Sozialdemokratie in der Achtung der französischen Sozialisten steigen wird, ist

sicherlich nicht anzunehmen. Stellen wir uns vor, wir hätten einige Genossen wegen politischer und anderer uns nicht zulässig scheinender Handlungen aus der Partei ausgeschlossen, und diese Exgenossen ließen sich dann im Wahlkampf gegen unsere Kandidaten von bürgerlichen Gegnern wählen — würden wir es dann etwa als eine Freundschaftsbezeugung auffassen, wenn darauf sozialistische Parteigruppen des Auslandes diese Ausgeschlossenen als Vertreter der deutschen Sozialdemokratie anerkennen und als solche auf ihren Parteikongressen zulassen würden? Ich glaube kaum, daß wir darin einen Akt freundschaftlicher Rücksichtnahme sehen würden, und die Franzosen sind in solchen Dingen weit empfindlicher. Gerade wenn unsere Delegierten der Ansicht waren, daß die heute der Moskauer Internationale anhängende sozialistische Partei Frankreichs wieder der Zweiten Internationale als wichtiges Glied eingereiht werden muß, hätten sie sich energisch gegen die Zulassung der »Dissidenten« wenden müssen. Die sozialistische Arbeiterschaft Frankreichs kann billigerweise eine gewisse Respektierung ihrer inneren Parteientscheidungen verlangen, wie wir uns freilich andererseits auch verbitten sollten, daß uns sozialistische Auslandsparteien Zumutungen stellen, die sie sich selbst in keinem Falle bieten ließen.

Hinterher hat man zwar bekanntlich auf den Protest aus Deutschland heraus die zuerst fabrizierte Schuldresolution fallen lassen und sie durch eine abgeschwächte ersetzt; aber selbst in der neuen Fassung stellt sich diese Resolution als ein pharisäerhaftes Ansinnen an die deutsche Delegation dar — und zugleich als Beweisstück dafür, wieviel Zeit man in Genf angesichts der Zusammenballung der drohenden Kriegswolken im Osten für die Erörterung von allerlei Kriegsreminiszenzen, für Gefühlsbeschwichtigungen und Gesinnungsinterpretationen gefunden hat. Zwar hat der Genfer Kongreß auch gegen den Versailler Friedensvertrag und die Intervention Englands und Frankreichs in Rußland protestiert, aber in einer so kompromißlichen, jedes energische Eingreifen in den heißen Brei sorgfältig vermeidenden Weise, daß jeder Unvoreingenommene sofort den Eindruck erhält, man habe wohl in Genf die Notwendigkeit empfunden, gegen den Ententeimperialismus Stellung zu nehmen; andererseits aber aus Rücksicht auf die verschiedenen Parteistellungen und die nationalistische Strömung in der eigenen Anhängerschaft ein Eingehen auf die Ungeheuerlichkeiten des Friedensdiktats und die sich aus diesem für die politische und wirtschaftliche Entwicklung Europas notwendig ergebenden Folgen zu vermeiden gesucht. Jedenfalls hätte mit aller Schärfe auf die Notwendigkeit einer gründlichen Revision der Friedensverträge als erste Grundbedingung des Wiederaufbaus Europas hingewiesen werden müssen — gerade im Interesse der Gesamtarbeiterschaft des europäischen Kontinents. Besonders hätte hervorgehoben werden müssen, daß die Deutschland und Österreich aufgezwungene unerfüllbare Last entweder zum völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch Mitteleuropas führen oder die deutsche und österreichische Arbeiterschaft unvermeidlich in eine unerträgliche Arbeitsfron schmieden muß, daß die wirtschaftliche Auslieferung Deutschlands an den Ententekapitalismus nichts anderes bedeutet als die Übertragung der Klassenschichtung auf das Verhältnis der betreffenden Nationen zueinander, und daß ferner der fortschreitende Ausverkauf Mitteleuropas nicht nur das größte Hindernis einer weiteren So-

zialisierung des Wirtschaftsgetriebes bildet, sondern auch — da unerträglicher Druck notwendig Gegendruck erzeugt — die Wiederherstellung des alten politischen Regimes begünstigt.

Doch davon findet sich in der in Genf »einstimmig« angenommenen Protestresolution kein Wort. Bescheiden beschränkt sie sich darauf, festzustellen — was jeder weiß —, daß noch immer trotz der Beendigung des Krieges schlechte, unsichere Zustände in Europa herrschen, der Versailler Friedensvertrag Bestimmungen enthält, die einen »einseitigen Charakter« haben (recht milde ausgedrückt) und der Imperialismus noch nicht tot ist.

Wörtlich heißt es nach den Berichten der Presse in der Protestresolution:

Der Internationale Sozialistenkongreß stellt fest, daß der Krieg, der Europa dem wirtschaftlichen Untergang zugeführt hat, mit einem Frieden beendet worden ist, der die Welt in einem Zustand der Unsicherheit und Zerrissenheit beläßt.

Im Namen der nach Frieden und Neuorganisation des desorganisierten politischen und wirtschaftlichen Lebens verlangenden Menschheit protestiert der Kongreß gegen jene Bestimmungen des Versailler Vertrags und der Verträge, die ihm gefolgt sind, deren einseitiger Charakter für die Aufrichtung eines dauernden endgültigen Friedens ein Hindernis bildet. Der Geist des Imperialismus, der die Vorbereitung des Krieges beherrschte und die Verfasser der Friedensverträge erfüllte, fährt fort, einen verhängnisvollen Einfluß auszuüben. Er legt in einer Zeit, wo sozialer Wiederaufbau und Tilgung der Kriegsschuld die schwersten Anforderungen stellen, den Völkern immer neue Lasten auf.

Das mag im ganzen richtig sein, ist aber sicherlich nichts Neues und in der Form äußerst matt — schwach-säuerliche Limonade. Sicherlich, der Imperialismus »fährt fort, einen verhängnisvollen Einfluß auszuüben«. Es gibt sogar Leute, die da meinen, daß der englische und französische Imperialismus eine enorme Verstärkung erfahren hat, daß er überall brutale Annexion vorgenommen und neue Staaten gegründet hat, die gar nicht lebensfähig sind und deren Aufrechterhaltung in ihren heutigen Abgrenzungen notwendigerweise immer wieder zu neuen blutigen Kämpfen führen muß.

Auch die heutigen Wirren im Osten sind doch tatsächlich nichts anderes als ein Werk des die französische und englische Regierung beherrschenden Imperialismus. Zunächst hat man aus Haß gegen Deutschland und in dem Bestreben, Deutschland durch Staaten einzukreisen, die auf Frankreichs Unterstützung angewiesen sind, vor allem aber, an der Ostgrenze Deutschlands einen Staat zu errichten, der Deutschland bei etwaigen späteren Auflehnungen gegen Frankreichs Diktatur stets in der Flanke zu fassen vermag, ein unmögliches Polen geschaffen, das in bunter Zusammenfassung Polen, Deutsche, Weißrussen, Ruthenen, Litauer, Letten usw. umfaßt und neben nationalen Gegensätzen die größten wirtschaftlichen Interessengegensätze enthält. Und nachdem dieses existenzunfähige Staatsgebilde hergestellt war, hat man den polnischen Nationaldünkel unter Zusage militärischer Unterstützung zu weiterer Ausdehnung der Landesgrenzen aufgepeitscht, teils um die Gefährlichkeit des Deutschland im Nacken sitzenden polnischen Reiches zu stärken, die bolschewistische Herrschaft zu brechen und den deutschen Wirtschaftsmarkt möglichst vom russischen zu trennen, teils um aus Rußland Entschädigungen für die einst von französischen Kapitalisten dem alten Zarenstaat geliehenen Kapitalien her-

auszupressen. Doch es kam anders, wie die französisch-englische Allianz erwartet hatte. Die polnischen Truppen wurden von den russischen roten Armeen geschlagen, und trotz der militärischen Unterstützung Frankreichs drangen die russischen Sieger unaufhaltsam in Polen vor. Nun brechen die französischen Pläne zusammen. Indes so leicht gibt der Ententekapitalismus sein Spiel nicht auf. Die in seinem Dienste stehende große Presse, voran in schöner Seelengemeinschaft »Temps« und »Times«, eröffnen einen journalistischen Lügenfeldzug, der seinesgleichen sucht. Rußland wird als Störenfried hingestellt, der, von bolschewistischem Imperialismus getrieben, gewaltsam in den sich lediglich gegen den eroberungssüchtigen Moskauer Bolschewismus verteidigenden friedlichen polnischen Kulturstaat eindringt; zugleich aber wird Deutschland, als es Respektierung seiner Neutralität fordert, der heimlichen Konspiration mit Lenin, Trotzky und Radek verdächtigt und Ungarns erzreaktionäre Regierung zum Kampf gegen Rußland aufgestachelt.

Über diese ganzen Treibereien des französischen und englischen Siegesimperialismus schweigt jedoch die Genfer Protestresolution. Sie wendet sich lediglich in wohlabgewogenen Worten gegen den Militarismus und führt den Kriegszustand im Osten nur auf die Angst vor der russischen Revolution zurück, die in den an das russische Gebiet grenzenden Staaten immer wieder den Krieg aufleben läßt. So heißt es zum Beispiel in der Resolution: »Das bringt mit sich, daß die russischen Randstaaten immer wieder in neue militärische Aktionen hineingeführt werden. Gegen diese offene oder verdeckte Intervention fremder Regierungen in Rußland erhebt der Kongreß energisch Protest. Der Zustand, der durch diese Wühlarbeit des Imperialismus geschaffen wird, droht die Politik des sozialistischen Proletariats gegen den Militarismus um ihre Früchte zu bringen.«

Darauf wird, da die russische, deutsche und österreichische Monarchie beseitigt und damit glücklich die »verderblichsten Kriegsverursacher« verschwunden sind, der Beginn einer neuen Friedensära in Europa angekündigt und die Arbeiterschaft aufgefordert, sich an die Spitze der Friedensbestrebungen zu stellen:

Die Aufrichtung der Demokratie in den vor dem Kriege der Autokratie und dem persönlichen Regiment unterworfenen Ländern gibt der Welt eine neue Friedenshoffnung, die der Kongreß mit Freuden begrüßt. Aber diese Hoffnung würde getäuscht werden, wenn das Proletariat nicht seine unermüdlichen Anstrengungen fortsetzen würde, um seine Rechte auf Kontrolle der auswärtigen Politik sicherzustellen und seine Friedensaktionen je nach den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen jedes Landes zu verstärken. Darum fordert der Kongreß das Proletariat auf, sich seiner geschichtlichen Aufgabe in dem gegenwärtigen Augenblick bewußt zu sein. Diese Aufgabe besteht darin, sich an die Spitze aller auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen der werktätigen Bevölkerung zu stellen, um gegen Imperialismus und Militarismus den Kampf entschiedener und rücksichtsloser als je zuvor aufzunehmen mit allen verfügbaren politischen und gewerkschaftlichen Mitteln.

Hoffentlich zeigt sich das Proletariat, an das in diesen Sätzen appelliert wird, in der Beurteilung der Kriegslage im Osten und des von französischen und englischen Regierungen getriebenen frivolen Spiels etwas weitsichtiger und energischer als der Genfer Kongreß. Besonders fällt der englischen Arbeiterschaft die Aufgabe zu, jeder Erweiterung des russisch-polnischen Kampfes

zu einem neuen blutigen, Europa verheerenden Völkerkrieg mit größter Entschiedenheit entgegenzutreten. Nicht nur muß — unter Umständen durch Proklamierung des Generalstreiks — jede englische Truppensendung nach den Kampfplätzen verhindert, sondern auch jede Munitionszufuhr auf Umwegen, jede maritime Expedition nach Danzig, den Nachbarstaaten Rußlands oder der Krim verhindert werden. Noch kann durch energisches Vorgehen der Arbeiterschaft Deutschlands, Englands und Frankreichs nachgeholt werden, was der Genfer Kongreß versäumt hat. Der vor einigen Tagen veröffentlichte gemeinschaftliche Aufruf des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der Unabhängigen Sozialdemokratischen und der Kommunistischen Partei Deutschlands sowie das von acht Mitgliedern des englischen Unterhauses und verschiedenen Gewerkschaftsführern unterzeichnete Manifest, das die englische Arbeiterschaft auffordert, jede Hilfeleistung für Polen zu verweigern, sowie auch die Ablehnung der Herstellung von Kriegsmaterial durch die Holzarbeiter von Manchester, sind ein guter Anfang.

Die Ergebnisse der Genfer Tagung haben denn auch in der deutschen Sozialdemokratie nur wenige Bescheidene befriedigt. Erfreulich ist es jedenfalls, daß endlich ein Teil unserer Parteipresse mit dem vielleicht vom Standpunkt der internationalen Courtoisie recht schönen, aber der politischen Erkenntnis und Aktivität wenig förderlichen Brauch gebrochen hat, jeden internationalen Kongreß als einen »Markstein«, eine »Welt«- oder »Zeitenwende«, den »Beginn einer neuen Ära« oder dergleichen zu feiern. Teilweise findet man in unserer Parteipresse sogar recht scharfe Urteile über den Genfer Kongreß. So schreibt beispielsweise die »Dresdener Volkszeitung« in ihrer Nummer vom 7. August:

> Dagegen hätten wir gewünscht, daß man sich in Genf über die praktischen Möglichkeiten einer internationalen Aktion zum Zweck der Herbeiführung des Friedens verständigt hätte. Die bloße Ankündigung der Aktion, wie sie von Bernsteins Rede angeregt wurde, ist zunächst nur der erste erfreuliche Schritt dazu, aber man darf wohl hoffen, daß in den Ausschüssen die Beratung darüber weitergediehen ist. Es ist menschlich schön, wenn die englischen Delegierten in ihrer (vom Kongreß einstimmig angenommenen) Resolution eine internationale Hilfsaktion für die hungernden Länder fordern, aber das politisch Dringendste ist gegenwärtig, durch die Internationale namentlich den Machthabern der westlichen Länder entschiedener, als eine Resolution vermag, klarzumachen, daß die Arbeiterschaft der kriegerischen Länder sich einer Fortsetzung des verbrecherischen Kriegsspiels mit dem Generalstreik widersetzen wird.

Durchaus richtig — wenn auch formell reichlich milde ausgedrückt. Auch die internationalen Parteitage unterstehen der Kritik.

## Von Kiel bis Kapp

### Noskes Revolutionserinnerungen

Von **Bernhard Rausch**

Noch in Stuttgart hatte die sozialdemokratische Fraktion der Nationalversammlung wie so oft vorher Noske ihr Vertrauen ausgesprochen. In Berlin aber mußte er dem gegen ihn losbrechenden Unwillen weichen. Schlicht und pflichtbewußt, wie er das schwerste Amt der Republik ver-

waltet hatte, stieg er von der Regierungsbank auf seinen Abgeordnetensitz herab und arbeitete fleißig in der Fraktion mit. Es ist für seine tätige Persönlichkeit ungemein bezeichnend, daß sich die innere Bewegtheit jener Tage am Schreibtisch auswirkte. In kurzer Zeit entstand sein Revolutionsbuch »der ganzen mühsamen Fahrt von Kiel bis Kapp«.[1]

Noske fühlt sich nicht dazu berufen, eine Geschichte der Revolution zu schreiben. Er verzichtet bewußt auf eine abgerundete Darstellung der Ereignisse. Nur wenige Notizen und Unterlagen standen ihm zur Verfügung. Aber aus dem Reichtum seines Gedächtnisses schildert er in frisch zupackender Art die Ereignisse, wie sie sich *von seinem besonderen Standpunkt aus* darstellten. Und weil er an hervorragendster Stelle an ihnen handelnd und mitbestimmend teilnahm, wird sein Buch schon dadurch zu einem der wertvollsten Dokumente der deutschen Revolutionsgeschichte. Seiner Art entsprechend reiht er ohne weitläufige theoretisierende Reflexionen die Ereignisse aneinander und läßt sie in derber, ungeschminkter Tatsächlichkeit auf den Leser mit impressionistischer Kraft einwirken. Es ist unmöglich, im Rahmen eines Artikels ein Bild jener sich drängenden bedeutungsvollen Begebenheiten zu geben, die Noske in lebhafter Bewegung und kunstvoller Gruppierung abrollen läßt.

Die ganze Größe und Bedeutung historischer Ereignisse kommt uns erst zum Bewußtsein, wenn wir sie aus einiger Entfernung in den Gang der geschichtlichen Bewegung einordnen. Je näher man den Einzelheiten steht und sie in ihrer Isoliertheit betrachtet, um so mehr tritt das Menschliche-Allzumenschliche hervor. Es ist deshalb kein Zufall, daß sich gerade in Noskes Revolutionsschilderungen *das Kleinlich-Menschliche in besonderem Maße* hervordrängt. Das ist nicht als bloßer »Persönlichkeitsausbruch« zu werten, sondern entspricht ebenso dem auf das Tatsächliche eingestellten Realitätssinn Noskes, wie der Fülle trauriger Erfahrungen, die gerade er während der sogenannten Revolution machen mußte. »Wie oft leider politische Bestrebungen«, sagt er, »durch persönliche Interessen, Empfindlichkeiten, Streberei, Herrschsucht, Lust am Ruhm und Herostratentum bestimmt werden, habe ich an genug Einzelfällen studieren können.« Besonders schmerzlich waren Noske die trüben Erfahrungen, die er mit einem Teil der sozialistischen Arbeiterschaft gemacht hat: »In der Schicksalsstunde des deutschen Volkes versagte ein großer Teil des sozialdemokratisch gesinnten Proletariats und seiner Führer, zeigte es sich den zu lösenden Aufgaben nicht gewachsen. Wirtschaftliche Einsichtslosigkeit, politische Borniertheit und die Phrase triumphierten gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten des Volkes. Seinen besten Freunden hat ein Teil des deutschen Proletariats die bitterste Enttäuschung bereitet.«

Die reaktionäre Presse ist eifrig dabei, das Buch Noskes gegen das revolutionäre Deutschland in summa summarum auszuschlachten. Dabei verschweigt sie, daß Noske allen Versuchen, in ihren Auswüchsen die ganze Revolutionsbewegung treffen zu wollen, selber die Spitze durch die Bemerkung abgebrochen hat: »Der Gewaltigkeit der Ereignisse wird durch das Hervorheben von Mängeln und Fehlern kein Abbruch getan.« Gerade

[1] Von Kiel bis Kapp, zur Geschichte der deutschen Revolution. Von Gustav Noske. Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Noske führt mit besonderer Klarheit alle traurigen Begleiterscheinungen der Staatsumwälzung auf das Sündenkonto der Reaktion zurück. Sein besonderer Haß richtet sich gegen jene Elemente, die früher nicht Muck zu sagen wagten und die Hände an die Hosennaht legten, in dem Augenblick aber, als der Druck des militaristischen Deutschlands von ihnen genommen wurde, sich dem republikanischen Deutschland gegenüber nicht radikal genug gebärden konnten.

Zu den Grundanschauungen Noskes gehört, daß die gewaltsamen Formen der Revolution überflüssig waren und im ganzen mehr geschadet als genutzt haben. »Eine großzügige Demokratisierung Deutschlands konnte Ende Oktober als unaufhaltbar angesehen werden. Sie wäre auch ohne Revolution gekommen.« Das ist gewiß richtig. Aber die Gewaltsamkeiten sind nicht als Folge der Staatsumwälzung entstanden, sondern als Begleiterscheinung des verlorenen Krieges zu werten. Man spricht deshalb besser von Zusammenbruch und Kriegspsychose als von Revolution. Dem Durcheinander, das wir unsere Revolution nennen, fehlte vor allem jede Planmäßigkeit, wenn man nicht die Revolverkauferei eines Emil Barth und ähnliche Spielereien als solche ansehen will, und es ist wohl gemeinsame Überzeugung der ganzen sozialdemokratischen Partei, wenn Noske schreibt: »Der Verzicht auf Gewaltanwendung im politischen Kampfe sowie ein gemeinsames Vorgehen der beiden sozialdemokratischen Parteien gegen Anarchie und Verbrechertum hätte dem deutschen Volke viel Geld erspart, arge Wirrnisse verhütet, und keinem Militaristen alten Schlages hätte im Glauben an seine Unentbehrlichkeit der Kamm schwellen können.«

Noske ist in der Geschichte der deutschen Revolution eine besondere Aufgabe zugefallen. Den Gegnern ist er der Bluthund, den Freunden der Ordner geworden, und in der Lösung dieser Aufgabe liegt sowohl seine Größe wie seine Begrenztheit.

Deutschland lag in den Fieberschauern eines verlorenen Krieges. Eine an Gewalt gewöhnte Generation flutete in die Heimat. Theoretische Erkenntnis und politische Schulung waren im Schützengraben wie in der Heimat zurückgegangen. Um so wilder wucherten blinde Instinkte, revoltierte der hungrige Magen. Auf diesem Boden wuchsen verbohrte Doktrinäre, Phantasten und Revolutionsstreber zu politischen Führern empor und verbreiteten im Namen des Marxismus den unmarxistischen Irrwahn, daß wir in Deutschland die Methoden der terroristischen Minderheitsdiktatur Rußlands nachahmen müßten, um zum Sozialismus zu gelangen.

Um dem wüsten Hexensabbat ein rasches Ende zu machen und damit dem deutschen Volke viel schmerzliches Lehrgeld zu ersparen, bedurfte es eines Mannes, der bei klarem unbestechlichem Blick für das Mögliche und Erreichbare, durch keine Phrase verwirrbar, von starkem Glauben an seine Sache erfüllt, zähe und konsequent seinen Weg ging und den Mut zur Härte und zur Verantwortung von Zwangsmaßnahmen aufbrachte: »Es schwimmt sich eben nicht leicht gegen den Strom und ist nicht mit Annehmlichkeiten verbunden, gegen Volksmeinungen anzukämpfen, auch wenn sie irrig sind.« Dieser Mann war Noske! »Du mußt sofort nach Berlin kommen,« erklärte ihm am Nachmittag des zweiten Weihnachtstags, als Noske noch in Kiel war, sein Freund Ebert. Und als man am 6. Januar 1919 in »ziemlicher

Aufregung« im Arbeitszimmer Eberts umherstand und einer der Anwesenden zu Noske sagte: »Dann mach du doch die Sache!« sprach er nur aus, was wohl den meisten auf den Lippen geschwebt hatte. Jede Geschichtsphase hebt die Persönlichkeiten empor, deren sie zur Lösung ihrer besonderen Aufgaben bedarf. Und das instinktive Gefühl, daß niemand so wie Noske imstande sei, Deutschland vor dem Chaos zu bewahren, verschaffte ihm in wenigen Wochen eine beispiellose Popularität und machte ihn zu der markantesten Persönlichkeit jener Revolutionsperiode.

Realitätssinn und Willenskraft sind die hervorstechendsten Merkmale von Noskes Intellektualität. Durch keine ideologischen Brillengläser getrübt, sieht er die Dinge unverstellt. Mit einer ungemein raschen Auffassungsgabe verbindet er eine seltene Sicherheit in der Beurteilung von Personen und Dingen. Theoretische Probleme, politische Weitblicke und organisatorische Zukunftsfragen treten bei Noske, das zeigt mit besonderer Deutlichkeit wieder sein Buch, zurück hinter das Nächstliegende und unmittelbar Praktische. Aber gerade diese Einseitigkeit wird unter bestimmten Voraussetzungen für den praktischen Politiker zur Stärke. Weitblickende, theoretisierende, kontemplative Naturen, die von der Relativität aller Dinge erfüllt sind, vermögen sich einer Sache fast nie mit jener Ausschließlichkeit und jenem starken Glauben zu widmen, der sich suggestiv auf die Mitarbeiter überträgt und die Massen fortreißt. Alle diejenigen, die sich in einer etwas billigen Kritik der »Fehler« Noskes gefallen, mögen aus seinem Buche lernen, daß auch bei ihm die Fehler nur die Kehrseite gewisser Tugenden sind.

Noskes feste Überzeugung war: »Deutschland kann nur gesunden, wenn das Volk unerschütterlich an den Grundsätzen der Demokratie festhält und auf wirtschaftlichem Gebiet nüchtern beurteilen lernt, was möglich und erreichbar ist.« Und demgemäß handelte er: »Die Richtlinien meines Handelns«, sagt er von sich selbst, »waren siebzehn Monate lang gerade und konsequent: Verhütung des Chaos, Gesundung des Volkes durch Arbeit!«

Für Noske ist charakteristisch, daß er seine erste Revolutionsansprache am 4. November in Kiel mit der nachdrücklichen Aufforderung schloß, »Ordnung zu bewahren«. Sein stets auf das unmittelbar Praktische eingestellter Sinn empfand die in die erste Aussprache zwischen den Admiralen und den revoltierenden Matrosen eingeflochtenen theoretisierenden politischen Bemerkungen als störend. Ironisch meint er: »Aber die deutsche Revolution ist ohne unendlich lange Sitzungen und zahllose Reden nicht denkbar.«

Von dem realpolitischen Sinn Noskes zeugt es, daß die mannigfachen Versuche, ihn zu überreden, die Reichsgeschäfte diktatorisch zu führen, völlig eindruckslos blieben; und es ist ebenso ein Beweis seiner politischen Klugheit, daß er darüber keinen Lärm schlug und die Projektemacher dilatorisch behandelte, damit sie mit ihren Plänen nicht zu anderen gingen, die vielleicht einen weniger kühlen Kopf bewahrt hätten.

Wie bei allen Willensmenschen, so tritt auch bei Noske ein starkes Temperament im Lieben wie im Hassen hervor. Ein besonders sympathischer Zug seines Wesens, der ebenfalls aus seinem Buche hervorleuchtet, ist nämlich Kameradschaft und Treue seinen Kampfgenossen gegenüber, und es mindert sein Ansehen nicht, sondern ehrt ihn, wenn er die Treue oft länger hielt, als sie ihm bewahrt wurde.

Noske war von der Überzeugung durchdrungen, daß alle radikalen Überspanntheiten nur zu reaktionären Rückschlägen führen müßten. Indem er das Errungene des Novembers gegen die gewalttätigen Wirrköpfe und Rätephantasten verteidigte, hielt er sich für einen viel besseren »Revolutionär« als die radikalen Maulhelden. Und das gab ihm die innere Kraft, den wilden Schmähungen zu trotzen, die an ihm emporbrandeten. »Die deutsche Sprache hat nur noch wenig Schimpfworte, die mir seit dem Januar 1919 nicht nachgerufen sind. Bluthund und Mörder waren nicht die schlimmsten.« Bei alledem verließ Noske nie sein Humor und beneidenswerter Optimismus. Auch in den schwierigsten Situationen, in denen die meisten anderen verzagt wurden, konnte er lachen. Gerade dann beflügelten sich seine Kräfte. Nur eine solche Persönlichkeit war imstande, die zur inneren Ordnung Deutschlands nötige Arbeit zu vollbringen. Wenn ihn der Haß seiner irrenden Klassengenossen auch nicht in seiner Überzeugung wankend machen und in seinen Entschlüssen bestimmen konnte, so blieb er doch nicht ohne einen schmerzlichen Eindruck auf ihn: »Meine Tätigkeit hat mir Lob und Anerkennung eingetragen. Das hat mich nie sonderlich berührt. Schmerzlich habe ich in jeder Stunde aber empfunden die Abneigung, dann den Zorn und schließlich den wilden Haß eines Teils der Arbeiterschaft, aus der ich hervorgegangen bin, der ich mich nach wie vor zugehörig fühle und der ich mit jedem meiner Worte und jeder meiner Handlungen zu dienen und zu nützen bestrebt war.«

Bei Noskes zupackender Art ist es nicht verwunderlich, daß sich in seinem Buche manche Bitterkeiten, ironischen und bissigen Bemerkungen gegen die eigenen Parteigenossen finden, die ihm oft das Leben am meisten erschwerten. Und ganz gewiß hat er recht, wenn er sich über die unzureichende Unterstützung besonders der Parteipresse, voran des »Vorwärts«, beklagt. Aber wenn er, wie es in seinem Buche den Anschein hat, in dem anfänglichen Hosianna und späteren Kreuziget nur lauter Inkonsequenz erblickt, so muß demgegenüber freilich bemerkt werden, daß die dankbare Zustimmung zu seiner Errettung Deutschlands vor dem Chaos nicht auch die Notwendigkeit der Zustimmung zu jenen Maßnahmen bedingt, bei denen die erwarteten durchgreifenden Reformen vermißt wurden.

Nach der Abwehr gewaltsamer Umsturzversuche blieb dem Kriegsminister der Revolution auch noch eine zweite Aufgabe zu lösen — die demokratische Aufbauarbeit für die Zukunft, und es schmälert seine ersten Verdienste ganz gewiß nicht, wenn wir heute rückschauend feststellen, daß er bei dieser zweiten Aufgabe die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hat. Seine Bemühungen, eine unpolitische Reichswehr zu schaffen, hatten nach Lage der Verhältnisse lediglich den Erfolg, daß die Politisierung namentlich des Offizierkorps im reaktionären Sinne ständig Fortschritte machte.

Wohl war sich Noske darüber vollkommen klar, daß die Grundstimmung der Offizierskaste auf die Dauer nicht von Rücksichten einer einzelnen Persönlichkeit gegenüber bestimmt werden könne und daß die, die in ihm einen Renegaten, einen Schildhalter des Offizierkorps und den kommenden Cäsar erblickten, sich in dem Maße von ihm abwenden würden, in dem sie ihre Illusionen zerrinnen sahen. Aber seine eigene klare Erkenntnis, daß alle politischen Torheiten der äußersten Rechten lediglich

desto heftigere Gegenwirkungen der äußersten Linken hervorrufen und umgekehrt, traute er auch der Masse der Offiziere zu und war deshalb ihnen gegenüber in politischer Beziehung von einer Weitherzigkeit, die arg mißbraucht wurde. Er vertraute der Wirksamkeit der Zeit und hoffte auf eine stetige Konsolidierung der republikanischen Staatseinrichtungen, auch auf eine allmähliche demokratische Festigung der Truppe. Derselbe Noske, der im Kampfe gegen links von erfrischender, derb dreinfahrender Rücksichtslosigkeit war, glaubte um seines Machtinstruments willen gegenüber den reaktionären Tendenzen in der Truppe »lavieren« zu müssen, bis er festgefahren war. Hier machten sich die Grenzen seiner auf das Nächstliegende und unmittelbar Praktische eingestellten Intellektualität bemerkbar. Im Gegenwärtigen das Zukünftige vorzubereiten, war nicht seine Sache.

Der Republikanische Führerbund ist gerade nicht unter einem glücklichen Stern geboren und unter allerlei Ungeschicklichkeiten in die Welt gesetzt worden. Sein Grundgedanke aber ist richtig. Weil er jedoch im Augenblick keine namhaften Führer zu stellen vermochte, ließ ihn Noske links liegen. Als die Gekränkten dann Opposition zu machen begannen, verwandelte sich die anfängliche Gleichgültigkeit in Abneigung, die bei Noskes Temperament heftige Formen annahm. Auch wir müssen das kurze, wegwerfende Urteil, das Noske in seinem Buche über den Republikanischen Führerbund fällt, als durchaus ungerecht bezeichnen. Mit den Methoden Noskes war die Reichswehr schlechterdings nicht zu demokratisieren. Wenn der Reformator Stein sich vor hundert Jahren von der damaligen Fähigkeit des Bürgertums zur politischen Selbstverwaltung hätte bestimmen lassen, dann hätte er nie die Städteordnung geschaffen. In Erkenntnis der politischen Notwendigkeiten gab er sie ihm als Aufgabe, an der es heranwachsen sollte. So hätte auch Noske aus politischen Gründen in militärischer Hinsicht fünf manchmal gerade sein lassen müssen, wo es galt, das staatliche Machtfundament zu demokratisieren. Allzu zarte Rücksichten auf Empfindlichkeiten des Offizierkorps, die Kompetenzansprüche des Personalamts und ein allzu ängstliches Kleben am Anciennitätsschema lähmten die Betätigungsmöglichkeiten des Reichswehrministers der Revolution bis zur Ohnmacht und überließen das Feld innerhalb der Truppe fast willig den sich konsequent und zäh an ihre Machtposition klammernden und eine Politik auf lange Sicht treibenden reaktionären Elementen.

Hier liegen Mängel vor, die wegzuleugnen die historische Wahrheit verbietet. Alles das vermag jedoch nicht das Verdienst zu verdunkeln, das Noske sich in der Revolution erworben hat, in deren Geschichte er fortleben wird als ein großer Praktiker, aber kein Reformator!

---

## Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms

Von Max Sachs

I

Das Ergebnis von Spaa hat dem deutschen Volke von neuem gezeigt, wie schwere Lasten es infolge seiner Niederlage zu tragen hat; dennoch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sowohl bei den Massen unseres Volkes wie bei vielen unserer politischen Führer noch immer nicht das

nötige Verständnis dafür vorhanden ist, welche Folgerungen wir aus Deutschlands Niederbruch und der aus dem Friedensvertrag von Versailles geschaffenen Lage ziehen müssen. Man steckt auch heute noch in Deutschland den Kopf in den Sand und gibt sich trotz aller Klagen der Hoffnung hin, daß wir in absehbarer Zeit wieder werden so leben und wirtschaften können wie in der Vorkriegsperiode.

Seit vorigem Jahre wissen wir, daß wir in der nächsten Zeit an einem großen Kohlenmangel leiden werden. Unsere Regierungen haben es auch nicht an Anstrengungen fehlen lassen, um die Kohlenproduktion zu erhöhen. Aber man ist bisher bei der Verteilung und Verwendung der Kohle nur wenig planmäßig vorgegangen. Bei dem gewaltigen Kohlenmangel sollte es nicht mehr dem einzelnen erlaubt sein, Kohlen zu verschwenden. Doch kann bisher von Rechts wegen noch niemand danach gefragt werden, ob er in seinem Betrieb kohlenvergeudende Maschinen oder Feuerungsanlagen benützt, bei denen die modernen Hilfsmittel zur Ersparung von Kohlen noch nicht ausgenützt werden. Gewiß würde die notwendige Umstellung aller Feuerungsanlagen in Deutschland viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte erfordern. Aber warum sind noch nicht einmal die gesetzlichen Grundlagen geschaffen worden, mit deren Hilfe es möglich wäre, den einzelnen zu zwingen, mit Kohlen zu sparen?

Ferner müßte davon abgegangen werden, möglichst jedem einzelnen Betrieb wenigstens einen Teil seines Kohlenbedarfs zu liefern, damit jeder etwas bekommt. Es müßten zunächst diejenigen Betriebe voll beliefert werden, die mit der ihnen gelieferten Menge Kohlen die höchste Leistungsfähigkeit erzielen können. Die übrigen Betriebe dürften nur dann etwas erhalten, wenn nach Belieferung der leistungsfähigsten Betriebe noch Kohlen übrig sind. Es muß danach gefragt werden, wie mit den vorhandenen Kohlenvorräten die höchste Produktion erzielt werden kann. Kann jeder einzelne Betrieb nur einen Teil seiner Einrichtungen ausnutzen, so wird die Produktion stark verteuert und dadurch der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft sehr erschwert. Man darf deshalb, solange Kohlenmangel herrscht, nicht davor zurückschrecken, technisch rückständige Betriebe stillzulegen.

Man könnte hier mit dem Einwand kommen, daß dadurch die Arbeitslosigkeit vermehrt werde. Aber eine einfache volkswirtschaftliche Überlegung muß uns sagen, daß selbst eine größere Arbeitslosigkeit bei größerer Gütererzeugung leichter ertragen werden kann als eine geringere Arbeitslosigkeit bei geringerer Produktion. Daß alles geschehen müßte, um die durch Stillegung von Betrieben arbeitslos Gewordenen zu unterstützen und eventuell, wenn sie auf Beschäftigung in ihrem Beruf nicht mehr rechnen können, in andere Berufe zu überführen, ist selbstverständlich. Aber unter keinen Umständen läßt es sich rechtfertigen, daß man Kohlen nur deswegen verbraucht, um Menschen zu beschäftigen. Wenn man Arbeiter, um ihnen Beschäftigung zu verschaffen, Steine zwecklos von einem Ort zum anderen tragen läßt, so ist das vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt immer noch vorteilhafter, weil dann wenigstens die Kohle gespart wird.

Überhaupt müßte mit der heute vielfach geübten Methode des künstlichen Streckens der Arbeit auf Kosten der Verbraucher aufgeräumt werden. Es sind zum Beispiel im Fleischereigewerbe viel mehr Personen beschäftigt, als für die Versorgung der Bevölkerung notwendig sind. Trotzdem wir heute

so viel weniger Fleisch zu essen bekommen als früher, hat sich die Zahl der Geschäftsinhaber im Fleischereigewerbe sicher nicht entfernt entsprechend der Verringerung des Fleischumsatzes vermindert. Die deutschen Verbraucher müssen, auf die gleiche Fleischmenge berechnet, eine größere Zahl von Arbeitskräften unterhalten als früher. Das bedeutet also, daß wir in den Fleischpreisen im Grunde genommen Arbeitslosenunterstützung mitbezahlen. Diese künstliche Verminderung der Arbeitslosigkeit kann volkswirtschaftlich nur schädlich sein. Wären die Leute, die bei der gegenwärtigen Methode künstlich in ihrem Beruf festgehalten werden, arbeitslos, so hätten wir einen klareren Überblick über die Lage unserer Volkswirtschaft und könnten viel leichter die Maßnahmen treffen, die zum Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft nötig sind. So könnten zum Beispiel die an einer Stelle überflüssig gewordenen Arbeitskräfte zu anderen Berufen überführt werden, wobei die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben müssen, nicht verkannt werden sollen.

Übrigens *braucht* es nicht einmal *wahr* zu sein, daß die Ausschaltung überflüssiger Arbeitskräfte aus ihren bisherigen Stellungen die Gesamtzahl der Arbeitslosen vermehrt. Wenn zum Beispiel heute die Zahl der im Fleischereigewerbe vorhandenen Betriebe vermindert würde, so daß auf den einzelnen Betrieb ein größerer Umsatz käme, so brauchte der Zuschlag, der heute zugunsten der Fleischer erhoben wird, nicht mehr so hoch zu sein wie jetzt. Hier wäre wirklich ein Preisabbau möglich. Braucht aber die Bevölkerung nicht mehr soviel für Nahrungsmittel auszugeben, so könnte sie in größerem Maße Industrieprodukte kaufen. Würden im Fleischereigewerbe Arbeitskräfte frei und dehnte sich dafür der Absatz der Industrie aus, so würde neue Arbeitsgelegenheit geschaffen. Wir müssen uns bei unserer Wirtschaftspolitik von dem Gedanken freimachen, daß es darauf ankommt, unter allen Umständen bestehende Existenzen zu erhalten. Das deutsche Volk führt als Ganzes einen schweren Kampf um seine Existenz, und man muß den Mut haben, sich rücksichtslos über die Interessen der einzelnen hinwegzusetzen, wo es das Wohl der Gesamtheit erfordert, wobei natürlich verlangt werden muß, daß denjenigen, die durch wirtschaftspolitische Maßnahmen ihre bisherige Stellung im Wirtschaftsleben verlieren, beim Aufbau einer neuen Existenz jede Hilfe zuteil wird.

In Spaa ist es der deutschen Regierung nicht gelungen, durchzusetzen, daß uns die von uns gelieferten Kohlen zum vollen Weltmarktpreis angerechnet werden. Auch bei gleichbleibenden Kohlenlieferungen wird zwar die Summe, die man uns dafür anrechnet, automatisch steigen, wenn die Inlandpreise unserer Kohlen, die heute noch nicht ein Drittel der Weltmarktpreise betragen, den Weltmarktpreisen angenähert werden. Es könnte daraus die Folgerung gezogen werden, daß wir unsere Inlandkohlenpreise in die Höhe schrauben müssen. Aber das würde wieder eine neue allgemeine Preisrevolution mit allen ihren Nachteilen zur Folge haben, und unsere Industrie klagt schon jetzt darüber, daß wir auf dem Weltmarkt infolge unserer hohen Produktionskosten nicht mehr konkurrenzfähig sind. Wir dürfen daher nur versuchen, eine Annäherung unserer Inlandkohlenpreise an die Weltmarktkohlenpreise durch eine *Hebung* unserer Valuta zu erreichen, ein Ziel, das ohne Schaden für unsere Volkswirtschaft nur durch eine Besserung unserer Handels- und Zahlungsbilanz und durch eine Ver-

ringerung unserer inländischen Produktionskosten erreicht werden kann. Heute wissen wir noch nicht, ob nicht unsere Wiedergutmachungsverpflichtungen so festgelegt werden, daß der Kohlenpreis für die Gesamthöhe unserer Entschädigungsverpflichtungen gleichgültig bleibt. Aber auch in diesem Fall müßte Deutschland alles tun, um eine möglichst günstige Zahlungsbilanz zu erlangen. Gelingt es uns nicht, eine günstigere Zahlungsbilanz herbeizuführen, so ist auf die Dauer jeder Versuch, unsere Valuta zu stabilisieren, aussichtslos, dann kann man nicht verhüten, daß der Wert unseres Geldes immer wieder sinkt, und dann müssen die Nachteile und Gefahren für unsere Volkswirtschaft immer wieder eintreten, die mit einer sinkenden Valuta verbunden sind. Wie schwer es aber für Deutschland sein wird, seine Zahlungsbilanz günstig zu gestalten, braucht kaum näher ausgeführt zu werden. Die Einnahmen aus unserer Schiffahrt sind fast völlig in Wegfall gekommen, ebenso die Zinsen des deutschen Kapitals, das früher im Ausland angelegt war. Dazu kommt, daß wir gezwungen sein werden, alljährlich große Zahlungen und Lieferungen an das Ausland zu leisten, für die wir keinen Gegenwert bekommen.

Eine günstige Zahlungsbilanz läßt sich für Deutschland also nur erreichen, wenn wir unsere Ausfuhr möglichst steigern und unsere Einfuhr nach Möglichkeit verringern. Unsere ganze Wirtschafts- und vor allen Dingen auch unsere Ernährungspolitik muß darauf gerichtet sein, unseren Einfuhrbedarf niedrig zu halten. Hier ist aber zweifellos schwer gesündigt worden. Man scheint leider auch jetzt vielfach noch nicht begriffen zu haben, wie wichtig die Eindämmung der Einfuhr für unser Wirtschaftsleben ist. Trotz aller üblen Erfahrungen wird der Kampf gegen die Einfuhr überflüssiger Auslandswaren mit viel zu geringer Energie geführt. Man hat zwar Einfuhrverbote erlassen, aber die rechtliche Möglichkeit, die entgegen diesen Verboten eingeführten Waren im Inland zu beschlagnahmen, ist viel zu spät geschaffen worden; und auch heute noch sieht man in den Schaufenstern unserer Delikatessengeschäfte mancherlei Waren, die man ganz gut entbehren könnte.

Wie wenig unsere maßgebenden Stellen noch immer die Notwendigkeit einer auf die Verbesserung unserer Zahlungsbilanz gerichteten Wirtschaftspolitik einsehen, kann man daraus entnehmen, daß im nächsten Jahre den Brauereien erhöhte Gerstenmengen zur Verfügung gestellt werden sollen, obwohl man ganz genau weiß, daß unsere Getreidevorräte nicht reichen und die Mengen, die in den Bottichen der Brauereien verschwinden, durch teures Auslandsgetreide ersetzt werden müssen. Zugleich meldet uns die Statistik, daß unser Viehbestand sich vermehrt, eine Erscheinung, die von vielen ohne weiteres als ein Zeichen beginnender Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse angesehen wird.

Kurz nach Beginn des Weltkriegs erschien die bekannte von Professor Eltzbacher herausgegebene Schrift über »Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan«,[1] an deren Abfassung eine Anzahl Gelehrter wie zum Beispiel Ballod, Kuczinski, Rubner, Zuntz usw. beteiligt waren. In dieser Denkschrift wurde eingehend dargelegt, daß Deutschland seinen Viehbestand, vor allen Dingen die Zahl seiner Schweine planmäßig vermindern müsse, wenn es trotz der Blockade mit seiner Nahrungsmittel-

[1] Druck und Verlag von Friedrich Viehweg & Sohn in Braunschweig.

erzeugung auskommen wolle, weil bei der Verfütterung pflanzlicher Nahrungsmittel ein großer Teil der darin enthaltenen Nährwerte verloren ginge und nur ein Teil davon in Gestalt von Fleisch und Fett wiedererscheine. Man ist den Ratschlägen der Denkschrift zunächst nicht gefolgt, das heißt, man hat unseren Viehbestand nicht systematisch und planmäßig vermindert. Die Folge war, daß immer wieder größere Mengen der für die menschliche Ernährung notwendigen pflanzlichen Nahrungsmittel verfüttert wurden. Die Fleischerzeugung ging natürlich trotzdem unter dem Druck der Futternot zurück. Wiederholt mußten zur Unzeit Massen von Schweinen abgeschlachtet werden, und das deutsche Volk mußte diese planlose Wirtschaft mit Not und Hunger bezahlen.

Die großen Viehbestände, die wir vor dem Kriege hatten, waren nur möglich, weil wir Nahrungs- und Futtermittel nahezu unbeschränkt einführen konnten. Es schadete nichts, wenn unsere einheimischen Nahrungsmittelvorräte durch Verfütterung vermindert wurden, da wir ja zum Ersatz reichlich Nahrungsmittel aus dem Ausland einführen konnten. Da wir aber in Zukunft unter keinen Umständen so viel Nahrungs- und Futtermittel einführen können wie in der Vorkriegszeit, so folgt daraus, daß auch jetzt unser Viehbestand planmäßig beschränkt werden muß, so wie wir das im Kriege hätten tun müssen, wenn freilich auch bei dieser Beschränkung vielleicht nicht so weit gegangen zu werden braucht, wie das im Kriege notwendig war. Wenn es möglich sein sollte, durch reichliche Düngung die einheimische Bodenerzeugung so zu erhöhen, daß wir uns ohne zu große ausländische Zufuhren einen größeren Viehbestand leisten können, dann könnten selbstverständlich alle Beschränkungen wegfallen; aber bis wir so weit kommen, dürften jedenfalls Jahre hingehen.

Deshalb muß auch bei der Siedlung, für die jetzt so viel agitiert wird, vorsichtig vorgegangen werden. Unter keinen Umständen darf sie dazu führen, daß leistungsfähige Großbetriebe kurzweg zerschlagen werden, da die Kleinbetriebe auch nach der Ansicht ihrer Vorkämpfer vor allem ihre Überlegenheit bei der Kleinviehzucht zeigen, es aber in Deutschland darauf ankommt, die Erzeugung von Brotgetreide, Kartoffeln und Zucker zu erhöhen und zu verhüten, daß zu viel davon verfüttert wird. Eine planmäßige Viehbewirtschaftung müßte heute darauf gerichtet sein, in erster Reihe die Erzeugung von Milch und Butter, die für unsere Volksgesundheit so wichtig sind, zu fördern, während zur Erzeugung von Fleisch die zur Verfügung stehenden Futtermittel erst in zweiter Linie verwendet werden dürfen. Vor allen Dingen wäre eine planmäßige Beschränkung unseres Schweinebestandes notwendig, da das Schwein, wie in der Eltzbacherschen Denkschrift ausgeführt wird, der größte Nahrungsmittelkonkurrent der Menschen ist. Aber nichts Derartiges geschieht. Man scheint aus den Kriegserfahrungen nichts gelernt zu haben. In immer stärkerem Maße wird die Fleischbewirtschaftung gelockert, und bei der Bereitschaft gewisser Volkskreise, für Fleisch auch die höchsten Preise zu zahlen, kann das leicht dazu führen, daß ganz gewaltige Mengen Brotgetreide und Kartoffeln verfüttert werden. Es ist daher wahrscheinlich, daß wir trotz einer guten Ernte im nächsten Jahre die größten Nahrungsmittelschwierigkeiten haben werden.

Aber für unsere Ministerien scheinen diese Probleme gar nicht zu existieren. Man sucht nicht einmal nachzuweisen, daß man genügend Futter-

mittel hat oder kaufen kann, sondern man läßt die Dinge gedankenlos gehen, wie sie gehen wollen, und man wird vermutlich dann im nächsten Jahre wieder sehr bestürzte Gesichter machen, wenn, wie zu erwarten ist, wieder Milliarden Noten gedruckt werden müssen, um die zu hohen Preisen aus dem Ausland eingeführten Nahrungsmittel zu verbilligen. Es wird vielfach in Deutschland noch immer planlos drauflosgewurstelt, obgleich gerade die Erfahrungen der vergangenen Monate gezeigt haben, wie sehr uns eine planmäßige Wirtschaft not tut.

Was tut aber unter diesen Umständen die Sozialdemokratische Partei? Sie wäre nach ihrer Vergangenheit und nach ihrer Grundanschauung in erster Linie verpflichtet, Vorkämpferin für eine planmäßige Gestaltung unserer Volkswirtschaft zu sein. Es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man der Partei den Vorwurf macht, daß sie in dieser Beziehung versagt hat. Das scharfe Urteil, das ein Mann wie Walter Rathenau in seiner »Autonomen Wirtschaft«[2] über die Sozialdemokratie fällt, scheint mir nicht ganz unberechtigt. Die Sozialdemokratie hat die Führung im Kampfe für eine planmäßige Gestaltung unserer Volkswirtschaft zum Teil Leuten überlassen, die außerhalb ihrer Reihen stehen.

Der einzige Versuch, der gemacht wurde, ein Programm für eine Planwirtschaft aufzustellen, war das Programm der gebundenen Planwirtschaft von Wissell. Trotzdem Wissell auf dem Parteitag in Weimar Zustimmung gefunden hatte, hat sich unsere Fraktion mit seinem Rücktritt abgefunden. Es soll hier an diesem Vorgang selbst keine Kritik geübt werden; aber es wäre unbedingt die Aufgabe der Partei nach dem Rücktritt Wissells gewesen, nun einmal zu sagen, wie sie den Kampf für eine planmäßige Gestaltung unserer Volkswirtschaft fortführen wolle. Überhaupt hat man sich in unserer Partei mit Wirtschaftsfragen viel zu wenig beschäftigt. So war es zum Beispiel möglich, daß unmittelbar vor den Wahlen eine Parteikonferenz stattfand, in der Wirtschaftsfragen kaum berührt wurden. Die Ursache dieser Erscheinung dürfte darin liegen, daß viele unserer Parteigenossen, die in den maßgebenden Stellen, in den sogenannten Instanzen und in den Fraktionen sitzen, durch Organisations-, Agitations- und Verwaltungsarbeit so überlastet sind, daß sie nicht genügend Zeit haben, sich mit den tieferen wirtschaftlichen Zusammenhängen eingehend zu beschäftigen. Es soll kein Vorwurf gegen diese Genossen erhoben werden, aber man muß auf diese Tatsache aufmerksam machen, wenn man verhüten will, daß sich die Partei zu einer bloßen Agitationsmaschine entwickelt.

Noch ein anderer Grund dürfte vorliegen, der es erklärt, daß unsere Partei nicht mit genügender Energie für eine planmäßige Gestaltung unserer Volkswirtschaft eingetreten ist. In manchen unserer theoretischen Schriften wird zwar darauf hingewiesen, daß der Sozialismus nur dann den Massen einen nennenswerten Nutzen bringen kann, wenn er durch Beseitigung der kapitalistischen Verschwendung von Gütern und menschlicher Arbeitskraft eine erhebliche Steigerung der Produktion herbeiführt. In unserer Tagesagitation aber ist meist der Verteilungsfrage ein zu großes Gewicht beigelegt worden. In den Köpfen eines großen Teils unserer Anhänger herrscht noch immer der Glaube, daß allein durch die Beseitigung des Mehrwerts und eine gerechte Verteilung des Arbeitsertrags die Not der Massen beseitigt

[2] Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

oder doch wesentlich gemildert werden kann. Man hat in der Agitation — an sich mit Recht — von der kapitalistischen Ausbeutung gesprochen, aber meist nicht darauf hingewiesen, daß durch Beseitigung dieser Ausbeutung ohne gleichzeitige Steigerung der Produktion den Massen nur wenig gedient wäre. Wenn daher jetzt von Sozialisierungsproblemen die Rede ist, so wird noch viel zu viel daran gedacht, daß dabei auf Kosten des Kapitalprofits den Massen geholfen werden könne — und davon kann heute, wo die großen Einkommen mit mehr als 50 bis 60 Prozent zur Steuer herangezogen werden, keine Rede sein, trotz der unverschämt hohen Kriegs- und Revolutionsdividenden, die zum Teil nur auf Konjunkturgewinne zurückzuführen sind. Verteilte man heute jene Teile des Kapitalprofits, die nicht zur Beschaffung von Produktionsmitteln gebraucht werden, unter die Massen, so würde wahrscheinlich wenig dabei herauskommen. Nur dieses Starren auf den Profit macht es erklärlich, daß in dem Flugblatt des Parteivorstandes, das seinerzeit gegen die Wissellsche Planwirtschaft gerichtet war, sich Sätze fanden wie: »Der Plan der Planwirtschaft ist fein, aber durchsichtig, die Arbeiter mit den Kapitalisten zu versöhnen, sie mitschuldig zu machen an der Ausbeutung des Volkes und ihre Aufmerksamkeit abzulenken von dem Kampf gegen die Unternehmerallmacht.« Das sind Worte, die nicht gerade von einem Übermaß von volkswirtschaftlicher Einsicht zeugen. Die Unabhängigen bestreiten freilich noch immer den Tagesbedarf ihrer Agitation in erster Reihe damit, daß sie auf die großen Unternehmerprofite hinweisen. Gerade aus diesem Grunde ist aber zu befürchten, daß mit ihnen gemeinsam eine praktische Sozialisierungsarbeit kaum möglich sein wird, weil sie sich statt von sachlichen, von demagogischen Rücksichten leiten lassen. In der mehrheitssozialistischen Partei hat man eingesehen, daß eine baldige Beseitigung des Mehrwerts unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich ist, und weil man, wenn von Sozialisierung die Rede ist, vor allen Dingen an die Abschaffung des Mehrwerts denkt, so besteht vielfach überhaupt wenig Neigung, entschieden für eine Neuorganisation unserer Volkswirtschaft einzutreten. (Schluß folgt)

---

# Sozialidealismus

Von **Karl Vorländer** (Münster i. W.)

Der Sozialismus beherrscht seit der Revolution in stärkerem Maße als je die Geister. Immer neue, kleinere wie größere, Schriften tauchen auf, die, oberflächlich oder geistreich, flach oder tief, alle möglichen Sorten von Sozialismus verkünden. Ganz vor kurzem erst hat K. Hoppe hier das Neueste und Sensationellste dieser Art, den »preußischen« Sozialismus Oswald Spenglers als geistreichen Unsinn mit Recht abgetan. Hoch über allen diesen Sozialismusschriften an Tiefe des Denkens und Höhe der sittlichen Gesinnung steht das neueste Buch des Marburger Philosophen Paul Natorp: Sozial-Idealismus, Neue Richtlinien sozialer Erziehung (Berlin, J. Springer, VII und 262 Seiten Großoktav, Preis 12 Mark).

Schon 1894 schrieb Genosse Bebel in der Neuen Zeit über ihn: »Natorp, der zu den wenigen unter unseren offiziellen Gelehrten gehört, die für die Strömungen der Zeit sich ein offenes Auge bewahrten, hat dafür von der Zunft, die ihre Hauptaufgabe in der Verteidigung des Bestehenden erblickt, sattsam Angriffe erfahren, wie das jedem geschieht, der wagt, sich auf die Seite der Neuerer zu stellen.«

(12. Jahrgang, 2. Band, S. 570). Diese Worte wurden geschrieben anläßlich eines Natorpschen Schriftchens, das zunächst als Aufsatz in Engelbert Pernerstorfers »Deutschen Worten« erschienen war und »Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage« behandelte. Seitdem hat der Marburger Denker allen Anfeindungen zum Trotz manch gutes Wort zur sozialen Erneuerung unseres Volkes vom philosophischen Gesichtspunkt aus geschrieben, vor allem seine bedeutende »Sozialpädagogik«, die kürzlich ihre vierte Auflage erlebt hat. Daneben hatte er bis 1912 in enger Gemeinschaft mit seinem gleichgesinnten älteren Amtsgenossen Hermann Cohen zahlreiche jüngere Denker der »Marburger Schule« herangebildet, die, soweit sie — und das sind sie wohl fast alle — politisch interessiert sind, sämtlich, um mit Friedrich Albert Lange zu reden, »dem Banner der großen Idee« folgen, »die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge faßt«.

Der Idealismus muß sozial, der Sozialismus muß ideal werden. Idealsozialismus könnte der Titel fast ebensogut lauten. Das ist das Leitmotiv des neuen Buches (S. IV). Sozialismus bedeutet »Aufbau der Menschengemeinschaft in Wirtschaft, Staat und Erziehung«. Das letztere, die soziale Erziehung, die allein das soziale Leben der Idee zu unterwerfen vermag, steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Zugleich aber behandelt der Verfasser den ganzen Kreis der damit zusammenhängenden philosophischen, politischen und zum Teil auch wirtschaftlichen Probleme von der hohen Warte des Philosophen und Menschen aus. Wir können aus dem tiefschürfenden Buche nur die wichtigsten Grundgedanken herausheben.

Der feste Bau des alten Staates ist zusammengebrochen. »Der ganze Bau war hohl und fundamentlos. Gerade der innere Zusammenhalt fehlte; er mußte stürzen, wenn es auch eines ungewöhnlich starken Stoßes von außen bedurfte, seine Scheinfestigkeit zu überwinden.« (S. 2.) Und dennoch sind wir noch das Volk der Idee, die selbst in den Fanatikern des Zerstörens lebt. Es kommt nur darauf an, daß sich die nötigen Menschen finden und zusammenschließen zu sofort eingreifender Tat. Ein »Zentralrat der geistigen Arbeit« aller Sachkundigen müßte in Wirksamkeit treten, in Fühlung zwar mit Regierung und Volksvertretung, aber andererseits völlig unabhängig nach allen Seiten hin. Geld darf, wo es sich um die höchsten Bildungsfragen der Nation handelt, keine Rolle spielen. Denn nicht zu »leben« schlechthin ist notwendig, sondern menschlich zu leben, und zwar für alle bis zum letzten Volksglied: während heute das Geld verausgabt wird »für Kriegsrüstungen, für Alkohol und Nikotin, Kino und Varieté, für tausend das Leben nicht nur nicht steigernde und schmückende, sondern schwer schädigende und verunstaltende Dinge« (S. 13). Ferner: Bildung kann nur in der Luft der Freiheit gedeihen. Darum möglichste Dezentralisation, in der Erziehung freie Schulgemeinden, im Wirtschaftsleben nicht Zwangssozialisierung, sondern freiwillige Genossenschaft, anfangend vom häuslichen Leben bis empor zu dem der ganzen Nation. Damit der soziale Staat von der Utopie durch die Wissenschaft zum ersten Male nun auch ins Leben eingeführt werde, zur Rettung — wie Natorp mit Fichte sagt — nicht bloß Deutschlands, sondern zum Heil und Vorbild für das gesamte Menschengeschlecht.

Die soziale Erneuerung muß, so führt das zweite Kapitel weiter aus, die Befreiung aller aus inneren Gebundenheiten jeglicher Art bedeuten, aller, die Befreiung oben wie unten, selbst der Säuglinge, der Irrsinnigen, der Verbrecher, wie schon Pestalozzi es verlangte. Allerdings darf dabei das neue soziale Leben nicht vom materialen, das heißt wirtschaftlichen Unterbau abhängig gemacht werden, sondern muß umgekehrt das Unendliche, das heißt die Idee, dem Endlichen gebieten, für die das Wirtschaftliche nur den festen Ausgangspunkt bildet. Die Revolution von 1789 hat die »Freiheit« in die Freiheit wirtschaftlicher Ausbeutung, die »Gleichheit« zum gleichen Recht aller auf Verungleichung, die Brüderlichkeit in eine allgemeine

»Entbindung« verkehrt (S. 33). Es gibt heute nur einen Weg der Rettung: den Sozialismus der Erziehung, dem es zunächst auf Menschen ankommt, dann erst auf Maßregeln (S. 36). »Sozial« heißt: dem neu erwachsenden Gemeinschaftswillen frei sich selber einordnend (S. 39). Mag Staatsbankrott, Hungersnot, feindliche Bedrohung und Gewaltat kommen: »stürze, was stürzen will, so wird eben damit der Boden frei für den neuen Aufbau« (S. 41). Die Umstände machen doch nicht bloß den Menschen, sondern der Mensch auch wieder die Umstände; das hat nicht bloß Pestalozzi, den Natorp für dies Wort zitiert, das haben auch schon Marx und Engels gesagt. Die einmal erkannte Erkenntnis der Sache muß sich schließlich doch durchsetzen, der durch sie geweckte Wille der Person wird als Pionier den Weg bahnen zur Tat, und die Unmittelbarkeit und die Unbedingtheit des schaffenden Menschengeistes wird das Werk der neuen Erziehung in die Hand nehmen; der Erziehung zur Gemeinschaft in wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Allein wie »der Weg zum Heil«? (3. Kapitel.) Die Schwierigkeiten — für den ganzen Erdkreis — sind ungeheuer. In der Mehrheit an sich liegt noch keine schöpferische Gemeinkraft, an der es überhaupt noch fast überall fehlt. »Der empfindlichste Mangel der heutigen Umwälzung ist der Mangel einer großen, ergreifenden, schöpferischen Idee« (S. 50). Wir dürfen nicht bloß mit Kopf und Hand, sondern müssen auch mit dem Herzen, kurz mit dem ganzen Menschen dabei sein, wenn wir den Neuaufbau der sozialen Wirtschaft und Politik auf dem Grunde einer tiefgreifenden, alle bis in den Kern der Seele erfassenden Erziehung vollführen wollen. Zu wahrhaft innerlicher Gemeinschaft jedoch auch in Moral und Recht, Wissenschaft und Kunst können wir nur gelangen auf Grund eines genossenschaftlichen Wirtschafts- und Staatsaufbaus, der volle Selbstbeteiligung aller Zusammenarbeitenden an Herstellung und Verbrauch der Güter in sich schließt, wobei Natorp sich auf die bekannten Schriften unseres Freundes und Genossen Franz Staudinger bezieht. Auch hierzu aber ist zunächst ein System gemeinschaftlicher Erziehung vonnöten, die Geist und Arbeit miteinander vermählt. Vor allem die lebensnotwendigen und die zweifellos lebensfördernden Betriebe müssen vergenossenschaftet, die anderen möglichst rasch abgebaut werden (S. 65). Auch die Techniker und Leiter der industriellen wie landwirtschaftlichen Betriebe sollten sich in der Erkenntnis, daß nur auf diesem Wege Rettung möglich, für deren genossenschaftliche Grundlage einsetzen. Die psychische Erkrankung des Bolschewismus läßt sich bloß dadurch heilen, daß man wenigstens provisorisch ein Gebäude des Sozialismus aufzuführen versucht (S. 68), was nur durch den schon im ersten Kapitel geforderten und hier (S. 70 ff.) näher ausgeführten »Rat der Schaffenden« (Zentralrat) geschehen kann.

Immer aber kommt Natorp, als auf die unbedingt notwendige Grundlage alles Weiteren, auf die soziale Erziehung zurück, die gleich der Wirtschaft von unten nach oben in unmittelbarer Einwirkung von Mensch zu Mensch aufgebaut werden muß, und die nun in den folgenden Kapiteln in ihren Hauptlinien entworfen wird. Da Natorp selbst vor kurzem auf der Reichsschulkonferenz seine Ideen in vollster Öffentlichkeit entwickelt und Artur Buchenau erst kürzlich an dieser Stelle die Hauptgrundsätze der Sozialpädagogik, der die neue »Zeitschrift für soziale Pädagogik« dienen will, in knapper Zusammenfassung entwickelt hat, so können wir uns über diesen Punkt kurz fassen. Um mit den eigenen zusammenfassenden Worten des Verfassers (S. V) zu reden, so kann ihre Grundlegung nur bestehen »in der vollen seelischen Durchdringung der unmittelbaren Arbeit, wie sie in einem naturnahen Gemeinleben nach dem Typus des Hauses allein möglich ist«. Auf dieser Grundlage vermag dann die soziale Einheitsschule, »ganz als freie, genossenschaftliche Zusammenarbeit« gedacht, sich aufzurichten. »Nur so kann ihre Absicht sich erfüllen, daß ein jeder seine Arbeit und die durch diese geforderte Ausbildung wirklich findet, die ihn befähigt, das Beste an seinem Platze zu leisten und

zu schaffen, gleich sehr zu eigener Befriedigung und zum Heile des Ganzen.« Das bedingt jedoch, wie es von allen tieferblickenden Verfechtern der »Einheitsschule« vertreten wird, einen »frei beweglichen Aufbau des gesamten mittleren Bildungs- und Erziehungswesens«, keine mehr oder minder »zwangsmäßige« Erziehung, »als welche die Einheitsschule noch immer von manchen verstanden wird« (ebenda).

Zu den beiden mehr praktisch-pädagogische Probleme behandelnden Kapiteln 4 und 5 geben dann die beiden letzten noch einen geschichts- und kulturphilosophischen Unterbau und damit zugleich eine »Weiterbildung« von Natorps eigener Philosophie (S. VI), die ihn in gewisser Hinsicht dem philosophischen Ausgangspunkt von Marx, Engels und Lassalle, das heißt Hegel nähert. Die Kluft zwischen dem »Ist« und dem »Soll«, die bei Kant so scharf hervortritt und auch durch die Kritik der Urteilskraft nicht völlig überbrückt wird, erhielt hier ihre letzte Lösung — aber in ganz anderem Sinn und Zusammenhang als bei Bergson oder Spengler — im Begriff des Individuums als des Lebens selbst, bei dem man nicht mehr fragen darf, wozu es lebt (S. 172 f.). Alle Schöpfung, die theoretische wie die praktische, ist schließlich ein »sich selber Schaffen«, das in einem »ewigen Jetzt« lebt (S. 174); weshalb es auch töricht ist, ihm mit Spengler das Horoskop eines in bestimmter Zeit es verschlingenden Zukunftstodes zu stellen, dessen das wirkliche Leben in seiner »unangreifbaren, selbstsicheren Gegenwart des ewig Jetzigen« doch nur lacht (S. 175).

Wir folgen dem Verfasser nicht weiter in seine höchst interessante und tiefdringende Kritik der drei Elemente, aus denen nach E. Tröltsch unsere heutige Kultur bestehen soll, des antiken, des christlichen und des germanischen Geistes (S. 180 bis 188), wie wir denn überhaupt in unserem auf ein Laienpublikum berechneten Aufsatz in die tiefsten philosophischen Tiefen der selbst von Natorp als »ungemein schwer« bezeichneten Problemlage (S. 179) nicht eindringen, sondern nur das Sozialistische davon herausholen wollen. Der Sozialismus im höchsten, nicht bloß wirtschaftlich-politischen, Sinne genommen ist gemeinschaftlicher Kampf des Geistes gegen den »Ungeist« und bedeutet darum auch nicht Herrschaft der *Masse*, sondern gerade Auflösung derselben als solcher (womit auch Marx-Engels' Formulierung der Abschaffung *aller* Klassenherrschaft als Endziel übereinstimmen dürfte). Deshalb ist der wahre Sinn des jetzigen Zusammenbruchs, wie Natorp hier direkt gegen Spengler bemerkt, nicht »Untergang des Abendlandes«, vielmehr im Gegenteil voller *Sieg* desselben, wenn anders »Abendland« die Bejahung der Idee als unendlicher Aufgabe im Sinne Kants bedeutet (S. 190). Der Sozialist fürchtet nicht, daß die ganze Befreiung (Marx: »Emanzipation«) des Menschen zum Zusammenbruch führen müßte; er rechnet vielmehr auf den Zusammenbruch solcher Kurzsichtigkeit (S. 198 f.). Politik, Wirtschaft, Kunst, Religion strotzen in unserer gärenden, revolutionären Zeit so voll von Problemen, die gelöst werden wollen, daß sie »jeden feigen Zweifel an der Lebenskraft des Ganzen Lügen strafen werden« (S. 199).

Das letzte Kapitel, von »Form und Ziel der sozialen Erziehung«, führt in gedankenschwerer Erörterung von neuem auf die höchsten Höhen, in die abgründlichsten Tiefen *philosophischer* Begründung sozialer Erziehung, ja aller Erziehung überhaupt, so daß wir aus eben diesem Grunde nur darauf hinweisen können, es dem eindringlichsten Studium unserer Leser empfehlend. Dem sozialdemokratischen Leser wird eine dem Verfasser wohl selber nicht bewußte oder bekannte Parallele zu einem Engelsschen Gedanken auffallen. Wenn Natorp S. 228 f. davon spricht, daß der letzte Sinn des Menschenwesens in Freiheit und damit Selbstschöpfung bestehe, zu der man aus der seiner Meinung nach weit überschätzten »unausweichlichen Notwendigkeit des Naturgesetzes« nur durch einen Salto mortale (»Todessprung«) sich retten könne, so fühlten wir uns dabei nicht sowohl an die von dem Verfasser genannten Pascal und Pestalozzi, sondern an Friedrich Engels' Wort im Anti-Dühring erinnert vom »Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit«.

Mag Natorps Sozialismus dem Politiker und Wirklichkeitsmenschen manchmal auch zu hochgespannt erscheinen: er bekennt sich ja selbst nicht »auf das Heute und Morgen, sondern auf ferne Zukunft eingestellt« (S. 166). Die Aufgabe und die Idee des Sozialismus bleibt ewig. Deshalb ist der Sozialismus, trotz aller seiner materiellen Erdengrundlagen, die auch Natorp nicht leugnet, wenn er »bis zum Grunde durchdacht« wird, notwendig »Idealsozialismus«, wie andererseits der echte Idealismus, »bis zum Grunde durchdacht«, Sozialidealismus sein muß.

## Literarische Rundschau.

**Handbuch der Revolution in Deutschland 1918 bis 1919.** Lieferung 1 bis 4. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Marx, Hilfsarbeiter im Ministerium. Berlin 1919, Alexander Grübel Nachf.

Der Verfasser ist ein sogenannter »unabhängiger« Politiker, und die Schrift ist ein seltsames Gemisch von referierend-chronologischer Darstellung und oberflächlichen Meditationen. Oft sind die Grenzen zwischen beiden überhaupt nicht sichtbar. Jedenfalls ist es nicht das Werk eines Historikers, worauf das Wort »Handbuch« deuten könnte, sondern das eines Dilettanten. Der Titel des Buches ist in hohem Maße irreführend. Beginnend mit einem Pronunziamento gegen die Mehrheitssozialisten, ist das ganze Werk ein seltsamer Wechselbalg von Handbuch und Pamphlet. Nur ein Beispiel dieser Sorte von »Geschichtschreibung«. S. 232 heißt es unter der Überschrift »Die Strömungen im Sozialismus«: Der »Vorwärts« schreibt: ... folgt der Bericht. ... Der Verfasser, die Aufgabe des Historikers mit der des Diskussionsredners verwechselnd, kann es sich nun nicht verkneifen, gegen diesen Bericht in Fußnoten zu polemisieren.

Das Buch mag vielleicht zum Referentenführer für U. S. P.-Agitatoren taugen, als Beitrag zur Revolutionsgeschichte ist es wertlos. Eine Kompilation, die überdies mit vielen Mängeln behaftet ist. Daß ganze Seiten Stimmungsberichte wiedergegeben werden, ohne daß ihre Herkunft angedeutet wird, daß der Verfasser auch sonst mit Quellenangaben (Zeitungen, Telegraphenagenturen) sehr sparsam ist, erwähnen wir nur nebenbei. Artur Heichen

**»Arbeiterbildung«,** Monatsschrift für die Arbeiterbildungsausschüsse und Bildungsorgan für die Jungsozialisten. Herausgegeben vom Zentralbildungsausschuß der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. Vierteljahrsabonnement M. 6.50 bei Bezug durch die Post. 24 Seiten.

Durch die lange Kriegsdauer und durch die revolutionären Wirren der letzten anderthalb Jahre ist die Bildungsarbeit der Partei zu einem beträchtlichen Teil lahmgelegt worden. Dem soll nun abgeholfen werden. Die vorliegende Monatsschrift will die zerrissenen Fäden neu knüpfen und das begonnene Bildungswerk nach besten Kräften ausbauen. Sie will das Band sein, das die in der Partei vorhandenen geistigen Kräfte zu zweckmäßiger Betätigung vereinigt, sie will die Einzelglieder zu einer Kulturgemeinschaft im höchsten Sinne des Wortes zusammenfassen. In dem Einleitungsartikel »Neue Wege zu alten Zielen« gibt Heinrich Schulz, der langjährige bewährte Leiter unserer Bildungsbestrebungen, das Programm der neuen Monatsschrift. Er weist auf den gewaltigen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Umwälzungsprozeß hin, in dem wir stehen. Die Arbeiter sind heute nicht mehr die Lohnsklaven von ehedem. Es handelt sich heute um positive Mitarbeit des organisierten Proletariats auf allen Gebieten des Volkslebens — auch auf dem der Bildung. Da bedürfen die vorhandenen geistigen Kräfte einer zielklaren Führung. Diese Führung will die »Arbeiterbildung« übernehmen. Literarische Veröffentlichungen, Ausbau des Bibliothekwesens, Vorträge, schul-

mäßige Lehrgänge müssen hier organisieren und freie Bahn schaffen. Auch die Jungsozialisten — Leute zwischen 18 und 25 Jahren — sollen in diesem Sinne bearbeitet werden; eine innere, starke Gemeinschaft muß geknüpft werden, die den Charakter festigt, den kritischen Blick schärft, für den Sozialismus wirbt und, über diesen hinaus, zur Partei führt.

Diesen hohen Zielen, die sich die »Bildungsarbeit« gesteckt hat, wird schon die erste Nummer vollauf gerecht: Konrad Schmidt klärt in einem lesenswerten Aufsatz über »Utopischen und wissenschaftlichen Sozialismus« auf. S. Nestriepke plaudert über »Volksbühnenvereine«; M. Beer gibt eine Vortragsdisposition zu dem Thema »Hegel und Marx«; Karl Korn weist auf Conradys Schrift »Zur Geschichte der Kommune und der Reichsgründung« hin.

Für die Jungsozialisten ist eine Rubrik »Die Tribüne der Jugend« eingerichtet. Hier soll ausschließlich das junge Geschlecht zu Worte kommen. Die Redaktion wird ihm, selbst wenn sie mit den jeweiligen Ausführungen nicht einverstanden ist, in keiner Weise hemmend in den Weg treten. Das vorliegende erste Heft bringt Ausführungen Erich Fäses über »Das geistige Wollen der Jungsozialisten«. Diesen Vollartikeln schließen sich Revuen an: »Bücherschau«, »Jungsozialistische Bewegung«, »Volkshochschulwesen«, »Bildungswesen« usw. In gedrängter Form wird hier das Wichtigste verzeichnet, was den sich für das Parteibildungswesen Interessierenden fesselt.

Die neue Schrift ist freudig zu begrüßen; sie wird eine Lücke ausfüllen, die schon lange hätte getilgt werden müssen; ihre erste Nummer — die Redaktion besorgen Richard Weimann und Karl Korn — bringt bereits vollauf den Beweis dafür, daß die Ziele, die man sich gesteckt hat, auch erreicht werden dürften. Die »Bildungsarbeit« kann daher nicht nur unseren Organisationen, sondern jedem angelegentlichst empfohlen werden, dem die Weiterbildung im Geiste des Sozialismus Herzenssache ist. L. L.

---

Dr. Herbert Studders, **Das Taubesche System der Ziehkinderüberwachung in Leipzig.** Beiträge zur Theorie und Politik der Fürsorge. Herausgegeben von Professor Dr. Chr. J. Klumker. Viertes Heft. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Preis geheftet M. 4.80.

Dr. jur. Franz Wolff, **Die Rechtsstellung der unehelichen Kinder im Bürgerlichen Gesetzbuch und ihre Reform.** Beiträge zur Theorie und Politik der Fürsorge. Herausgegeben von Professor Dr. Chr. J. Klumker. Drittes Heft. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Preis geheftet 4 Mark.

Die neuen Pläne eines Reichsjugendgesetzes, die allgemeine Einführung von Jugendämtern, die unseres Erachtens besser eine Unterorganisation von umfassenderen Wohlfahrtsämtern würden, müssen allen Beteiligten, die am Aufbau des Kinderschutzes mitarbeiten wollen, Grund sein, sich mit den historischen Grundlagen der Unehelichenfürsorge und des Säuglingsschutzes zu befassen. Max Taube, der Begründer des Leipziger Systems, dessen Kerngedanke die Berufsvormundschaft ist, wollte dem unehelichen Kinde eine rechtliche und eine hygienische und persönliche Fürsorge in der Wärme und feinsten Differenziertheit des Familienlebens schaffen, das niemals durch Anstaltspflege ersetzt werden kann; er arbeitete im Sinne Pestalozzis, hundert Jahre nach ihm, an der Rehabilitierung der unehelichen Kinder ganz in dem Geiste, der uns jetzt nach dem furchtbaren Kriege von der Notwendigkeit diktiert wird.

Die Besserstellung des unehelichen Kindes in rechtlicher, hygienischer, sozialer und erzieherischer Hinsicht ist das Ziel des Menschenfreundes. Dem Mangel der grundsätzlich zu erstrebenden Berufsvormundschaft, der in der Unmöglichkeit des Individualisierens gesehen wird, wird damit begegnet, daß, wenn sich ein vorzüg-

licher Einzelvormund, der das Ideal ist, findet, auf Beschluß des Vormundschaftsgerichts auch Einzelvormünder bestellt werden können. Nach dem neuen Gesetz soll das Jugendamt als solches die Vormundschaft erhalten (Amtsvormundschaft). Wir verweisen auf die vorzüglichen Erfahrungen im Rheinland, wo nach dem Vorschlag Landsbergs in Lennep den Kindern neben dem amtlich angestellten Berufsvormund, der lediglich die Sorge für die Geldverhältnisse hat, ein anderer, dem neben der Mutter die Sorge für die Person des Kindes obliegt, gegeben wird, der Hand in Hand mit den peripheren Fürsorgeorganen arbeitet. Wir wissen der sorgfältigen Arbeit von Studders Dank.

Das Buch von Wolff, wie das genannte, aus der Sammlung von Beiträgen zur Theorie und Politik der Fürsorge, die, von der grundlegenden Wirksamkeit Taubes ausgehend, unter Klumkers Leitung Flickwerk zu einem lebensvollen Ganzen bei dem Aufbau unseres Familienrechts ausgestalten wollen, behandelt die Fragen der Vaterschaftstheorie, der Rechtsbeziehungen zwischen Kind und einer Vielheit von Erzeugern (das Rückgriffsrecht des Staates nimmt der exceptio plurium ihre »Zugkraft«), der Zuerkennung voller elterlicher Gewalt an uneheliche Mütter, der Verpflichtung des Vaters zum Unterhaltungsbeitrag, der Verwandtschaft des unehelichen Kindes mit seinem Erzeuger, und bringt eine Reihe außerordentlich beherzigenswerter Reformvorschläge zum geltenden Recht, die wissenschaftlichem Scharfsinn und warmem Herzen entspringen. Die Besserung der Lage des unehelichen Kindes — wir haben 2½ Millionen Uneheliche, 1 Million unter 14 Jahren, 1½ Millionen unter 20 Jahren, jährlich starben 40 000 uneheliche Kinder, ihr Prozentsatz unter den Fürsorgezöglingen ist fünf- bis sechsmal so groß, als es der Zahl nach sein sollte — ist nicht mehr die reine Frage des Wissenschaftlers, vielmehr die des Politikers. Es handelt sich um eine Frage innerstaatlichen Lebens, ob wir vom Schutzverband materieller Interessen zu einer sittlichgeistigen Gemeinschaft gelangen können und wollen. Der Weg führt über Tausende von Vorurteilen und Ungerechtigkeiten hinweg, und Wert wird die Arbeit erst haben, wenn mit ihr Hand in Hand geht die Änderung der Volksüberzeugung. Dem Vorurteil, das das uneheliche Kind mit dem Makel der Minderwertigkeit versah, diesem Urheber so vielen Elends, will das Buch den Todesstoß versetzen helfen. Ausgleichendes Recht für alle, also auch für die Unehelichen, zu schaffen, ist die Aufgabe des Staates; mag manches auf die Mutter des unehelichen Kindes zutreffen, das Neugeborene ist unschuldig. Der durch die sozialdemokratische Partei veranlaßte Zusatz zum Absatz 2 des § 1706 des Bürgerlichen Gesetzbuchs über Namengebung des Kindes reicht nicht aus. Das norwegische Gesetz von 1905 über »Kinder, deren Eltern nicht die Ehe miteinander geschlossen haben«, kann mit Weglassung des für unsere Verhältnisse nicht Passenden einen guten Anhalt für eine künftige Regelung abgeben, zumal wenn die Erfahrungen, die mit dem Gesetz gemacht sind, mitverwertet werden. Eine einheitliche gesetzliche Regelung des Pflegekindwesens ist dringend notwendig, bis vor kurzem beruhte die Fürsorge in Preußen wie im größten Teil des Reiches lediglich auf Verwaltungsverordnungen. Es ist heute kaum möglich, in den, wenn wir nicht irren, einigen vierzig Gesetzen und Verordnungen sich auszukennen. H. B.

Eugen Hoeflich, **Feuer im Osten.** Wien, Verlag von E. P. Tal.

Feuer schlägt aus diesem Buche inbrünstiger Liebe zu Asien. Seltsam gemischt sind Liebe und Haß in diesem Bekenntnis zu Asien, das gleichzeitig eine Absage an Europa bedeutet. Während die Liebe zu den Tieren einzelnen Skizzen warme Tönung verleiht, spricht derselbe Mund Tod und Verdammnis über den zivilisierten Europäer, der mit seinem Ballast falscher Kultur in das unberührte Land gekommen und dessen reine Luft verpestet hat. Wer nie die Stimme des »heiligen Jerusalems« in sich klingen gehört hat, ist nicht befugt, sich zum Richter über die Gefühle des — noch sehr jungen — Dichters aufzuschwingen und sie selbst oder ihren Ausdruck

in erregten, leidenschaftlich bewegten Worten zu verurteilen. Mag uns auch der Geist der Menschheitsversöhnung, der Überbrückung der Gegensätze von Staat zu Staat, von Erdteil zu Erdteil mehr entsprechen, mag besonders unser noch immer nicht aus dem Blutrausch langer Kriegsjahre erwachtes Europa vor dem Abgrund zurückschauern, den der Dichter aufreißt, so bleibt uns billigerweise doch nichts anderes übrig, als die Glut und die Überzeugungskraft Hoeflichs zu würdigen und ihm, besonders was die sogenannte »Kulturverpflanzung« nach Asien anbelangt, eine gewisse Richtigkeit seiner Anschauungen zuzugestehen. Auch verrät die Form des Gebotenen ein starkes dichterisches Talent.

Hoeflich, der zu den Ringenden gehört, denen es bisher nicht gelungen ist, sich durchzusetzen, vielleicht eben deshalb, weil er nicht in europäischem Erdreich wurzelt und ihn die Sehnsucht weitab von den Bahnen des alltäglichen Daseins treibt, verdient entschieden Beachtung, und vielleicht wird es gerade das »Feuer im Osten« sein, das ihn in den Schein der Beachtung rückt. Irma Hift

---

Alfred Bock, **Der Schlund.** Roman. Berlin, Verlag Egon Fleischel & Co. Preis broschiert 7, gebunden 12 Mark.

Der süßliche Kriegsroman, wie er zu Beginn des Krieges aus den Tintenfässern Zweitklassiger in Massen aufzutauchen begann, hat sich recht schnell überlebt. Schriftsteller von stärkerer Bedeutung huldigten ihm überhaupt nicht. In Alfred Bocks neuem Buche hört man das Grollen da draußen nur von ferne. Gleich Klara Viebigs »Töchtern der Hekuba« ist es eine Schilderung der Heimat während der Kriegsjahre, die Bock in seinem Roman gibt, das heißt eigentlich sind es nur lose Szenen, dürftig zusammengehalten in den Schicksalen einer Familie. Bock liebt es, besonders in seinen letzten Büchern, durch nebensächlichen Dialog und anekdotisches Beiwerk die eigentliche Handlung fast ganz zu verdrängen. Solche Methode schlägt selten zugunsten eines Romans aus. Auch in dem vorliegenden Buche nicht. Würde es sich in eine Reihe einzelner Skizzen auflösen — es wäre als Kunstwerk gerechtfertigt. So liest man zwar die heimatliche Dorfplauderei mit genießendem Vergnügen; alles in allem legt man es aber am Schlusse unbefriedigt aus der Hand. Gegen manches seiner früheren Bücher bedeutet dieser »Roman« einen Rückschritt. Wenn schon Roman: dann mehr Konzentration und straffere Komposition! Ki

---

## Notizen

**Japans Handelsflotte.** Japan hat während des Krieges nicht nur seine Kriegs-, sondern auch seine Handelsflotte ständig vermehrt. Nach offizieller Angabe zählte die japanische Handelsflotte am 1. Januar 1920 751 Schiffe über 1000 Bruttoregistertonnen mit einem Gesamtgehalt von 2 423 000 Bruttotonnen. Davon befahren 401 Dampfer mit 806 000 Bruttotonnen Tragfähigkeit ostasiatische Gewässer, während 318 Dampfer mit 1 558 000 Tonnen den Verkehr mit Europa, Amerika, den Südseeinseln, Australien und Indien vermitteln. Recht beträchtlich hat sich während der Kriegszeit der Verkehr mit den ozeanischen Inseln, mit Indien und der Westküste Nordamerikas entwickelt. Es sind auf den Linien nach den Südseeinseln 41 Dampfer, nach Indien 39 und nach der nordamerikanischen Westküste 19 Dampfer beschäftigt.

Seit Ende vorigen Jahres ist auch im japanischen Schiffsverkehr eine zunehmende Abflauung eingetreten. Die Frachten haben abgenommen und die Frachtpreise sind beträchtlich gesunken. Auch die Bautätigkeit der großen Werften weist einen Rückgang auf. Vorläufig haben zwar die Werften noch reichlich zu tun, im Mai waren noch 135 größere und kleinere Dampfer im Bau; aber neue Bestellungen laufen nur sehr spärlich ein.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 22 38. Jahrgang · 2. Band 27. August 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Die britische Genossenschaftsbewegung.** Von Professor Dr. F. Staudinger.

**Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms.** Von Max Sachs. II. (Schluß.)

**Der Heerbann der französischen Bourgeoisie.** Von P. Riebke.

**Neue Literatur über Kultur und Politik außereuropäischer Völker.** Von H. Fehlinger.

**Literarische Rundschau:** L. v. Bortkiewicz, **Bevölkerungswesen.** Ludwig Lessen, **Ein Wanderbuch.** Paul Frank, **Wohlfahrtspflege im Volksstaat.** Upton Sinclair, **Jimmie Higgins.** Bruno Wille, **Der Glasberg.** P. Ostwald, **Deutschland und Japan.**

**Notizen.**

◆◆ **Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark** ◆◆

**Stuttgart**

**Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.**

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

**Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.**

**Schiff, Walter,** Der Arbeiterschutz der Welt. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Ergänzungsheft XVI. Tübingen, J. C. B. Mohr. 487 S. Geh. 36 M. zuzüglich Teuerungszuschlag.

**Schippel, Max,** Arbeitsgemeinschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften in England. (Übersetzung der Whitley Reports.) Mit einer Einleitung versehen. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 48 S. Geh. 5 M.

**Schulz, Heinrich,** Der Weg zum Reichsschulgesetz. Leipzig, Quelle & Meyer. 195 S. Geh. 8 M., geb. 12 M.

**Sickinger, A.,** Arbeitsunterricht, Einheitsschule, Mannheimer Schulsystem im Lichte der Reichsverfassung. Leipzig, Quelle & Meyer. 125 S. Geh. 6 M., geb. 8 M.

**Straßers Taschenbuch der Wiener Börse 1920.** Wien, Straßer & Co. 82 S. Geh. 10 Kronen.

**Szanto, Bela,** Klassenkämpfe und die Diktatur des Proletariats in Ungarn. Mit einem Vorwort von Karl Radek. Wien, Verlagsgenossenschaft „Neue Erde". 100 S. Geh. 10 M.

**Teslin, E.,** Freiheit oder Gewalt? Wien, Verlagsgenossenschaft „Neue Erde". 32 S. Geh. M. 1.50.

**Tews, J.,** Ein einheitlicher Lehrerstand. Die Voraussetzung und Grundlage der Volkseinheitsschule. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt. 37 S.

**Tirazian, A.,** Zur Kritik der Böhm-Bawerkschen Kapitaltheorie. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 151 S. Geh. 12 M.

**Tönjes, M. A.,** Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufbau. Hannover, Fr. Czwiertnia. 32 S. Geh. M. 4.20.

**Varga, E.,** Die wirtschaftspolitischen Probleme der proletarischen Diktatur. Wien, Verlagsgenossenschaft „Neue Erde". 137 S.

**Vier Jahre verfehlte Kriegspolitik.** Auf Grund der Dokumente dargestellt. Berlin, Zentralverlag. 31 S. Geh. 1 M.

**Wege zum Sozialismus.** Berlin, Paul Cassirer.

**Heinrich Heine und der Sozialismus.** Ausgewählt und eingeleitet von Herm. Wendel. 100 S. Kart. 4 M.

**Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus.** Ausgewählt und eingeleitet von Karl Vorländer. 104 S. Kart. 6 M.

**Lassalle und der Sozialismus.** Ausgewählt und eingeleitet von Eduard Bernstein. 76 S. Kart. 4 M.

**Marx als Geschichtsphilosoph.** Von Alfred Braunthal. 192 S. Kart. 6 M.

**Robert Owen und der Sozialismus.** Ausgewählt und eingeleitet von Helene Simon. 134 S. Kart. 4 M.

**Saint-Simon und der Sozialismus.** Ausgewählt und eingeleitet von Gottfr. Salomon. 108 S. Kart. 4 M.

**Wendel, Herm.,** Aus und über Südslawien. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 110 S. Geh. M. 4.50.

**Wittich, H.,** Die Landwirtschaft der Zukunft. Frankfurt a. M., Unionbuchdruckerei und Verlagsanstalt. 15 S. Geh. 60 Pf.

**Wohnungsuntersuchungen im Jahre 1918.** Im Auftrag des Vorstandes der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin bearbeitet von Alb. Kohn. Berlin, Selbstverlag.

**Wynen, A.,** Die Rechts- und insbesondere die Vermögensfähigkeit des Apostolischen Stuhles nach internationalem Recht. Freiburg i. Br., Herder & Co. 120 S. M. 8.80.

**Zech, Paul,** Golgatha. Eine Beschwörung zwischen zwei Feuern. Hamburg, Hoffmann & Campe. 136 S.

**Zellenbücher.** Leipzig, Dürr & Weber. Geb. M. 5.50.

**Bürgel, Bruno H.,** Du und das Weltall. 79 S.

**Erkes, Ed.,** Chinesen. 82 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22 Ausgegeben am 27. August 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Die britische Genossenschaftsbewegung

Von Professor Dr. F. Staudinger

In der »Cooperative News« (Genossenschaftsnachrichten), dem Hauptblatt des Britischen Genossenschaftsverbandes, wurden am 17. Januar folgende Worte an die deutschen Genossenschafter gerichtet: »Die Gesetze erklären, daß wir nicht länger Feinde sind. Es ist jetzt möglich für gewöhnliche Leute meines Schlages, von ‚meinen deutschen Freunden' zu sprechen, ohne das Gesetz zu verletzen. Laßt unsere ersten Worte sein: Gruß euch, würdige deutsche Genossenschafter. Unsere Bewegung braucht uns alle.« Diese Worte »sind gerichtet an jene — eine erfreulich große Schar, des bin ich gewiß —, die während der Wehen und Mühen der verflossenen fünfeinhalb Jahre gestrebt haben, die Fahne der Genossenschaft hochzuhalten und die höchsten genossenschaftlichen Ideale, die der Krieg so brutal schändete, vor dem Erlöschen zu bewahren.«

Im selben Geiste hat dann der Sekretär des »Internationalen Genossenschaftsbundes«, Herr Henry May, zur Tagung des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften am 14. Juni in Harzburg brieflich herzliche Worte an die Deutschen gerichtet. Und dieselben Gedanken klangen durch die Reden der britischen Genossenschafter, die auf der Tagung des Schweizer Genossenschaftsverbandes in Lugano am 26. Juni dieses Jahres erschienen waren. Hier sprach Henry May die denkwürdigen Worte: »Die Gesellschaft der Nationen befindet sich in unmittelbarer Gefahr, durch den Höchsten Rat der Alliierten erdrosselt zu werden, anstatt daß jener Rat sich bemühte, dem Völkerbund Kraft, Macht und Autorität zu verleihen. Was ist hiergegen zu unternehmen? ... Die Internationale Genossenschaftsallianz bildet die wahre Liga der Nationen. Sie ist eine Liga der Völker, die sich schon in Tätigkeit befindet und die seit langer Zeit über ihre Anfänge hinaus gediehen ist«, wenn auch deren praktisches Feld »noch viel zu beschränkt ist. An uns Genossenschaftern ist es, unsere Bewegung zur Grundlage einer wirklichen und dauernden Zivilisation zu machen.« Und als Echo dieser Rede tönte vom französischen Vertreter Herrn E. Poisson das Wort zurück: »Der Internationale Genossenschaftsbund ist eine Kooperation von Menschen und muß sich zu einer solchen von ganzen Völkern weiterentwickeln. Wir werden von diesen Dingen das nächste Jahr auf dem Internationalen Kongreß zu Basel zu sprechen haben. Ich hoffe, daß bei dieser Gelegenheit die Glocken des Münsters neuerdings wie im Jahre 1913 ihre eherne Stimme erheben werden, um jedoch der Welt den wirklichen Beginn einer neuen Ära des Zusammenwirkens der Völker zu verkünden.«

Das sind die Zielgedanken der britischen und überhaupt aller Konsumgenossenschaftsbewegung. Seit ihren ersten Anfängen im achtzehnten Jahr-

hundert hat sie sich in diesem Gedanken stetig entwickelt und seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts alle vom Handelsprinzip beherrschten Nationen ergriffen. Will man ihre Kerngedanken zusammenfassen, so wird man etwa auf folgende Sätze kommen:

1. Das Wesen der Wirtschaft arbeitsteilig schaffender freier Menschen liegt in der Art, wie die Produktion zu ihrem normalen Endziel, zum Gebrauch, in Beziehung gesetzt wird.

2. In der Handelswirtschaft wird das normale Ziel dem Profitziel, dem Streben, aus Geld mehr Geld zu machen, untergeordnet. Dadurch wird zwar die Welt allmählich, besonders aber im industriellen Handelszeitalter, zu einem Gewebe von miteinander arbeitenden und füreinander arbeitenden Menschen und Menschengruppen verbunden, aber sowohl die in der Produktion organisierte Miteinanderarbeit als auch die im Handelsaustausch sich realisierende Füreinanderarbeit wird dem Privatkapital untertan, und dessen Gewinnstreben treibt die gegeneinander konkurrierenden Kapitalmächte notwendig zu immer wuchtigeren und vernichtenderen Kämpfen gegeneinander.

3. Das Ziel der dadurch geschädigten Völker muß danach sein: »By means of mutual association to eliminate the present competitive System and to substitute mutual cooperation for the common good as the basis of all human society.« (Durch gegenseitige Vereinigung das heutige Konkurrenzsystem zu beseitigen und an dessen Stelle das gegenseitige Zusammenwirken zur Grundlage aller menschlichen Gesellschaft zu machen.)

Dieser letzte Satz, der in der Einleitung zu Catherine Webbs offiziellem genossenschaftlichem Lehrbuch enthalten ist, gibt bewußt und ausdrücklich den sozialistischen Grundgedanken der britischen Genossenschafter wieder. Sie nennen ihn zwar nicht sozialistisch. Denn unter diesem Wort verstehen sie nur die auf Expropriation nach Eroberung der politischen Macht gerichtete sozialistische Zielbewegung; aber eben ihr Ziel ist genau derselbe Grundgedanke, der auch das Erfurter Programm beherrscht. Und man würde fehlgehen, wenn man glaubte, diese Genossenschaftsbewegung faßte nur den Warenverkauf ins Auge. Nein, »distributive« und »productive« gehören für sie zusammen, »not only must the goods sold be pure, but the conditions under which they are produced, must be taken into account.« (Nicht nur müssen die Verkaufsgüter rein sein, sondern die Bedingungen, unter denen sie hergestellt werden, müssen in Betracht gezogen werden.) »Nicht nur Vergesellschaftung, sondern gleichwertige Vergesellschaftung auf dem Boden gesetzmäßiger Gleichheit ist grundlegend. Entscheidender Gesichtspunkt ist das allgemeine Wohl. Aller Reichtum ist gemeinschaftliches Eigentum.«

Dem entspricht die Politik innerhalb der Genossenschaft. Sie ist »im Wesen humanitär und in bestimmter Hinsicht ethisch«. Die Genossenschaft ruht auf einer »demokratischen Form« und sucht auf ihrem Grunde »Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit in allen sozialen und wirtschaftlichen Lebensbeziehungen zu fördern. Um das Ziel zu erreichen, sind die besten Gehirne und Muskeln, die höchste Geschicklichkeit und Fähigkeit, die schönsten Charaktereigenschaften notwendig. In Rücksicht hierauf wird die Erziehung zur grundlegenden Notwendigkeit.«

Das sind die leitenden Grundideen der britischen Sozialgenossenschaft.

Was unterscheidet nun diese sozialistische Bewegung von der, welche man bis vor kurzem in Deutschland allein so zu nennen pflegte? Es ist nicht etwa das politische Mittel, wie man bei oberflächlichem Blicke glauben könnte; denn die britischen Genossenschaften wollen sehr nachdrücklich auch auf die staatliche Politik einwirken. Besonders in letzter Zeit, seit kurz vor dem Kriege, ist das Bestreben, genossenschaftliche Vertreter in die Parlamente zu bringen, hervorgetreten. Richtigerweise muß man sagen: Der genossenschaftliche Sozialismus geht grundlegend vom inneren Aufbau der sozialistischen Gesellschaft aus, um dann durch politische Mittel deren Entwicklung zu unterstützen, während die kontinentale sozialistische Bewegung von vornherein von der Politik ausgeht, um mittels ihrer nach Eroberung der politischen Macht den sozialistischen Aufbau zu erzwingen. Der erstere Weg ist jedenfalls derjenige, den Engels gegenüber Dühring als den Werdeweg der bürgerlichen Entwicklung gekennzeichnet hat, und er entspricht dem Wege, den Marx in dem Vorwort »Zur Kritik der politischen Ökonomie« als allgemein maßgebend für das Verhältnis von Unterbau und Überbau gelehrt hat. Vom zweiten ist nach bisheriger Erfahrung schwerlich etwas zu hoffen, ehe der Sozialismus auf dem ersten Weg eine genügende Stärke erreicht hat.

Daß diese Wege aber so verschieden gewählt wurden, entspringt einem tieferliegenden Grunde. Im geldvermittelten Austausch haben wir zwei Pole, den ersten, wo die Ware sich in Geld, und den zweiten, wo dies Geld sich wieder in Ware umsetzt. Für die ausgebeutete Klasse bleiben diese beiden Pole auch gegenüber der Handelswirtschaft bestehen. Am ersten Pol tritt die Ware oder Arbeitskraft gegen Geld in den kapitalistischen Kreislauf ein, und am zweiten Pol entnimmt ihm die Gebraucherschaft ihre Bedarfsmittel, indem sie hier zugleich dem Kapital die Werte und Mehrwerte realisiert. Es fragt sich nun, auf welchem dieser beiden Pole die Ausbeutung durch den Kapitalismus vorzugsweise stattfindet, beziehungsweise auf welchem diese Ausbeutung als solche am deutlichsten als Druck verspürt wird. In der ersten Zeit des Hochkapitalismus, wo die Löhne noch verhältnismäßig besser waren, wo aber die händlerische Verteilung in den Industrieorten sowie die Letztproduktion sich noch monopolistisch in den Händen weniger kleiner Ortskrämer, Bäcker, Müller und dergleichen befand, spürte das Volk, insbesondere der Arbeiter, die Ausbeutung mehr am zweiten Pole. Dieser Umstand brachte es gerade in Großbritannien um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, in schwächerem Maße nach 1848 in Deutschland dahin, daß die Bevölkerung sich durch genossenschaftliche Verbindung billigere Waren zu beschaffen suchte. Die dieser Entwicklung folgende Theorie zeitigte Ende der zwanziger Jahre bereits die in diesem Betracht glänzenden Untersuchungen von William King und William Thompson, welche in der genossenschaftlichen Vereinigung der Käufer und der darauf gebauten Produktion die Befreiung vom Kapitalismus begründeten. Auf der Nachwirkung dieser auf den Schultern von R. Owens Lehren sich aufbauenden Theorien beruhte denn auch die praktisch grundlegende Genossenschaftsbildung der Pioniere von Rochdale 1844, auf die im wesentlichen die ganze heutige Konsumgenossenschaftsentwicklung zurückgeht.

Aber schon zur Zeit dieser Gründung hatte sich der Schwerpunkt der kapitalistischen Ausbeutung mehr auf den ersten Pol verlegt. Die kapitalistischen Waren wurden infolge des Zusammenwirkens von technischem Fortschritt und allseitiger Konkurrenz billiger, während der Lohndruck beim Verkauf der Arbeitskraft und danach die Arbeitslast immer schwerer empfunden wurden. Politische Bewegung, gewerkschaftliche Bewegung und produktivgenossenschaftliche Bewegung traten infolgedessen mehr in den Vordergrund. Zwar die politische Bewegung des Chartismus scheiterte in Großbritannien bald, aber die gewerkschaftliche dehnte sich aus, und die besonders von den christlichen Sozialisten aus Frankreich herübergeholte produktivgenossenschaftliche Bewegung, welche auch in den Konsumgenossenschaften die Arbeiter als Produzenten begünstigte und die Gewinnbeteiligung einzuführen suchte, brachte in der sehr langsam wachsenden Konsumgenossenschaftsbewegung lange und heftige Kämpfe hervor.

Aber diese Geistesrichtung, von deren Atmosphäre auch Marx und Engels und noch mehr Lassalle beeinflußt waren, konnte eine organische Loslösung vom Kapitalismus nicht schaffen. Es zeigte sich, daß Produktivgenossenschaften, sofern sie nicht ihren Halt an konsumgenossenschaftlichem Absatz und damit an konsumgenossenschaftlicher Beeinflussung erlangen, entweder kapitalistisch werden oder zugrunde gehen. Der Kampf zwischen diesen beiden Ideenrichtungen wurde in Großbritannien ganz automatisch zugunsten der konsumgenossenschaftlichen Entwicklung entschieden. Und politisch? Es ist bis jetzt noch kein Erweis geführt worden, daß es möglich sei, den Kapitalismus auch nach erlangter politischer Macht aus den Angeln zu heben. Karl Marx wurde ja schon nach der Kommune irre an diesem Gedanken. Wenn die theoretisch so überragenden Lehrer dieses Sozialismus glaubten, der Kapitalismus selbst schule bereits die Massen kooperativ, für den Sozialismus, ohne daß diese es nötig hätten, sich in dessen allmählichem Aufbau als solchem zu schulen, so vermengten sie da zweifellos die Zusammenarbeit als Miteinanderarbeit in der Großfabrik und die Zusammenarbeit als Füreinanderarbeit, die sich zwischen freien Menschen unter allen Umständen auf dem Wege des Austausches zwischen den Produzenten als gegenseitigen Konsumenten vollziehen muß. Die Miteinanderarbeit organisierten schon die Inkas und die Pharaonen im großen. Die Art der Füreinanderarbeit aber kennzeichnet die verschiedenen ökonomischen Verhältnisse. Ob sie durch Herrschaft oder durch Tausch bedingt werden und dann durch welche Form des Austausches, darauf kommt es an. Und Austausch bedeutet nicht nur Verteilung, sondern auch Sammlung der Tätigkeiten und ihrer Erzeugnisse.

Indem der Handel diesen Austausch dem individualistischen Gewinnprinzip dienstbar machte, beherrschte er allmählich auch die Arbeit und zog sie endlich in der Fabrik in seinen unmittelbaren Dienst. Indem die Genossenschaft den Gemeinschaftsaustausch an dessen Stelle setzt, macht sie in ganz entsprechendem Entwicklungsgang zunehmend schon die kapitalistischen Betriebe mittels des Absatzes an sich von sich abhängig, und indem auch die kapitalistischen Arbeiter hier ihre verschiedenen Arbeitsprodukte austauschen, gewinnen sie zunehmend die Mittel, in genossenschaftlichen Betrieben mit dem Kapital auch produktiv zu konkurrieren und hier unmittelbar ohne kapitalistische Ausbeutung füreinander zu arbeiten und sich ohne die durch den

Kapitalismus hervorgerufenen Konkurrenzhemmungen gegenseitig zu versorgen. Das ist der Gedanke, der gerade in Großbritannien maßgebend ward. Hier wird er auch mit wachsendem Erfolg der energisch von Kind auf betriebenen genossenschaftlichen Erziehung zugrunde gelegt, wie ja die Einleitung zu dem erwähnten genossenschaftlichen Lehrbuch deutlich zeigt.

Freilich ging die Entwicklung der Genossenschaft im letzten Jahrhundert auch in Großbritannien recht langsam vor sich, wenn auch weit rascher als in Deutschland. 1863 wurde die Englische, 1867 die Schottische Großeinkaufsgesellschaft gegründet, während die Deutsche erst 1892 das Licht der Welt erblickte. Und während die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung im »Allgemeinen Verband« von Schulze-Delitzsch 1870 erst 111 Vereine mit 45 000 Mitgliedern und etwa 9 Millionen Umsatz hatte, verfügte die britische um diese Zeit (1872) bereits über 927 Vereine mit 308 000 Mitgliedern und 180 Millionen Umsatz. Am Jahrhundertschluß war die deutsche Genossenschaftsbewegung im Allgemeinen Verband auf 568 Vereine mit 522 661 Mitgliedern und 127 Millionen Umsatz angewachsen, wogegen der Britische Genossenschaftsbund 1439 Vereine mit 1 700 000 Mitgliedern eine Milliarde Umsatz zu verzeichnen hatte. Daneben bestanden freilich in Deutschland noch etwa 2000 meist kleine und kleinste Vereine, deren Mitgliederzahl Kaufmann auf 300 000 schätzt, deren Umsätze nicht festzustellen, jedenfalls aber gering sind.

Die Großeinkaufsgesellschaften Großbritanniens allein hatten damals einen Umsatz von 421 Millionen Mark an ihre Genossenschaften, die deutsche knapp 8 Millionen. Die Eigenproduktion der britischen Genossenschaften einschließlich der Großeinkaufsgenossenschaften betrug schon über 200 Millionen Mark, während in Deutschland damals die Eigenproduktion der Genossenschaften noch minimal und eine solche der Großeinkaufsgesellschaft bis 1910 überhaupt nicht vorhanden war. Erst 1914 erreichte der Zentralverband deutscher Konsumvereine die obengenannte Mitgliederzahl der britischen Konsumgenossenschaften, und erst im Jahre 1919 stieg sein Umsatz und die gesamte Eigenproduktion annähernd auf die Höhe des britischen im Jahre 1900.

Unterdessen aber haben die britischen Genossenschaften weitere gewaltige Fortschritte gemacht. Zwar bis zum Jahre 1914 ging es verhältnismäßig gemächlich voran, und als die deutschen Genossenschafter im Jahre 1913 beim Besuch des Internationalen Genossenschaftstags in Glasgow die britischen Genossenschaften durchwanderten, fanden sie, daß die britische Entwicklung zwar ausgebreiteter, aber sowohl technisch wie organisatorisch nicht hervorragender sei als die deutsche, ja sogar in manchem zurückstehe. Immerhin zeigt die Mitgliederzahl dieses Jahres bereits die Höhe von 2 880 000, der Umsatz 1,7 Milliarden Mark, und die beiden Großeinkaufsgesellschaften vermittelten von diesem Betrag 819 Millionen, also fast die Hälfte. Bis zum Ende von 1918 aber war die Mitgliederzahl bereits um eine ganze Million, auf 3 800 000, und im Jahre 1919 sogar auf nahezu 4 Millionen gestiegen. Und obwohl auch in Großbritannien über Kriegsgewinnlerpraktiken und mangelhafte Zuteilung von rationierten Waren an die Konsumgenossenschaften geklagt wurde, so konnten sie das doch schon politisch überwinden und ihren Vertreter mit maßgebender Befugnis in das Kriegswirtschaftsamt bringen. So stieg doch der Umsatz bis 1919 auf

über 3 Milliarden Mark. Davon beschafften die beiden Großeinkaufsgesellschaften über 1,6 Milliarden, und zwar 463 Millionen aus eigener Produktion. In der Genossenschaft selbst beschäftigt waren 1918 bereits im ganzen 164 000 Personen, wovon in den Großeinkaufsgesellschaften selbst 32 500. Auf erstere entfielen fast 300 Millionen Mark Löhne und Gehälter.

Die Arbeitsverhältnisse waren vor dem Kriege dahin geregelt, daß die Arbeiter der Genossenschaften einfach die üblichen Gewerkschaftslöhne erhielten. Etliche Genossenschaften und die Schottische Großeinkaufsgesellschaft gaben außerdem noch Gewinnanteile. Der einst die Arbeiterschaft völlig beherrschende und in den Produktivgenossenschaftsbestrebungen verkörperte Gedanke, es komme auch für den Arbeiter in erster Linie auf das am ersten Tauschpol erhaltene Geld und nicht auf die am zweiten zu erwerbende Ware an, spiegelt sich auch hierin wider. Die im Grunde durchaus kapitalistischen Ideen von Produktivgenossenschaft und Gewinnbeteiligung haben die Entwicklung ganz erheblich gehemmt.

Für die arbeitende Klasse kommt es nicht darauf an, mehr Geld, sondern mehr Bedarfsmittel zu erlangen, während das herrschende Handelssystem in seinem natürlichen Streben nach mehr Geld nicht nach dem Gesichtspunkt des Existenzmaximums für die Menschen, sondern nach dem des Gewinnmaximums für das Kapital verfährt. Aber dieser Geist infiziert dann auch die ausgebeutete Klasse, und so faßten auch die Arbeiter vorab mehr Geld statt mehr Nutzproduktion auch in ihren eigenen Betrieben ins Auge. Es sind auch in Großbritannien gerade nach dem Kriege Streiks in den Genossenschaften vorgekommen, und die Genossenschaftsarbeiter haben sich schon seit 1896 zu einer Genossenschaftsarbeitergewerkschaft (Amalgamated Union of cooperative Employees) zusammengeschlossen, die sich zuweilen in Gegensatz zu den allgemeinen Gewerkschaften und zu den Genossenschaftsinteressen stellt. Das Bewußtsein, daß der Sozialismus nur im erfolgreichen Konkurrenzkampf der Genossenschaft mit dem Kapitalismus zum Siege gelangen kann, dieser, wenn auch leider nicht von Marx selbst gezogene unweigerliche Folgesatz der Marxschen Lehre von der Realisation der Werte und Mehrwerte am zweiten Tauschpol ist leider noch drüben so wenig wie hüben in das Bewußtsein der Arbeiter eingedrungen.

Aber trotzdem nimmt die Güterbeschaffung auch durch die eigene Produktionstätigkeit infolge verschiedener günstiger Umstände gerade in Großbritannien in den letzten Jahren einen geradezu überraschenden Fortgang. Sowohl die Einzelgenossenschaften wie die Großeinkaufsgesellschaften vermehren ihr Cooperal, welches das Kapital expropriiert und als sozialistisches Gemeineigentum an dessen Stelle tritt, in zunehmend wachsendem Umfang. Allerdings verwenden auch sie dabei noch Anleihemittel, weil sie nicht, wie es eigentlich geschehen sollte, die Überschüsse vor allem zur Anhäufung zinsfreien Eigenvermögens zusammenhalten, sondern das meiste noch individualistisch in hohen »Dividenden« verzetteln. Aber es bleibt doch bei der wachsenden Ausdehnung noch ein gut Teil übrig, und die Zinsen kommen den eigenen Leuten, nicht aber fremdem Kapital zugute. Die Reserven, welche das eigentliche Cooperal darstellen, betrugen im Jahre 1900 bereits über 40 Millionen, wovon etwa 18 auf die beiden Großeinkaufsgenossenschaften fielen, 1911 waren sie bereits auf 100 Millionen angewachsen, und seitdem müssen sie sich ganz enorm vermehrt haben. Denn die

Überschüsse sind seitdem von 260 auf 360 Millionen gestiegen, obwohl sie sich seit 1918, wo sie 276 Millionen betrugen, infolge von den Umstellungen nach Aufhören des Krieges und durch Lohnerhöhungen usw. etwas gemindert haben.

Wie es da sowohl in den Einzelgenossenschaften wie in den Großeinkaufsgesellschaften vorangeht, das mögen ein paar Beispiele zeigen. Überall mehrte sich der Grunderwerb auch der Einzelgenossenschaften, zum Teil für Milch-, Fleisch- und Produktenversorgung, sodann zur Anlage von Kleingärten für die Mitglieder. Die Großeinkaufsgesellschaften haben 1917 an 14 000 Hektar erworben, im Jahre 1918 9000 Hektar. Ende 1917 kaufte die Englische Großeinkaufsgesellschaft ein ganzes Dorf in Cheshire mit 21 Pachthöfen. Sodann starke Vermehrung der Produktivbetriebe. Die Englische Großeinkaufsgesellschaft erwarb eine neue Mühle in Hull mit 67 Sack Stundenleistung. Sie besitzt nun Großmühlen in London, Newcastle, Bristol, Manchester, Hull und ist daran, eine neue in Mersey zu errichten. Dazu kamen: Schuhfabrik für Kinderfußzeug in Derby, Porzellan- und Steingutfabrik für bessere Sorten mit fünf Öfen in Longton, Sägewerke in Salford, Textilwarenfabrik in Devonshire für 5 Millionen Mark, Gerbereien in deren Nähe, Fahrradfabrik, Automobilfabrik, Tabakfabrik usw. Eine jüngst in Genossenschaftskreisen von ihr aufgelegte Anleihezeichnung zur Förderung dieser Ankäufe bringt 60 Millionen.

Hand in Hand damit geht die Ausdehnung nach außen, Vergrößerung der Tee- und sonstigen Plantagen in Indien, Angliederung von neuen Genossenschaften daselbst, von Negergenossenschaften in Britisch-Guyana und Jamaika. Ihre Arbeiter in ihren Auslandsbesitzungen organisiert sie ebenfalls genossenschaftlich, und Auslandsverbänden, wie den französischen, springt sie im Kriege hilfreich bei. Nimmt man dazu, welchen Einfluß die Genossenschaft schon durch massenhafte Güterabnahme von kapitalistischen Betrieben auf diese ausübt und wie sie diese durch Zuwendung oder Versagung ihrer Kundschaft in der Hand hält, so kann man sagen, daß sie bereits tatsächlich eine soziale Macht in Großbritannien geworden ist. In der englischen Lebensmittelkontrolle sitzt nunmehr auch der Arbeitervertreter Clynes als Vorstand. Wenn nicht die Arbeiter selbst durch eigene Torheit den Fortgang stören, so wird die britische Genossenschaft kaum viel mehr als ein bis zwei Jahrzehnte brauchen, um die Mehrheit der britischen Bevölkerung mit der Mehrzahl ihrer Bedarfsmittel profitfrei zu versorgen; und damit wird sie die soziale Füreinanderarbeit der Herrschaft des Gewinnsystems im wesentlichen entrissen haben, wenn dies auch in Nebengewerben noch weitervegetiert. Da diese im Endglied in der Realisierung von der vereinigten Gebraucherschaft abhängig ist, so ist auch mit dessen Beherrschung durch die Genossenschaft die Abhängigkeit vom Profitsystem im ersten Gliede, das heißt in der Arbeit, beseitigt.

Dazu kommt aber noch, daß die Genossenschaften aller Länder untereinander im Internationalen Genossenschaftsbund vereinigt sind, einem Bunde, der auch im Kriege standgehalten hat und nunmehr im nächsten Jahre in Basel wieder in alter Weise zusammentritt. Da wird sich dann, wesentlich von britischer Seite gestützt, auch der Plan einer internationalen Großeinkaufsgesellschaft verwirklichen lassen,

welche dann den Beginn eines wirklich wirtschaftlich-sozialen Völkerbundes darstellen wird, eines Bundes, durch den sich die Arbeiterschaft der verschiedenen Zonen und Länder ihre Arbeitsprodukte auf einem vom Profitstreben ungehemmten Wege nach gegenseitiger Vereinbarung friedlich vermitteln kann.

Versteht und beschreitet die unter dem Profitsystem leidende Volksmasse, versteht insbesondere die Lohnarbeiterschaft mehr und mehr diesen Weg, erkennt sie, daß hier auf dem zweiten Pol der Austauschwirtschaft der Weg zur Befreiung von jenem System offensteht, während sie, allein den ersten berennend, unübersteigliche Felswände bestürmt, so kann sich in nicht ferner Zukunft das Wort des Bischofs von Liverpool bewahrheiten, der auf dem Genossenschaftskongreß in Liverpool am 21. Mai 1918, also noch mitten im Kriege, den Genossenschaften zurief: »Vor meinem Auge zeigt sich die Frühdämmerung eines neuen schöneren Tages, als ihn die Welt bisher gesehen hat. Die Genossenschaften tragen dazu bei, in der schrecklichen Periode, die wir soeben durchleben, den Geist echter Brüderlichkeit zu verbreiten.« Und die Redner, die ihm folgten, besonders Anourin Williams, der Vorsitzende, und Thomas Killon, der Direktor der Großeinkaufsgesellschaft, verstärkten diese Worte, indem sie betonten, daß wir uns nicht von den gierigen Krallen des Mammons und vom Kriege befreien können, wenn nicht das Genossenschaftsprinzip als treibende Kraft unser Leben durchdringt und die Praxis beherrscht.

Wie man die Kräfte des Kapitalismus selbst benutzen muß, um sich von seinen Schlingen zu lösen, das können wir also bereits deutlich in dem industriell hochentwickelten Siegerland England, im Lande weltweitester Füreinanderarbeit, studieren. Hier, nicht in einem aus nebeneinanderarbeitender Bevölkerung von Bauern bestehenden Lande, können zuerst die ausreichenden Kräfte erstehen, die durch den praktischen Aufbau sozialistischer Austauschgemeinschaft die kapitalistischen Sieger von heute überwinden. Hier wachsen schon heute mächtig die zum Bunde mit uns bereiten, auch uns einst, sofern wir nur selbst wollen, befreienden Kräfte.

## Die Notwendigkeit eines Aktionsprogramms

Von Max Sachs (Schluß)

II

In Nr. 16 der Neuen Zeit wirft Genosse Cunow die Frage auf, ob heute eine Umarbeitung des Erfurter Programms erforderlich und zweckmäßig sei. Man kann Cunow nur beistimmen, wenn er der Meinung ist, daß eine Umarbeitung des ersten Teils des Erfurter Programms unter den gegenwärtigen Umständen nicht von großem Nutzen für die Partei wäre, da dieser erste Teil nur eine theoretische Prinzipienerklärung enthält. Um so notwendiger ist es, daß wir uns ein Aktionsprogramm schaffen, in dem wir sagen, was wir in der nächsten Zeit durchsetzen wollen.

Der zweite Teil des Erfurter Programms ist ja zum größten Teil durch die Entwicklung erledigt, so daß jetzt eigentlich kein Dokument existiert, das die Gegenwartsforderungen unserer Partei zusammenfaßt. Auch außerhalb der sozialistischen Parteien sieht man immer mehr ein, daß wir zu der alten

kapitalistischen Gesellschaftsordnung, wie sie vor dem Kriege bestand, nicht mehr zurückkehren können, und daß wir uns in einem Übergang von der hochkapitalistischen zu einer sozialistischen Gesellschaft befinden. Aber unsere Partei, die am ersten dazu berufen wäre, diesen Übergang zu fördern und zu beschleunigen, sagt nirgends, welche Maßnahmen sie zur Erreichung dieses Ziels eigentlich durchsetzen will. Wir sind in den Wahlkampf natürlich mit der Erklärung gezogen, daß wir eine sozialistische Mehrheit im Reichstag erlangen wollen. Jedoch nirgends wurde klar formuliert, was denn eigentlich eine solche Mehrheit tun soll. Aus all diesen Gründen braucht die Partei jetzt bitter notwendig ein Aktionsprogramm, in dem sie sagt, wie sie sich die weitere Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens denkt. Es folgt hier der Entwurf eines Aktionsprogramms, das der Verfasser dieses Aufsatzes gemeinsam mit dem Genossen Wolfgang Schumann (Dresden) aufgestellt hat.

## Entwurf zu einem Aktionsprogramm für die S. P. D.

Das Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von 1891 — Erfurter Programm — bleibt in allen seinen grundsätzlichen Teilen in Geltung. Angesichts der außerordentlichen Umwälzungen, welche der Krieg und seine Folgeereignisse hervorgerufen haben, sieht die S. P. D. sich jedoch für die nächste Zeit Wirtschafts- und kulturpolitischen Aufgaben gegenüber, für die aus dem Erfurter Programm allein die unentbehrlichen Richtlinien nicht entnommen werden können. Eingedenk ihrer unabänderlichen, der Gesamtheit des deutschen Volkes und in weiterer Folge der Menschheit heilbringenden höchsten Ziele und Grundsätze fordert die S. P. D. zunächst ein Vorgehen nach den folgenden Richtlinien.

### Planmäßige, auf klaren Zielsetzungen beruhende Umgestaltung und Regelung der deutschen Volkswirtschaft.

Sorgfältige umfassende Bedarfserforschung und weitestgehende Anpassung der Produktion an den Volksbedarf. Kohlen und andere Roh- und Hilfsstoffe sind vor allem zur Erzeugung von Nahrung, Wohnung, Kleidung und anderem dringenden Bedarf der breiten Massen des Volkes zu verwenden. Verhinderung aller überflüssigen Luxuseinfuhr; die deutsche Luxusindustrie hat in weitestem Umfang der Ausfuhr zu dienen.

Zusammenfassung gleichartiger und aufeinander angewiesener Betriebe in umfassende Verbände, nötigenfalls durch öffentliche Gesetzgebung.

Selbständige verantwortliche Leitung der gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit der Verbände unter Aufsicht und Mitwirkung des Staates und gewählter Vertreter der Arbeiter und Verbraucher.

Aufgaben der Verbände sind: Höchste Steigerung und Verbilligung der deutschen Produktion, zweckmäßigste Gestaltung der gesamten Gütererzeugung und der Betriebe durch Ausnutzung aller Ergebnisse der wirtschaftlichen und technischen Wissenschaften (Arbeitsteilung unter den Betrieben, Rohstoff- und Kohlenersparnis, Vermeidung unnötiger Produktionsmannigfaltigkeit, Ausschaltung nutzloser Konkurrenz- und Reklameausgaben, Entlastung des Verkehrswesens usw.), Förderung der wirtschaftswichtigen Wissenschaften.

Vereinigung der örtlichen gewerblichen und Verteilungsbetriebe zu lokalen Verbänden unter Mitwirkung und Aufsicht der Lokalverwaltungen und Verbraucher.

Ausdehnung der wirtschaftlichen Tätigkeit von Staat und Gemeinde, soweit es im öffentlichen Interesse liegt.

Förderung der Betriebsräte durch nachdrückliche Ausbildung und Organisation in Fachgruppen. Großzügige Förderung der Begabungsforschung und der Berufsausbildung der Arbeitslosen.

Ausschluß jeden Gewinns an Grund und Boden durch ein Vorkaufs- und Enteignungsrecht der öffentlichen Körperschaften, insbesondere auf große Güter, zwecks Einrichtung von Muster-, Versuchs- und Pachtbetrieben. Nachhaltigste Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens zum Zweck der Steigerung der Erzeugung (gemeinschaftlicher Einkauf, gemeinschaftliche Benutzung von Maschinen, gemeinschaftliche Haftung für Lebensmittellieferung usw.).

Nachdrückliche Förderung der allgemeinen Konsumentenorganisation.

Soweit Valutagewinne besonders ausgewiesen werden, werden diese vom Reich erfaßt. Verwendung der eingehenden Beträge zur Verbilligung von Rohstoffen und Nahrungsmitteln.

Bei allen im Interesse der Gesamtheit notwendigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen ist die schädliche Bureaukratisierung der Betriebe und Organisationen streng zu vermeiden und auf Erhaltung der Initiative und des Verantwortungsbewußtseins hinzuwirken.

Dem ungesetzlichen Handel ist mit größter Schärfe entgegenzutreten; Schwarzschlächter, Schieber, Kettenhändler, Wucherer sind in Arbeitshäusern zu internieren.

Der schweren Gefahr, welche die geistige Kultur infolge der Finanzschwäche des Reichs, der Länder und Gemeinden bedroht, ist durch gestaffelte Vervielfachung der Schul- und Studiengelder für die Besitzenden (nach Maßgabe der Steuererklärungen) zu begegnen. Hierdurch wird auch die Sozialisierung des Bildungswesens abermals gefördert. Das freie Volksbildungswesen hat Anspruch auf staatliche Förderung unter Wahrung seiner Bewegungsfreiheit.

Es soll hier nicht etwa verlangt werden, daß die Partei diesen Programmentwurf ohne weiteres annimmt. Eine eingehende Beratung der meisten Punkte durch sachverständige Parteigenossen ist dringend erwünscht. Der Entwurf enthält natürlich nichts Neues, sondern Forderungen, die gewissermaßen in der Luft liegen.

Im Vordergrund eines jeden wirtschaftlichen Programms, das heute für die Sozialdemokratie aufgestellt wird, muß der Gedanke stehen, daß wir unsere Wirtschaft *planmäßig* zu gestalten haben. Als Mittel aber, um dieses Ziel zu erreichen, sieht der vorliegende Entwurf die Bildung von Verbänden der Unternehmungen an, die unter Aufsicht des Staates und unter der Kontrolle der Verbraucher stehen. Es wird damit eine Forderung aufgenommen, die wohl zuerst von Walter Rathenau in seiner »Neuen Wirtschaft« aufgestellt wurde und sich dann in dem Wissell-Moellendorffschen Programm in anderer Form wiederholte. Wir besitzen bereits, so bei Kohle, Kali und Eisen, solche Selbstverwaltungskörper, und die Erfahrungen, die man mit ihnen gemacht hat, sind häufig nicht günstig gewesen. Die Arbeiter haben sich vielfach zu sehr in das Schlepptau der Unternehmer begeben und haben *oft gegen Preiserhöhungen nicht viel einzuwenden gehabt, wenn dabei auch Lohnerhöhungen für sie abfielen*. Aber damit ist noch nicht bewiesen, daß die Selbstverwaltungskörper überhaupt kein geeignetes Mittel zur Umgestaltung unserer Wirtschaft sind. Wenn nicht wie bisher nur einzelne Zweige unseres Wirtschaftslebens in Selbstverwaltungskörpern organisiert sind, sondern allenthalben solche Organisationen vorhanden sind, so müssen die Arbeiter doch schließlich einsehen, daß es keinen Sinn hat, wenn sie sich gegenseitig die Preise in die Höhe schrauben. Außerdem ist es nicht ausgeschlossen, daß es allmählich gelingt, bei den Selbstverwaltungskörpern den Einfluß von Verbrauchern und Staatsvertretern so zu steigern, daß volkswirtschaftlich schädliche Preissteigerungen ausgeschlossen sind.

Natürlich erreichen diese Selbstverwaltungskörper überhaupt nur dann ihren Zweck, wenn sie sich nicht darauf beschränken, die Preise zu regulieren. Ihre Hauptaufgabe müssen sie darin sehen, die ganze Produktion rationell zu gestalten. Es müßten deshalb die Selbstverwaltungskörper zunächst dazu übergehen, kaufmännische und technische Fachleute anzustellen, die die Betriebe daraufhin prüfen, ob sie gut organisiert sind und auf der Höhe der Technik stehen. Die von diesen Fachleuten erstatteten Gutachten wären den Betriebs- und Aufsichtsräten sowie den Leitungen der Selbstverwaltungskörper zu übermitteln. Schon allein die Tatsache, daß solche Revisionen stattfinden, würde wahrscheinlich viele Unternehmer veranlassen, Verbesserungen in ihrem Betrieb durchzuführen, besonders wenn die Vertreter der Arbeiterschaft auf ihre Durchführung dringen. Lehnen die Unternehmer zum Beispiel Lohnforderungen der Arbeiter ab, weil sie sie angeblich nicht tragen können, so können sich die Arbeiter unter Umständen darauf berufen, daß die Unternehmer nicht das Ihrige tun, um ihre Betriebe so zweckmäßig wie möglich auszugestalten.

Vielfach wird es den Unternehmern nicht möglich sein, die notwendigen technischen Verbesserungen durchzuführen, weil es ihnen an Kapital fehlt. Hier müssen die Selbstverwaltungskörper als Finanzierungsinstitute eingreifen. Vielleicht könnten sie sich die zur Durchführung notwendiger Verbesserungen nötigen Mittel durch die Ausgabe von Obligationen verschaffen, für die sämtliche an dem Verband beteiligten Unternehmungen solidarisch haften, und sie könnten eventuell mit dem Kapital, das sie der einzelnen Unternehmung zur Verfügung stellen, Teilhaber der Unternehmung werden, so daß aus der ursprünglich nur kartellartig gebildeten Organisation der Selbstverwaltungskörper sich trustähnliche Gebilde entwickeln würden. Die Verbände könnten auch dazu übergehen, rückständige Betriebe anzukaufen und stillzulegen, gemeinschaftliche Einkaufs- und Verkaufsorganisationen zu schaffen, den Rohstoffbezug für die Mitglieder durch Errichtung oder Ankauf entsprechender Produktionsstätten zu sichern. Die Praxis der rein kapitalistischen Kartelle und Trusts liefert ja den Selbstverwaltungskörpern genügend Vorbilder.

In dem bereits erwähnten Flugblatt des Parteivorstandes gegen die Wissellsche Planwirtschaft wird dem angeblich verfälschten Sozialismusersatz, den die Planwirtschaft darstelle, der echte Sozialismus gegenübergestellt, der offenbar darin bestehen soll, daß von der Allgemeinheit ganze Betriebe oder Wirtschaftszweige übernommen und dabei die Unternehmer völlig ausgeschaltet werden. Die Bildung von Selbstverwaltungskörpern schließt doch nicht aus, daß außerdem noch die öffentlichen Körperschaften in mehr oder minder großem Umfang weitergehende Sozialisierungsmaßnahmen treffen, wo das möglich und zweckmäßig erscheint. Dabei kann man sowohl daran denken, daß der Staat eine oder mehrere von den in einem Industriezweig vorhandenen Unternehmungen übernimmt, die übrigen aber vorläufig in Privatbesitz beläßt, wie das zum Beispiel Alfons Horten in seiner Schrift »Sozialisierung und Wiederaufbau«[3] empfiehlt. Horten wendet sich in diesem Buche zwar gegen eine sofortige vollkommene Sozialisierung der gesamten Kohlen- und Stahlindustrie, schlägt aber dafür vor,

[3] Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co., Berlin W 62.

10 bis 15 Prozent der in der Kohlen- und Eisenindustrie vorhandenen Betriebe zu sozialisieren. Eine solche Teilsozialisierung würde den Vorteil haben, daß der Einfluß des Staates in den Selbstverwaltungskörpern verstärkt wird. Außerdem erhält dadurch der Staat die Möglichkeit einer scharfen Preiskontrolle. Er wüßte aus den Erfahrungen, die er in den eigenen Betrieben macht, wie hoch die Selbstkosten der Betriebe sind.

Unter Umständen aber wird es erstrebenswert sein, daß man noch weiter geht und einzelne Wirtschaftszweige völlig sozialisiert, wie das zum Beispiel die Mehrheit der Sozialisierungskommission für den Bergbau vorgeschlagen hat. Man kann bezüglich der Sozialisierung kein für alle Wirtschaftszweige gleichmäßig gültiges Schema aufstellen; je nach den besonderen Verhältnissen der verschiedenen Wirtschaftszweige wird bald der eine, bald der andere Weg zu gehen sein. Selbstverständlich trägt jeder Versuch der Neugestaltung unserer Volkswirtschaft den Charakter eines Experiments. Sozialisieren ist Sache der Praxis, und man wird häufig erst Lehrgeld zahlen und Erfahrungen sammeln müssen, ehe man wirklich die zweckmäßigsten Gestaltungen für die Neuorganisation unserer Volkswirtschaft findet. Aber wir kommen um das Experimentieren sowieso nicht herum. Wenn wir versuchen wollten, die kapitalistische Wirtschaft der Vorkriegszeit unverändert wieder herzustellen, so würden wir wahrscheinlich dabei das allergefährlichste Experiment machen. Unter allen Umständen muß vermieden werden, daß neue bureaukratisch geleitete Staats- oder Gemeindebetriebe geschaffen werden. Wo Staat oder Gemeinde Unternehmungen in Besitz nehmen, sollen sie sie möglichst in den bei den Privatunternehmungen bewährten Formen arbeiten lassen. Vor allen Dingen dürfen die im staatlichen Besitz befindlichen Werke nicht an den Etat gebunden sein, sondern nur ihre Überschüsse dürfen im Etat erscheinen. Bei der Anschaffung von Maschinen oder der Errichtung neuer Anlagen muß die Leitung so freie Hand haben wie in privaten Betrieben gleicher Art.

Ferner dürfen die Leiter dieser Betriebe keine Beamten sein. Die Höhe ihres Gehalts darf nicht durch irgendeine Beamtenbesoldungsordnung beschränkt sein, damit die sozialisierten Betriebe sich nicht gerade die tüchtigsten Leute von der privaten Konkurrenz wegnehmen zu lassen brauchen. Nach Möglichkeit wären die leitenden Persönlichkeiten auch finanziell an den Erfolgen ihrer Betriebe zu interessieren. Es kommt nicht darauf an, zu verhindern, daß irgendein Direktor ein hohes Einkommen hat, sondern die Hauptsache ist, daß es gelingt, die tüchtigsten Leute, die man überhaupt auftreiben kann, für die Leitung sozialisierter Betriebe zu gewinnen.

Auch auf dem Gebiet der Landwirtschaft sind Sozialisierungsmaßnahmen zu erstreben. Freilich ist wenig damit getan, wenn schlechthin die Forderung nach Sozialisierung des Großgrundbesitzes aufgestellt wird. Man muß etwas darüber sagen, was mit den sozialisierten Großbetrieben geschehen soll. Soll sie der Staat Landarbeitergenossenschaften übergeben, soll er sie durch Beamte verwalten lassen oder soll er sie verpachten? Es dürfte zweckmäßig sein, Güter, die gut bewirtschaftet werden, zunächst in dem Besitz ihrer gegenwärtigen Leiter zu belassen, aber bei einem Besitzwechsel mit Hilfe des Vorkaufs- und Enteignungsrechts zuzugreifen. So würde allmählich ein immer größerer Teil der großen Güter in den Besitz der Allgemeinheit übergehen. Die Frage, ob der Staat die Güter durch Beamte bewirtschaften oder ver-

pachten soll, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage. Es wird diejenige Betriebsform zu wählen sein, bei der die größten Erträge zu erwarten sind. Uns Sozialisten würde es an sich sympathisch sein, wenn die Güter durch Staat oder Gemeinde direkt bewirtschaftet würden, aber auch wenn Güter, die sich im Besitz der Allgemeinheit befinden, verpachtet werden, würde der Staats- oder Gemeindebesitz Vorteile bringen. Es würde der Allgemeinheit eine etwa steigende Grundrente zugute kommen, da bei Neuverpachtungen die Pachtsumme entsprechend erhöht werden könnte, und außerdem könnte dafür gesorgt werden, daß die Leitung der Güter nur solchen Personen übergeben wird, die auch wirklich die notwendigen Fähigkeiten dafür mitbringen.

An die Sozialisierung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe denkt heute wohl kaum jemand. Hier kann nur, wie das in dem vorliegenden Entwurf auch gesagt ist, die genossenschaftliche Organisation der Landwirte in Frage kommen. Wie weit dabei staatlicher Zwang anzuwenden ist, muß im einzelnen Fall geprüft werden. Von Sozialisten kann der Zwang nicht abgelehnt werden, wenn irgendwelche Vorteile für die Allgemeinheit dabei zu erwarten sind. Wichtig wäre es, wenn es gelänge, durch Bildung von Genossenschaften auch die kleinen Landwirte in höherem Grade als bisher zur Benützung von Maschinen zu veranlassen, damit menschliche und tierische Arbeitskräfte gespart werden.

Daß versucht werden muß, für die Zukunft jede Steigerung der Grund- und Bodenpreise auszuschließen, muß für jeden Sozialisten selbstverständlich sein. Die Bodenpreise dürfen über die Höhe nicht hinauskommen, die sie im Jahre 1914 erreicht hatten — ein Ziel, das wohl am ehesten durch ein weitgehendes Enteignungs- und Vorkaufsrecht der öffentlichen Körperschaften erreicht werden kann. Wenn jeder weiß, daß ihm eventuell sein Grundstück vom Staate zu einem von vornherein bestimmten Preis enteignet werden kann, so wird niemand mehr bereit sein, einen höheren Preis für den Boden zu geben, und jeder die Bodenpreise emportreibenden Spekulation wird ein Riegel vorgeschoben sein. Zugleich wird ein weitgehendes Bodenenteignungsrecht den Gemeinden ermöglichen, bei ihrer Siedlungspolitik planmäßiger zu verfahren, als das jetzt geschehen kann. Es könnte nicht mehr ein Bodenbesitzer, der aus seinem Lande möglichst viel herausschlagen und es deswegen vorläufig noch nicht verkaufen will, verhindern, daß an der dazu am besten geeigneten Stelle Wohnhäuser gebaut werden. Die Gemeindebehörden könnten also von den vorhandenen Grundstücken diejenigen heraussuchen, deren Bebauung unter Berücksichtigung der vorhandenen Straßen und Verkehrsgelegenheiten am ehesten erwünscht ist, und sie könnten eventuell das Land auf dem Wege der Enteignung für den Bau von Wohnungen bereitstellen.

Daß es gelingen wird, den Schleichhandel mit Stumpf und Stiel auszurotten, solange Mangel am Notwendigsten herrscht, wird niemand erwarten. Kaum wird man es jemals durchsetzen können, daß sämtliche Landwirte ihre Ablieferungspflicht voll erfüllen, weil eine genügende Überwachung von Hunderttausenden von Landwirten nicht möglich ist. Schärfer aber wie bisher könnte unter allen Umständen gegen diejenigen vorgegangen werden, die aus dem Schleichhandel ein Gewerbe machen und so die Allgemeinheit aufs schwerste schädigen.

An der Forderung der Einheitsschule und der völligen Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts bis zur Universität muß selbstverständlich die Sozialdemokratie festhalten; aber es dürften Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen, ehe diese Ziele vollkommen zu verwirklichen sind. Bis dahin ist eine Staffelung des Schulgeldes nach dem Einkommen der Eltern berechtigt und wünschenswert, denn auf diese Weise können auf der einen Seite die Einnahmen des Staates vermehrt werden, und andererseits brauchten die Unterrichtsgebühren für die weniger Bemittelten nicht so hoch angesetzt zu werden, wie das bei gleichmäßiger Bemessung dieser Gebühren nötig ist.

Ob das Vorhandensein eines Aktionsprogramms die Werbekraft der Partei von heute auf morgen vermehrt, mag dahingestellt bleiben. Zweifellos aber wird ein Programm, das die Forderungen der Zeit in richtiger Weise zusammenfaßt, geeignet sein, der Partei die Sympathien aller zu erwerben, die eingesehen haben, daß eine Neugestaltung unserer Volkswirtschaft notwendig ist. Damit wird auch das Ansehen und der Einfluß der Partei vermehrt werden. Freilich darf das Programm, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, nicht etwa aus agitatorischen Gründen mit radikal aussehenden, aber praktisch wertlosen Forderungen belastet sein, sondern es darf nur solche Forderungen enthalten, deren praktische Durchführung die Partei wirklich für möglich hält.

## Der Heerbann der französischen Bourgeoisie

Von P. Riebke

Der Kampf der französischen Arbeiter im Mai dieses Jahres um die Nationalisierung gewisser Wirtschaftszweige, in erster Linie des Verkehrswesens, bot eine ausgezeichnete Gelegenheit, die in der Unternehmer- und Arbeiterschaft wirksamen Kräfte zu beobachten. Das Resultat dieser Beobachtung kann auch der deutschen Arbeiterschaft als lehrreiches Beispiel dienen. Es sollen an dieser Stelle aber nicht die regulären Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen besprochen werden, sondern nur jene erst in allerletzter Zeit, jedenfalls erst nach Beendigung des Krieges entstandenen besonderen organisatorischen Gebilde, deren Tätigkeit sich gegen die Kampfmaßnahmen der Arbeiterschaft richtet.

Der Aufbau dieser Vereinigungen hat sich auf den Grundlagen der militärischen Organisation vollzogen. Der Gedanke, die während des Krieges fast der Gesamtheit des französischen Volkes auferlegte Disziplin, die Unterordnung unter einen — wenn auch nicht immer und von allen klar erkannten — Gemeinschaftswillen, auch weiterhin auszunützen, lag nahe. Deswegen entnahmen auch die meisten der nachfolgend besprochenen Organisationen ihre Mitglieder den Reihen der Kriegsteilnehmer. Die ersten Anfänge dieser Organisationen lassen sich bis in den Monat März des Jahres 1919 zurückverfolgen, wenn man von einigen Vereinigungen für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene absieht, die schon vordem bestanden. Zu jener Zeit entstand »Die Liga der militärischen Führer«, die sich an »alle« wandte, »die — und sei es auch nur als Führer kleinster Einheiten — im Felde französische oder alliierte Soldaten geführt oder gepflegt hatten«. Wenn auch die Zahl solcher Führer an sich nicht gering ist,

konnte auf diese Weise doch nur eine Rahmenorganisation entstehen. Um aber Fühlung mit der großen Masse der Kriegsteilnehmer zu erlangen, wurde als Prinzip aufgenommen, daß »jedes Mitglied der Liga sich — zum mindesten im moralischen Sinne — einer gewissen Anzahl demobilisierter Kriegsteilnehmer anzunehmen habe«. Die im Felde hergestellten Beziehungen zwischen Führern und Soldaten sollten auf diese Weise ins bürgerliche Leben mit hinübergenommen werden. Bald schon aber stellte sich diese Organisation in bewußten Gegensatz zur organisierten Arbeiterschaft. Als der französische Gewerkschaftsbund im April 1919 einen Aufruf erließ, der den Abschluß eines gerechten Friedens forderte, eines Friedens, den alle Völker unterzeichnen könnten, protestierte jene Liga in einem Aufruf gegen diese Grundsätze.

Unter tätiger Mitwirkung der Führerliga entstand darauf im Mai 1919 »Die Liga der Eisenbahner-Kriegsteilnehmer«, deren Mitgliedern eine Reihe der verschiedensten Vorteile zugesichert wurden, so unter anderem Arbeitsvermittlung, Heilbehandlung, Rechtsbeistand, Rabatt in den bekanntesten großen Geschäften, solidarische Unterstützung in allen Notlagen usw. Betont wurde, daß man keinen organisierten Streikbruch betreiben wolle; doch behielt man sich das Recht des Eingreifens vor, wenn bei wirtschaftlichen Kämpfen, zum Beispiel einem Verkehrsstreik oder einem politischen Generalstreik, das wirtschaftliche Leben des Landes bedroht erscheine. Der Aufbau dieser Organisation ist derart, daß in jedem Stadtviertel oder kleinerem Orte ein bestimmter Führer das Verzeichnis der im Bezirk oder am Orte wohnhaften Ligaangehörigen besitzt, ihre Mobilisation sich also eintretendenfalls rasch vollziehen läßt.

Im Zeitraum weniger Monate haben sich diese Doppelorganisationen zu einer Schutzgarde der bedrohten Bourgeoisie im Falle eines Generalstreiks ausgebaut. Ihr Schöpfer und geistiges Haupt, ein Schriftsteller Binet-Valmer, der selbst den Krieg als Freiwilliger von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat, äußerte sich gelegentlich einer Preßfehde mit dem sozialistischen Abgeordneten Vaillant-Couturier über den Zweck seiner Organisationen folgendermaßen: »Wir versprechen alle, die Ordnung aufrechterhalten zu helfen. Wir haben uns nicht geschlagen, um unser Land den Utopien gewisser Leute, der Anarchie und dem Bolschewismus auszuliefern. Die Führer und die Soldaten unserer Liga bilden die französische Polizei....«

Eine andere Form der bürgerlichen Antistreikorganisation bilden die unter dem Namen »Bürgerbund« in der Landeshauptstadt und an anderen Orten entstandenen und noch im Entstehen begriffenen Vereinigungen. Sie stellen eine Art Mittelding dar zwischen »technischer Nothilfe« und »Einwohnerwehr«. Die Anfänge dieser Bewegung liegen in der Zeit, als man gelegentlich des Streiks der Pariser Verkehrsarbeiter im Jahre 1919 Gräfinnen an den Bahnsteigsperren der Untergrundbahn Karten durchlochen und einen Baron Rothschild sich als Autobusführer betätigen sah. Gleich nach Beendigung jenes Streiks formierte sich in Paris ein Bürgerbund, der in seinem Aufruf an die Bevölkerung jeden das wirtschaftliche Leben der Nation lähmenden Generalstreik als eine Bewegung bezeichnete, die notwendig zu den schlimmsten Katastrophen führen müsse. Das Pariser Beispiel wurde dann in vielen Provinzstädten nachgeahmt.

Die — vielfach geleugnete — Mitwirkung der staatlichen Behörden beim Aufbau dieser Organisationen konnte mehrfach zweifelsfrei festgestellt

werden. So erging ein Erlaß an die Präfekten (etwa unseren Regierungspräsidenten entsprechend), in welchem diese beauftragt wurden, »an den guten Willen aller zu appellieren, die sich zur Verfügung stellenden Hilfskräfte zu disziplinieren und sie mit der Aufgabe vertraut zu machen, die ihrer warte, wenn sie pflichtvergessene Arbeiter und Beamten an deren Arbeitsplätzen zu ersetzen hätten«. Auch ein bis dahin als neutral geltender »Nationalverband der Kriegsteilnehmer« erhielt eine in diesem Sinne gehaltene Aufforderung der Regierung — und nahm sie günstig auf. Die Leitung derselben ersuchte in einem Rundschreiben die Mitglieder, »der revolutionären Organisation eine patriotische entgegenzustellen und Frankreich ein zweites Mal zu retten«.

Die Bürgerbünde wollen nicht nur jene zusammenfassen, die eigenen Besitz zu verteidigen haben; sie wenden sich vielmehr auch an die Arbeiter und Studenten. In den Werkstätten läßt man die Arbeiter Erklärungen unterschreiben, worin sie sich verpflichten, im Falle von Unruhen unbedingt die Lebensmittelversorgung sicherstellen zu helfen. Die Studenten, insbesondere die der Technischen Hochschulen, hat man schon gelegentlich des Eisenbahnerstreiks im Februar dieses Jahres aufgeboten. Die Hilfe, die sie zu leisten vermochten, war jedoch ziemlich unbeträchtlich. Um nun die jungen Leute für die Ausführung der ihnen zugedachten Rolle einzuexerzieren, wurden sie von den großen Eisenbahngesellschaften aufgefordert, eine Zeitlang in den Abteilungen zu arbeiten, denen sie im Streikfall zugeteilt werden sollen.

Die erste Gelegenheit zu einem Eingreifen in größerem Umfang bot sich den Antistreikorganisationen gelegentlich der Maibewegung der französischen Arbeiterschaft. Wenn auch alle Anstrengungen die Aktion der Arbeiter nicht völlig stillzulegen vermochten, so paralysierten sie doch recht empfindlich deren Wirkungen und haben sicherlich zum ergebnislosen Ausgang der Bewegung manches beigetragen. Dabei wurde immer wieder der Gedanke in den Vordergrund geschoben, die militärische Organisation für die Durchsetzung sozialer Kämpfe nutzbar zu machen. Besonders weitgehende Pläne nach dieser Richtung hin entwickelte der General Cherfils im »Gaulois«. Er hält die Soldaten der regulären Armee für eine nicht genügend zuverlässige Streikpolizei. Deshalb müsse der Bürgerbund mithelfen. In den Kasernen müßten Waffen-, Munitions-, Ausrüstungs- und Lebensmitteldepots angelegt werden, und aus den im Bürgerbund vereinigten früheren militärischen Führer und Soldaten bestimmte Formationen gebildet werden, die auf den ersten Aufruf hin sofort zusammenzutreten hätten. Die Stäbe der größeren Formationseinheiten wären aus Stabsoffizieren der regulären Armee zu bilden.

Von besonderem Interesse für den aufmerksamen Beobachter ist ferner eine erst in letzter Zeit auf breiter Grundlage aufgebaute Antistreikorganisation, die von royalistischer Seite ins Leben gerufen wurde. Es handelt sich um eine »Vereinigung der intellektuellen und produktiven Kräfte Frankreichs« (Confédération de l'Intelligence et de la Production Française, nach ihren Initialen kurz als C. I. P. F. bezeichnet). Das Eigentümliche dieser Organisation besteht darin, daß sie nach den Grundsätzen des sogenannten Rätesystems aufgebaut ist. Ihre Basis bilden die in 23 Fachgruppen vereinigten Berufe. Alle im Rahmen dieser Fachgruppen an der Produktion beteiligten Kräfte — vom Inhaber oder Leiter eines Unter-

nehmens bis zum letzten Handlanger — sollen damit zu gemeinsamer Arbeit im Interesse der »Hebung und Regelung der Produktion« zusammengefaßt werden. Weiter ist die Bildung von Wirtschaftsbezirken vorgesehen, in denen alle Fachgruppen des Bezirks vereinigt werden sollen. Die Fachgruppen und die Wirtschaftsbezirke entsenden Vertreter in den Landeswirtschaftsrat, der wiederum einen Vollzugsrat bestimmt, das eigentliche Zentralorgan der ganzen Bewegung.

Aber nicht nur in diesen organisatorischen Äußerlichkeiten ist eine Übereinstimmung der monarchistischen Propagandisten mit den Anhängern des Rätesystems festzustellen. In dem ersten, sehr ausführlich gehaltenen Aufruf des vorläufigen Vollzugsausschusses der C. I. P. F., gezeichnet von dem Verlagsbuchhändler Georges Vallois, sind Kritiken der bisherigen politischen und wirtschaftlichen, bürgerlichen und proletarischen Organisationsformen sowie Formeln für den zukünftigen Neuaufbau des wirtschaftlichen Lebens enthalten, wie man sie zugleich fast wörtlich in den Organen der Anhänger des Rätegedankens findet. Ein grundlegender Unterschied besteht allerdings zwischen den Anhängern des Rätesystems und den Leuten der C. I. P. F. darin, daß die letzteren ausdrücklich von ihren Mitgliedern die Verleugnung des Klassenkampfgedankens verlangen.

Ebenso sucht man die Landbevölkerung gegen die organisierte Arbeiterschaft mobil zu machen. Auch in Frankreich ist das Bestehen eines tiefgehenden Gegensatzes zwischen städtischer und landwirtschaftlicher Bevölkerung nicht zu leugnen, der sich durch den Krieg noch verschärft hat. Der Industriearbeiter unter den Waffen fühlte sich den Landwirten gegenüber insoweit zurückgesetzt, als er diese sehr viel häufiger in Urlaub — zu landwirtschaftlichen Arbeiten — gehen sah. Der Landwirt hingegen konnte wiederum nicht auf die langandauernden, vielfach sogar ständigen Zurückstellungen vom Heeresdienst rechnen, die vielen Tausenden industrieller Facharbeiter die Gefahren des Schützengrabenlebens ersparten. Nur zu leicht konnte unter diesen Umständen in ländlichen Kreisen der Gedanke Aufnahme finden, daß die Landbevölkerung den bei weitem größten Anteil an den Blutopfern des Weltkriegs zu tragen gehabt hätte. Zudem wurde ihr dieser Gedanke von interessierter Seite, vor allem während der Wahlperiode, noch besonders nahegelegt. Es ist deshalb durchaus nicht verwunderlich, daß gelegentlich der letzten Maibewegung das französische Landvolk zumeist scharf Stellung gegen die Streikenden nahm. Die beiden größten wirtschaftlichen Organisationen, in denen annähernd anderthalb Millionen landwirtschaftlicher Besitzer, Pächter, Arbeiter und Angestellte auf halb gewerkschaftlicher, halb genossenschaftlicher Grundlage vereinigt sind, erließen öffentliche Protesterklärungen gegen den Streik und forderten die Regierung zum energischen Widerstand auf. Zwar fehlte es nicht an einsichtigen Leuten, die den Schaden erkannten, der durch eine Verschärfung der Gegensätze zwischen Stadt und Land dem Volksleben zugefügt wird, und die sich deshalb bemühten, zwischen den beiderseitigen Interessen zu vermitteln, doch war das nur eine geringe Minderheit.

Die Lage hat sich sehr verändert. Bisher haben sich in Frankreich die wirtschaftlichen Kämpfe so gut wie ausschließlich zwischen den direkt beteiligten Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen abgespielt. Sobald der Streik aber als Kampfmittel Anwendung zur Durchsetzung politischer Ziele

findet, ruft er eine entsprechende Gegenaktion des sich in seinen Interessen bedroht fühlenden Bürgertums hervor. Der Weltkrieg hat uns Verschiedenes gelehrt, das uns vordem als undenkbar schien. Er hat uns gezeigt, daß die Verbesserung irgendeiner Waffe, einer Angriffs- oder Verteidigungsmethode stets eine entsprechende Änderung der dadurch bedingten Aktion des Gegners im Gefolge hatte, so daß keine Waffe, keine Methode ihre unbedingte Überlegenheit nachzuweisen vermochte. Der Krieg hat uns ferner bewiesen, daß auch ein ganz kompliziertes modernes Wirtschaftsleben entgegen allen gehegten Erwartungen durch entsprechende organisatorische Maßnahmen so weit im Gang erhalten werden kann, daß ein allgemeiner gesellschaftlicher Zusammenbruch vermieden wird — und zwar für eine Zeitspanne, die man vor dem Kriege kaum in Rechnung zu stellen wagte. Diese Erfahrungen dürfen auch im Hinblick auf die sozialen Kämpfe nicht außer acht gelassen werden. Die organisierte Arbeiterschaft muß sie bei allen ihren Maßnahmen in Betracht ziehen. Sie muß die vorhandenen gegnerischen Kräfte richtig erkennen und einschätzen lernen, um sich möglichst vor folgenschweren Enttäuschungen zu schützen. Auch auf dem Gebiet der sozialen Kämpfe spricht nichts dafür, aber alles dagegen, daß es einer Partei gelingen könnte, der anderen durch einen entscheidenden Sieg ihren Willen aufzuzwingen, wenn nicht die gegnerische Partei unverzeihliche Fehler begeht.

## Neue Literatur über Kultur und Politik außereuropäischer Völker

Von H. Fehlinger

Hans Erich v. Tzschirner-Tzschirne's »In die Wüste« (Berlin 1920, Wilhelm Borngräber, 267 Seiten) ist zwar ein verspätetes Kriegsbuch, aber ein außergewöhnliches. Es schildert einen unter des Verfassers Führung unternommenen Zug türkischer Streitkräfte gegen die Engländer am Suezkanal. Nicht nur die militärischen Ereignisse werden behandelt, sondern auch tiefe Einblicke in die Seelenverfassung der Türken und Araber und in das Leben der Wüste geboten. Rücksichtslos werden die Unfähigkeit und Leichtfertigkeit der Diplomaten und Kriegsmacher des wilhelminischen Deutschlands aufgezeigt. Selbst der Anhang über arabische Pferde ist nicht etwa nur für Züchter und Sportleute von Interesse, sondern bildet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Kultur Arabiens und seiner Nebenländer.

Unter dem Titel »Rund um den Libanon« hat H. v. Kiesling Aufzeichnungen über Wanderungen während des Weltkriegs veröffentlicht (Leipzig 1920, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, 122 Seiten und 8 Tafeln, Preis 9 Mark). Nach einer über die Geographie des Libanongebiets orientierenden Einleitung wird der Leser rund um das Gebirge und über seinen Hauptkamm geführt, auf breiten Straßen wie auf einsamen Wegen, und mit Land und Leuten vertraut gemacht. In ausgiebigem Maße ist auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Bedacht genommen. Vor dem Kriege herrschten im ganzen Libanon geregelte politische Verhältnisse. Die Bevölkerung war arbeitsam und fortschrittlich gesinnt und betrieb eine verhältnismäßig hochentwickelte Landwirtschaft. Auch wird den Libanesen ein Hang zur Sauberkeit und Ordnung nachgerühmt; so sagt Kiesling von Dörfern in der Nähe von Brumana zum Beispiel, daß alle Häuser von arm und reich den Eindruck einer auf höherer Stufe stehenden Lebenshaltung geben, als man sie sonst im Orient auf dem platten Lande zu treffen gewohnt ist. Im Westen des Landes herrscht noch

großer Waldreichtum. Der Krieg hat vielen Schaden verursacht. Man liest zum Beispiel auf S. 92 bis 93: »Die Seidenspinnereien stehen alle still; der Mangel an Arbeitern, die dem Hunger erlegen sind, das Fehlen von Absatzmöglichkeit und Rohstoffen legte sie brach; heute sind die Fabrikgebäude leer, die Herren- und Beamtenhäuser verschlossen, in den Gärten wuchert das Unkraut und über die Wasserbassins ziehen sich grüne Algen.« Und S. 96: »Leider ist in den maronitischen Dörfern oberhalb Beiruts die Not sehr groß. Viele Menschen sind fortgewandert, haben ihre Häuser verschlossen, andere haben noch zuerst das Holz der Läden und Türen und die Eisenteile verkauft und dann die Behausungen verlassen; offen und leer, wie Ruinen, grinsen sie den Vorübergehenden an.« Dennoch wäre anzunehmen, daß dem Libanonland gute Zukunftsaussichten bevorständen, wenn ihm nicht das französische Verwaltungsmandat zum Verhängnis werde.

In seinem Buche »Persien, von der Pénétration pacifique zum Protektorat« (Berlin 1920, Verlag wissenschaftlicher Verleger, XII und 396 Seiten und 12 Tafeln) hat Wilhelm Litten Urkunden und Tatsachen zur Geschichte des europäischen Einflusses in Persien seit 1860 gesammelt. Im ersten Teil werden die fremden wirtschaftlichen Unternehmungen behandelt, dann folgen Ausführungen über die wirtschaftliche und politische Lage in Persien bis zum Weltkrieg, und im dritten Teil werden die Möglichkeiten und Aussichten erörtert, die sich deutschen Unternehmungen dort bieten. Besonders aufmerksam gemacht sei auf den am Schluß abgedruckten britisch-persischen Vertrag vom August 1919. Von den deutschen Diplomaten des alten Regimes wird S. 329 gesagt, der Verfasser habe an ihnen immer bewundert, wie sie »bei so viel Unkenntnis von Land und Leuten und völliger Unkenntnis der Sprache durch Gewandtheit und Geschicklichkeit noch so viel haben leisten können«.

Den Reichtum Persiens und Mesopotamiens an Erdöl veranschaulicht Walter Schweers Buch »Die türkisch-persischen Erdölvorkommen« (Hamburg 1919, Friederichsen, X und 247 Seiten). Die einzelnen Abschnitte betreffen die geographische Verbreitung der Erdölvorkommen in Vorderasien, die Bedeutung des Erdöls für die Kultur und Wirtschaft der Landesbewohner und die Erschließung und Ausbeutung der Ölfelder, die erst begonnen hat. Das reichliche Tatsachenmaterial, das der Verfasser gesammelt hat, macht sein Buch zu einer Fundgrube für alle, die an der Volkswirtschaft Vorderasiens Interesse haben.

Richard Schmidt gibt in dem bei K. Schröder in Bonn erschienenen Buche »Das alte und das neue Indien« (279 Seiten, Preis 8 Mark) eine sachliche Darstellung der Kultur der indischen Völker und der Einwirkung der britischen Herrschaft auf sie. Im Gegensatz zu der bei uns vorwiegenden Meinung wird behauptet, »daß sich die Inder unter der englischen Oberhoheit im allgemeinen recht wohl fühlen, abgesehen von einer verschwindend kleinen Zahl aufrichtiger Patrioten und politischer Heißsporne, die, von europäischer Halbbildung angekränkelt, im geheimen wühlen und es wohl auch gelegentlich zu einem Putsch bringen, der aber auf seinen Herd beschränkt bleibt und gar nichts zu bedeuten hat«. Wir möchten den Indern von Herzen gerne ihr Selbstbestimmungsrecht gönnen; doch dürfen wir uns nicht täuschen, daß der Abzug der Engländer für Indien nichts anderes als den Beginn endloser innerer Wirren und Kriege bedeuten würde und das Einsetzen eines Wettstreits der übrigen Großmächte um die Nachfolgeschaft. An eine indische Einheit aus dem freien Willen der indischen Völker heraus ist vorläufig und auf absehbare Zeit hinaus nicht zu denken; dazu sind die bestehenden Gegensätze, namentlich die tiefwurzelnden religiösen Antipathien, viel zu groß. Die indischen Religionen behandelt Schmidt im Anschluß an eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung; der nächste Abschnitt ist der indischen Literatur gewidmet und der folgende der Kunst, den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen.

Über das soziale Leben der Chinesen unterrichtet ein Büchlein von A. v. Rosthorn (Leipzig 1919, Der Neue-Geist-Verlag, 23 Seiten), in dem

namentlich die Bedeutung des moralischen Grundsatzes im Leben der Chinesen gewürdigt wird; überdies wird auf den stark sozialistischen Einschlag der chinesischen Gesellschaftsordnung hingewiesen.

Über Abessinien, dem bedeutenderen der beiden noch selbständigen Staaten Afrikas, hat G. K. Rein ein umfassendes Werk geschrieben, von dem bisher bei Dietrich Reimer in Berlin zwei Bände erschienen sind; ein dritter soll folgen (»Abessinien«, eine Landeskunde, XII und 495, XIX und 358 Seiten, 28 Tafeln und 1 Karte). Der erste Band befaßt sich mit Geschichte, Diplomatie, Religion und Recht, der zweite mit Handel, Verkehr und Landwirtschaft. Der letztere bietet ein gutes Bild der gegenwärtigen Wirtschaftslage sowie der Entwicklungsaussichten. Über die Nachbarländer Aden, den englisch-ägyptischen Sudan, die französischen, englischen und italienischen Somalländer usw. sind ebenfalls kurze Abschnitte beigefügt. Überdies gibt das Buch Auskunft über das abessinische Staatswesen, die Verwaltung, Zölle, Steuern, Währung, Verkehrswege und anderes.

Die meisten der vielen Schriften über Südamerika, die in jüngster Zeit veröffentlicht wurden, dienen der Aufklärung über Niederlassungsmöglichkeiten und Handelsbeziehungen. Im Gegensatz dazu ist J. O. P. Blands bei Wm. Heinemann in London erschienenes Buch „Men, Manners and Morals in South Amerika" (319 Seiten, Preis 12½ Schilling) vornehmlich der Kennzeichnung der politischen und sozialen Zustände in den La Plata-Staaten und Brasilien gewidmet. Bland übt scharfe Kritik, und sein Buch wäre recht lesenswert, wenn es nicht durch die eingestreuten häßlichen polemischen Ausfälle gegen alles, was deutsch ist, ein jingoistisches Gepräge erhielt.

Adolf Bielers Auslandwegweiser »Brasilien« (Hamburg, L. Friederichsen, 142 Seiten) gibt unter Beibringung reichlichen statistischen Materials Auskunft über die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens, das brasilianische Volk und Staatswesen, die Einwanderung und die Stellung der Fremden in Brasilien sowie über die wichtigsten Wirtschaftszweige dieses Landes. Das kleine Buch steht durchaus auf der Höhe der Zeit und wird alle befriedigen, die irgendein Interesse an der größten der südamerikanischen Republiken haben.

Das zweibändige Werk »Westpatagonien« von Hans Steffen (Berlin 1919, Dietrich Reimer, XIII, VII und 671 Seiten, 32 Tafeln und 6 Karten) behandelt die Geographie, die Entdeckungsgeschichte, die Kolonisation und die Grundlagen der Wirtschaft im südlichsten Teil der Neuen Welt.

Als wichtige Beiträge zur Kenntnis der Völkerseele seien schließlich zwei Bändchen der Eugen Diedrichsschen Märchen der Weltliteratur erwähnt, die trotz der schwierigen Zeitumstände ansprechend ausgestattet sind. Theodor Koch-Grünbergs trefflich gewählte »Indianermärchen aus Südamerika« (IV und 344 Seiten) bringen auch dem völkerkundlich nicht geschulten Leser das Leben und Empfinden der Indianer näher, als es dicke Bände von Beschreibungen vermöchten. Die Sammlung umfaßt neben Schöpfungs- und Heldensagen, die zum Teil aus Naturmythen entstanden sein dürften, einfache Märchen, Tierfabeln und humoristische Erzählungen. Zauberei und Verwandlung spielen eine große Rolle. Der Humor bringt die Freude des Indianers an drastisch-komischen Situationen zum Ausdruck; daneben geht eine blühende, vielfach ins Groteske und bisweilen ins Unheimliche gesteigerte Phantasie.

Das andere Bändchen bringt von A. Dirr ausgewählte und übersetzte »Kaukasische Märchen« (IX und 294 Seiten). Außer Märchen im eigentlichen Sinne sind aber auch Tierfabeln, Sagen, Schelmenstreiche und Schildbürgerstreiche vertreten. Den Schluß bilden 14 kurze Stücke von Mulla Nasreddin. Der Buntheit des Völkergemisches Kaukasiens entspricht die seines Schatzes an Erzählungsliteratur, von der uns Dirr gute Proben bietet.

# Literarische Rundschau

L. v. Bortkiewicz, **Bevölkerungswesen.** (»Aus Natur und Geisteswelt«, 670. Bändchen.) Berlin und Leipzig 1919, Verlag von B. G. Teubner.

Unter Benutzung eines reichhaltigen Materials behandelt der bekannte Berliner Universitätsprofessor in gedrängter Kürze das Bevölkerungswesen als Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungslehre, wobei er die Bevölkerungspolitik, den Inbegriff gesetzlicher Maßnahmen, die eine Einwirkung auf die Größe der Bevölkerung bezwecken, ausscheidet. Er spricht im ersten Teil seiner Schrift über die Größe und das Wachstum der Bevölkerung, die Bevölkerungsdichtigkeit, die Gliederung der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter und Familienstand, über die Geburten, die Eheschließungen, die Sterbefälle und die Wanderungen. Im zweiten Teil, der Bevölkerungslehre in geschichtlicher Darstellung, beschäftigt er sich mit der Bevölkerungspolitik im Zeitalter des Merkantilismus, mit der Bevölkerungstheorie des Malthus, ihren Anhängern und Gegnern, sowie mit dem gegenwärtigen Stand der Bevölkerungsfrage; wobei er auf die Tatsache hinweist, daß die frühere Furcht vor einer Übervölkerung heutzutage abgelöst worden ist durch die Furcht vor einer Untervölkerung. Zum Schluß erörtert er die verschiedenen Vorschläge, die auf eine Eindämmung des Geburtenrückgangs abzielen.

Die kleine Schrift enthält ein reiches statistisches Material und ist deshalb jedem zu empfehlen, der zu dem Problem der Über- und Untervölkerung Stellung nehmen will. Sie gibt ihm die Möglichkeit, sich eine auf Zahlen und Tatsachen gegründete Ansicht zu bilden, und hebt dadurch diese Frage aus dem Gebiet der Gefühle und Illusionen heraus auf den Boden der Wirklichkeit.

Franz Laufkötter

---

Ludwig Lessen, **Ein Wanderbuch.** An deutschen Seen, Flüssen und Buchten. Mit zahlreichen Textbildern. Berlin 1920, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. 80 Seiten Oktav. Preis M. 4.50.

Fröhliche Wanderluft, echte deutsche Heimatsliebe und ein stilles liebevolles Sichversenken in idyllische Landschaftsbilder beherrschen dieses Buch und werden in gar manchem Leser traute Erinnerungen an jene schöne verschwundene Zeit wecken, als er noch selbst mit Stab und Rucksack durch sonnige Täler, kühle Gebirgswälder oder verschlafene mittelalterliche Landstädtchen zog, das Herz sorgenfrei und hoffnungsfreudig:

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;
Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;
Denkst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Heitere, sonnige und ernste melancholische Landschaftsbilder läßt Lessens schlichte, aber von feiner Beobachtungsgabe zeugende und zum Gemüt sprechende Schilderungskunst vor unseren Augen erstehen: den Spreewald mit seinen von schwarzen Wasseradern umfangenen kleinen Inseln und Auen, die wald- und seenreichen ernstsinnigen Landschaften der Uckermark, die ausgedehnten weite Ackerfelder, Wiesen, Heide und Knicks umschließenden Ebenen Schleswig-Holsteins, die oft ein

halbmittelalterliches Gepräge aufweisenden märkischen Kleinstädte mit ihren engen, winkeligen Straßen, ihren turmverzierten Toren und ihren wunderlichen spätgotischen Backsteinbauten — in ihrer Eigenart oft kleine Gegenstücke zu dem größeren, vielbewunderten Rothenburg ob der Tauber.

Und nicht nur nach Mittel- und Norddeutschland führt uns Lessens fröhlicher Wandertrieb; er zeigt uns ebenso die Schönheiten des Bayerischen Waldes, das sagenumsponnene Main- und Lahntal, läßt uns eine Donaufahrt von Linz nach Wien mitmachen und zaubert vor unseren Blicken in einer Uferwanderung am Bodensee das liebe alte malerische Meersburg aus den Fluten herauf. Dabei weiß er das Landschaftsbild meist durch eingestreute kleine Schilderungen aus der Geschichte jener Stätten oder den Sitten und Arbeitsweisen ihrer Bewohner mannigfach zu beleben und ihm eine eigenartige Lokalfärbung zu geben.

Wer einst die beschriebenen Gegenden selbst durchwandert und dort frohe Stunden erlebt hat oder sie aufzusuchen gedenkt, wird seine Freude an den kleinen, aus einem frohen Wandergemüt kommenden Skizzen haben. Heinrich Cunow

---

Paul Frank, **Wohlfahrtspflege im Volksstaat.** Gedanken zur Umgestaltung des Fürsorgewesens. Berlin W 9, Verlag von Franz Vahlen, Linkstr. 16. Preis M. 3.60.

Der Verfasser hat in seiner leitenden Stelle an einer der größten Wohlfahrtseinrichtungen Berlins uns viel Praktisches zu sagen. Wenn er selbst bescheiden sagt, er bringe nur Hoffnungen oder Befürchtungen, so stimmt das nicht. Freilich kennen wir noch nicht die Größe der kommenden Not, wissen noch nicht die Formen des zukünftigen Wirtschaftslebens, und man wird deshalb nur Hauptströmungen, nicht Einzelheiten einer wirksamen Wohlfahrtspflege charakterisieren können.

Früher war Wohlfahrtspflege eine äußere Betätigung, jetzt arbeiten wir soziologisch; zu der persönlichen Nächstenliebe gesellt sich das soziale Gemeinschaftsinteresse. Der Sozialismus sagt, daß »Wohltätigkeit weder Pflicht des einzelnen sei, noch daß dieser so stark und reich sein könne, um sie voll und ganz durchzuführen; sie ist Pflicht der Gesamtheit, und die Gesamtheit ist der Staat, er wird diese Pflicht auf sich nehmen müssen, bis dahin können wirklich wohltätige Männer und Frauen vorbereitende Arbeit liefern«. Wohlfahrtspflege ist Pflicht zu gegenseitiger freiwilliger Hilfeleistung aller Bürger unter jeder Staatsform, dazu bedarf es äußerer und innerer Reformen in der Ausgestaltung der Wohlfahrts- und der an sie grenzenden Armenpflege (der Begriff hat zu verschwinden. Ref.). Es wollen nicht nur Notstände bekämpft sein, sondern es muß daran vor allen Dingen das gegenseitige Verpflichtungsgefühl erstarken und so das Wohl des ganzen Volkes gefördert werden. Sehr richtig wird betont, daß bei einer Belastung des ganzen Volkes zur Aufbringung der Kosten der durch den Krieg zertrümmerte Mittelstand versagen würde.

Was über die Flucht aus der Wohlfahrtspflege, die Beteiligung der Presse an Referaten über Wohlfahrtseinrichtungen, über den Doppelgewinn der Wohlfahrtsfeste Veranstaltenden (»barmherzig sein und sich zugleich ergötzen«) usw. gesagt wird, trifft den Nagel auf den Kopf. Typen von Wohlfahrtsämtern, die er geneigt ist, den Schlagworten zuzuzählen, will der Verfasser nicht aufstellen, spricht aber später selbst von Richtlinien für Studienanstalten über Fürsorgemethoden. Gewiß, Typen hassen auch wir. Jedes Wohlfahrtsamt muß sich örtlichen und zeitlichen Verhältnissen anpassen, Grenzen des Wohlfahrtsamts gibt es nicht. Gewiß ist manchmal auch Wohlfahrtsamt nur ein Schlagwort; wir sahen das Wohlfahrtsamt schon lediglich aus einem Aktendeckel mit Inschrift ohne Inhalt, und ein anderes Mal aus einigen dreißig Kommissionen, die nicht leben und nicht sterben konnten, bestehen; aber der Siegeszug der Wohlfahrtsämter, die wir 1897 zuerst vorschlugen, dann durchführten und 1910 weiter verfolgten, ist nicht aufzuhalten. Ein Beweis, daß der Kern der Sache gut ist. Mit Recht verlangt der Verfasser die Personalunion

in Wohlfahrts- und Jugendämtern. Die Frage ist akut, es muß schleunigst eine Klärung geschaffen werden. Wohlfahrtsamt ist der weitergehende Begriff, dem das Jugendamt einzuordnen ist, aber es scheint fast, als ob Jugendämter kommen und Wohlfahrtsämter bleiben. Noch ist es Zeit, hier Klarheit zu schaffen im Interesse der Sache.

Die Angabe, daß wir über 100 Kreis- und städtische Wohlfahrtsämter haben, stimmt nicht, wir hatten im Mai 1919 bereits 212 Wohlfahrtsämter. Auch Regierungsbezirks- und Provinzwohlfahrtsämter sind bereits vorhanden.

Was der Verfasser über lohndrückende Arbeit auf unserem Gebiet sagt, seine Ausführungen über das Verhältnis der staatlichen zur privaten Fürsorge, über Kommunalisierung und vieles andere, sind glänzend und unwiderleglich. Politik will er der Wohlfahrtspflege ferngehalten wissen. Die freie Liebestätigkeit, die dem Bureaukratismus über ist in Findigkeit, Notstände mit offenem und warmem Herzen zu entdecken, und in hoffnungsvollem Wagemut, soll nicht in das Prokrustesbett des amtlichen Wohlfahrtsstatus; sie muß unterstützt werden und zu planvollem Ineinandergreifen mit der staatlichen Wohlfahrtspflege gebracht werden, wie noch kürzlich Minister Stegerwald (»Wege der Volkswohlfahrt« und Volkswohlfahrt, Amtsblatt, S. 114) treffend ausführte. H. B.

---

Upton Sinclair, **Jimmie Higgins.** Aus dem Amerikanischen übersetzt von H. von zur Mühlen. Potsdam, Verlag Gustav Kiepenheuer.

Das Werk Upton Sinclairs steht ganz im Banne einer Idee. Es schildert in anschaulicher Weise die Zustände in Amerika unmittelbar vor dessen Eintritt in den Weltkrieg und nach diesem, die scharfen Klassengegensätze, welche die angebliche »Demokratie« Amerikas nicht zu lindern vermag, und endlich die Widersprüche im Schoße der Sozialistischen Partei selbst, die, ebenso wie die Sozialdemokraten der Alten Welt, vom Wahnsinn des Krieges befallen, ihrer internationalen Verpflichtungen nicht eingedenk, heftig für und gegen Deutschland, für und gegen den Eintritt in den Krieg Stellung nahm. Ein Produkt dieser Verhältnisse, der konvulsivischen Zuckungen, die das ganze Land durchzitterten, ist das Schicksal des kleinen Maschinisten Jimmie Higgins mit dem stürmisch für die Ideale der Freiheit und der sozialistischen Lehre pochenden Herzen, den sein eigenartiges Geschick stets in die erste Kampflinie stellt — sowohl dort, wo es sich um die Durchsetzung sozialistischer Forderungen handelt, als dort, wo es um den Endsieg über Deutschland geht — obwohl gerade er für die stille Zurückgezogenheit, für das anspruchslose Verschwinden hinter draufgängerischen Naturen geschaffen ist. Da ihm jedoch das Märtyrerlos auf die schwachen Schultern gelegt wird, so trägt er es ohne Klagen und wird ein Apostel bolschewistischer Ideen in dem zur Niederringung der Russen ausgesandten Ententeheer. Mit der Lehre des Kommunismus bekanntgemacht, erblickt er in ihr nur die Vollendung seiner eigenen sozialistischen Ideen und, auf der Tat ihrer Verbreitung ertappt, nimmt er um ihrer willen die entsetzlichsten Folterqualen seiner grausamen amerikanischen Richter auf sich. Erst die Nacht des Wahnsinns, in die er verfällt, befreit ihn von seinen täglichen Martern. J. H.

---

Bruno Wille, **Der Glasberg.** Roman in zwei Büchern. Berlin, Verlag Ullstein & Co. Preis in Halbleinen gebunden 32 Mark.

Was Bruno Wille uns in seinem neuen Buche gibt, das ist die mit warmer Lebendigkeit und bunter Anschaulichkeit geschriebene Geschichte seiner Jugend: Schülerleben auf einem süddeutschen Gymnasium. Eine Jugend, die ihren Schiller verehrt und, von Idealen erfüllt, das Höchste zu gewinnen versucht. Dazwischen auch Bubenstreiche, nicht zuletzt verübt an Lehrern, in denen man vereinzelt die gleichen Plackerseelen und Quälerseelen sah wie einst der Karlsschüler im landesväterlichen Herzog Karl Eugen. Vertieft man sich in diese Kindheitserinnerungen und

vergleicht man damit die Mannestätigkeit des Einsiedlers aus der Friedrichshagener Kiefernheide, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Bruno Wille einen geraden Weg gegangen ist. Die Ideale der Jugend hat er im Alter nicht nur beibehalten, sondern sie auch nach Möglichkeit zu verwirklichen versucht. Seine literarische Tätigkeit ist fast durchweg eine an Erfolgen reiche kulturell-ethische. Eine reiche Kraft, die glaubte, außerhalb der Parteischablone am besten wirken zu können.

Die Lektüre dieses trotz seines Plauderstils innerlich reichen Buches wird zum Genuß. Kl

---

P. Ostwald, **Deutschland und Japan.** Berlin 1920, Simion. Preis Mk. 2.75.

Die Schrift sucht die Notwendigkeit einer Ostorientierung der deutschen auswärtigen Politik zu begründen, den Zusammenschluß mit Rußland und dann mit Japan, »denn auch hier finden wir den uns mit Rußland einenden Gegensatz zum Angelsachsentum. Dieser ist dort ebensowenig wie bei uns und Rußland in vorübergehenden Erscheinungen begründet, sondern beruht auch auf Tatsachen weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Natur, die eine Einigung, eine Versöhnung ausschließen.«

Mißtrauen zwischen anderen Völkern zu säen und daraus Vorteile zu ziehen, ist anscheinend das einzige Streben des Autors. Von einigem Wert sind die auf S. 20 f. mitgeteilten Zahlen über den japanischen Außenhandel. H. Fehlinger

---

# Notizen

**Englands wirtschaftlicher Wiederaufbau.** Wenn auch Englands Wirtschaftsleben noch immer schwer unter den Nachwirkungen des Krieges leidet, läßt sich doch eine relativ schnelle Wiedererstarkung seines Handelsgetriebs konstatieren. Einen Beweis dafür liefern die Ziffern des englischen Außenhandels. Nach der Handelsstatistik stellte sich Englands Ein- und Ausfuhr im ersten Halbjahr 1920, verglichen mit demselben Zeitraum im Jahre 1919, wie folgt (in runden Ziffern):

| | 1920 Erstes Halbjahr | 1919 Erstes Halbjahr |
|---|---|---|
| Einfuhr . . . . . | 1033 Mill. Pfd. St. | 717 Mill. Pfd. St. |
| Ausfuhr. . . . . | 638 - - - | 335 - - - |
| Wiederausfuhr . . . | 136 - - - | 55 - - - |

Demnach stellt sich der Einfuhrüberschuß für die erste Hälfte des laufenden Jahres nur auf 259 Millionen Pfund, während er im ersten Halbjahr des vorigen Jahres noch 327 und im ersten Halbjahr 1918 gar 389 Millionen Pfund Sterling betragen hat. Zudem kommt in Betracht, daß sich die Einnahme Englands an Frachten und an Zinsen für im Ausland angelegte Kapitalien usw. seit 1918 wesentlich erhöht hat, doch ist vorläufig nicht nur die Handels-, sondern auch die Zahlungsbilanz Englands noch passiv.

Bemerkenswerte Ziffern bietet auch die Veröffentlichung der Ergebnisse des ersten Staatshaushaltsvierteljahrs 1920 (vom 1. April bis 30. Juni 1920). Es ergab einen Überschuß von rund 30 Millionen Pfund Sterling gegenüber einem Defizit von 315 Millionen Pfund in der gleichen Zeitspanne des Vorjahrs. Die schwebende Schuld hat sich denn auch im genannten Quartal um 18½ Millionen Pfund auf rund 1290 Millionen Pfund Sterling ermäßigt. Im ganzen stellte sich am 1. Juli 1920 die englische Staatsschuld auf 7,8 Milliarden Pfund Sterling — eine Schuld, die nach dem damaligen Kurs in deutsches Papiergeld umgerechnet fast 1300 Milliarden Mark beträgt.

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 23 38. Jahrgang · 2. Band 10. September 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Der Kampf um Oberschlesien.** Von Nikolaus Osterroth.

**Betriebswirtschaftslehre und Sozialismus.** Von Joh. Schwarz (Köln).

**Die politischen Beamten im neuen Staate.** Von Albert Kranold.

**Arbeiter-, Angestellten-, Beamten-, oder einheitliches Arbeitnehmerrecht.** Von Wilh. Guske.

**Universität und Studenten.** Von Henni Lehmann (Göttingen).

**Literarische Rundschau:** Max Ludwig, Der Statthalter. Ernst Zahn, Der sinkende Tag.

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

☞ Infolge des Generalstreiks mußte die Nummer der Neuen Zeit in der verflossenen Woche ausfallen.

## Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.


# Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Eckstein.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Strasser.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpiansky.
14. Zur Urgeschichte der Ehe und Familie. Von Heinrich Cunow.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von K. Kautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongreß. 1872 bis 1881. Von Georg Stieklow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Askew.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Zietz.

**Preis pro Heft 75 Pfennig.**

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 1.25.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23 Ausgegeben am 10. September 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der Kampf um Oberschlesien

Von Nikolaus Osterroth

Der Kampf zwischen Deutschen und Polen spitzt sich in Oberschlesien immer schärfer zu. Wie kam es, daß Oberschlesien, das doch viele Jahrhunderte nichts mit Polen zu tun hatte, heute von unseren nationalistisch überhitzten Nachbarn im Osten als polnisches Erbe angesehen und beansprucht wird? Das Land war bis ins tiefe Mittelalter zurück deutscher Besitz. Es ging aus dem Besitzstand schlesischer Herzöge in österreichischen Besitz über und wurde unter Friedrich II. Preußen einverleibt, der die ersten Ansätze der oberschlesischen Industrie zu einer beachtenswerten Lebensfähigkeit entwickelte. Der Sitz der friderizianischen Industriegründungen lag allerdings nördlich des heutigen Industriereviers, das erst vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an erschlossen wurde und vor hundert Jahren noch ein äußerst dünnbesiedeltes Land mit vorwiegend deutscher Bevölkerung war. Die gewaltige Entwicklung der oberschlesischen Industrie erforderte bald mannigfache Arbeitskräfte. Im Jahre 1832 zählte ganz Oberschlesien 250000 Einwohner; im Jahre 1913 lebten $2^1/_4$ Millionen Menschen in diesem Industriegebiet Europas. Also eine Verzehnfachung der Einwohnerzahl im Zeitraum von achtzig Jahren.

Leider blieb die Lohnhöhe in der oberschlesischen Industrie und damit die soziale Kultur hinter der Lohnhöhe der anderen deutschen Industriereviere zurück. Oberschlesien lockte daher den Strom deutscher Arbeitskräfte, die Anspruch auf eine gewisse Kulturhöhe machten, nicht oder doch nicht genügend an. Zudem schreckte die Sklavenpeitsche der oberschlesischen Industrieritter die Masse der selbstbewußten Arbeiter ab. Die Wirkung war, daß der ungeheure Arbeiterbedarf im wesentlichen nicht aus den Arbeiterreserven Deutschlands, sondern aus den slawischen Sprachgebieten entnommen wurde. Auf die Dauer erwies sich die überlegene deutsche Kultur als nicht ausreichend, um die aus fremden Ländern und Sprachgebieten stammenden Arbeiterschichten zur Assimilierung zu zwingen. Wesentliche Teile der deutschen Oberschicht traten den eingewanderten Arbeitermassen als Ausbeuter, als Antipoden gegenüber. Es ist das einer der wesentlichsten Gründe dafür, daß die deutsche Arbeiterbewegung in ihren politischen und gewerkschaftlichen Ausstrahlungen bis zum Ausbruch des Krieges nur in geringem Maße in den oberschlesischen Arbeitermassen Fuß fassen konnte. Der nationale Gegensatz erwies sich stärker als der Klassenkampf, der durch das nationale Gezänk verwischt und zu sekundärer Bedeutung herabgedrückt wurde.

Oberschlesien hat nur eine gering entwickelte, auf Qualitätsarbeiter angewiesene Verfeinerungsindustrie. Es ist im wesentlichen ein Rohstoffgebiet,

dessen typische Wirtschaftsform, die Berg- und Hüttenindustrie, in ziemlich geringerem Grade auf gelernte, höhere kulturelle Anforderungen stellende Arbeitskräfte angewiesen ist. Der Bergbau als beherrschende Industrie sog jährlich etwa 15 000 neue Arbeitskräfte auf, die fast restlos aus slawischen Sprachgebieten mit gering entwickelter Wirtschaftskultur stammten. Einen Zustrom deutscher Arbeiter in den oberschlesischen Bergbau kannte man während der letzten Jahrzehnte fast gar nicht, denn der oberschlesische Bergmann verdiente rund 25 Prozent weniger als der Ruhrbergmann bei einer Schichtzeit, die teilweise eine bis zwei Stunden länger war. Die typische Wohnung des oberschlesischen Arbeiters besteht aus Stube und Küche, während die modernen Werkswohnungen im Ruhrgebiet drei bis vier Räume aufweisen. Der höhere Ansprüche stellende oberschlesische Bergmann wanderte daher seit Anfang der neunziger Jahre nach dem Ruhrrevier ab, und der Ersatz kam immer wieder aus den rückständigsten Kulturwinkeln Mitteleuropas, vorwiegend aus Polen, Galizien und Mähren sowie aus den ländlichen Bezirken der Provinz Posen.

Umgekehrt kam der Arbeiterzuzug in der Metallindustrie, die gelernte Arbeitskräfte brauchte, vorwiegend aus dem übrigen Deutschland. So kam es, daß die Masse der Metallarbeiter und der gelernten, qualifizierten Arbeiter der anderen Industriezweige meist Deutsche sind, während die Bergwerksindustrie zum übergroßen Teil fremdsprachige Arbeiter aufweist. Soweit sie ihre Jugend schon in Oberschlesien zugebracht haben und dem deutschen Schulzwang unterworfen waren, können sie Deutsch und *nur* Deutsch lesen und schreiben, ihre Umgangssprache aber ist Polnisch geblieben.

Daß Oberschlesien heute der Zankapfel zwischen Deutschen und Polen ist, ist also die *Schuld der kapitalistischen Unternehmerschicht*, die den Teufel danach fragte, was das Ende dieser Entwicklung sein werde, die nur willfährige billige Lohnsklaven brauchte, ohne Rücksicht zu nehmen auf kulturelle und nationale Lebensfragen.

Die höherentlohnten, qualifizierten Teile der Arbeiterschaft Oberschlesiens fühlen in ihrer überwiegenden Mehrheit, daß die Abtrennung Oberschlesiens vom deutschen Wirtschaftskörper für sie selbst ein großer Verlust sein würde. Die großpolnische Hetze, die vor der Besetzung Oberschlesiens durch interalliierte Truppen, besonders in Gebieten mit polnischer Geistlichkeit, große Erfolge erzielte, ist seitdem ziemlich wirkungslos geworden. Man fühlt den Unterschied zwischen dem sozialen Milieu Polens und Deutschlands instinktiv heraus. Und seitdem Polen, das in seinem imperialistischen Größenwahn mit allen Nachbarvölkern gleichzeitig in Streit geraten ist, von der angefallenen russischen Sowjetrepublik Hiebe bekommen hat, ist auch die Liebe der polnischsprachigen Arbeiterschichten für den neuen Raubstaat mehr und mehr erkaltet. Die verschiedentlich unternommenen Aufstandsversuche des großpolnischen Bevölkerungsteils finden in der heute ziemlich gut organisierten Arbeiterschaft den heftigsten Widerstand. Nur im südöstlichsten Teil Oberschlesiens mit Rybnik als Brennpunkt scheint die polnische Bewegung noch einen kräftigeren Nährboden zu haben.

Die deutschnationalistische Agitation verdirbt freilich mehr, als sie gutmacht. Die Arbeitermassen polnischer Herkunft sind nicht zu begeistern durch die alldeutschen Bardengesänge. Sie sind national ziemlich indifferent, reagieren dafür aber um so mehr auf wirtschaftliche und sozialpolitische Ar-

gumente. Daß die polnische Mark nur einen Kaufwert von etwa 20 deutschen Pfennig hat und daß die Kaufkraft seines Lohnes um vier Fünftel zusammenbrechen würde, wenn Oberschlesien polnisch würde, kettet diese Arbeiterschichten fester an Deutschland als alle alldeutschen Schlagworte. Ferner daß er sich mit der polnischen Staatszugehörigkeit die allgemeine Wehrpflicht aufhalst, ist für den polnischen Arbeiter ein stärkeres Argument als das Preußenlied oder die Wacht am Rhein. Auch daß er sozialpolitisch einen Sprung ins Dunkle macht und die Wohltaten der Arbeiterversicherungsgesetzgebung zu verlieren hat, wenn er den Lockungen großpolnischer Agitatoren folgt, leuchtet ihm ein. Und ebenso hat die sichere Aussicht, daß ein polnisches Oberschlesien das Ausbeutungsobjekt der polnischen Magnaten und der Klerisei wird, für viele polnische Arbeiter wenig Verlockendes. Er fühlt auch, daß der sozialistische Gedanke in Deutschland schneller und gradliniger marschiert als in einem imperialistischen Polen, das auf Jahrzehnte hinaus der Rammelboden der Kriegskohorten bleiben muß, wenn es sich nicht auf seine engeren historischen Grenzen beschränkt.

Die gewaltigen Demonstrationen für die Erhaltung der Neutralität Oberschlesiens zeigen, daß fast die gesamte Bevölkerung abgerückt ist von der großpolnischen Abenteurerpolitik, und man kann heute mit Sicherheit annehmen, daß die bevorstehende Volksabstimmung eine erdrückende Mehrheit für den Verbleib Oberschlesiens bei Deutschland ergeben wird. Die Stimmung ist eben gründlich umgeschlagen. Daher die Versuche der Polen, durch einen Aufstand eine vollendete Tatsache zu schaffen, wie vor anderthalb Jahren in Posen, um der für sie immer ungünstiger werdenden Abstimmung zu entgehen.

Der Stimmungsumschwung darf allerdings niemand in Deutschland von seiner Pflichterfüllung abhalten. Dafür steht zu viel auf dem Spiel. In Deutschland lebt über eine Viertelmillion Abstimmungsberechtigter, deren Veto *für Deutschland lebenswichtig* ist.

Deutschland kann ohne Oberschlesien nicht leben. Es würde aufhören, ein Industriestaat zu sein, wenn es Oberschlesien verlieren würde. Die oberschlesische Steinkohlenförderung betrug 1919 rund 33 Millionen Tonnen gegenüber einer Gesamtförderung von 116 Millionen Tonnen in allen deutschen Bergrevieren einschließlich des Saarreviers und der Pfalz. Gelingen die Bemühungen, in Oberschlesien ein Überschichtenabkommen zustande zu bringen, so erreichen wir in kurzer Frist wieder die Friedensförderung, die 1913 in Oberschlesien rund 43 Millionen Tonnen betrug. Angesichts des Kohlenabkommens von Spaa wäre der Verlust der oberschlesischen Förderung nicht zu ertragen. Von ihr hängt die Beschäftigungsmöglichkeit von 4 Millionen deutscher Arbeiter ab. Ginge Oberschlesien verloren, und wir wären dennoch an das Kohlenabkommen von Spaa gebunden, so würden in Deutschland 20 Millionen Menschen überflüssig. Wir hätten die Rohstoffe nicht mehr, um sie in der Industrie zu ernähren. Unsere Ausfuhrindustrie würde glatt zusammenbrechen und damit unsere Einfuhrmöglichkeit.

Geht also Oberschlesien für die deutsche Wirtschaft verloren, so stirbt unsere Industrie ab. Die Großstädte würden schnell veröden und Ruinen werden; unsere Transportmittel würden verlottern, ohne erneuert werden zu können; unsere Landstraßen würden verfallen; unsere industrielle Rüstung

(Fabrikanlagen, Maschinen usw.) könnte nicht mehr erneuert werden; das Heer der Arbeitslosen würde die Lohnhöhe rasch unter das Existenzminimum herabdrücken. Deutschland könnte daher auch seine Schuldenlast nicht mehr bezahlen; seine sozialpolitischen Einrichtungen müßten verkümmern, seine Bevölkerung müßte verelenden, und mit dem Elend würde die Verzweiflung in Deutschland einziehen, die der beste Nährboden der Anarchie ist. In einer absterbenden Wirtschaft aber hätte auch der Sozialismus aufgehört, die Hoffnung der Gegenwart und die Erlösung der Zukunft zu sein. Deutschland, das Herz Europas, würde durch den Verlust Oberschlesiens zugrunde gerichtet, und sein wirtschaftlicher Verfall würde andere Teile Europas mit in den Abgrund ziehen.

Das imperialistische Polen im Besitz Oberschlesiens würde von einem Kranz wirtschaftlich versinkender Völker umgeben sein, die jahrzehntelang auf es einstürmen würden, so daß es unvermeidbar mit zur wirtschaftlichen Ruine werden müßte, selbst wenn es organisatorische Schöpferkraft genug hätte, das oberschlesische Erbe zu verwalten. Polen könnte die Sehnsucht der starken deutschen Bevölkerung nach dem Mutterland um so weniger ersticken, als es ohnedies heute schon überladen ist mit nationalen Fremdkörpern, die es nicht verdauen kann. Eine umgekehrte Ostmarkenpolitik würde es am schnellsten und sichersten dem Abgrund zuführen. Darum muß man vom sozialistischen und wirtschaftspolitischen Standpunkt aus Polen wünschen, daß es sich die Finger nicht an Oberschlesien verbrennt. Es kann ein nationales Eigendasein nur führen in Anlehnung an ein wirtschaftlich und politisch starkes Gemeinwesen.

Den Nationalitätenhader in Oberschlesien kann auf die Dauer nur ein sozialistisches Deutschland überbrücken. Nur eine sozialistische Kultur- und Wirtschaftspolitik kann den Assimilierungsprozeß in Oberschlesien durchführen und beschleunigen. Was die kapitalistische Wirtschaftsperiode an Oberschlesien und seiner Arbeiterbevölkerung gesündigt hat, muß eine von sozialwirtschaftlichen und kulturellen Gesichtspunkten geleitete Siedlungspolitik gutmachen, wenn Oberschlesien eine deutsche Provinz bleiben soll. Nichts war vergiftender als die von der wilhelminischen Regierung betriebene Ostmarkenpolitik mit ihren korrumpierenden Wirkungen. Das Problem muß am umgekehrten Ende angefaßt werden. Es war ein Widersinn, fremdsprachige Arbeiter als billige Ausbeutungsobjekte ins Land zu holen und sie dann in ihren nationalen und sozialen Empfindungen zu vergewaltigen und ihnen als Erzieher, Verwaltungs- und Rechtsprechungsorgane Unteroffiziersnaturen, die mit Ostmarkenzulagen geworben wurden, als Bändiger aufzuzwingen. Hätte man die für diese verkehrte Politik hinausgeworfenen Mittel für eine wirklich soziale Kulturpolitik ausgegeben, so wäre Oberschlesien nie der Hexenkessel geworden, der es heute ist.

Hier heißt es ganz neue Wege gehen, aus wirtschaftlichen und nationalen Beweggründen. Oberschlesien ist die reichste Rohstoffprovinz ganz Europas. Seine erschlossenen und unverritzten Kohlenfelder wiegen die aller anderen deutschen Bergreviere mehr als doppelt auf. Sein sonstiger Reichtum an Rohstoffen, Galmeierzen, Blei, Zink, Eisenerzen rechtfertigt den größten Einsatz in der Aufwendung von Mitteln. Hier ruht die wirtschaftliche Zukunft Europas. Wer Oberschlesien für die Zukunft besitzt und seinen Rohstoffreichtum zu erschließen vermag, beherrscht das Wirtschafts-

leben Mitteleuropas. Wenn wir heute Milliarden ausgeben zur Erschließung unserer Rohstoffquellen und zur stärkeren Besiedlung der Rohstoffgebiete, so muß die deutsche Republik sich leiten lassen von der Erwägung: Wo ist mit dem gleichen Einsatz der größte Nutzeffekt herauszuholen, wo sind die aufgewandten Mittel am nutzbringendsten und zukunftsichersten angelegt? Es hat keinen Sinn, im absterbenden Bergbau Niederschlesiens und Sachsens, in dem Flöze bis zu 40 Zentimeter abgebaut werden, neue Milliarden zu investieren, wenn man mit den gleichen Mitteln in Oberschlesien, das Flöze bis zu 16 Meter Mächtigkeit aufweist und eine viel hochwertigere Kohle liefert, die doppelte Kopfleistung pro Schicht herausholen kann. Es ist sinnlos, Gewaltanstrengungen in Revieren zu machen, die in einem Menschenalter abgebaut sind, wenn man mit dem gleichen Aufwand an Geld und Arbeitskraft die doppelte Leistung erzielen und eine für Jahrhunderte rentable und aussichtsreiche Aufschließungs- und Siedlungsarbeit leisten kann. Wir brauchen auch auf diesem Gebiet eine klar durchdachte Planwirtschaft. Bei der Verteilung der Aufwendungen, die wir für die Erschließung der Rohstoffquellen machen, muß das Schwergewicht in Oberschlesien liegen, schon weil hier der Nutzeffekt ungleich größer ist wie in jedem anderen Revier, und weil er ungleich schneller eintritt infolge der viel günstigeren Abbauverhältnisse. 1913 betrug die Kopfleistung pro Schicht in Oberschlesien 1177 Kilogramm, im Ruhrrevier 972 Kilogramm, in den übrigen uns verbliebenen Bergrevieren dagegen nur zwischen 600 und 700 Kilogramm Steinkohle. Dabei kann man die vorwiegend fremdsprachigen und schlecht entlohnten oberschlesischen Bergarbeiter keineswegs als die leistungsfähigsten bezeichnen. Die durchschnittliche Temperatur in den Bauen liegt erheblich tiefer als in Westfalen, Gebirgsdruck, Steinfall, Gefahrengröße ist erheblich niedriger als in allen anderen Bergrevieren, und dementsprechend sind auch die Gestehungskosten geringer bei höherem Heizwert der Kohle. In Oberschlesien müssen sich also Aufwendungen zur Hebung der Kohlenproduktion ungleich günstiger rentieren als in jedem anderen deutschen Kohlenrevier.

Will man die größere wirtschaftliche Erschließung Oberschlesiens, die uns und ganz Europa dienlich ist, so muß natürlich auch die Besiedlung dieser Industrieprovinz eine ganz andere Richtung nehmen. Vor dem Kriege führten wir fremde Arbeitskräfte in großem Ausmaß ein. In Oberschlesien vollzog sich aus kapitalistischen Gründen die rapide Bevölkerungsvermehrung auf Kosten des Deutschtums. Wir schickten nur deutsche Beamte mit Hilfe der Ostmarkenzulage und besserer Anciennitätsverhältnisse nach Oberschlesien; deutsche Arbeiter aber wurden durch die dort herrschende soziale Unkultur abgeschreckt. Dafür wanderten 15 000 bis 20 000 fremdsprachige Arbeiter mit Weib und Kind ein.

Bei unserer heutigen Rohstoffarmut ist die Einfuhr fremder Arbeitskräfte überflüssig, ja angesichts der wachsenden Arbeitslosigkeit gefährlich. Treiben wir in Oberschlesien eine sozial inspirierte Wohnungspolitik, bauen wir statt der typischen Zweiräumewohnungen menschenwürdige Behausungen mit etwa vier Räumen, sorgen wir, daß die Lohnverhältnisse nicht mehr unter der Norm anderer Reviere zurückbleiben, schaffen wir ein erträglicheres soziales Milieu, so werden der oberschlesischen Industrie die notwendigen Arbeitskräfte ohne weiteres aus Deutschland zufließen.

Zerschlagen wir ferner, gestützt auf das deutsche Siedlungsgesetz, den monopolisierten und unzureichend bearbeiteten Boden der oberschlesischen Industrie- und Agrarmagnaten, so wird genügend Platz frei für Tausende landhungeriger deutscher Bauern. Die landschaftlichen Reize Oberschlesiens und die Ergiebigkeit seines Bodens haben den schlechten Ruf, in dem es steht, nicht verdient. Hier ist Raum für faustische Arbeit auf landwirtschaftlichem und industriellem Gebiet. Führen wir aber der entwicklungsfähigen und zukunftsreichen oberschlesischen Industrieprovinz durch eine weitsichtige Wirtschafts- und Siedlungspolitik jährlich zehntausend deutscher Arbeiterfamilien und tausend Bauern zu, so wird diese Herzkammer Europas in kurzer Frist unbestritten deutsch sein.

## Betriebswirtschaftslehre und Sozialismus

Von Joh. Schwarz (Köln)

Die Betriebswirtschaftslehre ist eine noch recht junge wissenschaftliche Disziplin, die naturgemäß zuerst an den Handelshochschulen Eingang fand. Wesentliche Berührungspunkte findet sie lediglich mit der im Merkantilzeitalter zu hoher Blüte gelangten Kameralwissenschaft. Beide verfolgen im wesentlichen denselben Zweck: die Kameralwissenschaft stellte sich die Heranbildung tüchtiger, zur erfolgreichen Leitung von Staatsbetrieben befähigten Beamten zum Ziel, die Betriebswirtschaftslehre die Herausbildung eines spezifischen Wissens, das seinen Besitzer zur Organisation und Leitung moderner Wirtschaftsbetriebe qualifiziert. So wesentlich dieser Berührungspunkt ist, so wesentlich ist aber auch der Unterschied in der Fundamentierung der beiden Wissenschaften. Die Kameralwissenschaft war die Summe einer Reihe von Einzelwissenschaften; sie hatte — den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend — einen mehr enzyklopädischen Charakter. Die Betriebswirtschaftslehre umfaßt dagegen ein bestimmtes, gegen die übrigen Wissensgebiete streng abgegrenztes Betätigungsfeld, das sich lediglich auf die Erfassung der Existenzvoraussetzungen und Lebensbedingungen der wirtschaftlichen Unternehmungen der Neuzeit erstreckt. Die Heranbildung von Persönlichkeiten, deren praktische Betätigung die Erzielung der höchstmöglichen Wirtschaftlichkeit moderner Gewerbebetriebe verbürgen, ist ihre Hauptaufgabe. Sie ist die Wissenschaft von der wirtschaftlichen oder kaufmännischen Technik.

Will sie der sich selbstgestellten Aufgabe gerecht werden, so ist die theoretische Durchdringung der wirtschaftlichen Einzelbetriebe und ihrer speziellen, mit mehr oder minder großer Regelmäßigkeit auftretenden Funktionen erste Voraussetzung. Es heißt Regeln aufstellen, deren Anwendungsgebiet ein möglichst unbeschränktes ist. Sie müssen, wenn auch graduell verschieden, auf jeden Wirtschaftsbetrieb und die aus seiner Tätigkeit entspringenden Spezialfragen anwendbar sein.

Wie die Kameralwissenschaft dem, wenn man so sagen kann, mehr humanistischen Geist verflossener Jahrhunderte entsprach, so ist die Betriebswirtschaftslehre ein Kind unseres ausgesprochen rationellen Zeitgeistes. Diesen rationellen Geist zu höchster Vollendung zu bringen, ist für Deutschland eine unbedingte Lebensnotwendigkeit, deren Verneinung in Anbetracht seiner

wirtschaftlichen Notlage Selbstmord bedeuten würde. Den Luxus romantischer Schwärmereien und phantastischer Illusionen können wir uns auf Generationen hinaus nicht mehr erlauben. Krieg und Revolution haben das Spiel mit Gefühlsmomenten ins Gigantische anwachsen und ins Groteske verzerren lassen; dieser Periode der Gefühlsherrschaft ist eine solche der Tatsachen gegenüberzustellen. Sie wird und muß ihr folgen, wollen wir nicht selbst unseren ohnehin schon arg geschundenen Körper auf den Scheiterhaufen tragen.

Fraglos hat eine derartige Einstellung die Herausbildung einer gewissen Einseitigkeit zur Folge. Mancher wird den nicht zu unterschätzenden Einwand erheben, daß eine allzu starke Vernachlässigung der Gefühlsmomente schwere Schäden auslösen könne. Sicherlich ist ein Leben ohne Wärme einem Haus ohne Dach gleichzustellen. Eine so weitgehende Verkümmerung der im Gefühlsleben begründeten Imponderabilien wird aber schon an der differenzierten Veranlagung und seelischen Konstitution der Menschen einen nicht zu überschreitenden Grenzstein finden. Ein großer Prozentsatz der Menschen ist von Natur aus zum Betriebswirtschafter durchaus ungeeignet; sie können und werden es auch durch ein noch so eingehendes Studium nur zu einer gewissen Stümperhaftigkeit bringen. Die Angst vor der Gefühlsverarmung der großen Masse ist also gegenstandslos.

Die Gefahr der Herausbildung einer allzu starken Einseitigkeit des Denkens bei den zukünftigen Betriebswirtschaftern ist eine Möglichkeit, die man wohl oder übel mit in Kauf nehmen muß; ihr stehen aber ungleich größere, nicht zu entbehrende Vorteile gegenüber. Ebenso wie der Jurist oder Techniker trotz der nicht anzuzweifelnden Einseitigkeit seines Denkens auf seinem Spezialgebiet Vorzügliches leisten kann, ebenso wird der Betriebswirtschafter in der Zukunft eine Erscheinung werden, dessen spezifische Fähigkeiten zu entbehren unmöglich sein wird.

Welche Bedeutung hat die Betriebswirtschaftslehre für den Sozialismus? Verfolgt man die sozialistische Bewegung bis auf den heutigen Tag, so muß eines unumwunden eingestanden werden: es fehlte ihr bisher und mangelt ihr auch heute noch an Köpfen, die zur erfolgreichen Leitung sozialisierter Betriebe befähigt sind. Der Sozialismus war bisher eine Bewegung, die sich fast durchweg in politischer Auswirkung erschöpfte. Erfolgreiche, tatkräftige Politiker, Menschen mit einem warmen Herzen, einem wetterfesten Charakter und einem unverwüstlichen temperamentvollen Optimismus brachte er hervor, aber keine oder nur wenige Persönlichkeiten, die in der Lage sind, einem modernen Großbetrieb nicht nur zu präsidieren, sondern ihm auch Gestalt und Wirksamkeit zu geben, seine erfolgreiche Fortentwicklung zu leiten und zu überwachen.

Daß hierzu eine spezifische Schulung erforderlich ist, ist selbstverständlich. Ein zu großer Prozentsatz tatsächlicher Kenntnisse, ein sehr stark ausgeprägtes wirtschaftliches Denken ist Voraussetzung zu einer derartigen Tätigkeit, als daß die Frage der Eignung hierzu lediglich eine Frage der Veranlagung und Parteizugehörigkeit sein kann.

Einen tatsächlich, im *vollen* Sinne des Wortes sozialisierten Betrieb besitzen wir bis heute meines Wissens weder in Deutschland noch im Ausland. Die sogenannten »konstitutionellen« Fabriken, in denen die verschiedensten Arten der Arbeitergewinnbeteiligung zur Anwendung gekommen

sind, können ebensowenig als sozialisierte Betriebe angesprochen werden wie die staatlichen Produktivbetriebe (Bergwerke, Eisenbahn, Post usw.). Letztere sind weder auf einem Gemeinschaftsgedanken im sozialistischen Sinne aufgebaut, noch kommt ein solcher in ihrer Organisation zum Ausdruck. Sie sind lediglich aus fiskalischen, volkswirtschaftlichen und politischen Erwägungen in den Besitz des Staates übernommen worden, der in seiner abstrakten Geschlossenheit mit unverminderten Rechten an die Stelle der vorausgegangenen Privatbesitzer trat. Der Charakter des Musterbetriebs (Saarkohlenbergwerke) und der verhältnismäßig ausgebildeten Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen hat mit Sozialismus direkt nichts zu tun. Es sind lediglich nach staatlich-bureaukratischen Prinzipien geleitete Großbetriebe. Ihr bisheriges Funktionieren war ausschließlich der Verwendung hochqualifizierter Beamten zu danken, nicht aber der fruchtbaren Auswirkung einer von sozialistischem Geiste durchdrungenen Arbeiterschaft.

Sind derartige Großbetriebe aber unter staatlicher Direktive lebensfähig, so sind sie selbstverständlich auch unter Anwendung sozialistischer Prinzipien denkbar. Was im Merkantilzeitalter auf weit primitiverer Grundlage in breitester Ausdehnung möglich war, das zu erringen sollte der Jetztzeit auf Grund ihrer weit entwickelteren Fachwissenschaft ein leichtes sein. Es handelt sich hierbei letzten Endes lediglich um eine Personenfrage, bei der allerdings die sachliche Befähigung des einzelnen als gleichstarker Komponent neben seiner Charaktereigenschaft steht. Diese Personen heranzubilden, ist die Betriebswirtschaftslehre in hohem Grade, wenn nicht gar ausschließlich befähigt.

Als derzeitigen namhaftesten Vertreter dieser Wissenschaft kann man fraglos den Professor der Kölner Universität Dr. E. Schmalenbach ansprechen. Schmalenbach ist Wissenschafter und Mensch. Für seine demokratische Überzeugung tritt er offen und ehrlich ein. Schlägt auch seine angeborene Herrschernatur[1] seinen demokratischen Prinzipien trotz gutem Willen manchmal ein Schnippchen, so ist er doch ein Mann, den man unbedingt als geschlossenes Ganzes empfindet. Sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn und seine strenge Loyalität gegen Andersdenkende sind Eigenschaften, die unter den Hochschulprofessoren leider nicht Allgemeinheit sind. Er leitet an der Kölner Universität verschiedene Seminare, aus denen schon mancher tüchtige Betriebswirtschafter hervorgegangen ist.

Solche, jederzeit für ihre Aufgaben verwendungsfähige und — bereite Persönlichkeiten heranzubilden, muß auch die Sozialdemokratie sich zur Aufgabe machen, will sie überhaupt über kurz oder lang in der Lage sein, sozialisierte Betriebe mit Aussicht auf erfolgreiche Weiterführung zu übernehmen. Es gilt eben den privaten Unternehmer, der durch das auf ihm lastende finanzielle Risiko zu höchster Arbeits- und Wirtschaftsintensität gezwungen wird, durch gleichwertige, mit denselben Qualitäten ausgestattete Genossen

[1] Es ist übrigens eine interessante Erscheinung, daß gerade starke Persönlichkeiten volksgemeinschaftlichen Gedankengängen nicht unzugänglich sind. Stellen sie sich auch vielfach nicht in den Dienst derartiger Bestrebungen, so stehen sie ihnen aber auch nicht in schroffer Ablehnung gegenüber. Das Bewußtsein der eigenen Kraft trägt zu dieser Einstellung sicherlich nicht unwesentlich bei. Eine nähere psychologische Untersuchung dieser Erscheinung würde sicherlich manches Interessante zutage fördern.

zu ersetzen. Diese Heranbildung kann aber meines Erachtens nur durch eingehende betriebswirtschaftliche Schulung erfolgen.

Die Voraussetzungen zur Aufnahme eines hierauf abzielenden Studiums sind für einen, wenn auch zurzeit noch äußerst bescheidenen Teil unserer jungen Parteigenossen gegeben. Der vier- bis sechssemestrige Studiengang wäre an einer deutschen Handelshochschule, deren Aufgaben in Köln und Frankfurt a. M. der Universität übertragen sind, zu durchlaufen. Zur Einschreibung als Studierender ist die Maturität oder das Reifezeugnis zur Aufnahme in die Obersekunda einer neunstufigen höheren Lehranstalt (sogenanntes Einjährigenzeugnis) erforderlich. In letzterem Falle wird außerdem die Beibringung eines Zeugnisses über eine zwei- bis dreijährige kaufmännische Lehre gefordert. Diese Voraussetzungen gelten ohne Zweifel bei manchen unserer jüngeren Parteigenossen als erfüllt. Soweit bei anderen jüngeren Parteimitgliedern diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, die Neigung und Veranlagung zum Studium aber besteht, ist die nachträgliche Erfüllung derselben bei etwas Willensaufwand als kein unüberwindliches Hindernis anzusehen. Es müßte irgendeine Möglichkeit gefunden werden, diese Leute an einem bestimmten zentralen Punkt zu sammeln, um sie hier geschlossen auf die Ablegung der notwendigen Prüfungen vorzubereiten.

Eine Herabsetzung der Ansprüche an die wissenschaftliche Vorbildung der neuaufzunehmenden Studierenden ist im Interesse der deutschen Wissenschaft nicht ratsam. Wer selbst Universitätsstudien obgelegen hat, wird bestätigen können, daß sich eine mangelnde Vorbildung äußerst unangenehm bemerkbar macht. Sie macht meistens eine Verlängerung des Studiums zur zwingenden Notwendigkeit. Nur außergewöhnlicher Fleiß und eine mehr als durchschnittliche Begabung können dem Schüler die Ausfüllung dieser Lücken ermöglichen. Die selbstverständliche Forderung auf Öffnung der wissenschaftlichen Laufbahn für die proletarische Jugend läßt sich nur durch die Ermöglichung des regelrechten Besuchs der höheren Schulen für die hierzu befähigten jungen Arbeiterkinder verwirklichen. Das aber ist hauptsächlich eine Finanzfrage. Die Lösung *dieser* Frage zu erörtern, ist nicht die Aufgabe dieser Ausführungen. Den jungen, hierzu veranlagten und bereiten Parteimitgliedern das Studium im Sinne dieser Ausführungen zu ermöglichen, ist vorerst Aufgabe der Parteiorganisation. Den jungen Leuten sind Mittel und Wege zu weisen, die zum Universitäts- oder Handelshochschulstudium — das letztere kommt für die *drängenden* Aufgaben der sozialdemokratischen Bildungsarbeit hauptsächlich in Frage — erforderlichen Voraussetzungen durch Ablegung bezüglicher Prüfungen an höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) zu schaffen. Die jungen Leute könnten sich den Prüfungen natürlich als Externe unterziehen, wobei ihnen möglichst weitgehende Erleichterungen — eventuell durch Schaffung besonderer Prüfungskommissionen — zu sichern wären.

So wichtig die beschleunigte Heranbildung eines wissenschaftlich gebildeten Nachwuchses für die Sozialdemokratische Partei und für die ganze sozialistische Bewegung ist, so schwierig ist natürlich die Frage der Finanzierung dieser Aufgabe. An der Finanzfrage aber kann und darf die Lösung dieses Problems nicht scheitern.

Von den jungen proletarischen Studierenden muß natürlich eine gewisse Aufopferung erwartet werden. Ein Studium ohne erwerbstätige Nebenbe-

schäftigung ist heute selbst bürgerlichen Studenten vielfach unmöglich. Die mit Parteiunterstützung studierenden Genossen müßten danach trachten, die finanziellen Lasten der Partei so gering als möglich zu gestalten. Die Erwägung, daß Parteimittel auch einmal einem Unrechten, wenn nicht gar Unwürdigen zufließen könnten, darf kein Anlaß zur Unterlassung der Hilfsaktion sein. Irren ist menschlich und eine Wandlung der Weltanschauung im Laufe der Jahre auch.

Bei der Auswahl der dem Studium zuzuführenden jüngeren Genossen könnten die in neuester Zeit vielfach ins Leben gerufenen Bildungsinstitute herangezogen werden. So hat Köln vor kurzem ein Freigewerkschaftliches Seminar für Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftslehre, Jurisprudenz und Sozialwissenschaften ins Leben gerufen, dessen Erfahrungen nutzbar zu machen wären. Die wissenschaftliche Leitung dieses Seminars liegt in den bewährten Händen des Kölner Universitätsprofessors Dr. Bruno Kuske. Derartige Institutionen sollten nach Möglichkeit allerorts ins Leben gerufen und der neuaufzubauenden Bildungsarbeit der sozialistischen Bewegung dienstbar gemacht werden. Wer rastet, der rostet.

## Die politischen Beamten im neuen Staate

Von Albert Kranold

In der letzten Zeit wird von Vertretern der alten Beamtenschaft lebhaft opponiert gegen die Art, wie die gegenwärtige preußische Regierung die Stellen der sogenannten politischen Beamten besetzt. Man tadelt, daß unter dem neuen Regime Männer in die politischen Beamtenstellen hineingebracht würden, die nicht die Befähigung hätten, die ihnen anvertrauten Posten so auszufüllen, wie man das von ihnen verlangen müßte und wie es zum Wohle des Volkes erforderlich sei.

Die Argumente, mit denen diese Behauptungen begründet zu werden pflegen, zeigen deutlich, in welchen Vorurteilen das höhere Beamtentum noch immer lebt. Ich sehe dabei davon ab, daß die neue Regierung zu dem Brauch, die Stellen der politischen Beamten mit Männern zu besetzen, deren politische Überzeugung ihr nahe steht, auch wenn sie keine studierten Juristen sind, durch die Not gezwungen ist, da sich nur auf diese Weise der systematischen Sabotage entgegenarbeiten läßt, die die alte höhere Beamtenschaft mit Eifer und Verbissenheit gegenüber dem neuen Regime betreibt. Gelegentlich wird freilich von der alten Beamtenschaft zugegeben, daß sie sich den veränderten Verhältnissen anpassen müßte; man scheint aber zu vergessen, daß diese Voraussetzung eben in weitem Umfang nicht gegeben ist, und daß es infolgedessen, solange das noch nicht der Fall ist, wenig Sinn hat, über ein Abgehen von diesem sogenannten Brauch der neuen Regierung zu orakeln.

Schon die Voraussetzung, von der gewöhnlich ausgegangen wird, ist falsch, denn die Eignung zur Bekleidung öffentlicher Ämter hängt keineswegs von einer besonderen Vorbildung ab, oder doch wenigstens nur in geringem Grade. Das gilt ganz besonders von der Art der Ausbildung, die die höheren Verwaltungsbeamten bisher empfangen haben. Es ist eine grobe Täuschung, zu glauben, daß die Ableistung bestimmter Examina, die lediglich

das Maß eines bestimmten Fachwissens, das ein Mensch besitzt, feststellen, irgendeinen Anhaltspunkt für die Befähigung eines Menschen gibt, als Vertrauensmann der Bevölkerung deren Angelegenheiten innerhalb eines bestimmten Bezirks zu regeln. In einer Demokratie muß ein Beamter, und ganz besonders ein sogenannter politischer Beamter, in erster Linie über Charakter, Urteilsklarheit, Verständnis für das Fühlen und Denken der Bevölkerung, Gerechtigkeitssinn, weiten Blick und Verantwortungsfreudigkeit verfügen. Daneben ist dann natürlich auch ein bestimmtes Maß von Wissen auf verschiedenen Gebieten notwendig. Die erstgenannten Eigenschaften erwirbt man nun aber nicht durch das Studium auf einer Universität in höherem Maße als durch irgendeine andere ernsthafte Arbeit an sich selbst, noch beweisen das Referendar- und Assessorexamen in dieser Beziehung irgend etwas. Selbst für das zur Ausfüllung solcher Posten nötige Wissen genügt das juristische Studium nicht; denn das juristische Studium ist viel zu einseitig, und solange nicht eine grundlegende Reform der Vorbildung unserer höheren Verwaltungsbeamten in bezug auf ihre fachliche Ausbildung durchgeführt wird, haben die studierten Juristen auch in dieser Beziehung nichts vor solchen Personen voraus, die in langjähriger Praxis und Erfahrung auf dem Gebiet verwaltender Tätigkeit der verschiedensten Art sich das für die erfolgreiche Ausfüllung solcher Beamtenstellen nötige Wissen erworben haben. Man kann sich dies Wissen nämlich auch auf andere Art erwerben als durch ein Hochschulstudium. Wirkliches Sachverständnis bringen denn auch gerade die Gewerkschaftssekretäre und ähnlich vorgebildete Männer vielfach in weit höherem Maße mit als die Herren Juristen. Daß aber das akademische Studium für die Ausbildung des Charakters und der Urteilskraft sowie für die Erzeugung von mitfühlendem Verständnis für die Wünsche und Bestrebungen unserer Mitmenschen besonders viel täte, wird kein Mensch, der das Leben und Treiben auf den Hochschulen aus eigener Anschauung kennt, behaupten wollen. Nichts ist so unberechtigt wie der Bildungshochmut der Akademiker, denn nichts hat geringere tatsächliche Unterlagen. Das gilt ganz besonders für die Juristen.

Dementsprechend können auch nur Menschen, die in den Vorurteilen des Juristenstandes so befangen sind, daß sie über die engen Schranken ihres Faches nicht hinwegzublicken vermögen, es als ein ungeheures Unglück beklagen, wenn einmal ein Nichtjurist gegen irgendeine nebensächliche Gesetzesvorschrift formell verstößt. Gewiß sollen nach Möglichkeit solche Fehler vermieden werden, aber solche Fehler sind, selbst wenn sie sich wiederholen sollten, nicht annähernd so schlimm wie die unbestreitbare Tatsache, daß die bisherigen Beamten des alten Regimes, deren juristische Fähigkeiten übrigens nicht selten ebenfalls allerlei zu wünschen übrigließen, durchweg nur sehr wenig Verständnis für die Wünsche und Hoffnungen der Bewohner ihres Bezirks hatten. Besonders in einer Demokratie ist ein solcher Zustand einfach unerträglich, und noch so häufige formelle Verstöße gegen einzelne Gesetzesvorschriften wiegen, wenn sie nur nicht Ungerechtigkeiten zur Folge haben, dagegen federleicht. Denn das Gesetz ist um der Menschen willen da und nicht die Menschen um des Gesetzes willen, ebenso wie die Behörden um der Bevölkerung willen da sind und nicht die Bevölkerung um der Behörden willen. Gegen diese Grundsätze haben aber die alten Beamten vielfach verstoßen, und eben deshalb waren sie trotz ihres akademischen

Rechtsstudiums und trotz ihres Einsers im Assessorexamen oft unfähig, auch den untersten Posten in der Verwaltung wirklich und nicht nur formell auszufüllen.

Schließlich ist doch unbestreitbar, daß ein demokratischer Staat nur Beamte beschäftigen kann, die das Vertrauen der Massen besitzen, freilich aus ganz anderen Gründen, als man sie den neuen Machthabern gern unterschiebt. Nichts ist charakteristischer für die Mentalität der meisten Beamten alten Stils als die Begründung, die sie sich meist für jene Forderung konstruiert haben. Nicht deshalb oder doch nicht deshalb allein, weil dadurch am ehesten für Ruhe und Sicherheit im Lande gesorgt wird, sondern deshalb, weil ohne dieses Vertrauen der Massen zu den Beamten die Demokratie zu einer Farce wird, wird diese Forderung aufgestellt. Die neuen Machthaber, die sich der Mehrheit des Volkes gegenüber verantwortlich fühlen, gehören anscheinend zu jenen im Leben, und zumal im öffentlichen Leben, meist etwas spöttisch behandelten Personen, die es mit ihrer Überzeugung ernst meinen und deshalb auch die Demokratie wirklich im deutschen Staatsleben verankern möchten. Und das scheint man sich in der alten Beamtenschaft, die früher allerdings zum großen Teil keine eigene politische Überzeugung besaß, gar nicht vorstellen zu können. Besonders merkwürdig ist, daß man in diesen Kreisen, die bisher die Verfechter des Obrigkeitsstaats waren, sich so spöttisch über die Meinung äußert, daß Ruhe und Sicherheit das Höchste sei. Man scheint nicht zu merken, wie man damit seiner selbst und seines Standes spottet. Überdies liegt darin eine Unaufrichtigkeit. Da die Vertreter des neuen Regimes bisher während ihres ganzen Wirkens in der Öffentlichkeit für die Verwirklichung des Ideals der sozialen Gerechtigkeit gekämpft haben, auch wenn dabei in polizeiwidriger Weise Ruhe und Sicherheit im Lande ein wenig litten, so stellt sich diese ganze Argumentationsweise objektiv, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, als eine jesuitische Verdrehung der wirklich gegebenen Tatsachen dar.

Einfach komisch wirkt es aber, wenn diese Kreise sich über die mangelnde Objektivität der neuen politischen Beamten beklagen. Ganz abgesehen davon, daß es wohl keinem Menschen beschieden ist, wirklich objektiv zu sein, sondern daß es sich nur darum handeln kann, ehrlich nach möglichster Objektivität zu streben, scheint man ganz zu vergessen, daß man nicht ohne Grund jahrzehntelang den alten Beamten den Vorwurf mangelnder Objektivität gemacht hat. Die Beamten des alten Regimes vertraten genau so einseitig, wie es jetzt leider nicht wenige Beamten des neuen Regimes auch tun, die Interessen ihrer Auftraggeber, das heißt die Interessen des Landesfürsten, der Beamtenschaft und der übrigen herrschenden Schichten im Volke, und sie haben sich jahrzehnte- und jahrhundertelang so sehr in der Unterdrückung einzelner anderer Volksschichten geübt, bis sie es darin fast zur Meisterschaft gebracht hatten. Das ist eine geschichtliche Tatsache, für die aktenmäßige Belege in solcher Menge vorhanden sind, daß sie riesige Archive füllen. Man komme uns also nicht mit dem Märchen, daß früher ein goldenes Zeitalter obrigkeitlicher Gerechtigkeit und Objektivität bestanden habe, das nunmehr durch eine Zeit einseitigster Parteiherrschaft abgelöst worden sei.

Zum Schluß sei noch zwei Argumenten, die in diesem Zusammenhang gern vorgebracht werden und ernster zu nehmen sind, ein paar Worte gewidmet. Das erste besagt, daß durch die Besetzung der leitenden Beamten-

stellen mit Politikern denjenigen Beamten, die die höhere Beamtenlaufbahn von unten auf durchgemacht haben, jede Aussicht auf Beförderung zu leitenden Posten genommen sei. Darin liege eine unverdiente Zurücksetzung der höheren Beamtenschaft, die auf ihre Arbeitsfreudigkeit ungünstig zurückwirken müsse. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß es jedem Beamten nach der neuen Verfassung unbenommen ist, sich am politischen Leben zu beteiligen und durch die Art seiner Teilnahme am politischen Kampf zu beweisen, daß in ihm eine wirkliche Führernatur steckt, welche jene unwägbaren Eigenschaften besitzt, die ich oben geschildert habe, und die für die erfolgreiche Ausfüllung leitender Beamtenstellen in einer Demokratie notwendiger sind als das reine Fachwissen, sei letzteres auch noch so groß, zumal man sich ein solches im Laufe der Zeit auch noch nachträglich aneignen kann. Eine solche politische Betätigung würde ihren Blick erweitern, die Beziehungen zur Masse der Bevölkerung enger gestalten und sie zudem befähigen, über die Schranken ihres Spezialfachs hinauszusehen.

Am meisten Berechtigung hat noch das Argument, daß die Dreiteilung der Gewalten, wie sie Montesquieu lehrte, die Grundlage jeder Staatsform sei. Doch scheint mir auch dieses Argument nicht durchschlagend zu sein. Man muß unterscheiden zwischen der Trennung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalten von der rechtsprechenden Gewalt und der Trennung der gesetzgebenden von der vollziehenden Gewalt. Während die erste Trennung allerdings die Grundlage jeder Rechtsprechung ist, die auf Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Wert legt, ist die zweite lediglich eine Fiktion, eine rein rechtlich-formale, aber keine tatsächliche Trennung. Es gibt keine Staatsform, in der die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden wirklich getrennt wäre. Sie war es weder in der absoluten noch in der konstitutionellen Monarchie, noch ist sie es in der Demokratie. In letzterer kann das sogar am allerwenigsten der Fall sein, da in ihr sowohl die Gesetzgebung wie auch die Verwaltung letzten Endes vom Willen des Volkes selbst abhängen. Verhältnismäßig am meisten war diese Trennung noch durchgeführt in der konstitutionellen Monarchie, weil in ihr nur einer der beiden Faktoren der Gesetzgebung, nämlich der Monarch, auf die Verwaltung Einfluß hatte. In der Demokratie fällt aber dieser Faktor ganz fort. An seine Stelle k a n n unter Umständen ein besonderer, wenigstens formal-rechtlich unabhängiger Verwaltungschef treten, nämlich ein Staatspräsident. Wenn das der Fall ist, so ist dieser aber auch ein vom Volke erwählter Vertreter, der also seine Befugnisse aus derselben Quelle herleitet wie die gesetzgebenden Faktoren. Tatsächlich war denn auch die Lehre Montesquieus keine Lehre einer demokratischen Verfassung, sondern die Theorie der konstitutionellen Monarchie, die schon in dem Augenblick überholt war, in dem die große Französische Revolution das Königtum in Frankreich beseitigte. Nur in der Lehre von der zweiten Trennung, nämlich der zwischen den gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten einerseits und der rechtsprechenden Gewalt andererseits hat er eine für alle Staatsformen in gleicher Weise gültige Lehre von einer gerechten Rechtsprechung aufgestellt. Der Teil seiner Lehre aber, auf den es hier besonders ankommt, hat für eine Demokratie, wie sie das Deutsche Reich gegenwärtig ist, keinen Sinn mehr.

Obwohl also vielleicht eine Kritik der Betätigung einzelner moderner politischer Beamter berechtigt sein mag, sind doch die grundsätzlichen Ein-

wände gegen die moderne Beamtenstellenbesetzung durchaus unhaltbar. Es besteht kein Anlaß, von den Grundsätzen abzugehen, von denen man sich bei der Besetzung der Stellen der sogenannten politischen Beamten gegenwärtig leiten läßt. Und es kann nur die Aufgabe der neuen Staatsleitung sein, in der Auswahl der Personen noch mehr Vorsicht walten zu lassen.

## Arbeiter-, Angestellten-, Beamten-, oder einheitliches Arbeitnehmerrecht

Von Wilh. Guske

Seit Anfang dieses Jahrhunderts werden fortgesetzt von den verschiedenen Berufsgruppen auf Verbesserung des Arbeitsrechts gerichtete Forderungen gestellt. Infolge der starken Zunahme der Volksschichten, die von dem Ertrag ihrer persönlichen (Hand- und Kopf-) Arbeit die Befriedigung ihres Lebensunterhalts bestreiten müssen, gewinnt die Frage der Verbesserung des Rechtes des Arbeitsverhältnisses so allgemeine Bedeutung, daß deren Lösung dringend erforderlich wird. Obwohl aber über die Frage der Notwendigkeit der Verbesserung des Arbeitsrechts überall Einhelligkeit herrscht, sind die Ansichten über das Wie dieser Reform wenig in Übereinstimmung zu bringen.

Bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs wurde bereits im Reichstag eine Entschließung angenommen, daß die Bestimmungen über Verträge, durch welche sich jemand verpflichtet, einen Teil seiner körperlichen oder geistigen Arbeitskraft für die häusliche Gemeinschaft, ein wirtschaftliches oder gewerbliches Unternehmen eines anderen gegen einen vereinbarten Lohn zu verwenden, für das Deutsche Reich baldtunlichst einheitlich geregelt werden sollte. Gesetzgeberisch haben die beiden folgenden Jahrzehnte aber keine Fortschritte auf diesem Gebiet gebracht. Auch heute kann man wohl unter allseitiger Zustimmung feststellen, daß auf keinem anderen Gebiet die Rechtsentwicklung hinter dem Bedürfnis so weit zurückgeblieben ist wie hier. Das Ungewöhnliche dieses Zustandes wird man erst in vollem Grade ermessen können, wenn man bedenkt, daß etwa 40 Millionen Deutsche im Arbeitsverhältnis leben müssen. Auch wissenschaftlich wurde das Arbeitsrecht und seine Verbesserungen nur von Ph. Lotmar (Der Arbeitsvertrag nach dem Privatrecht des Deutschen Reiches, 2 Bände, 1902 und 1908), H. Sinzheimer (Über den Grundgedanken und die Möglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts für Deutschland, Berlin 1914), H. Potthoff (Probleme des Arbeitsrechts, Jena 1912) behandelt. Wenn man berücksichtigt, daß Deutschland geradezu an einer Überfülle von Juristen leidet, so findet man keine Erklärung für diese Vernachlässigung des Arbeitsrechts.

Infolge der mangelhaften Fortentwicklung des Arbeitsrechts trat ein offener Widerspruch zwischen den Grundgedanken des Wirtschaftslebens und des geltenden Rechts des Arbeitsvertrags ein. Die Gesamteigenschaft unseres Wirtschaftslebens ist heute schon grundlegend eingestellt auf die Gemeinschaft, während im Arbeitsvertrag, der für das Wirtschaftsleben doch erhebliche Bedeutung hat, das Recht der Einzelperson im Vordergrund stand. In Wirklichkeit tritt aber für den Inhalt des Arbeitsvertrags die Person des einzelnen Arbeiters ganz in den Hintergrund. Erst die November-

revolution hat die Grundlage zu einem neuen Arbeitsrecht gelegt. Der Ausgangspunkt des neuen Arbeitsrechts war die Vereinbarung zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden vom 15. November 1918. Jetzt hat der einzelpersönliche Arbeitsvertrag jeden tatsächlichen Wert verloren, denn jetzt werden von allen Berufsarten, Arbeiter, Angestellte und Beamte, die Arbeitsbedingungen durch Verhandlung zwischen den Berufsverbänden der Arbeitgeber und Arbeitnehmer festgesetzt. Man kann also feststellen, daß zwar die Grundlage des Arbeitsvertrags auch heute noch durch die Gesetze der Vorkriegszeit (Bürgerliches Gesetzbuch, Handelsgesetzbuch, Gewerbeordnung usw.) gegeben wird; aber die Bedeutung dieser Gesetze ist praktisch überholt.

Durch die Verordnung vom 23. Dezember 1918 über Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten hat der abgeschlossene Tarifvertrag auch Geltung für den einzelnen Arbeitsvertrag. Die gleiche Verordnung hat auch die Unbedingbarkeit der Tarifvertragsbestimmungen im Einzelvertrag festgesetzt. Vereinbarungen im Einzelvertrag, die vom schriftlich geschlossenen Tarifvertrag abweichen, sind unwirksam. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß dadurch eine ungewöhnliche Abweichung von privatrechtlichen Grundsätzen gegeben ist. Unwirksamkeit einer Abrede läßt gewöhnlich gesetzliches Recht eintreten. Hier aber wird den Parteien statt ihrer unwirksamen Abrede der Inhalt der Vereinbarung anderer Parteien *aufgezwungen*. Der Schwerpunkt des gegenwärtigen Tarifrechts liegt aber in der Möglichkeit, Tarifverträge für allgemeinverbindlich zu erklären. Damit wird ein Tarif zum Gesetz auch für nicht tarifbeteiligte Personen: Der erste Abschnitt der Verordnung vom 23. Dezember 1918 bildet die Grundlage für die Neugestaltung des Arbeitsrechts für die gewerblichen Arbeiter und Angestellten. Für landwirtschaftliche Arbeitnehmer gibt die vorläufige Landarbeitsordnung vom 24. Januar 1919 die hierzu notwendige Ergänzung: damit sind für Arbeiter und Angestellte die Voraussetzungen zur Vereinheitlichung des Arbeitsrechts gegeben, Einheitlichkeit in den Grundgedanken des Aufbaus. Genosse Sinzheimer sagt in seinem obenangeführten Werke: »Die Einheit, nach der das Arbeitsrecht strebt, ist eine Einheit des Grundgedankens. Das Arbeitsrecht ist seinem Sinne nach eine Einheit, denn alle seine Teile ruhen auf einem Grunde und sind von einem Geiste beherrscht. Ob Privatangestellter oder Arbeiter, ob Angestellter mit leitenden Funktionen oder ohne solche, ob Angestellter mit einem Jahresgehalt von vielen Tausenden oder Arbeiter mit ein paar Mark pro Tag — sie alle unterstehen dem Arbeitsrecht. Sie setzen als Leistung ihre Persönlichkeit ein, und sie sind abhängig. Und deshalb umfaßt das Arbeitsrecht in seinen Grundgedanken einheitlich alle, die im fremden Dienst arbeiten, wenn auch die einzelnen Arbeitsverhältnisse noch so verschieden sind und sein sollen. Die Verschiedenheit hebt die Einheit so wenig auf, als die Einheit des menschlichen Körpers zerstört wird, weil ungleiche Teile ihn bilden.«

Recht ungeklärt sind aber noch die Rechtsverhältnisse der Beamtenstellung — ungeklärt nur im Sinne einer neuzeitlichen Betrachtung. Es besteht auch hier ein starker Widerspruch zwischen dem Wollen der Beteiligten und dem Sein des Vorhandenen. Das, was man heute gemeinhin unter Beamtenrecht versteht, ist eine Fülle von Bestimmungen, die zum

Teil schon ein recht erhebliches Alter haben. Eine einheitliche Bestimmung des Begriffs Beamter kann aber trotz der umfangreichen Literatur über dieses Gebiet nicht gegeben werden. Auch die Verwaltungspraxis und die Rechtsprechung bringen keine Klarheit. Einige im letzten Jahrzehnt ergangene Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts geben den deutlichen Beweis dafür: Die Begriffe des Amtes und des Beamten decken sich nicht derart, daß jeder, der ein öffentliches Amt übernimmt, dadurch zum öffentlichen Beamten wird, wie es denn auch Behörden gibt, deren Mitglieder nicht Beamte zu sein brauchen. . . . Nur dann liegt in der Übertragung obrigkeitlicher Funktionen die Verleihung der Beamteneigenschaft, wenn diese derart sind, daß der damit Betraute beim Fehlen der Beamteneigenschaft gar nicht in der Lage sein würde, diese Tätigkeit mit Rechtswirksamkeit auszuüben. Davon ist zu unterscheiden der Fall, wo jemandem, dem amtliche Funktionen zugewiesen werden, deren Versehung zwar die Ausübung eines Amtes darstellt, aber nicht die Verleihung der Beamteneigenschaft voraussetzt (Entscheidung vom 2. Februar 1914). Die Anstellung als Beamter ist kein Vertrag, sondern ein einseitiger Hoheitsakt, der ein Gewalt- und Schutzverhältnis der Gemeinde und des Staates gegenüber dem Stelleinhaber begründet und in dieser Eigenschaft nicht dadurch berührt wird, daß er die Zustimmung des Anzustellenden zur Voraussetzung hat. Seinem Wesen nach gehört der Hoheitsakt ausschließlich dem öffentlichen Recht an. . . . Die öffentlich-rechtliche Anstellung von Gemeindebeamten und die privatrechtliche Dienstmiete sind mithin, auch wenn sie beiderseits die Gewinnung von Dienstleistungen für die Gemeinde zum Ziele haben, durchaus nicht wesensgleich, sondern von völliger Wesensverschiedenheit... (Entscheidung vom 18. November 1915). Die Aushändigung der Anstellungsurkunde ist der die Beamteneigenschaft begründende formale Akt (Entscheidung vom 30. Oktober 1911); sie dient aber nicht dazu, die Rechte des Beamten ausschließlich und erschöpfend zu regeln. Das Recht des Beamten folgt aus der Tatsache der Anstellung, der Übertragung des Amtes in Verbindung mit den allgemeinen oder besonderen Vorschriften und Ordnungen über die Besoldung und Pensionierung der Beamten und ist von der Erteilung einer besonderen Bestellungsurkunde unabhängig... (Entscheidung vom 26. März 1897). Auch der Diensteid ist kein notwendiges Erfordernis der Beamteneigenschaft (Entscheidung vom 8. Juli 1899). Über den Rechtsbegriff des Gehalts sagt eine Entscheidung des Reichsgerichts vom 17. November 1916: Das Gehalt des Beamten bildet keine Gegenleistung für geleistete Arbeitsdienste, sondern stellt die dem Beamten nach öffentlich-rechtlichen Bestimmungen zu gewährende Unterhaltsrente dar.

Wenn man nun diese für das gegenwärtige Beamtenrecht doch recht bedeutungsvolle Rechtsprechung der letzten Jahre mit den Vorgängen innerhalb der Beamtenschaft nach der Novemberrevolution vergleicht, so wird man feststellen müssen, daß die von der geschichtlichen Überlieferung abgeleitete Auffassung der Rechtsbeziehungen zwischen Auftraggebern und Beauftragten der öffentlichen Verwaltung (öffentlichen Arbeitgebern und öffentlichen Arbeitnehmern) durch die Entwicklung weit überholt ist. Während dem durch die Wirklichkeit völlig geänderten Rechtszustand der Arbeitsverhältnisse der Arbeiter und Angestellten durch die Gesetzgebung der

Nachkriegszeit Rechnung getragen worden ist, wurde bisher den Beamten durch die Reichsverfassung vom 11. August 1919 Artikel 130 nur die Vereinigungsfreiheit gewährleistet und die Umgestaltung der Grundlagen des Beamtenverhältnisses durch Reichsgesetz in Aussicht gestellt.

Inzwischen ist durch die riesenhafte Geldentwertung eine derartig große wirtschaftliche Notlage für die Beamten eingetreten, daß die geschichtlich überlieferten, persönlich tief verletzenden Bittgesuche um Verbesserung der Lebenslage ersetzt wurden durch Forderungen, deren Art sich auch äußerlich durch nichts von den Formen des Wirtschaftskampfes der anderen Arbeitnehmer unterschied. Nicht nur bei wirtschaftlichen, sondern auch bei politischen Forderungen wurde die Arbeitsverweigerung (der Streik) als Druckmittel von den Beamtenorganisationen angewandt. Aus äußeren Zweckmäßigkeitsgründen wurde dem aus dem gesetzlich festgelegten Vereinigungsrecht der Beamten sich ergebenden Streikrecht teilweise eine willkürliche Auslegung gegeben, die wohl nur Folge war einer noch immer nicht ganz überwundenen Blendung durch geschichtliche Überlieferungen. Unbefangene Prüfung wird ergeben, daß Verbindungs- und Streikrecht nur zwei Seiten derselben Sache sind. Das Reichsgericht hat in einer Entscheidung vom 21. Oktober 1912 ausdrücklich festgestellt, daß das Recht der Arbeitseinstellung sich deutlich erkennbar ableiten lasse aus dem Koalitionsrecht. In einem anderen Urteil (Entscheidungen, Band 16, S. 173) hat das Reichsgericht erklärt, daß auf das Staatsdienerverhältnis die privatrechtlichen Normen des Dienstvertrags anzuwenden sind, soweit sie nicht mit dem öffentlichen Zwecke des Staatsdienstes in Widerspruch stehen. Die Zwecke des Staatsdienstes im Volksstaat sind andere geworden als die des Obrigkeitsstaats der Vorrevolutionszeit. Aus den obenangeführten Entscheidungen des Oberverwaltungs- und des Reichsgerichts kann ersehen werden, daß bis zur Novemberrevolution die Rechtsbeziehungen des öffentlichen Amtes nicht angesehen wurden als Ausfluß einer Einrichtung, als Organ des politischen Gemeinwesens, sondern man leitete das Beamtenverhältnis von dem »öffentlich-rechtlichen Staatsdienstvertrag« ab und kam so zu der Erklärung, daß die Rechtsbeziehungen des öffentlichen Amtes sich nur stützen können auf die persönlichen Beziehungen zwischen einem Dienstherrn und einem beamteten Diener. Damit wurde das Dienstverhältnis der Beamten zu einem einseitigen Gewaltverhältnis gestempelt. In der Umwandlung des Gewaltverhältnisses in ein Rechtsverhältnis wird die wesentliche Aufgabe der Reform des Beamtenrechts zu suchen sein.

Den Kern der gesamten Beamtenbewegung bilden die Bestrebungen der Verbesserung der materiellen Daseinsbedingungen, alle hiermit zusammenhängenden anderen Erscheinungen sind nur Beiwerk. Daß die Bestrebungen zur Wahrnehmung gemeinsamer Interessen bei den Beamten zurzeit noch wenig deutliche Formen gewonnen haben, hat seine Ursache in der späten Erkenntnis der Bedeutung des Zusammenschlusses zur Durchsetzung gemeinsamer Forderungen auf dem Gebiet des Erwerbs- und Wirtschaftslebens. In Beamtenkreisen hatte man bisher den Zweck der Vereinigung nur in der Pflege einseitiger Standesinteressen und der Geselligkeit gesehen. Erst durch die allgemeine wirtschaftliche Not traten an die Stelle der vornehmlich ideellen Beweggründe die rein materiellen. Auch äußerlich kann man diese Wandlung feststellen. Aus den Berufsvereinen sind Ge-

werkschaftsverbände geworden. Die Vereinigungsform, die von der Arbeiterschaft unter unendlichen Mühen und Opfern zum brauchbaren Kampfmittel gegen Ausbeutungswillkür gemacht worden war, ist restlos von den Beamten übernommen worden. Die Pflege der Solidarität, die der Arbeiterschaft gegenüber so oft als Terrorismus gebrandmarkt wurde und wofür so mancher Arbeiterführer unter dem Brandmal der Erpressung in das Gefängnis geworfen wurde, gilt heute in allen Beamtenkreisen als größte Ehrenpflicht.

Wenn die Eingliederung der Beamtenschaft im Erwerbsleben als reine Arbeitnehmergruppe noch nicht in vollem Umfang erfolgt ist, so sind die Hinderungsgründe weniger in grundsätzlichen als in zweckmäßigen Erwägungen zu suchen. Besonders die geschichtliche Überlieferung hat in weiten Kreisen der Beamtenschaft eine Befangenheit bewirkt, die jeden Einblick in den Zusammenhang des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Geschehens verhindert. Man lebt dort noch immer in der Vorstellung, daß das Beamtenverhältnis kein Arbeitsverhältnis ist. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß bei dem Arbeitsvertrag des Arbeiters, Dienstvertrag des Angestellten und bei der Anstellungsurkunde eines Beamten immer eine Verabredung über Leistung und Gegenleistung vorliegt; in allen Fällen handelt es sich um Kauf und Verkauf der Ware Arbeitskraft.

Seit der Revolution sind nun sehr wesentliche Änderungen der Grundlagen der Beurteilung aller jener Vorgänge, die mit den Arbeitsbedingungen zusammenhängen, eingetreten. Man kann hier wohl sagen, daß die Festsetzung der Arbeitsbedingungen aller Arbeitnehmer (Arbeiter, Angestellten und Beamten) öffentliches Recht geworden ist. Durch die gesetzlichen Bestimmungen über das Tarifwesen sind auf dem Gebiet des Arbeitsrechts die individualistischen und rein privatrechtlichen Bestimmungsmerkmale beseitigt. Hier ist endlich dem durch die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens geschaffenen tatsächlichen Zustand Rechnung getragen worden. Die Bewegung und der Inhalt des Wirtschaftslebens werden nicht mehr durch die Einzelverhältnisse, sondern durch die Bedürfnisse der Gesamtheit bestimmt. Für Arbeiter und Angestellte sind die berüchtigten Auswirkungen einer ganz nach den Gedankengängen des römischen Rechts gebildeten Auffassung, daß der Arbeitgeber »Herr im Hause« ist, beseitigt. Die Rechtsverhältnisse der Beamten sind zurzeit noch nicht so weit geklärt. Man kann aber auch hier sagen, daß die Auffassung, daß die Anstellung des Beamten ein einseitiger Hoheitsakt wäre und ein Gewalt- und Schutzverhältnis des öffentlichen Arbeitgebers (Staat, Gemeinde oder Gemeindeverband) gegenüber dem Stelleinhaber darstelle, heute nur noch formale Bedeutung hat. Infolge der politischen Umwälzung ist auch die Ansicht, daß das Beamtenverhältnis sich gründe auf besondere Rechtsbeziehungen persönlicher Natur zwischen einem Dienstherrn und beamteten Diener, als ganz aufgegeben zu betrachten. Aber noch wird die Auffassung, daß der vermögensrechtliche Anspruch des Beamten für seine Dienstleistung keinen Anspruch für geleistete Arbeitsdienste, sondern eine Unterhaltsrente darstellt, sowohl von einem Teil der Beamten wie der Behörden aufrechterhalten. Man geht hierbei allerdings von verschiedenen Beweggründen aus. Die Beamten glauben dadurch ihre Sonderrechte hinsichtlich des Ruhegehalts, der Versorgung der Hinterbliebenen, gesellschaftliche Stellung usw. besser aufrecht-

erhalten zu können, und die Behörden erhoffen durch Beibehaltung des Alimentationscharakters der Besoldung die bisherige Abhängigkeit der Beamten besser erhalten zu können. Ausdrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß bei schuldhafter Nichterfüllung der Dienstpflicht neben der disziplinaren Bestrafung Kürzung des Diensteinkommens verhängt werden kann. Daraus kann aber nur gefolgert werden, daß in rechtlicher Hinsicht das Diensteinkommen nicht als Unterhaltsrente, sondern als Gegenleistung für die Dienstbereitschaft bezeichnet werden muß.

Es sind also alle Voraussetzungen zur Vereinheitlichung des Arbeitsrechts aller Arbeitnehmergruppen gegeben. Jetzt wäre nur noch zu prüfen, welche Folgen ein einheitliches Arbeitsrecht für die Gestaltung der öffentlichen Fürsorge gegen Erwerbsunfähigkeit und Erwerbsbeschränkung haben würde. Die hierüber zu machenden Ausführungen sind einer folgenden Arbeit vorbehalten. Hier sei nur noch erwähnt, daß in einem Volksstaat alle Klassen und Berufe mit völlig gleichen Rechten und Pflichten am Staatsleben und an der Staatsverwaltung beteiligt sein müssen. Das erfordert einheitliche Gestaltung der Rechtsbeziehungen aller Arbeitnehmer auf genossenschaftlicher Grundlage.

## Universität und Studenten

Von Henni Lehmann (Göttingen)

Die Universität hat ihren Namen daher genommen, daß sie die »universitas literarum«, die »Gesamtheit der Wissenschaften« umfassen will. Der Begriff »Gesamtheit«, der in dem Wort »universitas« steckt, ist ein so weit gefaßter, daß beispielsweise im Französischen das entsprechende Wort »Weltall« bedeutet. Eine Allheit will die Universität sein, etwas ganz Weites, ganz Großes, und da erhebt sich die Frage, kann diese Allheit, dies Weite, Gesamtumfassende vorhanden sein auf dem Gebiet des Geistes, wenn es auf dem Gebiet des Menschentums versagt. Ich verneine diese Frage unbedingt. Die überwiegende Mehrzahl der Studenten jedoch hat bedauerlicherweise den Begriff der Universität nicht in diesem großen und erhabenen Sinne gefaßt. Das wird immer wieder klar, wenn man liest, wie Vertretungen der Studentenschaft nicht etwa überlegen, wie sie alles geistige und menschliche Leben heranziehen und ihrer Erkenntnis nutzbar machen können, sondern wie ihre Gedankengänge im Kreise darum gehen, auf welche Art sie die Universitäten verengen, wen sie ausschließen können an Lernenden, leider auch an Lehrenden, wie sie ihnen unbehaglichen Elementen Rechte entziehen können. Daß solches Zurückdrängen von Ausländern oder gar Inländern auf Grund von Stammes-, Rassen- und konfessioneller oder politischer Zugehörigkeit auch geistige Strömungen zurückdrängt, die zu kennen für ein universelles Verständnis nötig ist, kann gleichfalls nicht bezweifelt werden. So wird der Begriff der Universität, der Grundzug, der sie schmücken sollte, in sein Gegenteil verkehrt. Aus der Universalität wird die Selektion, aus dem Umfassenden die Auswahl. Und diese Auswahl gründet sich nicht auf sorgfältige Prüfung und Zulassung der Edelsten, Besten und Befähigsten, sondern auf Massenurteile über eine Kategorie. Massenurteile aber sind immer ungerecht.

Die Studentenschaft selbst empfindet es ohne Zweifel als höchst ungerecht, wenn etwa von Arbeiterseite allgemein über »die Studenten« abgeurteilt wird. Sie sollte sich sagen, daß für ihre Massenurteile auf anderen Gebieten ganz das gleiche gilt. Und am wenigsten angebracht sind sie an einer Stätte der Erkenntnis, der sorgfältigste Prüfung Pflicht sein sollte.

Man lese einmal aufmerksam die Verhandlungen des Göttinger Studententags, soweit sich aus den Zeitungen ein Bild ergibt, und man wird erkennen, mit welch unklaren Begriffen und undurchdachten Vorschlägen da gearbeitet wurde. So soll zunächst der Plan bestanden haben, Vorlesungen über den Versailler Vertrag nur für Ausländer einzurichten, man forderte und beschloß dann aber, diese Vorlesungen obligatorisch für Inländer zu machen, die Kenntnis des Aktenstücks in den Prüfungen nachweisen sollen. Man machte sich wohl kaum klar, wie sehr diese Vorlesungen in der gegenwärtigen Zeit der Hochspannung immer wieder nationale Reizzustände im Inland erregen würden, wie sie die Gegensätze im Inland und zum Ausland zu verschärfen geeignet sein können, und wie wenig Wert die Staatsprüfung hier objektiv haben kann für die überwiegende Zahl der Prüflinge und für die Allgemeinheit. Wer Examina kennt, stelle sich einmal vor, wie solche Prüfung aussehen würde! Vielleicht ähnlich wie bei meinem Bruder, einem Mathematiker, der bei dem früher üblichen Examen in allgemeiner Bildung gefragt wurde: »Herr Kandidat, können Sie mir die zwölf kleinen Propheten nennen?« Prüfungsgegenstände unterliegen immer der Gefahr, zu mechanischem Gedächtniskram zu werden.

Nur erklärbar aus einem bedauerlichen Mangel an Überlegung und Weitblick ist auch der vielumstrittene, glücklicherweise schließlich nicht angenommene Beschluß, dem frühere studentische Tagungen zugestimmt hatten, Ausländern, die nach dem 1. August 1914 naturalisiert worden seien, die Berechtigungen in der Studentenvertretung zu verweigern. Man hätte dadurch gerade Auslandsdeutsche, die sich in der Zeit der Gefahr und Not zu Deutschland bekannten, rechtlos gemacht. Weit schlimmer sind indessen die Verhandlungen, soweit sie sich auf österreichische Staatsangehörige beziehen, und die Beschlüsse, die politisch freiheitlich gesinnte, sozialistische und jüdische Studenten entrechten und sie abhängig machen wollen von Beschlüssen »arischer Ausschüsse«. Diese »arischen« Ausschüsse sollen bestehen aus einer nach der politischen Richtung hin auf Herz und Nieren geprüften Zahl, die vielleicht nur Vertreter einer nicht starken Minderheit sein können. Welch unerträgliche Gesinnungsschnüffelei, welch Hemmnis freier Meinungsäußerung wird da geschaffen! Es ist undenkbar, daß bei einigermaßen objektivem Durchdenken des Problems solche Beschlüsse auch nur ernsthaft hätten erwogen werden können, Beschlüsse, die schließlich auch jede objektive wissenschaftliche Einstellung zu historischen und soziologischen Fragen unmöglich machen. Gegenüber solchen Auffassungen studentischer Vertreter ist es sicherlich nicht verwunderlich, wenn in Arbeiterkreisen ein ungünstiges Gesamturteil über die studentische Jugend entsteht. Den Nährboden hierfür ergeben vielfach vorhandene politische Gegensätze allgemeiner Natur und Sondervorgänge verschiedener Art, an denen die jüngste Vergangenheit leider reich war.

Verhandlungen wie die des Göttinger Deutschen Studententags werden leider die Kluft zwischen Student und Arbeiter nur wiederum aufreißen

und vertiefen, denn der Sinn der Arbeiter richtet sich mehr und mehr auf Universalität, schon infolge der internationalen Zusammenhänge. Diese kann und muß etwas Doppeltes sein. Einerseits bedingt sie Kenntnis und Verständnis des Fremden, anders Gearteten, andererseits Ausströmen des eigenen Geistes in das Fremde, dies bereichernd und zu sich heranziehend. Alle verengenden, alle ausschließenden Beschlüsse studentischer Körperschaften hemmen und beeinträchtigen den Einfluß des eigenen Geistes auf die Welt. Sie verengen ihn nicht nur in seiner Erkenntnisfähigkeit, sondern sie machen ihn auch machtlos. Das sollten jene jungen Heißsporne und irrende Schwärmer bedenken, denn es ist meist heißes junges Blut und falsch gerichteter Schwarmgeist, verblendeter Idealismus, der jene Studenten treibt. Der Arbeiter, der darin nur rückschrittliche Eigensucht sieht, irrt. Aber der Schaden, der angerichtet wird, ist deswegen nicht geringer. Und nun tritt gleichzeitig mit jenen verengenden und zerspaltenden Studentenbestrebungen wiederum die Studentenschaft an die Öffentlichkeit, an die Allgemeinheit heran mit dem Notschrei: »Helft uns, wir können nicht weiter, wir erliegen der Ungunst der Zeit!« Nichts wäre so geeignet wie der Notschrei, das Band zwischen den verschiedenen Teilen der Bevölkerung, zwischen Handarbeitern und Kopfarbeitern zu festigen, denn aus der Not wurde der Zusammenschluß der werktätigen Arbeiterschaft, aus der wissenschaftlichen Erkenntnis der Not der moderne Sozialismus geboren. Doch man fragt sich: Sind jene in Not befindlichen Studentenschichten, die doch im Proletariat untertauchen, die gleichen, die wiederum sich absondern als purifizierte Kaste? Sind sie es, so wird man geneigt sein, den Beistandsuchenden zu antworten: »Ihr drängt Schwächere zurück, ihr schafft Minderberechtigte. So beklagt euch nicht, wenn ihr zurückgedrängt werdet. Ihr schafft Sonderseiten, so habt ihr kein Recht, euch an das Gewissen der Allgemeinheit zu wenden.«

Auf einen gewissen Teil der Studentenschaft mag das zutreffen. Es sind solche, die von alters her bevorrechteten Kreisen angehören, die trotz der veränderten Zeit immer wieder überlebte kostspielige Formen studentischen Lebens fortzuführen und festzuhalten suchen, Formen, die besonders in den Universitäten der kleinen und der Mittelstädte oft aufreizend wirken. Der größere Teil der Studentenschaft aber gehört nicht diesen Kreisen an, die allerdings bisher allzusehr Wortführer waren. Nach den in Göttingen genannten Zahlen gehören 75 Prozent der Studenten Familien des einfachen Mittelstandes an, und wenn man da die Kosten der Lebenshaltung für einen Studenten berechnet, ist das Bild in der Tat erschreckend, vor allem natürlich an großstädtischen Universitäten. In Berlin werden nur die Durchschnittskosten eines möblierten Zimmers in leidlicher Lage auf 150 Mark angegeben. Pension unter 20 Mark täglich zu finden, ist kaum möglich. Wenn vor dem Kriege ein Student mit einem Monatswechsel von 200 Mark schon ein sehr behagliches Dasein führen konnte, so wird er heute mit 900 Mark im Monat sich in einer Großstadt kaum überflüssige Ausgaben erlauben können, besonders wenn man die Kosten für Kolleg, Bücher usw. hineinrechnet. Es gibt einzelne Studenten, die in Berlin jetzt mit 600 bis 700 Mark im Monat auskommen, aber sie erhalten meist Eßwaren von zu Hause, senden die Wäsche nach Haus usw. Für achtmonatigen Studienaufenthalt in einer Großstadt darf man kaum weniger als 7000 bis 8000 Mark für eine solide, nicht übermäßig knappe Lebensführung rechnen. Dazu kommt

der Lebensunterhalt in vier Ferienmonaten, die doch auch für wissenschaftliche Arbeiten verwendet werden sollen. Die Mehrzahl der Studenten jedoch hat nach sachverständiger Schätzung nicht mehr als 4000 Mark Jahreseinkommen. Die Notlage ist also in der Tat in weitem Umfang vorhanden. Wenn man jetzt in Berlin den Versuch macht, eigene Werkstätten zu errichten, an denen Studierende durch Ausführung handwerklicher Arbeiten stundenweise beschäftigt werden, um so etwas Erwerb zu finden, dann ist das als augenblicklicher Notbehelf fraglos zu begrüßen. Ebenso ist die Einrichtung geeignet, die Spannung zwischen Studentenschaft und handarbeitender Bevölkerung zu mindern und dem Geistesarbeiter eine bessere Schätzung der Handarbeit zu vermitteln.

Dadurch mag auch rücklaufend der weltfremde Sondergeist gewisser Universitätsschichten eingedämmt werden. Man kann aber nicht verkennen, daß die Werkstättenarbeit den Studenten seiner eigentlichen Berufsarbeit entzieht und dadurch den Abschluß derselben hinausschiebt. So wird er noch später als bisher zum eigentlichen Berufserwerb gelangen. Es wird abzuwarten sein, ob sich gleichmäßig die verschiedenen Kreisen entstammenden und ganz verschieden organisierten Mitglieder der Studentenschaft an dieser Werkstättentätigkeit beteiligen oder ob auch hier bestimmte Kreise zurückbleiben, denen vielleicht diese Arbeit nicht angemessen erscheint. Die Studentenschaft ist heute weniger als je ein einheitliches Ganzes. Wer die Verhältnisse innerhalb derselben kennt, der gewahrt, daß immer deutlicher sich zwei Schichten voneinander abheben, die eine ständig zurückgreifend auf die Tradition, starr suchend, die geprägte Form festzuhalten, die andere voll Sehnsucht, sich einzufügen in das Drängen der Zeit, neue Wege und neue Ziele zu suchen. Diese Bestrebungen traten schon vor dem Kriege in die Erscheinung in der Arbeit der freien Studentenschaft und ähnlich gerichteter Bemühungen, doch handelte es sich mehr um speziell studentische Angelegenheiten, die wenig die Augen der Öffentlichkeit auf sich zogen. Anders heute, da alles in den politischen Wirbel gerissen ist, alles auf die Gesamtordnung der Dinge wirken will. Da hat auch die Gesamtheit ein stark erhöhtes Interesse an der Regelung studentischer Angelegenheiten, und die Studentenschaft selbst ist ein Faktor im öffentlichen Leben.

Man wird doch vielleicht nicht fehlgehen, wenn man bei jenen ihre Notlage betonenden studentischen Kreisen wesentlich die Vertreter der nicht auf die Tradition gerichteten Weltanschauung sucht, während die anderen im Durchschnitt bisher weniger stark in einer Notlage befindlich sind oder, wo sie es sind, diesen Appell an die Öffentlichkeit schwer mit der studentischen Tradition vereinbar glauben. Traditionen haben ihre Berechtigung, auch politische Parteien haben ihre Traditionen. An ihnen festzuhalten, ist ein Zeichen der Treue; aber diese Treue ist irregeleitet, wenn die Tradition selbst nicht gut ist, wenn sie mit dem lebendigen Leben in Widerspruch gerät, wenn der Träger der Tradition nicht von dem Seinigen hinzutut, um dem guten Einst ein ebenso gutes oder besseres Jetzt und Künftig an die Seite zu stellen. Und an allen drei Qualitäten fehlt es häufig der sich überstark auf die Tradition stützenden Studentenschaft.

Die Tradition ist allzuoft nicht gut. Goethe sagt einmal in seiner Lebensbeschreibung von den Studenten in Halle und Jena: »Das Verhältnis der Studierenden zu den Einwohnern jener Städte, so verschieden es auch sein

mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegiertes Wesen ansah.« An mittleren und kleineren Universitäten treten Auswüchse der gleichen studentischen Einstellung auch heute nach beinahe anderthalb Jahrhunderten nicht selten unschön zutage. Traditionsformen im äußeren Leben und in der Denkweise, die solche Auswüchse begünstigen, sollten über Bord geworfen werden. Sie sind es sehr wesentlich, die den Gegensatz zwischen Arbeitern und Studenten verschärfen. Auch sie sind ein Ausfluß eines besonderen Herrenbewußtseins, der dem der universitas entgegensteht.

Die Tradition gerät häufig mit dem lebendigen Leben in Widerspruch. Das ist besonders stark bei historischen und politischen Traditionen der Fall, die starr an Idealen vergangener Zeiten hängen und überkommene Vorurteile nicht abzustreifen vermögen. Auch hierfür bieten die sich allzusehr an Traditionen klammernden Teile der Studentenschaft zahlreiche Belege. Und eben diese sind es, die auch das dritte nicht vermögen, aus Eigenem neue Werte an Stelle der vergangenen und verfallenden zu setzen. Wenn heute ein Teil der Studentenschaft, durch die Not gezwungen, sich von mancher Tradition lossagen muß, so mag das für die Betroffenen hart sein, für die Entwicklung jedoch wird es voraussichtlich zum Gewinn werden. Es würde das Bewußtsein, privilegiert zu sein, in den Hintergrund drängen, es würde von dem weltfremden überspezialistischen Büchertum zurückführen in den Kampf der Wirklichkeit und lehren, das Leben der Masse zu begreifen, es würde die Kräfte stählen durch den Zwang zur Leistung. Es müßte schließlich günstig zurückwirken auf den Geist und die Art der wissenschaftlichen Arbeit an sich, die es zurückführen könnte vom ständig kleiner werdenden Spezialistentum zur Universalität, zum großen Begreifen, zum Erfassen des Einzelnen im Rahmen des Ganzen und in all seinen Zusammenhängen. Auch ein Goethewort gilt heute für manchen wissenschaftlichen Betrieb:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort am schalen Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Es will fast erscheinen, als ob die weniger auf Tradition gerichteten Kreise der Studentenschaft ständig zunehmen, und daß die vordringliche Agitation der anderen mehr ein verzweifeltes Sichwehren des Absterbenden ist. Nur müssen diejenigen, die jetzt neue Formen studentischen Lebens gestalten wollen, sich dessen bewußt bleiben, daß es nicht gilt, wieder Sonderrechte zu suchen etwa für weitere oder andere Schichten, daß es auch nicht gilt, vorhandene Formen verändert nachzuahmen, sondern Neues zu gestalten. Auch hier kann und soll die Not zum Erwecker werden. Eine Neubelebung des Geistes der Universitäten selbst durch die Lernenden würde der neuzeitlichen Auffassung entsprechen, die Lebensformung weit weniger als früher erwartet von der erfahrenen Lehrhaftigkeit des Alters als von der immer neu zuströmenden Schöpferkraft der Jugend.

# Literarische Rundschau

Max Ludwig, **Der Statthalter.** Roman. München, Musarion-Verlag. Preis broschiert 10, gebunden 12 Mark.

Ein Kolonialroman. Eine Satire auf die eigenartige Politik, die von manchem modernen Konquistador in den letzten Jahrzehnten in den Kolonien getrieben wurde. Die mancherlei Prozesse, Reichstagsdebatten und Pressefehden des wilhelminischen Zeitalters sind als Zeugen hierfür noch in guter Erinnerung. Herrscherdünkel, Größenwahn und Ehrgeiz leiten in Ludwigs Roman den Statthalter zum Beschreiten von Wegen, die konsequent in die Zone der Unvernunft führen und deren Verfolg Unheil bedeutet. Der Autor hat zweifellos übertrieben, denn derartig borniert ist kaum einer der Vertreter des alten Deutschlands in den Kolonien gewesen, wenn auch der Unterschied zwischen der vergangenen Wirklichkeit und der Fabel des Romans nicht allzu groß gewesen sein dürfte; aber schließlich soll es ja eine Satire sein, die am Leser vorüberzieht. Insofern hat das Buch seine Berechtigung. Neben einem selbständigen, kühle Ruhe verratenden Stil ist die Charakterzeichnung anzuerkennen. Kl

---

Ernst Zahn, **Der sinkende Tag.** Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Preis gebunden 16 Mark.

Von dem überaus fruchtbaren Schweizer Erzähler liegt ein neuer Novellenband vor — um es gleich vorweg zu sagen: ein gutes und starkes Buch. Ernst Zahns künstlerisches Können zeigt sich am lautersten und überwältigendsten in der großen Novelle. Geht er über den Rahmen einer solchen Kleinarbeit hinaus, dann verliert er sich ins Allzubreite. Seine Figuren wirken dann leicht gekünstelt und konstruiert, seine Fabel verliert an Überzeugungskraft, seine Schilderung verpinselt sich in allzu feine Nuancierungen. Seine Romane haben diese Schwächen mehr denn einmal erwiesen. Ganz anders wirkt seine Dichterkraft in der mäßig ausgesponnenen Novelle. Da vermag er eine seltene Harmonie um Menschen und Landschaft zu fügen. Da stehen die wortkargen, eckig wirkenden Figuren in einem prächtigen Einklang mit dem Milieu, aus dem heraus sie der Dichter wachsen ließ. Bald sind es Bauern, bald Dorfhandwerker, bald Stadtmenschen — immer umwittert von dem klar-kühlen Hauch riesiger Berge: einem Heimathauch, der bald wie Befreiung, bald wie Verhängnis über ihrem Schicksal schwingt. Alles das trifft auch für das neue Buch des Dichters zu. Namentlich in der ersten Novelle, dem »Haus des Witwers« tritt das reife Können des Schweizer Poeten wieder recht in die Erscheinung. Ein trennendes Schicksal, verkörpert in den drei Kindern des Witwers, schiebt die Lebenspfade des alternden Mannes und des aufblühenden Mädchens auseinander. Ein Alltagsgeschehen rollt sich vor uns ab. Mit stillen, wehmütig rinnenden Worten wird es erzählt. Die Charaktere sind in ihren tiefsten Tiefen erfaßt. Mit meisterlicher Plastik sind die Personen hingesetzt. Das alte Lied klingt an von der Entsagung einer aufkeimenden Neigung. Wie das alles erzählt wird — so schlicht, so einfach und doch so zwingend —, das macht dem Leser das Herz warm. Die anderen Erzählungen des Buches stehen hinsichtlich Stoffwahl und künstlerischer Gestaltung hinter dieser ersten wesentlich zurück. Im »Fechter« und in der »Reitstunde« sind Bilder von einem nicht uninteressanten historischen Reiz gegeben. In »Anna Kaulen« wird die heimatlose russische Studentin, wie sie sich in der Schweiz recht häufig findet, nicht unsympathisch geschildert. Die anderen beiden Erzählungen lassen kalt; die Verwicklung, die hier die Schilderung umspinnt, erscheint ein wenig konstruiert. Als Ganzes aber kann man das Buch literarisch nur willkommen heißen. Es steht nicht nur ein gutes Stück über den letzten Veröffentlichungen Ernst Zahns, sondern auch über anderen Neuerscheinungen ähnlichen Genres, die uns die Nachkriegszeit gebracht hat. L. L.

---

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 24 38. Jahrgang · 2. Band 17. September 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

**Der Meinungskampf im Lager der U. S. P. D.** Von Heinrich Cunow.

**Sozialismus und Kommunismus in Jugoslawien.** Von Pawao Jugowitsch.

**Die geistige Beeinflussung der Massen.** Von Max Groger (Berlin).

**Zur Frage der Mutterschaft.** Von Henni Lehmann (Göttingen).

**Tagore.** Von Joseph Kliche.

**Literarische Rundschau:** Hans Martin Elster, **Walter v. Molo und sein Schaffen.** G. Frey, **Bilder aus dem Gesundheitswesen in Polen.** H. Thurow, **Butu Simbas Mission in Europa.**

◆ ◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆ ◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

# Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

**Andrejew, L.**, Die Geschichte der sieben Gehenkten. München, Musarionverlag. 164 S. Geh. 6 M., geb. 10 M.

**Appens, Wilh.**, Die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. 1848/49. Jena, Eugen Diederichs. 397 S. Geh. 30 M., geb. 40 M.

**Arbeiterrat Groß-Hamburg**, Jahresbericht. Hamburg, Selbstverlag. 104 S.

**Badisches Gewerbeaufsichtsamt**, Jahresbericht 1919. Karlsruhe i. B., Fr. Gutsch. 194 S.

**Barthel, Max**, Lasset uns die Welt gewinnen. Hamburg, Hoffmann & Campe. 45 S. Geh. M. 4.50.

— Arbeiterseele. Verse von Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg und Revolution. Jena, Eugen Diederichs. 105 S. Geh. 8 M., geb. 12 M.

**Bell**, Dr., Zentrum und Werdegang sowie Reform des Reichsstrafrechts und Strafprozesses. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 46 S. Geh. 4 M., geb. 6 M.

**Bergmann, H., J. Smilga, L. Trotzki**, Die russische sozialistische Rote Armee. Zürich, Internationaler Verlag. 94 S.

**Beutsch**, Dr. **P.**, Das Reichsnotopfer. Die große Abgabe vom Vermögen. Unter Berücksichtigung der Ausführungsbestimmungen. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 80 S. Geh. 5 M.

**Bröger, Karl**, Flamme. Gedichte. Jena, Eugen Diederichs. 93 S. Geh. 6 M., geb. 10 M.

**Brombacher**, Der deutsche Bürger im Literaturspiegel von Lessing bis Sternheim. München, Musarionverlag. 146 S. Geh. 7 M., geb. 10 M.

**Conrady, A.**, Anfänge der Demokratie in England. Studien zur Geschichte der Levellerbewegung. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 62 S. Geh. 4 M.

**Danilewsky, N. J.**, Rußland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt. Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 330 S. Geh. 26 M., geb. 32 M.

**Delitzsch, Fr.**, Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung vom Sinai und die Wirksamkeit der Propheten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 150 S. Kart. 10 M.

**Deutsche Gemeinwirtschaft: Alma de l'Aigles**, Beschaffenheitsmarken für alle Waren, als Grundlage für die freiwillige Rückkehr zur Qualitätsware. Jena, Eugen Diederichs. 44 S. Geh. 3 M.

— **Heinrich Dehmel**, Hausbesitz sei Reichsbesitz. Plan zur einheitlichen Lösung der Wohn-, Finanz- und Staatskalamität im Deutschen Reiche. Jena, Eugen Diederichs. 32 S. Geh. 2 M.

— **Otto Neurath**, Vollsozialisierung. Von der nächsten und übernächsten Zukunft. Jena, Eugen Diederichs. 46 S. Geh. M. 2.50.

**Deutscher Textilarbeiterverband**, Jahrbuch 1919. Berlin, Selbstverlag. 176 S.

**Eberhardt, P.**, Religionskunde. Gotha, Fr. A. Perthes. 242 S. Geh. 12 M.

**Elster, H. M.**, Walter v. Molo und sein Schaffen. München, Albert Langen. 279 S.

**Fiebig, P.**, War Jesus Rebell? Eine historische Untersuchung zu Karl Kautsky: Der Ursprung des Christentums. Gotha, Fr. A. Perthes. 38 S. Geh. 3 M.

**Fischart, Joh.**, Das alte und das neue System. Zweite Folge. Die Männer der Übergangszeit. Berlin, Oesterheld & Co. 301 S. Geh. 15 M.

**Flugschriften der „Stimmen der Zeit"**. Freiburg i. Br., Verlag Herder. Geh. M. 1.60.
Nr. 19: **Bernh. Duhr**, Großstadtelend und Rettung der Elendesten. 19 S.
Nr. 20: **M. Reichmann**, Konfessionelle Verständigung. 32 S.
Nr. 21: **P. Lippert**, An der Pforte der Kirche. 30 S.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 24 Ausgegeben am 17. September 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Der Meinungskampf im Lager der U. S. P. D.

Von Heinrich Cunow

Die Unabhängige Sozialdemokratie befindet sich in einer inneren Auflösungskrise, die das ganze bisher mühsam zusammengehaltene Parteigefüge zu sprengen droht — drei Monate nach einer Reichstagswahl, die eine starke Mehrung der Wahlstimmen und der Mandate dieser Partei aufwies und ihre Presse in eitler Selbstüberhebung veranlaßte, jubelnd den baldigen politischen Herrschaftsantritt des sich zu den unabhängigen Prinzipien bekennenden »wahrhaft revolutionären« Proletariats zu prophezeien. Ein Wechsel innerhalb eines Zeitraums von einem Vierteljahr, der wieder zeigt, wie politisch verkehrt es ist, Augenblickserfolge, sei es im Wahlkampf oder im Parlament, in der Massenagitation oder auf der Rednerbühne der Parteitage, unter dem jeweiligen schnell vergänglichen Eindruck gefühlsmäßig zu werten, statt sie als Einzelergebnisse im Rahmen des geschichtlich bedingten Gesamtentwicklungsverlaufs zu betrachten.

Tatsächlich trägt die Unabhängige Sozialdemokratische Partei schon seit ihrer Entstehung wenn nicht den Todeskeim, so doch den Zersetzungskeim in sich, denn ihre Absplitterung von der alten Sozialdemokratie vollzog sich, mag auch ein Teil ihrer Vertreter das immer wieder behaupten, nicht auf Grund bestimmter Prinzipien oder neuer Entwicklungserkenntnisse, sondern teils aus einer gewissen Gefühlsstimmung heraus, namentlich der Verstimmung über die durch den Krieg herbeigeführten schlechten Ernährungsverhältnisse, die alldeutschen Eroberungstendenzen oder die wachsende Macht des Militarismus, teils aus dem Widerstreben, offen anzuerkennen, daß die Kriegserfahrungen manche der alten Illusionen des seit dem Fall des Sozialistengesetzes mächtig aufgeschossenen Vulgärmarxismus zertrümmert hatten und die Auftauchung neuer Probleme auch eine theoretische Neuorientierung nötig machte.

Wenn heute die Redner und Journalisten der sogenannten Unabhängigen behaupten, daß ihre Partei weit besser als die Mehrheitssozialisten die alten Prinzipien, Traditionen und Agitationsmethoden der Vorkriegszeit bewahrt hätte, so haben sie unzweifelhaft recht, und es ist meines Erachtens verlorene Mühe, wenn unsere Presse das zu bestreiten sucht. Nur ist solches starre Festhalten an Anschauungen und Illusionen einer früheren Entwicklungsperiode ebensowenig für eine Partei wie für den einzelnen Menschen etwas Ehrenvolles. Man mag von einem späteren Entwicklungsstandpunkt mit Rührung auf die Jugendzeit zurückblicken und selbst manche Jugendeseleien in seinem Leben nicht missen mögen; aber deshalb diese Jugendeseleien als etwas Ehrwürdiges zu betrachten und ihre Wiederholung

zu fordern, zeugt lediglich von naiver Erstarrung in alten Denk- und Lebensgewohnheiten, zum mindesten von geistiger Rückständigkeit. Mit dem Fortschritt der Lebenserfahrung ändern sich naturgemäß auch die Anschauungen.

Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse immer wieder neuen Stoff zur Verstimmung liefern und die politische Entwicklung in einer oberflächliche Blicke täuschenden Zickzacklinie verläuft, vermag jedoch eine Partei trotz der Überlebtheit ihres geistigen Gehalts zu gedeihen und sogar ihren Anhängerkreis zeitweilig auszudehnen. Aber Verstimmungen lassen sich nicht dauernd konservieren. Selbst wenn sich die ihnen zugrunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse nicht bessern, schwächt sich doch nach und nach das Empfindungsvermögen der Massen gegen ihren Eindruck ab. Und noch weniger vermögen sich die alten überlieferten Anschauungen und Einbildungen zu behaupten, wenn der Gang der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung mehr und mehr beweist, daß sie auf bloßen hypothetischen Voraussetzungen beruhen. Ganz natürlicherweise müssen sich dann, je nach dem Wirklichkeitssinn der Parteimitglieder, mannigfache Strömungen und Unterströmungen in ihren Reihen einstellen, die schließlich zu einem Auseinanderprall führen, zumal wenn innerhalb der Partei von vornherein zwischen ihren Führern starke persönliche Rivalitäten bestehen und sich ihre Mitgliedschaft aus Teilen verschiedener Klassenschichten mit mannigfach differierenden Lebensinteressen zusammensetzt.

Das war aber von vornherein in der unabhängig sozialdemokratischen Partei der Fall. Die Loslösung ihrer Führerschaft von der alten Sozialdemokratie erfolgte meist nicht auf Grund gegensätzlicher prinzipieller sozialistischer Auffassungen, sondern einesteils auf Grund einer verschiedenen Beurteilung der Kriegslage, der größeren und geringeren Schuld der verschiedenen Länder am Ausbruch des Krieges oder der Motive und Ziele der sogenannten westeuropäischen Demokratien, anderenteils auf Grund von allerlei früheren persönlichen Differenzen und daraus erwachsenen Sympathien und Antipathien, vornehmlich aber des persönlichen Gegensatzes zu einzelnen Mitgliedern des Parteivorstandes. Wer zu Anfang der Parteispaltung die damaligen persönlichen Beziehungen und Differenzen in der alten Partei einigermaßen kannte, vermochte mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusagen, daß, wie und in welcher Richtung auch die Spaltung erfolgen werde, diese und jene Personen sich unbedingt in der Gruppe befinden würden, die gegen gewisse Mitglieder des Parteivorstandes die schärfste Kampfstellung einnehmen werde, und daß, wenn der eine von zwei Freunden sich auf die oppositionelle Seite schlagen sollte, sich auch der andere bald dort einstellen werde. So finden wir denn auch gleich von vornherein in den Reihen der Unabhängigen so verschiedenartige politische Charaktere vertreten wie zum Beispiel Bernstein und Ledebour, Kautsky und Adolf Hoffmann.

Und uneinheitlich wie die Führerschaft war auch die Masse der neuen Partei. Den Hauptteil mochten wohl die durch den Krieg und die widrigen Ernährungsverhältnisse aufgebrachten Arbeiter stellen, daneben finden wir jedoch schon bald, zum mindesten als sogenannte Mitläufer, unter den Unabhängigen bürgerliche Pazifisten, Allerweltshumanitäre, Verehrer der englischen oder französischen Demokratie, anarchistelnde Revolutionsroman-

tiker und unpolitische Ideologen, die für die sozialwirtschaftlichen Ziele der deutschen Arbeiterbewegung recht wenig Verständnis hatten und zu ihrem Anschluß lediglich durch ihren Widerwillen gegen den Krieg, den militärischen Preußengeist oder auch die Hoffnung auf baldigen Umsturz und einer diesem folgenden Verwirklichung ihrer pädagogischen, künstlerischen oder allgemein-humanitären Projekte getrieben wurden. Bildeten diese Elemente auch nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Anhängerschaft der »unabhängigen« Partei, so erlangten sie doch bald auf deren Ideengänge und Taktik einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Dazu gesellte sich dann nach der Novemberrevolution noch ein gewisser Bruchteil des durch den Krieg proletarisierten, teilweise in seiner Lebenshaltung unter das Niveau der Industriearbeiter heruntergedrückten Gelehrtentums, das sich in seinen Ansprüchen auf eine gesicherte Lebensstellung schmählich betrogen fühlte.

Die Blätter der Unabhängigen bezeichnen ihre Partei mit Vorliebe als eine »wahrhaft proletarische« Partei oder als die »wahre revolutionäre Arbeiterpartei«. Letzteres ist insofern richtig, als die Masse ihrer Anhänger aus Arbeitern besteht; fragen wir aber, welche Elemente in ihr tonangebend sind, besonders welche ihre politische Stellungnahme zur Politik der Regierungskoalition, zum Versailler Friedensvertrag und den Maßnahmen der Entente bestimmen, so ergibt sich ein anderes Bild.

Die Unabhängige Sozialdemokratie ist heute *noch weit weniger eine einheitliche Arbeiterpartei* als die mehrheitssozialistische oder deutschdemokratische. Wer in den Kreisen der Literaten und Schullehrer, Gelehrten und Künstler (vornehmlich der Schauspieler und Musiker) herumhört, erstaunt, wie viele Angehörige dieser im ganzen früher ziemlich unpolitischen Berufe sich heute zu den Unabhängigen zählen oder wenigstens mit diesen sympathisieren; und noch mehr erstaunt er, wenn er den Beweggründen nachforscht, die den einzelnen bestimmt haben, sich dieser Partei anzuschließen. Er findet dort in bunter Mischung die seltsamsten, oft rein eigenbrötlerischen Motive, so daß man mit einem gewissen Rechte den literarisch-künstlerischen Anhang der unabhängig-sozialdemokratischen Partei als eine Gruppe eigenbrötlerischer Ideologen bezeichnen kann. Selbst in den Kreisen der Börsenspekulanten, Agioteure und der gegen die Großbanken rebellierenden Privatbankiers hat die Unabhängige Sozialdemokratische Partei manche Gönner. In gewisser Beziehung erinnert das an die Gefolgschaft der Partei der Hébertisten im Jahre 1793, die ebenfalls keineswegs eine ausgesprochene Partei der Arbeiter und Kleinhandwerker war, sondern in der die damalige literarische und künstlerische Boheme und neben dieser Finanzleute, wie die beiden holländischen Bankiers Gebrüder de Kock und der spanische Finanzspekulant Guzman, die erste Geige spielten.

Als sich die Unabhängigen von der alten Sozialdemokratie losgelöst und als besondere Partei konstituiert hatten, traten denn auch in dem neuen Parteigebilde alsbald die seltsamsten gegensätzlichen Auffassungen hervor. Zunächst wurden zwar die inneren Differenzen durch den Kampf gegen die alte Parteiorganisation und die jede freie politische Bewegung hindernden Unterdrückungsversuche der preußischen Regierung in den Hintergrund gedrängt, kaum aber hatte die Novemberrevolution der U. S. P. einen maßgebenden Anteil an der Regierung verschafft und der Agitation der russischen Bolschewiki die Tore geöffnet, als auch sofort innerhalb der Unab-

hängigen Partei der Meinungsstreit über die einzuhaltende politische Richtung und die Stellungnahme zu den anderen Parteien ausbrach: über das Zusammenarbeiten mit der alten Sozialdemokratie, das Verhältnis zu den Spartakisten und Bolschewiki, über die Frage der Nützlichkeit einer Teilnahme an parlamentarischen Arbeiten, der Einberufung einer verfassunggebenden Reichsversammlung, der Durchführung der Rätediktatur nach russischem Muster, der gewerkschaftlichen Organisation oder der reinen Betriebsräteorganisation usw. In keiner dieser Fragen ergab sich eine einheitliche Auffassung; selbst nicht in bezug auf die wenigstens zunächst einzuschlagende politische Richtung — eine Tatsache, die deutlich darin zum Ausdruck kommt, daß bald nacheinander die Unabhängige Sozialdemokratische Partei sich nicht weniger als drei schöne Aktionsprogramme leistete, von denen jedes unbeachtet blieb. Und zwar traten innerhalb der Unabhängigen Partei nicht nur zwei verschiedene Strömungen hervor, *sondern drei und vier*, deren Stärkeverhältnisse zudem, je nach den Umständen, ständig wechselten.

Daß sich eine Partei, die sich als ein Konglomerat derartiger wechselnder Strömungen darstellt, trotz der ihr günstigen revolutionären Stimmung der Arbeiterschaft auf die Dauer als aktionsfähiger Kampffaktor zu behaupten vermag, ist völlig ausgeschlossen. Es ist deshalb auch grundfalsch, den heutigen Meinungsstreit in der U. S. P. vornehmlich oder ausschließlich als einen Streit um die Frage »Demokratie oder Diktatur?« aufzufassen. Da sich die Auseinandersetzung im Anschluß an die Wallfahrt nach Moskau und die Forderungen Lenins entsponnen hat, steht naturgemäß diese Frage im Vordergrund der Argumentation der verschiedenen Richtungen; aber im Grunde handelt es sich um viel tiefere Unterschiede, nämlich um ganz verschiedene Ansichten über den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung und demnach um die einzunehmende Haltung in der jetzigen Entwicklungsphase. Während der eine Teil der Unabhängigen noch immer an die demnächst hereinbrechende Weltrevolution und die Möglichkeit einer baldigen Durchführung des Sozialismus auf dem in Rußland eingeschlagenen Wege der Parteidiktatur glaubt, hat ein anderer Teil diesen Glauben verloren und erkannt, daß dazu die wirtschaftlichen Voraussetzungen fehlen, also auch die Herstellung einer mit terroristischen Gewaltmitteln arbeitenden zentralisierten internationalen Verschwörerorganisation keinen Zweck hat. Recht charakteristisch ist in dieser Beziehung die verhaltene Resignation, die aus Dittmanns Aufsätzen in der »Freiheit« spricht. Deshalb hat Däumig völlig recht, wenn er nach dem Bericht der Berliner »Freiheit« in seiner auf der Berliner Funktionärversammlung der U. S. P. am 4. September gehaltenen Rede erklärte, daß die Gegensätze in seiner Partei sich derart zugespitzt hätten, daß sie zum Austrag drängten, und »*wenn jetzt nicht die Moskauer Streitfrage aufgekommen wäre, wäre wegen anderer Streitfragen der Streit entbrannt*«. Tatsächlich sind die von Moskau gestellten Aufnahmebedingungen nur ein äußerer Anlaß zu dem gegenwärtigen die U. S. P. zerrüttenden Kampfe. Hätte Moskau nicht diesen Zankapfel in die Reihen der Unabhängigen geworfen, würde heute oder morgen ein anderes Streitobjekt auftauchen und einen ähnlichen Meinungskampf entfesseln. Unrecht hat Däumig nur insofern, als er lediglich von zwei verschiedenen Richtungen in seiner Partei spricht. Wohl treten

im heutigen inneren Parteiredekampf besonders zwei feindliche Meinungsgruppen hervor; aber daraus darf nicht geschlossen werden, daß nur zwei Richtungen vorhanden sind. Ziemlich deutlich lassen sich vielmehr vier Richtungen unterscheiden. Es kann deshalb auch als sicher gelten, daß, wenn auf dem nächsten Parteitag eine Spaltung erfolgt, dieser ersten Spaltung bald eine weitere folgen wird. Das ist, vom allgemeinen sozialistischen Standpunkt betrachtet, eine unerfreuliche Perspektive, denn jede neue Spaltung bedeutet eine weitere Steigerung der Zerrissenheit der sozialistischen Arbeiterbewegung und damit eine noch größere Schwächung ihres Einflusses auf die Regierungspolitik in Deutschland; doch wäre es verkehrt, deshalb, weil uns diese Entwicklung unerwünscht ist, vor ihr die Augen zu schließen.

Die größere logische Konsequenz liegt in dem heute die Reihen der U. S. P. erschütternden Meinungsstreit unzweifelhaft nicht auf der Seite der Crispien, Hilferding, Dittmann, sondern der Däumig und Stoecker. Sind tatsächlich die bisher immer wieder von der unabhängigen Presse aufgestellten Voraussetzungen und Behauptungen richtig, befindet sich also wirklich die große proletarische Weltrevolution auf dem Marsche, sind die Interessen der Arbeiterklasse aller europäischen Staaten völlig gleichartig und deshalb ihr Zusammenschluß zu gemeinsamer revolutionärer Aktion geboten, ist ferner die parlamentarisch-demokratische Verfassung durch die Entwicklungstatsachen überholt und die Rätediktatur eine politische Notwendigkeit, so vermag allein eine derartige straffe zentralistische Organisation unter Ausschaltung der widerstrebenden und allerlei Sonderzwecke verfolgenden Elemente, wie sie die Zentrale in Moskau fordert, den Erfolg zu verbürgen. Die Argumentation, mit der sich heute die Crispien und Hilferding gegen die Moskauer Forderungen wenden, zeigt nur, daß sie aus agitatorischem Bedürfnis, um die Arbeiterschaft an sich heranzuziehen und unserer Partei den Boden abzugraben, leichtfertig Behauptungen, Schlagworte und Forderungen in die Massen geworfen haben, ohne an deren Folgen zu denken.

Freilich, bei gar manchem, der sich heute gegen die Moskauer Aufnahmebedingungen wendet, sind es nicht allein politische, sondern zugleich persönliche Motive, die ihn zu seiner Haltung bestimmen. Die Moskauer Zentrale will eine Reihe der bisherigen tonangebenden Führer der U. S. P. wegen ihrer politischen Unzuverlässigkeit von der Führerschaft ausgeschlossen wissen — und verschiedene jener Opponenten, die sich am heftigsten gegen die Leninschen Reinigungsforderungen sträuben, stehen auf dieser Proskriptionsliste; während ein anderer Teil einsieht, daß, wenn die zentralistische, auf strenge Einordnung und Disziplin aufgebaute, unter der Aufsicht eines illegalen Ausschusses stehende Organisation durchgeführt wird, wie sie die Moskauer Leitung verlangt, er seine bisherige Rolle im politischen Leben der Gegenwart ausgespielt hat.

Vorläufig hat die Berliner Reichskonferenz der U. S. P. bezüglich der Frage des Anschlusses an die Moskauer Internationale keinen endgültigen Beschluß gefaßt; erst in drei Monaten soll ein allgemeiner Parteitag die Entscheidung treffen. Das bedeutet lediglich eine Verschärfung der Krise; denn da beiden Hauptrichtungen nicht verboten ist, für oder gegen den Anschluß zu agitieren, werden sie in der Zwischenzeit ihren Kampf gegenein-

ander fortsetzen. Allem Anschein nach nimmt man auf der Seite der Crispien, Dittmann und Hilferding an, daß sich infolge des weiteren Vordringens der Polen in russisches Gebiet oder eines Eingreifens der Entente die Machtstellung des bolschewistischen Regiments in Rußland in drei Monaten wesentlich geändert haben könnte und dann auch die Anschlußfrage keine Rolle mehr spielen oder die Moskauer Zentrale sich zur Gewährung minder gestrenger Aufnahmebedingungen verstehen werde. Wieweit diese Kalkulation richtig ist und wie die Entscheidung des Parteitags ausfallen wird, darüber läßt sich natürlich heute noch nichts Bestimmtes sagen. Soweit sich aus der unabhängigen Presse und den Äußerungen der Hauptführer ersehen läßt, sind die meisten der Parlamentarier, der Zeitungsredakteure und Schriftsteller gegen die Annahme der Moskauer Aufnahmebedingungen, während die Arbeiter, die endlich eine Verwirklichung der ihnen verheißenen revolutionären Erfolge verlangen, meist dringend den baldigen Anschluß an die sogenannte Dritte Internationale wünschen.

Verkehrt wäre es meines Erachtens vom Standpunkt unserer Partei, Genugtuung über die Krise in der U. S. P. zu empfinden und auf eine wesentliche Stärkung unserer eigenen politischen Machtstellung zu rechnen. Wohl dürfte die Agitation der Unabhängigen einen Teil ihrer Werbekraft verlieren, vielleicht auch mancher der Führer wieder zu uns herüberkommen. Einen Vorteil vermag ich jedoch in dieser Rückkehr nicht zu finden; denn die Einlaß Begehrenden werden meist nicht zu uns kommen, weil sie sich inzwischen von der Unrichtigkeit ihrer Auffassungen und ihrer Taktik überzeugt haben, sondern teils aus Haß gegen ihre bisherigen Parteifreunde, teils weil sie in ihrer Partei keinen Boden mehr für ihre Sonderbestrebungen finden und es nun wiederum mit der S. P. D. versuchen möchten. Sie werden sich deshalb auch kaum unserer Partei als zuverlässige Mitkämpfer eingliedern, sondern meist in dieser den Reformator zu spielen suchen, und unsere Partei, die sich leider noch kaum die ihr nach den Novembertagen 1918 zugeströmten Massen zu assimilieren vermochte, wird diese von einer in die andere Partei hinüberwechselnden Überläufer kaum besser zu verdauen verstehen. Nicht jeder zahlenmäßige Zuwachs ist ein Vorteil für eine Partei, besonders nicht dann, wenn darunter die Geschlossenheit der Bewegung und die einheitliche Kampffront leidet. Zudem aber kommt es nach meiner Ansicht weit weniger auf die Rückgewinnung von flüchtenden Führern als auf die jener Arbeiterkreise an, die sich in den Kriegsjahren von uns abgewandt haben. Daß diese aber jetzt schon in größerer Masse bereit sind, wieder ihre frühere Stellung in den Reihen unserer Partei einzunehmen, möchte ich bezweifeln. Die Wiedereinfügung der einstigen Parteimitglieder in unsere Kader muß sicherlich eine unserer wichtigsten Aufgaben sein; aber sie wird nur dann gelingen und nur dann für unsere Parteientwicklung von Vorteil sein, wenn jene früheren Mitkämpfer durch ihre neueren Erfahrungen von den alten naiven Illusionen geheilt worden sind und die politischen Weltverhältnisse einigermaßen so anzusehen gelernt haben, wie sie wirklich sind.

# Sozialismus und Kommunismus in Jugoslawien

Von Pawao Jugowitsch

Im ehemaligen Serbien wie auch in den einzelnen Kronländern beziehungsweise Provinzen der zusammengebrochenen österreichisch-ungarischen Monarchie bestanden früher homogene sozialdemokratische Organisationen, das heißt innerhalb jedes einzelnen Landes fand man nur eine, und zwar eine einheitliche Partei. Programmrichtung und Auftreten dieser einzelnen Parteien war allerdings verschieden. Die Parteien von Kroatien-Slawonien und Slowenien waren gemäßigter Richtung, während die Organisationen des Königreichs Serbien und von Bosnien-Herzegowina die radikale Linksrichtung vertraten. Die willkürlichen und zufälligen Abgrenzungen des alten Österreich-Ungarn zogen auch eine Schranke zwischen den einzelnen sozialistischen Parteien der Kronländer und Provinzen.

Mit der Errichtung des südslawischen Staates trat neben der Idee und Tendenz zum Einheitsstaat zwanglos das Problem der sozialistischen Einheitspartei hervor. Doch im Gegensatz zum Einheitswillen trat eine Spaltung ein, eine Spaltung, die auch die vorher einheitlichen Körperschaften zerriß. Es traten nämlich teils einzeln, teils korporativ ganze Mitgliedschaften ohne die Führer oder mit diesen zu der neuentstandenen Parallelorganisation der Kommunistischen Partei Südslawiens über, die von Anfang an ihre Organisation über den ganzen neugegründeten Staat erstreckte.

Gleich nach der Revolution von 1918 und der nationalen Gründung griffen Belgrader Sozialdemokraten energischer und stärker in das Saitenspiel der radikalen Harfe, als es die Agramer und Laibacher Genossen billigten, während die Serajewoer Genossen in den radikalen Chorus einstimmten. Dennoch bestand zuerst die Hoffnung auf Gründung einer einheitlichen Partei, bei der man zu vermeiden hoffte, daß die einzelnen Provinzparteien in ihrer inneren Kraft durch Spaltungen geschwächt würden. Diese Hoffnung gründete sich darauf, daß einerseits sämtliche sozialdemokratischen Organisationen ihre Delegierten in die vorläufige Volksvertretung entsandten, andererseits daß sie untereinander Verhandlungen zur Einberufung eines gemeinsamen Kongresses scheinbar nicht ohne Erfolg pflogen, die aber schließlich doch scheiterten an der Frage des Ministerialismus, das heißt an der Frage, ob sich Sozialdemokraten auch dort an der Regierung beteiligen sollten, wo ihr Einfluß viel geringer wäre als beispielsweise heute in der Tschechoslowakei.

Daß prinzipiell jeder Sozialdemokrat auf republikanischem Boden steht, ist selbstverständlich und gilt auch für die Südslawische Partei; jedoch ist für unsere Auffassung der Ausspruch des Ministers Koratsch charakteristisch, daß uns ein Südslawien als Monarchie nach englischem System lieber ist als eine Republik nach portugiesischem Muster.

Es waren die kroatisch-slawonischen und slowenischen Sozialisten, die, so wie sie im revolutionären Nationalrat mitgearbeitet hatten, auch für die Mitarbeit in der Zentralregierung und in den einzelnen provinzialen Regierungen eintraten; teils deshalb, weil sie die nationale Revolution noch nicht für abgeschlossen erachteten, solange der nationale Einheitsstaat nicht restlos verwirklicht war, teils weil sie durch die Teilnahme an der Regierung wertvolle Reformen gerade in dieser gärenden Periode durchzuführen

hofften und drohenden Arbeiterverfolgungen vorbeugen wollten. Ihr außenpolitisches Programm verlangte Frieden mit Rußland; innerpolitisch wollten sie der Demokratie zum Siege verhelfen.

Die serbischen und bosnisch-herzegowinischen Genossen auf der anderen Seite waren unbedingt gegen jede Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien in einer und derselben Regierung. Für diese Auffassung wurden viele Anhänger in Kroatien, Slawonien und Dalmatien gewonnen, wozu neben den wiederholten Agitationsreisen der Belgrader Führer auch der Einfluß der vielen Kriegsgefangenen beitrug, die aus Rußland zurückfluteten. Die Serbische Partei sammelte unter der Parole »Gegen den Ministerialismus« neue Mitglieder und beschloß, um eine über den ganzen Staat sich erstreckende sozialistische Partei zu schaffen, sämtliche Schwesterparteien zu einem Kongreß in Brod a. S. einzuladen und, falls dieser Kongreß von Staats wegen auf Grund der altösterreichisch-ungarischen Gesetze verboten würde, Belgrad zu wählen. Das geschah auch. Die Leitungen der Provinzorganisationen, die für den »Ministerialismus« eintraten, lehnten die Entsendung von Delegierten zu diesem Kongreß ab, doch wurden trotz dieses Beschlusses von einzelnen Lokalorganisationen Vertreter entsandt.

Auf dem Kongreß wurde die Vereinigung sämtlicher Organisationen, soweit sie vertreten waren, beschlossen unter dem Namen Südslawische Sozialistische Arbeiterpartei (Kommunisten) und der Anschluß an die Dritte (Moskauer) Internationale vollzogen.

Damit stellte sich diese neue Partei auf den Boden der sogenannten Diktatur des Proletariats, das heißt des Antiparlamentarismus. Sie berief ihre zwei Belgrader und mehrere wojwodinische Vertreter aus dem Parlament ab, in das diese auf Grund von Vereinbarungen als Angehörige der Sozialdemokratischen Partei neben elf anderen Delegierten eingezogen waren. Der Streit innerhalb der Kommunistischen Partei um den Parlamentarismus endete, ähnlich wie in Deutschland, mit der Erklärung, daß sich die Partei an den Verhandlungen der Volksvertretung beteiligen werde, aber nur, um bei den Wahlen und im Parlament agitatorisch-revolutionierend wirken zu können. Doch es schien noch nicht genug der Spaltung! Dieselbe Gruppe — das frühere sogenannte Zentrum der Sozialdemokratischen Partei —, sie, die die Schuld für die Absplitterung der Kommunistischen Partei trägt, wirkte auch innerhalb der neugegründeten Organisation zersetzend. Im Juli 1920 kam es auf dem kommunistischen Kongreß von Wukowar zu erregten Auseinandersetzungen, die mit einem Auszug der »Zentrumsgruppe« endeten. Es bestehen nunmehr, ähnlich wie in Deutschland, zwei kommunistische Parteien. Das Organ der Ausgeschiedenen ist das frühere sozialdemokratische Agramer Parteiblatt »Freiheit«, ihr Führer der ehemalige kroatische Kommunist Radoschewitsch. Die radikalen Kommunisten haben in Agram ein eigenes neues Parteiblatt gegründet.

Der bei ihrer Gründung einheitlichen Kommunistischen Partei standen lediglich Einzellandesorganisationen rechtsstehender Sozialdemokraten gegenüber mit den ihnen angegliederten gewerkschaftlichen Organisationen, wohingegen die Südslawische Arbeiterpartei eine neue Gewerkschaftsorganisation bildete, die sich über den ganzen Staat erstreckte und ihre Spitze in einem Zentralsyndikalrat fand. Aber auch die sozialistischen Parteien halten, wie schon gesagt, an der Idee des zentralistischen Einheitsstaats

fest — und in Verbindung damit an einer einheitlichen Parteiorganisation, deren praktische Durchführung eingeleitet ist. Übrigens rechnen beide Parteien für einen späteren Zeitpunkt mit der Einbeziehung Bulgariens in den südslawischen Staat und erachten erst mit dem Anschluß dieses Volkes die nationale Revolution für beendet. Über die Köpfe der bürgerlichen Parteien hinweg reichen sich denn auch die Sozialisten in Südslawien, Bulgarien und Rumänien heute schon die Hände zum gemeinsamen Vorgehen.

Die Führer der Kommunisten rekrutieren sich zumeist aus der Schicht der Intellektuellen, während die Führer der Sozialdemokratischen Partei im allgemeinen dem arbeitenden Volk entstammen und ihre Stellung ihrer sozialistischen Schulung verdanken. Die markantesten Männer der sozialistischen Bewegung (Frauen traten bis heute noch nicht hervor) sind folgende: Wikomir Korafsch, Führer der Sozialdemokratischen Partei Kroatien-Slawoniens, Herausgeber des Parteiorgans »Sloboda« (Freiheit), ehemals Mitglied des revolutionären Nationalrats und abwechselnd Minister für Sozialpolitik und Agrarreform in den ersten Ministerien des neuen Staates, zweifellos der geschulteste Sozialist und klarste Kopf. Ein zäher Kämpfer der Rechtssozialisten ist Korafschs nächster Mitarbeiter Wilim Bukschег, Volkskommissar und Minister z. D., ebenso sein Bruder Juraj Bukschег, der einzige Stadtverordnete rechtssozialistischer Richtung in Agram. Weiterhin der Führer der Slowenischen Partei Kristan, der als Eisenbahnminister Berlin vor mehreren Monaten besuchte, um Verhandlungen zwecks Versorgung Südslawiens mit Eisenbahnmaterial anzubahnen. Schließlich ist noch der Wojwodiner Abgeordnete Wasa Kneschewitsch zu nennen.

Was die Kommunistische Partei angeht, so liegt, wie gesagt, ihr Schwergewicht in Belgrad. Als hervorragendste Vertreter haben zu gelten die bisherigen Mitglieder des vorläufigen Parlaments Lapitschewitsch und Katzlerowitsch, ferner der Sekretär der Kommunistischen Partei für den Gesamtstaat, der Advokat Dr. Schiwko Topalowitsch, der Sekretär der Kommunistischen Partei für das ehemalige Serbien, Mittelschulprofessor Miloſch Trebinjatz, weiterhin Philipp Philippowitsch, Universitätsprofessor Dr. Markowitsch, Koschanin und andere mehr. Während diese Führer — größtenteils Intellektuelle — bei aller revolutionären Stimmung doch einigermaßen mit den Möglichkeiten und Gegebenheiten rechnen, suchen die Kommunisten von Serajewo, vertreten durch die Brüder Jakschitsch, ihr Heil in blindestem Radikalismus.

In Agram ist der populärste Mann der Kommunisten der Rechtsanwalt Dr. Mijo Radoschewitsch, der sich schon während des Krieges auch im Ausland bemerkbar machte dadurch, daß er zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Mitbegründer der serbischen Sozialdemokratie Duschan Popowitsch der Internationalen Sozialistenkonferenz von Stockholm im Jahre 1917 ein Memorandum vorlegte, das der Konferenz die Notwendigkeit der Zertrümmerung Österreich-Ungarns darlegte.

Beiläufig sei erwähnt, daß eine Reihe führender Politiker in den bürgerlichen Parteien von den Demokraten bis zu den extremsten Reaktionären früher der Sozialdemokratischen Partei angehörten. Eine Erklärung dafür bietet die Tatsache, daß die Mehrzahl der serbischen Intellektuellen im Ausland — zumeist in Deutschland — studierte, damals ohne nationale Bindung war und deshalb ihre Heimat in der Internationale fand. So kehrten

sie als idealistische Sozialdemokraten heim. Die sogenannte »Anpassung« an die »Erfordernisse des täglichen Lebens« führte sie aber bald zu den bürgerlichen Parteien. Es darf nicht verschwiegen bleiben, daß auch manche den Handarbeiterkreisen entstammende Führer in dem Augenblick abschwenkten, als sie sich zu Leitern größerer Unternehmungen emporgearbeitet hatten. Auch sie »paßten sich an«. Erwähnt sei zum Beispiel der auch in Wiener sozialdemokratischen Leserkreisen bekannte Publizist Juraj Demetrowitsch, der Mitarbeiter des »Kampf« war und jetzt Sekretär der Demokratischen Partei und demokratischer Regierungskommissar a. D. ist.

Die sozialdemokratische Presse hat Tagesorgane in Belgrad, Agram und Laibach. Das Zentralorgan der Kommunisten, die »Arbeiterzeitung«, erscheint in Belgrad. Als Provinzzeitungen erscheinen in Agram »Die Wahrheit«, in Serajewo »Die Volksstimme«. Wochenschriften haben beide Parteien auch in den übrigen Provinzhauptstädten.

Wie meist die Arbeiterklasse in Ländern geringer kapitalistischer Entwicklung, ist auch die Arbeiterschaft Südslawiens sehr radikal. Sie verzichtet zugunsten der bedeutenden Geste auf die Politik des Möglichen. Die Sowjetherrschaft in Rußland, die sie für die Verwirklichung eines idealen Sozialismus zu halten geneigt ist, hat es ihr angetan, und in der Zeit der Rätediktatur in Ungarn stand sie unmittelbar vor dem Versuch des gleichen Experiments. Das Getöse dieser schnell zusammenbrechenden Herrschaft hat sie etwas aus dem somnambulen Schlummer aufgeweckt, ohne sie allerdings von dem dogmatischen Radikalismus zu heilen. Immerhin ist die Südslawische Kommunistische Partei nicht mit den deutschen K. P. zu identifizieren. Abgesehen davon, daß die Südslawische Kommunistische Partei die Mehrheit der Arbeiter in sich vereint, läßt sie sich, wenigstens was die Zentralleitung angeht, nicht von putschistischen Irrlichtern verführen.

Außer der Arbeiterschaft neigt, durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bewogen, das Kleinbürger- und Beamtentum dem Sozialismus zu und ferner, mehr aus ideellen als aus ökonomischen Gründen, ein Teil der Akademiker. Ausgedehnte und teilweise auch erfolgreiche Propaganda hat in diesen Kreisen eingesetzt; akademisch-sozialistische Jugendorganisationen bestehen in Agram und Belgrad. Auch die Bauernschaft sucht man zu gewinnen, indem man den Nutzen einer rationelleren Wirtschaft im Kleineigenbetrieb hervorhebt. Es liegt in der Natur unserer Gesellschaftsschichtung, daß die Agitation unter den Bauern intensiver ist und die Behandlung des Agrarproblems größeren Raum einnimmt als in der Sozialdemokratie Deutschlands, deren direkte Beschäftigung mit dem Agrarproblem und seinen Trägern mir als Ausländer — soweit mich meine Erfahrung nicht trügt — als recht gering aufgefallen ist.

Als in gewissem Sinne der Arbeiterschaft nahestehend wären noch zu erwähnen: die schon vor dem Kriege bestehende christlich-soziale Arbeiterorganisation, die aber keine tieferen Wurzeln in die Arbeiterschaft schlagen konnte, und ferner die national-sozialistische Vereinigung, die nach tschechischem Muster in jüngster Zeit sich gebildet hat, aber auch nur aus kleinen Verbänden in Slowenien besteht.

Erwähnt wurde schon, daß die Kommunisten der alten Sozialdemokratischen Partei entschieden Abbruch tun. Einige in der Besonderheit

unseres neuen südslawischen Staates begründete Motive sind dafür noch anzuführen. Zum Beispiel sind viele frühere Angehörige des österreichischen Heeres, Offiziere (nur ein ganz kleiner Teil wurde übernommen) wie Mannschaften, Rekruten für den Kommunismus. Ihre wirtschaftliche Lage ist sehr prekär, erhält doch ein entlassener General zum Beispiel nicht mehr als 600 Kronen monatlich, so daß eine Reihe von hohen Offizieren gezwungen ist, jede Verdienstmöglichkeit anzunehmen. Ebenso ist die Lage der Invaliden, der Kriegshinterbliebenen usw. eine verzweifelte. Sie alle haben Grund, mit den bestehenden ökonomischen Verhältnissen unzufrieden zu sein. Statt nun, wie in der deutschen Republik, einen gesonderten Militärstaat im Staate anzustreben, schließen sich diese zur Kriegerkaste gehörigen unzufriedenen Elemente, soweit sie nicht der habsburgfreundlichen Frank-Partei zustimmen, als Mitläufer der kommunistischen Opposition an, da deren Ziel — Umsturz des Bestehenden — auch das ihre ist und sie ihre besonderen Wünsche und Hoffnungen in einer Zeit des Chaos eher durchzusetzen glauben. Wirklichen Einfluß auf die Führung der Partei haben diese zweifelhaften Elemente jedoch nicht. Eine gewisse Ähnlichkeit ist vielleicht in der Berührung der Links- und Rechtsextremen in Deutschland zu finden, nur ist der Soldat hier noch immer ein Stück Held, während er in dem siegreichen Staate dort der Feind von gestern und für sich ein geschlagener Mann ist, dessen Kriegsauszeichnungen zum Beispiel nicht nur wertlos, sondern auch verpönt sind. Dazu kommen, wie gesagt, die aus russischer Gefangenschaft Zurückkehrenden, die fast ausnahmslos mit einem Tropfen bolschewistischen Öls gesalbt sind.

Die Ironie der Geschichte, die sich in der Schützengrabenversendung deutscher Sozialisten offenbarte, fehlt auch nicht im südslawischen Staat. Er hat ebenfalls sein Sibirien, seine Verbannungsorte für »unkorrekt« fühlende Offiziere und Beamte. Das ist der Südosten, Mazedonien zum Beispiel, wo die in Form von Dienstversetzung Verbannten nun ungehindert ihrem Agitationsbedürfnis nachgehen können und oft große Erfolge in der Verbreitung ihrer Ideen aufzuweisen haben.

Man kann daher die Regel aufstellen, je weiter östlich, desto extremer die sozialistische Richtung. Tiefer begründet ist dies natürlich in dem verschiedenen Kulturstand der Provinzen, der wieder mit der verschiedenen staatsgeschichtlichen Vergangenheit der einzelnen Landesteile zusammenhängt. An der Spitze der Kommunistenverfolgungen stehen der sogenannte Nischer Prozeß mit seinen mehreren hundert Angeklagten wegen angeblicher bolschewistischer Umtriebe — hauptsächlich Militärpersonen und Arbeiter, die an lokalen Revolten in Marburg und Warasdin beteiligt waren. Ferner die Verhaftung von Transportarbeitern an der bulgarischen Grenze, die von der Regierung der Konspiration mit den bulgarischen Kommunisten beschuldigt wurden, obwohl sie tatsächlich den Verkehr an der bulgarischen Grenze deshalb lahmgelegt hatten, weil ihnen die Löhne nicht rechtzeitig ausgezahlt wurden. Neuerdings hat der Banus Laginja ein weiteres Attentat gegen die Arbeiterschaft verübt, indem er die Mandate der kommunistischen Stadtverordneten in Kroatien und Slawonien für nichtig erklärte. Er konnte sich dabei nur auf formale Gründe stützen, insofern die kommunistischen Delegierten ihren Parteiprinzipien entsprechend den üblichen Eid, der im Treueschwur zum König gipfelt, nur unter Vorbehalt leisten wollten.

Zu diesen Schikanen tritt als Grund zur Unzufriedenheit die gewaltige Korruption in der Beamtenschaft. Sie war schon vor dem Kriege in den kleinen östlichen Staaten nicht unbeträchtlich, da die Großmächte und ihre Kapitalisten den Weg der Bestechung oft und mit nicht geringem Erfolg einschlugen. Hinzu kam die unsichere Stellung der höheren Beamten, die in Serbien durch einen Kabinettswechsel ihre Stellung verloren hatten und deshalb das Recht zu haben glaubten, beizeiten für ein späteres auskömmliches Dasein Sorge tragen zu müssen. Rechnet man weiter dazu die Protektionswirtschaft im früheren Österreich-Ungarn, so kann man sich denken, welch liebliches Gewächs der Vereinigung dieser »gesellschaftlichen Tugenden« entsprießen mußte.

Als Kuriosum möchte ich erwähnen, daß die in Österreich-Ungarn interniert Gewesenen, die »Märtyrer« und ihre überlebenden Angehörigen, zum Beispiel die der Attentäter von Serajewo, Staatsprämien in Form von Ausfuhrscheinen erhalten. Die Umsetzung dieser »Möglichkeiten« in »Realien« nahm groteske Formen an und fügt dem Kapitel »Korruption« noch den Absatz »konzessionierte Schiebung« hinzu. Daß alles dies nicht zur Zufriedenheit der nur passiv Beteiligten beiträgt, und ihr Autoritätsglaube an den Staat schweren Erschütterungen ausgesetzt ist, braucht nicht betont zu werden. Ebenso ist natürlich, daß die Partei zuerst Gnade vor ihren Augen findet, die eine radikale Änderung der unliebsamen Zustände verspricht.

Die positiven Leistungen einer Partei, die sich in einer Koalitionsregierung natürlich beschränkt sieht, springen um so weniger in die Augen, als man geneigt ist, das errungene Gut als Selbstverständlichkeit hinzunehmen und die Schwierigkeiten der Beschaffung zu unterschätzen. Das dürfte jetzt auch den weniger Einsichtigen das Vorgehen des rein bürgerlichen, breiten Koalitionsministeriums Wasnitsch klarmachen. Wie bekannt, ist es schon seit Wochen in Demission, hat aber doch noch Zeit und Gelegenheit gefunden, die Koalitionsfreiheit aufzuheben und das Streikrecht zu beschränken, während es seine eigentliche Aufgabe — Vorbereitung zur Wahl der Konstituante — dilatorisch behandelt.

Bei der dritten Lesung des Wahlgesetzes brach die Kabinettskrise aus, weil die Köpfe über die Frage, ob die Lehrer des passiven Wahlrechts würdig seien, zusammenstießen. Das Getöse des Zusammenpralls darf und kann über die wirklichen Triebkräfte nicht täuschen. Der gemeinsame Wunsch der bürgerlichen Parteien, die Bildung der Konstituante nach Möglichkeit hinauszuschieben, war vor allem wirksam, dann aber auch die grundlegenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Demokraten und Radikalen in der Agrar- und Exportfrage.

Erst jetzt beginnt man daher zu würdigen, daß die Sozialdemokratie Südslawiens allen Widerständen zum Trotz doch eine Reihe wichtiger programmatischer Forderungen hat durchsetzen können. Wesentlich ihr Verdienst ist es, daß die bevorstehende konstituierende Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen gleichen proportionalen Wahlrechts für alle Männer über 21 Jahre gebildet wird. Auch das Frauenwahlrecht hat sie, zum Teil wenigstens, durchsetzen können. Es ist allerdings noch beschränkt auf selbsterwerbende, eine eigene Wirtschaft leitende und höhere (achtklassige) Schulbildung besitzende Frauen. In Serbien war schon das all-

gemeine Wahlrecht eingeführt, wenn auch von einem — geringen — Zensus abhängig; für die früher österreichisch-ungarischen Teile bedeutet das aber eine beträchtliche Verbesserung, da dort größtenteils eine reaktionäre Wahlrechtsordnung galt.

Trotz aller Bemühungen konnte die Sozialdemokratie weitere Verbesserungen des Frauenwahlrechts nicht erreichen. Ihrer programmäßigen Aufgabe unterzog sie sich ohne Zögern, obwohl sie sich über die Folgen durchaus klar war. Sie sind dieselben cum grano salis wie in Deutschland: Zuwachs der klerikalen Stimmen. Das gilt allerdings nur für den Westen, wo sich die sozialistischen Parteien in einer Kampfstellung zum Klerus befinden, der dort starken Einfluß hat, den seine Repräsentanten, die Priester, dazu benutzen, um von der Kanzel herab — das ist wohl »allgemeiner Brauch« — den Sozialismus zu verdammen. Für die griechisch-orientalische Kirche (serbischer Teil der Bevölkerung) gilt das nicht, da in ihrem Verbreitungsgebiet die Priesterschaft mit dem Volk verwachsen und, wenn auch nicht gerade sozialistisch, so doch vollkommen demokratisiert ist, so daß sie nicht einmal mehr versucht, irgendeinen klerikalen Einfluß auf das Volk auszuüben.

Der zweite Haupterfolg war die Durchsetzung des »Achtstundentags« und der allgemeinen Sonntagsruhe durch Verordnung des Gesamtkabinetts. Energischer Widerstand der Bourgeoisie war auch hier zu überwinden. Das internationale Argument der Bourgeoisie mußte auch bei uns herhalten: Faulheit der Arbeiter, obwohl die Klasse der Arbeiter in dem wohlhabenden Land sozusagen die einzige ist, die intensiv arbeitet, denn einmal hat der Bauer sich durchschnittlich mehr Land angeeignet, als er überhaupt bebauen kann, und dann hat er während und nach dem Kriege einen so guten Absatz seiner Produkte gehabt, daß er, vermögend geworden, seine Pflichten gegen die Allgemeinheit fast vernachlässigt. Ferner widmet sich in den Städten ein hoher Prozentsatz der Bürger, ohne Unterschied des Berufs, zweifelhaften Nachkriegsgeschäften; und endlich gefallen sich die Staatsangestellten, die selbst bei hohem Rang kaum Existenzmöglichkeit haben, in einer chronischen passiven Resistenz, so daß es nur dem Gesamtwohlstand des Landes zu verdanken ist, wenn es, als einer Folge der Arbeitskrise, dort noch nicht zur Wirtschaftskatastrophe gekommen ist. Wohl haben regellose und endlose Streiks nach dem Umsturz eingesetzt, die in der Phase der nationalen Revolution durchweg von Erfolg begleitet waren, doch kamen durch mangelndes Abwägen zwischen Wollen und Können, ganz abgesehen von der Frage der jeweiligen Berechtigung der Forderungen, die Dinge vor mehreren Monaten an einen Wendepunkt, nachdem der Umschwung mit dem Versagen des Bankbeamtenstreiks angehoben und mit der blutigen Unterdrückung des Generalstreiks der Eisenbahner unlängst zur Reife gekommen ist. Bemerkenswert dürfte dabei noch sein, daß schon vor dem Ausbruch des Generalstreiks der Zentralrat der kommunistischen Fachorganisationen ein Streikstatut herausgegeben hat, das nach deutschem Muster die Ausstandsbewegung systematisiert, mit den materiellen Mitteln und Kräften in Einklang zu bringen sucht und die Leitung grundsätzlich dem Zentralrat überträgt.

Als Drittes wäre die Einrichtung von Arbeitskammern im ganzen Staate zu nennen (in Serbien haben sie schon bestanden). Besondere Er-

wähnung verdient auch das Ministerium für soziale Fürsorge, das besonders das Krankenkassenwesen und die Zwangsversicherung der Arbeiter regeln soll.

Damit ist die Liste keineswegs erschöpft. Auch die Einheitsvolksschule für den ganzen Staat steht auf der Haben-Seite des sozialdemokratischen Kontos. Die Bedeutung dieser Institution ist erst zu ermessen, wenn man daran denkt, daß es sich um ein Land mit 60 Prozent Analphabeten handelt, um ein Land, dessen verschiedene Provinzen bisher die verschiedensten Schulsysteme aufwiesen. Es handelt sich bei der Volksschule um eine wirkliche soziale Tat und Reform. Im Gegensatz dazu stehen die zahlreichen Neugründungen von Hochschulen in einer Reihe von Provinzstädten, die der lokalpatriotischen Eifersucht ihr Dasein verdanken, aber nur geeignet scheinen, ein gewaltiges Kontingent intellektueller Proletarier großzuzüchten, die nie und nimmer eine ihren vermeintlichen Ansprüchen angemessene Verwendung finden können — gar nicht zu reden von der schädlichen Zersplitterung der Kräfte, die nur die medizinische Fakultät vermieden hat. Lediglich die Agramer Universität hat eine solche aufzuweisen, alle anderen entbehren sie.

Als fünften und letzten Hauptpunkt — an eine erschöpfende Aufstellung kann hier nicht gedacht werden — möchte ich die Aufrollung der Agrarfrage betonen. Sie hat eine radikale Behandlung von seiten der Regierung infolge der Beteiligung der Sozialdemokraten nach der Revolution gefunden, nachdem auch die bürgerlichen Demokraten eingesehen hatten, daß sie bei uns die Hauptlebensfrage ist, von deren Lösung der Bestand des Staates bedingt ist. Genosse Koratsch, Minister für Agrarreform, hat mit dem Abbau des Großgrundbesitzes systematisch begonnen. Als er auf das allgemeine Wutgeheul der bürgerlichen Presse hin seinen Platz dem Demokraten Dr. Franjo Poljak überließ, fand es sich, daß dieser nicht weniger radikal vorging und daß er, der als Fachmann galt, statt eine Agrarreform herbeizuführen, eine Agrarrevolte von oben provozierte. Seit der Regierung der reaktionären serbischen Altradikalen ist diese Reform freilich vorläufig wieder zum Stillstand gebracht, ein Verdienst oder eine Schuld, die den Mitläufern der altradikalen Partei zuzuschreiben ist, den feudalen und klerikalen Großgrundbesitzern. Wohlgemerkt erstreckt sich das Agrarproblem auf sämtliche frühere österreichisch-ungarischen Gebiete, während der Großgrundbesitz Serbiens schon seit der Vertreibung der Türken aufgeteilt ist und selbst der König nicht ein einziges Gut sein eigen nennt.

## Die geistige Beeinflussung der Massen

Von Max Groger (Berlin)

Die Arbeiterklasse steht vor großen Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben. Sie zu lösen und durchzusetzen ist — soweit das überhaupt im Rahmen des Erreichbaren liegt — nur denkbar, wenn die kopf- und handarbeitenden Schichten des Volkes darauf *geistig* eingestellt werden. Daran mangelt es zurzeit. Der gegenseitige Kampf innerhalb der Arbeiterklasse ist im wesentlichen auf diesen Mangel zurückzuführen. Die großen Probleme, die sich den Massen jetzt aufdrängen, traten an sie unvorbereitet heran. Die sich täglich

überstürzenden Ereignisse lassen ein klares und ruhiges Abwägen und Beurteilen nicht zu, sondern führen fortgesetzt zu neuen geistigen Wirrnissen. Der einzelne vermag dem Lauf der Dinge kaum mehr zu folgen. Der Blick ist wie gebannt gerichtet auf Teilerscheinungen, die nicht als Glieder in der Kette der Entwicklung erkannt werden. Der politische Kampf in öffentlichen Versammlungen spielt sich leider in den meisten Fällen in Niederungen ab und ist zu einer systematischen Aufklärungsarbeit sehr wenig geeignet. Es wird sich keiner der trügerischen Hoffnung hingeben, daß selbst die intensivste Bearbeitung der Massen bei den sich häufenden Wahlen eine anhaltende geistige Beeinflussung bewirken wird. Dazu gehen bei solchen Gelegenheiten die Wogen der Leidenschaft viel zu hoch. Es entscheidet nicht das nach sachlicher Prüfung gefundene Urteil, sondern meistens Stimmung oder Verstimmung. Um eine nachhaltige Wirkung ausüben und die Massen dauernd fesseln zu können, fehlen die Voraussetzungen. Es ist der Kreis, der durch diese Art der Aufklärungsarbeit erfaßt wird, zu begrenzt. Nur ein Bruchteil der Arbeiterschaft geht in die Versammlungen; besonders trifft dies auf die großen und mittleren Städte zu. Auch Flugblätter und Broschüren sind nicht immer das geeignete Mittel, eine nachhaltige Wirkung zu erzielen, und unsere Presse hat nicht in dem Maße Verbreitung gefunden, wie es im Interesse der Sache erwünscht wäre.

Am nachhaltigsten wirkt noch das lebendige gesprochene Wort. Gegenwärtig und noch auf absehbare Zeit aber sind die Leidenschaften gründlich aufgewühlt, und die Masse wird daher leicht eine Beute gewissenloser Demagogen, denen jedes Urteil, jedes Verantwortlichkeitsgefühl fehlt. Die Vorgänge bei den verflossenen Reichstagswahlen bieten dafür Beispiele genug. Den Agitatoren von links genügte das Stichwort: »Noske-Ebert«. Mit ihm peitschten sie die proletarischen Wähler auf und unterhielten das Publikum stundenlang. Und doch lechzt das arbeitende Volk bis weit hinein in die Reihen der U. S. P. und K. P. D. nach einer anderen geistigen Kost, wie sie ihm besonders von den Unabhängigen und ihren Agitatoren vorgesetzt wird.

Die Frage ist: *Wie sind die Massen am erfolgreichsten geistig zu erfassen, und welches sind die geeigneten Mittel?* Öffentliche Versammlungen vermögen nicht systematisch und methodisch aufzuklären; sie bergen überdies die Gefahr in sich, durch Schlagworte zu blenden. Dem wahrheitsuchenden Genossen, der bestrebt ist, sich ein objektives Urteil bilden zu wollen, bieten sie nur geringe Aufklärungsmöglichkeit, zumal in neuerer Zeit in Anbetracht der »Diskussions«methoden, die von den U. S. P.-Fanatikern eingeführt worden sind. Theoretisch ist die Frage der Erfassung der breiten Volksschicht zwar für unsere Partei gelöst, sie ist aber im großen ganzen ohne praktische Wirkung geblieben. Der Berg kommt nicht zu Mohammed! Oft und nachdrücklich ist bei den verschiedensten Gelegenheiten darauf verwiesen worden, daß die Massen am erfolgreichsten *betriebsweise* zu erfassen sind. Diese Ansicht ist fast in der gesamten Arbeiterbewegung Gemeingut geworden; ist sie aber auch ausgewertet worden? Ich muß diese Frage — soweit ich die Dinge zu übersehen vermag — verneinen. In den weitaus meisten Fällen fehlt es an der notwendigen zähen Energie zur Durchführung der mühevollen Arbeit; und ist diese vorhanden, dann werden ganz unzulängliche Mittel angewandt.

Sollen die Betriebszusammenkünfte das gesteckte Ziel erreichen, muß ein Resonanzboden geschaffen werden, der Töne auslöst, die in den Herzen widerklingen und die Hirne ergreifen. Untauglich sind zum Beispiel die landläufigen Versammlungsthemen. Die ihnen folgenden Diskussionen führen nach Lage der Dinge schließlich immer wieder zu gegenseitigen Anklagen und Verteidigungen der streitenden sozialistischen Fakultäten und verleiden dem nicht rauflustigen Arbeiter und Angestellten den weiteren Besuch dieser Versammlungen. Der Verlauf wirkt durch seine ewigen Wiederholungen abstoßend. Es kommt sehr viel auf die Auswahl des zu behandelnden Stoffes an und auf die Art, wie er behandelt wird. Die Veranstalter müssen den Mut haben, den Arbeitern eine gehaltvolle geistige Kost zu bieten. Diese müssen mit allem Ernst in die Zeitprobleme eingeführt werden. Um das zu erreichen, sind Stoffe zu wählen, für die bei allen Arbeitern und Angestellten, ganz gleich welcher Parteirichtung, ein starkes Interesse vorhanden ist. Das trifft auf die Wirtschaftsfragen zu. Alle Arbeiter empfinden heute im stärksten Maße, daß diese Fragen maßgebend sind und die Grundlagen für das politische Leben bilden, daß die Politik nichts anderes ist als die Ausstrahlung der Wirtschaft. Was vor dem Krieg in Bildungs- und Unterrichtskursen als Theorie des Sozialismus gelehrt wurde, ist in der Gegenwart in das Stadium praktisch-aktueller Bedeutung getreten. Es sei nur erinnert an den fünften Absatz des Erfurter Programms: »Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln ... in gesellschaftliches Eigentum ... kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit ... zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt ... werde,« der heute mit dem Schlagwort: Sozialisierung umschrieben wird.

Der obige zitierte Programmsatz ist wie so mancher andere bei dem großen Heer der Propagandisten zum Dogma geworden, das die Massen gläubig aufnahmen und nun realisiert werden soll. Und doch fehlt es in der Partei an Klarheit über den begrifflichen Inhalt dieser Sätze. Hier — in der Frage dessen, was schlechthin unter Sozialisierung zu verstehen ist — klärend zu wirken, sollte sich in erster Linie die S. P. D. angelegen sein lassen. Auf das Wie kommt es in erster Linie an. Welche Industrien wären zu sozialisieren, in welchem Umfang, und welche Wege können und müssen beschritten werden? Welche Voraussetzungen wären ferner zur Erreichung des Zieles erforderlich? Welche Hemmnisse sind zu überwinden? Könnte vielleicht der von A. Horten vorgezeichnete Weg zunächst gegangen werden?

Wie mir scheint, herrscht auch in unserer Partei keine klare Vorstellung von dem, was zu tun ist. Ich halte es im Interesse der Partei für durchaus nachteilig, wenn die Massen sich selbst überlassen bleiben, ziel- und führerlos. Es fehlen Kompaß und Steuer. Haben wir beides, finden sich auch die Steuerleute, die dem Schiffe den Kurs geben. Hier muß die Parteileitung einsetzen und veranlassen, daß die notwendige Klarstellung erfolgt. Es sollte überhaupt ihrerseits daraufhin mehr Gewicht gelegt werden, anregend auf die Organe und Funktionäre der Partei zu wirken, vielleicht durch Herausgabe von Richtlinien in allen aktuellen Fragen oder dergleichen. Die Spitze der Organisation müßte auch das ständig fühlbare geistige Zentrum der Partei — auch nach innen! — darstellen und befruchtend wirken. Besteht über die zu behandelnden Fragen Klarheit, werden die noch zu gewin-

nenden und außerhalb der Partei stehenden Klassengenossen leichter gewonnen werden können. Dann würden sie auch manche unserer Handlungen begreiflich finden, für die ihnen jetzt häufig der Sinn und das Verständnis fehlt.

Wie ist zum Beispiel gegen die Partei gekämpft worden, mit welchen Mitteln aller Künste der Demagogie, weil sie die Sozialisierung nicht eifriger betrieben hat, solange sie in der Regierung saß. Und als die Unabhängigen erstarkten und nun die Gelegenheit hatten, selbst handelnd auf die Szene zu treten, da versagten sie, indem sie den Eintritt in die Regierung ablehnten. Sie spielten den schlimmsten Gegnern der Sozialisierung die politische Macht in die Hände. Das verstehen auch ihre Anhänger im Lande nicht. Wie haben ferner die Unabhängigen sich künstlich entrüstet über den Steuerabzug und ihn demagogisch ausgeschlachtet. Und doch ist den Arbeitern lieber, die Steuern, die nach Lage der Dinge doch gezahlt werden müssen — und das sehen sie ein —, in kleineren Wochenraten entrichten zu können, als etwa auf einmal in vierteljährlichen Raten — wenn es ihnen klargemacht wird.

Diese Beispiele ließen sich erheblich vermehren. Wo in verständlicher Weise rechtzeitig eine sachdienliche Klarstellung aller die Arbeiter berührenden Wirtschaftsfragen erfolgt, wird die selbstgefällige, geistlose Demagogie, die sich gern ein radikal-revolutionäres Mäntelchen umhängt und doch nichts anderes ist als Schmock in der Löwenhaut, aus dem Sattel gehoben sein. Aber alle solche und ähnliche Fragen, die sowohl die Wirtschaft des Volkes als die Weltwirtschaft und die Einzelwirtschaft berühren, müßten regelmäßig in den von der Partei zu veranstaltenden Betriebszusammenkünften besprochen werden.

Wir gäben uns einer trügerischen Selbsttäuschung hin, wenn in den Jahresberichten der Organisationen vermerkt wird, daß die Partei in soundsovielen Betrieben soundsoviel Vertrauensmänner hat. Solche Zahlen haben nur dann einen Sinn, wenn sie das Abbild eines machtvollen Apparats sind, der angespannt arbeitet. So läßt der Jahresbericht von Groß-Berlin, der 987 Betriebe mit 3264 Vertrauensleuten aufführt, jede Systematik der Aufklärungsarbeit nicht nur in dem obigen Sinne, sondern auch in jeder anderen Hinsicht vermissen. Er läßt auch nicht erkennen, ob die Obleute über ihre Aufgaben laufend unterrichtet und instruiert werden, und ferner, wie sie den Tageskampf am erfolgreichsten führten und die Propaganda von Mund zu Mund betrieben haben.

Leistungsfähige Bezirke würden gut tun, an alle Betriebsvertrauensleute laufend geeignetes Tatsachenmaterial abzugeben, das die Werkstattagitation fördert und ihr Ziel und Richtung weist. Was den Genossen in ihrem schweren Kleinkampf fehlt, ist die moralische und sachdienliche Unterstützung durch die örtlichen zentralen Stellen. Kurze, schlagwortartige Zusammenstellungen alles in Betracht kommenden Materials ist ein wirkungsvolles Behelfsmittel. Die entstehenden Kosten sind nicht so erheblich, wie es scheint. Vor allen Dingen wären aber die Obleute und Vertrauensmänner im Sinne der vorstehenden Darlegungen zu schulen und ein entsprechender Stab von geübten Rednern heranzuziehen und in Bereitschaft zu halten. Wenn von den berufenen zentralen Stellen der Apparat so mit zäher Energie gehandhabt und eingespielt wird, wird er bald ein bedeutendes Instrument zur geistigen Erfassung der Massen sein.

Sieht es in den großen Städten oft schlimm aus, so noch mehr auf dem Lande und in den kleinen Städten. Hier fühlt sich die Bevölkerung erst seit der Revolution politisch frei. Für die Beurteilung und Bewertung der Zusammenhänge im politischen und wirtschaftlichen Leben fehlen aber die Voraussetzungen. Der auf dem Lande häufig dominierende radikale Einschlag, der gerade in den bisher politisch zurückgebliebensten Gegenden am stärksten hervortritt, hat einen leicht zu verstehenden Ursprung. Es ist das Erwachen des Interessenbewußtseins, das sich in einem primitiven Rachegefühl gegen die Unterdrücker von gestern äußert. Diesem Gefühl mangelt aber jede politische und wirtschaftliche Einsicht, die der Landbevölkerung größtenteils erst anerzogen werden muß. Auf dem Lande kommt es in erster Linie darauf an, einen festen Stamm absolut zuverlässiger, hingebungsvoller Vertrauensleute zu gewinnen. In der Großstadt ist die einzelne Persönlichkeit nichts, auf dem Lande alles. Sind in den Städten und der Industrie die Betriebsvertrauensleute zu schulen, so ist den ländlichen Vertrauensleuten, von denen das kleinste Dorf oder Gut wenigstens einen aufweisen sollte, in laufender Folge das politische und wirtschaftliche Abc beizubringen und ein gewisses Maß von sicherem öffentlichen Auftreten, sei es als Versammlungsleiter oder Debatteredner. Die richtige Auswahl der Person ist in diesem Falle meist das Entscheidende. Wenn alle Faktoren der Partei so zielbewußt Hand in Hand arbeiten und in stärkerem Maße von der Parteileitung informiert werden, wird die so dringend erforderliche geistige Erfassung der Massen zu dauernden Erfolgen führen.

## Zur Frage der Mutterschaft

Von Henni Lehmann (Göttingen)

Von mehrheitssozialistischer Seite ist dem Reichstag ein Antrag zugegangen, dahin lautend, daß Abtreibungshandlungen als nicht strafbar erklärt werden sollen, wenn sie von der Schwangeren oder einem staatlich anerkannten (approbierten) Arzt innerhalb der ersten drei Monate der Schwangerschaft vorgenommen werden. Gegenwärtig sind in Kraft die § 218, 219 des Strafgesetzbuchs, denen zufolge mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft wird eine Schwangere, die ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleib tötet, und ebenso, wer mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zur Abtreibung oder Tötung angewendet oder ihr beigebracht hat. Mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren wird bestraft, »wer einer Schwangeren, welche ihre Frucht abgetrieben oder getötet hat, gegen Entgelt die Mittel hierzu verschafft, bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat«.

Die Frage, ob und wie weit diese Bestimmungen zweckmäßig und berechtigt sind, hat seit langem weite Kreise, insbesondere die Ärzteschaft und die bürgerliche Frauenbewegung beschäftigt. Die Strafen sind äußerst streng, und doch ist es für jeden, der in diesen Dingen orientiert ist, eine bekannte Tatsache, daß die künstliche Beseitigung der Leibesfrucht einen ungeheuren Umfang angenommen hat und anscheinend noch in ständigem Steigen begriffen ist. Die Zahl der Kindstötungen hat abgenommen, die der Abtreibungen nach der festgestellten Zahl zugenommen, obgleich die weitaus meisten Fälle sich naturgemäß der Feststellung entziehen. Mir ist von Frauenärzten gesagt worden, daß kein Tag vergeht, an dem nicht an sie die Forderung herantritt, einen künstlichen Abort, wie es die Ärzte bezeichnen, herbeizuführen, oder ihnen eine Patientin vorkommt, die an den Folgen solchen künstlichen Aborts erkrankt ist. Die Ärzte selbst sind nach dem Gesetz nicht be-

rechtigt, den Abort einzuleiten, infolgedessen wendet sich die große Mehrzahl der in Frage kommenden Frauen an Kurpfuscher, weise Frauen usw., und die gesundheitlichen Folgen sind häufig außerordentlich schwere. Todesfälle sind nicht selten.

Wenn man nun einer gesetzlichen Bestimmung gegenübersteht, die so offenkundig ihre Wirkung verfehlt, so muß man sich selbstverständlich fragen, ob es angebracht ist, die Bestimmung in der vorliegenden oder in veränderter Form aufrechtzuerhalten, ob für sie eine Notwendigkeit vorliegt und ob sie dem allgemeinen Rechtsempfinden entspricht. In letzterer Hinsicht war mir vor einiger Zeit ein Prozeß lehrreich, der in Göttingen sich abspielte. Angeklagt waren, wenn ich nicht irre, achtundzwanzig Frauen — meist Arbeiterfrauen, von denen ich einige kannte —, die während des Krieges, als ihre Männer im Felde waren, sich die Frucht von einer bestimmten Frau hatten abtreiben lassen. Sämtliche Angeklagten wurden freigesprochen, trotzdem die Tatsachen feststanden. Dem Empfinden des Gerichts entsprach es also entschieden nicht, die vorgenommenen Handlungen als strafbar anzusehen.

In der Tat muß man wohl sagen, daß, wenn eine Handlung so häufig und in so verschiedenen Kreisen vorgenommen wird, sie dem allgemeinen inneren Empfinden nicht mehr als eine unbedingt schlechte und verwerfliche erscheinen kann, wohl als eine verbotene, nicht aber als eine in sich schlechte. Da das Gesetz immer dem natürlichen Rechtsempfinden der Zeit sich anzupassen hat, wenn anders es Anspruch darauf macht, als ein gutes Gesetz zu gelten, so wird man im vorliegenden Falle nicht bestreiten können, daß die § 218, 219 des Strafgesetzbuchs einer Abänderung bedürfen, dies um so mehr, als sie tatsächlich wirkungslos sind.

Ich sagte vorhin, daß die Handlung von Frauen, die ganz verschiedenen Lebenskreisen angehören, vorgenommen wird, und ich darf diese Behauptung ebenso auf ärztliche Mitteilungen allgemeiner Natur wie auf private Beobachtungen stützen. Ein großes Kontingent stellen natürlich die Frauen, die fürchten, außerehelich Mutter zu werden. Es spricht dabei einerseits die gesellschaftliche Achtung der unehelichen Mutterschaft mit, andererseits die Mangelhaftigkeit unserer gesetzlichen Bestimmungen in bezug auf die Rechtsstellung des unehelichen Kindes, Bestimmungen, die der unehelichen Mutter den größten Teil der Last, nicht selten die ganzen Unterhaltskosten auflegen, wenn nämlich die Vaterschaft nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann. Dann kommen weiter alle jene Fälle in Betracht, und diese sind infolge der starken Teuerung gegenwärtig in der Zunahme begriffen, in denen knappe und unzulängliche Mittel die Vermehrung des Haushalts um ein neues Mitglied als schwere Belastung empfinden lassen. Endlich jene keineswegs seltenen Fälle, in denen begüterte Frauen kein Kind wünschen, weil sie dadurch irgendwie eine Störung für ihr privates persönliches Leben fürchten. In seltenen Fällen mögen einmal auch berufliche Interessen eine Rolle spielen.

Ich stehe mit meinem Empfinden der Verweigerung der Mutterschaft durch die Frau völlig ablehnend gegenüber. Mutterschaft ist mir das natürliche Ziel, die Erfüllung und die Krone des Frauenlebens. Es ist die Fortsetzung unserer selbst über uns selbst hinaus. Die Tage jungen Mutterglücks sind die schönsten, die eine Frau erleben kann. Das Kind ist ein Wesen, das in uns wächst und uns deshalb, wenn es sich von uns gelöst hat, so innig verbunden bleibt wie kein anderes. Deshalb ist es mir schwer verständlich, wie eine Frau, die ein Kind in sich weiß, sich selbst dieses hohen Lebensziels berauben kann. Ich verhehle mir aber nicht, daß, wo dies natürliche Muttergefühl versagt oder wo schwerwiegende Vorkommnisse es beeinträchtigen, auch das Mutterglück kaum empfunden werden wird, und daß hierdurch die Werdensbedingungen für das zu erwartende Kind erheblich geschädigt werden. Das Wohl des kommenden Geschlechts aber ist ein vornehmster Gesichtspunkt. Deshalb verschließe ich mich der Ansicht nicht, daß es in der Tat in einer großen Zahl von Fällen wünschenswert ist, Zwangsmaßnahmen gegen die künstliche Beseitigung der Leibesfrucht außer Kraft zu setzen. Ich möchte aber da-

bei vor allem auch die Gründe eingewertet wissen, welche ausschlaggebend für die Vornahme der Handlung waren.

Der mehrheitssozialistische Antrag verlangt Straffreiheit für innerhalb der ersten drei Monate der Schwangerschaft vorgenommene Abtreibung. Ich weiß nicht genau, welche Gründe für diese Zeitbestimmung maßgebend waren, ob medizinische Erwägungen, ob der Gedanke, daß in den ersten Monaten das Kind noch nicht als lebendes Wesen von der Mutter gefühlt wird? Jedenfalls ist es wünschenswert, nicht zu starr an dem Zeitpunkt festzuhalten, zumal in einer gewissen Zahl von Fällen die Anzeichen der Schwangerschaft sich in den ersten Monaten nicht bemerkbar machen und die Feststellung erst später erfolgt. Für die Bewertung der Abtreibungshandlung, wenn man sie nicht ganz straffrei läßt, sind aber die Gründe maßgebend, die dazu führten, und es gibt gewisse Beweggründe, die eine Abtreibung unter allen Umständen immer straffrei machen sollten. Hierhin rechne ich in erster Reihe alle Fälle von Notzucht. Keiner Frau sollte zugemutet werden, das Kind dessen zu gebären und zu erziehen, der sie vergewaltigt hat. Man mache sich nur einmal klar, daß nach jetzt geltendem Recht unsere Frauen im Westen auch dann nicht die Folgen beseitigen dürfen, wenn sie durch Schwarze vergewaltigt worden sind. Ebenso lag es im Kriegsbeginn in Preußen bei den häufigen Fällen von Vergewaltigung durch Kosaken. Das ist in der Tat eine »Zwangsmutterschaft«, die keiner Frau zugemutet werden kann.

Gewisse Frauenkreise brauchen allgemein gern den Begriff der Zwangsmutterschaft für das Verbot der Abtreibung. So allgemein ist das wohl nicht richtig, denn die Tatsache des Geschlechtsverkehrs und Zeugungsaktes steht in ursächlichem Zusammenhang mit der späteren Geburt; wer also als Frau den Geschlechtsverkehr freiwillig vornimmt, bekundet damit stillschweigend durch die Tat auch einen Willen zur Mutterschaft. Straffrei sollte jedoch auch hier jede Abtreibung sein, die aus bestimmten weiteren Gründen erfolgt — wenn es sich um Kinder schwerer Trinker, erblich stark belasteter Geisteskranker, Geschlechtskranker usw. handelt. Es liegt schließlich auch im Interesse der Gesamtheit, hier die Fortpflanzung auszuschließen.

Der mehrheitssozialistische Antrag wird sicher auf lebhaften Widerstand stoßen. Die Deutschnationalen haben im Gegensatz dazu einen Antrag gestellt im Ausschuß für Bevölkerungspolitik, nach dem die öffentliche Ankündigung von Gegenständen oder Verfahren zur Abtreibung strafbar sein soll, ebenso das öffentliche Anbieten von Diensten zur Vornahme oder Förderung von Abtreibungen, auch wenn dies Anerbieten in verschiedener Weise erfolgt.

Es sind in diesen rechtsstehenden Kreisen zwei Gesichtspunkte für die Stellungnahme maßgebend. Einerseits fürchtet man von einer Beschränkung der Geburtenzahl einen Rückgang der Bevölkerung, der vor allem auch die von diesen Kreisen gewünschte militärische Kraft des Volkes beeinträchtigen würde. Andererseits spielen religiöse Auffassungen mit. Der erste Grund kann kaum maßgebend sein in einer Zeit, in der wir mit vermehrter Auswanderung rechnen müssen, weil Deutschland seine Bewohner nicht zu ernähren vermag. Der andere ist, wie alle Glaubensdinge, kaum zu widerlegen. Wer meint, daß die Entstehung der Leibesfrucht gottgewollt ist und deshalb nichts dagegen getan werden darf, den wird kein Argument überzeugen können, vor allem nicht das in der bürgerlichen Frauenbewegung übliche Argument vom Recht der Frau über den eigenen Körper. Das werdende Kind wird dabei nur als Teil desselben, nicht als selbständiges Lebewesen angesehen. Die Haltung des Zentrums bei den vorliegenden Anträgen wird möglicherweise durch diese religiöse Einstellung bedingt werden. So ist es unsicher, welches Schicksal die Anträge haben werden. Es müßten sich indes auch religiös Eingestellte sagen, daß die gegenwärtig geltenden Bestimmungen tatsächlich wirkungslos sind, und wirkungslose Gesetzesvorschriften und Verbote sind schädlicher als gar keine, denn sie beeinträchtigen die allgemeine Achtung vor dem Gesetz.

# Tagore

Von Joseph Kliche

Als vor sechs Jahren die europäische Kulturwelt durch die Mitteilung überrascht wurde, der literarische Nobelpreis sei einem Inder verliehen worden, ging ein allgemeines Erstaunen durch die interessierte Öffentlichkeit. Was? Einem Inder? Ja, gäbe es denn in den üppigen Gefilden des Ganges und Brahmaputra einen Würdigen in Apoll? Einen, der neben den Haupt- und Sudermännern, den Shaws und Schnitzlern und wie die aus dem Nobelfonds Gekrönten und Nichtgekrönten alle heißen, erfolgreich konkurrieren könne? Eine vielgelesene illustrierte Zeitschrift faßte die Sache als einen Witz auf. Sie brachte ein Bild, wo auf einem Urwaldbaum so etwas wie ein Menschenfresser flegelte. Dieses, so hieß es in dem Begleittext, sei der neueste Erwählte der Stockholmer Akademie. Wenn das so weiter ginge, welche Perspektiven!

Aber schließlich war das Staunen doch billig, und der angebliche Witz konnte nur in den Bezirken der Geistlosen als geistvoll aufgefaßt werden. Ist es doch durchaus nicht notwendig, daß die Preisträger lediglich in den Gefilden Münchener, Wiener oder Pariser Literatenstammtische heranreifen. Warum sollte nicht auch ein Milton hinterm Pflug schreiten und bei erstbester Gelegenheit beweisen, daß auch er auf geistigem Gebiet ein starker Könner sei? Indes ein solcher Naturbursche war Rabindranath Tagore keineswegs. Und wenn unsere sämtlichen Lexika und Literaturgeschichten versagten, so in erster Linie darum, weil alles Menschenwerk eben Stückwerk ist. Des weiteren aber auch deshalb, weil den indischen Weisen, der Gehalt und Tiefe, Seele und Rhythmus in seine Dichtungen zu legen verstand, noch kein mitteleuropäischer Verleger zwang, Jahr um Jahr zur bestimmten Stunde ein neues Werk auf den Markt zu bringen — eine von Publikumsgunst und Verlegergold bestimmte üble Methode, die einem Ausreifen des Kunstwerkes in jedem Falle hinderlich und also unnormal ist. Zum anderen aber war Tagore auch kein Mann, der Europas übertünchter Kultur etwa meilenweit ferngestanden hätte. Er, der Bengale, der lange in Kalkutta lebte, war mit offenen Augen durchs Leben gegangen und hatte sich sogar eine moderne englische Bildung angeeignet: Grundlagen, auf denen er schaffen und bauen konnte. Trotzdem war er, sowohl was Gehalt als auch die Form seines Schaffens betrifft, ein Eigener geblieben. Die deutschen Übersetzungen seiner ursprünglich keinesfalls in Sanskrit oder Hindustani, sondern in englischer Sprache geschriebenen eigenartigen Dichtungen beweisen das sehr entschieden. Abgeklärte Weltweisheit spricht hier in einer von keiner Mache berührten Jungfräulichkeit zu uns. Dennoch mußten seine Dichtungen, von denen in deutscher Übersetzung zehn schmale Bände vorliegen, einem größeren Kreise verschlossen bleiben. Die Kriegsjahre waren dieser fremdartigen Poesie sowieso nicht günstig; auf die Masse aber vermag schon die Form nicht zu wirken. Wer jedoch sich in seine Sentenzen vertieft, wird leicht finden, daß hier ein philosophischer Kopf, ein Weiser zu ihm spricht.

Diese Zeilen sollen jedoch hauptsächlich dem Erzähler Tagore gewidmet sein. Ist doch in diesen Wochen sein erster Roman, von Helene Meyer-Franck aus dem Englischen übersetzt, bei Kurt Wolff in München erschienen (Rabindranath Tagore, Das Heim und die Welt, 373 Seiten, Preis gebunden M. 12.50). Der bekannte Verlag, der ja in bezug auf Reklame einen ziemlich breiten Schallboden besitzt, hat in der Öffentlichkeit für den Roman des heute Sechzigjährigen stark geworben und ihn sozusagen als das Buch des Tages bezeichnet. Sehen wir zu, inwieweit das berechtigt erscheint.

Der Roman spielt auf dem Hintergrund der nationalen Bewegung Bengalens, die sich gegen den englischen Zwang wendet und sich äußerlich in der Boykottierung und dem Verbrennen englischer Waren auf bengalischen Märkten kundgibt; indes zieht diese Bewegung keinesfalls in packenden realistischen Bildern an uns vorüber.

Sie hat vielmehr etwas Schemenhaftes und wird, besonders soweit das Volk als handelnder Faktor in Frage kommt, nur angedeutet. Die Handlung vollzieht sich in Selbstgesprächen dreier Personen: des Mannes, der Frau und des Dritten, der in die eheliche Hürde zu brechen sucht. In diesen drei Personen hat der Dichter drei Gestalten gezeichnet, die drei Charaktere darstellen: Nikhil, der Ruhige, Entsagende; Sandip, der Eroberer und Bimala, die Begeisterte, Hingebende, mit einem Wort: das Weib. Sandip Babu ist der gefeierte Held der nationalen Swadeschibewegung. Kein einheitlicher Charakter. Wo er Sieger ist, dort blitzt Nietzscheesche Herrenmoral aus seinen Worten und Handlungen, wo sein Stern zu sinken droht, wird diese Kraftmoral durch feiges Ausweichen abgelöst. Vielleicht wollte der Dichter gerade in diesem nationalen Führer einen Mann zeichnen, der nichts weniger als einem Ideal gleicht. Ganz anders steht Nikhil, sein Jugendfreund da. In stoischer Ruhe übersieht dieser die Situation, draußen in der Welt wie im eigenen Heim. Als praktischer Mann erblickt er in der nationalen Bewegung mit ihrem Fanatismus keinen Vorteil für das Volk. Er erkennt, daß hier ein Kult getrieben wird, der, von den Oberen gefördert, dem Lande und dem Volke nichts nützt. Zwischen diesen beiden Männern steht Bimala, das Weib. Diese fühlt zu ihrem Mann keine Brücken. Sie liegt bald im Banne des mit großen Worten um sich werfenden Sandip Babu, des Führers und Schürers der Bewegung, muß aber zum Schluß erkennen, daß dieser doch allzu weit von reinem Idealismus und schlichter Männlichkeit entfernt ist. Rechtzeitig kehrt sie um. So die Handlung, die, wie gesagt, in den Selbstgesprächen oder Erzählungen, wie der Dichter die einzelnen Abschnitte bezeichnet, zum Ausdruck kommt.

Was wollte wohl der Dichter mit diesem Werke sagen? Wollte er uns die politischen und sozialen Verhältnisse, Kämpfe und Untergründe des heutigen Indiens zeigen? Wollte er ein Sittenbild seiner Heimat vor uns aufrollen? Meines Erachtens keines von beiden. Tagore wollte an drei Menschen drei verschiedene Charaktere zeigen, die trotz ihrer Verschiedenheit doch Träger des Lebens sind. Nicht um die angebliche nationale Bewegung Bengalens handelt es sich. Die ist nur Kulisse, Mittel zum Zweck. Es handelt sich um das Spiel der drei Personen, in deren Tun sich allgültige Gesetze spiegeln. Dieses Ziel aber und die ruhige Behandlung des Stoffes geben dem Werk etwas Legendenhaftes. Und so bleiben auch die Gleichnisse nicht aus, die Bilder, in denen sich der Dichter in dem Roman ergeht, der sachlich letzten Endes nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben einer Familie, ein Eheschicksal gibt. Daneben enthält das Werk manche Sentenz von tiefer Innerlichkeit und schöner äußerer Form. Es weist sogar Wahrheiten auf, die durchaus nichts Legendenhaftes an sich haben. Beispielsweise wenn der Händler Pantschu sich über die Swadeschibewegung folgendermaßen äußert: »Ich fürchte, daß, solange ihr reichen Leute miteinander kämpft, die Geier der Polizei und des Gesetzes sich fröhlich um euch ansammeln und die Menge ihren Spaß daran hat. Aber wenn es ans Töten geht, da wird der arme Pantschu allein an der Reihe sein.«

Wenn auch der Roman keine neue Offenbarung bietet (er wird keinesfalls das »Buch der Saison« werden), so hat er doch vieles Schöne und Besondere an sich. Nicht zuletzt ist es die duftende Sprache, die den Leser ob ihrer ruhigen, milden Schönheit anzieht und fesselt.

Die Sprache ist es auch, die uns in dem gleichfalls bei Kurt Wolff erschienenen Bande »Erzählungen« (161 Seiten, Preis gebunden M. 8.50), die Annemarie v. Putkkamer aus dem Englischen übertragen hat, wohlig berührt. Sechs Geschichten teils in märchenhafter Form, die Kindheits- und Jugenderinnerungen des Dichters enthalten. Gut komponiert und spannend geschrieben. Das Ganze von einem farbigen Schmelz übergossen. Wenn man erfährt, daß der Dichter auch Musiker ist, so wollen die Gedanken unwillkürlich zu einem wortgewaltigen Deutschen, zu Friedrich Nietzsche Brücken schlagen. Wie gesagt, die Schönheit liegt auch hier hauptsächlich in den Tönungen der Sprache, die die Lektüre zu einem Genuß macht. Eine

tiefere Beseelung weisen die auf den gut anderthalbhundert Seiten verstreuten Arbeiten nicht auf.

Zum Schluß: Zweifellos ist Rabindranath Tagore eine beachtenswerte Erscheinung innerhalb der internationalen Literatur. Ein kluger Mann, der in seinen Sentenzen der Welt manches zu sagen hat. Ein Dichter von religiöser Innerlichkeit und eigenartiger Formenschönheit. Prophet und Gottsucher. Als Erzähler aber keinesfalls Realist. Keineswegs einer, der uns in seinen Büchern auch nur einen dürftigen Ausschnitt aus dem Leben des heutigen Indiens, geschweige denn gar aus dem der breiten Masse der indischen Bevölkerung gibt. Viel eher ein Sinnierer, der, tages- und weltabgewandt, am Duft der Lotosblume sich erquickt und der Öffentlichkeit ab und zu von den Wohlgerüchen Indiens spendet. Rein sachlich soll man hinter dem Erzähler Tagore durchaus nicht mehr suchen, als der praktische Nüchternheitsverstand lebens- und literaturkundiger Männer auf den ersten Blick entdeckt.

## Literarische Rundschau

Hanns Martin Elster, **Walter v. Molo und sein Schaffen.** Mit einem Bilde Molos. München, Verlag A. Langen. 280 Seiten. Preis einschließlich der Zuschläge broschiert 14, gebunden 21 Mark.

Daß Walter v. Molo einen überragenden Platz in der zeitgenössischen deutschen Belletristik einnimmt, ist auch von der Neuen Zeit (vergl. 37. Jahrgang, 2. Band, 6. Heft und 38. Jahrgang, 1. Band, 2. Heft) rückhaltlos anerkannt worden. Seine beiden mehrbändigen Werke über Schiller und über das alte Preußen zeigen diesen Schriftsteller als einen Künstler von Tiefe und Wucht, dem das Einfühlen in den schwierigen Stoff geradezu meisterlich gelang. Dennoch mutet es etwas ungewöhnlich an, wenn einem Vierzigjährigen bereits eine so umfangreiche Biographie gewidmet wird. Ist Molo, der uns den dritten Band seiner Preußentrilogie bald schenken möge, eine bereits fertige, abgeschlossene Persönlichkeit? Die Konsequenz seines Schaffens in den letzten zehn Jahren spricht dafür; indes darf man die von ihm empfundene Notwendigkeit der Umarbeitungen, denen er seine früheren Romane später unterwarf, nicht übersehen! Diese Umarbeitungen beziehen sich häufig nicht nur auf die Form, sondern auch auf den ästhetischen Inhalt seiner Bücher. Was Elster zu seiner Arbeit veranlaßte, das war die große Liebe, die er für Molos Schaffen empfindet. Und so ist es auch ein weniger kritisches als dankbares Buch geworden. Aber ist denn absolute Neutralität und Objektivität gegenüber der Gestalt eines warm verehrten Künstlers überhaupt möglich? Würde diese nicht vielmehr zu einer trockenen und liebloſen Sezierere werden? Was Elsters Buch an Neuem enthält, das ist eine Darstellung des Persönlichen, Familiären in Molos Leben, der von der Maschinenbau- und Elektrotechnik her (!) zur Belletristik kam. In der Hauptsache zeigt das Werk das Werden der einzelnen Romane und Dramen, das Aufgehen des Dichters im Stoff und das Hervorquellen der Moloschen Form aus letzterem. Denen, die sich gern mit Molos Schaffen befassen, wird es willkommen sein. Kl

---

G. Frey, **Bilder aus dem Gesundheitswesen in Polen.** X und 135 Seiten. Berlin 1919, Gea-Verlag.

Der Verfasser war während des Krieges Leiter der Medizinalverwaltung in Warschau. Er versucht hier, auf Grund eigener Anschauung ein Bild von den gesundheitlichen Zuständen im Bereich des ehemaligen Russisch-Polens zu geben, die — wie man befürchten muß — auf die von Deutschland an Polen abgetretenen Gebiete Posens und Westpreußens nicht ohne Einfluß sein werden. Der hygienische Gesamtzustand ist weit geringer als in Deutschland und Westeuropa. Die

Schuld hieran trifft nicht nur die russische Verwaltung, die sich um das Wohlergehen des polnischen Volkes kaum kümmerte; es bleibt bezüglich der allgemeinen und persönlichen Unsauberkeit, der Verwahrlosung von Häusern, Brunnen, Aborten und anderem genug übrig, was der Bevölkerung selbst zur Last fällt. Die polnische Intelligenz hätte jedenfalls in der Aufklärung und Erziehung in den kleineren Städten und auf dem flachen Lande viel erreichen können, doch ist es bei den allerbescheidensten Versuchen geblieben. Eine einschneidende Besserung der in den ersten Kapiteln geschilderten Zustände der Orts- und Wohnungshygiene, Wasserversorgung und Beseitigung der Abwasser wird nur langsam erfolgen können.

Weitere Abschnitte betreffen Verhütung und Bekämpfung der Infektionskrankheiten, die Krankenfürsorge, die Kleinkinderfürsorge usw. H. Fehlinger

---

H. Thurow, **Butu Simbas Mission in Europa.** Roman. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 170 Seiten. Preis 6 Mark.

Es kann mit freudiger Genugtuung darauf hingewiesen werden, daß es ein Parteiverlag war, der sich zur Herausgabe dieses eigenartigen Buches entschlossen hat. Die Kennzeichnung des Werkes als Roman ist vielleicht nicht ganz zutreffend. Es handelt sich eher um eine moderne Robinsonade, die in der Zeit des Weltkriegs spielt. Der Robinson, um den sich das Geschehen des Buches in wechselvoller Handlung rankt, ist aber kein Europäer, der unter fremden Menschen in entlegenen Ländern seine Erlebnisse sammelt, sondern ein Schwarzer — und das ist das Originelle des Buches! —, der in dem mordzerwühlten Europa vom Schicksal umhergetrieben wird. Butu Simba, der Medizinmann aus dem Dorfe Sumba in Französisch-Kamerun, läßt sich mit seinen Dorfgenossen für den Krieg gegen Deutschland anwerben. Er fährt nach Europa, wird dort militärisch gedrillt, kommt an die Front, wird verwundet, gefangen genommen, entflieht aus der Gefangenschaft, wird von neuem französischer Soldat, abermals verwundet, kehrt nach unglaublichen Irrfahrten als Krüppel in sein Heimatdorf zurück und freut sich dort seiner Freiheit und seiner Negerkultur. Aber nicht dieses Erleben ist der Hauptinhalt des Buches, sondern die Art des Erlebens ist es: im Hirn des Schwarzen malt sich die sogenannte europäische Kultur wesentlich anders als im Kopf eines Weißen. Seine Lebensanschauungen und Daseinsforderungen sind primitiver und weniger kompliziert eingestellt. So erscheint ihm vieles als Karikatur, als Übertriebenheit, was die Europäer für lebenswichtig halten. Und er lernt das Kulturleben in den Kriegsländern gründlich kennen: als Soldat, als anthropologisches Anschauungsmaterial an einer deutschen Universität, als Landarbeiter, als Fabrikarbeiter. Als er schließlich heimgekommen ist und seine Landsleute ihn befragen, was ihm denn besonders in Europa gefallen habe, da nennt er — nach einigem Nachdenken — den Pflug. Wie eine feine Satire klingt somit das Buch aus und soll es wohl auch ausklingen. Man denkt an Swifts weltberühmt gewordene Satire »Gullivers Reisen« und möchte dem vorliegenden Buche das gleiche Schicksal wünschen. Denn auch hier erscheint mir als das Wertvollste: die prächtig durchgeführte rassenkritische Vorurteilslosigkeit, der leise Spott auf europäisch-gesellschaftliche Einrichtungen und der Widerspruch zwischen Christentum und Krieg. Alles das aber gibt dem Werk eine starke, sozialistische Note, einen Achtung gebietenden ethischen Wert. Der Verfasser, ein alter Parteigenosse, der jahrelang auf afrikanischem Boden gelebt, hat mit guter Volks- und Landeskenntnis seine prächtigen Negertypen gezeichnet. Nichts Konstruiertes haftet seinen reizvollen exotischen Schilderungen an. Ungezwungen wickelt sich der Gang der Handlung ab. Die Sprache ist flüssig und niemals lehrhaft. Es ist ein gutes, eigenartiges, aus tiefen, sozialen Beweggründen quellendes Buch, das er uns geschenkt hat. Wir möchten seinem Afrikanerroman recht viele Leser wünschen! L. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15.

Nummer 25 38. Jahrgang · 2. Band 24. September 1920

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

### Inhalt des Heftes

Das Siedlungsproblem als Zentralproblem unseres Wiederaufbaus. Von A. Ellinger.

Die seelischen Wirkungen einer sozialistischen Wirtschaftsweise. Von Franz Lauffötter.

Die Frau in der Politik. Von Anna Blos.

Der Marxismus Lenins. Von Dr. Artur Heichen.

Literarische Rundschau: J. F. Bray, Die Leiden der Arbeiterklasse und ihre Heilmittel. Rudolf Jeremias Kreutz, Die einsame Flamme.

◆◆ Einzelheft 1 Mark, vierteljährlich 13 Mark ◆◆

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

# An unsere Leser!

Die **Neue Zeit** beginnt mit ihrem nächsten, am 1. Oktober erscheinenden Heft einen neuen Jahrgang. Soweit unsere bisherigen Leser noch nicht ihr Abonnement erneuert haben, bitten wir sie, das ohne Verzug nachzuholen, damit nicht in der Zustellung Unterbrechung eintritt. Besonders richtet sich diese Mahnung an unsere Postabonnenten. Zugleich aber ersuchen wir alle unsere Freunde, im Kreise gleichgesinnter Genossen eifrig für unsere Zeitschrift zu werben. Probenummern stellen wir gerne zur Verfügung.

Weitere Vertiefung in die sozialistischen Probleme und kritische Prüfung des Althergebrachten auf seine Verwendbarkeit für die Gegenwart: das ist heute die Parole. Der Weltkrieg und die ihm folgende Revolution haben die Sozialdemokratische Partei Deutschlands vor neue schwere Aufgaben gestellt und ihr zugleich eine Reihe neuer Anhänger zugeführt, die als aktive Mitstreiter den alten Kampfformationen eingegliedert werden müssen. Um so nötiger ist für unsere Partei eine Zeitschrift, die in größerem Maße, als das die andere Ziele verfolgende Tagespresse vermag, sich der theoretischen Untersuchung sowie der Betrachtung des eigenen Werdeganges widmet und von einem festen sozialistischen Standpunkt aus die auftauchenden wichtigeren politischen und wirtschaftlichen Zeitfragen ausführlich bespricht.

Diesem Zweck will die **Neue Zeit** dienen. Sie will nicht nur ein bloßes Kampforgan zur Vertretung sozialdemokratischer Auffassungen sein, sondern zugleich ein Mittel der Selbstverständigung unserer Partei über die neuentstandenen sozialistischen Probleme und die notwendig einzuhaltende Entwicklungsrichtung, ein freies, der Selbstkritik dienendes Diskussionsorgan.

**Redaktion und Verlag der Neuen Zeit.**

---

## Bezugsbedingungen.

**Die Neue Zeit** erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 13.— zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet 1 Mark.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 13.— (ohne Bestellgeld), bei direktem Bezug unter Kreuzband innerhalb Deutschlands vierteljährlich M. 15.—. Für das Ausland erfolgt ein besonderer Zuschlag.

**Einbanddecken** für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 4.50.

# Die Neue Zeit

## Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 25 Ausgegeben am 24. September 1920 38. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Das Siedlungsproblem als Zentralproblem unseres Wiederaufbaus

Von A. Ellinger

Während des Krieges ist in Deutschland eine gewaltige Wohnungsnot entstanden, die bis jetzt durch Notmaßnahmen der verschiedensten Art zwar ein wenig gemildert, aber keineswegs beseitigt worden ist. Fehlen uns doch nach dem Urteil von Sachkennern — und der Reichsfinanzminister Dr. Wirth hat diese Auffassung neulich ausdrücklich bestätigt — zur ordnungsmäßigen Unterbringung unserer gesamten Bevölkerung mindestens eine Million Wohnungen, die im wesentlichen durch Neubauten zu beschaffen sind. Hat man bis jetzt bei Bekämpfung der dringendsten Wohnungsnot in der Hauptsache auf den augenblicklichen örtlichen Wohnungsbedarf Rücksicht genommen, so wird man in Zukunft bei der Neuherstellung von Wohnungen größere volkswirtschaftliche und siedlungspolitische Ziele verfolgen müssen. Es geht nicht an, daß man Neuwohnungen einfach dort baut, wo sich aus dem Zusammensein großer Menschenmassen aus der Kriegs- oder Vorkriegszeit her eine Wohnungsnot ergibt, ohne Rücksicht darauf, ob sich für diese Menschenmassen am Ort in Zukunft auch eine wirtschaftliche Existenz finden läßt oder nicht. Wir haben vielmehr den heutigen Stand und die voraussichtliche Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse eingehend zu prüfen und auf Grund des Befundes eine großzügige Siedlungspolitik zu treiben, eine Siedlungspolitik, die zugleich Wirtschafts- und Ernährungspolitik sein und dem Wiederaufbau Deutschlands dienen muß.

Wie lagen die wirtschafts-, siedlungs- und ernährungspolitischen Verhältnisse Deutschlands vor dem Kriege und wie liegen sie jetzt?

Daß diese Verhältnisse vor dem Kriege nicht gesund waren, haben wir während des Krieges am eigenen Leibe gemerkt, und wir merken es immer noch. Ja man kann in gewissem Sinne sagen: diese Verhältnisse haben zwangsläufig zum Weltkrieg geführt.

Eine ausreichende Ernährung ist für jedes Volk die Grundlage seiner Existenz. Nahrung wächst aber nur auf dem Lande, und sie wächst nur dann, wenn sie von Menschen erzeugt wird. Jedes Volk, das sich nicht der Gefahr des Hungerns aussetzen oder seinen Bevölkerungszuwachs ins Ausland abstoßen will, muß deshalb eine Wirtschafts- und Siedlungspolitik treiben, durch die seine ausreichende Ernährung gesichert wird. Das ist auf zweierlei Wegen möglich: entweder muß ein Volk seine landwirtschaftliche Erzeugung so steigern, daß sie mit der Bevölkerungsvermehrung gleichen Schritt hält, oder es muß seine Industrie so fördern, daß es Industrieerzeugnisse in großem Umfang ausführen und dafür die fehlenden Nahrungsmittel eintauschen kann.

Der zweite Weg ist — wenigstens solange der Kapitalismus die Welt beherrscht — nur sicher, wenn und solange ein Volk die Macht hat, sich den Absatz seiner Industrieerzeugnisse und die Zufuhr der fehlenden Nahrungsmittel unter allen Umständen zu sichern. England konnte, gestützt auf seine Weltmacht und seine Flotte, im vorigen Jahrhundert seine Äcker in Jagdreviere und Schafweiden verwandeln, weil es die fehlenden Nahrungsmittel im Austausch gegen seine Industrieerzeugnisse billiger aus Indien, Australien und Amerika bekam, als es sie im eigenen Lande hätte erzeugen können. Als aber im Weltkrieg die deutschen Unterseeboote die englische Weltmacht bedrohten, kehrte auch England wieder zur intensiveren Bewirtschaftung seines Bodens zurück.

Übrigens verspricht der zweite Weg selbst unter den genannten Voraussetzungen nicht für alle Zeiten sicheren Erfolg. Denn auch die heute noch dünnbesiedelten und große landwirtschaftliche Überschüsse abwerfenden Agrarländer wandeln sich mit ihrer Bevölkerungszunahme und ihrer dichteren Besiedlung allmählich in Industriestaaten um, die ihre Bodenerzeugnisse in steigendem Maße selber verbrauchen. In jenen Ländern, wo das ursprünglich herrenlose Land bereits in Privatbesitz genommen ist und wo die rasch wachsende Bevölkerung keinen landwirtschaftlich bebaubaren Boden mehr findet, ist das schon heute der Fall. Durch die Ausfuhr von Kapital aus den industriellen Ländern fragen die heutigen Industrievölker selber zur Industrialisierung der Agrarländer bei. Die größtmögliche Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung in den heutigen Industrieländern wird später schon aus diesem Grunde zu einem zwingenden Gebot.

Dem heutigen Deutschland werden aber nicht nur durch diese — heute noch ziemlich theoretischen — Erwägungen neue wirtschafts- und siedlungspolitische Wege gewiesen, vielmehr macht uns unsere augenblickliche wirtschaftliche und politische Lage die Begehung neuer Wege zur unabwendbaren Pflicht. Die letzten vier Jahrzehnte vor dem Kriege haben Deutschland einen Bevölkerungszuwachs von rund 25 Millionen Menschen gebracht. Diesen Bevölkerungszuwachs konnte der deutsche Boden nicht ernähren — nicht, weil er dazu überhaupt nicht imstande war (nach dem Urteil hervorragender Sachkenner vermag der deutsche Boden bei intensiver Bewirtschaftung mindestens 150 Millionen Menschen zu ernähren), sondern weil in Deutschland — wie in allen kapitalistischen Ländern — das herrschende Bodenrecht und die bestehende Machtverteilung im Staate einer intensiven Ausnutzung des Bodens im Wege stand. Infolge dieses Bodenrechts fand selbst der bäuerliche Bevölkerungszuwachs auf dem Lande keine ausreichende Existenz. Getrieben durch die bornierte Politik der Gesindeordnungen und angezogen von den höheren Löhnen, den besseren Lebensbedingungen und den mancherlei Annehmlichkeiten des Stadtdaseins strömte die ländliche Jugend zum guten Teil in die Stadt, wo sie Aufnahme fand in der unter staatlicher Förderung rasch wachsenden Industrie. Und während in Deutschland selbst infolge des herrschenden Bodenrechts Millionen Hektare Boden als Öd- und Brachland liegen blieben, weil die Besitzer dieses Landes an seiner Bewirtschaftung kein Interesse hatten, während weitere Millionen Hektare Boden infolge des gleichen Bodenrechts und des herrschenden Leutemangels nur höchst mangelhaft bewirtschaftet wurden, hat man in der Südsee und in Afrika mit gewaltigen Mitteln kolonisiert. Die Kolonien sollten die

Menschen aufnehmen, für die im Lande selbst infolge des herrschenden Bodenrechts kein Platz mehr war, sie sollten die Rohstoffe liefern, deren Deutschland zur Erweiterung seiner Industrie bedurfte. Denn die deutsche Industrie *mußte* erweitert werden, um dem Bevölkerungszuwachs Arbeit und den Städten im Austausch gegen Industrieprodukte die fehlenden Nahrungsmittel aus dem Ausland zu beschaffen. Für seine städtische und industrielle Bevölkerung führte Deutschland Jahr für Jahr in steigendem Maße Lebensmittel ein.

So kam Deutschland, weil das herrschende Bodenrecht und die herrschende Machtverteilung im Staat einer gesunden Siedlungs- und Ernährungspolitik im Wege stand, zwangsläufig zur Weltwirtschaft und Weltpolitik. Auf dem Weltmarkt, beim Suchen neuer Rohstoffquellen und Absatzgebiete, stießen seine Interessen — und durchaus nicht nur die Interessen seiner Kapitalisten — mit den Interessen anderer Staaten zusammen. Um neue Absatzmärkte für seine Industrieerzeugnisse zu gewinnen, seine Warenausfuhr zu fördern und gleichzeitig ausländische Industrieerzeugnisse möglichst vom heimischen Markt fernzuhalten, griff Deutschland zu seiner *Schutzzollpolitik*, die ihm die Konkurrenz anderer Staaten überwinden half. Zur Sicherung der gewonnenen Absatzmärkte, zur Vermehrung seiner Rohstoffquellen und zur Sicherung seiner Nahrungsmittelzufuhr schuf es sich in seiner Militärmacht und in seiner Flotte jenes gewaltige Machtinstrument, das zusammen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands andere Großstaaten in steigende Unruhe versetzte und zu dem bekannten Wettrüsten Anlaß gab. Die Folge dieser ganzen Entwicklung war der Weltkrieg, in dessen Verlauf der deutsche Imperialismus gegen den Imperialismus der Westmächte unterlag.

*Aus diesen Tatsachen gilt es heute für Deutschland auf siedlungs- und ernährungspolitischem Gebiet die Folgerungen zu ziehen.* Es muß unsere Aufgabe sein, unser Wirtschaftsleben entsprechend dem Stande unserer gegenüber der Vorkriegszeit völlig veränderten volks- und weltwirtschaftlichen Lage neu zu ordnen. Diese Lage stellt sich uns kurz folgendermaßen dar:

Es fehlen Deutschland etwa 30 bis 40 Prozent seines Nahrungsmittelbedarfs aus eigenem Boden. Die Erzeugung dieser Nahrungsmittel durch die deutsche Landwirtschaft *in ihrer heutigen Verfassung* ist unmöglich. Gemessen an dem Nahrungsmittelbedarf des deutschen Volkes ist die Zahl der in der deutschen Landwirtschaft tätigen Kräfte viel zu klein, zumal die Ertragfähigkeit des deutschen Bodens infolge der Auspowerung während des Krieges, dem Mangel an Dungstoffen und Zugvieh gegen früher gewaltig zurückgegangen ist. Einige seiner fruchtbarsten Versorgungsgebiete sind überdies Deutschland durch den Friedensschluß verlorengegangen. Die Einfuhr der fehlenden Nahrungsmittel aus dem Ausland ist aber in dem erforderlichen Umfang nicht mehr möglich. Deutschlands Weltmacht, die früher die Ausfuhr von Waren und die Einfuhr von Lebensmitteln garantierte, ist zusammengebrochen, ihre Stützen: die deutsche Militärmacht und die deutsche Flotte, sind zerstört. Seine Bewegungsfreiheit auf dem Weltmarkt ist eingeschränkt, sein Handel wird von fremden Mächten kontrolliert. Seine Absatzgebiete sind ihm zum größten Teil genommen; seine Handelsflotte, die früher die deutschen Waren in die fernsten Länder trug und deren Erträgnisse ebenfalls zum Einkauf ausländischer Lebensmittel und

Rohstoffe verwendet werden konnten, besitzt es nicht mehr. Ein großer Teil seiner heimischen Rohstoffquellen ist ihm durch die Abtrennung deutscher Gebiete verlorengegangen. Ausländische Rohstoffe kann es nur noch insoweit erhalten, als dies ein fremder Imperialismus erlaubt. Ja selbst die Verfügung über seine heimischen Kohlenschätze ist ihm zum guten Teil genommen. Durch all das ist die industrielle und kommerzielle Entwicklung Deutschlands unterbunden, eine Warenausfuhr in früherem Umfang ist auf lange hinaus nicht mehr möglich, und damit fällt auch die Möglichkeit der dauernden Lebensmitteleinfuhr im früheren und erst recht im heute erforderlichen Umfang fort. Sie ist um so unmöglicher, weil sich selbst ein großer Teil der verringerten Warenausfuhr draußen nicht in Lebensmittel umsetzen läßt, sondern als Kriegsentschädigung ohne jede Gegenleistung der sogenannten »Wiedergutmachung« dient.

So ist die Frage für das deutsche Volk — wenn es nicht dauernd hungern will — in nächster Zeit nicht mehr in erster Linie: Auswanderung oder Warenausfuhr?, sondern: Auswanderung oder innere Kolonisation?

Für die Auswanderung kämen, wollte das deutsche Volk das Mißverhältnis zwischen seinem Nahrungsbedarf und der heutigen Erzeugungsfähigkeit seiner Landwirtschaft mit ihrer Hilfe aus der Welt schaffen, mindestens 10 bis 15 Millionen Menschen in Betracht. Niemand, der es mit dem deutschen Volke gut meint, kann ihm zur Abstoßung solcher Menschenmassen und zu ihrer Hingabe als Kulturdünger raten. Übrigens wäre die Abstoßung solcher Menschenmassen für Deutschland in nächster Zeit auch keineswegs leicht. Wo sollten diese Menschenmassen hin? Kolonien, an die es seinen Bevölkerungsüberschuß abgeben könnte, besitzt Deutschland nicht mehr, ja es werden sogar die früheren Kolonialdeutschen aus ihren ehemaligen Wirkungsstätten verjagt und kehren selber in die Heimat zurück. Das gleiche ist mit vielen Auslandsdeutschen in anderen Ländern der Fall. In den meisten Ländern herrscht übrigens heute so große Arbeitslosigkeit, daß die Auswanderung für die heute immer noch wenig beliebten Deutschen nichts weniger als ratsam ist, ganz abgesehen davon, daß die Einwanderung in den meisten Ländern auch noch durch scharfe Paßbestimmungen und andere Maßnahmen sehr erschwert ist.

So ist das deutsche Volk, wenn es nicht dauernd hungern will, zur Steigerung seiner landwirtschaftlichen Erzeugung einfach gezwungen. Und diese Steigerung ist nur möglich durch eine Umgruppierung unserer Bevölkerung und unserer Volkswirtschaft in der Richtung von der Stadt aufs Land, dadurch, daß von der durch den Kriegsausgang in Handel und Industrie existenzlos gewordenen Bevölkerung dem Boden so viel Arbeitskräfte zugeführt werden, als dieser zu seiner intensiven Bewirtschaftung und zur Hervorbringung der fehlenden Nahrung bedarf.

Die Möglichkeit zur Umgruppierung unserer Bevölkerung und einer planmäßigen Siedlungspolitik ist heute infolge der politischen Umwälzung und einer völlig neuen Machtverteilung im Staate gegeben. Zwar besteht das Privateigentum an Grund und Boden immer noch; aber es gilt doch nicht mehr in dem Maße als heilig und unantastbar wie vor dem Kriege. Durch mehrere Verordnungen beziehungsweise Gesetze haben die ehemaligen Volksbeauftragten und später die Nationalversammlung Bresche in die

Heiligkeit dieses Eigentums gelegt. Den Anfang machten die Volksbeauftragten mit ihrer Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot vom 15. Januar 1919 in Verbindung mit ihrer Verordnung über das Erbbaurecht vom gleichen Tage. Diesen Verordnungen folgte die Verordnung zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland vom 29. Januar 1919, aus der später das von der Nationalversammlung beschlossene Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 hervorgegangen ist. Dazu kamen später noch das Reichsheimstättengesetz vom 10. Mai 1920 und einige kleinere Verordnungen.

Die Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot verpflichtete die Landeszentralbehörden, für jene Bezirke, in denen sich ein dringendes Bedürfnis nach Klein- und Mittelwohnungen geltend macht, Bezirkswohnungskommissare zur Förderung des Kleinwohnungsbaus zu bestellen. Die Kommissare erhielten die Befugnis, überall dort, wo für solche Wohnungen passendes Bauland zu angemessenen Preisen nicht zur Verfügung steht, geeignete Grundstücke gegen angemessene Entschädigung zu enteignen, auf Antrag des Eigentümers Grundstücke mit einem Erbbaurecht zu belasten oder zur Bereitstellung des nötigen Geländes für Behelfsbauten an Stelle der Enteignung eine Zwangspachtung für die Dauer bis zu 30 Jahren gegen Zahlung eines angemessenen jährlichen Pachtzinses auszusprechen und den Pachtvertrag festzusetzen. Zur Förderung der Baustoffherstellung können die Bezirkswohnungskommissare ferner Baustoffbetriebe, deren Besitzer trotz Aufforderung keine Baustoffe herstellen lassen, beschlagnahmen und ihre Übertragung an einen Dritten anordnen; sie können auch Holzbestände aus Forsten sowie Lehm, Kies, Sand, Bruchsteine usw. enteignen und die Lieferungsbedingungen festsetzen.

Dient diese Verordnung mehr der Förderung des städtischen und halbländlichen Kleinwohnungsbaus, so dient das Reichssiedlungsgesetz mehr der eigentlichen Landsiedlung. Es zielt darauf ab, die in Handel und Industrie überflüssig gewordene und noch überflüssig werdende Bevölkerung auf das flache Land zu verteilen und so anzusiedeln, daß die landwirtschaftliche Erzeugung gesteigert, der Nahrungsbedarf der Städte aber verringert wird. Und zwar soll dies vorwiegend geschehen durch Schaffung selbständiger Bauernstellen, die durch Kultivierung von Mooren und Ödländereien sowie durch Aufteilung großer landwirtschaftlicher Güter gewonnen werden sollen.

Als Träger des Siedlungsgedankens sieht das Reichssiedlungsgesetz unter Staatsaufsicht stehende gemeinnützige Siedlungsgesellschaften vor, die von den Bundesstaaten zu begründen sind. Diesen Gesellschaften sind zur Schaffung neuer und zur Erweiterung bestehender Kleinbauernstellen zunächst die Staatsdomänen, soweit sie nicht für Unterrichts- und ähnliche Zwecke gebraucht werden, zu ihrem Ertragswert zur Verfügung zu stellen. Weiteres Siedlungsland können sich die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften durch die Enteignung von Moor- und Ödland beschaffen. (Die Enteignung darf jedoch nur stattfinden, wenn der Eigentümer nicht innerhalb einer bestimmten Frist eine seinen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende Fläche in Kulturland umwandelt.) Außerdem haben die gemeinnützigen Siedlungsunternehmen auf alle in ihrem Bezirk gelegenen landwirtschaftlichen Grundstücke von 25 Hektar aufwärts ein Vorkaufsrecht, sofern

es sich nicht um einen Verkauf des Grundstücks an eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, den Ehegatten oder nahe Verwandte des Verkäufers handelt. Zur Beschaffung von Siedlungsland aus den großen Gütern sieht das Gesetz den Zusammenschluß des Großgrundbesitzes jener Ansiedlungsbezirke, deren landwirtschaftliche Nutzfläche nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1907 zu mehr als 10 vom Hundert auf Güter von 100 und mehr Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche entfällt, zu Landlieferungsverbänden vor. Die Landlieferungsverbände haben auf Verlangen der gemeinnützigen Siedlungsunternehmen geeignetes Land aus dem Bestand der großen Güter entweder durch die Ausübung ihres gesetzlichen Vorkaufsrechts oder auf dem Wege der Enteignung zu einem angemessenen Preis zu beschaffen. Tun sie es nicht, so können die Landeszentralbehörden die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften oder andere Körperschaften mit den Aufgaben der Landlieferungsverbände betrauen.

Das Reichssiedlungsgesetz sieht außerdem noch die Beschaffung von Pachtland für landwirtschaftliche Arbeiter vor. Nach seinem § 22 können Landgemeinden oder Gutsbezirke auf Anordnung einer von der Landeszentralbehörde zu bezeichnenden Stelle verpflichtet werden, denjenigen Arbeitern, die im landwirtschaftlichen Betrieb ihres Bezirks ständig beschäftigt sind, auf ihren Wunsch Gelegenheit zur Pacht oder sonstigen Nutzung von Land für den Bedarf des Haushalts zu geben. Ist das dazu nötige Land auf andere Weise nicht zu beschaffen, so kann die Landgemeinde es im Wege der Zwangspachtung in Anspruch nehmen.

Sind durch die Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot die rechtlichen Voraussetzungen zur Beschaffung von Bauland und durch das Reichssiedlungsgesetz die Voraussetzungen zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland gegeben, so regelt das Reichsheimstättengesetz die Begründung der Heimstätten selbst. Nach seinem § 1 können das Reich, die Länder, die Gemeinden und Gemeindeverbände »Grundstücke, die aus einem Einfamilienhaus mit Nutzgarten bestehen (Wohnheimstätten), oder landwirtschaftliche oder gärtnerische Anwesen, zu deren Bewirtschaftung eine Familie unter regelmäßigen Verhältnissen keiner ständigen fremden Arbeitskräfte bedarf (Wirtschaftsheimstätten), als Heimstätten zu Eigentum ausgeben«. Die oberste Landesbehörde kann zugeben, daß auch andere öffentliche Verbände oder gemeinnützige Unternehmen Heimstätten ausgeben. Die Heimstätten werden Eigentum der Heimstätter, jedoch behalten die Ausgeber bei Veräußerung einer Heimstätte das Vorkaufsrecht. Im Falle der Veräußerung hat der Heimstätter dem Ausgeber die Heimstätte für höchstens den Preis zurückzugeben, der sich bei Zugrundelegung des für den Boden bei Errichtung oder Vergrößerung der Heimstätte festgesetzten Betrags unter Hinzurechnung des noch vorhandenen Wertes etwaiger Baulichkeiten und Verbesserungen ergibt. Eine Spekulation mit den vom Reich und den sonstigen öffentlich-rechtlichen Körperschaften ausgegebenen Heimstätten ist also ausgeschlossen.

So groß nun auch der Fortschritt ist, der in allen diesen Gesetzesbestimmungen gegenüber dem früheren Rechtszustand liegt, so reichen doch diese Bestimmungen zur praktischen und raschen Durchführung des Siedlungswerkes keineswegs aus. An Bewerbern um Siedlerstellen fehlt es zwar nicht, wohl aber fehlt es, trotz aller schönen papierenen Bestimmungen, zum

Teil immer noch an Siedlungsland. (Wie ich höre, sollen in Preußen erst in zwei Provinzen die Landlieferungsverbände gebildet sein. Wenn das zutrifft, wäre ein Eingreifen der preußischen Regierung dringend am Platz.) Ganz besonders fehlt es aber an Mitteln zum Heimstättenbau. Ohne Heimstätten, ohne Wohnungen für die Siedler läßt sich aber das Siedlungswerk nicht durchführen. Daß die Siedler selbst bei den heutigen hohen Baukosten die Mittel für die Errichtung der Bauten nicht aufbringen können, ist klar. Hier muß das Reich eingreifen und durch großzügige Sozialisierungsmaßnahmen auf dem Gebiet des Wohnungswesens die nötigen Mittel beschaffen, wie es ja auch die Mittel zum Bau von Bergarbeiterheimstätten durch einen Zuschlag zum Kohlenpreis aufbringen läßt. Nur sollte man bei alledem darauf achten, daß mit den von der Allgemeinheit aufgebrachten Mitteln nicht wieder neues Privateigentum geschaffen wird, vielmehr ist die Schaffung sozialen Eigentums anzustreben. Besonders ist auch die genossenschaftliche Ansiedlung zu fördern. Das Reichsheimstättengesetz ist in dieser Beziehung völlig unzulänglich.

Leichter begehbar und sicher auch rascher zum Erfolg führend als die Schaffung von Bauernstellen auf dem Lande ist ein anderer Weg der inneren Kolonisation, nämlich die Kolonisierung Deutschlands von den Städten aus auf dem Wege der Stadt-Landkultur. Für die Begehung dieses Weges wird in letzter Zeit von hervorragenden Fachmännern lebhaft Stimmung gemacht. Man weist darauf hin, daß zur Beseitigung des Mißverhältnisses zwischen dem Nahrungsbedarf des deutschen Volkes und der heutigen Erzeugungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft die Umsiedlung von mindestens 10 bis 15 Millionen Menschen nötig wäre. Eine Umsiedlung in diesem Umfang werde an finanziellen und organisatorischen Schwierigkeiten, aber auch an dem Widerstand der Städter und an ihrer Ungeeignetheit für eine landwirtschaftliche Betätigung scheitern. Die Umsiedlung so großer Menschenmassen von der Stadt aufs Land ist aber nach Ansicht der Vertreter dieser Richtung auch gar nicht nötig, weil unsere Städte selbst bei geeigneter gärtnerischer Bearbeitung mehr als genügend Land zur Erzeugung der fehlenden Nahrungsmittel haben. Die Städte selbst sollen zu Trägern der inneren Kolonisation werden und ihre bedeutenden technischen und materiellen Hilfsmittel: ihre Dungstoffe, die heute nutzlos in die Ströme fließen, ihre elektrische Kraft zur motorischen Bearbeitung des Bodens, ihre Wasserleitungen zur künstlichen Beregnung usw., einer großzügigen Kultivierung des umliegenden Stadtlandes nutzbar machen. »Das Stadtland soll von den Städtern selbst ausgebaut und gärtnerisch kultiviert werden, und diese Tätigkeit soll den Tausenden, die beim Rückgang der Industrie von Arbeitslosigkeit bedroht werden, neue Arbeitsgelegenheiten eröffnen. Nicht ein Abbau der Großstädte ist also das Ziel dieser Bewegung, sondern ein Umbau zur Schaffung neuer Erwerbs- und Ernährungsmöglichkeiten.« (»Die Volkswohnung«, Zeitschrift für Wohnungs- und Siedlungswesen, 11. Heft vom 20. Juni 1920. Berlin, Verlag Wilhelm Ernst & Sohn.)

Die Richtung, die für die Begehung dieses Weges Stimmung macht, geht von der Auffassung aus, daß sich der Städter im allgemeinen nicht für landwirtschaftliche Arbeit, wohl aber für gärtnerische Betätigung eigne. »Wer je beobachtet hat,« sagt die genannte Zeitschrift, »wie dürres und gänzlich

unfruchtbar erscheinendes Vorstadtgelände, brachliegende Baupläße usw. in kürzester Zeit durch mühsame und opferwillige Bearbeitung in grünendes Lauben- und Gartenland verwandelt wurde, wird Ursprung und Ziel dieser Idee verstehen.«

Und Leberecht Migge, der bekannte Hamburger Gartenfachmann, weist in der gleichen Zeitschrift darauf hin, daß heute schon auf kaum 20 000 bis 25 000 Hektar Land rund eine halbe Million Familien durch nebenberufliche Kleingärtner mit Gemüse, Obst, Frühkartoffeln und Kleintierprodukten versorgt werden. Bei Vermehrung dieser Familien auf etwa zwei Millionen könnte nach seiner Berechnung bei reichlichem Zwischenschuß von Halb- und Vollsiedlern auf knapp 10 000 Quadratkilometer zum Teil heute schlecht oder gar nicht bestellten Landes das an unserer Ernährung fehlende Drittel und mehr bequem herangezogen werden.

Aber die Erzeugung der fehlenden Nahrungsmittel durch nebenberufliche Kleingärtner ist nicht das eigentliche Ziel der Bewegung; denn die Kleingärtner besitzen größtenteils weder die Zeit noch die Befähigung zu einer wirklich intensiven Bodenkultur. Das Ziel ist vielmehr die Bewirtschaftung der Stadt- und Vorstadtgelände durch berufsmäßige Gärtner. Und zwar schlägt der Ingenieur K. v. Meyenburg in Basel die Aufschließung dieser Gelände durch die Städte selbst und ihre genossenschaftliche Bewirtschaftung vor. Nicht in kleinen Siedelgärten, sondern in rationell angelegten, genossenschaftlich betriebenen Großgärten von 5 bis 10 Hektar Größe müßten je 5 bis 10 gelernte Gärtner oder sonst für Gartenarbeit geeignete Personen unter tüchtiger fachlicher Oberleitung und ausgerüstet mit den besten Gartenbaumaschinen, Beregnungsanlagen und sonstigen technischen Hilfsmitteln die Nahrung für 40 bis 50 Menschen erzeugen. 250 000 bis 500 000 solcher Gärtner könnten auf einer Fläche von 250 000 bis 500 000 Hektar (gleich 1 bis 2 Prozent des deutschen Kulturbodens ohne Wald) die Nahrung von 12 bis 24 Millionen Menschen erzeugen.

Wenn man bedenkt, auf welch kleinen Stückchen Land unsere heutigen, zum größten Teil noch nicht einmal rationell betriebenen Gärtnereien große Mengen Nahrungsmittel liefern, wird man diese Erwartungen nicht als utopisch ansehen können. Zweifellos kann durch die Verwirklichung dieser Anregungen für unsere in Handel und Industrie existenzlos werdenden Volksgenossen leichter Arbeit und für unsere gesamte städtische und industrielle Bevölkerung leichter die nötige Nahrung geschaffen werden als durch eine selbst umfangreiche Siedlung auf dem Lande. Denn der landwirtschaftliche Betrieb wird niemals, selbst wenn er nicht in der bisherigen rückständigen Weise privatwirtschaftlich, sondern in rationeller Weise genossenschaftlich betrieben wird, so viel Erträge abwerfen, wie der gartenmäßig aufs intensivste bewirtschaftete Boden abwirft. Leberecht Migge hat recht: einige tausend Kleinbauern versorgen in der Hauptsache nur sich selbst, eine viertel oder eine halbe Million Stadtgärtner aber auf einem gleich großen Stück Land auch die Millionen Menschen, für die heute in Deutschland die Nahrung fehlt. Wozu noch kommt, daß die Schwierigkeiten und die Kosten für die Kolonisierung Deutschlands von den Städten aus weit geringer sind als bei der reinen Landsiedlung, schon weil für einen großen Teil der Stadtgärtner keine neuen Wohnungen zu bauen sind.

Die Voraussetzung für das Gelingen der Stadt-Landsiedlung ist freilich eine ganz neue, die Siedlungsbestrebungen fördernde Verkehrspolitik und die Aufgabe der alten Bebauungspläne. Soweit neue Wohnungen gebaut werden, müssen in Zukunft überall diese neuen siedlungspolitischen Gedanken Berücksichtigung finden. Die Städte verhindern damit die sonst unfehlbar in großem Umfang einsetzende Abwanderung; sie verschaffen ihrer Bevölkerung die heute fehlenden Nahrungsmittel und machen sich als Selbstversorger wenigstens bis zu einem gewissen Grade unabhängig vom Lande, dem verteuernden Zwischenhandel und den Unsicherheiten des Transports. Vor allem aber tragen sie damit auch zur Beseitigung des heutigen Wohnungselends und zur Wiedergesundung der städtischen Bevölkerung bei.

Die ländlichen Siedlungsbestrebungen brauchen deshalb nicht aufgegeben werden; sie sind im Gegenteil mit allen Mitteln zu fördern. Denn das Land wird immer der Jungbrunnen sein, aus dem unsere Volkskraft fließt, und über ein gewisses Maß hinaus lassen sich ja auch unsere Städte nicht erweitern. Der Hauptteil unserer Fleischnahrung, ferner unserer Kartoffeln und unseres Brotgetreides wird sicher noch für lange Zeit im landwirtschaftlichen und nicht im gärtnerischen Betrieb erzeugt werden müssen, wenn auch mit zunehmender Bevölkerungszahl mit einer viel intensiveren Bearbeitung des landwirtschaftlichen Bodens zu rechnen ist. Durch die Ackerbeetkultur, wie sie in China seit langem betrieben wird und wie sie schon vor dem Weltkrieg der Russe Demtschinsky nach Europa zu verpflanzen suchte, ist sicher der landwirtschaftliche Ertrag unseres Bodens noch ganz gewaltig zu steigern.

Die Begehung der beiden von mir skizzierten siedlungspolitischen Wege wird nicht nur bewirken, daß unsere augenblicklich herrschende Ernährungsnot behoben und unsere industrielle Arbeitslosigkeit beseitigt wird, sondern sie wird auch dazu beitragen, daß das zerrüttete Deutschland auf neuer wirtschaftlicher Grundlage gesundheitlich und sittlich wieder hochkommt. Wir behalten damit unsere Volkskraft im Lande, machen uns ernährungspolitisch vom Ausland nahezu unabhängig und schaffen darüber hinaus auch noch die ernährungspolitische Grundlage für eine — zunächst fast unbegrenzte — Vermehrung unserer Bevölkerungszahl und damit für einen neuen Aufschwung unserer Industrie.

## Die seelischen Wirkungen einer sozialistischen Wirtschaftsweise

Von **Franz Laufkötter**

Der moderne Sozialismus verfolgt das Ziel, das menschliche Zusammenleben auf eine neue Grundlage zu stellen. Der Gedanke des Solidarismus, der rechtlichen Gleichheit und der sozialen Gleichwertung soll das Tun und Lassen der Menschen bestimmen, der Geist der Brüder- und Schwesterlichkeit soll alle Volksgenossen und darüber hinaus die ganze Kulturmenschheit zu einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen. *Dies erhabene Ziel kann aber nur erreicht werden durch eine gründliche Umgestaltung unserer Wirtschaftsweise.* Es müssen Besitz- und Eigentumsverhältnisse geschaffen werden, die eine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zur Unmöglichkeit machen,

unser wirtschaftliches Leben muß zu einem Erdreich werden, in dem das kapitalistische Unkraut der Selbstsucht und der Habgier keinen Boden mehr findet. Der Sumpf des auf dem rücksichtslosen Gewinnstreben beruhenden Kapitalismus, in dem die antisozialen Triebe im Menschenherzen immer neue Nahrung finden, muß trockengelegt werden durch eine sozialistische Wirtschaftsweise, in der sich die sozialen Triebe entfalten, in der sie Blüten treiben und reiche Früchte bringen können. Da der Mensch nicht nur das Erzeugnis seiner Veranlagung und seines Charakters ist, da vielmehr seine Handlungsweise ständig von seiner Umwelt, besonders von den wirtschaftlichen Verhältnissen, in der er lebt, beeinflußt wird, so kommt es nicht nur darauf an, gute Menschen ins Dasein zu setzen und sie gut zu erziehen, sondern auch darauf, eine Umwelt zu schaffen, in der sie die Möglichkeit haben, ihren inneren Wert durch soziale Handlungen zu beweisen.

Das Christentum hat nach dem Bibelspruch gehandelt: »Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte bringen«, es hat sich darauf beschränkt, den inneren Menschen durch Mahnen und Warnen, durch Drohen und Strafen, durch Predigt und Belehrung zum Guten umzugestalten, und darum ist seine Arbeit im großen erfolglos geblieben. Es hat sicherlich viel geleistet, es hat zweifellos viele wahren Christen erzeugt, aber es ist ihm nie und nirgends gelungen, eine christliche Gesellschaft, eine christliche Lebensgemeinschaft zu schaffen. Der moderne Sozialismus, der den christlichen Willen zum Guten und Gerechten mit der Kenntnis von der Menschennatur und den Gesetzen des menschlichen Zusammenlebens verbindet, huldigt dem Grundsatz: »*Ein guter Baum, der in einem gesunden Erdreich wächst, der sorgsam gehegt und gepflegt wird, muß unter günstigen Witterungsverhältnissen mit Naturnotwendigkeit gute Früchte bringen.*« Daher ist er bestrebt, gesunde Wirtschaftsverhältnisse zu schaffen, darum will er nicht nur den inneren Menschen sozialisieren, sondern auch die äußeren Verhältnisse.

Die Schaffung einer sozialistischen Wirtschaftsweise fordert zunächst ein planmäßiges Zusammenfassen aller vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte, die auf ein gemeinsames Ziel: die Steigerung der Leistungsfähigkeit, gerichtet werden; sie fordert eine planmäßige Gütererzeugung und eine gerechte Güterverteilung; sie fordert eine hohe Ertragsfähigkeit menschlicher Tätigkeit durch Verwendung aller technischen und wissenschaftlichen Hilfsmittel durch bessere Ausnutzung der Naturkräfte, durch verbesserte Arbeitsmethoden und durch eine sparsame, sorgsame Arbeitsweise im Sinne höchster Wirtschaftlichkeit; sie fordert endlich die Ersetzung der kapitalistischen Erwerbswirtschaft durch eine sozialistische Bedarfsdeckungswirtschaft zur Förderung des Wohles der einzelnen und der Gesamtheit. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, heißt der Sozialismus *Organisation an Stelle der Organisationslosigkeit*, Planmäßigkeit an Stelle der Planlosigkeit, Zusammenfassung aller Kräfte an Stelle der Kräftezersplitterung und Kräftevergeudung, technische Vervollkommnung und Benutzung der Naturkräfte an Stelle des herkömmlichen Schlendrians, höchste Wirtschaftlichkeit zur Erzielung höchster Erträge an Stelle der Verzettelung und Verschwendung. Das, was der Kapitalismus auf wirtschaftlichem Gebiet geschaffen hat — und er hat zweifellos viel Gutes geschaffen —, soll mit hinübergenommen werden in die neue Wirtschaft, darüber hinaus aber will

der Sozialismus auf einer höheren Stufenleiter dem menschlichen Zusammenarbeiten neue Wirkungsmöglichkeiten erschließen.

Da das Wirtschaftsleben ein lebensvoller Organismus ist, der aus fühlenden, denkenden und wollenden Menschen besteht, genügt es natürlich nicht, eine bessere, leistungsfähigere äußere Organisation zu schaffen, es ist auch nötig, die in dieser Organisation tätigen Menschen mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Eine jede Organisation bildet nur den Rahmen, das Knochengerüst, die in der Organisation tätigen Menschen geben ihr erst das innere Leben, das in den Adern pulsierende Blut, sie geben ihr Wärme und Kraft. So beruht auch die sozialistische Wirtschaftsordnung vor allen Dingen auf der freudigen, freiwilligen Mitarbeit aller Beteiligten. *Nicht nur die Produktionsmittel müssen sozialisiert und in die neue Organisation eingegliedert werden, auch die Menschen, die an den Produktionsmitteln und in der Organisation arbeiten, müssen sozialisiert, das heißt mit dem Geiste des Sozialismus durchtränkt werden.* Eine neue Wirtschaftsordnung bedarf neuer Menschen, eine sozialistische Wirtschaftsweise kann nur dann hohe Leistungen erzielen, wenn ihre Träger Taksozialisten sind, die den Sozialismus nicht nur im Herzen tragen und im Munde führen, die ihn vielmehr durch ihr Tun und Lassen beweisen. An solchen Menschen *fehlt es leider heute noch*, weil wir alle mehr oder minder kapitalistisch verseucht sind; aber wir müssen solche Menschen in Hülle und Fülle haben, wenn der Sozialismus nicht ein schöner Traum bleiben soll.

Die Erziehung zum Taksozialismus, eine der wichtigsten Aufgaben der nachrevolutionären Zeit, darf sich nicht darauf beschränken, den Menschen die Ungerechtigkeit und Häßlichkeit des Kapitalismus vor Augen zu führen und ihnen die Schönheit des Sozialismus zu schildern, um dadurch Sehnsucht nach dem Kommenden zu erwecken; es genügt nicht, nach der Methode des Christentums, auf das Gefühl, den Verstand und den Willen der Menschen einzuwirken; es ist auch falsch, die schlechtesten Instinkte in der Menschenbrust: Haß, Neid, Mißgunst aufzustacheln. Ebenso wirkungslos ist es auch, durch Anwendung von Zwang und Gewalt die Menschen zu Taksozialisten machen zu wollen. Es bleibt uns deshalb nichts anderes übrig, als wirtschaftliche Einrichtungen zu schaffen, die ganz von selbst, gewissermaßen automatisch, die Menschen innerlich umgestalten, damit sie ihre Pflicht in vollem Umfang erfüllen. Da die Wirtschaftlichkeit eines einzelnen Betriebs und der gesamten Wirtschaft auf der freudigen, freiwilligen Mitarbeit aller Beteiligten beruht, so müssen wir eine Wirtschaftsweise haben, in der Arbeitsfreude und Schaffenslust, Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl, Gemeinsinn und Solidarismus, Gerechtigkeitsliebe und gegenseitige Achtung sozusagen wild auf der Straße wachsen, eine Wirtschaftsweise, in der die Menschen gar nicht anders als sozialistisch handeln können. Die Menschen werden dadurch selbstverständlich keine Engel werden, sie werden immer noch Wesen bleiben mit menschlichen Mängeln und Schwächen, aber ihr wirtschaftliches Leben wird sich abspielen im Geiste des Sozialismus, allen Reibungen zum Trotz werden sie eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft bilden, die die Grundlage einer sozialistischen Lebensgemeinschaft ist.

Ein solches Kunstwerk zu schaffen, vermag einzig und allein der demokratische Sozialismus, die innige Vermählung von Sozialismus und Demokratie. Die Formel darf nicht lauten: Durch die Demokratie zum Sozialismus oder durch den Sozialismus zur Demokratie, sie mag vielleicht im politischen Leben Geltung haben, im Wirtschaftsleben muß sie lauten: Im Sozialismus Demokratie, in der Demokratie Sozialismus. Das eine kann nicht sein ohne das andere, wie zwei Kerne in einer Schale müssen sie umschlossen sein von der Organisation der Wirtschaft. Darum lehnen wir den autoritären, obrigkeitlichen Sozialismus ab, weil er die Demokratie ausschaltet, darum verwerfen wir die bürgerliche, formale Demokratie, weil sie keinen Sozialismus aufkommen läßt, darum können wir uns auch nicht mit dem autoritätslosen Sozialismus befreunden, weil er von einer straffen Organisation nichts wissen will, wir nennen uns Sozialdemokraten, denn wir erstreben eine sozialistische Wirtschaftsorganisation auf Grundlage der Demokratie. Diese wird einzig und allein imstande sein, in den Beteiligten die seelischen Kräfte zu wecken, die ein gedeihliches Wirtschaften gewährleisten.

Die erste seelische Vorbedingung einer sozialistischen Wirtschaftsweise ist der Gemeinsinn, der die Selbstsucht eindämmt und die Förderung des Gemeinwohls in den Vordergrund drängt, der den Blick vom Individuum auf die Allgemeinheit lenkt. Das bedeutet natürlich keine Ertötung der Persönlichkeit und kein Ersticken des persönlichen Interesses. Die gesunde Selbstsucht, diese wichtige Triebkraft im Menschenleben, soll nicht ausgemerzt werden; aber sie soll ihre Grenzen finden an dem Wohl und Wehe der anderen Menschen. Dieser Gemeinsinn, der Eifer und Pflichttreue auslöst und in ein solidarisches Handeln ausmündet, kann natürlich nicht in einer Wirtschaftsweise aufkommen, die von dem Gewinnstreben des einzelnen oder der einzelnen Gruppe getragen wird, die das Gemeinwohl mit Füßen tritt und über Leichen geht, er kann nur dort entstehen und wirksam werden, wo das Wohl des Ganzen das höchste Gesetz ist. Nun soll die sozialistische Wirtschaft nicht mehr den Zweck verfolgen, den Geldsack der Kapitalisten zu füllen und die Ausbeutung der Massen zu verewigen, sie soll vielmehr im Dienste der Gesellschaft stehen, alle gesellschaftlichen Bedürfnisse kultureller, geistiger, gesundheitlicher Art befriedigen, zugleich aber auch jedem einzelnen, der seine Pflicht und Schuldigkeit tut im Dienste der Gesellschaft, ein menschenwürdiges Dasein gewährleisten. Eine solche Wirtschaftsweise, die in jedem Beteiligten die Überzeugung festigt, daß er nicht mehr tätig ist im Dienste des Kapitals, sondern daß er für sich, seine Familie, seine Genossen, für die Menschheit arbeitet, wird ganz von selbst Menschen erziehen, die alle Kräfte anspannen, um hohe Leistungen zu erzielen. Es müßte ein merkwürdiger Mensch sein, der pflichtvergessen ist und nachlässig arbeitet, trotzdem er weiß, daß die Früchte seiner Arbeit nicht einem Ausbeuter in den Schoß fallen, sondern daß sie ihm und den Seinen zugute kommen. Das Bewußtsein, dem eigenen Interesse zu dienen und dadurch zugleich das Allgemeininteresse zu fördern, muß naturnotwendig Arbeitslust und Schaffensfreude erzeugen und das Pflichtgefühl aufs höchste steigern.

Aber noch ein anderer Umstand ist von Bedeutung: die Gleichberechtigung muß in unserem Wirtschaftsleben walten. Wir modernen Menschen

haben ein stark ausgeprägtes Rechtsbewußtsein; wir wollen kein Unrecht leiden, aber auch kein Unrecht tun; wir haben aber auch ein stark entwickeltes Gefühl für Gleichberechtigung, das uns jede Entrechtung und jede rechtliche Zurücksetzung als ein Unrecht empfinden läßt. Darum fordert ein moderner Arbeiter die Beseitigung der Ausbeutung, der Ausnutzung des einen Menschen durch den anderen, weil sie ihm als ein Verstoß gegen die Sozialgerechtigkeit erscheint; er fordert sein Recht auf ein menschenwürdiges Dasein als Kulturmensch; er fordert aber auch das weitestgehende Mitbestimmungsrecht im Arbeitsbetrieb und im gesamten Wirtschaftsleben. Er will nicht mehr ein willenloses Werkzeug in der Hand einiger Zwingherren sein; er will aus einem Wirtschaftsobjekt ein Wirtschaftssubjekt werden, ein gleichberechtigter Mitarbeiter. Dies neue Recht soll und wird ihm die Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie bringen, die erst im Wirtschaftssozialismus verwirklicht werden kann. Der moderne selbstbewußte Arbeiter weiß, daß in den Arbeitsbetrieben Über- und Unterordnung sein muß, daß Autorität und Disziplin unentbehrlich sind; aber er will sich nicht mehr entrechten und wie ein Kind am Gängelband führen lassen. Wenn er seine wirtschaftliche Tätigkeit pflichtgemäß verrichtet, so will er im Betrieb ein gleichberechtigtes Glied des Organismus und außerhalb der Betriebe ein freier Mann sein. Wenn er das Bewußtsein in sich trägt, daß Gerechtigkeit das Fundament unseres Zusammenarbeitens ist, so wird dieses Bewußtsein in ihm den starken Willen erzeugen, die volle Verantwortlichkeit zu tragen für sein Tun und Lassen. Rechtlosigkeit erzeugt Sklavengesinnung, die keine Freiwilligkeit und Freudigkeit aufkommen läßt und hochwertige Leistungen unmöglich macht, aber das Gefühl der Gleichberechtigung erzeugt freie Menschen, die ihre Pflicht tun.

Wer dieses seelische Moment im modernen Proletarier außer acht läßt, der darf sich nicht wundern, daß heutzutage so wenig Interesse an der Arbeit vorhanden ist und daß unser Wirtschaftsleben so schwer wieder hochzubringen ist. Jedem Sozialpsychologen aber erscheint die Demokratisierung, neben der Sozialisierung, unseres Wirtschaftslebens als ein wichtiges Mittel, unser Volk aus dem wirtschaftlichen Elend herauszubringen. Und wenn die Sozialisierung aus verschiedenen Gründen in absehbarer Zeit noch nicht durchzuführen ist, so läßt sich die Demokratisierung schon heute verwirklichen. Es ist ein Verbrechen am deutschen Volke, der wirtschaftlichen Demokratie Hindernisse in den Weg zu legen, weil eine rechtlose Masse nicht dazu zu bringen ist, pflichtgemäß zu arbeiten und hohe Werte zu schaffen. Der moderne Proletarier verlangt nicht nur Brot, sondern auch sein Recht, er wird erst dann den an ihn gestellten Anforderungen entsprechen, wenn er auch in den wirtschaftlichen Organismus als gleichberechtigter Faktor eingegliedert ist. Überdies hat er auch die Empfindung, daß die politische Demokratie eine Halbheit bleibt, solange sie nicht durch die wirtschaftliche Demokratie gestützt und geschützt wird, weil die rechtliche Gleichheit auf der wirtschaftlichen Gleichberechtigung (nicht Gleichheit!) beruht.

Neben der rechtlichen Gleichheit im wirtschaftlichen Leben muß auch die soziale Gleichwertung durchgeführt werden, jeder Volksgenosse, der seine Pflicht und Schuldigkeit tut, an welcher Stelle er auch stehen mag, soll nicht nur als gleichberechtigter, sondern auch als sozial gleichwertiger Mit-

arbeiter betrachtet und behandelt werden. Diese soziale Gleichwertung hat natürlich nichts mit persönlicher Wertung zu tun, denn daß man einen Menschen, der einem persönlich nahesteht, höher wertet als einen Fremden, ist selbstverständlich. Sie hat auch nichts zu tun mit künstlerischer oder wissenschaftlicher Wertung, denn daß man einen Mann wie Goethe höher schätzt als einen gewöhnlichen Handarbeiter, ist ebenfalls selbstverständlich. Diese Forderung der sozialen Gleichwertung spricht auch nicht gegen eine höhere Wertung höherer Leistungen auf irgendeinem Gebiet menschlicher Tätigkeit, sie will nur den Gedanken verwirklichen, daß jede nützliche Arbeit, die pflichtgemäß verrichtet wird, nicht nur ihres Lohnes wert ist, sondern daß sie auch Anspruch verleiht auf Ehre und Achtung.

Der uralte Gedanke, daß die Arbeit dem Menschen Würde verleiht, dem schon der alte griechische Dichter Hesiod in seinem Gedicht »Werke und Tage«, diesem Hohenlied der schaffenden Arbeit, Ausdruck verleiht, dieser Gedanke, den auch neuere Dichter, zum Beispiel Freiligrath in seinem herrlichen Gedicht »Requiescat!«, vertreten, soll in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Unter der Herrschaft des Kapitalismus hat dieser Gedanke lediglich in der Theorie Geltung, in der Praxis merkt man wenig von ihm. Theoretisch gilt die Arbeit als eine Ehre, weil sie Werte materieller, geistiger und kultureller Art schafft, in der Wirklichkeit des Lebens aber wird der Mann im Arbeitskittel, die Frau in der Arbeitsbluse mißachtet oder gar verachtet. Die soziale Geringschätzung der Proletarier durch die Ober- und Mittelschichten erzeugt naturgemäß Empörung und Arbeitsunlust. Der klassen- und selbstbewußte Proletarier der Gegenwart empfindet neben der Ausbeutung und Entrechtung durch das Kapital auch seine soziale Zurücksetzung als einen Pfahl im Fleische. Darum ist die praktische Durchsetzung der sozialen Gleichwertung innerhalb und außerhalb der Arbeitsbetriebe eine wichtige Forderung unserer nachrevolutionären Zeit. Innerhalb der Betriebe muß ein anderer Ton eingeführt werden, der Vorgesetzte, der mit Recht auf Autorität Anspruch erhebt und Disziplin fordert, darf in seinen Untergebenen keine minderwertigen Menschen mehr erblicken und sie dementsprechend behandeln, er muß vielmehr die schwere Kunst verstehen, Autorität mit Kollegialität zu verbinden. Und außerhalb der Betriebe, im gesellschaftlichen Verkehr, muß ein Umgangston herrschen, der auch dem einfachsten Arbeiter, der schlichtesten Arbeiterin die Überzeugung beibringt, daß man ihre Tätigkeit zu würdigen weiß.

Endlich viertens muß jedem Menschen die gleiche soziale Gelegenheit gegeben werden, das heißt es muß ihm die Möglichkeit gegeben werden, sich die Stelle im Leben zu suchen, wohin er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, seinem Eifer und seiner Pflichterfüllung, kurz nach seiner geistigen und sittlichen Tüchtigkeit gehört. Wer höhere Leistungen aufzuweisen hat, muß emporsteigen, wer wenig leistet, muß herabsinken. Der Satz: »Freie Bahn dem Tüchtigen!« muß Wirklichkeit werden. Heute liegt ja die Sache so, daß zahlreiche Mindertüchtige hohe, einflußreiche Stellen bekleiden, weil sie in der Wahl ihrer Eltern sehr vorsichtig gewesen sind oder weil sie es verstanden haben, sich durch Rücksichtslosigkeit, Protektion usw. emporzuschwindeln, während viele tüchtige Menschen in den Niederungen des Lebens bleiben. Die heutige Gesellschaft gleicht ja — nach dem Aus-

spruch des englischen Soziologen Huxley — einem Teich, auf dessen Oberfläche Leute herumplätschern, die Schwimmgürtel und Schweinsblasen unter den Armen haben, während auf dem Boden des Teiches Leute liegen, die Bleikugeln und eiserne Ketten an den Beinen tragen. Würde man diese Hilfs- und Hemmungsmittel beseitigen, so würde eine ganz andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Gliederung Platz greifen. Die Forderung einer gleichen sozialen Gelegenheit ist uralt, schon der alte Weise Sokrates hat sie aufgestellt, indem er von goldenen, silbernen, erzenen und eisernen Menschen spricht, sie ist auch schon hier und da verwirklicht worden, zum Beispiel im mittelalterlichen Landsknechtswesen und in der katholischen Hierarchie, und überall hat sie wohltätige Folgen gezeitigt. Das wird auch in unserem Wirtschaftsleben der Fall sein. Die Überzeugung, daß es auf die eigene Leistung, die eigene Tüchtigkeit ankommt, muß in einem Menschen mit Naturnotwendigkeit einen höheren Pflichteifer, ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl entzünden, sie wird zahlreiche Kräfte entfesseln, die heute noch ungenutzt wie Erz im Schachte liegen, die aber der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden können. Die heile, gesunde Selbstsucht, die den einzelnen emportreibt, wird auch zugleich den Aufstieg des Ganzen fördern.

Leider machen wir in unserem heutigen Wirtschaftsleben die Erfahrung, daß man die seelischen Momente viel zu sehr unberücksichtigt läßt, daß man alles viel zu mechanisch auffaßt. Daraus erklärt sich das erfolglose Bemühen, durch äußeren Zwang oder durch Anwendung von Gewalt die Menschen zu höheren Leistungen zu veranlassen. Nur die Freiwilligkeit kann es machen, die freudige Hingabe an eine Arbeit, die innere Anteilnahme an einer Tätigkeit, die Lust und Liebe, die alle Mühe gering macht. Und diese seelischen Vorbedingungen einer hochwertigen Leistung und einer pflichtgemäßen Tätigkeit können nur geschaffen werden durch eine Wirtschaftsweise, in der jeder Beteiligte das Bewußtsein in sich trägt, ein im Dienste des Allgemeinwohls stehender, gleichberechtigter und sozial gleichwertiger Mitarbeiter zu sein, dessen Streben nach Ehre und Anerkennung volle Befriedigung findet. Daß in einer solchen Wirtschaft von einer gleichen Entlohnung wie überhaupt von einer unterschiedslosen Einerleiheit keine Rede sein kann, soll nur nebenbei erwähnt werden. Wir gebrauchen Menschen, die sich ihres eigenen Wertes bewußt sind, die aber zugleich durchglüht sind vom Feuer des Altruismus: Persönlichkeiten brauchen wir, Individualsozialisten, Egoaltruisten, keine Herdenmenschen, die in der Behaglichkeit ihres materiellen Daseins ihr Genüge finden. Für solche Menschen, *die aus innerem Zwange heraus ihre Pflicht tun*, die sozial handeln, weil sie gar nicht anders handeln können, muß die sozialistische Wirtschaft den Nährboden schaffen. Unter einem Bilde: Wenn Hunderte von Menschen eine Ödländerei in eine Siedelstätte umwandeln sollen, so macht es einen wesentlichen Unterschied, ob sie bei kargem Lohne unter der Knute eines Zwingherrn fronden, der sie als minderwertige Sklaven behandelt und der, wenn die Arbeit vollendet ist, den Siedlern den Laufpaß gibt und sich mit seiner Sippschaft in die neuen Siedelstätten einnistet, oder ob sie als freie, gleichberechtigte, sozial gleichwertige Genossen arbeiten, die das Selbstbestimmungsrecht haben und in der Gewißheit leben, daß sie nach vollbrachter Arbeit mit ihren Kindern und Kindeskindern in der neugeschaffenen Siedlung als glückliche Menschen wohnen werden. Dieser Unterschied in der

äußeren Form der Wirtschaft würde sich innerlich ganz verschieden auswirken. Wer diese seelischen Wirkungen des Arbeitens und Wirtschaftens auf die Menschen nicht kennt und berücksichtigt, der wird auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ein ebensolcher Quacksalber bleiben wie ein Kurpfuscher, der von dem inneren Leben des menschlichen Körpers keine Ahnung hat und an seinem Patienten äußerlich herumdoktert.

## Die Frau in der Politik

Von Anna Blos

In den Oktobertagen 1918, kurz vor Ausbruch der Revolution, als die demokratische Regierung des Prinzen Max von Baden eingesetzt war, hatte ich die Frage aufgeworfen: »Und die Frauen?« Ich hatte darauf hingewiesen, daß die großen Leistungen der Frauen während des Krieges die Behauptung hinfällig gemacht hatten, daß das weibliche Geschlecht das schwächere sei, und ich hatte gefordert, daß die Frauen, denen der Krieg so unendlich viel genommen hat, das Recht erhalten müßten, bei den Friedensforderungen mitzuwirken. Der »Reichsbote«, das fromme konservative Zeitungsorgan, griff meine Frage auf. Obwohl grundsätzlicher Gegner des Frauenstimmrechts, erkannte der Artikelschreiber, daß die Gewährung des Frauenstimmrechts nur noch eine Frage der Zeit sei. Es wäre deshalb dringend notwendig, daß auch die bisher frauenstimmrechtsfeindlichen Parteien mit der Politisierung der Frauen begännen, weil sonst die einzige entschieden für das Frauenstimmrecht eintretende Partei, die Sozialdemokratie, die meisten Frauenstimmen erhalten würde.

Rascher, als der Artikelschreiber des »Reichsboten« ahnte, hat sich die Forderung des Frauenstimmrechts erfüllt. Der kurzen Regierungszeit des Prinzen Max wurde durch die Revolution des 9. November ein Ende gemacht. Und weil diese Revolution eine der sozialistischen Massen war, war es selbstverständlich, daß sofort die Frauen als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt und ihnen alle Rechte und Pflichten eines solchen eingeräumt wurden, vor allem also das Wahlrecht. Dagegen hat sich die Prophezeiung des »Reichsboten« nicht erfüllt, daß der Sozialdemokratie die meisten Frauenstimmen zufallen würden. In der belgischen Kammer wurde sogar die Forderung des Frauenstimmrechts abgelehnt mit der Begründung, in Deutschland hätten nur die klerikale und die konservative Partei Vorteil gehabt von der Stimmberechtigung der Frauen. Das ist nicht zu bestreiten, ist aber ein Beweis dafür, wie sehr die Frauen Neulinge sind in der Politik, wie sehr sie der Beeinflussung zugänglich sind und wie ihre Politik weit mehr von dem Gefühl als von dem Verstand geleitet wird.

Wie in so vielen anderen Fragen, haben sich die im Grunde frauenstimmrechtsfeindlichen Parteien den Forderungen der neuen Zeit anzupassen verstanden und kein Mittel unversucht gelassen, die vorher so scharf bekämpften Frauenrechte für sich auszuschlachten. Wie ein Märchen fast mutet es uns an, daß während des Krieges ein »Deutscher Bund gegen die Frauenemanzipation« bestand, und daß im Jahre 1916 oder 1917 in dessen Auftrag ein Werk »Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation« von Professor Dr. Langermann und Frau Dr. Hummel herausgegeben wurde, in dem den Vorkämpferinnen der Frauenbewegung keine Schmähung erspart blieb.

Nach Professor Langermann ist die Frauenstimmrechtsbewegung internationaler Herkunft und wird von ledigen erwerbenden Mädchen zum Schaden der Ehefrauen und Mütter betrieben. Es wäre interessant, zu erfahren, welchen Schaden die deutschen Ehefrauen und Mütter dadurch erlebt haben, daß sie nun schon einige Male ihren Wahlzettel abgegeben haben. Enthält nicht gerade die deutsche Ver-

fassung, die unter Mitwirkung und Beeinflussung weiblicher Abgeordneter entstand, eine Reihe von Forderungen, die insbesondere den Ehefrauen und Müttern zugute kommen: Schutz der Ehe und Mutterschaft durch Verfassung und Staat, Erziehung des Nachwuchses, Gleichstellung vor dem Gesetz, der Paragraph über Wohnung und Wirtschaftsheimstätte usw.

Interessant ist auch, daß Professor Langermann die Schuld des Internationalismus nicht etwa den Proletarierinnen beimißt, sondern im Gegenteil den erwerbsbedürftigen ledig bleibenden Töchtern des gebildeten Mittelstandes und der höheren Stände. In der starken Männlichkeit sieht er die wirkliche Kraft des modernen Deutschlands. »Die Engländer haben unter der humanistischen Herrschaft Mannhaftigkeit, Wehrfreudigkeit und Wahrheitsliebe verloren.« Trotzdem hat Deutschland leider den Krieg verloren. Den Frauen wird aber wohl selbst Professor Langermann die Schuld daran nicht zumessen. Er fürchtet aber Deutschlands Niedergang von seiner allmählichen Verweiberung!

Dem Gegner des Frauenstimmrechts ist die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen natürlich kein Grund dafür, ihnen Rechte einzuräumen. Uns erscheint es wichtig, daß die Betätigung der Frauen in allen öffentlichen Ämtern ermöglicht ist, denn es heißt jetzt: »Alle Staatsbürger ohne Unterschied sind nach Maßgabe der Gesetze und entsprechend ihrer Befähigung und ihren Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zugelassen.«

Langermann leugnet auch die Notwendigkeit, die Mütterlichkeit und Fürsorge, die das Frauenstimmrecht in das Staatsleben hineintrage, in den Vordergrund zu schieben. Er nennt das Deutsche Reich das Musterland der sozialen Fürsorge, der organisierten Wohlfahrtspflege, das absolut keiner verstärkten Mütterlichkeit von seiten der »bewegten« Frauen bedürfe. Und doch hat der Fraueneinfluß auf die Verfassung gerade hier feste Grundlagen geschaffen. Wie wichtig ist die Bestimmung: »Zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutze der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens schafft das Reich ein umfassendes Versicherungswesen unter maßgebender Mitwirkung der Versicherten.«

Auf Grund dieses Paragraphen ist das neue Gesetz über Wochenfürsorge und Mutterschaftsversicherung geschaffen worden, dessen Bedeutung so außerordentlich groß ist für alle minderbemittelten werdenden Mütter und Wöchnerinnen.

Es heißt ferner, daß die Frau als vollberechtigte Staatsbürgerin einen Widerspruch in sich selbst bedeutet, daß sie als unfreie und schutzbedürftige Persönlichkeit nicht in der Lage sei, für den Staat in schwerster Not mit ihrer ganzen Person einzutreten und die Verantwortung für seinen Bestand zu übernehmen. Demgegenüber stehen die Paragraphen in der Verfassung: »Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich« und »Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten«. Ohne Mitwirkung der Frauen kann doch im Grunde überhaupt kein Staat bestehen. Die Mutterschaftsleistung der Frau, ihre Tätigkeit als Verwalterin des Hauses im Interesse der Volksgesundheit sind zur Erhaltung des Staatslebens so notwendig wie die Tätigkeit des Mannes.

Langermann behauptet, daß die Frauen nur gleich sind vor Gott, bei dem kein Ansehen der Person gilt. »Vor Menschen, bei denen Ansehen der Person gilt und gelten muß, sind sie es nicht, mithin auch nicht vor Staat, Familie, Kirche.« Inzwischen hat aber auch die Kirche — ob der Not gehorchend, ob dem eigenen Trieb, will ich dahingestellt sein lassen — den Frauen das kirchliche Wahlrecht eingeräumt. Mir scheint die Bedeutung des Frauenstimmrechts auch keineswegs darin zu liegen, daß die Frauen den Männern gleich sind. Das können und sollen sie gar nicht sein, und ich weise immer wieder darauf hin, daß sie danach streben sollen, nicht den Männern gleichartig, aber den Männern gleichwertig zu sein. Mir scheint, nur in diesem Streben kann die politische Betätigung der Frauen für den Staat bedeutungsvoll und veredelnd wirken.

Nicht einmal das Verfügungsrecht der unehelichen Mutter über die Person des Kindes will Langermann dieser zugestehen. Er stellt vielmehr die kühne Behauptung auf, daß das Kind für das Geld des Erzeugers irgendwo untergebracht wird und die Mutter ihrer Wege geht. Von dem Jammer, von der Not der unverheirateten Mütter hat er anscheinend keine Ahnung. Er weiß nicht, wie viele Männer mit Erfolg versuchen, die Pflichten der Vaterschaft von sich abzuwälzen, während die Mutter verzweifelt arbeitet und kämpft, um sich mit ihrem Kinde durchzubringen. Er weiß nicht, was es für eine Mutter bedeutet, ihr Kind fremden Menschen anvertrauen zu müssen, um Brot zu verdienen. Er weiß auch nichts von der doppelten Moral, die es dem Vater des unehelichen Kindes ermöglicht, hohe Stellen im Staat einzunehmen, während alle Schuld, alle Schmach von der Mutter getragen werden müssen. Von einer »Bevorrechtung der unehelichen Mutter« kann gewiß nicht die Rede sein. Dagegen sucht die Verfassung ihr ihr Recht zu sichern durch die Bestimmung: »Die Mutterschaft (also sowohl die eheliche wie die uneheliche) hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates.«

Einen großen Teil der Schuld an der Frauenbewegung mißt Langermann den Lehrerinnen und Oberlehrerinnen zu: »Die Frau drängt sich zum Dienst heran, um auf diese Weise unmerklich zur Herrschaft zu gelangen. Durch die Frauen in den Schulkommissionen sollen eben jene seit Jahren hartnäckig verfolgten Ziele erreicht werden: die völlige Eroberung der Mädchenbildung durch die Lehrerinnen und die Gemeinschaftserziehung, die eine ungeheure ungesunde Ausdehnung des Frauenstudiums herbeiführen und die Knabenerziehung verweichlichen würde.« In der Möglichkeit, daß Lehrer und Oberlehrer sich weiblichen Rektoren und Direktoren unterordnen müßten, in der Unterstellung männlicher Beamten unter mit Disziplinarbefugnissen ausgestatteten weiblichen Vorgesetzten erblickt Langermann den Weg zur Hörigkeit des Mannes. Wir hatten früher regierende Fürstinnen, denen Tausende von Männern untergeben waren. An Hörigkeit hat dabei wohl niemand gedacht. Das wird wohl auch heute nicht der Fall sein, wo den Frauen der Weg zu den höchsten Staatsstellen offensteht, denn die Verfassung sieht vor: »Alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte werden beseitigt.« Die Tüchtigkeit, nicht das Geschlecht soll ausschlaggebend sein.

Trotzdem bei Erscheinen des Werkes gegen das Frauenstimmrecht noch niemand den unglücklichen Ausgang des Krieges voraussehen konnte, wird schon der Niedergang Deutschlands prophezeit, allerdings durch die Schuld der Frauen: »Es ist wie ein Hohn, daß das männlichste Volk dieser Erde, das deutsche, die Schmach erlebt, von seinen Weibern dem Verfall entgegengeführt zu werden. Wenn auch alle europäischen Völker am Weibe kranken, so sicher und so bald wie das deutsche wird keines am Weibe verkommen.« Jetzt hört man es allerdings anders. Jetzt werden die deutschen Frauen gerufen, um am Wiederaufbau unseres nicht durch ihre Schuld so schwer daniederliegenden Vaterlandes zu helfen. Dabei fehlt es dem weiblichen Geschlecht nach Langermann an der Ruhe und Objektivität, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsliebe, die auch der gegnerischen Überzeugung gerecht wird und bereit ist, die Gründe des Gegners ehrlich durchzudenken und zu würdigen und persönliche Gehässigkeiten zu vermeiden.

Sind nun die Behauptungen der Langermannschen Broschüre durch die Einführung des Frauenstimmrechts überholt? Haben wir heute noch einen Bund gegen die Frauenemanzipation? Ich glaube, nein. Aber das glaube ich, daß auch heute noch in so ziemlich allen Parteien die Gegnerschaft gegen das Frauenstimmrecht recht groß ist, trotz der eifrigen Bemühungen aller Parteien, sich die Frauenstimmen zu gewinnen. Hier hat sich die Prophezeiung Langermanns erfüllt: »Für die Parteien geht es bei der Herrschaft des Frauenstimmrechts um die Existenz.« Aber er irrte sich, als er meinte, einen Parteigewinn hätten nur das Zentrum und die Sozialdemokratie. Bei dem Zentrum trifft das zweifellos zu. Diese Partei, die keine ausgesprochen politische Partei ist, die sich selbst die Hochburg der Kirche

nennt, hat von jeher einen ungeheuren Einfluß auf die Frauen gehabt. Ihr stärkster Zwang ist der Beichtzwang, der den weitestgehenden Druck ausüben kann auf das ganze Leben der katholisch Gläubigen. Durch die Kirche werden unlösliche Ehen geschlossen. Die Kinder aus diesen Ehen müssen katholisch getauft werden, müssen möglichst katholische Schulen besuchen. Langermann führt einen Satz Klara Elbens aus dem Jahre 1907 in der »Frau« an: »Meines Erachtens werden wir es über kurz oder lang erleben, daß das Zentrum am eifrigsten für das Stimmrecht agitiert.« Die katholische Kirche macht das Wahlrecht der Frauen ihnen heute zur Pflicht. Im Zentrum sammeln sich die Gläubigen aller Klassen. Das religiöse Empfinden als Gefühlsmoment gewinnt insbesondere die Frauen. Der Hinweis, daß die Religion durch ein Übergewicht der freiheitlich gesinnten Parteien gefährdet werden könnte, genügt, um ihnen die Wahlpflicht zu heiligen und sie zu starken Stützen der Zentrumspartei zu machen.

Auch die bisher ganz ausgesprochen frauenstimmrechtsfeindlichen rechtsstehenden Parteien haben verstanden, sich die Frauenstimmen in großer Anzahl zu sichern. Gibt es doch viele Gruppen in der Deutschnationalen Partei, wo weit mehr weibliche als männliche Mitglieder sind. Auch hier wird an das Gefühl appelliert: Gefährdung der protestantischen Kirche und Gefährdung des Vaterlandes. Alles Elend, das wir zu tragen haben, wird nicht als Folge des verlorenen Krieges, sondern als Folge der Revolution geschildert. Die Unselbständigkeit, die Abhängigkeit haben gehindert, daß so viele Frauen logisch zu denken gelernt haben. Zu viele wollen noch am Gängelband geführt werden. Zu stark ist noch ihr Beharrungsvermögen. Hätte Langermann recht, von dem ich vermute, daß er der Deutschnationalen Partei angehört, dann würde die große Anzahl deutschnationaler Frauen »die Herrschaft der Schwachen« bedeuten.

Stark ausschlaggebend bei den diesmaligen Wahlen für die Frauen war aber auch die Not. Sie hatten geglaubt, mit dem Kriegsende kämen die früheren schönen Zeiten, wo alles zum billigen Preis zu kaufen war, was der Mensch brauchte. Sie haben den Hunger während des Krieges geduldiger ertragen, weil sie glaubten, daß ein Ende abzusehen wäre. Heute wird ihnen eingeredet, daß an Feuerung, Not und Hunger die republikanische Regierung Schuld trägt. Auf der anderen Seite kommen die Vertreter der Landwirtschaft und erklären, daß mit dem Abbau der Zwangswirtschaft bessere Zustände kommen werden. Wie gern glauben die Frauen den Versprechungen auf Brot, Fleisch, Butter, Eier. Was all diese schönen Dinge kosten werden, wenn sie freigegeben sind, und daß doch nur ein kleiner Teil der Bevölkerung versorgt sein würde, daran denken die Frauen nicht. Sie leiden zu sehr unter den Sorgen des Alltags.

Die Versprechungen, daß die Sorgen des Alltags von ihnen genommen werden sollen, treiben denn auch viele Frauen zu der Unabhängigen Sozialdemokratie und den Kommunisten. Wie leicht ist es, durch Phrasen Menschen hinzureißen, die noch keine gefestigte innere Überzeugung haben, die noch dazu zermürbt sind durch jahrelanges Darben und Sorgen. Unsichere Zukunftswechsel täuschen über die Tatsachen der Gegenwart.

In der Demokratie war die Begeisterung für das Frauenstimmrecht vor der Revolution nicht besonders groß. Minna Cauer erklärte auf dem Mannheimer Parteitag kurz vor dem Kriege, »daß die Fortschrittliche Volkspartei völlig versagt habe und verdiente, daß alle Frauen ihren Austritt erklärten«. Auch die Demokratie hat umgelernt. Trotzdem scheint der Zustrom von Frauen zu dieser Partei nicht so stark zu sein, als man erwartete. Die sogenannte bürgerliche Frauenbewegung war vor dem Kriege doch verhältnismäßig schwach, das Interesse für Politik war gering, und wenn auch gerade die demokratische Partei es versteht, einzelne ihrer weiblichen Mitglieder in Staatsstellungen zu bringen, die ihnen bisher verschlossen waren, so kann sie doch der Mehrzahl der Frauen auch nicht so rasche praktische Errungenschaften in der Gegenwart bieten, wie sie es erhoffen.

Das gleiche ist bei der Sozialdemokratie der Fall, die als einzige politische Partei seit langen Jahren die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts in ihr Programm aufgenommen hat. Die Stärkung der Sozialdemokratischen Partei durch die Wahlbeteiligung der Frauen ist nicht in dem Maße eingetreten, wie man erwartet hatte. Wir müssen uns darüber klar sein, daß auch innerhalb der Sozialdemokratie die Frauen keineswegs gleichberechtigt sind. Das liegt natürlich zum großen Teil an den Frauen selbst. Auch hier muß es heißen, daß sie sich die Rechte, die ihnen gegeben sind, erwerben müssen, um sie zu besitzen. Die Frauen sind keineswegs politisiert, wenn sie das Wahlrecht besitzen. Die Politisierung muß erst beginnen. Es geht den Frauen vorläufig noch wie dem Gefangenen, dem die Ketten abgenommen sind. Er muß erst den Gebrauch der Glieder wieder lernen. Und das Beharrungsvermögen des Menschen ist so groß, daß es ihm geht, wie Byrons Gefangenen von Chillon, der ausruft: »Even I see gained my freedom with a sigh!« (Selbst ich empfing die Freiheit mit einem Seufzer).

Noch stehen die Paragraphen der Verfassung auf dem Papier, auch die zu den Frauenfragen. Nun gilt es, sie lebendig zu machen. Darum gilt es, die Frauen immer wieder aufzurütteln. Heute kennen die meisten Frauen noch nicht einmal die gesetzlichen Rechte, die ihnen zustehen. Die Verfassung gibt ihnen den Weg, unendlich viel für sich und ihre Kinder zu erreichen, indem sie sie lebendig machen durch Beeinflussung der künftigen Gesetzgebung. Frau Anna Kolley, die eine eifrige Vorkämpferin des Frauenstimmrechts in Kolorado war, schrieb, daß sie, nachdem dort das Frauenstimmrecht neunzehn Jahre lang eingeführt war, nun dafür stimmen würde, es aufzuheben, da sich die Verhältnisse in ihrem Staate nicht gebessert hätten. Das liegt aber doch nicht an dem Stimmrecht, sondern an dem falschen Gebrauch, den die Frauen damit machen.

Auch bei uns findet man heute schon bei vielen Frauen eine große Wahlmüdigkeit. Sie haben erwartet, daß in anderthalb Jahren, noch dazu Jahren schwerster Not, gut gemacht werden könnte, was in Jahrhunderten versäumt wurde. So manches, was wir uns von der Revolution erhofft hatten, ging uns heute schon verloren. Leicht kann der Tag kommen, wo auch das Frauenwahlrecht wieder gefährdet wird. Ein neuer Bund gegen die Frauenemanzipation kann entstehen. An den Frauen ist es, durch eifrige Mitarbeit am Wiederaufbau unseres schwergeprüften Vaterlandes zu zeigen, daß sie als gleichberechtigte Staatsbürger notwendige und wertvolle Hilfe zu leisten vermögen. Sie brauchen deshalb ihre Frauenart nicht aufzugeben. Sie sollen es auch gar nicht. Aber sie sollen begreifen, daß sie eine ungeheure Verantwortung tragen bei allem, was unser künftiges Schicksal betrifft. Verantwortung ablehnen, heißt feige sein. Feige sind Sklaven, sind Unfreie. Die Revolution hat die Frauen aber zu freien Menschen gemacht, und nur als freier Mensch kann das Weib seine höchste Bestimmung erfüllen, die, Mutter zu werden eines starken freien Geschlechts. Die Politisierung der Frau ist ein Weg zu diesem Ziel, den sie nicht wieder verlassen darf.

## Der Marxismus Lenins

Von Dr. Artur Heichen

Das westeuropäische Sekretariat der Kommunistischen Internationale veröffentlicht eine neue Schrift Lenins (»Der Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus«). Die Schrift ist eine Art Dienstanweisung, ein Exerzierreglement für die deutsche Sektion der Dritten Internationale. Das eine muß man dieser Dritten Internationale lassen: ihre Disziplin und Schlagkraft, die sich aus der bedingungslosen Unterordnung der Einzelsektionen unter den Willen der Moskauer Zentrale erklärt. Wie vom kommunistischen Vatikan aus gesprochen wird, erklingt es bald in vielfachem Echo in allen Einzelsektionen wieder.

Das taktische Einschwenken vollzieht sich mit einer geradezu musterhaften Ordnung und Schnelligkeit. All die Wandlungen der Kommunistischen Partei Deutschlands werden einem verständlich, wenn man die Leninsche Schrift gelesen hat. Man begreift dann, daß diese Partei sich in ihrem Verhalten zu den Problemen der deutschen Politik — Parlamentarismus, Gewerkschaftsfrage, Versailler Frieden — nicht auf die Gehirnkästen ihrer eigenen Führer, sondern auf das Gehirn Lenins verlassen hat und noch heute verläßt. Mancher wird sich noch erinnern: Die ursprüngliche Parole des Spartakusbundes war Beseitigung des Parlamentarismus durch das Rätesystem, Kampf den Parlamenten, Nichtbeteiligung an den Wahlen. In diesem letzteren Punkte ist nun der Spartakusbund umgefallen, weil Lenin auch die »bürgerlichen« Parlamente für die kommunistische Politik und Agitation *taktisch* auszuwerten heute für gut befindet, nachdem er eingesehen hat, daß die derzeitigen politischen Machtverhältnisse ein glattes Überrennen der »konterrevolutionären« Parlamente durch die deutschen Kommunisten nicht gestatten. Also keine Wandlung des Prinzips, sondern nur eine der Taktik. Ganz ähnlich steht es mit dem Verhalten der Kommunisten zu den Gewerkschaften. Erst hieß es: Heraus aus den reaktionären Gewerkschaften, Zertrümmerung der Gewerkschaften und Ersatz durch die Räte! Inzwischen hat sich Lenin überzeugen müssen, daß der deutsche Gewerkschaftsturm wohlgefügt und sich nicht einfach durch ein paar tönende Pronunziamentos von Moskau her einreißen läßt. Also ist eine taktische Schwenkung erforderlich. Zertrümmerung der Gewerkschaften nicht von außen, sondern Zermürbung von innen durch »revolutionäre Mitarbeit« in den Gewerkschaftsverbänden, um diese in ein Instrument der kommunistischen Politik zu verwandeln.

Die Bolschewisten geben gerne vor, die alleinigen Vertreter des unverfälschten Marxismus zu sein. Wie steht es damit? Die erste Schrift Lenins »Staat und Revolution« mochte noch angehen. »Marxistisch« war sie insofern, als sie eigentlich nur eine Sammlung von geschickt ausgewählten und zusammengestellten Marx-Engels-Zitaten enthält, die aber bezeichnenderweise fast ausschließlich durch Schimpfereien auf die Kautskyaner und Scheidemänner miteinander verknüpft sind. Auch in seiner neuesten Schrift bewährt Lenin seine Meisterschaft im Schimpfen. Sein Schimpfkatalog ist schier unerschöpflich, und ein *russischer* Text würde diese Fähigkeit in noch glänzenderem Licht erscheinen lassen. Das ist aber auch alles. Auch in seiner methodischen Behandlung politischer Probleme kommt Lenin kaum über — das Schimpfen heraus. Obwohl er das Wort Marxismus unendlich oft im Munde führt, späht man vergebens nach marxistischen Methoden in seiner neuesten Schrift aus. Der Unterschied zwischen diesem Leninschen Pseudomarxismus und dem wirklichen Marxismus wird einem klar, wenn man gegen die Leninsche Schrift die neueste Schrift Otto Bauers »Bolschewismus oder Sozialdemokratie?« hält. Von Bauer wird das Wesen der russischen Revolution aus ihren sozialen Voraussetzungen, aus dem Zustand von Landwirtschaft und Industrie erklärt. In keiner seiner Schriften setzt sich dagegen Lenin mit den grundverschiedenen Voraussetzungen und Bedingungen der russischen und westeuropäischen Revolutionen auseinander. Die verschiedenen Ergebnisse, die die Revolution in den einzelnen Ländern zeitigte, führt er für Deutschland beispielsweise auf den »Opportunismus und die Charakterlosigkeit von Kautsky, Hilferding, Ledebour, Crispien«, auf die »ganze Niedrigkeit, Gemeinheit und den Verrat Legiens« sowie auf die »Schicht der gewerkschaftlich beschränkten, egoistischen, harten, eigennützigen, kleinbürgerlichen, imperialistisch gesinnten und vom Imperialismus bestochenen demokratisierten Arbeiteraristokratie« zurück. Hingegen äußert sich Lenin über die Gründe des Erfolges der Bolschewisten: »Und wenn der Bolschewismus in den Jahren 1917 bis 1920 gesiegt hat, so war eine der Grundursachen dieses Sieges der Umstand, daß der Bolschewismus schon seit Ende 1914 die Gemeinheit, die Schändlichkeit und die Niedertracht des Sozialchauvinismus und des ‚Kautskyanismus' schonungslos entlarvte.«

Das ist Leninistische Geschichtsauffassung. Sie verwechselt die sekundären Begleiterscheinungen revolutionärer geschichtlicher Ereignisse und deren Erfolgssicherung (Mut und Unerschrockenheit, Opportunismus, Charakterlosigkeit, Gemeinheit, Verrat, Demoralisation der Führer und Führerschichten) mit den primären Erfolgsvoraussetzungen. Jene sekundären Momente der Erfolgssicherung sind, geschichtlich betrachtet, zwar nicht bedeutungslos, aber sie rangieren an zweiter Stelle hinter den objektiv gegebenen gesellschaftlichen Strukturverhältnissen, hinter der sozialen Kräfteverteilung in einer gegebenen Gesellschaft. Diese primären Tatsachen läßt Lenin beinahe vollständig aus dem Auge. Er verlegt das historische Geschehen von der Ökonomie ins Bereich der Moral oder Ethik (positiv und negativ!). Führerqualitäten (Mut, Charakterlosigkeit, Gemeinheit, Verrat usw.) sind bei ihm geschichtsgestaltende Kräfte weit über ein marxistisch zulässiges Maß hinaus. In diesem Punkte steht Lenin dem Engländer Thomas Carlyle und der älteren bürgerlichen Geschichtschreibung jedenfalls näher als Karl Marx. Alle »heldenhafte« Geschichtsauffassung hat mit Marxismus nichts zu tun. Lenin kann den moralisierenden, ethisierenden Griesgram selbst da nicht verleugnen, wo er den Terror verherrlicht.

Doch wir wollen Lenin nicht unrecht tun. Der Gerechtigkeit halber stellen wir einige Ausnahmen fest, wo Lenin von der oben gekennzeichneten Methode abweicht und sich auf einige Momente auf seinen Marxismus zurückbesinnt. Seite 14 und 15 spricht er von der Partei der russischen Sozialrevolutionäre: »Erstens wollte (oder richtiger konnte) diese Partei, die den Marxismus ablehnte, durchaus nicht die Notwendigkeit verstehen, die Klassenkräfte und Wechselbeziehungen vor jeder politischen Aktion streng abzuwägen.«

Und an anderer Stelle (Seite 43) sagt er sehr treffend: »Die Taktik muß sich auf die nüchterne, streng objektive Abwägung aller Klassenkräfte des gegebenen Staates und (im Weltmaßstab) der ihn umgebenden Staaten stützen.«

In diesen beiden Zitaten, die leider die einzigen dieser Art sind, prägt sich gut marxistischer Geist aus, nur daß Lenin diese löblichen Prinzipien bei Erörterung der Probleme der europäischen Politik beharrlich ignoriert. Auch in bezug auf die russische Politik wendet er sie nur an einer einzigen Stelle (Seite 25) an. Er sagt dort über den Mittelstand und die diesem gegenüber zu verfolgende Politik: »Die Klassen vernichten ..., das heißt auch die kleinen Warenerzeuger vernichten; die sind aber nicht zu vertreiben, sind nicht zu unterdrücken, man muß sich mit ihnen verständigen, man kann und muß durch sehr langwierige, langsame organisatorische Arbeit gestalten und erziehen.«

Wenn Lenin die gleiche Betrachtungsweise auch auf die Probleme der westeuropäischen Revolution ausdehnen würde, könnte er vielleicht verstehen lernen, warum die deutsche Revolution zu den Ergebnissen des Parlamentarismus, der Koalitionsregierungen, des gouvernementalen Sozialismus geführt hat. Auch die deutsche Revolution und die darauffolgende Umgestaltung ist nur ein Ausdruck der ganz anders gearteten sozialen Kräftebilanz Deutschlands. Deutschland hat eine politisch überaus aktive und selbstbewußte Bauernschaft, die mit der Lethargie der russischen Muschiks in keine Linie zu stellen ist. Deutschland hat auch einen sozial einflußreichen und starken Mittelstand, der Kenntnisse, Traditionen besitzt und deshalb eine Verständigung heischende Macht darstellt. Der russische Mittelstand steckt noch in den ersten Anfängen und rekrutiert sich überdies sehr stark aus fremdländischen Zuwanderern.

Eine der Lieblingsbeschäftigungen Lenins ist es, über die legalistischen Tendenzen der westeuropäischen Sozialdemokratie zu spotten. Das kann uns durchaus nicht wundern. Es erklärt sich historisch, wenn der Bolschewismus für die »Legalität« wenig Verständnis besitzt. Erst im Jahre 1917 ist der russische Kommunismus der submersiven und konspiratorischen Tätigkeit entschlüpft. Er hat noch gar keine Zeit gefunden, sowohl gedankenmäßig als tatsächlich aus seiner konspiratorischen

Einstellung herauszukommen, denn der Terror und die absolutistische Gewaltherrschaft, mit der der Bolschewismus in der Hauptsache, wenn auch nicht ausschließlich, seine Herrschaft sichert, ist die gradlinige Fortsetzung der Konspiration. Gewaltherrschaft, oligarchische Diktatur ist Verschwörung von oben, ist Konspiration der Machthaber. Die westeuropäischen Proletariate bedürfen dieser Atmosphäre nicht. Zur Wahrung ihrer Interessen reicht die Legalität aus. Sie gedeihen dabei ganz gut, soweit dies im verarmten Mitteleuropa möglich ist. Die Verarmung Mitteleuropas, die Weltwirtschaftskrisis selber aber ist ein anderes, das durch Legalität oder Illegalität nicht alteriert wird. Wozu also von der Legalität abgehen? Zwar ist diese kein ewiges und heiliges Prinzip, aber die politische Zweckmäßigkeit gebietet, an ihr festzuhalten, gleich als ob sie ein solches Prinzip wäre. Werden die Bande gelockert, dann kommt heute Herr Mayer und morgen Herr Schulze und übermorgen andere Apostel, um ihre politischen Systeme auszuprobieren und sich in der Kunst des Regierens zu gefallen. Und davor behüte uns ein gütiges Schicksal!

## Literarische Rundschau

J. F. Bray, **Die Leiden der Arbeiterklasse und ihre Heilmittel.** Heft 3/4 der Neuen Folge der »Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik«. Leipzig 1920, Verlag von C. L. Hirschfeld. 236 Seiten. Preis geheftet 10 Mark.

Die von Professor Dr. Karl Grünberg herausgegebene Neue Folge der »Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik« bietet in den Heften 3/4 eine gute Übersetzung der in der englischen Chartistenbewegung vielgenannten, von dem linken Flügel der Chartisten als theoretische Grundlegung ihrer Anschauungen über das Verhältnis der Arbeit zum Kapital betrachteten Schrift John Francis Brays »Labours Wrongs and Labours Remedy«, deren erste Ausgabe 1839 in Leeds erschienen ist. Ist Bray auch der Masse der heutigen Sozialisten nicht so bekannt wie Saint-Simon, dessen »Neues Christentum« das erste Heft der neuen Übersetzungsreihe der Hauptwerke des Sozialismus bildet, und Michael Bakunin, dessen von Max Nettlau übersetztes philosophisches Fragment »Gott und der Staat« von Grünberg als zweites Heft in die neue Serie aufgenommen worden ist, so hat doch Bray für die Entwicklungsgeschichte der ökonomisch-sozialistischen Theorien eine weit größere wissenschaftliche Bedeutung als Saint-Simon und Bakunin, denn Brays Schrift stellt die sozialistischen Anschauungen Robert Owens und seiner Schule in einem von hohen Humanitätsgedanken getragenen einheitlich-radikalen System zusammen, so daß man M. Beer zustimmen muß, wenn er in der Einleitung zu seiner Übersetzung Brays Werk als »das letzte und glänzendste Manifest des Owenismus« bezeichnet.

Ausgehend von dem Locke-Smithschen Grundsatz, daß die Arbeit die Quelle alles Reichtums ist und demnach die Arbeit allein einen wahren Rechtstitel auf Eigentum zu verleihen vermag, kommt Bray in seiner Untersuchung zu der Ansicht, daß die herrschende Gesellschaftsordnung im Widerspruch zu diesem Grundsatz steht, da sie auf einem ungleichen Austausch von Arbeitsleistung und Lohn beruht; denn der Arbeiter erhält im Lohn nur einen Teil des von ihm geleisteten Arbeitsquantums bezahlt, der andere Teil fällt in der Form von Rente und Profit an die Kapitalisten. Der Kapitalist ist demnach ein Aneigner fremder, nicht bezahlter Arbeit. Dieses kapitalistische Ausnutzungssystem kann wohl durch Reformen in einzelnen seiner schädlichen gesellschaftlichen Wirkungen gemildert, niemals aber aufgehoben werden. Gründlich zu helfen vermag allein die Umwandlung der überlieferten kapitalistischen Eigentumsordnung in eine kommunistische: der Übergang des Grund und Bodens wie der industriellen Arbeitsmittel in Gemeinbesitz. Aber

die sozialen Verhältnisse wie auch die Arbeiter sind nach Brays Ansicht für eine solche kommunistische Wirtschaftsweise noch nicht reif, da diese eine höhere Ethik, ein höheres Arbeitspflichtgefühl voraussetzt; deshalb ist zunächst als Zwischenstufe eine Art Übergangswirtschaft nötig, die sich Bray als die Bildung kooperativer Aktien- beziehungsweise Anteilsgesellschaften auf der Grundlage des Gemeinbesitzes an den nötigen Produktionsmitteln und des gegenseitigen gleichheitlichen Austausches vorstellt. Die Mittel zum Auskauf der im Besitz der Produktionsmittel befindlichen Kapitalisten sollen durch die Ausgabe von Papiernoten, fundiert auf den vorhandenen Arbeitsmitteln und der Produktionskraft der Arbeiter, beschafft werden.

Bray gelangt also für die damalige Zeit zu gewissen ähnlichen Forderungen wie Proudhon, und es ist daher nicht unberechtigt, wenn Marx in seinem »Elend der Philosophie« (1. Kapitel, § 3: Anwendung der Proportionalität des Wertes) und später im ersten Band des »Kapital« (4. Auflage, S. 35; Dietzsche Volksausgabe, S. 33) Proudhon als Nachbeter Brays hinstellt; doch geht der Kommunist Bray nicht nur in seinen Grundforderungen viel weiter als Proudhon, sondern er vermeidet auch dessen aufdringliches philosophisches Räsonnement mit seiner Sucht nach geistreichen Paradoxien. Brays Stil ist klar, deutlich, gemeinverständlich.

Wer die radikalen Ausläufer des Owenismus mit ihrer Rückwirkung auf die Gedankengänge der Chartistenbewegung kennenlernen will, findet in Brays Werk die beste systematische Darstellung. Heinrich Cunow

---

Rudolf Jeremias Kreutz, **Die einsame Flamme.** Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 209 Seiten. Preis 10 Mark.

Romane, die das Leben in der Kriegsgefangenschaft behandeln, sind bisher nur ganz spärlich erschienen. Der vorliegende, mit großer Meisterschaft geschriebene Roman ist ein solcher. Die Handlung führt den Leser in die Einsamkeit eines sibirischen Barackenlagers. Österreichische Offiziere sind dort interniert. In Hilflosigkeit und Ohnmacht dämmern sie durch die Tage. Mit Vereinsspielereien, mit grotesken Disputen, mit tausend Oberflächlichkeiten, die fast wie seelische Entartungserscheinungen anmuten, suchen sie die Öde ihres Gefangenendaseins zu beleben. Freiheitssehnen wächst sich bei dem einen und anderen zu unglücklich verlaufenden Fluchtversuchen aus. Da klirrt in die Abgeschiedenheit dieses Scheinlebens etwas Neues, Gewaltiges hinein: in Rußland ist der Bolschewismus zur Herrschaft gelangt. Und hier liegt das Interessanteste des Romans verankert. Wir sehen den Bolschewismus werden. Sowjets gründen sich. Das Rätesystem setzt sich selbst in der entlegensten Etappe durch. Notorische Lumpen und Volksbetrüger reißen die Macht an sich, bereichern sich und mißbrauchen die Menge. Im Gefangenenlager aber wächst auch, ganz unabhängig von der Entwicklung der Dinge in der russischen Umgebung, eine kommunistisch-pazifistische Idee groß, die wie eine einsame Flamme groß und hoch und lodernd leuchtet. Eine wundervoll gemeißelte Christusfigur ersteht in dem Leutnant Riedammer, ein Edelmensch im reinsten Sinne des Wortes, der unbeirrt von Haß und Neid und Mißgunst seinen Weg geht. Unter dem rein Gedanklichen, das mit gutem Geschick mit einer tüchtigen Portion feiner Satire durchspickt ist, läuft eine Liebesgeschichte. Das landschaftliche Kolorit, die Einöde der eisigen Steppe, die schmutzige sibirische Kleinstadt, das primitive, verwahrloste Gefangenenlager sind fesselnd geschildert. Die einzelnen Personen — sowohl die Österreicher wie die Russen — sind meisterhaft hingestellt. Das Ganze wirkt wie ein Kolossalgemälde; es ist ein prächtig gelungenes Gegenstück zu den bisher bekannten, günstig aufgenommenen Kriegsromanen. Für die in Aussicht stehende internationale Bedeutung dieses Romans dürfte schon die Tatsache genügen, daß eine Übersetzung des Buches in das Dänische und Schwedische bereits in Vorbereitung ist. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13

**Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart**

Soeben ist erschienen:

# Der britische Sozialismus der Gegenwart

## (1910 bis 1920)

Von

**M. Beer**

Verfasser der Geschichte des Sozialismus in England

**Preis kartoniert M. 5.—**

Die Moskauer Dritte Internationale hat einen Feuerbrand in die Arbeiterbewegung aller Länder geworfen, der von zerstörender Wirkung zu werden droht, wenn nicht die deutsche sozialdemokratische Partei und mit ihr gemeinsam die englische Arbeiterpartei (Labour Party) die Führung in der Zweiten Internationale übernommen hätten und so einen Damm aufrichteten gegen den von Moskau ausgehenden Terror.

Auf dem Kongreß der Zweiten Internationale, abgehalten in Genf in der ersten Augustwoche 1920, spielte die britische Delegation eine leitende Rolle. Das Hauptquartier der Zweiten Internationale wurde von Brüssel nach London verlegt, dem Sitz der alten oder Ersten Internationale. Von dem Erfolg der organisierten Arbeiterklassen der Ententeländer, besonders der Englands, hängt es ab, ob eine ehrliche Revision des Versailler Friedensvertrags stattfinden wird. Dieser Umstand macht es dem deutschen Volk zur gebieterischen Pflicht, die internationale Arbeiterbewegung der Gegenwart zu studieren. Die vorliegende Schrift soll einen wertvollen Beitrag hierzu liefern.

Ferner wird in einigen Wochen zur Ausgabe gelangen:

# Sowjet-Rußland in der Wirklichkeit

Von

**Dr. L. Galin**

Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor: **Die russischen Kommunisten. — Die politischen Parteien. — Die äußere Politik. — Die Rote Armee. — Die Arbeiter und die Sowjetregierung. — Die Bauernfrage. — Kirche und Staat. — Antisemitismus und Pogrome. — Das sexuelle Problem. — Bildung und Kunst. — Die Ernährungsfrage. — Ursprung der Sowjet-Bourgeoisie. — Die russische Intelligenz in der Revolution. — Die Sowjetbeamten und anderes.**

Die Abhandlungen schildern in objektiver, von einer leidenschaftlichen Liebe zu Rußland erfüllten Form das Leben in dem Sowjetstaat, wie es sich in der gegenwärtigen Zeit für den aufmerksamen Beobachter ergibt. Wir können die Schrift als einen der wertvollsten Beiträge über Rußland, das russische Volk und die Zustände in dem Riesenreich allen, die nach Aufklärung verlangen, aufs dringendste empfehlen.

**Den Preis der Schrift können wir erst nach vollendeter Drucklegung festsetzen.**

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

# Marx, Engels und Lassalle als Philosophen.

Von Karl Vorländer. Preis kartoniert M. 5.—

I. **Marx' Anfänge.**

II. **Die Sturm- und Drangperiode:** 1. Marx 1842 bis 1845. — 2. Engels' philosophische Anfänge. — 3. Marx und Engels 1845.

III. **Die Entstehung des historischen Materialismus:** 1. Die Thesen über Feuerbach. — 2. Die „Deutsche Ideologie". — 3. Der Anti-Proudhon. — 4. Das Kommunistische Manifest.

IV. **Die Ausbildung der dialektischen Methode:** 1. Zur Kritik der politischen Ökonomie. — 2. Engels über Marx (1859). — 3. Marx und Hegel. — 4. „Das Kapital".

V. **Engels' Anti-Dühring und Feuerbach:** 1. Der Anti-Dühring. — 2. Der „Feuerbach".

VI. **Engels' letzte Modifikationen des historischen Materialismus.**

VII. **Lassalle als Philosoph:** 1. Jugend- und Universitätsjahre. — 2. Der „Heraklit". Die fünfziger Jahre. — 3. Lassalle und Fichte (1860 bis 1862). — 4. Das „System der erworbenen Rechte". — 5. Das „Arbeiterprogramm".

★

In der Vorrede zu seiner bekannten Schrift: „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" hat Friedrich Engels den Satz niedergeschrieben: „Wir deutschen Sozialisten sind stolz darauf, abzustammen nicht nur von Saint-Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel." Schon allein durch dies Bekenntnis wäre die Berechtigung zu unserem Thema, das merkwürdigerweise noch nie in diesem Sonderzusammenhang behandelt worden ist, gegeben. Unsere drei großen Theoretiker, die Begründer der deutschen Sozialdemokratie, sind nicht bloß von der Philosophie her zum Sozialismus gekommen, sondern sie haben auch über aller ihrer Beschäftigung mit Nationalökonomie, Recht, Sozialgeschichte und sonstigen Wissenschaften und vor allem über ihrer ungeheuren praktisch-politischen Arbeit den Zusammenhang mit der Philosophie niemals vergessen und niemals verleugnet. Aber auch von dem Standpunkt der Lernenden, dem Standpunkt derer, die sich in die Gedankenwelt des Sozialismus einleben wollen, sollte dasselbe gelten. Es würde nicht bloß völlige Einseitigkeit, sondern auch bedauerliche Geistesbedürftigkeit verraten, wenn der sozialistische Hand- oder Kopfarbeiter bloß in praktischer Agitationstätigkeit, daneben höchstens in volkswirtschaftlichen oder sozialgeschichtlichen Studien aufginge. Der Zusammenhang des Sozialismus mit der Philosophie, mit dem Ganzen einer Weltanschauung muß gewahrt bleiben. Wie der junge Marx schon 1844 schrieb, daß „das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen finde" und daß „der Kopf der Emanzipation [Befreiung] des Menschen die Philosophie, ihr Herz das Proletariat" sei, so hat der alte Engels die Ansicht ausgesprochen, daß gerade bei der Arbeiterklasse „der deutsche theoretische Sinn unverkümmert fortbestehe" (Schluß des „Feuerbach", 1888). Möge der deutsche Arbeiter der Gegenwart diese Zuversicht, die Engels vor einem Menschenalter zu ihm hatte, trotz aller Ungunst der Zeiten wahr machen. Ihn dabei zu unterstützen, will auch diese Schrift, welche den philosophischen Werdegang unserer großen Meister in knappen Umrissen zu zeichnen unternimmt, an ihrem kleinen Teil beitragen.

BOUND
NOV 28 1921
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07315 9777



